Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsiebenundvierzigster Band

38. Jahrgang : 1913 : Oktober—Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — London Williams & Norgate. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg:
Gostinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 147. Bandes:
Oktober / November / Dezember 1913

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Oscar S. Straus

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
London — Williams & Norgate.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg:
Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 147. Heft 469 Oktober 1913

Oscar S. Straus,

ehemaliger Botschafter der Vereinigten Staaten in Konstantinopel:

Der amerikanische Geist.

Über den Geburtstag Washingtons sind über 180 Jahre dahingegangen. Was bedeutet indes ein solcher Zeitraum im Vorwärtsschreiten des Menschentums? Nicht mehr, als eine kurze Spanne. Wir dürfen einen besonderen Segen für uns in der Tatsache erblicken, daß unsere ganze Geschichte ein offenes und leicht lesbares Buch ist, dessen Berichte weder durch Alter verdunkelt, noch durch Tradition verschleiert sind. Die Lebensbilder der Väter sind in den Rahmen der Wirklichkeit gesetzt; und so lange wir ihr Andenken wach erhalten, werden sie uns in unseren patriotischen Bestrebungen leiten, das Staatsschiff mit dem Lichte ihrer Erfahrung, ihrer Weisheit und ihres Fernblicks zu steuern. Ein Irländer soll einmal bei einem Besuche des britischen Museums vor Neros Denkmal den Hut gezogen und dies damit erklärt haben, daß er fürchte, der alte Knabe könne wieder einmal zu Macht gelangen. Heute ziehen wir voller Verehrung vor Washington den Hut, in der Hoffnung und im Gebet, daß er von Geschlecht zu Geschlecht in seiner nachhaltigen Wirkung verbleibe.

Jedes Geschlecht hat seine eignen Probleme zu bewältigen, und von der Richtigeit ihrer Lösung hängen die Festigkeit und die Wohlfahrt des Staates ab. Die Prüfungen des Mißgeschicks fielen den Vätern zu; die Prüfungen des Wohlergehens sind unser. Ihr Schicksal war, die Grundsteine der Freiheit unter volkstümlicher Regierung zu legen; das unsrige ist, diese Freiheit unter den stets wechselnden Bedingungen, welche dem Anmarsch der Zivilisation begegnen, zu bewahren. Seit dem Tage, da Washington durch einstimmige Wahl der Vertreter der Nation zum ersten ausübenden Beamten der Republik ernannt worden ist, ist die Bevölkerung von weniger als 4 Millionen zu 69 Millionen auf unserem Kontinent gewachsen; unsere Inselbesitzungen sind hierbei außer Betracht gelassen. An Territorium haben wir uns in dieser Zeit von 13 spärlich bevölkerten, dem atlantischen Ozean entlang gelegenen, seebespülten Staaten zu einem Reiche entwickelt, das von Ozean zu Ozean, von den großen Seen zum Golf reicht. Wir haben die Macht des Menschen hundertfach durch Dampf, Elektrizität und Wasser vergrößert, die Ergiebigkeit der Erde vervielfacht, und

die Lebensdauer durch Erforschung der Ursachen von Krankheit und Vorbeugungen gegen Epidemien verlängert. Diese und unzählige andere Erfolge sind Siegesmerkmale der verflossenen hundert Jahre; die meisten derselben sind während der Lebenszeit vieler derjenigen errungen worden, die noch heute im Streben und in hoffnungsfreudiger Ausschau nach ergiebigerer Verwendung der Naturkräfte für die Dienste des Menschentums mittätig sind.

In allen Zeitaltern und Klimaten ist der Ausbau eines bürgerlichen Gesellschaftssystems zur Vereinigung der Menschen unter irgend einer Form methodischer Verwaltung oder Regierung, die der Selbstsicherung oder dem Angriff dienen sollte, eine der hauptsächlichsten Maßnahmen des Menschen gewesen. Unter allen Systemen — ob unter Häuptlingen, Tyrannen, Oligarchen, Königen, Kaisern, Zaren, ob in Form von Stämmen, Geschlechtern, Staaten oder Nationen — sind Freiheit und Wohlfahrt des einzelnen Individuums zum guten Teile Abwehr- oder Angriffszwecken, zur Verherrlichung oder Sicherheit von Herrschern, Dynastien und bevorzugten Klassen geopfert oder unterstellt worden.

Die fruchtbarsten Kriegsursachen sind Rassenhaß, nationale Erbitterung und religiöse Feindseligkeit gewesen. Kirche und Staat waren in jedem, zivilisierten oder unzivilisierten, Staate so eng verbunden, daß sie die Welt in ständigem Widerstreit hielten, und Patriotismus zum Deckmantel für Verfolgung und Verfolgung zum Merkmal für Patriotismus machten. Hierzulande, in dieser Stadt, wurden vor 276 Jahren die roh gehauenen, aber unverkennbaren Grundblöcke niedergelegt, auf denen zum ersten Male eine politische Gemeinschaft aufgebaut wurde, welche nicht allein die Kirche vom Staat trennte, sondern auch jedem ihrer Mitglieder bedingungslose Gewissensfreiheit sicherte. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben", und „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst", diese zwei Gebote wurden zum ersten Male richtig gedeutet und richtig angewandt durch einen zweiten Moses, — den Apostel des amerikanischen Systems einer freien Kirche in einem freien Staate, — den unsterblichen Roger Williams. Er heiligte diese Stelle, diese Niederlassung der Vorsehung als „eine Zufluchtsstätte für die Armen und Verfolgten entsprechend ihren verschiedenen Glaubensbekenntnissen", wo „alle Menschen wandeln mögen, wie ihr Gewissen sie treibe, ein jeder im Namen seines Gottes". Im Lichte der Entwickelung gesehen, welche diese Gründung auf unserem Kontinent und anderwärts geschaffen hat, war sie die segensreichste Tat zur Förderung der Wohlfahrt der Menschheit, welche die bürgerliche Gesellschaft je in der Geschichte einem Eroberer, Könige oder Kaiser zu danken hat.

Ich bin nicht der Ansicht, daß ohne das Eintreten Roger Williams und des Rhode-Island-Geistes religiöser Freiheit die Garantien unter unseren State and Federal Constitutions in irgend einer Beziehung andere oder weniger ausgiebige wären. Es ist indessen eine Tatsache, daß der Geist Rhode-Islands,

der das materielle Gedeihen und das geistige Glück der Kolonie förderte, einen weitreichenden Einfluß auf die anderen Kolonien ausübte; er hat das Volk davon überzeugt, daß die Trennung von Kirche und Staat weder zu bürgerlicher Anarchie, noch zur Aufhebung der Religion führe; er hat zugleich einen pädagogischen Wert für die Erziehung der Volksmeinung für die völlige Trennung von Kirche und Staat als die einzige in Übereinstimmung mit wahrhafter demokratischer Gleichheit und der Freiheit des Einzelindividuums stehende Verfassungsform gehabt. Religiöse Toleranz in dem römisch-katholischen Maryland und der anglikanischen Kolonie von Virginia mit ihrem bedeutenden Kontingent Andersgläubiger hat wesentlich zum Erfolg beigetragen.

Zwischen der Begründung religiöser Freiheit und der der politischen, zwischen dem Freiheitsbrief Rhode-Islands und der Unabhängigkeitserklärung, lagen nur 113 Jahr; aber es waren Jahre wundervollen Wachstums und mächtiger Entwickelung von Freiheitsidealen in einem jungfräulichen Boden. Der kleine, in Rhode-Island eingewurzelte Schößling war zu einer majestätischen Eiche ausgewachsen, deren Zweige sich über 13 Staaten breiteten; in ihrer Kraft und Größe bildete sie ein Sinnbild dafür, daß religiöse und bürgerliche Freiheit eins und unzertrennlich sind. Der Unabhängigkeitskrieg war von der ausgesprochenen Hoffnung und Absicht beseelt, individuelle Freiheit breiter zu gestalten und zu sichern; diese Hoffnung wurde von weisen, mit prophetischer Regierungsklugheit begabten Männern in dem Charter unserer verbündeten Einheit, der Konstitution der Vereinigten Staten, zur Verwirklichung gebracht. In der Einleitung der Konstitution lesen wir, sie sei angenommen worden „zur Sicherung der Segnungen der Freiheit für uns selbst und unsere Nachkommenschaft". Im Gegensatz zu den geschichtlichen Republiken, welche Regierungsformen von Stadtstaaten oder umschriebenen Gebieten darstellten oder undemokratische Republiken aristokratischer Klassen waren, blieb es unsern Vätern vorbehalten, eine demokratische Republik für gleiche Rechte aller Menschen zu errichten und ihre Grundfesten auf die breite Basis eines gemeinsamen Menschentums zu stellen. Damit die demokratische Regierungsform die Irrtümer alter Republiken vermeide und ihren Unglücksfällen entgehe, anderseits aber der Regierung eines Kontinents mit immer anwachsender Bevölkerung angepaßt werde, wurde das Repräsentativsystem für jede Einheit und für das Ganze angenommen, so daß der Regierungskörper gleichsam eine verkleinerte Photographie des Volkes in dessen einzelnem und gemeinsamem Umfang wurde.

Allgemeine Wahl hat, wie die Willensfreiheit, ihre Fallen und Gefahren; sie verschärft die prophetische Mahnung, daß „ewige Wache der Preis der Freiheit" sei. Zu keiner Zeit unserer Geschichte ist diese Wache strengere Pflicht des Volkes dieses Landes gewesen, als jetzt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Regierungsformen in keiner Zeit der Geschichte sorgsamerem Studium und gewissenhafterer Analyse unterworfen worden sind, als es von der Seite der Väter

unserer Republik und den Mitgliedern der Konvention, welche die Konstitution durchberaten und geformt haben, geschehen ist. Die Republiken alter und moderner Zeit wurden einer Zergliederung und der strengsten Durchforschung ihrer unterscheidenden Merkmale ausgesetzt, um die wahren Ursachen ihres Verfalls und Niederganges zu ergründen; der Föderalist ist ein Denkmal dieses Studiums.

Daß eine volkstümliche Regierung der Verderbtheit und dem Mißbrauch unterworfen ist, erkennen wir voll an. Wir haben stete Erinnerungsmomente und Beispiele dafür in Überzahl; und zwar keine fruchtbareren, als in unserer munizipalen Verwaltung und den verderblichen Machtgewalten der „bosses", die sich bereichern, indem sie die willigen Werkzeuge räuberischen Reichtums werden, der ihnen die Mittel gibt, die Wahlmacht vom Unwissenden und Verderbten zu erkaufen. Das ist nicht der Fehler unseres demokratischen Systems, sondern das liegt ausschließlich an der Vernachlässigung der Bürgerpflicht auf seiten des Durchschnittsbürgers, so daß die Regierung, welche die Vertretung der höchsten Interessen des Volkes sein sollte, einer Verschwörung gegen jene Interessen zur Beute fällt. Zu keiner Zeit aber und in keinem Staate, in dem solche Mißbräuche aufgetaucht sind, haben sie gegen das wachgerufene öffentliche Gewissen der Wählerschaft standhalten können; diese Tatsache ist in sich selbst der beste Beweis dafür, daß der Fehler nicht am System, sondern ganz einfach und allein an der Wählerschaft liegt.

Wir weisen mit Stolz auf unsere ungeheuren Hilfsquellen, unseren Reichtum, unsere Bevölkerung, unsere nationale Größe und innere Kraft hin. Eine übertriebene Hingabe an Bescheidenheit und Demut ist niemals ein amerikanisches Charakteristikum gewesen; unsere patriotischen Festtage haben ein Selbstbewußtsein und ein Gefühl des Selbstvertrauens erzeugt, die — ob auch im Auslande streng kritisiert — in unseren Errungenschaften und unserer Geschichte ausgiebige Unterstützung finden. So lange wir den Geist, der uns in der Vergangenheit geleitet hat, lebendig erhalten und ihn auf Probleme verwenden, die uns vor Augen stehn, können wir getrost auf unsere Fähigkeit bauen, eine Lösung zu finden, welche unserer Größe entsprechend unsere wahre nationale Bedeutung stärken wird. Kein größeres Unglück kann eine Nation heimsuchen, als daß sie sich von aller lebenden Verbindung mit ihrer eigenen Vergangenheit abschneidet, wie Frankreich es in seiner Revolution getan hat. Wir haben den Einwanderer und vor Verfolgung und Intoleranz Flüchtigen von allen Nationen freiherzig aufgenommen, ihm die Menschenrechte übertragen und ihn in unser politisches System eingebürgert. Diese Einwanderer haben alle unsere Industrien offen, ebenso sind die öffentlichen Schulen für ihre Kinder unentgeltlich; und welcher Art Übelstände auch immer der durch ihre Zahl verursachte Andrang von Zeit zu Zeit im Gefolge hatte — sie sind lediglich temporäre; sie verschwinden in dem großen Schmelztiegel der Assimilation und der patriotischen Hingabe an die Segnungen amerikanischer Freiheit.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die neuen Ankömmlinge in jeder Krise unserer Geschichte, im Frieden und im Kriege, zu unserer ökonomischen Wohlfahrt und der Unterstützung der Regierung, sogar über ihre Quote hinaus, beigesteuert haben. Das Kriegsministerium schätzte in einem, 1905 veröffentlichten Memorandum die Gesamtzahl der während des Bürgerkrieges in Militär- und Flottendienst der Vereinigten Staaten eingegliederten Personen auf 2 213 365; von dieser Zahl war, entsprechend dem im Jahre 1908 vom Vorsteher des statistischen Bureaus, O. P. Austin, nach allen zugänglichen Daten vorgenommenen Abzug, der Prozentsatz von Personen ausländischer Geburt nicht weniger als 20, und nicht mehr als 25. Demnach war die Gesamtzahl der Personen ausländischer Geburt, die während des Bürgerkrieges im Bundesdienst standen, annähernd eine halbe Million. Präsident Lincoln erwähnte in seinen Botschaften wiederholt mit Dankesgefühl die große Hilfe, welche die neuen Ankömmlinge dem Lande geleistet haben, und in seiner Jahresbotschaft von 1864 sagte er: „Ich betrachte unsere Einwanderer als einen der hauptsächlichsten nachfüllenden Ströme, welche von der Vorsehung bestimmt sind, die Verwüstungen inneren Krieges und dessen Zerstörung von nationaler Kraft und Gesundheit auszugleichen."

Das amerikanische Ideal von der Freiheit des Individuums umschließt das Recht der Zuwanderung. Das wurde von Anfang an anerkannt; durch den Akt vom 27. Juli 1868, der in den revidierten Bundesstatuten Aufnahme gefunden hat, ist vorgesehen: „Das Recht der Expatriierung ist ein natürliches und angeborenes Recht eines jeden, das für den Genuß der Lebensrechte, der Freiheit und das Suchen nach Glück unerläßlich ist . . . Deshalb wird jede Erklärung, Anweisung, Meinung, jeder Befehl, jede Entscheidung jedes Beamten der Vereinigten Staaten, die das Recht der Expatriation versagt, einschränkt, beeinträchtigt oder in Frage stellt, als mit den Grundprinzipien der Republik für unvereinbar erklärt." Erst neuerlich, Dezember 1911, hat es sich darum gehandelt, die Heiligkeit und Solidarität unseres Bürgertums im eigenen Lande und im Auslande aufrecht zu erhalten und zu bewahren. Es galt, Rußlands willkürliche unterschiedliche Behandlung gewisser Klassen unserer Bürger auf Rassengrundlage hin und anderer Klassen auf Grund der Religion — eine Behandlung, welche den ausgesprochenen Bedingungen unseres Handelsvertrages von 1832 entgegenlief — zu verhindern; und unsere Regierung kündigte Rußland den Vertrag; derart kennzeichnete sie nachdrücklichst unsere historische Stellung und erklärte, daß wir, wo auch immer menschliche Interessen mit materiellen zusammenfließen, die Menschenrechte über Eigentum stellen, „den Menschen über den Dollar".

Wir sind eine kommerzielle Nation, aber keine kommerzialisierte. Der amerikanische Geist ist im Frieden und im Kriege ein Geist der Freiheit und der Humanität. Mit einziger Ausnahme unseres Krieges mit Mexiko vielleicht, ist kein Krieg von uns je unternommen worden, es sei denn zur Verteidigung von Menschenrechten. Für sie nahmen wir den Krieg mit Groß-Britannien im

Jahre 1812 auf, ebenso den Bürgerkrieg von 1861 und den Krieg mit Spanien im Jahre 1898.

Um diese Rechte in Frieden und Freundschaft zu sichern, waren wir die ersten unter den Nationen, welche die Sache des Schiedsspruchs, wie auch die Errichtung des Haager Schiedsgerichtshofs förderten. Unter Inspiration und Führerschaft des Präsidenten Taft haben wir Schiedsgerichtsverträge für alle internationalen Differenzen, unter Einschluß von Ehrenfragen und Fragen von vitalen Interessen, mit Groß-Britannien und Frankreich geschlossen. Unser Ruhm und unsere der Menschheit geleisteten Dienste werden bei weitem größer und von längerer Dauer sein, als die Lorbeeren, welche entscheidende Weltschlachten den siegreichen Nationen gewähren, wenn wir beim Abschluß dieser einzelnen Verträge nicht stehen bleiben und hierdurch den Weg weisen, auf dem wir die Nationen von den Schrecknissen des Krieges unter die Majestät des Gesetzes bringen. Dann wird es wirklich wahr werden, was Sumner prophezeite: „Das Vorbild der Vereinigten Staaten wird für die Eroberung der Welt mächtiger sein, als Armee und Flotte."

Wenn wir zum Schlusse die großen Epochen unserer Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage zusammenfassen, so sind es diese: Die Begründung religiöser Freiheit, die Sicherung unserer politischen Unabhängigkeit, die Bildung einer Bundesrepublik unter einer festgelegten Konstitution, die Abschaffung der Sklaverei und die Erhaltung der Union, die Belebung der Prinzipien sozialer Gerechtigkeit und unsere Führerschaft in der Förderung des Schiedsgerichtswesens, des Weges zum Frieden unter den Nationen. Das sind die rühmlichen Beiträge unseres Landes zur Wohlfahrt seines Volkes und der Menschheit.

* * *

Mit diesen Ausführungen des amerikanischen Staatsmannes, die das erste Kapitel seines jüngst erschienenen Buches: „The American Spirit" bilden, vergleiche man die nachfolgenden Beiträge des früheren Präsidenten der Harvard-University, Dr. Ch. W. Eliot, und die Antwort des bekannten deutsch-amerikanischen Philosophen Hugo Münsterberg von der Harvard-University. Die Amerikaner waren einstmals unsere Schüler. Jetzt treten sie vielfach als Lehrer auf. Oscar S. Straus, der dreimal amerikanischer Botschafter in Konstantinopel und zuletzt Handelsminister unter Taft war, gehört zu jenem Typus des „königlichen Kaufmanns", der seine Mußestunden wissenschaftlich-literarischen Neigungen widmet. In England ist dieser Typus seit George Grote heimisch. Grote gehörte einem allerersten Bankhause der City an, und schrieb im „Nebenberuf" seine „History of Greece", die uns auch in einer sechsbändigen deutschen Ausgabe zugänglich ist. Oscar S. Straus stand einem Welt-

hause in Newyork vor, was ihn nicht hinderte, als aktiver Staatsmann an sichtbarer Stelle hervorzutreten und daneben Werke wie „The origin of Republican Form of Government in the United States", „Roger Williams, the Pionier of Religious Liberty" usw. herauszugeben. Von den 23 Kapiteln seines neuen Buches haben wir mit gütiger Erlaubnis des Verfassers gleich das erste, das dem Buche die Richtung weist, hier wiedergegeben. Den politisch Interessierten möchten wir aber auch das zweite Kapitel „Humanitarian Diplomacy of the United States" warm ans Herz legen.

Der Herausgeber.

Dr. Ch. W. Eliot,

Ex-Präsident der Harvard-Universität:

Amerikas Dankesschuld an Deutschland.

Festrede.

Amerikas Schuld an Deutschland ist das mir zugedachte Thema. Ich soll hauptsächlich über die Schuld im Erziehungswesen sprechen. Amerikas Verpflichtungen gegen Deutschland sind in der Tat große und tiefgehende; sie beziehen sich auf Literatur, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Religion. Diese sind von dem einen Lande zunächst durch Einzelpersonen ins andere übertragen worden. Pioniere gingen von Amerika hinüber, um im deutschen Lande, nachdem sie hier eine Teilerziehung genossen hatten, gründlicher und tiefergreifend zu studieren. Diese Errungenschaften kamen dann aber auch von Instituten, jenen deutschen Universitäten, welche die ersten amerikanischen Studenten im ersten Teil des 19. Jahrhunderts bezogen; und doch wie reich, wie frei, wie stark waren sie! Ich entsinne mich einer Gruppe junger Männer, die im ersten Fünftel des 19. Jahrhunderts aus der Nähe Bostons an eine deutsche Universität zog. Einer unter ihnen war George Tichenor, der hernach der Historiker der spanischen Literatur und der Autor des noch heute besten Buches über dieses Thema wurde. Ein anderer war Geo. Bancroff, der nach seiner Rückkehr zuerst Lehrer, dann Verfasser der Geschichte der Vereinigten Staaten und dann später amerikanischer Botschafter in Berlin wurde. Ein Dritter war Frederick H. Hedge, auch aus Neu-England stammend, der in späterer Zeit zuerst Minister und dann Professor deutscher Literatur an der Harvard-Universität wurde. Das war eine Gruppe von drei Männern, die voll von intellektueller Eroberungslust nach Deutschland zogen, um alles, was sie an Literatur, Wissenschaft oder Kunst finden konnten, sich anzu-

eignen. Sie bestrebten sich, die erzieherischen Institutionen Deutschlands zu studieren, in der Hoffnung, wertvollen Samen und gute Früchte heimwärts zu tragen, welche hier, in diesem verhältnismäßig unentwickelten, handelsbeflissenen Lande mit seinen vielfach von ungemessenen Wildnissen kaum abgegrenzten Gebieten zur Anpflanzung kommen könnten. Und was heimsten sie nicht alles ein! Sie brachten verschiedene Wissenschaften, mannigfache Fertigkeiten nach Hause. Die Vielfältigkeit von Wissen, die an den deutschen Universitäten in dieser frühen Zeit zu erlangen war, war ihnen etwas Staunenswertes, unbeschreiblich reich und mannigfach; zudem zeigten sie zu gleicher Zeit dem Amerikaner jene edle deutsche Politik akademischer Freiheit, einer Freiheit, die dem Studenten wie dem Lehrer im gleichen Maße galt. Sie beobachteten den Aufbau der deutschen Universität, ihre Gliederung, ihren Formenbau; sie brachten die Kenntnis der Institution heim, welche damals auch in Deutschland noch jung war, der großen Lehrsätze, die aus der deutschen protestantischen Reformation keimten, sich aus einer Saat entwickelten, welche zu dieser Zeit in Deutschland von Deutschen angepflanzt worden war. Zuerst Volkserziehung, allgemeine Bildung, die dem Einzelnen Verantwortlichkeitsgefühl einpflanzte, dann bürgerliche Freiheit, Freiheit in Industrie, Gesellschaft, Regierung, Freiheit mit gesetzlicher Ordnung. Diese zwei großen Prinzipien haben im protestantischen Deutschland ihren Aufstieg genommen, und Amerika ist der größte Benefiziat dieser Lehre gewesen.

Jenen Pionieren von Neu-England ist nun ein großer Strom amerikanischer Jünglinge gefolgt, welche hinüberzogen, um an den deutschen Universitäten jene Erfahrung zu vergrößern, neue Beobachtungen zu machen, die Lehren der Wissenschaft aufzunehmen, zu lernen, tief, gründlich und scharf zu denken. Und dieser Strom ist rückwärts über unser ganzes Heimatland geflossen und hat es mit deutschem Denken und deutscher Methode befruchtet.

Und diese Männer, die nach Tausenden zählen, haben noch ein Anderes von Deutschland nach Hause gebracht, nämlich den Geist wissenschaftlicher Forschung, der jetzt in der gleichen Methode und im gleichen Geiste auf allen Gebieten des Wissens zur Entwickelung kommt. Wissenschaftliche Forschung ist von Tausenden amerikanischer Studenten und Lehrer in Deutschland erworben worden. Bedenken wir, welch' eine intellektuelle Gabe Deutschland hiermit Amerika dargeboten hat! Es ist wohl wahr, daß Amerika Deutschland, England, Frankreich und Italien für diesen vollendeten Geist und die Methode der Forschung verpflichtet ist; Amerika schuldet indes Deutschland deshalb mehr, als allen genannten Ländern, weil der Umfang deutscher Forschung größer und breiter ist, als der in irgend einem der genannten Länder sichtbar gewordene.

Es gibt noch ein weiteres Band, das Deutschland und Amerika vereinigt und einmal, wie ich glaube, in eine Phase praktischer Greifbarkeit treten wird. Die teutonischen Völker legen einen höheren Wert auf Wahrheit in Rede, Gedanken und Handlung, als irgend welche andre Völker. Deutschland und

Amerika, England, Skandinavien und Holland sind in diesem Betracht eins; sie alle lieben Wahrheit, suchen sie, werben um sie, sie achten den Mann, der selbst zu seinem eigenen Schaden wahr spricht und handelt.

Bacon, der Engländer, sagt von der Wahrheit: „Sie ist das erhabenste Gut der Menschennatur". Wohlan, das ist, was alle Teutonen glauben. Sie lieben die Wahrheit, werben um sie, sie wollen ihre Handlungen auf Tatsachen, nicht auf Einbildung, auf Wahrheit, bewiesene Wahrheit, nicht auf Phantasie gründen. Ich behaupte: hier ist ein Verbindungsband gefunden, eine wirkliche Gleichheit von Geist, eine Gemeinsamkeit von Hingabe, von Verehrung unter allen teutonischen Völkern. Wollen wir hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit diese gemeinsame Verehrung und Hingabe in gemeinsamer, segensreicher Handlung ihre Krönung finden wird.

Professor Hugo Münsterberg

(Harvard-Universität):

Deutschland und Amerika.

Antwort auf die Festrede von Eliot.

Unsre zwei großen Universitätspräsidenten haben zu den jungen akademischen Geschlechtern Amerikas in äußerst eindrucksvollen und erhebenden Worten über deutsche Gelehrsamkeit im Laufe des Jahrhunderts gesprochen. Sie hinterließen für mich das Gefühl, daß die Universitätspräsidenten, wie gewöhnlich, etwas vor uns Professoren vorausheben, indem sie mir nichts übrig gelassen haben; wollte ich doch gerade über jenes Thema sprechen. Ich beabsichtigte, über jene Inspirationen zu sprechen, welche während des Jahrhunderts von jenen großen Philosophen und großen Gelehrten auf uns überkommen sind, wie sie zu ihrem Trieb, zu ihren Ideen, zu ihrer Forschungsweise gekommen seien usw. So bleibt mir denn offenbar kein anderer Weg, als die Vergangenheit zu verlassen und den gefährlicheren Boden der Frage zu betreten, wie es heute aussieht. Wir dürfen nicht vergessen, daß seit jenen Tagen, in denen Präsident Eliot und seine Freunde als junge Studenten die deutschen Universitäten bezogen, große Kriege geführt, große Industrien ausgebaut worden sind, Deutschland reich und stark geworden ist und für viele sich die Frage erhebt: Wie ist in der Wissenschaft dieser wunderbare Wechsel von den seltsamen alten Sitzen von Forschung und Poesie zu dem übermodernen Marktplatz, auf dem wir Lärm und Gedränge finden, vor sich gegangen? Wir hören hier sehr oft die Stimmen derer, welche mit einer gewissen Herablassung über modernes, deutsches Gelehrtentum sprechen.

Wir treffen Bewunderer des französischen Glanzes, die behaupten, deutsches Gelehrtentum entbehre heute der Gedankenfeinheit und -schärfe; ebenso Freunde englischer Kultur, denen deutsches Gelehrtentum eng und pedantisch ist; zuletzt stürmische Pioniere westlicher Wissenschaft, die deutsches Gelehrtentum für zu unpraktisch, zu abstrakt erklären. Nun wohl! Ich bin davon überzeugt, daß ein guter Teil dieses Tadels mehr auf Erörterungen von unbeholfenen Anfängern, als von Meistern hinausläuft. Trotzdem ist es leicht zu verstehen, wie im Augenblicke, da hierzulande die nämliche Unabhängigkeit von dem staffelweise aufsteigenden Schulwesen deutschen Vorbildes einsetzte, ein gewisses Mißtrauen aufstieg, eine Reaktion gegen die alten Lehrmeister sich erhob. Zudem muß anerkannt werden, daß Deutschland heute nicht so viele führende Gelehrtenzentren besitzt, wie vor 30, 50 oder 100 Jahren. Die Entfaltung politischer und ökonomischer Energien hat die zugänglichen Quellen der Führerschaft untergraben, ja es darf geradezu behauptet werden, daß die Wissenschaft in unsern Tagen sich nicht mehr auf das einzelne Genie, sondern eher mehr auf Zusammenarbeit zu stützen hat. Die Methoden industrieller Wirksamkeit haben auch in gewissem Maße die Verjüngung gelehrter Kreise behindert, und vor allem hat der Abstand des amerikanischen vom deutschen Gelehrtentum eine immer größere Minderung erfahren und ist auf vielen Gebieten ganz geschwunden. Wenn dies alles aber auch anerkannt wird, bleibt immer noch eine Überzeugung, ein Element im deutschen Gelehrtentum auch heute übrig, das immer noch einzig geartet ist und nahezu unnachahmbar zu sein scheint. Ich glaube, es ist nicht eine Frage der Forschung, der Methode oder überhaupt irgend einer besonderen Artung, vielmehr etwas, das weit tiefer liegt. Als ich vor zwei Jahren Austauschprofessor in Berlin war, veranlaßte ich im Namen des amerikanischen Instituts bei 300 z. Zt. an deutschen Universitäten immatrikulierten Studenten eine Umfrage zur Feststellung, was sie am meisten an den deutschen Universitäten gefesselt habe, und worin sie den größten Nutzen von ihnen gezogen zu haben glaubten. Es war eine überraschende Erfahrung für mich, aus den Antworten der Studenten zu sehen, daß sie als den wichtigsten Teil nicht irgend einen Lehrgegenstand ansahen. Sie waren davon überzeugt, daß sie diesen in ihrer Heimat ebensogut hätten haben können. Alle aber behaupteten, es herrsche dort ein Element von Begeisterung für Wissen, eine Haltung studentischer Hingabe und ein Drang nach Gelehrsamkeit, die sie in ihrer Stärke niemals zu Hause gekannt haben; und ich glaube, ihr Instinkt führte sie den rechten Weg. Dieser treue Glaube an den Ewigkeitswert von Wissen und Gelehrsamkeit ist im letzten Grunde die geheime Quelle der deutschen Gelehrten-Errungenschaft. Die amerikanischen Studenten lesen gerade so viel wie die deutschen; unter den deutschen Studenten sind aber mehr solcher, die ein glühendes Verlangen nach Wissen in sich tragen, die alle ihre Hilfsmittel in Forschung senken und wundervolle Nächte in erregten Debatten über wissenschaftliche Probleme mit ihren Freunden verbringen.

Ich bin der Überzeugung, daß ebenso, wie jeder junge Künstler noch heute seine Wanderfahrt nach dem geheiligten Boden Italiens unternehmen muß, jeder junge amerikanische Student immer noch an die deutschen Universitäten gehen sollte; nicht, um ihre besondere Methode der Forschung oder irgend etwas anderes zu lernen, sondern um in Berührung mit jenem einzigartigen Geist zu kommen. Die Krone intellektueller Meisterschaft kann dieser Nation nur dann werden, wenn jener Geist einmal ihre intellektuelle Atmosphäre gänzlich durchdringen wird.

Vor einigen Tagen brachte eine führende Newyorker Zeitung einen Leitartikel über die Mißachtung, mit der die Amerikaner den Beruf der Lehrer, Gelehrten und Professoren bedenken. Die „Newyorker Times" wies darauf hin, daß der amerikanische Durchschnittslehrer und -Professor, nach amerikanischen Begriffen von Literatur, nicht ein notwendigerweise hervorragender, sondern ein Mann sei, der unpraktisch und nahezu grotesk sei. Der Hauptgrund hierfür — sagt die „Times" — ist offenbar die Überzeugung, daß die meisten Mitglieder dieses Berufs während ihres Lebens arm oder so gut wie arm bleiben, so daß die mehr unternehmungssinnigen und ehrgeizigen jungen Leute nicht in diesen Beruf wollen. Nun! Ich habe das Empfinden, daß dies ungerechtfertigt, stark übertrieben ist. Zu einem gewissen Teile mag dieses Vorurteil in bezug auf Schullehrer noch vorherrschen; aber die amerikanische Nation hat heute zu unterscheiden gelernt zwischen dem Schullehrer und dem produktiven Gelehrten, welcher der einzig wahre Lehrer einer wirklichen Universität ist; und die Kultur der Nation hat den Standpunkt erreicht, auf dem die öffentliche Meinung im ganzen wohl zu unterscheiden weiß zwischen jenen, die kein Geld verdienen, weil ihnen die Fähigkeit hierzu fehlt, und jenen, die kein Geld verdienen, weil sie viel wichtigere Dinge zu tun haben.

Wenn nun aber auch jene pessimistische Schilderung m. E. übertrieben ist, glaube ich nicht, daß jemand das Recht hat, abzuleugnen, daß ein Körnchen Wahrheit in ihr steckt. Gelehrtentum hat in unserm Lande noch nicht die Stellung erworben, die ihm gebührt. Es ist kein Zufall, daß die Stellung eines Universitäts-Professors lediglich durch ihren sozialen Charakter und öffentliche Anerkennung die feinsten und edelsten Geister stets angezogen hat; und ich bin der Ansicht, daß dieser Zustand gerade auf jenem Unterschied der Haltung gegründet ist. Es ist nicht eine Frage der Wirksamkeit und Errungenschaft von Forschung und Methode. Lediglich eine Frage der Haltung. So lange wie Gelehrsamkeit im ganzen von einem individuellen Gesichtspunkt betrachtet wird, können höchste Stellung und große Gelehrsamkeit nicht zur Entwickelung gelangen. Dieser Gesichtspunkt gibt der Gelehrsamkeit die Bedeutung und wohl abgegrenzte Wirksamkeit, daß es für des Menschen Lebensarbeit nur dann von Nutzen sei, wenn es für den Einzelnen in seinen Errungenschaften und Kämpfen von Nutzen ist. In Deutschland herrscht gerade die entgegengesetzte Vorstellung.

Gelehrsamkeit, Schönheit und Sittlichkeit sind Werte in sich selbst; ihnen zu dienen, gilt als ein Ziel, das nicht in Anbetracht der Nutzbringung gerühmt wird. Die Amerikaner sind immer noch zu sehr der Gelehrsamkeit mit der Absicht zugeneigt, ihre Herren zu sein, während die Deutschen danach suchen, ihr zu dienen. Den Amerikanern ist Gelehrsamkeit ein Handwerkszeug, den Deutschen ein Altar. Den Amerikanern ist deshalb der Gelehrte ein Handwerker, den Deutschen ein Priester; Handwerker können nie die Führer einer Nation sein. Nun könnten manche behaupten, dieses sei wohl die wirkliche Sachlage, wir haben sie aber hinzunehmen, wie sie ist; der deutsche Gesichtspunkt sei des Deutschen, der des Amerikaners des Amerikaners. Entspricht aber ein solcher Gedanke in der Tat unserm heutigen Gesichtspunkt bzw. der amerikanischen Nation? Die amerikanische Nation war lange Zeit mit einer willkürlichen Konstruktion amerikanischer Geschichte zufrieden, in der die englischen Abkömmlinge die Gastgeber und alle andern nationalen Elemente die Gäste waren, so daß die Gäste nur eine Pflicht hatten, die nämlich, sich zu assimilieren, die Gedanken des Gastgebers anzunehmen und ihrer Förderung beizustehn. Das ist wahr. Der Gedanke hat aber langsam eine Änderung erfahren; wir verstehen allmählich mehr und mehr, daß diese Nation eine Mischung all der starken Nationen ist, die nicht von gemeinsamer Vergangenheit, sondern von gemeinsamem Glauben an die Zukunft zusammengehalten wird, daß nicht England, sondern das ganze Europa amerikanisches Land sei. Wenn dies aber ihre Ansicht ist, ändert es sicherlich die Stellung; es befreit die nicht-englischen Elemente von jener künstlichen Pflicht und künstlichen Aufgabe, ihre charakteristischen Züge zu unterdrücken, und setzt heute an Stelle derselben als ihre höchste Pflicht die Hergabe des Besten, was sie in sich tragen, d. h.: ihre höchsten und edelsten Ideale werden für das Land, in dem sie gelebt haben, dienstbar gemacht.

Und ich glaube, wir Deutsch-Amerikaner, wir Deutsche in Amerika, können sicherlich nicht vergessen, daß wir am Vorabend der Enthüllung des Denkmals von Carl Schurz nicht ruhig die Entwickelung der Ideen über Gelehrsamkeit und die Stellung zum Gelehrtentum, die niemals zum höchsten Ziele führen kann, mitansehen können. Wieviel wir auch immer von den charakteristischen amerikanischen Idealen lernen können, auf allen andern Gebieten haben wir Deutsche die Pflicht, unseren Gedanken über Gelehrsamkeit und Wissen, welche wir über den Ozean gebracht haben, treu zu bleiben; und wir wissen und sollten niemals vergessen, daß wir dem Lande, dessen Fortschritt wir dienen wollen, nichts Edleres und Feineres bringen können, als gerade diese Religion der Gelehrsamkeit, diesen Glauben an den ewigen Wert von Wahrheit und Schönheit.

Sir Francis Trippel (London),

Ehrensekretär der „European Federation League“:

Wilhelm II. als Friedensfürst.

Der menschliche Charakter ist keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Wesenheit. Das gilt von den meisten Menschen, trifft aber besonders zu in seiner Anwendung auf einen so vielseitigen und reichbegabten Herrscher wie den Deutschen Kaiser, der jetzt das sechsundzwanzigste Jahr seiner Friedensregierung angetreten hat. Wilhelm II. ist ein Mann vieler Talente und eines großen Gesichtskreises. Wir haben ihn Armeen und Flotten kommandieren und dirigieren sehen. Wir haben ihn mit fachwissenschaftlicher Kenntnis über Architektur, Kunst, Literatur, Schiffbau und Agrikultur abhandeln gehört. Wir haben ihn predigen, malen, komponieren und ein Orchester leiten gesehen und gehört. Allgemein sieht man in ihm vornehmlich den Kriegsherrn Deutschlands, die Verkörperung der gepanzerten Faust, einen Mann mit Helm und gleißendem Küraß, der den Frieden Europas in seinen Händen hält. Den meisten ist er ein Rätsel. Der Schreiber dieser Zeilen hat die Ehre gehabt, ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in den norwegischen Gewässern zu treffen; und der unauslöschliche Eindruck, den er von ihm mitgenommen, ist der eines liebenswürdigen Gastgebers, eines Mannes, sprühend von Lebenskraft, der mit seltener Kenntnis über jedes Thema sich zu unterhalten und seine Zuhörer mit dem unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit gefangenzunehmen weiß.

Wilhelm II. liebt Armee und Flotte; viele glauben, daß er auch den Krieg liebe und gern in den Krieg zöge, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. Es ist wahr, daß die deutsche Regierung in Südafrika, den Philippinen, Venezuela, China, Marokko und anderwärts eingegriffen hat, aber nach meiner Ansicht hat der Deutsche Kaiser ebensowenig je den Krieg gesucht, wie er ihn jetzt sucht. Wenn er Krieg gesucht hätte, würde Deutschland kaum während seiner Regierung in ununterbrochenem Frieden gelebt haben, denn an Vorwänden für Kriege hat es nicht gefehlt.

Der Deutsche Kaiser ist vor allem ein gewissenhafter Mann, sowie ein Mann strengen Gefühls für Verantwortung. Wie jeder religiöse und strengdenkende Mann strebt er danach, seine Pflicht zu tun und den besten Gebrauch von seinen seltenen Gaben und den sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu machen. Er sieht in der Herrscherwürde ein großes Vertrauensgut, das mit gewissenhafter Vorsicht verwaltet werden muß. Sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl läßt ihn keine persönliche Politik verfolgen. Vor allem ist er ein guter Deutscher. Wie er häufig betont hat, hält er sich vor Gott und Nachwelt für seine Handlungen

aufs strengste verantwortlich; er strebt danach, Deutschland auf dem rechten Wege zu leiten und das Glück seines Volkes zu vermehren.

Die deutsche Konstitution hat für Wohl oder Übel gewaltige Machtmittel in die Hand des Kaisers gelegt. Er erklärt Frieden oder Krieg, hat den Oberbefehl im Kriege über Armee und Flotte, beruft seine Minister, ernennt und entläßt sie. Er hat die erste und entscheidende Stimme in vielen Staatsangelegenheiten. Seine Macht ist bei weitem größer, als die des Königs von England oder die des Präsidenten der Vereinigten Staaten, denn das deutsche Parlament hat nur begrenzte Macht.

Da der Kaiser in der Tat der Verwaltungsdirektor des Deutschen Reiches ist, ist es seine Pflicht, die Wohlfahrt seines Volkes zu befördern. Die größten Segnungen, welche der Kaiser aber seinem Volke bringen kann, sind Frieden und materielle Wohlfahrt. Diese Segnungen hat Wilhelm II. den Deutschen gebracht. Während der fünfundzwanzig Jahre der Regierung des Kaisers hat Deutschland Frieden gehabt. Ich könnte leicht Zahlen beibringen, welche beweisen würden, daß Deutschlands Reichtum während seiner Regierung sich wenigstens verdoppelt hat. Wilhelm II. kann also das Verdienst für sich beanspruchen, den Frieden erhalten und Deutschlands Reichtum verdoppelt zu haben oder noch mehr.

Frieden und materielle Wohlfahrt gehen Hand in Hand. Da letztere ohne Frieden nicht existieren kann, strebt Wilhelm II. danach, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu sichern. Jedoch, si vis pacem, para bellum. Deutschlands geographische Lage ist eine ungünstige. Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß Deutschland an zwei und vielleicht noch mehr Seiten angegriffen werden kann, während Frankreich nur seine östliche, Rußland seine westliche und Italien seine nördliche Grenze gegen einen Einfall von seiten mächtiger Armeen verteidigen muß. Überdies sind Deutschlands Landesgrenzen nicht durch ungeheure Bergzüge geschützt, sondern stehen offen. Infolge seiner zentralen Lage ist Deutschland in der Vergangenheit stets das Schlachtfeld Europas gewesen. Was aber durch das Schwert gewonnen worden ist, kann durch das Schwert verloren gehen. Da Deutschland im Zentrum Europas liegt und einem gleichzeitigen Angriff von seiten verschiedener der großen Militärmächte Europas ausgesetzt ist, kann es nur in Frieden leben, wenn es eine überaus starke Armee hat.

Eine beispiellose Reihe siegreicher Kriege hat das moderne Deutschland geschaffen und Deutschlands Selbstvertrauen zur höchsten Staffel gesteigert. Dieses Gefühl von Selbstvertrauen könnte aber zur Vernachlässigung militärischer Schlagkraft führen, die der ähnelte, die nach dem Tode Friedrichs des Großen Preußens Sturz herbeigeführt hat. Aus diesen Gründen hält es Wilhelm II. für seine Pflicht, sein Land durch Wort und Tat auf der Höhe zu erhalten; er predigt deshalb bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Bereitschaft für den Tag der Prüfung.

Deutschland ist bedeutend kleiner, als der Staat Texas. Es hat 67 000 000 Einwohner, und seine Bevölkerung wächst jährlich um nicht weniger als achthunderttausend Seelen. Das Land ist jetzt schon weit dichter bevölkert als Frankreich und nahezu ebenso dicht wie das Vereinigte Königreich Britannien. Deutschland wird von Jahr zu Jahr mehr von der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohmaterial abhängig; es kann nicht mehr lange dauern, daß der anwachsende Druck der Bevölkerungsfrage eine sehr bedeutende Auswanderung verursachen muß. Es ist sehr natürlich, daß die meisten der führenden Männer in Deutschland dafür halten, die deutsche Auswanderung, die kommen muß, nach den in gemäßigter Zone gelegenen deutschen Kolonien lenken zu lassen.

Der Einfuhr steht die Ausfuhr vollwertig gegenüber. Nahrungsmittel und Rohmaterial, die Deutschland einführt, werden mit der Ausfuhr fertiger Ware bezahlt. Von Jahr zu Jahr wird Deutschland für seinen Lebensunterhalt immer mehr vom Auslandshandel abhängig. Von Jahr zu Jahr wächst sein Bedarf an auswärtigen Märkten und Kolonien. Da der Handel und die Küsten Deutschlands zudem im Kriegsfalle nicht unbeschützt bleiben können, ist eine mächtige Flotte nötig. Der Deutsche Kaiser ist teils zum Zwecke des Schutzes des Auslandshandels Deutschlands und seiner sehr stark anwachsenden Handelsmarine, zum anderen Teile zur Erwerbung sicherer Überseemärkte und Kolonien, welche für die Niederlassung weißer Bevölkerung sich eignen, für die Schaffung einer großen Flotte eingetreten.

Die Hohenzollern sind eine Familie von Kriegsfürsten. Sie sind durch Krieg groß geworden. Sie leben und sterben in der Uniform. Vor zwei Jahrhunderten nahm Preußen eine ähnliche Stellung in Europa ein, wie etwa Bulgarien oder Serbien heute.

Die Hohenzollern übernahmen ein kleines Fürstentum in den heidnischen Wildnissen Osteuropas und verwandelten eines der schwächsten, ärmsten und meist vernachlässigten Territorien in den mächtigsten, reichsten und höchst entwickelten Staat auf dem Festland Europas. Sie haben dieses dadurch erreicht, daß sie den Reichtum und die Macht ihres Landes dadurch förderten, daß sie gleichzeitig seiner ökonomischen und militärischen Entwicklung gleiche Aufmerksamkeit spendeten; und Wilhelm II. verfolgt lediglich die Tradition seiner großen Vorfahren, indem er mit gleicher Aufmerksamkeit Deutschlands Wohlfahrt und Sicherheit vergrößert. Wie stark er an Deutschlands ökonomischem Fortschritt interessiert ist, ist allen bekannt, die seine Tätigkeit verfolgt haben. Er nimmt das lebhafteste Interesse an jedem Erfolge deutscher Industrie, an der Fertigstellung jedes Riesenschiffes, an der Eröffnung jedes wichtigen Fabrikunternehmens, an dem Fortschritte deutscher Agrikultur und an der Entwicklung des deutschen Auslandshandels. Die größte Errungenschaft seiner Regierungszeit ist nach meiner Ansicht nicht die Schaffung der deutschen Flotte, sondern der phänomenale Aufstieg des industriellen Deutschlands.

Während der Regierungszeit Wilhelms II., und zum sehr großen Teile infolge seiner Tätigkeit, ist Deutschland, das vor fünfundzwanzig Jahren in Industrie und Handel im Hintergrunde stand und arm war, eine blühende Nation in Industrie, Handel und Schiffahrt geworden. Wilhelm I. hat Deutschland mächtig gemacht. Wilhelm II. hat Deutschland noch mächtiger und überdies reich gemacht. Er hat den Frieden aufrecht erhalten und wird ihn weiter aufrecht erhalten. Er wird die Interessen seines Landes wohl auch durch Krieg schützen, wenn es nötig sein sollte, aber nur dann in den Krieg ziehen, wenn er sich hierzu gezwungen glaubt. Er wird sich nicht in einen Abenteuerkrieg einlassen, denn er ist ein Mann des Friedens. Das ist meine feste Überzeugung. Bei der Reichstagseröffnung nach seiner Thronbesteigung (1888) beteuerte der Kaiser: Meine Bemühungen zielen unaufhörlich auf die Erhaltung und Stärkung des Friedens hin. Das ist ebenso das Ziel des deutschen Bündnisses mit Österreich und Italien. Die Leiden, die ein unnötiger Krieg, selbst wenn er sieggekrönt wäre, über Deutschland bringen würde, sind derartige, daß ich die Verantwortlichkeit für sie nicht übernehmen könnte, denn ich würde nicht glauben, daß ein solcher Krieg in Übereinstimmung mit meinem christlichen Glauben und den Pflichten stehe, welche ich als Kaiser dem deutschen Volke gegenüber übernommen habe. In dieser Überzeugung habe ich es für meine Pflicht gehalten, bald nach meiner Thronbesteigung nicht allein meine Verbündeten innerhalb des Deutschen Reiches, sondern auch die nachbarlichen Herrscher zu besuchen, um mit ihnen zu einem Einvernehmen zu kommen zu suchen, so daß wir die Aufgabe, die Gott uns gesetzt hat, unseren Völkern Frieden und Wohlfahrt zu sichern, erfüllen können. Das mir und meiner Politik an allen von mir besuchten Höfen dargebrachte Vertrauen läßt mich hoffen, daß es mir, meinen Verbündeten und Freunden gelingen wird, mit Gottes Hilfe den Frieden Europas zu erhalten.

In diesen Worten hat Wilhelm II. bald nach seinem Regierungsanfang sein Programm niedergelegt, und er hat unbeirrt an dieser abgegebenen Erklärung festgehalten. Taten sind überzeugender als Worte. Durch seine Taten hat Wilhelm II. gezeigt, daß er ein „Friedensfürst" ist, denn der Versuchungen zum Kriege waren nicht wenige.

B. Huldermann,

Direktor der Hamburg-Amerika-Linie:

Deutschland und San Francisco.

Die Diskussion über die deutsche Beteiligung an der Ausstellung in San Francisco auf der Generalversammlung des Bundes der Industriellen in Leipzig bedeutet in gewisser Beziehung eine prinzipielle Entscheidung in der Frage, ob eine deutsche Beteiligung erwünscht und möglich ist. Frühere Diskussionen waren auf ein völlig falsches Geleise geraten, insofern als man eine Diskussion in einer von der „Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie" berufenen Versammlung zur Richtschnur genommen hatte. Das ist, wie ohne weiteres ersichtlich, ein sehr schwankender Maßstab, denn erstens hat in dieser Sitzung etwas wie eine Abstimmung über die Frage der Beteiligung nicht stattgefunden, zweitens ist es unmöglich, festzustellen, ob in dieser Sitzung alle Stimmen für und wider, die vertreten waren, zu Worte gekommen sind, und endlich ist es keineswegs sicher, daß alle Industriellen, die ein Interesse für die Ausstellung haben, zugegen gewesen sind. Die Gegner der Ausstellung berufen sich außer auf diese Versammlung auf eine Umfrage, die durch die Handelskammern vorgenommen sein soll, die aber, wie jetzt ebenfalls festgestellt ist, so vorgenommen wurde, daß man unmöglich ein bejahendes Resultat erwarten konnte. Denn die Industriellen sind zu einer Entscheidung innerhalb weniger Tage aufgefordert worden. Es war mir nicht uninteressant, bei dem Besuch eines englischen Freundes vor kurzem zu hören, daß man eine ähnliche „Umfrage im Galopptempo" auch in England veranstaltet hätte. Mein englischer Freund bemerkte dazu, daß es selbstverständlich für einen Industriellen, zumal wenn er ein größeres und kostspieligeres Objekt, etwa eine komplizierte Maschine, auszustellen habe, ganz unmöglich sei, innerhalb einer Woche sich zu entschließen. Man müsse ihm doch wenigstens Zeit für eine Kalkulation, für einen Entwurf und auch für eine genaue Prüfung seines Beschäftigungsstandes, ob er ihm eine solche Extraarbeit erlaube, geben. Eine solche Anfrage, meinte mein englischer Freund, könne in dem Kopf der Befragten nur den Gedanken auslösen, daß der Frager ein wenig verrückt geworden sei. Die vergangenen Monate, in denen die Erörterung über die Frage der Ausstellung in der Presse so lebhaft war, haben nun aber den Industriellen Zeit gegeben, reiflich über die Sache nachzudenken, und das Resultat ist das erwartete. Wir haben in Deutschland eine Anzahl von Industrien, die für den Export nach der amerikanischen Westküste bereits jetzt arbeiten. Diese Industrien wünschen bei der Ausstellung vertreten zu sein, um ihr Absatzgebiet nicht zu vernachlässigen und um von der Erweiterung des Absatzgebietes Nutzen zu ziehen. Daß die Sonneberger Spielwarenindustrie sich entschlossen hat, aus-

zustellen, daß aus dem württembergischen Industriebezirk eine erhebliche Anzahl von Anmeldungen für die Ausstellung bereits vorliegt, daß aus Sachsen und aus Bayern, ferner aus den Kreisen des deutschen Kunstgewerbes und der deutschen Kunst die Erklärung gekommen ist, daß man bereit sei, die Ausstellung zu beschicken, bestätigt die Vermutung, die jeder mit den Verhältnissen Vertraute von Anfang an haben mußte, daß man die Bedeutung des Absatzgebietes an der amerikanischen Westküste in bestimmten Kreisen unserer Industrie viel zu genau kennt, als daß man geneigt sein könnte, die Ausstellung in San Francisco unbeachtet vorübergehen zu lassen. Ich möchte konstatieren, daß ich etwas anderes als eine derartige Ausstellung eines Teils der deutschen Industrie niemals für möglich und auch nicht für angebracht gehalten habe. Millionen lediglich für repräsentative Zwecke aufzuwenden, würde ich vom Standpunkte unseres reinen Exportinteresses nicht befürworten. Aber es kommen ja bei San Francisco auch noch andere Interessen in Frage, Interessen politischer und allgemeiner Art, die aber dem Schutze der deutschen Kaufleute nicht anvertraut sind, und für deren Vernachlässigung andere Stellen verantwortlich gemacht werden müssen. Daß ich es trotzdem für falsch halte, wenn Deutschland gar nicht repräsentativ und nicht mit einer Ausstellung allgemeiner Art vertreten ist, will ich nicht verschweigen. Ob die aufzubringenden privaten Mittel ausreichen werden, auch in dieser Hinsicht in die Lücke einzutreten, die die Regierung gelassen hat, steht dahin. Sehr interessant war mir, daß auf der Leipziger Versammlung ein sächsischer Industrieller, Herr Dr. Steche, lebhaft auch für eine Ausstellung allgemeiner Art, die den Stand unserer Kultur und unserer sozialpolitischen Fürsorge darzustellen hätte, eingetreten ist.

Aber auch wenn es bei einer Teilausstellung industrieller Art bleibt, so bedeutet das niemals einen Schaden, sondern nur einen Gewinn. Diejenigen Stimmen, die das Gegenteil behauptet haben, sind wohl von der falschen Annahme geleitet worden, daß die Ausstellung in Abteilungen der einzelnen Nationen eingeteilt werden würde, wie es auf anderen Ausstellungen der Fall gewesen ist, oder z. B. auf der Ausstellung 1914 in Malmö der Fall sein wird. In San Francisco wird nach Branchen ausgestellt, und der deutsche Maschinenbauer stellt also in der Maschinenabteilung aus, das Kalisyndikat, das sich zu der Beschickung der Ausstellung auch bereits entschlossen hat, in der landwirtschaftlichen Abteilung usw. Der Zweck, den die Freunde unserer Bestrebungen verfolgen, die deutsche Industrie in ihrer Leistungsfähigkeit auf bestimmten Gebieten, die für die Westküste in Frage kommen, zu zeigen, wird also bestens erreicht. Hoffen wir, daß die Opferfreudigkeit in Deutschland und in Amerika uns ermöglicht, darüber hinaus auch noch ein Bild der allgemeinen Kultur unseres Reiches zu geben.

Verschiedene der Handelskammern im amerikanischen Westen haben an deutsche Handelskammern Kabel gesandt, in denen sie auf die Bedeutung ihrer

Wirtschaftsgebiete hinweisen. In einem dieser Kabel sind so interessante und instruktive Angaben enthalten, daß ich sie hier wiedergeben möchte. Das Kabel stammt von der Handelskammer in Seattle und erwähnt, daß im dortigen Distrikt in den letzten zehn Jahren die Bevölkerung um 120 Prozent gestiegen sei, das landwirtschaftlich bebaute Areal sich verdoppelt habe, die Bankdepositen in Seattle von 17 auf 81 Millionen Dollar, die Bankumsätze um 200 Prozent gestiegen seien. Ähnliche Steigerungen gibt das Kabel für die landwirtschaftliche Produktion an. Es scheint mir eine absurde Zumutung zu sein, wenn ein Teil der deutschen Industrie, der an dem amerikanischen Absatzgebiet gar kein Interesse hat, verlangt, daß ein kleinerer Teil, der ein Interesse hat, von der Möglichkeit einer nachhaltigen Reklame in einem so wichtigen Absatzgebiet Abstand nehmen soll.

Siegmund Feldmann: Die kanadische Rasse.

Ein Gemeinplatz spricht den Franzosen die Fähigkeit zu kolonisieren ab. Sie haben dieses Urteil durch die Erfolge Lügen gestraft, die sie in einer überraschend kurzen Zeit in Tonking und Annam, in Tunesien und an der Westküste Afrikas, zumal in Dahome, erzielt haben. Das Gedeihen dieser Kolonien, die bereits seit einem Jahrzehnt für ihre militärischen Bedürfnisse aufkommen, ihre Anleihen selbst verzinsen und ihre Verkehrsbauten aus eigenen Mitteln bestreiten, zeigt, daß Frankreich aus seinen überseeischen Besitzungen wohl Nutzen zu ziehen versteht. Der Aufschwung ist unleugbar. Er wird noch zunehmen, wenn einmal das bisher so zaghafte Kapital abenteuerlustiger geworden ist und reichlicher nach den Kolonien abströmt.

Dieses Kapital wird sich zweifellos finden, das Kapital von Menschen, dessen man bedarf, wird jedoch schwerer zu beschaffen sein, da Frankreich von seiner Bevölkerung keinen Überfluß abzugeben hat und seine Erwerbsverhältnisse, trotz aller ökonomischen Störungen, immer noch die günstigsten auf unserm Kontinent sind. Das weiße Geld allein tut es nicht, erst die weiße Arbeit setzt es in Leben um. Fehlt es daran, dann kann Frankreich über kurz oder lang vor die Entscheidung gestellt sein, entweder auf eine weitere Entwickelung dieser Gebiete zu verzichten oder aber die fremde Einwanderung in einem Umfange zu begünstigen, die später einmal, im Geschiebe einer europäischen Verwickelung etwa, seine Besitzrechte ernstlich bedrohen könnte. Die Geschichte lehrt uns, daß Frankreich seine Kriegskosten zumeist mit Kolonien bezahlt hat, und es muß sich noch

erweisen, ob auch die Republik, ebenso wie einst das Königtum, wohl stark genug ist, Kolonien zu erwerben, aber nicht stark genug, sie zu behalten.

Unter den Einbußen, die Frankreich auf diese Weise früher erlitten, ist die Kanadas die empfindlichste. Ostindien hatte es wohl erobert, aber nie eigentlich besessen und auch nichts von seinem Geiste und seiner Volksart daselbst eingepflanzt. Aber das ungeheure Reich im Norden des amerikanischen Kontinents, das in so machtvoller Blüte steht, ist noch erfüllt von seinem lateinischen Blute, und die historische Melancholie, die diesem Verluste nachzittert, wird nur durch die Erkenntnis einigermaßen gemildert, daß dieser Same nicht verweht wurde, daß er im Gegenteil die Scholle befruchtet und so kräftig Wurzel geschlagen hat, als ob das Lilienbanner von den Türmen Montreals nicht längst verschwunden wäre — das Banner der „France d'Outre-Mer", wie das Land heute noch von jenen elegischen Naturen genannt wird, die ihre Harfen trauernd an die Weiden der Seine hängen und vergangenen Herrlichkeiten nachsinnen.

Doch was vor einem halben Jahrhundert noch ein leeres Gedenkwort war, ist jetzt eine staunenswerte Wirklichkeit geworden: es gibt in der Tat eine France d'Outre-Mer, und nach den Fortschritten, die sie gemacht, nach den Kundgebungen, in denen sie sich betätigt hat, kann man sagen, daß drüben über dem Ozean eine neue französische Nation zukunftssicher und lebenstrotzig begründet ist. Obgleich in mehrere, verschiedenen Existenzbedingungen unterworfene Zweige geteilt, ist diese Nation einig im Gefühl ihres Ursprungs und ihrer unzerstörbaren Zusammengehörigkeit. In der Provinz Quebec allein nahm die französische Bevölkerung in den letzten zwei Jahrzehnten um mehr als 400 000 Köpfe zu, so daß die Provinz nunmehr über 1 700 000 Franzosen zählt. In dem benachbarten Ontario wohnen 250 000, die sich in einem geschlossenen Haufen an Quebec anlehnen, und die Bundeshauptstadt Ottawa, die zwischen beiden Provinzen liegt, ist heute fast vollständig französisch. Hier ist mithin eine kompakte, ganz undurchdringliche, verblüffend fruchtbare und kühn ausgreifende Masse von über zwei Millionen Franzosen beisammen, der Hauptherd des französischen Einflusses in Amerika, dessen Wachstum die Yankees wie die Briten mit einigem Mißvergnügen zu verfolgen beginnen.

Die Yankees sind hierin eines Sinnes mit den Briten, weil die französischen Kanadier auch das Gebiet der Union immer dichter überfluten. So haben sie nach den sechs Staaten Neu-Englands und nach dem Norden des Staates New York nicht weniger als 750 000 Stammesgenossen exportiert, wie aus den Ziffern der Volkszählung von 1900 — neuere sind mir gerade nicht zur Hand — erhellt, die höchstwahrscheinlich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, da der Jingoismus derartige ethnographische Unannehmlichkeiten gern verschleiert. Jedenfalls haben sie sich seither auf diesem Gebiete noch sehr vermehrt, und man wagt sich wohl nicht zu weit vor mit der Annahme, daß es auch hier gut eine Million ist. Noch viel bedeutsamer jedoch ist die Wahrnehmung, daß die französischen Kanadier

das Flachland jenseits der Grenze überziehen und sich auch die Dörfer Neu-Englands erobern, deren angelsächsische Bewohner — man erklärt sich nicht warum — mit einer immer ungünstigern Geburtsstatistik abschneiden, während die französischen Nachzügler sich eines kaum glaublichen Kindersegens erfreuen. In dieser Beziehung haben die Gallier von Wild-West mit den Galliern von Montmartre gar nichts gemein, und das „Einzige" des Pariser Kaufmannes, das „Paar" des französischen Bauern gelten ihnen nicht als nachahmungswerte Beispiele. Sie befleißigen sich wahrhaft puritanischer Sitten, heiraten sehr jung und setzen ihren Stolz darein, die Häupter ihrer Lieben nach Kräften zu mehren. Familien mit einem Nachwuchs von 10 bis 12 Köpfen sind fast die Regel und solche mit 15, ja selbst mit 20 Sprößlingen keineswegs seltene Ausnahmen. Hält diese Bewegung nur noch eine kurze Reihe von Jahren mit gleicher Intensität an, dann wird dies Gebiet einen ganz französischen Stempel tragen und die „Kanadische Rasse", wie sie sich im Gegensatz zu den Engländern selber bezeichnet, einen Weg zum Meere besitzen, ohne den San Lorenzostrom hinunterzufahren.

Man muß der kanadischen Rasse das Zeugnis ausstellen, daß sie sich — gleichviel ob zu ihrem Vorteil oder zu ihrem Nachteil — in ihrer Besonderheit fühlt und sich bemüht, sie durchzusetzen. Dieses Gefühl schwächt sich in der Entfernung nicht ab, im Gegenteil, es erstarkt im Verhältnis zur Distanz, und je weiter eine Gruppe vom „alten Land" in die Union hinein abgesprengt ist, desto heiliger hält sie die Stammestreue. Die ungefähr 70 000, in dünnen Haufen durch Illinois, Dakota und Minnesota verstreuten Auswanderer verteidigen ihr Galliertum gewiß viel leidenschaftlicher, als die im sicheren Besitz ein wenig erschlafften Bürger Ottawas. Selbst in kirchlichen Dingen lassen sie mit sich nicht markten. Die Franco-Kanadier Neu-Englands leben im ewigen Zank mit ihren irischen Pfarrern, obschon sich diese zumeist zur französischen Sprache bequemen, und sie bestürmen die römische Kurie um Abordnung nationaler Seelsorger, die sie aus der eigenen Mitte nicht bestellen können, weil ihnen der Zölibat der grausamste aller Schrecken dünkt. Und ihre dreißig Zeitungen behandeln diese Forderung in endlosen Leitartikeln und geharnischten Beschwerden, die nicht verstummen werden, bevor der letzte irische Priester einem französischen gewichen ist.

Die Kanzelfrage steht auch obenan auf der Tagesordnung der Kongresse, die die Franco-Kanadier alle fünf oder zehn Jahre — der letzte fand 1902 in Winfield statt — einberufen, um ihre Nationalität auf dem Unionsgebiete zu organisieren und ihre Schulen, Kirchen und Vereine fester zusammenzufassen. Auf diesen Kongressen wird das Wort aller anderen Teilnehmer durch den stürmischen Gesinnungsdrang der in Neuschottland, Neu-Braunschweig und auf der Prinz-Edward-Insel ansässigen „Akadier" übertönt, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts keine Zehntausend waren und heute Zweimalhunderttausend

sind: die fanatischsten Francophilen von allen, deren Nationalheld Montcalm, deren Nationalflagge die französische Trikolore mit einem weißen Stern, deren Nationalhymne das ins Französische übersetzte „Ave, Maris Stella!" und deren Gebot es ist, daß in ihren Versammlungen, Gesellschaften und Kinderstuben kein englischer Laut ihr empfindliches Ohr verletze. Und diesen wie den anderen, wo immer hausenden Kanadiern schließen sich, schon aus religiösen Gründen, die zahlreichen italienischen Kolonisten überall an: eine stattliche Reserve, der noch als Landwehr ein buntes Gewimmel von Mestizen folgt, die gerade, weil ihnen ihr Blut nur einen geringen Anspruch darauf verleiht, durch Eifer zu ersetzen trachten, was ihnen an Reinheit mangelt. Die Anziehung der Kanadier auf diese Mischlinge erklärt sich vornehmlich auch aus deren glühendstem Wunsch, sich mit Weißen zu verheiraten. Und da sie von den Anglo-Amerikanern unerbittlich abgewiesen werden, während die kanadische Rasse, zumal auf dem Lande, derartigen Verbindungen immerhin zugänglicher ist, vollzieht sich der Aufstieg der unteren Schichten in die oberen zugunsten der Franzosen und zuungunsten der Engländer, deren Bauernstand von den ersteren immer weiter verdrängt wird. In Manitobe beispielsweise und in mehreren Bezirken des Nordwestens wohnen die Engländer in den Städten, die Äcker gehören jedoch den Kanadiern, und immer häufiger geschieht es in diesen Gegenden, daß die englischen Grundbesitzer auswandern, weil sie allmählich von einem französischen Zirkel eingeschlossen wurden, in dessen Umschlingung ihnen das Leben verleidet ist.

Der Acker ist das unerschöpfliche Ersatzgebiet der Menschheit. Wer den Acker hat, der hat die Zukunft. Soviel, daß sie der Zukunft vorschreiben kann, wird die kanadische Rasse ihren auf Britanniens Weltmacht gestützten, mit den Yankees kulturlich verknüpften Landsleuten anderer Zunge doch nie abjagen. Aber die Tatsache bleibt, daß die Franzosen in ihrer europäischen Heimat nicht mehr, hingegen aber jenseits des Ozeans unter fremder Führung so gewaltig zu wachsen vermögen, daß man ohne Übertreibung von der Geburt einer neuen französischen Nation sprechen könnte. Diese neue Nation ist zu einem erheblichen Teil nach denselben Grundsätzen entstanden, nach denen sich die alte in Europa auf ihrer Höhe erhält: indem sie, unter ängstlicher Wahrung ihrer historischen Erbgüter, alle brauchbaren Elemente aufsaugt und sich einverleibt, die den Willen hegen und bekunden, ihre Sprache zu sprechen, ihres Geistes zu werden und ihres Sinnes zu sein. Und sie ist erstarkt, weil in ihrer fast noch physiokratischen Lebensordnung auf einem fast noch jungfräulichen Boden von unermeßlicher Weite alle Bedingungen des Gedeihens und der Ausbreitung gegeben sind.

Und nun darf man sich fragen, welchen Lauf diese Entwickelung nehmen, welchen Zielen sie zustreben, welche Bedeutung sie gewinnen kann. Ein nationaler Gegensatz ist unleugbar vorhanden, er prägt sich in lokalen Händeln und Reibungen immer schärfer aus, und er kann, er wird aller Voraussicht nach, trotz aller Elastizität der verfassungsmäßigen Einrichtungen gelegentlich zu

inneren Verlegenheiten führen. Doch daß diese inneren Verlegenheiten sich jemals zu äußeren steigern und in internationalen Verwickelungen mitspielen könnten, das wäre eine ebenso vermessene, wie grundlose Zeichendeuterei. Die Franco-Kanadier sind keine Europäer; sie sind genau so wie ihre Nachbarn in der Union, Amerikaner, die es, um mit unserm Goethe zu reden, „besser als unser Kontinent, das alte", die keine verfallenen Schlösser haben „und keine Basalte". In Freiheit geborene und herangewachsene Menschen, bleiben sie unbenebelt von Ahnendunst und Abstammungsmystik und lassen sich ihre Politik vom Leben, nicht vom Tode machen. Trotz der langen Trennung und der ökonomischen Unabhängigkeit hat die kanadische Rasse ihrer Sprache die Treue gehalten und kein Opfer gescheut, ihr überkommenes Franzosentum zu verteidigen und zu stärken. Doch die „Rasse" ist für sie ein Kennwort, das sie in ihr Wappen geschrieben haben, kein politisches Programm, und nichts liegt ihnen ferner als der Gedanke, daß ihr geistiger Zusammenhang mit Frankreich je wieder durch ein staatliches Band besiegelt werden könnte oder sollte. Unter allen Kanadiern sind gerade sie immer die festeste, zuverlässigste Stütze des englischen Imperiums gewesen und geblieben. Dies haben sie zuletzt wieder am 22. Februar 1911 in ganz feierlicher Weise im Parlament von Ottawa dargetan. Bei der Beratung des Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten erklärte die französische Nationalpartei mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblick auf gewisse panamerikanische Bestrebungen, daß die Zollunion nur wünschenswert sei, wenn sie nicht als der erste Schritt zu einer Annexion gedeutet werde. Kanada sei mit England unlöslich verbunden. Und die Akadier, ungeachtet ihrer Trikolore und ihrer Marseillaise, fügten hinzu, daß nur ein Narr an die Lockerung dieses Verhältnisses denken könne.

Es gibt aber keinen solchen Narren, weder drüben in Ottawa, noch hüben in Paris. Die Franzosen mögen Chauvins sein (sie sind es weniger als wir), aber sie bleiben mit ihren Fiebergefühlen fein zu Hause. Es fällt ihnen keinen Augenblick lang ein, die Bürger von Jersey und von Guernsay, deren Amts- und Gerichtssprache, heute, nach einem halben Jahrtausend, neben dem Englischen noch das Französische ist, als „unerlöste" Brüder in Anspruch zu nehmen oder mit tränendem Auge irredentistisch nach Genf und Lausanne hinüberzuschielen. Solche irredentistische Erhitzungen finden sich nur bei jungen, im Bewußtsein noch unsicheren, von ihrer Größe selber noch überraschten Nationen. Dort mögen sich die wehleidigen Überpatrioten, ohne ausgelacht zu werden, in Qualen winden, weil die Sprachgrenzen mit den Staatsgrenzen nicht zusammenfallen. Was sie fordern, widerspricht nicht nur der geschichtlichen Erfahrung, es widerspricht auch der Zweckmäßigkeit. Es ist für ein Volkstum kein Nachteil, sondern im Gegenteil ein Vorteil, sich in ein fremdes Land stark genug hinüberzuzweigen, um dort seinen Einfluß auszuüben. Es ist klar, daß Trient von dem Tage, da es an die savoyische Krone fiele, aus einem regsamen, werbenden Vorposten italienischen Wesens die

gleichgültige Hauptstadt einer italienischen Provinz vom Range Leccos oder Savonas würde.

Aber sagen Sie dies einmal den Irredentisten jenseits der Alpen! Und sagen Sie unseren Irredentisten an der Donau und der Spree, daß, wie die Dinge einmal geworden sind — daß sie anders hätten werden können, ist freilich denkbar —, die große germanische Volksgemeinschaft mehr zu gewinnen hat, wenn die acht Millionen deutscher Österreicher den Slaven gegenüber ihr Primat tapfer verteidigen, als wenn diese acht, von böswilligen Nachbarn umschlossenen und durchwachsenen Millionen sich dem Deutschen Reich als ein Schwergewicht an den Leib hängen würden. Man würde Sie als Verräter brandmarken, denn niemals wird man diese Träumer überzeugen, daß auch der heutige Nationalstaat kein Endpunkt der geschichtlichen Bewegung, sondern eher eine Art von Sammlungsformation ist, die alle verstreuten Kräfte nützt und alle schlummernden weckt, um ein besseres Zeitalter vorzubereiten, das vielleicht gerade dadurch den Weltfrieden begründen wird, daß jedes Kulturvolk in jedem Kulturland seine kanadische Rasse frei, stolz und gleichberechtigt sitzen hat.

F. L. Graf Voltolini: Albanesische und griechische Kolonien in Italien.

Die Balkanvölker haben heute den Vorzug des allgemeinen Interesses. Ein Albanese, ein Epirote, denen man früher nur mit dem vielleicht ungerechtfertigten hochmütigen Mißtrauen des Mitteleuropäers gegen alles, was dort unten, jenseits der Donau ist, entgegentrat, ist heute Gegenstand des Interesses und des Mitgefühls Europas.

Doppelt interessant aber sind jene Albanesen und Griechen, welche seit langen Jahrhunderten sich ein neues Heim in Italien gegründet und trotzdem bis heute ihre Sprache und Sitte bewahrt haben.

Die Albanesen dieser Kolonien sind auch bereits während des Albanesenkongresses in Triest recht aktiv hervorgetreten, und ein Besuch in ihren abgelegenen Bergdörfern überzeugt uns, daß dort die Wiedergeburt Albaniens allenthalben frohen Widerhall erweckte. Fern im Süden unseres schönen Nachbarlandes Italien, teils auf dem kalabresischen Festland, teils im Herzen Siziliens, haben diese Albanesen vor langer Zeit ihr neues Vaterland gesucht und auch gefunden, als die Türken unter Muhamed II. nach ihres Heldenkönigs Skanderbeghs Tod im Jahre 1460 über dessen Erbe schonungslos hergefallen waren. Von Vallona

und Mensachese, von Durazzo und Dulcigno kamen sie in hellen Haufen, um jenseits der Adria Schutz vor dem Halbmond und die neue Heimat zu finden. Papst Paul II., der „heilige Papas", wie die Albanesen sagen, war es, dem die Flüchtlinge die Fürsprache bei König Ferdinand I. von Neapel verdankten, wodurch ihnen dieser manch geräumiges Stück seiner Lande zu eigen gab. Viereinhalb Jahrhunderte sind seither vergangen — fast ein halbes Jahrtausend! —

Wieviel hat sich in solch' langer Zeit bei andern Völkern geändert! Reiche wurden gegründet und Reiche zerfielen, Sprachen und Menschen änderten sich, — aber die Albanesen blieben sich gleich, wie in ihren heimatlichen Balkanbergen, so auch in Italien!

Wer die Mühe nicht scheut, von Palermo aus der lachenden und üppigen Conca d'oro („goldenen Schüssel") in das sizilianische Bergland hinaufzusteigen, der kann, wenn er am Mittag aus Palermos Toren gezogen ist, am Abend schon im ersten Albanesenstädtchen Siziliens nächtigen.

Piana de' Greci nennt der Sizilianer diese mitten im Bergland gelegene Stadt, während die Albanesen selbst sie Khora nennen. Der Name besagt übrigens Irriges, denn die Bewohner von Griechisch-Piana sind keineswegs Griechen, sondern echte und wahre Albanesen, die der Sizilianer auch nur deshalb „Griechen" nennt, weil sie den griechischen Ritus in ihren Kirchen bewahrt haben. Man muß an einem Sonn- oder Feiertag sich diesem oder den andern Albanesenstädtchen Siziliens, die sich von hier einer Kette gleich bis Corleone erstrecken, nähern, um sogleich den tiefgehenden Unterschied dieses Völkchens von den umwohnenden Sizilianern zu erkennen. Da sehen wir hohe schlanke Männergestalten, Frauen in würdevoller Haltung, in leuchtenden Seidengewändern reich mit Gold- und Silberstickerei geziert, angetan mit rotseidenen Miedern, spitzenreichen Blusen, über dem Haupt das typische, das Haar verbergende, weiße Seidentuch, dessen Stickereien den Stolz der Trägerin ausmachen und ihren Reichtum bekunden; dann wieder die Priester in ihren weiten faltigen Talaren, die hohe randlose Mütze auf dem Haupt! Jedem wird sofort die Rassenverschiedenheit dieser Albanesen von den Italienern Siziliens, die sie weit an Größe überragen, auffallen.

Es war freilich nicht der beste Boden, den die Könige von Neapel den fremden Einwanderern gaben, aber der niemals rastende Fleiß derselben wußte auch dieses rauhe Bergland fruchtbar zu machen, und wo einst den Sizilianern der Boden nicht der Bearbeitung wert schien, da wissen die Albanesen heute reichen Gewinn aus demselben einzuheimsen. Ackerbau gibt ihnen ihr Brot, und Ackerbau ist auch ihre Leidenschaft! So sind alle diese Albanesenstädtchen, und zwar Piana de' Greci, wie Contessa, Palazzo und Mezzojuso echte und rechte Bauernstädtchen. Darum ist ihnen aber unter der harten Arbeit, dem Boden das tägliche Brot abzuringen, keineswegs der Sinn für ihres Volkes Art und

Sitte verloren gegangen! Merkwürdig und rührend zugleich ist der Brauch, daß zur Pfingstzeit das junge Volk dieser Albanesendörfer den höchsten Berg der Gegend, Santa Maria del Bosco besteigt, von dem man durch eine Kulisse der ringsumher aufsteigenden Bergeswelt im Osten das ferne jonische Meer sehen kann: von dort oben senden sie dem fernen, nie geschauten Vaterland jenseits dieses Silberstreifens alljährlich ihre Grüße! Bei dieser Gelegenheit kann man die außerordentlich melodischen Lieder dieses Volkes hören, Lieder, deren Dichter unbekannt sind, deren Worte aber von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Es ist mit diesen Liedern ebenso wie mit ihrer Sprache. Ohne Lehrer erhält sich diese unverändert, und obwohl das moderne Italien ihnen italienische Lehrer gesandt und Schulen errichtet hat, so bleibt doch der Brauch des Italienischen auf jenen der offiziellen Schriftsprache beschränkt: unter sich sprechen sie ausschließlich ihre von den Vätern ererbte Sprache.

Trotzdem diese Albanesen Siziliens wie auch jene Kalabriens fast durchweg dem bäuerlichen Berufe treu geblieben sind, so haben sie doch manchen bedeutenden Mann ihrem Adoptivvaterland gegeben. Selbst jener große Staatsmann, dem wir den Anschluß Italiens an den Dreibund verdanken, Francesco Crispi, entstammt einer im 18. Jahrhundert nach Ribera übersiedelten albanesischen Familie. Gleich diesem sind manche Albanesen hervorragende Patrioten Italiens geworden. Bekannt ist der interessante Vorgang, der sich bei Victor Emanuels Einzug in Palermo nach der Besitzergreifung Siziliens durch den ersten König des geeinten Italiens im Jahre 1861 abspielte, als ein albanesisches Mädchen in ihrer eigenartigen Tracht denselben mit poetischem Gruß begrüßte, ihm Blumen bot und seinen Schutz für ihre Volksgenossen erbat!

Heute hat jedoch ein neuer Patriotismus diese stillen Städtchen erfüllt. Alt und Jung ist dort erfüllt von dem Gedanken an die Auferstehung des alten Vaterlands. Und wenn auch die meisten nur aus der Ferne an den großen Ereignissen, die sich jenseits der Adria abspielen, teilnehmen können, mancher junge Bursche trägt sich bereits mit dem Gedanken, die Reise dorthin demnächst anzutreten und selbst Anteil an der Wiedergeburt Albaniens zu nehmen und dem alten Vaterland mit seiner jungen Kraft zu dienen!

Ganz anders als diese Albanesen sind die Griechen geartet, welche im äußersten Süden Apuliens sich angesiedelt haben. Es sind diese keineswegs Nachkommen jener griechischen Kolonisten, die in den Tagen des klassischen Altertums die Städte Süditaliens gründeten und dann im Laufe der Jahrhunderte völlig mit der Bevölkerung des Landes sich verschmolzen, sondern es sind Griechen, welche im Mittelalter als Flüchtlinge hierher kamen. Wahrscheinlich werden es die immer kühner werdenden Angriffe der Sarazenen gewesen sein, welche sie veranlaßten, gegen Ende des 11. Jahrhunderts über das Meer nach Apulien, dem Sitz des mächtigen Herzogs Robert Guiscard, der kurz vorher ihren Kaiser

Alexios Komnenos besiegt hatte, zu fliehen. Robert Guiscard gab diesen griechischen Flüchtlingen die fruchtbare Ebene zwischen Lecce und Otranto, und hier entstanden damals an zwanzig griechische Ortschaften. Allein die Zeit hat sie zum großen Teil mit der italienischen Bevölkerung verschmelzen lassen, und heute sind es nur noch neun Städtchen, mit etwa dreißigtausend Einwohnern, welche sich der Väter Brauch, Sprache und Sitte getreu erhalten haben! Kalimera ist der Hauptort dieses griechischen Bezirkes, mitten in Italien, und wie sein Name echt griechisch lautet, so auch jene der übrigen Dörfer, die in der fruchtbaren Ebene rings um Kalimera liegen. Ihre Sprache ist griechisch, und zwar ähnelt sie weit mehr dem Altgriechischen als das heutige in Griechenland gesprochene Neugriechisch. Viele altgriechische Worte, die sich in jenem nicht mehr finden, haben sich dagegen in dem Griechisch jener apulischen Bauernkolonien erhalten. Dagegen haben sie ihren Ritus verloren, denn schon 1627 zwang ihnen der Erzbischof von Otranto den lateinischen Ritus und Roms Kirchensprache auf. Dagegen sind jene poetischen Züge, welche wir bei den Albanesen Italiens fanden, bei diesen Griechen nicht vorhanden, und obgleich auch sie Ackerbau als ihre Hauptbeschäftigung treiben, so ist dieser durchaus nicht wie bei jenen nur zur Befriedigung des eigenen Bedarfs bestimmt, sondern bildet die Grundlage eines mannigfach gestalteten Handelswesens. Der griechische Handelsgeist, einst die Quelle des Reichtums von Hellas, später der Grund seines nationalen Niedergangs, zeigt sich in allen jenen Griechenstädtchen Apuliens äußerst lebendig.

Einen ganz eigenartigen Brauch, den man sonst wohl nirgends bei einer bäuerlichen Bevölkerung findet, weisen diese Griechen auf: im Hochsommer, wenn die Hitze auf dem völlig ebenen Tafelland von Apulien einen unerträglichen Grad erreicht, zieht die Bevölkerung zum größten Teil nach der benachbarten Küste, wo sie in geräumigen natürlichen Grotten sich häuslich niederlassen, von des Jahres Last und Mühe ausruhen und fleißig baden. Nach zwei Wochen kehren sie in die heimatlichen Dörfer zurück, worauf jene anderen, welche zurückgeblieben waren, die gleiche Reise antreten. Aber auch schon im Mai machen die Bewohner von Kalimera eine Reise nach der Küste, und zwar, um dort bei den Ruinen der uralten Stadt Roca zu Ehren der Madonna von Roca ein höchst eigenartiges religiöses Festspiel aufzuführen. Nach diesem Festspiel folgt eine traditionelle Prozession auf dem Meere in Barken und Gondeln, und abends, wenn die Pilger nach stundenlanger Wagenfahrt nach Kalimera heimgekehrt sind, wird das Fest nach echt südländischer Weise mit Freudenschüssen und Feuerwerk beschlossen!

Eigenartig ist auch der Brauch der „Erzählung der Passionsgeschichte“ in der Fastenzeit. An einer hohen Stange ist ein Reif befestigt, an welchem die Bilder der Kreuzwegestationen hängen. Unter eigenartigen Gesängen wird diese Stange von drei jungen Männern von einem Platz der Stadt zum andern ge-

tragen, und hier erzählt einer derselben dem Volk die Leidensgeschichte Christi in volkstümlicher Ausschmückung in eigentümlich singendem Tonfall. Auch manche Hochzeits- und Totenbestattungsbräuche finden sich bei diesem Völkchen, welche die umwohnenden Italiener als „griechische Überbleibsel" einer langentschwundenen Vorzeit bezeichnen.

Viele Jahre sind vergangen, ohne daß von diesen Griechenkolonien gesprochen wurde. Auf sie hat der Balkankrieg keineswegs jenen Einfluß gehabt, wie auf die Albanesen. Nur einmal während des italienisch-türkischen Krieges wurde ihrer gedacht, als General Ameglio bei der Besetzung von Rhodos zwei Soldaten aus jenen Griechendörfern als seine Dolmetscher benutzte, um mit den Einwohnern der weltberühmten Insel zu verhandeln. —

Still und einförmig verläuft das Leben in diesen beiden Koloniengruppen, denen wir hier einen Besuch abgestattet haben. Nicht die Kunst ist es, die uns dorthin zieht, wie in so manche andere abgelegene Winkel Italiens, nicht die Schönheit der Natur, die uns in andern Teilen von Ausonias prächtigen Gefilden weit großartiger entgegentritt, und doch verfehlt ein Besuch bei diesen Völkchen, sei es bei den Albanesen, sei es bei den Griechen, nicht seinen Eindruck: dieser aber besteht in beiden Fällen darin, daß diese Kolonien in sich ein Stück Weltgeschichte verkörpern und in kleinem Ausschnitt die zähe Lebenskraft und große Entwicklungsfähigkeit dieser nichtslawischen Balkanvölker beweisen! —

Professor Adolf Mayer: Autorität und Individualismus.

Man stelle sich den Zustand der Menschheit vor, wenn es keine Autorität gäbe, wenn ein jeder für sich nach eigenem Ermessen dächte und handelte, wenn es keinen Kanon gäbe, von dem, was erlaubt ist, und von dem, was rätlich ist zu tun. Die Menschheit würde bei der unendlichen Verschiedenheit der Begabungen und der Entwicklung auseinander fallen in Einzelgrößen; ein atomistischer Zustand der Gesellschaft, unberechenbar in seinen Strömungen und Bestrebungen, und wenn sich auch eine Durchschnittsrichtung ermitteln ließe, so hoffnungslos zersplittert, daß in keiner Richtung eine kräftige Resultante übrig bleiben würde.

Aber auch umgekehrt; und hier brauchen wir nicht einmal die Phantasie zu Hilfe zu nehmen; denn hier lehrt uns die Geschichte sowohl wie die Umschau auf große noch bestehende Zustände, welch einen Anblick die Welt gewähren würde, wenn die treibenden Kräfte des Individuums erstickt wären durch eine vollstän-

dige Durchführung des autoritativen Prinzips. Ein Blick auf unser Mittelalter genügt, wo der Papst alle Autorität für sich in Anspruch nahm und es sogar wagen konnte, den deutschen Kaiser durch seine Krönung zum römischen König unter seinen Willen zu beugen. Oder ein Blick auf den Islam, in welchem ein einziges Buch der Weisheit jede individuelle Forschung unnötig machen sollte; oder auf China, wo ein Examen in den Klassikern seiner alten Kultur auch bis jetzt darüber entschied, ob einer zu der Laufbahn sogar eines Verwaltungsbeamten zugelassen werden konnte oder nicht.

Daß diese Äußersten vom Übel sind, darüber ist es leicht sich zu verständigen, selbst in Kreisen, die in ihren Urteilen sonst weit auseinanderstreben, und auch darüber, daß die Lösung nicht heißen darf: Autorität oder aber: Individualismus, sondern das eine und das andere in irgend einer geeigneten Mischung. — Aber was ist die geeignete Mischung? Man kann sich rasch mit den Hygienikern und Soziologen der verschiedensten Richtung darüber einigen, daß unsere menschliche Nahrung zweckmäßig aus vegetabilischen und animalischen Stoffen gemischt sein solle, die Frage ist nur immer, wie viel von dem einen, wie viel von dem andern und in welcher Verteilung und Zubereitung. Es handelt sich also um Fragen der Quantität und der Mengung.

Viele werden hier geneigt sein, die Entscheidung zu treffen dadurch, daß sie strenge die beiden Gebiete des Denkens und des Handelns von einander scheiden: Auf dem Gebiete des ersteren die Freiheit des Individuums, auf dem des letzteren die Gebundenheit durch bleibende Vorschriften und unter den Willen Einzelner, die Träger der Autorität sind; siehe da eine Trennung, die auf den ersten Blick als zweckmäßig erscheint. Wissen wir doch, was unsere moderne Kultur der Freiheit des Gedankens schuldet, welche riesenhaften Fortschritte namentlich in den Naturwissenschaften und ihren technischen Anwendungen erfolgt sind, seitdem sie sich von dem Joche frei gemacht haben, unter das sie die starren Dogmen eines mißverstandenen Christentums und beinahe nicht weniger die scholastischen Formen einer der Kirche liebedienerisch zu Gefallen denkenden Philosophie gebeugt halten wollten.

Und dem gegenüber ist ja auf dem Gebiete des Handelns mit Händen zu greifen, wohin es führt, wenn ein zusammengehöriger Haufen von Menschen jeder seinem individuellen Impulse im Handeln folgt, wie, um ein unvergessenes Beispiel herauszugreifen, vor 10 Jahren die Buren in Südafrika die Früchte ihrer großen persönlichen Tapferkeit und einer unvergleichlichen Taktik bald wieder verloren durch die Willkürlichkeit, mit der jeder Einzelne focht oder ruhte, auf seinem Posten blieb oder nach Hause kehrte. — Hier also muß der Eigenwille, der im Denken und Träumen so Unvergleichliches schuf, sich seiner Souveränität begeben und wieder ein Kind werden in Unterwerfung und Gehorsam. Ein „Schweigender" zu sein ist für den Soldaten ebenso sehr wie für den Bediensteten

überhaupt ein schmückendes Eigenschaftswort, wie es für den Wahrheitsforscher von Galilei bis auf Zola ein abfälliges Urteil gewesen sein würde.

Aber so einfach liegt die Sache denn doch wohl nicht, und daß sie nicht so einfach liegt, geht aus nichts deutlicher hervor, als daß es auch auf dem Gebiete des Handelns gar manche wenigstens scheinbar autoritative Handlungen gibt, die absolut schädlich wirken. Ich brauche nur an das eine Wort „Panik“ zu erinnern, um unsern Gedanken sofort den Zugang zu einer ganzen Kategorie von Handlungen zu erschließen, bei welchen die Hingabe der eigenen Persönlichkeit geradezu verderblich wirkt. — Panik: was ist das? Furcht, Angst — jawohl! Aber bei manchen Menschengruppen haben diese instinktiven negativen Erregungen individuell statt, ohne daß sich die Erscheinung der Panik einstellt. — Also Massenangst.*) Ganz wohl, aber wie kommt Massenangst zustande? Keineswegs dadurch, daß jeder Einzelne in der Masse Angst hat; denn, wenn das der Fall wäre, wäre es überflüssig, die Erscheinung einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen, und es würden auch keine Mittel gegen dieselbe zu bedenken sein, die andere wären, als jeden Einzelnen im Mute zu stärken. Dieselben würden nur auf eine hundertfältige Wiederholung des individuellen Ratschlages hinauslaufen.

Die Panik, die Massenangst, ist keine so einfache arithmetische Funktion; sie hat vielmehr, wie jede Massenerscheinung, wie Elan, wie Hurrapatriotismus und andere, ihre ganz besondere Struktur, die untersucht sein will, ehe man weiter über diese Dinge redet. Aber worin besteht diese Struktur? — Meine Antwort ist diese:

Die Stimmung Einzelner verpflanzt sich suggestiv auf andere, deren Gemüt keineswegs besonders ängstlich oder besonders heroisch ist, die sich nur durch ihre große Bestimmbarkeit auszeichnen. Dadurch wird die Erscheinung nicht einfach multipliziert mit der Zahl der ängstlichen Gemüter und dividiert durch die Masse der Anwesenden, in welchem Falle man sich mit der Betrachtung eines Durchschnittsmenschen begnügen könnte, sondern sie wird in einem hohen Maße potenziert, und die einfache arithmetische

*) Ursprünglich ist der Begriff freilich ein anderer, da das Wort von Pan, dem plötzlich erscheinenden Gotte der einsamen Hirten, abgeleitet ist. Also war die erste Bedeutung wohl mehr die der Sinnlosigkeit und des Zwingenden der Erscheinung und wurde erst später auf die Massenerscheinung übertragen, bei der freilich die Sinnlosigkeit und das Zwingende auf den Einzelnen erst recht deutlich wird.

E. Gothein hat auf dem Soziologenkongreß von 1911 eine geistreiche Darstellung der Panik gegeben, die von ungewöhnlicher Belesenheit Zeugnis gibt. Doch vermisse ich bei dessen Charakterisierung (der Gegensätzlichkeit von Negation der Masse zur Massenerscheinung) der einfachen Begründung, daß die Erscheinung in ihrem Ursprunge notwendig eine Massenerscheinung und nur in ihren Folgen eine Zersplitterung dieser Massen ist, wozu im übrigen die später von ihm selber gegebenen Ausführungen reiche Belege liefern.

Behandlung des Problems läßt infolgedessen so gut wie ganz im Stiche. Es wird vermöge der komplizierten Struktur zu einem neuen Problem von einer zunächst unübersehbaren Kompliziertheit. Es handelt sich um ein soziologisches Analogon einer chemisch-katalytischen Erscheinung oder eines Fermentprozesses, die auch mathematisch anders behandelt werden müssen als einfachere mechanische Probleme.

Jedenfalls gibt es also Gebiete des menschlichen Handelns, auf denen das Autoritative höchst schädlich wirkt, und zwar gibt es Gebiete, die ein und dieselbe Gruppe von Menschen, die einen und denselben Beruf ausüben, betrifft, wo autoritativ zu handeln höchst notwendig, in andern Fällen aber höchst schädlich ist. — Wir brauchen hier nur an den Drill zu denken gegenüber der eben gesprochenen Massenfurcht, beides Erscheinungen auf militärischem Gebiete.

*   *   *

Wie soll man sich nun bezüglich der Einteilung stellen, welche Wahl doch wichtig ist, da so manche praktische Folgerungen davon ihren Ausgang nehmen.

Vielleicht kann uns die Tatsache als Leitfaden dienen, daß die eben erwähnte Erscheinung der Panik eine instinktive Erscheinung ist, die noch ganz dem animalischen Leben in uns angehört. In der Tat treffen wir in dieselbe Kategorie gehörige Erscheinungen im Leben der Tiere überall. Viele Vögel und Säuger besorgen ihr Ernährungsgeschäft in Scharen, also daß z. B. die Paviane oder die Stare gemeinsam in ein Feld einfallen und bei drohender Gefahr auch wieder gemeinsam fliehen, resp. auffliegen. Ja bei den Tauben und andern Vögeln ist der Flug so vollständig nach den Grundsätzen des militärischen Drills organisiert, daß eine Wolke von Vögeln bei einer Wendung, die sie machen, plötzlich zu verschwinden scheint, um dann ebenso plötzlich wieder zu erscheinen. Natürlich ist das so zu erklären, daß die Wendung aller Vogelleiber gleichzeitig statthat, infolge wovon die ausgebreiteten Flügel uns plötzlich die hohe Kante zukehren und dann wieder die breite, wodurch das Zurückwerfen des Lichts auf einen Bruchteil des vorigen zurückgebracht und dann wieder auf die ursprüngliche Größe ergänzt wird. Oder das Gefieder hat auf verschiedenen Seiten verschiedene Farben. — In jedem Falle aber lehrt die Erscheinung, da von einem eigentlichen Kommando wie bei militärischen Übungen nicht wohl die Rede sein kann, daß die Handlung eines einzelnen Erfahrenen für die andern mit absolutem Zwange wirkt, so daß hier mittelbare, erst durch die Überlegung wirkende Zwangsmittel unnötig sind.

Das ist aber dieselbe Erscheinung, die wir auch bei der Panik bemerken. Es ist das Willenlos-Mitgerissenwerden, und in der Tat bedienen wir uns auch der bekannten Erscheinung aus der Tierwelt, um ähnliche Vorkommnisse bei uns Menschen als in die gleiche Kategorie gehörend treffend zu charakterisieren. In diesem Sinne sprechen wir vom Leithammel, der die

andern unwiderstehlich mit sich zieht, gedenken aber dieses Beispiels keineswegs im lobenden Sinne, da nicht selten hinzugefügt wird: selbst, wenn er in die Flammen springt, springen Alle hinein.

Im Zusammenhange mit dieser Herleitung finden wir die Panik bei denjenigen Völkern mehr verbreitet, bei denen das instinktive Gefühlsleben über das Verstandesleben vorherrscht (ohne daß aber im übrigen von einer besonderen Tierähnlichkeit die Rede zu sein braucht). Bei den Italienern und Franzosen ist mehr Neigung dazu als bei den besonnenen Engländern und Holländern. Unter den alten Völkern waren die phantastischen Griechen der Panik mehr zugänglich als die verstandesmäßig disziplinierten Römer. Auch die nervösen Israeliten sind der Panik besonders ausgesetzt, und unter unserem eigenen Volke finden wir den Gegensatz zwischen den impulsiveren Franken und den schwer beweglichen Niedersachsen, denen sich in dieser Beziehung auch die besonnenen alemannischen Schweizer zugesellen, und ziemlich frei von panikartigen Volksstimmungen scheinen die Japaner zu sein, die uns Europäern beinahe nicht mehr wie Menschen, sondern beinahe wie Verstandesautomaten erscheinen.

Freilich ist die Erscheinung in der Tierwelt selber vorteilhaft. So braucht in einer Gruppe von äsenden Gemsen nur eine, und das wird gewöhnlich die wachsamste und erfahrenste sein, die Annäherung des Jägers oder des Bären zu bemerken, und ihre Flucht reißt die andern sogleich unwiderstehlich mit sich fort, obgleich natürlich nicht geleugnet werden soll und die in Rede stehenden Erscheinungen auch zum Teil hierauf zurückgeführt werden können, daß auch von Tierherden wirkliche Wachen ausgestellt werden, die die herannahende Gefahr durch Pfiff oder anderswie wunderbar zuverlässig signalisieren, da eben manchmal schon hier die Anfänge vernünftigen Handelns gefunden werden können, oder wenigstens instinktive Vorgänge durch die natürliche Auslese sich so vervollkommnen, daß sie den Anschein von solchen gewinnen. Solche Kollektivhandlungen, auch panikartiger Natur, sind bekanntlich vorteilhaft, weil sie dem Einzelnen die Aufmerksamkeit, die auf die Gefahr gerichtet sein müßte, ersparen. Das Einzelne kann sich dann ganz dem Geschäfte der Ernährung widmen, das ja in vielen praktischen Fällen, z. B. im Winter im Schnee schwierig genug ist, um nicht die ungeteilte Aufmerksamkeit für dies Geschäft erwünscht zu machen.

Freilich ist der Vorteil nur in der Regel auf der Seite der autoritativen Handlungen. Irrt der Führer, so reißt er die Andern mit sich in die unnötige Flucht und vielleicht gerade ins Verderben. Dann wäre der Individualismus besser gewesen als diese Anfänge der Autorität, und auf solche Fälle im Menschenleben erstreckt sich dann auch gewöhnlich unsere etwas verächtliche Benennung irgend eines Rädelsführers als Leithammel. Im günstigen Falle wird er dagegen als Heros und Vaterlands-Erretter gefeiert.

Hierdurch wird aber auch klar, daß mit der Menschwerdung sich unser Urteil über Panik und andere rein mechanisch wirkende Handlungen, die den Keim des

Autoritativen in sich enthalten, wesentlich ändern muß. Zwar gibt es noch Fälle, wo wir von der ererbten Neigung der Menschen zu solchen einen nützlichen Gebrauch machen, aber sie werden doch mit der steigenden Kultur wesentlich eingeschränkt, und gerade, daß diese Einschränkung immer das Richtige trifft, dazu ist eine genaue Unterscheidung der verschiedenen Fälle hinsichtlich der Motive und der Folgen vorteilhaft. Als Wegweiser muß uns hier natürlich die Entscheidung darüber dienen, ob eine autoritative Handlungsweise nützlich oder schädlich ist.

Diese ist immer oder ganz vorherrschend nützlich, wenn sie einer zweckmäßigen Arbeitsteilung entspricht, wie schon aus den gewählten Beispielen aus dem Herdenleben der Tiere deutlich war. So ist bei den Soldaten im Gefecht die Arbeit geteilt zwischen dem Offizier und dem Gemeinen. Der eine, der auch keine Muskete trägt, leitet die andern, die eigentlichen Kombattanten. Jener erwägt die Chancen und gibt Befehle; diese gehorchen und schießen, rücken vor, werfen sich nieder, usw. Alles auf Kommando. Zuweilen wird, aber dann nur widerruflich, z. B. beim Ausschwärmen der Tirailleure einige persönliche Freiheit gewährt; doch nur im äußersten Falle, und der noch dazu von den strengsten Militaristen als unmöglich hingestellt wird, ertönt in dem „sauve qui peut" das Zeichen, das dem Einzelnen die volle individuelle Freiheit zurückgibt.

Das muß so sein, denn in den Bewegungen des Krieges hat man es mit Kollektivhandlungen zu tun. Der Einzelne kann keine Schlacht gewinnen, und auch der einzelne Führer ist dem Generalissimus strengen Gehorsam schuldig, und wenn er denselben versagt, so muß er, selbst nachdem er den Erfolg für sich hat, wie der Prinz von Homburg oder York, der Kugel gewärtig sein.

Ganz anders aber ist es in den Fällen der Panik und der damit ähnlichen Erscheinungen im Menschenleben. Mag dergleichen auf niederen Stufen der Entwicklung noch durchschnittlich vorteilhaft gewesen sein; hierbei drängt sich der Ängstlichste oder sonst in seinem Gefühlsleben am meisten Überreizte gewissermaßen in die Rolle des Autorisierten ein und reißt die Andern mit sich fort. Im Theater ein leises Knistern oder ein unerklärter Feuerschein. Da ertönt nicht von den dazu autorisierten, sondern von den ängstlichsten Lippen der Ruf: Feuer! und alsbald stürzt die Menge dem Ausgange zu, und es zertreten und ersticken die Einen die Andern. Mag ein einzelner Behender auf diese Weise rasch den Ausweg gewinnen, im Kollektivinteresse der Gesamtheit liegt nun jedenfalls Ruhe und Besonnenheit jedes Einzelnen, die dann auch gepredigt*) und wohl gar nach besonders eindrucksvollen Katastrophen in besonderen Veranstaltungen geübt wird.

---

*) Julius Cäsar war ein berühmter Bändiger der Panik. (Gothein a. a. O.) Es ist die dem Schrecken nicht zugängliche Persönlichkeit, die eine größere Autorität erzwingt als die zufällige des meist Erschrockenen.

Genau ebenso ist es auf untergehenden Schiffen. Die Vernunft tritt freilich im Menschenleben an die Stelle der rohen Instinkte. Aber in dem Zustand des Übergangs, in dem wir uns befinden, macht sich der Übelstand geltend, daß gerade die Zurückgebliebenen noch am meisten den instinktiven Impulsen unterliegen und so einen Einfluß gewinnen, der ihnen nicht zukommt, und der — ihnen also wieder abgenommen werden muß.

* * *

Der Panik ähnliche Erscheinungen gibt es nicht bloß bei Gefahren, sondern auch sonst vielfach im Leben, und ihre Zergliederung ist von der größten Bedeutung für alles soziale Leben. Ich nenne das Sichhinreißenlassen in Lob und Tadel von dem Ersten-Besten z. B. oder von Leuten, die als Autoritäten gelten. Denn auch hier, wo sie mehr schaden als nützen, gibt es solche. Eine Folge davon ist das beinahe regelmäßige Verkennen der wahrhaft Großen bei ihren Lebzeiten und der übertriebene Kultus für den Namen der Verstorbenen. Bismarck, der doch alt wurde, versagte der Reichstag noch die Ehrung zu seinem 70. Geburtstage, und jetzt, da schon die dreijährigen Kinder seinen Namen kennen, stellt man Denkmal neben Denkmal in immer phantastischeren und zuletzt ganz mythisch anmutenden Formen, obschon inzwischen deutlich geworden sein könnte, daß der Heros seine Größe der geschickt und mannhaft geleiteten äußeren Politik verdankt, während er in der inneren Fehler machte.

Dieselbe Erscheinung überall, auch bei unseren Künstlern, wie z. B. eben jetzt bei Feuerbach zutage tritt, der bei Lebzeiten durch die Aufopferung seiner unvergleichlichen Mutter über Wasser gehalten werden mußte, während jetzt seine Bilder mit Golde aufgewogen werden, was auch wieder eine Übertreibung ist, denn er arbeitete wohl mit edlem Streben, aber nie aus dem Vollen wie ein großer naturwüchsiger Künstler, da er sich mühsam in eine ferne Zeit hineinzwang. Selbst bei Goethe, der doch bei Lebzeiten seines Ruhmes in vollen Zügen genoß, ist die gleiche Erscheinung nachzuweisen. Man braucht nur die Faustkritiken seiner Zeit nachzulesen und damit zu vergleichen, wie man jetzt der lendenlahmen Greisenpoesie des zweiten Teiles dieses sonst unsterblichen Gedichtes mit unendlichem Aufwand künstliches Leben einzuhauchen versucht, — nur weil eine Suggestion von dem großen Namen ausgeht und das Werk von Goethe ist. Der größte Dichter, so lautet das erzwungene Urteil, kann nur Größtes geschaffen haben.

Auch auf dem Gebiet der Wissenschaft ist es kaum anders. Bis in sein Greisenalter mußte Schopenhauer warten, daß seine Werke auch nur gelesen wurden, und heute datiert man in umgekehrter Übertreibung die Epochen der modernen Philosophie nach seinem Auftreten.

Eine mäßige Einsicht in diesen Zustand hat bekanntlich mit der Jahrhundert-

feier von Schillers Geburt, der ja geradezu als Typus eines verhungerten Dichters erschien, den Schillerverein ins Leben gerufen. Doch hat derselbe nicht geleistet, was er sich vorgesetzt, da er von der falschen Prämisse ausging, daß das Elend des Genies eine bloße Frage des Geldes sei. Es ist aber eine Frage des Charakters der Mitlebenden, und daß hierin Veränderung kommt, ist auch weniger im Interesse der genialen Menschen selber, auf die Lob in den meisten Fällen noch übler wirkt als Vernachlässigung, als vielmehr in dem dieser Mitlebenden und der Nachlebenden, durch deren übertriebene Bewertungen die Weltgeschichte sich in den weiten Pendelschlägen von kostbaren Aktionen und noch kostbareren Reaktionen bewegt, während sie bei guter Besonnenheit ein Wertmaß geben könnte von bleibender Gültigkeit und sich selbst verstärkender Kraft.

Der Grund dieser weitverbreiteten Erscheinung, die wir, wie gesagt, im Interesse der Menge bedauerlicher finden als im Interesse der genialen Menschen selber, aber ist wieder der, daß nicht jeder Einzelne sich äußert, wie *er empfindet*, sondern daß er sich sein Urteil von Scheinautoritäten, denen man gefahrlos folgen darf, aufdrängen läßt. Denn ganz unmöglich ist es ja, anzunehmen, daß sich das Durchschnittsurteil der Einzelnen von einer Generation zur andern so von Grund aus ändern könnte. Erst verhält sich die Masse ablehnend, weil noch keine Autorität für dieselbe eingetreten ist; und später küßt man den Gefeierten die Rockschöße, weil nun die ablehnende Haltung gefährlich zu werden beginnt. Und dieses Umstandes wegen reiht sich die Erscheinung an die in dieser Hinsicht der Panik ähnlichen, an die soziologischen Massenerscheinungen.

Im Interesse der Gesamtheit also ist es jedenfalls aufs innigste zu wünschen, daß ein jeder sich womöglich selbst über die Bedeutung einer Erscheinung und über die Weise, wie er sich dabei zu benehmen hat, orientiere. Dann wird die Handlung der Masse vielleicht irrtümlich, aber wenigstens die sein der mittleren Vernunft, über die sie zur Zeit verfügt, und nicht, entflammt durch den Eindruck an ihrem schwächsten Punkte, weit hinter diesem Maße zurückbleiben. Dann werden sich bei dem Rufe Feuer nur einige wenige Unvernünftige zur sofortigen Flucht rüsten, von der besonnenen Mehrheit aber noch in vielen Fällen beruhigt und zurückgehalten werden können, bis von wirklich autoritativer Seite eine Mitteilung über den wirklichen Stand der Dinge erfolgt.

Das ist also nicht so sehr eine Frage der Entwicklung des Verstandes, denn dieser ist wohl der oberste, aber nicht der stärkste unserer Triebe, als vielmehr des Charakters, sonst würden sich nicht die amerikanischen Indianer, die nur in der Entwicklung des letzteren zu einer märchenhaften Vollkommenheit gelangten, in dem Widerstande gegen panikartige Erscheinungen auf eine so große Höhe gebracht haben.

Wenn nun ein Jeder über einen großen Staatsmann oder Künstler schweigt, bis er imstande war, sein eigenes Urteil zu bilden, nicht aber sich dies Urteil von

dem Ersten-Besten suggerieren läßt, dann wird auch die Beurteilung von vor- und nachher nicht so verschieden von einander ausfallen, dies wird so sein, einfach weil die Menschen ein Lebensalter früher oder später nicht so ganz verschieden in ihrer natürlichen Anlage und Fassungskraft zu sein pflegen, während die Autoritäten, denen man Heerfolge leistet, kommen und gehen.

Ich mache auf diese Komplikation aufmerksam, weil man sonst wohl im Zusammenhang mit dem Gesagten geneigt sein möchte, den gegenwärtigen Zustand, den wir aufzuzeigen versuchten, und wozu auch der Hurrapatriotismus mit allen seinen gefährlichen Auswüchsen gehört, lediglich einem Rest der tierischen Instinkte zuzuschreiben, die auch im homo sapiens nach Jahrtausenden neben der vielgepriesenen Vernunft, nach der er seinen Artnamen empfangen hat, tätig sind, so daß also die tierischsten Menschen am meisten diesem Übelstande ausgesetzt wären. Hiergegen haben wir schon in mehreren unseren Beispielen Front gemacht, und es ist auch sonst nicht zu verkennen, daß noch andere Dinge hinzukommen und die Erscheinung verstärken.

Der Zorn ist z. B. ein bloßer Instinkt, der nützlich ist, weil er die Kraft des Individuums über sich selbst steigert und zwar gerade in Augenblicken, wo es dieser Kraft am notwendigsten zur Verteidigung bedarf. Auch ist er blind, wie andere Instinkte, und fragte nicht, ob er gerade im gegebenen Fall die richtige Handlung auslöst. Dasselbe gilt von der geschlechtlichen Liebe. Auch bei dem epidemischen Schrecken der Panik handelt es sich noch wesentlich um rein Instinktives. Aber schon komplizierter sind die anderen Erscheinungen, die wir gleichwohl schon als Beispiele herangezogen haben. Die Unterschätzung unserer Großen bei ihren Lebzeiten, ihre Überschätzung nachher geschieht nicht bloß aus instinktivem Nachahmungstrieb, zufolge der natürlichen Eigenschaften des Herdentieres, das noch im Menschen fortlebt, sondern auch aus gemeinem Eigeninteresse, weil moralischer Mut dazu gehört, seine Meinung zu sagen oder auch nur zu schweigen. Man kann sich sonst blamieren und sogar vielleicht sich seine Karriere damit verderben. Bedienten spucken nach den Bettlern und zeigen sich, wenn sie die Laster ihres Standes haben, den Großen gegenüber bereit, deren Auswurf mit Grazie entgegenzunehmen, und so gelangt der Unberühmte nur mit Mühe zu Ansehen, und der Berühmte hat wiederum Mühe, das klebende Gesindel, das ihn soviel Zeit kostet, von sich ferne zu halten.

Es handelt sich also nicht bloß um Vernunft und um Instinkt, sondern die erstere, die die blinden Instinkte bändigen sollte, wird oft selber im Schach gehalten durch schwächliche Charakterzüge, die keineswegs den Zeiten der ansteigenden Kultur, sondern viel eher denen des Zerfalls angehören. Das oströmische Reich mit seinem Byzantinismus ist jünger, als die alte römische Republik mit ihren Gracchen, ihrem Regulus und ihrem Cato, und auch im weströmischen Reiche ist dieselbe Dekadenz nicht unschwer nachzuweisen.

Also die autoritativen Instinkte wachsen zuweilen wieder, wenn auch die Vernunft vorhanden ist, wenn diese aber durch Charakterschwäche in ihren Wirkungen auf die Entschlüsse nicht zur Geltung kommen kann. Dann wird das Tun der Menschen wieder so schematisch und scheinbar tierisch instinktiv, als ob noch keine Vernunft geboren wäre, die den Entschluß bestimmt.

Autoritativ sollte also auch das Handeln des Menschen nicht sein mit Ausnahme, wo die Arbeitsteilung zwischen Herren und Knechten (ohne jede gehässige Nebenbedeutung dieser Wörter) ein Befehlen und Gehorchen notwendig macht, in welchem Falle aber auch nicht das eigene Urteil stille steht, sondern nur seine beschränkte Aufgabe erfüllt und überdies dazu unerläßlich ist, die Notwendigkeit des Dienstverhältnisses einzusehen.

* * *

Aber auch bei dem Denken, wo wir uns im Anfange dieser Betrachtung für das „nicht autoritativ" entschieden zu haben schienen, ist die Frage nicht ganz so einfach, wie sie aussieht. Denn auch hier gibt es eine Arbeitsteilung. Nicht jeder kann als Forscher tätig sein; aber es ist jedem und seiner Umgebung nützlich, daß er ein guter und tüchtiger Mensch sei. So bleibt ihm nicht die Zeit, sich selbst sein Weltbild zu entwerfen, dessen Annahme ihm die Ausübung seiner moralischen und gesellschaftlichen Pflichten erleichtert. Also muß ihm dies Weltbild geliefert werden wie dem Mathematiker seine Logarithmentafel, die auch dieser gewissęste aller Wissenschaftler nachzurechnen nicht imstande ist. Dem Fortschritt der Menschheit in jeder Richtung aber ist Genüge geleistet, wenn nur die Möglichkeit der Kontrolle dieser Grundlage des Wissens- und Glaubenslebens auf ihre Wahrhaftigkeit und Zweckmäßigkeit besteht. Jeder Einzelne kann sich dieser nur von Zeit zu Zeit nötigen Kontrolle nicht unterziehen.

Das also ist die Scheidung zwischen Autorität und Individualismus. Sie ist nicht so einfach, als wir dachten. Gleichwohl gewährt die Erörterung Ausblicke von bedeutender soziologischer Wichtigkeit.

Georg Brandes: August Bebel.

Einen Artikel von einiger Bedeutung oder auch nur von etwas größerem Umfang über August Bebel zu schreiben, bin ich außerstande. Dazu kannte ich ihn nicht genau genug. Doch selbst flüchtige Berührung mit einer so starken und ungewöhnlichen Persönlichkeit hinterläßt einen tiefen Eindruck.

In diesem Augenblick gedenke ich der letzten Worte, die ich aus seinem Munde vernahm. Vor zwei Jahren saß ich in einem Berliner Theater, vorn in einer kleinen Parterreloge. Die Vorstellung hatte noch nicht begonnen. Als Bebel in den Saal kam und seinen Sitz im Parkett suchte, machte ihn eine Dame, die uns beide kannte, auf meine Anwesenheit aufmerksam. Er kam zu mir hin und reichte mir die Hand. — „Wie lange das her ist", sagte er, „seit wir beisammen waren, und nun sind wir beide grau geworden! — Sie haben es, antwortete ich, inzwischen ungleich weiter gebracht, als ich. Sie haben zwanzig Millionen Menschen, vier Millionen Wähler hinter sich. Sie sind von Sieg zu Sieg geschritten. — Mit einer Wendung, die mich überraschte, sagte er: „Sie mögen keine so große Zahl hinter sich haben; aber wer weiß, ob Sie nicht auf andere Weise ebensoviel Einfluß besitzen. Sie sind mehr mit den Offizieren in Berührung gekommen, ich mit den Gemeinen". — Das war artig gesagt. Doch in Wirklichkeit war selbstverständlich kein Vergleich möglich zwischen dem Schriftsteller eines kleinen Landes und dem mächtigen Gründer und Führer der deutschen Arbeiterpartei.

Die Lauterkeit seines Charakters, seine Uneigennützigkeit waren die Grundlage seiner Größe. Er war zudem groß als Agitator, Organisator und Stratege; nicht minder als Redner. Da er sich aus kleinen Verhältnissen hatte emporarbeiten müssen und genötigt war, ohne andere Grundlage als der des Unterrichts einer Volksschule, sich mit willensstarkem Fleiß, unter Entbehrungen, die ungemeine Fülle von Kenntnissen anzueignen, die er besaß, hatte er das in sich gefestigte Wesen des Autodidakten, den felsenfesten Glauben an die Lehre, die er in sich aufgenommen, und an die Überzeugungen, zu denen er sich durchgerungen hatte. Er zweifelte nie an der Wahrheit des Systems von revolutionären Meinungen, zu denen er sich bekannte, und daß dieses unter allen Umständen schwer durchführbar sei, war ein Gedanke, der ihm fern lag. Seine Kenntnisse hatte er zum Teil in den 57 Monaten erworben, die er in Gefängnissen zugebracht, und auf diese Weise erworbene Kenntnisse setzen naturgemäß mehr Salpeter, bitterere Galle im Blute ab, geben dem Gemüte größere Triebkraft und dem Manne eine rücksichtslosere Entschlossenheit, als Kenntnisse, die man auf dem Sofa in sich aufgenommen.

Nach meinem ersten Gespräch mit Bebel war mein Eindruck: Er ist grundernst, bis ins innerste Mark überzeugt, flammend heftig, voll sichern Glaubens an die Zukunft seiner Sache. Seine Beredsamkeit ist die des Kampfes. — Ich empfand damals aber auch sofort seine Schwäche: Er ist ein Mann, der glaubt, was er wünscht, eine Schwäche, von der sich leicht der freihält, der seine Sache und sich selbst von vielen Niederlagen betroffen sah. — Er bildete sich damals (1891) ein, daß binnen fünf, sechs Jahren, jedenfalls, ehe das Jahrhundert zu Ende gehe, wir den völligen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft erleben würden. Als ich beharrlich meinen Zweifel daran aussprach, äußerte er: „Glauben Sie denn an gar nichts?", worauf ich antwortete: „O ja, an die menschliche Dummheit, an die Langsamkeit der Entwickelung, und außerdem noch an ein halbes Dutzend höherer Mächte, die ich nicht in einer Formel zusammenzufassen vermag". — Er blieb natürlich bei seiner Ansicht.

Von seinem 22. Jahr an hatte Bebel sich der deutschen Arbeiterbewegung angeschlossen. Schon mit 25 Jahren war er Obmann des Deutschen Arbeitervereins; mit 27 der Mitbegründer der sozialistischen Arbeiterpartei, deren fast unangefochtenes Haupt er durch einige vierzig Jahre war.

In allen diesen Jahren hat er seine Anhängerschar wachsen und seine Macht steigen gesehen. Als er am Anfange stand, zählte die Partei einige tausend Wähler, jetzt zählt sie mehr Millionen als damals Tausende. Er hat der Widerwärtigkeiten genug erlebt, die langen Kerkerstrafen, die Ausweisung aus Leipzig, Bismarcks Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie. Doch alles kam der Sache und der Partei zustatten. Sie schwoll unausgesetzt an Kraft. So geschah es, daß alles, was dieser Mann erlebte, in ein und dieselbe Richtung wies. Alles, was er gelernt und gelitten hatte, erwuchs zum Glauben. Alles Mißgeschick, das ihm widerfuhr, schlug schließlich zum Heile aus. Dies stärkte das Selbstvertrauen und den Willen in ihm, konnte jedoch naturnotwendig den Zweifel und die Kritik nicht entwickeln. Er hatte die Scheuklappen, die ein Mann der Tat haben muß. Pferde können die Scheuklappen entbehren; ein Held nicht.

Männer wie Georg von Vollmar oder Bernstein haben eine geschmeidigere Intelligenz und schärferen Wirklichkeitssinn, als Bebel besaß. Der Gegensatz zwischen ihm und ihnen war jedoch stets ideell, nie persönlich. Vollmar und er waren sogar intime Freunde. Die Uneinigkeit galt nur der Taktik. Besser läßt Bebel indes sich mit Jaurès vergleichen. Jaurès' Beredsamkeit ist feurig, gewaltig dahinströmend, während die Bebels scharf und schneidend war. Ihre Bildungsgrundlagen sind verschieden, bei Bebel die praktischen des Drechslermeisters, bei Jaurès die theoretischen des Professors der Philosophie. Aber beide sind oder waren in ihrem Auftreten gleich volkstümlich, die geborenen Volksführer, Jaurès zumeist durch seine Stimme, des guten Rufers Stimme im Streite, Bebel durch seine Inbrunst und sein glühendes Rechtsgefühl.

Für den fernstehenden, unparteiischen Beobachter waren Bebels Stärke als unbestrittener Häuptling und seine Begrenzung als Geist von jenem Unvergleichlichen bedingt, ein Mensch zu sein, der sein Leben lang die Sache, der er sich angeschlossen hatte, weil er an sie glaubte, von Jahr zu Jahr immer mehr Ausbreitung, immer mehr Anhänger, immer größere Macht gewinnen sah. Er fühlte sich demnach mit jedem Tage überzeugter, daß die Menschengruppe, die unter seinen Augen und seiner Hut mit fast übernatürlicher Sicherheit und Raschheit wuchs, in nicht mehr ferner Zeit als das siegreiche Heer dastehen, dem heutigen ökonomischen Elend ein Ende machen, die soziale Wiedergeburt und Wiedertaufe Deutschlands, sodann, dank dem Zusammenstehn der Arbeiter, die der ganzen Welt herbeiführen würde.

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Wilhelm Ostwald als Philosoph.

(Zu seinem sechzigsten Geburtstag, 2. September 1913.)

Der Name Wilhelm Ostwald bedeutet ein Programm. Soweit die deutsche Zunge klingt, verbindet sich mit diesem Namen unter den Gebildeten aller Stände eine bestimmte Assoziation. Jedermann hat irgend ein Buch von Ostwald gelesen; die große Mehrzahl mit enthusiastischer Zustimmung, eine nicht zu unterschätzende Minderheit mit wachsender Abneigung. Der Naturforscher Ostwald, der Mitbegründer der physikalischen Chemie, der gemeinsam mit van 't Hoff diesem immer fruchtbarer sich erweisenden Zweig der Wissenschaft die Wege gewiesen hat, ist und bleibt eine unumstrittene Größe. Die meisten wissenschaftlichen Akademien haben ihn zum Mitglied erwählt und als Zierde seines Faches gefeiert. Als man die glückliche Institution einer Austauschprofessur mit Amerika ins Leben rief, dachte man sogleich an Ostwald als würdigen Vertreter der deutschen Wissenschaft. Als Wilhelm Ostwald vor einigen Jahren, bevor er seinen Lehrstuhl aufgab, um sich seiner wissenschaftlichen Lieblingsdisziplin, der Philosophie, restlos widmen zu können, das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Professur feierte, da scharten sich die führenden Männer seiner Wissenschaft um ihn. Sein nächster Fachkollege, van 't Hoff, sein früherer Assistent, Svante Arrhenius (in Stockholm) feierten in mir unvergeßlichen Reden die unvergänglichen Verdienste Ostwalds.

Damals hielten sich die Philosophen noch etwas abseits, weil man seine im Ausbau befindliche „Naturphilosophie" noch nicht recht unterzubringen wußte. An jenem großen Abend in Leipzig war es mir beschieden, die philosophische Festrede auf Ostwald halten zu dürfen. Als Herausgeber des „Archiv für Philo-

sophie" hatte ich vom Anbeginn seiner philosophischen Wirksamkeit Stellung zu Ostwald's „Energetik" genommen und schon den Lübecker Vortrag (1895) in einer Reihe von Abhandlungen als befreiende Tat gepriesen. Die Zunftphilosophen gingen freilich sehr zögernd und mißtrauisch an Ostwalds „Naturphilosophie" heran, aber das beweist nichts gegen Ostwald. Wäre es nach den zeitgenössischen Zunftphilosophen Schopenhauers gegangen, so wäre der Weise von Frankfurt der vergessenste und verschlossenste Denker aller Völker. Haben sie doch Schopenhauer glattweg totgeschwiegen. Als aber das Parkett, der Salon, das Boudoir, vollends die Redaktionsstuben für den Philosophen des Pessimismus — natürlich erst nach seinem Tode — warm und eindringlich eintraten, dann mußten sich endlich die Kathederphilosophen dazu bequemen, zu Schopenhauer Stellung zu nehmen. Heute gehen die Abhandlungen und Doktordissertationen über Schopenhauer in die Hunderte. Kuno Fischer, Volkelt, Simmel und viele andere haben prächtige Werke über ihn verfaßt. Hätte er doch nur e i n e s dieser Werke erlebt!

Wilhelm Ostwald lebt unter uns und ist mit seinen sechzig Jahren von einer Frische, Regsamkeit und geistigen Fruchtbarkeit, die alle Welt in Erstaunen setzt. Es macht fast den Eindruck, als ob sein energetischer Born von unerschöpflicher Ergiebigkeit wäre. Als Forscher und Denker hat er seine eigene Note. Die Wenigsten kennen ihn als ausübenden Maler, dessen Arbeiten von Kundigen hoch bewertet werden. Seine feurige, propagandistische Natur warf sich in den letzten Jahren auf kulturpolitische Probleme. Die Leser von „Nord und Süd" werden sich noch erinnern, mit welchem Temperament Ostwald im Kaiser-Jubiläumheft unserer Zeitschrift (Juni 1913) die Fortschritte der Wissenschaften unter der Regierung des Kaisers in großen Linien gezeichnet hat.

In den letzten Jahren hat sich der „kulturologische" Agitator großen Stiles in ihm herausgebildet. Eine Reihe von Kulturproblemen trat in seinen engeren Gesichts- und Interessenkreis. Zunächst das Problem der Weltsprache. Ostwald trat mit jenem Enthusiasmus, der das beste Stück seines Wesens ausmacht, zuerst für Esperanto, sodann für ein Reform-Esperanto („Ido") ein. Sodann schloß er sich mit Feuereifer der pazifistischen Bewegung an. Nicht bloß in geschriebenen „Sonntagspredigten", sondern im gesprochenen Wort kündet er allerorts seine „kulturologischen" Ideale. In uneigennütziger Selbstaufopferung zieht er durch die Lande, um für d a s mannhaft und tapfer einzustehen, was sich ihm zur ehrlichen Überzeugung verdichtet hat. Das hat ihm, wie nicht anders zu erwarten war, viele Gegner (keinen persönlichen Feind) zugezogen. Insbesondere hat sein heftiges, vielleicht allzuheftiges Auftreten gegen das humanistische Gymnasium, gegen die klassischen Sprachen, viele Kreise, und nicht die schlechtesten, tief verstimmt. Endlich und insbesondere hat seine Stellungnahme zum Monismus, seitdem er Nachfolger Haeckels in der Präsidentschaft des deutschen Monistenbundes wurde, eine heftige Gegenbewegung seitens der Dualisten heraufbeschworen. Aber Ostwald ist und bleibt hieb- und stichfest. Je

größer die Zahl seiner Gegner, desto umfassender wird seine Wirksamkeit. Sein geistiger Energieverbrauch scheint die Kraft des Radiums zu haben: leuchten, ohne merklich abzunehmen. Daß der Monismus eine antikirchliche Wendung genommen hat, beklage ich, wie Ostwald sehr wohl weiß, weil ich nicht einzusehen vermag, warum der Monismus seine Spitze gegen die Kirchen richten müsse. Ich habe in den letzten Jahren in zahlreichen Vorträgen den Erweis zu erbringen versucht, daß der philosophische Monismus sich mit der strengsten religiösen Weltanschauung verträgt. Ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte, jede wahre, tiefe, verinnerlichte Religion muß monistisch sein (vgl. meine Schrift: Dualismus oder Monismus, 1909). Ostwald kann Widerspruch vertragen. Wir haben im Berliner Mozartsaal vor einem großen Auditorium anfänglich nebeneinander, später gegeneinander gesprochen, als sich die abweichenden Standpunkte herausstellten, aber nicht eine Sekunde war das persönliche Einvernehmen durch unseren sachlichen Gegensatz gestört. Wer Ostwald mit seinem Kindergemüt, seiner Freude am Gestalten, seiner Redlichkeit im Wollen und seiner Güte im Umgang mit Menschen beobachtet hat, muß ihm Freund und Bewunderer sein. Ungeachtet der tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten, die zwischen uns in Einzelfragen obwalten, möchte ich an dieser Stelle, anläßlich seines 60. Geburtstags, das hervorheben, was nach meiner innersten Überzeugung Wertvolles und Bleibendes in der Philosophie Ostwalds steckt. Den Agitator Ostwald sollte man mit warmem Herzen beurteilen, den Denker aber gilt es mit kühlem Kopf auf seinen dauernden Gehalt zu prüfen.

Unser hochentwickeltes Kultursystem, so führte ich anderwärts aus, kann auf die Dauer ebensowenig ohne Philosophie auskommen, wie ohne Religion oder ohne Kunst. So gut unsere Gefühlsfaktoren ihre Befriedigung in Religionen und unsere Phantasietätigkeit ihre Auslösung im künstlerischen Schaffen oder Genießen finden, ebensogut bedarf auch unser Denkprozeß einer Regelung und einer dem wissenschaftlichen Gewissen der Zeit adäquaten Ausdruck leihenden philosophischen Einheitsformel. Diese Einheitsformel schmiegt sich in der Regel eng der wissenschaftlichen Grundüberzeugung eines Zeitalters an.

Unsere Weltanschauungen sind natürliche Reflexe unseres seelischen Habitus. Überlieferung und Erziehung, Anlage und Neigung, Faculté maîtresse und Milieu — wie Taine sich ausdrückt — sind die natürlichen Komponenten unserer individuellen Weltanschauungen. Mögen wir nun vermöge unserer inneren Artung und äußeren Umgebung diesem oder jenem Denktypus zuneigen —, irgend eine Weltanschauung müssen die Gebildeten zumal dann haben, wenn die herkömmliche kirchliche ihrem inneren Wesen nicht nur nicht entspricht, sondern geradezu widerspricht. Ein Gebildeter ohne Weltanschauung ist wie ein Mensch ohne Schatten — ein Peter Schlemihl der Logik. Der Wilde hat im Fetischismus genau so eine geschlossene, seinem Erkenntnisgrad durchaus angemessene Weltanschauung, wie der strenge Kirchengläubige, gleichviel welcher

Konfession, in Lehre und Leben seiner Religion ein in sich gerundetes Weltbild besitzt. Und wer sich heute noch dabei bescheidet, der bedarf keines philosophischen Ersatzes. Diejenigen aber, die sich bei ihrem traditionellen kirchlichen Weltbilde nicht beruhigen können, weil es Lücken und Risse aufzeigt, die durch theologisches Flickwerk wohl notdürftig verhüllt, aber nicht vollgültig ausgefüllt werden können, werden nicht umhin können, sich nach einer philosophischen Weltanschauung umzutun, die ihrem inneren Menschen angemessen ist. So wenig wir heute in einer Behausung leben können, in welcher die Fensterscheiben durch Papierfetzen ersetzt sind oder das schadhafte Dach mit Pappdeckel verklebt ist, die jeden Regentropfen durchlassen, ebensowenig halten wir es auf die Dauer seelisch in einer Weltanschauung aus, die wissenschaftlich undicht oder logisch unfest ist. Die Naturwissenschaft hat seit Kopernikus dem kirchlichen Weltgebäude der großen geschichtlichen Religionen immer wieder die Fenster eingeschlagen und das Dach durchlöchert. Die wissenschaftliche Theologie aller Konfessionen hat sich redlich bemüht, in den Riß zu treten und die morsch gewordenen Stellen geschickt zu verdecken. Den dialektisch Anspruchslosen genügt diese Reparatur völlig. Sie freuen sich an der Sonne, die durch offene Dachluken hindurchscheint, und verschmerzen leicht die Feuchtigkeit, welche die nur halb verhüllten Risse durchlassen. Die Empfindlichen aber vertragen keine Zugluft. Sie reagieren schon auf die leisesten Reize. Wenn die kirchliche Erklärung wissenschaftlich unzulänglich erscheint, dann halten sie es in der Kirche nicht aus. Und doch müssen sie Unterkunft finden. Ihr unaufhebbares Einheitsbedürfnis — eine verdoppelnde Widerspiegelung ihres Ichbewußtseins — drängt nach Anerkennung eines obersten Ordnungsprinzips, einer einheitlichen Welterklärung, eines logisch abgeschlossenen Weltbildes. Sie müssen daher bei irgend einem philosophischen System Unterschlupf suchen. Denn nichts lähmt unsere Schaffenskraft, unsere Daseinsfreude, unseren Gestaltungsdrang nachhaltiger, als seelische Obdachlosigkeit.

Eine energetische Weltanschauung beginnt neuerdings in naturforschenden Kreisen sich durchzusetzen: die von Wilhelm Ostwald mit leidenschaftlichem Nachdruck vertretene „Naturphilosophie", die er zuerst in seinem berühmten Lübecker Vortrag unter dem Titel „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus" (1895) verkündet, in seiner „Naturphilosophie" ausgebildet und in den von ihm begründeten „Annalen der Naturphilosophie" seit 1900 nach allen Fronten tapfer verteidigt hat. Seit Juli 1913 gibt Ostwald übrigens die „Annalen" mit Rudolf Goldscheid heraus, indem er die kulturphilosophische Seite stärker betont. Ostwald löst nicht bloß die Materie, sondern auch die Empfindungskomplexe in ein neutrales Drittes, in den obersten Gattungsbegriff: „Energie" auf. Materie ist für Ostwald nichts als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe von Energien, und alles, was wir von ihr aussagen, sagen wir nur von diesen Energien aus. Der Antimetaphysiker Mach verhält sich

dieser Substanzialisierung des Energieprinzips gegenüber neutral, wenn nicht gar abweisend. Da Mach grundsätzlich aller Polemik abhold ist, bemerkt er einmal im Vorbeigehen, die Substanzauffassung des Energieprinzips habe ebenso wie die Blacksche Substanzauffassung der Wärme ihre natürlichen Grenzen in den Tatsachen, über welche hinaus sie nur künstlich festgehalten werden könne. Nichtsdestoweniger verehren die Energetiker in Mach ihren Meister, zumal der Mach'sche Hauptbegriff der Denkökonomie, den er gleichzeitig mit, aber unabhängig von Avenarius geformt hat, der Energetik erkenntnistheoretisch nahesteht, wenn Mach auch, seiner antimetaphysischen Tendenz getreu, der „Naturphilosophie" der Energetiker kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht.

Der eigentliche Stammvater der Energetik ist kein anderer als Leibniz. Wie die Monisten Häckelscher Prägung auf Spinoza schwören, so gehören die Energetiker aller Stufen und Grade, gewollt oder ungewollt, bewußt oder unbewußt, gedanklich zu Gottfried Wilhelm Leibniz. Die Gedankenlinie: Aristoteles-Leibniz wird heute von den Energetikern aus der Schule Ostwalds weitergeführt. Wie der Maler nur wenige Grundfarben, der Tragödiendichter nur wenige wirklich tragische Grundmotive, der Komponist nur wenige Grundtöne zur Verfügung hat, so hat der Philosoph nur eine begrenzte, vergleichsweise winzige Anzahl logisch möglicher Denktypen oder Weltanschauungen vor sich. Vielleicht nicht mehr, als wir nach der Volkspsychologie Temperamente, oder nach den Lehren der formalen Logik Kategorien besitzen. Schon Aristoteles bevorzugte die Vierteilung, die im Gefüge seiner Weltanschauung genau dieselbe Rolle eines systembildenden Faktors spielt, wie die Dreiteilung in der dialektischen Architektonik seines Meisters Platon. Und einer unserer ernstesten Denker der Gegenwart, der Däne Harald Höffding, findet, daß sich die gesamte philosophische Forschung im letzten Grunde nur um vier Hauptprobleme dreht: das Erkenntnisproblem (das logische Problem), das Existenzproblem (das kosmologische Problem), das Wertschätzungsproblem (das ethisch-religiöse Problem) und das Bewußtseinsproblem (das psychologische Problem). Wie es vier Haupttypen der Problemstellungen gibt, so recht eigentlich nur vier konsequente, logisch zu Ende denkbare Problemlösungen. Die Geschichte der Philosophie ist kein Wirrsal grüblerischer Einfälle, sondern, mit Hegel zu sprechen, ein Pantheon ewiger Gedanken. Die Anzahl der rivalisierenden Weltanschauungen ist im letzten Grunde eine eng begrenzte. Die zahllosen Gedankenperlen lassen sich ungezwungen auf vier Schnüre reihen, die von den Anfängen des strengen philosophischen Denkens bis in unsere unmittelbare Gegenwart hinabreichen.

Zwischen vier großen Denkrichtungen wird heute der „Kampf um die Weltanschauung" wieder einmal durchgefochten, wenn auch nicht zum Austrag gebracht. Ich betone: wieder einmal. In Tat und Wahrheit hat dieser Kampf um die Weltanschauung niemals geruht. Jedes Zeitalter muß diese Probleme auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und geschichtlichen Einsichten in einer

dieser vier Grundformen von Weltbildern noch einmal durchdenken, durchleben, durchkämpfen. Was dazwischen liegt, ist Mischung. Seitdem uns die Weltanschauung nicht mehr wie im mittelalterlichen Feudalsystem von oben herab diktiert, sondern seit Humanismus, Renaissance und Reformation von unten hinauf geformt wird, ist unser logisches Verantwortlichkeitsgefühl mächtig erstarkt. Unser unaufgebbares Einheitsbedürfnis — die „transzendentale Einheit der Apperzeption" heißt es in der Schulsprache Kants, das „Ichbewußtsein" in der Sprache des Alltags — fordert gebieterisch die Anerkennung oberster Ordnungsprinzipien in Natur, Geist und Geschichte, kurz den einheitlichen Abschluß der Weltordnung, heiße sie nun Gott oder Natur, Atom oder Monade, Wille oder Unbewußtes. Wie jeder individuelle Organismus auf Geheiß seines Selbsterhaltungstriebes sein physiologisches Gleichgewicht anstrebt, so wird jedes Kultursystem im Interesse seiner Selbsterhaltung sein logisches Gleichgewicht zu behaupten suchen. Weltanschauungen sind daher nichts anderes, als unaufhebbare Kämpfe um das logische Gleichgewicht eines gegebenen Kultursystems. Inmitten dieses Kampfes stehen wir.

Der energetische Monismus kämpft nun augenblicklich — in naturforschenden Kreisen zumal — um das logische Übergewicht. Der materialistische Monismus bläst auf der ganzen Linie zum Rückzug. Eine Psychologie der Systembildung hat den Beweggründen nachzuspüren, welche den offensichtlichen Verfall des Materialismus als Weltanschauung herbeigeführt und das Vordringen der energetischen Weltanschauung begünstigt, wie ihr Umsichgreifen beschleunigt hat. Neu an der Energetik ist eigentlich nur die Rührigkeit ihres Auftretens und die Bewußtheit ihrer inneren Überlegenheit. Die Tendenz zur Energetik ist fast so alt wie die Philosophie selbst.

Man versteht es, warum die Weltanschauung der Energetiker darauf und daran ist, den mechanisch-atomistischen Materialismus zu entthronen. Unser Vereinheitlichungsbedürfnis, das die Pyramide alles Geschehens mit Gott oder der Natur abzuschließen pflegt, fordert gebieterisch einen Generalnenner, eine Konstanz oder Invariable, kurz einen obersten Gattungsbegriff oder ein oberstes Ordnungsprinzip, unter welche alles Mannigfaltige des Geschehens, aller Wandel und Wechsel in Raum und Zeit, alles Wirre und Regellose im scheinbaren Chaos des kaleidoskopisch-bunten Weltgeschehens untergebracht, d. h. logisch subsumiert werden kann. Ein Ordnungsprinzip nach dem anderen wird in Natur und Geschichte entdeckt. Können nun alle diese einzelnen, scheinbar zusammenhanglosen Ordnungsprinzipien — Naturgesetze, Denkgesetze, historische Gesetze — anarchisch gegeneinander wirtschaften, einander gegenseitig aufheben und neutralisieren, oder gehorchen sie vielmehr allesamt einem obersten Ordnungsprinzip, heiße dieses Gott oder Natur? Führen diese zahllosen Gesetze oder Kräfte in Natur und Geist einen Kampf gegeneinander bis zur Vernichtung, oder fügen sie sich vielmehr einer obersten Gesetzeseinheit?

Diese Gesetzeseinheit streben die Energetiker natürlich ebensosehr an, wie die Materialisten. Nur halten die Energetiker den materialistischen Zentralbegriff der „Masse" angesichts der Elektronen und des heute vorherrschenden elektromagnetischen Weltbildes für ebenso ungeeignet, die magistrale Würde eines Weltimperiums zu bekleiden, wie sie dem Energiebegriff die Eignung zuschreiben, alle jene majestätischen Attribute auf sich zu vereinigen, welche dem obersten Ordnungsbegriff, der Gesetzeseinheit, zur Beherrschung des Universums nach einheitlichen Prinzipien zukommen. Der Energie eignet insbesondere der Vorzug, daß auch die geistigen Erscheinungen sich auf Energien zurückführen und ihr gesetzmäßiges Wechselverhältnis, wie es in den Assoziationsgesetzen z. B. zutage tritt, durch das Weltgesetz von der Erhaltung der Energie erklären lassen.

Der Materialismus als Weltanschauung mußte schon am Bewußtseinsproblem logisch scheitern, zumal es wohl denkbar war, die Materie als bloße Vorstellung aus dem Bewußtsein herauszuholen, aber nicht umgekehrt, das Bewußtsein, schon die einfachste Empfindung, aus der Materie abzuleiten. Hier zeigt sich die Energetik in ihrer ganzen logischen Überlegenheit. Sie macht mit der Gesetzeseinheit in Natur und Geist vollen Ernst, indem es ihr gelingt, Ausdehnung und Denken, Leib und Seele, Natur und Geist auf einen gemeinsamen Generalnenner zu bringen: die Energie. In den Energiebegriff läßt sich das Bewußtsein als in seinen Oberbegriff ungezwungen eingliedern. Denn das Bewußtsein zeigt keinen Stoff, keine Masse, keine räumliche Ausdehnung, wohl aber Kraft, Spannung, Energie. Von Bewußtseinsenergie zu sprechen, enthält keine contradictio in adjecto. Das Bewußtsein ist nach Ostwald nur eine besondere Art von Nervenenergie, welche im Zentralorgan betätigt wird. Die Bewußtseinsvorgänge selbst sind energetischer Natur und gehorchen somit in ihrer assoziativen Gesetzmäßigkeit dem Weltgesetz der Erhaltung der Energie. Denn kein geistiger Vorgang vollzieht sich ohne entsprechenden Energieaufwand. In der „Aufmerksamkeit" ist die Nervenenergie gesammelt, in der „Erschöpfung" ist sie zerstreut. Also handelt es sich auch bei geistigen Vorgängen nur um die Entstehung und Umwandlung einer besonderen Energieart, die Ostwald vorläufig mit dem Namen „geistige Energie" belegt. Die in dem gesamten nervösen Apparat tätige Energieform nennt Ostwald „Nervenenergie".

Die Weltanschauung der Energetiker ist durch zwei Phasen charakterisiert. Die erste knüpft unmittelbar an das Helmholtzsche Prinzip von der Erhaltung der Kraft an, das man jetzt als Gesetz von der Erhaltung der Energie anspricht, und welches in der anfänglichen Fassung hieß: die Summe der vorhandenen lebendigen und Spannkräfte ist konstant, während die spätere, heute geläufige Formel lautet: die Summe der kinetischen und potenziellen Energie ist konstant. Helmholtz, Thomson, Clausius und die älteste Schule der Physiker glaubten, vor Entdeckung der neuen Strahlen von Hittorf, Lenhard und Röntgen, das Energiegesetz lasse sich mit der Molekularmechanik ungezwungen verbinden. Und so entstand jene

mechanistische Energetik, welche heute von Helm und Ostwald, unter Wiederanknüpfung an Robert Mayer, in die reine Energetik umgebildet wird. Die mechanistische Energetik hatte nämlich die Bewußtseinserscheinungen noch nicht dem Erhaltungsgesetz unterstellt, sondern erst die Ostwaldsche Lehre von der Nervenenergie, welche die Bewußtseinserscheinungen ebenfalls als Energieformen ansprach, konnte mit der Energetik vollen Ernst machen und die Energie zum Generalnenner alles Geschehens, einschließlich des geistigen, erheben. Standen sich früher Körper und Geist, Masse und Bewegung gegenüber, so wurden jetzt auch Vorstellungen, Gefühle und Willenshandlungen in energetische Werte umgesetzt, und es blieb nur die Bewegung als Zentralbegriff zurück, dem sich Körper und Geist oder Masse und Empfindungen als Grundeigenschaften oder Attribute unterzuordnen haben. Wie Spinoza die beiden Substanzen seines Meisters Descartes: Ausdehnung und Denken, zu Attributen eines neutralen Dritten (deus sive natura) degradierte, so läßt Ostwald und mit ihm die energetische Naturphilosophie unserer Tage Körper und Bewußtsein oder Masse und Empfindung nur als parallele Erscheinungsformen eines neutralen Dritten, eines monistischen Zentralbegriffs gelten, nämlich der Energie.

In seinem „Grundriß" der Naturphilosophie stellt sich Ostwald rückhaltlos auf den Boden jener „neueren" Naturphilosophie, der energetischen nämlich, welche der älteren, an Fichte und Hegel anknüpfenden naturphilosophischen Phase der Universitätsphilosophen ebenso entschlossen aus dem Wege geht, wie er sich der relativistischen Linie der Phänomenalisten aus der Schule von Mach und Avenarius, sowie der pragmatistischen Bewegung des Amerikaners James und des Engländers Schiller, die von Pythagoras und Hume herkommen, offensichtlich nähert. Ihm ist, wie Bacon und James, die Philosophie nicht „Selbstzweck", sondern „ausschließlich um menschlicher Zwecke willen" da. Mit Comte, dessen Klassifikation der Wissenschaften Ostwald sich vorbehaltlos anschließt, sieht er in aller Philosophie eine vollständig vereinheitlichte Erkenntnis nach der Formel: voir, pour prévoir. „Voraussagen" oder „Erwartungsgefühle für die Zukunft" bilden für Ostwald wie für Mach, Comte und Hume den Sinn aller Wissenschaft. Auch Naturgesetze dekretieren nicht, was geschehen soll, sondern sie berichten, was geschehen ist und zu geschehen pflegt. Die Schlüsse werden nach dem Schema gezogen: bisher haben sich die Dinge so verhalten, darum erwarten wir, daß sie sich auch künftig so verhalten werden. Selbst das Kausalgesetz löst sich bei Ostwald wie bei Mach in funktionelle Beziehungen auf. Unter Mitaufnahme des Spencerschen Anpassungs- und Auslesegedankens, um den Spencer die Humesche Fassung des Kausalproblems biologisch bereichert und ergänzt hat, bemerkt Ostwald: will man ein solches Verhältnis „a priori" nennen, so steht dem natürlich nichts im Wege. Aber das empirisch-induktive Verfahren ist, wie Ostwald mit Mill annimmt, das einzig fruchtbare, und die Deduktion nur eine umgekehrte

Induktion, die als Kontrolle der Induktion, als Abbreviatur, als „Memorandum" fürs Gedächtnis ihren heuristischen Wert behält. Die Schlußform der Induktion aber laute: weil es bisher so gewesen war, erwarte ich, daß es auch künftig so sein wird. Ja, Ostwald ist der Meinung, daß sich gegenwärtig die Erkenntnis Bahn breche, die deduktiven Wissenschaften würden eine nach der andern ihre Forderung nach Absolutheit der Geltung aufgeben. In diesem Punkte freilich dürften ihn Husserls „logische Untersuchungen", dieses standard work der neueren Logik, eines andern belehren. Es ist indes für Ostwald bezeichnend, daß ein „Grundriß der Naturphilosophie" zwei Abschnitte: „Allgemeine Erkenntnistheorie" und „Logik, Mannigfaltigkeitslehre und Mathematik", voranschickt, bevor er zur eigentlichen „Naturphilosophie", zu den „psychischen und biologischen Wissenschaften" gelangt. Ostwald erweist sich hier durchweg als erkenntnistheoretischer Vertreter der Machschen Weltanschauung. Und so stehen denn auch hier wieder Psychologisten und Logisten, Relativisten und Absolutisten, Positivisten und Idealisten, genetische Methode und kritische Methode einander schroff und unversöhnlich gegenüber. Wie in der Metaphysik Spinoza oder Leibniz, so heißt in der Erkenntnistheorie: Hume oder Kant die Parole des Tages. Die Naturphilosophen metaphysischer Richtung und logistischen Gepräges scharen sich heute ebenso um die kritizistische Methode Kants, wie sich die „neueren Naturphilosophen" unter Führung Machs und Ostwalds um die genetisch-psychologische Standarte von Protagoras und Hume gruppieren. Als energetische Metaphysiker bevorzugen die neueren Naturphilosophen Aristoteles gegenüber Platon, Leibniz gegenüber Spinoza, und als Erkenntnistheoretiker wie Logiker bekennen sie sich zu Hume gegen Kant.

Ostwald gehört nach alledem zu jenem Denktypus, der sich von jeher gegen alles dogmatisch Verhärtete auflehnt. Sein philosophisches Modell ist nicht der Philosoph des „Seins" (Parmenides), sondern der Philosoph des „Werdens" (Heraklit). Ostwald ist selbst im ständigen „Werden" begriffen. Wenigstens als Sechziger. Solange seine Energiequelle sich als unausgeschöpft erweist, wird er wohl ein „Werdender" bleiben. Er versteht es meisterlich, aus der Pechblende unzähliger Aufsätze und Vorträge das kostbare Quintchen leuchtenden Radiums herauszupräparieren. Möchte ihm d i e s e Radioaktivität noch recht lange erhalten bleiben. Den Theoretiker der Energetik können wir uns nur als rastlos Werdenden, Schaffenden, Gestaltenden, nicht aber als quieszierten „Seienden" denken.

Kuno Mittenzwey: Henri Poincaré.

Es ist verhältnismäßig selten, daß der Tod eines Gelehrten der reinen Wissenschaft von der Tagespresse so stark bemerkt wird, wie der Tod Henri Poincarés. Was mag die Ursache davon gewesen sein? Denn man wird kaum behaupten wollen, daß die Beachtung aus einer klaren Vorstellung von Poincarés Werk hervorgegangen sei. Wissenschaftliche Taten wie die Entdeckung der Fuchsschen Funktionen sind nicht geeignet, ins Gesamtbewußtsein der Öffentlichkeit überzugehen. Oder wäre die allgemeine Aufmerksamkeit lediglich durch den Nimbus des Superlativs erregt worden, den Namen des unwidersprochen größten Mathematikers Frankreichs, wohl gar der Gegenwart nennen zu hören?

Es ist gewiß mehr als das. Poincarés Name hat eine ganz eigentümliche wissenschaftliche Popularität erlangt. Zur rechten Zeit, nachdem ihm seine spezialwissenschaftlichen Leistungen eine unzweifelhafte Autorität erworben hatten, hat Henri Poincaré begonnen, über die allgemeinphilosophischen Grundlagen seiner Wissenschaft zu schreiben, so bezeugend, daß er stets auf das Prinzipielle eingestellt war und seine Arbeit stets unter großem Gesichtswinkel gesehen hat. Er hat aber dabei niemals, wie etwa Ostwald, auf praktische Wertfragen übergegriffen und nie den Anreiz verspürt, letzte Dinge des Lebens von spezialwissenschaftlichem Ressort herkommend entscheiden zu wollen. Erkenntnismensch von reinstem Geblüt, existierten für ihn im Grunde nur zwei Dinge, die beiden klassischen rationalen Wissenschaften der Mathematik und der mathematischen Physik, und seine philosophischen Arbeiten nehmen nichts weiter in Angriff, als die erkenntnistheoretischen Grundlagen dieser Wissenschaften und den Geltungswert ihrer Ergebnisse zu diskutieren.

Dieser Stoff ist gewiß spröde und genügt noch nicht, um den Erfolg seiner Schriften zu erklären. Man hat diesen Erfolg dem espritvollen Stil, der aphoristischen, oft pointierten Form zuschreiben wollen. Wohl möglich, daß Poincarés Anschauungen nicht so bestechend gewirkt hätten, wenn sie in streng systematischem Aufbau dargestellt worden wären, weil bei solch systematischer Darstellung das vielfach Kompromißhafte ihrer Natur deutlicher hätte zum Vorschein kommen müssen. Indessen ist auch durch diese formalen Qualitäten die literarische Wirkung noch nicht erklärt.

Man hat Poincaré einen Positivisten, einen Pragmatisten, einen Immanenzler, einen Skeptiker genannt. Alle diese Bezeichnungen tendieren in einer Richtung, ohne daß doch eine erschöpfend wäre. Was ist nun das Eigenartige an seinen Anschauungen?

Poincaré erstrebt nicht wie die unmittelbar vorhergehende Generation eines Kirchhoff, Mach, auch Ostwald, eine „hypothesenfreie" Wissenschaft, eine reine „Beschreibung", ganz im Gegenteil. Aller Inhalt der Wissenschaft überhaupt ist Hypothese, „jede Verallgemeinerung ist eine Hypothese". Poincaré kennt „natürliche", „notwendige" Hypothesen. — Es ist klar, daß hier das Wort „Hypothese" in einem weiteren Gebrauch genommen ist, als der herkömmliche ist. Wenn Kirchhoff, Mach u. a. von Hypothesen nichts wissen wollten, so wehrten sie sich gegen die Aufstellung einer anschaulich hingestellten Welt der Atome und Moleküle, welche gegenüber der sinnenfälligen Welt die wahrere sein sollte, und strebten darnach, die erschöpfende Darstellung der Naturgesetze durch bloß formale Prinzipien der Energieerhaltung usw. zu liefern. Für Poincaré sind auch diese formalen Prinzipien „Hypothesen". — Zugleich ist der Sinn dieses erweiterten Gebrauches klar, warum alle diese Sätze unterschiedslos Hypothesen genannt werden: über ihre Gültigkeit soll nur entscheiden, ob sie durch die Tatsachen verifizierbar sind. Eine derartige hypothetische Überschreitung der Erfahrung ist keine eindeutige Aufgabe, sie ist auf vielfältige Art möglich. Unter den vielen möglichen Hypothesen soll dann diejenige den Vorzug verdienen, welche die bequemste und ökonomischste ist, welche den größten Kreis der Tatsachen zu umspannen gestattet. Es wird also ein rein immanentes Kriterium für den Wert der Hypothese aufgesucht, das von der Beziehung auf eine äußere Welt möglichst frei sein soll: das bekannte „Ökonomieprinzip".

Diesen ökonomischen Gedanken verfolgt Poincaré mit besonderer Liebe für die Frage nach dem Wahrheitswert der Mathematik und Geometrie, deren „apriorische" Sätze ja der experimentellen Verifikation nicht bedürfen, und Poincarés Ausführungen über diese Gegenstände haben vielleicht am meisten den allgemeinen Eindruck seiner Philosophie bestimmt. Es hat keinen Sinn zu fragen, ob die Sätze der Geometrie wahr oder falsch seien, sie sind bequem. Wir könnten die Naturbeschreibung auch mit einem geometrischen System liefern, in dem die Parallelen sich schneiden: nur würden dann die Formeln über die Fortpflanzung des Lichtes wesentlich komplizierter ausfallen. Es hat keinen Sinn, zu sagen, die Erde dreht sich, denn es ist uns eine Absolutheit unerreichbar, von der aus wir die Frage der Bewegung der Erde entscheiden könnten. Es ist lediglich bequemer für die Zusammenfassung einer großen Zahl von Tatsachen, zu sagen, daß die Erde sich dreht.

Diese letzte Äußerung hat vielleicht am alarmierendsten gewirkt und am meisten für Poincarés erstes philosophisches Buch („La science et l'hypothèse") die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erweckt. Die klerikale Presse Frankreichs hat diesen Satz aufgegriffen und ihn in der Form weitergegeben, der erste Mathematiker Frankreichs habe die Verurteilung Galileis für gerechtfertigt erklärt — ein bezeichnendes Symptom dafür, welche Kreise sich immer zuerst einstellen, wenn Vernunft und Wissenschaft in ihrem Rang beeinträchtigt erscheinen. Aber auch die Vertreter der Wissenschaft haben diese Äußerungen in dem extremen Sinne

genommen, den Poincaré durch die zugespitzte Art seiner Formulierungen selbst nahelegt, und haben darin den Ausdruck davon erblickt, daß Poincaré den Wahrheitsgehalt der Sätze der Naturwissenschaft auf einen bloß nominalistischen herabdrückt. Wenn die Wissenschaft ihre Sätze nach den rein immanenten Kriterien der Bequemlichkeit aufstellt, so klingt das allerdings unmittelbar wie die nominalistische These, daß die wissenschaftlichen Tatsachen von der Wissenschaft selbst gesetzt sind, während von ihnen keine Brücke zu den Dingen selbst führt.

Poincaré hat seine Abgrenzung gegen den Nominalismus namentlich in einer Polemik gegen Le Roy gegeben. Er unterscheidet zwischen der wissenschaftlichen Tatsache und der „rohen" Tatsache, d. i. die Tatsache der naiven Anschauung. Die Wissenschaft schafft höchstens die wissenschaftliche Tatsache, d. h. sie übersetzt die rohe Tatsache in eine bequemere Sprache. Galilei und der Großinquisitor waren nicht uneinig über eine Tatsache, sondern über deren Deutung. „Konnten Galilei und der Großinquisitor, um sich zu verständigen, sich auf das Zeugnis der Sinne berufen? Im Gegenteil, sie waren einer Meinung über die Erscheinungen, und welche Erfahrungen auch angehäuft worden wären, sie würden einer Meinung über die Erscheinungen geblieben sein, ohne sich je über ihre Deutung zu verständigen. Gerade darum waren sie genötigt, ihre Zuflucht zu einer so wenig wissenschaftlichen Art der Verhandlung zu nehmen." Alles, was der Gelehrte an einer Tatsache schafft, ist die Sprache, in der er sie ausdrückt. Diese Sprache ist aber keine Schöpfung bloßer Konvention, sondern sie ist an die rohen Tatsachen gebunden und hat ihren Wahrheitswert darin, daß sie den Eintritt dieser Tatsachen voraussagt.

Das ist das Comtesche „prévoir". Damit scheint es, daß Poincaré von seinem zu weit getriebenen Konventionalismus aus einen positivistischen Rückzug genommen habe. Es wäre zu erwarten, daß nun auch der Wahrheitswert der Wissenschaft von hier aus bestimmt würde und die Wissenschaft einem Handeln untergeordnet würde, dem die „Voraussage" diene. Zwingend führen jetzt alle Gedanken auf die Frage nach dem Wert des so bestimmten Erkennens hin, und der Titel des zweiten philosophischen Buches („La valeur de la science") ist kein Zufall, so wenig wie der Titel des ersten („La science et l'hypothèse") ein Zufall war, in dem er die hypothetischen Elemente aller Wissenschaft so breit herausarbeitete.

Aber hier erhebt sich Poincaré, um für den Selbstwert der Wissenschaft mit einem Nachdruck einzutreten, wie es kein Rationalist emphatischer tun könnte. Der Skeptiker findet hier Töne eines intellektuellen Pathos, wo es sich um Dinge handelt, die ihm Herzensangelegenheit und Lebensdirektive gewesen sind. „In meinen Augen ist die Erkenntnis das Ziel und das Handeln das Mittel. Wenn ich mich über die Entwickelung der Industrie freue, so tue ich es nicht nur, weil sie dem Anwalt der Wissenschaft ein gutes Beweismittel an die Hand gibt, sondern

hauptsächlich, weil sie dem Gelehrten den Glauben an sich selbst stärkt. Wer weiß, ob er nicht ohne diesen Rückhalt, von der Vorspiegelung irgend einer neuen Scholastik ergriffen, den festen Boden verlassen würde, oder ob er nicht verzweifelte, in der Meinung, nur geträumt zu haben?" Aber worin besteht nun der Wert der Wissenschaft, da sie uns nicht zur Anschauung der Dinge selbst führen kann? Das Glück kann sie uns nicht geben. „Können wir ein Paradies auf Erden ersehnen, wo der Mensch gleich dem Tiere wirklich unsterblich wäre, weil er nicht wüßte, daß er sterben muß? Wenn man den Apfel gekostet hat, vergißt man den Geschmack durch kein Leiden mehr, sondern kehrt stets zu ihm zurück. So kann auch der Mensch wohl nicht glücklich werden durch die Wissenschaft, aber heutigentags kann er noch viel weniger glücklich werden ohne sie." Aber auch nach alledem erschiene die Wissenschaft eher als eine Art unentrinnbarer Sucht, als daß damit ihr Wert aufgewiesen wäre.

Wo das Interesse von den inhaltlichen Zielen abgleitet zu den formalen Eigenschaften, die damit zu selbständigen Wertträgern werden, resultiert die subjektive Haltung des Ästhetizismus. So ist auch Poincarés Stellungnahme letzten Endes die eines intellektuellen Ästhetizismus (das Wort ohne jeden Beigeschmack). „Der Gelehrte erforscht die Natur nicht, weil das nützlich ist, sondern weil es ihm Vergnügen macht, und er hat Vergnügen daran, weil sie schön ist. Ich spreche hier wohlverstanden nicht von jener sinnenfälligen Schönheit, sondern ich meine die innerliche Schönheit, welche aus der harmonischen Ordnung der Teile hervorgeht. Dieser intellektuellen Schönheit zu Liebe verurteilt sich der Gelehrte zu seinen langwierigen und mühsamen Arbeiten vielmehr, als um des künftigen Wohlergehens der Menschheit willen." Man sieht, es ist ein exklusiver Standpunkt, den nur der durchhalten kann, der diese intellektuellen Schönheitsfreuden in eigener gestaltender Arbeit erfährt. Und damit sind wir schließlich bei den persönlichen Grundlagen der Poincaréschen Anschauungen angelangt. Sein Zweifel ist nicht der erkenntnismüde Zweifel des Skeptikers und auch nicht ein Cartesianischer Zweifel, der die subjektive Wendung vorbereiten soll. Sondern das Grundverhältnis zur Welt ist eine energische intellektualistische Bejahung der Erkenntnis, die sich in unermüdlicher Forschungsarbeit betätigt, und der Zweifel dient nur der Revision und der Übersicht.

Es wäre leicht, die Inkonsequenzen von Poincarés Aufstellungen aufzuweisen und die Flächen zu zeigen, da sich Gedanken verschiedener Herkunft durchdringen. Indessen hätte das keinen rechten Zweck, Poincaré hat nie die Absicht gehabt, eine lückenlose Systematik zu geben. Für jede Weltanschauung kommt es darauf an, was für ein Mensch man sei, und für eine Persönlichkeit, die wie er stets in spezialwissenschaftlichen Interessen ihre sichere Orientierung hatte, war das theoretische Gewand gerade das rechte, das er sich bereitet hatte. Für die historische Bewertung wäre zu beachten, daß Poincaré wohl die Gültigkeitsgrenzen ausgezeichnet aufgewiesen hat, die in der wissenschaftlichen Methode der Wahr-

heitsgewinnung beschlossen sind, daß er aber niemals diese Methoden selbst bis auf ihre letzten Erkenntniselemente aufgelöst hat. Er ist, um ein schwieriges Ding mit einem bekannten Terminus zu bezeichnen, nie bis zur „synthetischen Einheit der Apperzeption" vorgedrungen. Der bleibende Wert seiner philosophischen Aufstellungen wird wahrscheinlich in der scharfen Heraushebung einiger konventionalistischer Elemente, sowie in den philosophisch-mathematischen Formulierungen über die Wahrscheinlichkeit gefunden werden.

Die Bedeutung von Poincarés Philosophie für unsere Zeit reicht aber darüber hinaus. Sie ist — und damit kommen wir zu dem, was u. E. ihre starke Wirkung begründet hat — doch der Ausdruck einer philosophischen Geistesrichtung, die eine große Zahl unserer theoretischen Physiker beherrscht, und darin liegt der große symptomatische Wert von Poincarés Schriften. Um die Wandlung recht zu ermessen, vergleiche man diese Grundauffassung mit der Zeit etwa eines Laplace, oder auch, was uns näher liegt, mit der Materialismuszeit des 19. Jahrhunderts. Damals glaubte man wirklich den Geheimnissen der Natur bis auf Sprungweite nahe zu sein. Die Welt ist im Grunde einfacher, als sie uns erscheint, die bunte Fülle der Sinneswirklichkeit ist eine Folge der „sekundären Qualitäten": das war die Grundüberzeugung. Wie ganz anders jetzt. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bleibt unangetastet, die Wissenschaft gibt nichts weiter als eine abkürzend zusammenfassende Sprache dafür. Die Sätze der Wissenschaft sind Hypothesen, die hinsichtlich ihrer experimentellen Verifikation nicht minder wahr, doch einem fortgesetzten Umbildungsprozeß der Wahrheitsfindung unterworfen sind. Von da aus bestimmt sich auch das Grundverhältnis, das die Wissenschaft in unserem geistigen Besitzstand einnimmt. Jene Zeit des Rationalismus (und in schwachem Abbild davon auch die Zeit eines billigen Materialismus) lebte des Glaubens, daß der einfachen, wenigen Grundgesetzen gehorchenden Welt, die uns die Wissenschaft erschlösse, eine ebenso einfache Welt der moralischen Dinge entspreche, von der aus die soziale Regelung unternommen werden könnte. Jetzt erscheint die Wissenschaft gegen die Tatsachen der Anschauung zurückgeschoben. Die Wissenschaft nur eine bequeme Sprache zum Ausdruck der rohen Tatsachen: das besagt doch, daß das Primäre alle Zeit die naive Anschauung ist, von der sich die Wissenschaft in unendlichem Prozeß ablöst. Wie die Wissenschaft niemand um ihren Wert fragt, so will sie auch niemandem ihre Werte vorschreiben. „Es kann keine unmoralische Wissenschaft geben, so wenig wie es eine wissenschaftliche Moral geben kann. Moral und Wissenschaft haben ihre eigenen Gebiete, die sich berühren, aber nicht durchdringen. Sie können sich darum nie widersprechen, weil sie sich nie begegnen." Das ist nichts anderes als die kategoriale Selbstständigkeit der verschiedenen Wertgebiete. So glaubt der moderne Physiker nicht mehr, gegenüber der Erscheinungswelt eine realere Welt aufzudecken, von deren Erschließung wir eine tiefere Aufklärung über den Sinn unseres Daseins erwarten könnten, sondern er beschränkt sich darauf, auf seinem Gebiet in unend-

lichem Erkenntnisprozeß eine Reihe objektiver Beziehungen aufzustellen, die sich in weiterem Fortgang durch vereinheitlichende Zusammenfassung im selben Maße vereinfachen, wie sie sich durch verfeinerte Berücksichtigung der Abweichungen, durch Einbeziehung der „höheren Dezimalen" komplizieren.

Kurt Walter Goldschmidt: Feminismus und Moderne.

Ein „femininer Einschlag" ist der allgemeinen modernen Kulturbewegung wie den besonderen Richtungen der modernen Literatur und Kunst wiederholt nachgesagt worden. Und zwar im vorurteilslos objektiven wie im freundlichen und mißgünstigen Sinne. Man grenzt freilich oft ein wenig willkürlich eine bestimmte, unleugbar stark feminine Moderne ab und stellt dann mit wissenschaftlichem Brustton das Dasein des femininen Elementes fest. Quod erat demonstrandum. Es wäre auch sicher eine Einseitigkeit, behaupten zu wollen, daß schlechthin alles Zeitlich-Moderne, ja auch nur alles Geistig-Moderne diese femininen Züge trägt. Immerhin geben „Modern" und „Feminin" schon beim flüchtigen Hinhören einen gewissen Zusammenklang. Und wenn wir das „Moderne" in einer engeren, prägnanteren und den kultivierten Mitlebenden mehr oder minder geläufigen Bedeutung verstehen, dann treten allerdings die femininen Werte in ihm plastisch genug hervor. Es fragt sich aber zunächst einmal, was wir unter dem „Femininen" zu verstehen gezwungen und gesonnen sind. Der Begriff schillert natürlich, je nach der Stellung des Betrachters, in den verschiedensten Farben. Vorzüge und Fehler, Schwächen und Werte eines Einzelnen, einer Gruppe, eines Geschlechtes bedingen sich aber stets gegenseitig, und es ist ein gefährlicher und überdies billiger Hang der Analyse — das, was zusammen erst das Wesen ausmacht, was nur verschiedene Seiten dieses Wesens spiegelt, auseinanderzureißen und eben damit zu entlebendigen. Es ist ein tiefes Wort Spinozas, daß alle Bestimmtheit Verneinung sei — und wirklich bedarf es eines Ausschlusses, einer Ablehnung gewisser Züge, um gewisse andere zu einem geschlossenen Eigengebilde zu kristallisieren. Jedes Individuum, jeder Typus ist so in sich gefangen und begrenzt, und der Geschlechtstypus am entschiedensten und deutlichsten. Denn hier sind Werte, an denen die menschliche Gattung als solche hängt, und wie sich auch noch im Äußeren und Inneren die Spezies Mensch wandeln möge — an den physischen und psychischen Bedingungen des Geschlechts wird nichts zu ändern sein. Darum ist es auch vom höheren Standpunkt aus so belanglos, ob einmal das Männliche oder das Weibliche in höherem oder geringerem Kurse steht, ob man an dem einen oder anderen Geschlechte vorzugsweise

das Positive oder das Negative sieht, ob man sich zum „Männerhaß“ oder zur „Frauenfreundschaft“ oder zum Umgekehrten bekennt. Mit Fanatismen, Begriffsschablonen und Schlagworten jeder Art ist wenig ausgerichtet. Freilich soll auch nicht jene heut so beliebte Unpersönlichkeit gepredigt werden, die sich gerade aus Schwäche und Armut des Gefühls „objektiv“ gebärdet; von dieser Heuchelei und Prahlerei der Impotenz haben wir heut schon mehr als genug; und der Einzelne wird natürlich je nach Eigenart, Temperament, Erfahrung sein ganz persönlich gefärbtes und gefühlsmäßig betontes Verhältnis zum anderen Geschlechte haben. Nur soll uns das nicht hindern, auch ohne willkürlich verengten Gesichtswinkel an diese, weit über das Persönliche ins Typische und Universelle hinausreichenden Probleme heranzugehen.

Schon die unbedingte Trennung des Männlichen und Weiblichen gehört zu jenen Abstraktionen, denen die Wirklichkeit nicht voll entspricht. Zwar scheint keine Grenze besser in der Natur der Dinge begründet zu sein, als eben die zwischen den Geschlechtern. Aber über ihrer Zweiheit wölbt sich die Einheit des Menschlichen, und aus ihm sind sie ja auch erst durch nachträgliche Differenzierung an einem bestimmten Punkte der beseelten Schöpfung und ihrer Entwicklung hervorgegangen. Es sind also nicht bestimmte seelische Eigenschaften, Vorzüge, Fehler nur-männlich oder nur-weiblich, sondern sie sind immer ursprünglich und allgemein menschlich, und nur nach der Verschiedenheit der physischen Organisation mehr auf das eine oder das andere Geschlecht verteilt. Übrigens ist ja auch schon rein physisch und sexuell die Geschlechter-Scheidung nicht absolut, denn es gibt Rudimente, Übergänge, Zwitterformen jeder Art, und selbst die sogenannten Perversionen üben hier eine Funktion der entwicklungsgeschichtlichen Vermittlung. Man kann und muß auch zunächst einmal von jeder Höher- oder Geringer-Bewertung der überwiegend „männlichen“ oder „weiblichen“ Qualitäten absehen und sich einfach daran halten, daß es überhaupt nach dem Willen der Natur eine solche relative Grenzlinie gibt. Eine relative: denn völlig rein erscheint sie doch nur in der Abstraktion, während sich in der Wirklichkeit die Elemente mannigfach mischen und kreuzen. Es gibt gewiß ausschließlich entwickelte „Männer“ und „Weiber“, und in gewissem Sinne sind sie die ausgeprägtesten und bezeichnendsten Typen ihrer Art — d. h. sie haben in sich fast nur jene Menschlichkeitszüge ausgebildet, die in der Regel und im Vorzug dem einen oder anderen Geschlechte zukommen und irgendwie in seiner Geschlechtsnatur begründet sind. Aber selbst dann werden wenigstens gewisse leiseste Möglichkeiten einer entgegengesetzten geschlechtlich-seelischen Artung nicht fehlen — eben weil es allgemein-menschliche Möglichkeiten sind und die Geschlechtsseelen in unmerklichen Übergängen von und zu einander streben. Es ist ja auch z. B. dem rohesten Menschen wenigstens eine ferndämmernde Ahnung menschlicher Zartheit gegeben, und umgekehrt schlummert auch im Seelengrunde des zartesten Menschen die Bestie. Es fließt eben alles, es ist alles mit allem verknüpft, und

das Entfernteste berührt sich irgendwie. Der Mensch ist auch stets mehr oder minder entwicklungsfähiger seelischer Rohstoff, und das All ist an Unberechenbarkeiten und Überraschungen reicher, als unsere kümmerliche Erfahrung annehmen möchte. So mischen sich auch die abstrakte Männlichkeit und Weiblichkeit in immer neuen Verhältnissen, Verschiebungen und Quoten zu den lebensvollen Gestalten des wirklichen Mannes und des wirklichen Weibes.

Ja, gerade je abstrakter wir Männlichkeit und Weiblichkeit fassen und gegeneinanderhalten, desto mehr geht uns eben der Sinn für die Mischung männlicher und weiblicher Züge in jedem realen Manne oder Weibe auf. Es ist also unter diesem Gesichtspunkt auch nichts so Unerhörtes, daß die modernen Kultur-Männer, vor allem die Dichter und Künstler, deutlich ins Feminine schillern. Denn erstens einmal ist, wie wir sahen, ja überhaupt eine gewisse Andersgeschlechtlichkeit auf jedes Geschlecht verteilt, und sodann hat insbesondere die Dichter- und Künstler-Seele diesen typischen Zug zum Femininen. In ihr sind von jeher das spielende, selbstgenügsame Kind, der abgelöste Greis und das zartempfängliche und empfindende Weib vereint. Also: nicht eigentlich die Feminität des modernen Dichters und Künstlers als solche, sondern die wirklich oder scheinbar abnorm starke und überwiegende Feminität dieses Typus gibt zu denken. Das Hervortreten gewisser vorzugsweise weiblicher Züge in der modernen Kunst und Dichtung ist nun eine nicht wegzuleugnende Erfahrungstatsache. Und es mag seltsam genug erscheinen, daß plötzlich ein Geschlecht über die Literatur eines ganzen Zeitabschnitts Herr wird und ihr auch, und vor allem in ihren andersgeschlechtlichen Trägern, ihre Art aufprägt. Man mag darin einen einfachen Wechsel, einen Gegenschlag, eine Ergänzung sehen — denn wirklich haben vielleicht früher und zumal kurz vorher (die naturalistische Episode!) die einseitig männlichen Züge geherrscht — aber es scheint hier doch ein tieferer Kultur-Zusammenhang zu bestehen; denn diese Invasion des Ewig- und Zeitlich-Weiblichen beschränkt sich doch eben nicht auf Kunst und Dichtung, sondern das moderne Leben steht überhaupt im Zeichen des wertvollen und berechtigten wie des unkritischen und überspannten Feminismus. Neue große Wellenbewegungen der Kultur pflegen sich ja niemals nur auf ihr kleines Teilgebiet zu beschränken, sondern im Gegenteil sich unbegrenzt fortzupflanzen und auf die benachbarten, ja auch die entferntesten Bereiche überzugreifen.

Der Emanzipationskampf des Proletariats zum Beispiel ist weder eine bloß proletarische noch eine bloß politische Bewegung geblieben, sondern er hat im Gegenteil unserem ganzen sozialen und moralischen Empfinden neue Anstöße und Weglinien gegeben, hat die gesamte Struktur unseres Gesellschaftskörpers in Frage gestellt und auch eine Art Umwertung aller Werte angebahnt, die längst notwendig war, aber erst durch die revolutionären Sturmzeichen in Gang gebracht wurde. Wie stark vollends die Literatur an diesen Kämpfen teilnahm, ist noch in aller Erinnerung. Das Proletarische, Wirtschaftlich-Technische,

Sozial-Revolutionäre, Empirisch-Exakte der ganzen Bewegung fand seinen völlig deckenden dichterischen Ausdruck im Realismus und Naturalismus jener Tage. Und neue Erweckungen, Bereicherungen, Befruchtungen des Stoffes und der Seele gingen also hier von den zunächst nur ganz einseitigen Flutungen einer bestimmten Bevölkerungsschicht aus. Mutatis mutandis gilt Gleiches vom Feminismus. Und man kann sogar noch tiefer graben und gerade aus den allgemeinen Wirkungen dieser „Spezialitäten" auch auf ein tieferes und allgemeineres menschliches Entwicklungs- und Erweiterungs-Bedürfnis zurückschließen. Jede, auch die bedeutendste, Teilbewegung wäre dann nur Organ der Menschheitsseele, des Menschheitswillens. Der Sozialismus, der Feminismus usw. wollen zunächst natürlich nur sich selbst — aber sie sind unbewußt größer als sie selbst (wie auch der Einzelne im Unbewußten stets sich selbst überragt); sie überfliegen gleichsam sich selbst in ihren Folgen und schenken der menschlichen Seele schlechthin neue, ungeahnte Werte, Möglichkeiten, Erlebnisse, Zartheiten. Die Wirkung wird freilich auch ihrerseits wieder zur Ursache, die im Sinne des ersten Anstoßes wirkt — und etwa die sozialistische oder doch soziale Umformung der menschheitlichen Seele treibt wiederum sozialistische Werte der allgemeinen und künstlerischen Praxis aus ihr hervor. Das Gleiche gilt vom Feminismus. Hat er erst einmal weitere Kreise und Gruppen durchtränkt, so wird wiederum von da her eine feministische Welle in das geistige Leben und Gestalten einfluten. Was das eigentlich Primäre sei, ist im Grunde dann garnicht mehr eindeutig zu entscheiden. Die einzelnen großen Kulturbewegungen greifen ineinander, und wieviel von ihnen der Rasse, dem Geschlecht, dem Typus, den Einzelnen zuzuschreiben ist, läßt sich nicht peinlich auseinanderhalten. Selbst in welthistorischen Erscheinungen wie dem Christentum mit seiner gegen die Antike unendlich erhöhten und verfeinerten Seelenhaltung mag man eine feminine Mitschwingung entdecken — aber die nationalen, zeitlichen, religiösen Motive waren hier doch wohl ausschlaggebend. In großen künstlerischen Persönlichkeiten ferner, wie etwa in Goethe, wirkt das Typische und Individuelle zusammen; denn der Künstler ist eben überhaupt ein Stück „Weib"; dieses bestimmte Individuum ist es aber noch in eigenem und besonderem Maße. Auch vollzieht sich das Werden der Menschheit in unaufhörlichen Flutungen und Wandlungen, die den Gesetzen des Gegensatzes und des Ausgleichs unterstehen. In der Antike hatte eine harte und einseitige Männlichkeit geherrscht — im Christentum, in der Moderne, in der Romantik forderte die weibliche Seele ihr Recht. Die Starrheit der Grenzen drängte zur Milderung: das Weib wurde männlicher, der Mann weiblicher. Und zum höchsten Typus oder doch Ideal des Menschen schien nun eine Vereinigung bester männlicher und weiblicher Eigenschaften erwachsen zu sollen. In der Moderne und Romantik kehrt dieser androgyne Idealtyp wieder, der bezeichnenderweise von Künstlern, also seelisch androgynen Individuen, konzipiert und auf sie zugeschnitten ist. Dies Mann-Weibliche, Weib-Männliche drückt

in der Tat unserer psychologischen, ethischen, ästhetischen Kultur den Stempel auf. Was ist nun dies Spezifisch-Weibliche, das sich hier wie dort auswirkt?!

Es ist sehr interessant, wie stark es mit einer bestimmten, literarisch-künstlerischen Richtung unserer Tage, mit der sogenannten Neu-Romantik, zusammenklingt. Neu-Romantik: das ist ja leider heut schon größtenteils die Modekunst der Virtuosen und Poseure geworden — aber in einem tieferen Sinne knüpft sie doch an die Linie der älteren Romantik an, die sie geradezu bis zu ihren höchsten und gefährlichsten Steigerungen fortgeführt hat. Und diese ältere Romantik reicht wieder tief in die Ursprünge der „sentimentalischen", am Geiste des Christentums und der modernen Völker genährten Dichtung überhaupt hinein. Alle Romantik ist ja Wirklichkeitsflucht, Innenversenkung, Scheidung zwischen Ideal und Leben. Und trotz aller oberflächlichen Zeitgebundenheit wirkt dieser Geist auch noch in der Neu-Romantik nach. Eine sehr tiefe welthistorische Verwurzelung des modernen „Feminismus" in Kultur, Kunst, Dichtung ist also hier aufgedeckt. Nun ist die bestimmte Art Menschlichkeit, die hier zur Entfaltung kommt, gewiß auch wiederum kein Monopol der weiblichen Seele. Es ist garnicht abzusehen, warum gerade nur die weibliche Geschlechts-Organisation die Bedingung dieser seelischen Züge sein soll, die, wie alles Menschliche, ihr Gutes und Böses, ihren Wert und ihre Gefahr haben. Hier stellt sich einfach ein im Positiven wie Negativen gleich bezeichnender und folgenreicher Typus der Seele dar, der auch völlig unabhängig von der geschlechtlichen Differenzierung, allgemein-menschlich betrachtet werden kann. So muß eben der Mensch einer bestimmten Anlage und Entwicklungsstufe, ob Mann, ob Weib, empfinden. Trotzdem ist der Einklang zwischen dieser und der weiblichen Gefühlswelt auffällig und eindringlich genug, wenn er auch natürlich nicht mathematisch umschrieben und nicht dogmatisch festgelegt werden kann. Die romantische Natur ist vor allem passiv und suggestibel — empfangend, anregbar und anregungsbedürftig. Dies wiederum hat seinen Grund in dem starken Übergewicht des Instinkt-, Phantasie- und Affektlebens über die Logik, den Tatsachensinn und den bewußten Willen. Die regulierenden Hemmungen des Bewußtseins, die stimulierenden Spannungen der Energie sind gleichermaßen mehr oder minder ausgeschaltet. Jeder Romantiker ist Phantasie- und Gefühlsschwelger und das äußerste Gegenteil des Verstandes- und Tatmenschen. In allen diesen Feststellungen soll zunächst nur eine Charakteristik, keine Bewertung ausgedrückt sein. Der Reichtum der Menschheit an seelischen Formen, deren jede eine Art naturwissenschaftliches und ästhetisches Interesse weckt, darf nicht durch die einseitige Verketzerung eines bestimmten Typus verkümmert werden. Zumal wenn es sich, wie hier, um einen vielfach neuartigen, reizvollen und in sich geschlossenen Typus handelt. Einmal herrschen eben die Nerven-, ein ander Mal die Muskelkräfte; einmal Intelligenz und Wille, ein ander Mal Phantasie und Gefühl. Zu Zeiten führt den Menschen eine schöpferische Notwendigkeit in sein eigenes Innere

hinein; zu anderen Zeiten drängt sie ihn wieder in die Außenwelt, ihre Erscheinungen zu packen, zu meistern, zu gestalten. Das löst sich ab, ergänzt und rundet sich, und an sich ist keiner der beiden Typen wertvoller als der andere. Nur kann freilich jeder zum Übermaß entarten, zur Konvention verblassen, zur Modesuggestion herabsinken — und dann ist er freilich bekämpfenswert und zur Ablösung durch den Gegentypus reif. Die Verweiblichung, die Verinnerlichung und Verzärtlichung unserer dichterischen Werte ist in der Tat schon fast bis zur lähmenden Hypnose durch die aufgewühlten Innerlichkeiten, bis zum völligen Abbruch der Brücken zur Realität gediehen. Jede geistige Richtung kommt übrigens einmal auf den Punkt, wo ihr Neues und Eigenes selbstverständlich und einverleibt ist und der Gegenstoß einsetzen muß. Die neu-klassische Reaktion gegen die Neu-Romantik konnte nicht ausbleiben; die ist einfach die Korrektur ihrer weiblich-subjektiv-affektiven Einseitigkeit durch die männlich-logisch-energische Gegenkraft. Und so sehr uns die Romantik an menschlichen und künstlerischen Wundern der Eigenseele bereichert hat — sie droht sich im Abgrund des Ichs und der Innerlichkeit zu verlieren, wenn sie sich nicht zur Klassik vollendet und überwindet. —

Aber freilich darf „Männliches" und „Weibliches" eben immer nur mit größter Vorsicht geschieden werden; denn jedes tiefere Eindringen stößt hier sofort auf die seltsamsten und heikelsten Paradoxa und Antinomieen.

Ist denn nun wirklich die Phantasie auch nur vorwiegend dem Weibe eigentümlich und die Intelligenz dem Manne? Man könnte das Verhältnis geradezu umdrehen; denn die eigentlich produktive Phantasiekraft hat sich doch gerade im männlichen Genie am stärksten verkörpert und ausgewirkt, und die Frau ist, weil an Gattung und Geschlecht gebundener, auch erdgebundener, begrenzter, folglich auch mehr Logikerin, Realistin, praktische Willens- und Tat-Natur als der Mann, der sich gern ins Phantastische und Abstrakte verfliegt. Auch über die Vorherrschaft des Instinkts im Manne oder Weibe kann man Zweifel hegen. Die Frau hat oft, namentlich für Gefühlsfeinheiten, auch für kulturelle und künstlerische Werte, ein unmittelbares und überlegenes Instinkt-Verständnis, das nicht erst des plumpen und tappenden Nachdenkens bedarf, und darin liegt ihre wunderbar erfrischende und anregende Wirkung; andererseits aber ist der aktive und schöpferische Instinkt wiederum Sache des Mannes, und die kühlen, klaren Logiker-Köpfe, die garnicht so seltenen, mathematischen Begabungen unter den Frauen scheinen das so reizende, scherzhaft ernste Goethe-Wort Lügen zu strafen, das dennoch wohl im Großen und Ganzen zutrifft: „. . . Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt." Es wäre also ein leichtes und billiges dialektisches Kunststück, etwa gerade im Naturalismus statt in der Neu-Romantik das „weibliche" Element aufzuspüren und diese womöglich als die „männliche" Erscheinung auszuspielen. Auch die starke Betonung des Sexuellen in der modernen Literatur ließe sich auf femi-

nistische Einschläge zurückführen; aber die letzte logische Notwendigkeit würde auch da fehlen, und man geriete in die Haltlosigkeit der Sophistik, die das Für und das Wider zugleich beweisen kann. —

Im allgemeinen steht auch über diesen Entwicklungen das große Gesetz der Differenzierung und Integrierung. Eine schärfere Sonderung, eine eigentümlichere Ausbildung und doch auch wieder eine stärkere Annäherung der Geschlechter lösen sich ab, gehen aber heut oft auch schon verheißungsvoll zusammen. Der echte Mann wird heute gerade ganz Mann, das echte Weib ganz Weib sein wollen — den Zerrbildern des Zeitgeistes zum Trotz. Aber dennoch gesellt sich jedem Geschlecht ein Etwas der besten Andersgeschlechtlichkeit hinzu, und eben diesem androgynen Typus verdanken wir doch die Anfänge einer reineren Kultur, einer edleren Kunst, einer gesünderen und höheren Sittlichkeit. In seinem Zeichen wird sich auch das verschobene und mißbrauchte Verhältnis der Geschlechter wiederherstellen; Mann und Weib werden sich besser kennen, verstehen, schätzen lernen — und sich, als verschieden und doch identisch, im gemeinsamen Menschlichen wiederfinden. —

Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoi: Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Die von Ludwig Berndl herausgegebene Tolstoi-Bibliothek, die jüngst bei Georg Müller in München erschien, konnte kaum glücklicher eingeleitet werden, als es durch den Briefwechsel Leo Tolstois mit seiner entfernten Verwandten, aber nächsten Freundin Gräfin A. A. Tolstoi geschehen ist. Der Briefwechsel umspannt die Jahre 1857—1903. Die russische Ausgabe dieses denkwürdigen Briefwechsels erschien 1911. Die Gräfin, 1817 geboren, verbrachte die letzten dreißig Jahre ihres Lebens als Ehrendame am Hof der Kaiserlichen Familie im Petersburger Winterpalast. Sie starb, siebenundachtzigjährig, am 31. März 1904.

Der Herausgeber, Ludwig Berndl, der sich als Mitarbeiter am philosophischen Sammelwerke von Fritz Mauthner bereits hervorgetan hat, bietet der deutschen Tolstoi-Gemeinde eine köstliche Gabe. Wir gewinnen einen tieferen Einblick in die Psychologie Tolstois, als seine Biographen uns bisher zu geben vermochten. Zwei Weltanschauungen platzen hier aufeinander: dort die schlichte Herzensfrömmigkeit der unentwegt Gläubigen, die sich ihre Welt lückenlos an der Hand des Dogmas aufgebaut hat, und hier das titanische Ringen einer großen Seele, die nie ist, sondern immer wird. Dort die unbeirrbare Ausgeglichenheit der Fertigen, Abgeschlossenen, seelisch Umfriedeten, hier der unerbittliche Kampf gegen alles Erstarrte, Gesackte, Vereiste, so daß dem Dichter einmal

in einem jugendlich aufschäumenden Brief an die Freundin das kennzeichnende Wort aus der Feder fließt: Ruhe ist eine seelische Gemeinheit.

Gewiß ist auch Tolstoi Gefühlsphilosoph in jenem Goetheischen Sinn: Gefühl ist alles. Aber seine Gefühlsphilosophie ist nicht jener satte Sentimentalismus, dem die Probleme nicht mehr wehe tun. Was Tolstoi als Ziel aller Erkenntnis preist, nämlich die göttliche Lebensauffassung, das ist die unterirdischeste Schicht des Gefühls, des Affekts aller Affekte, des „Eros" bei Platon oder des „Willens" bei Schopenhauer. So tief zu schürfen und so abgründig zu bohren wie ihr großer Vetter vermag natürlich die feinfühlige, glaubengefestete Hofdame nicht. Sie stellt vielmehr das Überkommene als Gefestetes der Unrast des Werdenden entgegen, und zwar mit der Selbstsicherheit und Selbstgenügsamkeit des Strenggläubigen dem „Ketzer" gegenüber. Aber die Gegensätzlichkeit beider Naturen treibt auf beiden Seiten so viel Bedeutsames und Bedachtsames hervor, daß man sich dem Reize dieses Wechselspiels von Meinungen ganz gefangen gibt. Kennzeichnend für die einfühlende Art, wie die „Gläubige" den „Abtrünnigen" erfaßt und schonend begreift, scheint mir besonders eine Stelle aus den „Erinnerungen" der Gräfin, die ich mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers und des Verlegers hier heraushebe.

Mehr als zehn Jahre sind vergangen, so schreibt die Gräfin Tolstoi, seitdem ich die letzten Zeilen meiner Erinnerungen an Lew Nikolajewitsch niedergeschrieben habe . . .

Eigentlich könnte ich mich mit dem, was ich als eine Art Einleitung zu den Briefen geschrieben habe, begnügen, besonders da es mir, bei meinem infolge meines Alters geschwächten Gedächtnis, nicht eben leicht ist, Dinge, die der Vergangenheit angehören, noch richtig zu beurteilen; aber die verführerische Erscheinung Lew Tolstois interessiert alle so sehr, daß ich auf die Bitte einiger mir nahestehenden Personen, denen ich meine Erinnerungen an Lew Nikolajewitsch vorgelesen habe, gerne noch einiges aus meinen persönlichen Erinnerungen hinzufügen will.

Es wird dies übrigens nur wenig sein, weil ich Lew Nikolajewitsch in dieser Zwischenzeit nur selten, und auch da immer nur im Vorübergehen, gesehen habe, mit Ausnahme meiner zweiten Reise nach Jaßnaja-Poljana, über die ich später berichten werde. Die hitzig geführte Korrespondenz aber, die einst zwischen uns war, brach ab, und unser fernerer Briefverkehr waren eher gegenseitige Zurufe, als ein eigentliches Korrespondieren; und auch dies nur mehr bei besonderen Anlässen. Indessen haben unsere freundschaftlichen Beziehungen zueinander niemals aufgehört, sie wurden durch seine Frau und seine Kinder aufrechterhalten; und ich fuhr außerdem fort, ihn, wenngleich nur aus der Ferne, zu beobachten.

In diesem Zeitraum von zehn Jahren hat Lew Nikolajewitsch seinen Rang in der Literatur nicht nur keinem andern abgetreten, sondern sich vielmehr mit stetig wachsendem Ruhme auf dem Welttheater behauptet. Jedes neue Werk

von ihm rief in allen Schichten der russischen Gesellschaft und auch im Ausland eine ungeheuere Begeisterung hervor.

Man kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, wie es war, als z. B. die „Kreutzer-Sonate“ und die „Macht der Finsternis“ erschienen. Von diesen Werken, die damals noch nicht zum Druck zugelassen waren, wurden Hunderte, ja Tausende von Abschriften angefertigt, die von Hand zu Hand gingen, sie wurden in alle Sprachen übersetzt und mit einer unglaublichen Leidenschaft gelesen. Man hätte zuweilen glauben können, das Publikum habe seine eigenen Sorgen gänzlich vergessen und lebe nur noch in und mit der Literatur des Grafen Tolstoi . . . Nur selten haben wichtige politische Ereignisse die Gemüter so zu erregen vermocht.

Was mich betrifft, so konnte ich diesen beiden Werken nicht ungeteilten Beifall spenden. Man konnte hier sagen, was Iw. Serg. Aksakow über Dostojewskij gesagt hat: que de perles dans ce fumier! Aber die Menschen lieben offenbar alles, was überschwenglich und grausig ist.

„Der Tod des Iwan Iljitsch“ z. B., den ich viel höher stelle als die beiden genannten Werke, fand beim Publikum eine viel kühlere Aufnahme. Übrigens halte ich mich nicht für einen unfehlbaren Kritiker, ich meine nur, daß dort, wo das ästhetische Gefühl verletzt wird, der Autor nicht ganz von Sünden freizusprechen ist.

Die zweit genannten Werke erschienen in den letzten Jahren der Regierung des verstorbenen Kaisers Alexander Alexandrowitsch, welcher Lew Nikolajewitsch, ohne es nach außen zu zeigen, außerordentlich liebte; Aufsätze, die nicht völlig zu billigende Ansichten vertraten, und die man Lew Nikolajewitsch zuschrieb, glaubte er jedem anderen Autor eher zutrauen zu dürfen als ihm.

„Nein“, sagte der Kaiser, „mein Tolstoi wird so etwas nicht schreiben“.

Oft fragte er mich über ihn aus, und wenn von einem neuen Zensurgericht über die Werke Tolstois die Rede war, beriet er sich mit der zarten Bescheidenheit, die ihm eigentümlich war, mit mir über den jeweiligen Fall. So war es auch mit der „Kreutzer-Sonate“, d. h. er fragte mich: darf man sie oder darf man sie nicht zum Druck zulassen? Ich erlaubte mir, meine Meinung in bejahendem Sinne auszusprechen, indem ich dem Kaiser vorstellte, daß ja schon ganz Rußland die Werke gelesen habe, so daß bei erteilter Druckerlaubnis der Leserkreis nur kleiner werden könne, da das Publikum ein leidenschaftlicher Liebhaber von verbotenen Früchten sei. Am selben Tage sprachen wir von der ungewöhnlichen Popularität Tolstois, und ich sagte mit Überzeugung, es gebe bei uns in Rußland nur zwei wirklich populäre Menschen: den Grafen Tolstoi und den Vater Johann von Kronstadt.

Über den Vergleich fing der Kaiser herzlich zu lachen an, gab jedoch zu, daß er ganz richtig sei, wenn man von der Verschiedenheit dieser beiden Typen absehe: gemeinsam hätten sie nur das eine, daß sich Menschen aus allen Ständen

an beide in gleicher Weise um Rat zu wenden pflegten. In der Tat: sogar vom Ausland kamen Leute zu diesem Behufe angereist, und oft geschah es auch, daß sie, in der Meinung, ich könnte ihnen eine gute Fürsprecherin sein, sich an mich wandten.

In der Regel gab ich ihnen dann zu wissen, daß meine Hilfe in diesem Falle nicht vonnöten sei, da Lew Nikolajewitsch alle ohne Ausnahme bei sich aufnehme.

So kamen einst unter anderem zwei Amerikaner zu mir: der eine ein Theologe und Vorsteher irgendeiner Sektierergemeinde, der andere ein Professor der Philosophie, beide waren, wie ich später erfuhr, in ihrem Vaterlande bekannte Leute. Ich fand in ihnen sehr anständige und angenehme Menschen, nahm sie selbstverständlich sehr lieb auf, bewirtete sie mit Tee und süßen kleinen Pirogen, und als sie in der gastfreundlichen Atmosphäre meines Salons ein wenig aufgetaut waren, fing ich an, sie über den Zweck und das Ziel ihrer Reise ein wenig auszufragen. Sie erzählten mir treuherzig, sie seien über den Ozean herübergekommen, um mit dem Grafen eine sehr wichtige Sache zu besprechen.

„Es wird ihnen ja vielleicht bekannt sein", sagte der Theologe, ein hübscher und noch ziemlich junger Mensch, „daß wir in Amerika zwar eine Unzahl von Sekten, aber nicht die Spur einer Religion besitzen. Da habe ich mir nun gedacht, ob sich nicht wenigstens ein Teil dieser Sekten sozusagen unter einen Hut bringen ließe, d. h., ob man die Menschen nicht zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis zusammenschließen könnte. Aber das ist keine ganz leichte Aufgabe, und ich muß gestehen, daß wir absolut nicht wissen, an welchem Ende wir die Sache anpacken sollen."

Es ist möglich, daß ich gegen die Gesetze des guten Tones verstieß, aber ich vermochte mich bei dieser feierlichen Ankündigung des Lachens nicht zu enthalten.

„Wie?!" schrie ich auf, „ist es denn möglich, daß Sie nur einzig und allein deswegen diese ungeheuere Reise hierher gemacht haben? Wahrhaftig ich bedauere Sie. Wissen Sie denn nicht, daß Graf Tolstoi ein Feind jeglicher Kirche, und nicht nur seiner eigenen ist, und daß er nicht nur keinerlei religiöse Zeremonien wünscht, sondern sogar jeder Art einer äußeren Gottesverehrung den Krieg erklärt? Schwerlich werden Sie in ihm einen praktischen und nützlichen Führer finden. Ich errate sogar, was er Ihnen auf Ihr Ansinnen erwidern wird. Aber es wird jedenfalls etwas anderes sein, als Sie erwarten."

Die armen Amerikaner waren ein wenig bestürzt, das scheint sie aber nicht gehindert zu haben, dennoch nach Moskau zu reisen — zum Gerichte Salomonis. Ich weiß nur nicht, wie die Sache geendet hat, und was für einen Tempel sie nach dem Gespräch mit dem Weltpatriarchen errichtet haben. Meine Amerikaner sah ich niemals wieder, sie werden wohl, wie die Weisen aus dem Morgenlande, auf einem anderen Wege in ihre Heimat zurückgekehrt sein.

„Wenn die Sonne glänzt zu hell, dann sind die Wolken nicht mehr weit." — Dieses nicht allen bekannte Sprichwort bewährte sich auch an unserem Helden.

Auch in seiner Geschichte tauchten einst dunkle Wolken auf. Auf der einen Seite zollte man ihm eine unbegrenzte Verehrung, und dicke Wolken Weihrauchdampfes stiegen zu ihm empor, auf der anderen Seite aber erhob sich Feindschaft, Haß und Neid wider ihn.

Nach meinem Dafürhalten kann es gar nichts Häßlicheres und Traurigeres geben als einen Journalkrieg. So fing in Moskau damals eine ganze Schar von Ratten unter der Diele, wo sie hausten, zu rumoren an; es waren dies Leute, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, Lew Nikolajewitsch nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit zu verleumden, indem sie längst vergessene literarische Sünden des Grafen, wie sie jeder Autor und Poet sich in seiner Jugend, en guise d'air de bravoure, erlaubt, aus ihrem schmutzigen Loche hervorscharrten.

Aber das schlimmste Ungewitter entlud sich erst später, dank der Unvorsichtigkeit des Grafen, der ja jede menschliche Meinung überhaupt und die des Zensurgerichtes insbesondere verachtete: er erlaubte einem englischen Journalisten, einen (nicht für den Druck bestimmten) Aufsatz von stark regierungsfeindlicher Tendenz mit sich fortzutragen, und dieser wahre Sohn de la perfide Albion druckte natürlich diesen Aufsatz, mit der Erklärung, vom Grafen dazu ermächtigt zu sein, unverzüglich in seiner Zeitung ab.

Man kann sich vorstellen, mit was für einer dämonischen Schadenfreude die Moskauer Ratten sich über diesen Artikel herwarfen. Sie druckten ihn in ihren „Nachrichten" ab, versahen ihn mit ihren Kommentaren und gaben natürlich den Gedanken des Autors einen völlig anderen und schlimmeren Sinn.

Ich nehme es nicht auf mich, das alberne Gerede, das dieser Artikel in ganz Europa erregte, zu wiederholen. Unzählige Züchtigungen waren dem armen Lew Nikolajewitsch schon zugedacht: Sibirien, Festung, Verbannung, ja fast der Galgen wurde ihm von den Moskauer Journalisten prophezeit.

Auch die Spalten der ausländischen Zeitungen waren von diesem Zwischenfall überfüllt, und innerhalb zwei, drei Monaten bekam ich unaufhörlich von allen Seiten, Amerika nicht ausgeschlossen, Briefe mit der Bitte, ich solle doch mitteilen, zu welcher Strafe der allbekannte Schriftsteller verurteilt worden sei.

Als ich einst bei dem Grafen Dmitrij Andrejewitsch Tolstoi, dem damaligen Minister des Innern, abstieg, traf ich ihn in großen Bedenken an.

„Wahrhaftig, ich weiß jetzt nicht mehr, was ich tun soll", sagte er zu mir. „Lesen Sie hier diese Denunziationen, die sich alle auf Lew Nikolajewitsch beziehen. Die ersten habe ich beiseite gelegt, aber ich kann doch nicht vor dem Kaiser diese ganze Geschichte verbergen."

„Das selbstverständlich nicht", erwiderte ich, „aber der Kaiser liebt ihn sehr et peut-être que cela adoucira ses impressions".

Es zeigte sich, daß der Kaiser all unsere Erwartungen übertraf: seine Weisheit löste die Frage auf eine völlig andere Art.

Als er den Bericht des Ministers über das Geschehnis und die Aufregung des Publikums bis zu Ende angehört hatte, sprach er die folgenden Worte:

„Ich bitte, Lew Tolstoi nicht anzurühren; es liegt nicht in meinem Sinn, einen Märtyrer aus ihm zu machen, und den Unwillen von ganz Rußland auf mich zu lenken. Wenn er schuldig ist — um so schlimmer für ihn."

Vollkommen glücklich kehrte Dmitrij Andrejewitsch aus Gatschina, dem Sommersitz des Kaisers zurück. Im Fall eines strengen Urteils hätte freilich auch ihn mancher Tadel getroffen.

Wie groß war meine Freude, als ich nun nach allen Enden Europas und über den Ozean berichten konnte, Graf Lew Tolstoi sitze ganz ruhig bei sich zu Hause in Jaßnaja-Poljana, und unser großmütiger Zar habe ihm nicht einmal ein Wort des Vorwurfs gesagt.

Mit Lew Nikolajewitsch sprach ich später über diese Episode nicht, da ich in dieser Geschichte manchen Widerspruch und wenig Klarheit sah.

Einst — ich erinnere mich nicht, ob es vor oder nach dieser Begebenheit war — kam die Frau Lew Tolstois nach Petersburg, mit dem festen Entschlusse, eine Audienz beim Kaiser zu erwirken und seinen Schutz gegen den Moskauer Zensor zu erbitten, der sich in Schikanen gegen Tolstoi und seine Familie nicht genug tun konnte.

Der Kaiser nahm die Gräfin Sophia Andrejewna sehr liebenswürdig auf, stellte sie der Kaiserin vor, unterhielt sich lange mit ihr und gab zu allen Wünschen, die sie vorbrachte, seine Zustimmung.

Leider veränderte sich einige Zeit hernach diese gnädige Stimmung des Kaisers wieder: schuld daran war zum Teil die Unvorsichtigkeit der Tolstois, zum Teil auch eine neuerliche Verleumdung. Unter anderm trug zu dieser Verstimmung auch der Umstand bei, daß der Kaiser die „Kreutzer-Sonate" zu drucken erlaubt hatte, jedoch nur in den gesammelten Werken, und nicht als einzelnes Buch, und dann plötzlich — man weiß nicht durch wessen Schuld, aber jedenfalls ohne Willen der Gräfin Sophia Andrejewna — die „Kreutzer-Sonate" doch als einzelne Broschüre im Buchhandel erschien. Die nie schlummernden Feinde des Grafen brachten die Sache zu Ohren des Kaisers, und als ich es nun auf mich nahm, die Tolstois (ohne ihr Vorwissen) zu verteidigen, erlaubte mir der Kaiser die Erklärung, die ich vorbereitet hatte, nicht bis zu Ende vorzutragen; er brauste auf und sprach in sehr harten Worten seinen Unwillen über die Tolstois aus.

Übrigens rächte er sich auch später niemals; ich aber war darüber tief betrübt, daß der gegenseitige gute Eindruck für immer vernichtet war.

Der hervorstechendste Charakterzug des Kaisers Alexander III. war ein unerbittlicher Haß gegen Lüge und Betrug; er selbst war rechtschaffen — un diamant sans paille.

Kerimée Hanoum: Kaisertage vor 23 Jahren in Konstantinopel.

Voller Jubel erzählen die Zeitungen von den Kaisertagen in Posen und Breslau. Von längst vergangenen Kaisertagen möchte ich heute erzählen, von den Kaisertagen vor 23 Jahren in Konstantinopel, von jenen Kaisertagen, da in heller Begeisterung Deutsche und Muselmänner unserm Kaiserpaar zujubelten, jeder auf seine Art!

Was verloren, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück; und leuchtend gingen sie nieder, jene Kaisertage, da vor 23 Jahren die Majestäten zum ersten Male in Konstantinopel weilten. Leuchtend wird wohl auch jetzt noch oft vor dem innern Auge jenes einst so mächtigen Sultans — dem jetzt einsam Gefangenen am Bosporus — jene Zeit erstehen, da er sich des Besuches des Kaisers und seiner hohen Gemahlin erfreuen durfte. 23 Jahre sind seitdem verflossen, reich an schweren und freudigen Erlebnissen, wie der Allmächtige sie in wechselvoller Wirkung dem Sterblichen sendet! —

23 Jahre! Doch durchleben wohl viele noch in der Erinnerung jene Zeit, da leuchtende Sonne und der alte Glanz des Orients alles noch verschönten, was der Sultan in der Freude seines Herzens seinem hohen Besuch zu bieten versuchte.

Die Kaisertage von damals, sie leben aber nicht allein fort in deutschen Herzen am Bosporus — nein! Auch die Muselmänner, die damals herausgetreten waren aus ihrer Ruhe, sie erzählen jetzt noch ihren Kindern von jenen Jubeltagen, denen so tiefe Trauer folgte. Wenn auch die Zeit schwindet, das Alter kommt — Eines aber bleibt einzig jung — Erinnerung —, sie ist die Patina am Erz des Lebens und in Erinnerung an jene glanzvollen Zeiten, die ausklangen in so begeistertem Jubel, möchte ich nun ein Tagebuch erzählen lassen!

2. November 1889.

„So trüb der Himmel am 2. November 1889 über Stambul hing, so hell durchbrach und verklärte leuchtende Sonne alles in dem Augenblick, als unter dem Donner der Geschütze Seine Majestät der Deutsche Kaiser in Dolmabagdsche landete; dem Donner der Kanonen vermischte sich der Jubel der Bevölkerung, als Seine Majestät mit seiner hohen Gemahlin den Fuß auf türkischen Boden setzte.

Sultan Abdul Hamid erwartete seine hohen Gäste an der Landungstreppe und die Begrüßung war eine überaus herzliche. Zum ersten Male wohl in seinem Leben bot der Padischah einer Dame, Ihrer Majestät der Kaiserin, seinen Arm und führte Hochdieselbe, gefolgt von Seiner Majestät dem Kaiser, dem Prinzen Heinrich, dem Großherzog von Mecklenburg, in den Thronsaal von Dolmabagdsche, wo die Begrüßung und Vorstellung der Botschaft, sowie der Würdenträger stattfand. Bald darauf stieg alles in die bereitstehenden Gala-

wagen, deren Kutscher und Spitzenreiter in den reichen, goldgestickten orientalischen Gewändern prachtvoll aussahen, und die Wagenreihe von 21 Gala-Equipagen bewegte sich nach Yildiß-Kiosk hinauf, wo die hohen Herrschaften Wohnung nehmen sollten. — Selten ist wohl ein glänzenderer Zug gesehen worden. Zehn Wagen mit Viererzügen und Spitzenreitern folgten dem Wagen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, die an der Seite des Sultans Platz genommen hatte und lieblich lächelnd nach allen Seiten hin grüßte. Eine Eskadron Kavallerie eröffnete und schloß den glänzenden Zug unter den Klängen der preußischen Nationalhymne. — Der Wagen der Kaiserin ward eskortiert von hohen Paschas und Würdenträgern zu Pferde. Neben dem Wagen Seiner Majestät des Kaisers ritten General von der Goltz-Pascha und rechts der Oberstallmeister des Sultans, General von Hobe-Pascha, ferner Fuad-Pascha, Mehmed-Pascha, alles General-Adjutanten des Sultans. In Yildiß angekommen, fanden die üblichen Visiten statt; der Sultan stellte die Würdenträger des Reiches und die Suite vor — und gleich darauf begaben sich die allerhöchsten Herrschaften in den eigens dazu erbauten Kiosk, um der militärischen Revue beizuwohnen, die glänzend verlief. Die Majestäten nahmen allein ihr Déjeuner ein, und es folgte dann die Besichtigung der Aja Sofia und eine Fahrt nach Stambul. Am Abend war Galadiner von 120 Gedecken, wozu die Botschafter und Botschafterinnen, sowie die Damen der deutschen, in türkischen Diensten stehenden Generäle und Beamten befohlen waren. Das Fest schloß ein brillantes Feuerwerk. Ihre Majestät die Kaiserin trug eine schwere blaßlila Robe und ein prachtvolles Diadem von Edelsteinen. In aller Frühe am zweiten Tage machte Seine Majestät bereits eine Ausfahrt, und dann fuhr das hohe Paar, jubelnd begrüßt, in die protestantische Kirche, wo Pastor Suhle, der deutsche Botschaftsprediger, die Ansprache und Hofprediger Dr. Kögel die Predigt hielt. Nach der Kirche fand ein Dejeuner von 30 Gedecken in der deutschen Botschaft statt, danach der Empfang einer Deputation der deutschen Kolonie, sowie Vorstellung der Zöglinge der Bürgerschule, welche in der Kirche gesungen hatten, dann Vorstellung der Damen der deutschen Offiziere und Beamten. — Ihre Majestät die Kaiserin fuhr darauf nach dem deutschen Hospital, wo sie längere Zeit verweilte, während Seine Majestät der Kaiser vom Balkon der deutschen Botschaft aus das herrliche Panorama betrachtete, das sich dort vor seinen Blicken ausbreitete. Die Serailspitze des alten Serail, Kadikeu, Skutari, die Prinzen-Inseln, alles lag in goldenes Licht getaucht da, und die schlanken Minarets, die goldenen Kuppeln und Tore, die weißen Marmorpaläste spiegelten sich wieder in den Fluten des tiefblauen Bosporus. Seine Majestät, der so empfänglich für Naturschönheiten ist, genoß das herrliche Bild mit vollen Zügen, und ließ den ganzen Zauber des Orients auf sich einwirken, wo alles so unmittelbar von der Hand des allmächtigen Schöpfers gegeben an den hohen Herrn herantrat, ihn immer zu neuer Bewunderung anregend. Um 7 Uhr abends fand bei dem Kaiser ein

Diner von 50 Gedecken statt, wozu die Familie des deutschen Botschafters, Frau v. Radowitz und deren Töchter, sowie Frau v. Hobe befohlen waren. Das Diner währte 1½ Stunde. Die hohen Gäste waren sehr wohlwollend und befriedigt von allem, was sie noch gesehen im Tresor und alten Serail, wohin die Fahrt nach dem Besuch im deutschen Hospital gegangen war. — Die Kaiserin, ihrem Gemahl vis-à-vis sitzend, hatte zu ihrer Rechten den Prinzen Heinrich, zur Linken den Herzog von Mecklenburg, während rechts vom Kaiser die deutsche Botschafterin Frau v. Radowitz und links von Seiner Majestät Frau v. Hobe plaziert waren. — Nach dem Diner folgte unter Leitung der Letzteren der Besuch im kaiserlichen Harem. Derselbe dauerte eine Stunde und entzückte die Kaiserin besonders die kleine sechsjährige Prinzeß Naile, die „Heil Dir im Siegerkranz" mit einer Sicherheit vortrug, die erstaunlich war. Als der Sultan die Kaiserin aus dem Harem zurückführte, wünschte er, daß die kleine Prinzeß folgen sollte. Sie erschien zum ersten Male außerhalb des Harems im Chalet-Kiosk, und es war bewundernswert, wie außerordentlich verständig sich die kleine Prinzeß benahm. Sie ward ans Klavier gesetzt und spielte dem Kaiser nochmals „Heil Dir im Siegerkranz" vollständig richtig vor, was den hohen Herrn sehr entzückte. Die Kaiserin belohnte eigenhändig das liebe Kind mit einer Brosche. Montag früh ward viel vorgenommen: Ein Ritt in der Frühe mit dem Ober-Stallmeister von Hobe-Pascha, Besuch der Militärschule, Besichtigung der Artillerie, und um 2 Uhr Einschiffung auf der „Sultania" zur Bosporus-Fahrt nach Therapia und dem Schwarzen Meere. Wer dies wundervolle, große Schiff nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von der Pracht machen, die darauf herrscht. Es ist schwer, dergleichen zu beschreiben. Die Fahrt war vom herrlichsten Wetter begleitet, das nur später trüber ward. In Therapia ward gelandet und unter dem brausenden Zuruf der Bevölkerung fuhren die Majestäten im zwölfruderigen Staatskaik der deutschen Botschaft an Land, wo die Botschaft besichtigt ward, sowie das Moltke-Denkmal. Alsdann schiffte man sich wieder ein und die Fahrt ging ins Schwarze Meer, dann zurück, wo die herrlichsten Illuminationen, sowohl auf der asiatischen, als auf der europäischen Seite begannen. — Es war nur eine Stimme, wie feenhaft schön dieselben waren. Der Palast, die Gitter, die Bäume im Garten des Khedive z. B. waren mit Milliarden von Lichtern übersät, die wie Perlen sich aneinander reihten; so folgten viele Paläste. Die Majestäten waren von dieser fremdartigen Beleuchtung, die an „Tausend und eine Nacht" erinnerte, entzückt und sprachen ihre Bewunderung unverhohlen aus. Gegen 7 Uhr erst kehrte man nach Dolmabagdsche zurück, wo schnell ausgeschifft wurde, da es höchste Zeit für das Diner war. Nach dem Diner fand die Übergabe der prachtvollen Geschenke an die Majestäten statt — woran sich das Haremfest schloß. Dieses dauerte bis 2 Uhr morgens. Nunmehr brach der letzte Tag des hohen Aufenthaltes an — und er war bestimmt zu Ausflügen zu Pferde. Seine Majestät ritt, begleitet vom Oberstallmeister Hobe-Pascha, nach Haidar-Pascha

und nach Djamlidja — stieg dann in die bereitstehenden Kaiks und fuhr nach Modar, wo das Dejeneur eingenommen ward, setzte sich dann wieder zu Pferde und machte den Ritt um die Mauern. Am Abend war Diner bei den Majestäten im Yildiß-Kiosk. Die Kaiserin trug eine prachtvolle Robe, durchwirkt mit Gold, und das kostbare Kollier in Diamanten, das Seine Majestät der Sultan Ihrer Majestät als Souvenir geschenkt hatte. Nach dem Diner war Theater. Mittwoch früh besuchten die Herrschaften mit der Suite die Industrie-Ausstellung, die der Sultan in einem Kiosk für die hohen Herrschaften hatte arrangieren lassen mit der Bitte, daß Ihre Majestäten, sowie die ganze Suite sich Gegenstände zum Andenken auswählen möchten. Darauf fanden die Abschiedsbesuche der Herrschaften und das Abschiedsdejeuner in Dolmabagdsche statt. Die Kaiserin am Arm, hielt der Sultan noch Cercle im großen Vestibül des herrlichen Schlosses, während der Kaiser noch hier und da einen Händedruck erteilte und lange mit Hobe-Pascha sprach inbetreff der Pferde, die Seine Majestät der Sultan den höchsten Herrschaften als Souvenir angeboten hatte. Gleich darauf geleitete der Sultan die Kaiserin bis an die Treppe, wo das Boot des „Hohenzollern", auf dem sich die Kaiserin, sowie das Boot des „Kaiser", auf dem Seine Majestät der Kaiser sich einschiffte, zur Abfahrt bereit lagen. Nachdem der Kaiser seine hohe Gemahlin umarmt hatte, stieg dieselbe in ihr Boot, der Kaiser in das seinige, und unter dem Donner der Geschütze, dem Jubelruf der Menge erfolgte die Einschiffung und die Abfahrt. Unvergeßlich werden die Kaisertage in Konstantinopel bleiben, unvergeßlich den Zurückbleibenden, unvergeßlich den hohen Herrschaften nebst ihrem Gefolge! Mehr als einmal äußerte Graf Bismarck, und vor allen Dingen die höchsten Herrschaften, daß alles ihre Erwartungen überstiegen und ihnen die Zeit wie ein schöner Traum sei. Seine Majestät der Sultan war von seiner gewohnten Liebenswürdigkeit und tat, was in seinen Kräften stand, um es dem hohen Besuch so angenehm zu machen, wie möglich. — Mit welcher Sorgfalt waren die Pferde, Landesprodukte und Teppiche ausgesucht, die als Souvenir für die Herrschaften bestimmt waren, mit welchem Geschmack der Säbel, die Waffen, die Seine Majestät der Kaiser erhielt, und mit welcher Sorgfalt endlich war der Chalet-Kiosk zum Empfang der höchsten Herrschaften bereitet worden! Während an der Tafel beim Dejeuner nur von Gold gespeist wurde, war im Toilettenzimmer der Kaiserin alles von gediegenstem Silber. Das Bett, ein wahres Meisterstück der Tapezierkunst, von den herrlichsten Seidenstoffen mit Seide abgefüttert, erregte die Bewunderung der Damen, sowie die Sorgfalt, mit der an die geringste Kleinigkeit gedacht worden war, von den Essenzen an, die den Toilettentisch zierten, bis zu den Blumen, die täglich frisch in den Vasen prangten. Seine Majestät der Kaiser hat viele Orden und Andenken ausgeteilt, ebenso wie seine hohe Gemahlin; von der Goltz-Pascha erhielt als Andenken eine sehr schöne goldene Zigarettendose, sowie ein Bild Seiner Majestät, ebenso von Hobe-Pascha. Über Erwarten günstig war auch der

Himmel, und so wird bis in die spätesten Zeiten dieser Kaiserbesuch fortleben in dem Gedächtnis aller, die das Glück gehabt haben, ihm beiwohnen und ihn mitgenießen zu dürfen."

So endet der Bericht des Tagebuches, der uns gütigst zur Verfügung gestellt ward.

Wie anders sieht es jetzt in der Türkei aus, und wie oft mag der gefangene Sultan noch jetzt an jene leuchtende Zeit zurückdenken, da alles einem Wink von ihm untertan war. — Mir aber kommen dabei Pierre Lotis Worte in Erinnerung, die er am 7. November vorigen Jahres im „Figaro" veröffentlichte: „Gnade für die Türken, schonet die unter ihnen, die noch übrig geblieben sind. Denn bei ihnen finden sich auch mehr als irgendwo anders die Redlichkeit und Tapferkeit, bei ihnen findet sich die letzte Zufluchtsstätte der Ruhe, des Respektes und der Nüchternheit, des Schweigens und des Gebets. — Das Volk kann nicht dafür, daß es falsch geleitet wurde, daß Hunger und Krankheit niederbrach. Aber alles, was dafür geschrieben und gesagt werden mag, gleicht jenen Kränzen, die man auf Gräber legt — das Recht des Stärkeren gilt in der Welt, und neues Leben blüht aus den Ruinen." —

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

III.

Athen, den 10. April 1912.

Heute waren wir bei einem großen Fest, das Professor Karo, Dörpfelds Nachfolger am Archäologischen Institut, gab. Es war ein Konzert mit Streichquartett, und der stattliche Kronprinz saß eine Reihe vor mir, zwischen Frau Lambros und der Baronin von B . . . .-München. Nachher wogte alles zu den reichhaltigen Büfetts. Karo stellte mich dabei dem Kronprinzen vor; wir hatten eine sehr lustige Unterhaltung, und er lachte herzlich über allerlei scherzhafte Geschichten von meinen Kindern.

Gestern war unser Hochzeitstag. Daß wir ihn jemals in Eleusis feiern würden, hatte ich mir nicht träumen lassen.

Als wir nach dem Piräus kamen, lag ein stolzes Schiff bereit für die Delegierten und deren Angehörige. Die Seefahrt war dann auch wirklich prächtig: Wir hatten uns mit unseren Freunden einen günstigen Platz auf Deck gesucht, die Herren hielten uns abwechselnd Vorträge an der Hand von Karten, und so konnten wir die Schlacht von Salamis ganz genau verfolgen. Vor uns

lag die kleine Insel Psyttaleia, auf die Xerxes die Blüte des jungen persischen Adels gesandt hatte. Dort sollten sie nach dem Siege, auf den die Perser sicher rechneten, den schiffbrüchigen Griechen den Tod bringen, und mußten ihn dann, als alles verloren war, selbst erleiden, hingemordet unter den Augen des Xerxes, der am Vorsprung des Ägaleos-Gebirges auf seinem silberfüßigen Throne saß. Wir durchfuhren zwischen Psyttaleia und der attischen Küste die Enge, durch die die Perserschiffe, je zu dreien, gekommen waren, und sahen zu unserer Linken die Bucht von Salamis, in der die Griechenschiffe in breiter Reihe gelagert sie erwartet hatten. Es war alles so greifbar und so verständlich, daß man mit Xerxes hätte mitweinen und mit Äschylos, der unter den todesmutigen griechischen Kämpfern focht, hätte mitsingen mögen:

„Ihr Söhne der Hellenen auf!
Befreiet Euer Vaterland, befreit
Der Vatergötter Heiligtum, der Ahnen
Grabstätten. Jetzt um alles gilt's den Kampf!" —

Die Ausbootung vor Eleusis war recht schwierig; die Boote schwankten auf der stark bewegten See so heftig hin und her, daß man keine Treppe ansetzen konnte, doch schließlich kamen wir alle glücklich ans Land und zogen nun hoch hinauf.

Oben hatte die Stadt Athen uns lange Tische aufschlagen lassen. Riesenschüsseln mit belegten Broten, allerdings auch hier mit Schafsbutter bestrichen, — mächtige Körbe voll roter Eier, Orangen, Gebäck und Bier. Mit den Getränken hier stehe ich aber auf feindlichem Fuße: an den grundigen, süßen türkischen Kaffee bin ich noch nicht gewöhnt, auch nicht an den mit Harz versetzten Wein, „Rezinato" genannt, der sehr gesund sein soll, aber abscheulich schmeckt. Direkt für schädlich halte ich das hiesige Bier. Es schmeckt leicht und gut, ist aber mit Glyzerin versetzt, das ihm zwar eine wundervoll goldglänzende Farbe gibt, es aber unbekömmlich macht und immer wieder Durst erregt.

Das ganze arme Volk von Eleusis — meist Albanesen — umstand uns, viele kümmerliche, von Fieber ausgezehrte Gestalten, und ich konnte es mir nicht versagen, ihnen allerlei von den guten Sachen zuzustecken. Da sah man die seltsamsten Trachten und Typen, und alle waren voll rührendster Höflichkeit, ja Unterwürfigkeit gegen die Gäste. Übrigens wurden nachher all die Massen von Resten unter sie verteilt, und da sah ich die reizendsten Szenen, die mir unerlaubter Weise interessanter waren, als die sachkundigen Erläuterungen unserer Führer.

Nein, Eleusis möchte ich noch einmal ohne Menschen sehen. Möchte hoch oben auf den uralten Tempelmauern sitzen, von den Mysterien der Demeter und ihren „vollkommenen Glückseligkeiten" träumen und hinausblicken auf die Trümmer, die steinigen, mit Agaven- und Feigengesträuch be-

deckten Berge bis zum blauen Meere, das weiße Schaumkrönchen wirft, — weit hinten wieder von dämmernden Hügeln und Bergen begrenzt.

Plötzlich tauchte Isadora Duncan auf — ganz passend griechisch gekleidet — und machte sich in der Landschaft gegen die felsigen Trümmerhügel so dekorativ, daß ich mit meinem Apparat hinter ihr herging. Sobald sie es bemerkte, blieb sie stehen, nahm, mit ihrem Begleiter sprechend, eine Pose an, und so knipste ich sie schnell.

Da wir mit der Zeit sehr knapp wurden, tauschten wir mit Bekannten die Billetts und fuhren per Bahn nach Athen, wo es keinen Augenblick Ruhe gab, denn wir mußten nur schnell Toilette machen und kamen dreiviertel Stunden zu spät zu einem Diner bei Professor Politis. Trotzdem hatte ich, wie es unser Wirt mir gleich sagte, den Rekord erzielt: ein Teil der Gäste erschien gar nicht mehr — das Diner fand nämlich eine Stunde hinter Athen, am Meer in Neuphaleron statt —, und kurz vor uns war ein anderer Teil der Gäste, direkt vom Schiff, das dort auf der Heimfahrt von Eleusis anlegte, in Straßenkleidung gekommen. Sie hatten aber doch das Beste getan, indem sie wenigstens erschienen waren. Diese widrigen Umstände beeinträchtigten glücklicherweise die ritterliche Liebenswürdigkeit unseres verehrten Wirtes kein bißchen. Ein erlesenes Diner in jeder Beziehung, auch mit Toasten wohl vorbereitet, und es wurde trotz der vielen Platzlücken bei Tisch sehr animiert.

In demselben Hotel war der große Empfang des Rektors — durch die Portiere hatten wir uns schon mit den vorbereitenden Damen zugetrunken, und so gingen wir nach Beendigung am Arm unserer Herren direkt in den großen Prunksaal, wo schon König, Königin und Kronprinz standen, von Vorstellungsbedürftigen umgeben. Ein anderer, ebenso großer Cercle bildete sich um Isadora Duncan, die in ganz phantastisch griechischer Kleidung, mit einer in Goldfransen herabhängenden Brokathaube, die bloßen Füße in goldenen Sandalen steckend, etwas affektiert Hof hielt; faszinierend wirkte nachher ihr Tanz. Eine reizvolle Erscheinung war auch die junge Andromache, geb. Schliemann, der der Kronprinz meist zur Seite blieb. Doch auch wir bekamen einen freundlichen Händedruck, indes der König sich lange mit uns unterhielt. Die liebenswürdige erste Hofdame der Königin fragte, als ich sie begrüßte, vertraulich, ob ich noch irgendwelche Wünsche hätte, — aber ich erwiderte ihr lachend, meine Begrüßung gelte ihr persönlich, was sie sichtlich erfreute, denn ich glaube, daß sie das nicht oft hört.

Athen, den 11. April 1912.

Heute waren wir zum Tee beim Kronprinzen geladen. Kalte, prächtige Staats-Räume, ohne das geringste individuelle Leben, schönes Büfett, eine Unzahl galonierter Bedienten, langes ermüdendes Stehen, bis sich der Zwang allmählich legte. Die Glycinien blühten zu den Fenstern hinein. König und Königin machten mit dem Kronprinzen in Abwesenheit der Kronprinzessin, die bei ihrem kaiserlichen Bruder auf Korfu weilte, aufs liebenswürdigste die Wirte.

Als ich dem König erzählte, daß ich in Brindisi beinahe arretiert wäre, lachte er sehr herzlich und meinte: „Wie können Sie auch so unvorsichtig sein und bei den Italienern photographieren!" Als er von unseren weiteren Reiseplänen erfuhr — Delos, Thera, Kreta —, sprach er zunächst sehr viel von Delos, wo er die Ausgrabungen genau kannte, und sagte dann: „Kreta soll ja sehr interessant sein, leider kenne ich es nicht." Als ich etwas ungeschickt meinte: „Aber wie ist das möglich, Majestät", lachte er: „Ich darf ja nicht hinkommen, man erlaubt es mir ja nicht." Nun fiel mir erst ein, wie heikel die Sache sei. Aber er lachte und ging spaßend darüber hinweg. (Jetzt, da diese Zeilen in den Druck gehen, ist die Vereinigung von Kreta und Griechenland gerade vollzogen, aber der, der Kreta sehen wollte, ist nicht mehr. Eine Mörderhand raffte ihn hinweg.)

Die kronprinzlichen Kinder waren auch zugegen. Ich fragte die Prinzessin Irene, ob sie wohl deutsche Märchen lese. Der Kronprinz meinte: „In einigen Monaten wird sie so weit sein", und als ich ihr sagte, ich würde ihr gern einige schicken, die ich selbst gedichtet, nahm er die Sache erfreut und lebhaft auf. So bestellte ich gleich meine beiden Reklams: „Wie Klein-Else das Christkind suchen ging" und „Warum der Frühling kommen mußt'" in ein Bändchen eingebunden — weiße matte Seide mit Gold.

Sonst verlief der Empfang wie alle derartigen Veranstaltungen, eng und trubulös, — aber ich hatte die Freude im Herzen, meine „Klein-Else", an der sich jedes Jahr zu Weihnachten die deutschen Kinder freuen, nun auch nach Griechenland zu bringen.

An den Empfang schloß sich ein Konzert in dem Klublokal „Parnaß", auf das ich verzichtete, um mit einem archäologischen Freund durch die Bazars zu schlendern. Zum Essen kamen verschiedene Freunde zu uns, mit denen wir die Inseltour verabredeten. Der griechische Professor Sotiriadis will uns führen und ein gutes Schiff besorgen, nur wird leider die Sache wegen des Kohlenstreiks in England, dem wir uns glücklich entronnen wähnten, recht teuer, — pro Person und Tag 60 Drachmen.

Das Mahl verlief wirklich reizend: Die Damen in großer Toilette, da wir ja um 10 Uhr in die Galavorstellung mußten, gehobene Stimmung bei allen, und besonders die reizende Frau L . . ., selbst eifrige Sanskritistin, sprudelte förmlich vor Übermut und Frische. Die Unterhaltung war so lebhaft, daß ich unsere Gäste nur mit Aufbietung aller Energie zum rechtzeitigen Aufbruch bewegen konnte. Kaum konnte ich im Theater rechte Sammlung für den Ödipus wiederfinden.

Es war uns doch recht eigen zumute, ihn in Athen zu sehen, in griechischer Sprache von wirklichen Griechen zu hören. Nur gut, daß ich ihn kurz zuvor deutsch wieder gelesen hatte, denn verstehen konnte ich von dem Neu-Griechisch nichts. Die Dekorationen waren echt und stimmungsvoll, das Spiel z. T. vorzüglich. Nur die Jokaste war nach meiner Ansicht eine ganz unmögliche Person.

Sie trug ein Pariser Korsett, das auch „die leiseste Andeutung von Leib" fortnimmt. Ich muß immer an die in den römischen Katakomben aufgereihten, verstorbenen Kapuzinermönche denken, denen man nach dem Tode den Leib und die Gedärme ausgebrannt und dann eine Kutte übergezogen hat. Dazu trug sie hohe Stöckelschuhe, die selbst wenig Ähnlichkeit mit Kothurnen hatten. — Aber ungeheuer ergreifend wirkte die letzte Szene, und die stummen, aber lieblichen Gestalten von Antigone und Ismene, die von Kindern gegeben wurden.

Nach langer Pause sollten zwei Bilder kommen: das alte und das neue Griechenland. Und in dem ersten, als der Vorhang hochging — sahen wir das Schönste in dieser Art, was wir uns überhaupt erinnern, je gesehen zu haben: Die Korenhalle des Erechtheion war dargestellt: Marmortrümmer rings umher, gestürzte Säulen — und daraus aufragend, wie in göttlicher Unvergänglichkeit — der Tempel. Und das Dach der Halle tragend sechs der schönsten lebenden Griechinnen, unter ihnen Fräulein Lambros: in marmorweißen griechischen Gewändern, die schönen Arme leicht herabhängend, die Gesichter wie lebender Marmor, klassisch schön, nur mit ganz leisem, rosigem Farbenhauch — dunkle Locken an den Wangen niederfallend. Und dann plötzlich lächelte die eine — ganz leise nur, fast unmerklich —, sie hatte wohl ihre Mutter unter den Zuschauern erkannt. Das wirkte in dem Moment erschütternd. Ich habe nie geglaubt, daß man über bloße Schönheit weinen könne, aber ohne daß man es wußte, wurden die Augen feucht. Ein beinahe rasender Beifallssturm erhob sich. Immer wieder und wieder. Das zweite Bild zeigte dann die verschiedenen neugriechischen Typen, in allen bunten Farben und Trachten, — auf den alten Trümmern, zu Füßen desselben Tempels mit seinen lebenden Karyatiden, lagernd. — —

Heute, Donnerstag früh um 5 Uhr, brachen unsere Herren nach Marathon auf, während wir Strohwitwen nach einem vergnügt zusammen eingenommenen Mittagsmahl zu den olympischen Spielen nach dem Stadion gingen. Ein offener Raum von überwältigenden Dimensionen. In länglichem Kreis, amphitheatralisch aufgebaut; für die Gäste waren Kissen gelegt. Griechische Pünktlichkeit: Um 3 Uhr sollte der Anfang sein, um ³/₄ 4 fingen sie an zu spritzen und die Plätze für den Hof mit purpurnen Sammetdecken zu belegen. Ich saß — wie meist — im englischen Viertel und fühlte mich sehr wohl da —, ich lerne den Charakter der Engländer immer mehr schätzen. Herzlich, aufrichtig und ohne Strebertum, selten ein scharfes Urteil. Entspringt das der großen, auch äußerlichen Frömmigkeit, — ist es Erziehung oder Leidenschaftslosigkeit . . —? In bezug auf Strebertum kann man hier übrigens die schönsten Beobachtungen machen. Manchmal bedaure ich, daß ich so viele Leute kenne. Es wäre oft amüsanter und fruchtbarer, sich still und unangefochten in einer Ecke zu halten und nur zu beobachten.

Da ist z. B. Dr. W., ein reicher, stark in sich verliebter Junggeselle, der aus so absolut anderem Material gemacht ist, als andere Sterbliche, daß nur

seine Ansichten und Aussprüche Wert haben, und da er auch bei jeder Gelegenheit betont, wieviel besser er alles täte, hätte und bedächte, kurz, wie er immer „in jedem Ei zwei Dotter habe", nannten wir ihn bald allgemein nur noch den „Doppeldotter".

Geradezu aufreibend ist auch die lange hagere Frau N. N.: spießig und anspruchsvoll, verblüht und kokett, plump naiv — und überselig in eingebildeten Triumphen. Prof. D. wird bleich, wenn er sie sieht. Und mir fällt sie so auf die Nerven, daß ich noch immer stundenlang hinterher an sie denken muß.

Aber die olympischen Spiele packten mich. Ringen, Kämpfen und Wettlaufen, wundervoll geschmeidige, feste, muskulöse Körper, — nur möchte ich nicht die Mutter eines der Kämpfenden sein, denn trotzdem sie unausgesetzt mit gespanntester Aufmerksamkeit in allen Windungen und Verrenkungen von zwei Ärzten beobachtet werden, denkt man manchmal, sie sind tot oder gänzlich zerbrochen.

Plötzlich kam Isadora Duncan von der entgegengesetzten Seite zu uns herüber, sprach auch viel, aber nichts Fesselndes. Sie hatte eine grüne, gelbgetigerte Haube auf und trug einen kolossalen Sonnenschirm ohne Spitze, nur mit großer Rosette am Ende, weshalb sie ihn nie auf die Erde stützen, sondern immer zärtlich im Arm wiegen mußte.

Vom Stadion aus fuhren wir alle in die American School of Archaeology, wo in dem ausgedehnten schönen Garten Empfang war. Wie überall schöne Büfetts: warme und kalte Getränke, Eis, Sandwiches, tausenderlei Kuchen, und zum Schluß guter französischer Champagner. Sehr lieb war mir eine Unterredung mit der hervorragend anziehenden Frau Schliemann, der Geist und Güte aus den Augen spricht.

Amüsant war es mir dann noch, einer langen Unterhaltung zwischen dem Kronprinzen und Isadora Duncan zuzusehen. Wie leid tat es mir, daß mein Mann den Apparat mit nach Marathon genommen hatte. Diese Aufnahme wäre aktueller, seine ist freilich wissenschaftlich wichtiger gewesen. Der Kronprinz ist eine fesselnde Erscheinung: groß, prächtig gewachsen, ein schönes Gesicht mit zwei richtigen Schelmengrübchen — nur leider der Haarwuchs etwas „durchgedacht", auch hat er in unbewachten Augenblicken etwas Schwermütiges, worüber man sich bei den herrschenden politischen Verhältnissen nicht wundern kann. Aber sehr interessiert, warm und herzlich gibt er sich immer.

Spät erst, gegen 10 Uhr, kamen unsere Herren von ihrem Marsch nach Marathon heim, mit wundervollen, unvergeßlichen Eindrücken, aber todmüde. Sie hatten den größeren Teil des Anmarsches der Athener durchs Gebirge bis zur Ebene von Marathon hin und zurück zu Fuß zurückgelegt. Mein Mann brachte mir einen Strauß großblumiger weißer Erika aus den Bergen über dem Schlachtfelde mit.

Kurt Bauchwitz:

An Marjorie.

Deine Tage gleiten wie bunte Nachen über dunklen Strom, —
Oder sie sind wie angereihte Perlen, die Du mit einem gebenedeiten Lachen
Langsam ins Ungewisse rollen läßt . . . .
Für Dich ist das Leben ein heiteres Fest,
Ein sonniges Wachen und ein Staunen, daß die Menschen kämpfen und streiten,
Und Du fühlst, es seien die Leisen, die das Getöse der Lärmenden dämpfen,
Und es seien die Schwachen, die schließlich die Starken niederreiten. — —
Aber die Welt ist ein Dom von Antithesen,
Der ins Licht strebt, weil in seiner Krypta Männer und Weiber schlafen —
Bankerte von Knechten und Königinnen, von Stalldirnen und Grafen —
Die nun allesamt wie stinkende Köder verwesen . . . .

Der Einzige.

Zu meiner Höhe dringt kein Glockenton,
Kein Schrei, kein Lied und keines Menschen Weh. —
Die ungezählten Stunden starr ich schon
Mit weiten Augen in die kühle Bläue, —
Das dehnt sich wie ein uferloser See
Und reckt sich wie ein Riese ohne Reue.

„Nichts außer mir — bedeutet Kraft und All!",
Schweigt mir der Einzige — — Ich bin wie Du
Selbst eine Stimme und kein Widerhall,
In Wahrheit aber sind wir eins, wir beiden,
Ich lache Dir Dein eigenes Schweigen zu,
Du seligster und klügster aller Heiden.

„Nie außer mir — bedeutet All und Kraft!"
Nimm meine Worte, wie ich Deine nahm.
Wenn auch der echte Sinn zwiespältig klafft,
Das wird Dich Rätselrater nicht verdrießen;
Schamlosigkeit ist noch die tiefste Scham,
Und leben heißt uns immer noch genießen.

Wir sind die Selbstgewissen, unser Fuß
Tritt fest auf alles, was da schwankt und krankt,
Dem Vielbewegten bieten wir den Gruß,
Weil wir nichts sind als ungetrübte Einheit,
Die zuversichtlich nach dem Spiel verlangt
Mit jeder Feinheit, Kleinheit und Gemeinheit.

Herman Bang:
Brüder. Ein Trauerspiel in einem Akt.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Marie Franzos.
Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.

Personen:

Erich, 22 Jahre. Frau Ella Holm.
Emil, 30 Jahre. Der Diener.

Die Handlung spielt bei Erich und Emil.

Elegantes Wohnzimmer. Rechts*) im Vordergrund Chaiselongue. Links Emils Schreibtisch. In der Mitte links Tür mit Portiere in Erichs Schlafzimmer; daneben ein großer Spiegel vom Boden bis zur Decke, vor dem Spiegel Jardiniere mit Blumen. Tür im Hintergrund und in der letzten Kulisse rechts (zu Emils Schlafzimmer). Es ist früh am Abend. Die Lampen sind angezündet.

1. Szene.

Erich beim Aufgehen des Vorhangs vor dem Flügel. Einen Augenblick später klingelt es draußen. Der Diener öffnet die Türe und läßt Frau Ella eintreten, die verschleiert ist. Erich ist aufgesprungen, und nachdem der Diener die Türe geschlossen hat, führt er Frau Ella zur Chaiselongue, auf die sie sich setzt, während Erich vor ihr niedersinkt.

Erich (vor ihr): Wie ich Dich doch liebe!

Frau Ella (mit Zärtlichkeit die Hände um seinen Kopf): Und ich Dich.

*) Vom Schauspieler.

Erich (mit unruhiger Innigkeit): Und wie ich mich nach Dir gesehnt habe und gefürchtet, daß Du nicht kommen würdest, daß etwas dazwischen gekommen sei, und ich vergebens warten würde... Ach, ich habe es ja nur bei Dir gut.

Frau Ella: Und ich bei Dir.

Erich (setzt sich zu ihr): Ella, — daß ein Mensch einen anderen Menschen so ganz besitzen kann. Ich habe ja keinen Gedanken mehr, der nicht Du wäre — es gibt keinen Winkel in meiner Seele, wo Du nicht bist... Ella, ich lebe nur bei Dir...

Ella: Du...

Erich: Aber bist Du meiner nicht überdrüssig — ach Du, ich wollte so gerne neue Worte finden, um Dir zu sagen, wie gut ich Dir bin... wie ich nur Dich fühle und denke... Aber ich finde nur das eine Wort, das all das sagt, und das ich immer wiederhole und wiederhole... Ella, bist Du schon müde, es mich flüstern zu hören, wie ich Dich liebe....

Frau Ella: Glaubst Du..?

Erich: Meine Geliebte... (erhebt sich). Und Du bist wirklich hier... Hast Dich all dem mir zu Liebe ausgesetzt... Wie gut Du bist...

Frau Ella: Ja Dir zuliebe. (Steht auf.) Aber der Diener, Erich?

Erich: Ich habe ihm gesagt, daß Du die Sängerin bist, die meine Lieder singen soll . . . im Konzert.

Frau Ella (zu ihm hin, lächelnd): Und Du kannst nicht lügen!

Erich (ihr nahe): Man muß ja.

Frau Ella (dreht sich um): Und hier wohnst Du — Ihr . . .?

Erich: Ja — so sieht es hier aus.

Frau Ella (geht herum): Wie ich alles erkenne!

Erich (lächelt): Erkenne?

Frau Ella (ohne sich zu verwirren): Ja — Dich in allem erkenne . . . Da sind die Hyazinthen. (Bleibt vor der Jardiniere stehen, pflückt eine Blume und befestigt sie an ihrem Kleid.) Und da (weist auf ein Bild) Dein Herr Rubinstein. (Summt halb im Scherz:) „Ich heiße Mahomet, ich bin aus Yemen, und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben."

Erich (schlägt die letzten Takte auf dem Flügel an): Ja.

Frau Ella (hat sich über ihn gebeugt, sieht ein Porträt auf dem Flügel; rasch): Da ist Dein Bruder!

Erich: Kennst Du ihn?

Frau Ella: Aber mein Freund, wie sollte ich wohl? . . . Aber (zeigt auf das Bild auf dem Flügel) daß er das ist, war wirklich nicht schwer zu raten . . . Ihr seht Euch ja so ähnlich wie zwei Tropfen Wasser . . .

Erich (nimmt ein anderes Bild und zeigt es ihr): Wir haben uns ähnlich gesehen . . . Sieh . . . (Innig) Jetzt, finde ich, fängt er an, alt zu werden.

Frau Ella (betrachtet das Bild): Ja— als ob Ihr ein und derselbe wäret.

Erich (hinter ihr): Das sagen alle . . . Ach Du, das begreifst Du nicht, was es heißen will, einen solchen Bruder zu haben.

Ich war ja erst sechzehn Jahre, als Mutter starb. Von diesem Augenblick an habe ich niemand auf der Welt gehabt, nur ihn. Aber von diesem Augenblick an hat er auch sein ganzes Leben für mich hingegeben — sein ganzes Dasein, weißt Du. Hier haben wir gelebt, — er war mein Vater und mein bester Freund — ach nein, er war mein einziger: Wir haben ja so wenig mit anderen verkehrt, ich weiß nicht, aber wir hatten immer das Gefühl, daß Fremde nur störten und daß es hier daheim am besten war . . . Er hat mich erzogen. Wieviel Vertrauen doch wert ist — — (lächelt). Ich glaube wirklich nicht, daß ich in allen diesen Jahren auch nur einen Gedanken gedacht habe, den ich ihm nicht anvertraute, (etwas düster) — bis jetzt.

Ella (lächelt).

Erich (macht ein paar Schritte): Ja, ja, Du lächelst, Ella, aber es ist wahr: Wenn ich Dir heute meine Seele geben kann, wie ich es tue, meinen ganzen Körper, jung und stark, wenn alles Dich lieben kann, wie es Dich liebt, Leib und Seele, und Augen und Ohren . . so ist er es, der mich Dir gibt, er, der mich Dir gibt, so wie ich jetzt bin . . .

Ella: Ja er.

(Stille.)

Ella: Und das hat sein ganzes Leben ausgefüllt?

Erich: In diesen Jahren — ja. (In anderem Ton): Ella, warum kannst Du Emil nicht leiden?

Ella: Leiden, mein Freund? Ich kenne ihn ja gar nicht. Aber ich möchte doch gerne, — um Deiner selbst willen, daß Du ihn nicht für mehr hältst als für einen Menschen ... Es könnte der Tag kommen, an dem Du siehst, daß er wohl doch (lächelt) nur ... eben so menschlich ist wie wir anderen ..

Erich (sieht sie an): Ella — wie ganz allein Du in meinem Herzen sein willst.

Ella: Willst Du es anders?

Erich: Nein.

Aber Ella, warum kann ich es ihm nicht sagen? Begreifst Du denn nicht, daß es mir ein Bedürfnis ist, von Dir zu sprechen? Wenn man jung ist, so wie ich, hat das Glück Worte. Ich könnte ja diese Räume mit seligen Worten von Dir erfüllen, mit Deinem jubelnden Preis, mit ewigen Hymnen an Dich ... Und ich könnte mein Glück mit ihm teilen: er kennt keine Vorurteile, und er würde es verstehen: er weiß nur eines: daß er glücklich ist, wenn ich es bin.

Ella: Glaubst Du?

Erich: Und Ella, außerdem ich — kann ihn nicht belügen. Ich habe nie gelogen bis jetzt.

Ella: Belügen?

Erich: Ja — ich muß ja lügen; ich muß lügen, wenn ich zu Dir gehe, ich muß über die Zeit lügen, wenn ich von Dir gehe, ich muß früh und spät lügen, Tag für Tag. Er kennt ja mein ganzes Wesen, er weiß, wie umdüstert ich herumgehe, wenn ich betrübt bin, und daß ich plötzlich singe, wenn ich froh bin. Und wenn er mich dann fragt, wie so oft: Erich, warum bist Du so vergnügt? — Dann muß ich einen Grund erlügen oder schweigen, was auch nur eine Lüge ist. Über den Grund aller meiner Stimmungen muß ich lügen, denn Du bist ja der Ursprung aller .... Und wenn ich hier am Flügel sitze, und die Hände mir in den Schoß fallen, und ich lächle, weil ich an Dich denke, und er dann — wie immer — plötzlich einmal aufblickt und fragt: warum lächelst Du, Erich? — Dann muß ich mehr als lügen, ich muß Dich verleugnen. Und ich kann ihn nicht belügen, und ich kann Dich nicht verleugnen.

Ella: Oh, Du!

Erich: Ja — aber Ella, ich leide ... All diese Geheimniskrämerei stiehlt unser Glück.

Ella: Wie Du irrst! Sie erhöht es nur. Fühlst Du denn nicht, daß es das Glück verdoppelt, es hinter dem Rücken all der Heuchler zu stehlen? Es gibt keinen Menschen, der nicht weiß, daß dies (betrachtet ihn zärtlich und lang) das Einzige ist, was des Atmens wert ist ....

Erich: Ella —

Ella: Und dennoch „verleugnen“ sie es alle.

Ist es da nicht gut, hinter ihrem Rücken zu genießen, sie auszulachen, wir zwei allein, Du — wir zwei zusammen — — Du und ich ... in unserem Glück .....

Erich: Wenn Du sprichst, glaube ich Dir.

Ella (macht ein paar Schritte durch das Zimmer): Wie alt ist eigentlich Dein Bruder?

Erich: Dreißig Jahre.

Ella: Also war er vierundzwanzig, als Deine Mutter starb...

Erich: Ja. Weißt Du: Jetzt, wo ich selbst so glücklich bin — ja, ich weiß ja erst jetzt, was es heißt, zu leben.. denke ich so oft daran, wer es wohl war, der ihm das Schmerzliche antat....

Ella: Schmerzliche?

Erich: Ja.

Ella: Hat er denn etwas Schmerzliches erlebt?

Erich: Er hat nie davon gesprochen — aber ich weiß es doch.

Ella (leichthin): Er muß damals sehr jung gewesen sein.

Erich: Vielleicht wie jetzt ich.

Wie Mutter doch damals litt... Ich war ein Knabe, aber ich verstand es so gut. Meine Schlafkammer war dort neben Mutters Zimmer. Und nachts hörte ich sie rastlos drinnen auf und ab gehen... Eines Abends schlich ich mich aus dem Bett zur Türe hin und sah sie... Ach, wie blaß sie war, Du.... Und sie sagte immer nur den einen Satz: Sie richtet meinen Jungen zugrunde — sie richtet meinen Jungen zugrunde — und ballte die Hände.

Das war das erstemal, daß ich haßte, Ella — diese fremde Person...

Ella: Und Du hast nie erfahren, wer „diese fremde Person" war?

Erich: Nein.

Eines Nachts kam Mutter herein, an mein Bett. Ich tat, als schliefe ich, um sie nicht zu kränken... Sie stand da und sah mich an — wie gut ich mich daran erinnere — und dann sagte sie...

Ella: Was...

Erich: Ob sie wohl auch einmal kommen und ihn zugrunde richten werde?

Ella (lächelt).

Erich (glücklich). Ach — wenn Mutter doch jetzt lebte!

Ella: Und jetzt ist „diese fremde Person" vergessen...

Erich: Nein — Du. Bei Emil sitzen die Gefühle zu tief. Wie gut ich mich an die erste Zeit erinnere.. nachdem es geschehen sein muß. Sie hat ihn wohl verlassen, denke ich.

Ella: Oder er sie...

Erich: Ach nein...

Mutter ließ ihn nachts bei mir schlafen. Ich lag wach und hörte ihn schluchzen — ach, das vergesse ich nie. Es war das erstemal, daß ich einen Mann weinen hörte. Und er warf sich im Bett herum, und er biß in sein Polster — — und er setzte sich auf, und er saß stundenlang da, ohne sich zu rühren... schlaflos.

Ach, Ella, jetzt verstehe ich, daß er litt, so wie ich leiden würde, wenn Du mich verlassen könntest...

Und er leidet zu Zeiten noch, ich weiß es.

Ella: Sollte es wirklich so treue Männer geben?

Erich: Ja.

Ella: Du machst mich wirklich ganz neugierig, Deinen Bruder zu sehen.

Erich (hastig): Wenn Du es doch wolltest!

Ella (lachend): Würdest Du nicht eifersüchtig werden?

Erich: Aber Ella....

Ella: Nun ja.

Erich: Ich würde nie eifersüchtig werden, glaube ich, Wenn Du mich nicht mehr liebtest, dann würde ich nur..

Ella: Was würdest Du...

Erich: Nur wie er werden... betrübt, zu Tode betrübt...

Ella (augenscheinlich in ihren eigenen Gedankengang vertieft). Ja, ich würde ihn gerne sehen.

Erich: Da ist er — ich höre ihn draußen.

Jetzt legt er den Überrock ab. Bleibe jetzt hier...

Ella (schlingt den Schleier um den Kopf): Nein, ich glaube doch ....

Erich: Aber wenn Du fort willst, dann eile Dich. Geh' durch mein Zimmer. Er kommt gleich.

Ella (dicht an der Türe, bleibt stehen): Du, ich liebe die Gefahr... Sag' es mir noch einmal, daß Du mich liebst — sag' es mir hier.

Erich: Ich liebe Dich.

Ella: Ist das wahr?

Erich: Ich liebe Dich.

Ella: Morgen?

Erich: Ja.

Ella: Lebe wohl (Geht zur Türe im Hintergrund).

Zweite Szene.

Erich (zum Flügel hin). Emil (aus dem Vorzimmer).

Emil: Guten Abend, mein Junge. Woran denkst Du denn? Du stehst da und siehst so glücklich aus.

Erich (der dagestanden und glücklich vor sich hingesehen hat): Was? Ach weißt Du, ich stand eigentlich so da und freute mich nur auf den Ball heute abend.

Emil (zum Schreibtisch hin): Ja richtig, Du gehst ja auf einen Ball. Aber dann wird es wohl Zeit sein, daß Du Toilette machst, mein Freund.

Erich (geistesabwesend).

Emil: Eben habe ich Professor Kjaer getroffen. Also das Konzert ist von Donnerstag in acht Tagen... Deine Lieder kommen als dritte Nummer.

Erich (ohne Interesse): So so...

Emil: Wie wir darauf gewartet haben!

Erich (wie früher): Ja. (Plötzlich ausbrechend): Ach Emil, Du weißt nicht, wie froh ich bin.

Emil (hebt den Kopf und lächelt): Worüber denn?

Erich: Ach — über das Leben, weißt Du... (streckt die Arme in die Luft). Und dann jung zu sein und zu wissen, daß das Leben lang ist...

Emil: Ja recht lang.

Erich: Und Dir verdanke ich es alles... Du hast mich zu dem gemacht, der ich bin... zu dem, der... (hält plötzlich inne) so glücklich ist, wie ich es bin. (Schlingt die Arme um Emils Hals.)

Emil: Großer, guter Junge.

Erich (mit veränderter Stimme): Na, ich soll mich ja ankleiden... Ich habe keinen Schlips.

Emil: So nimm Dir einen bei mir.

Erich: Danke — ja. (Er geht in Emils Zimmer und dann hinüber in sein eigenes. Die Tür bleibt offen stehen.)

Dritte Szene.

Der Diener (mit einem Paket): Es ist vorhin ein Paket für Herrn Doktor gekommen. Aber ich wollte es nicht hereinbringen, solange die fremde Dame da war.

Emil: Die fremde Dame?

Der Diener: Ja, Herr Doktor, die Sängerin, die Herrn Erich's Lieder singen soll.

Emil: Ja so — — — ist sie da gewesen... Danke. (Nickt.)

Der Diener (geht).

Emil (laut): Aber Erich — — —

Erich (aus dem Schlafzimmer): Ja.

Emil: Ist Frau Prosch denn dagewesen?

Erich (leiser von drinnen): Ja.

Emil: Und das erzählst Du mir gar nicht.

Erich (von drinnen): Ach, weißt Du, ich habe wirklich nicht daran gedacht.

Emil: Aber was hat sie denn gesagt — zu den Liedern?

Erich (antwortet nicht).

Emil: Was?

Erich (gleichsam müde): Ach — nichts... nichts weiter....

Emil: Aber sie hat sie doch wenigstens gesungen?

Erich (kommt im Frack herein): Ach — willst Du mir nicht helfen? Das hält absolut nicht.

Emil (mit Erich vor dem Spiegel, bindet ihm den Schlips): Laß mich... (als der Schlips gebunden ist, betrachtet er Erich im Spiegel.) Wie Dir der Frack doch steht.

Erich: Ja... (mit seinem Arm in dem des Bruders.) Wir sind doch schöne Menschen, alle zwei.

Emil (etwas müde): Ach, von mir ist es wirklich — nicht der Mühe wert zu reden.

Erich: Na — Du warst es doch einmal. (Plötzlich) Emil, warum sprichst Du nie von der Zeit?

Emil (ein paar Schritte fort).

Erich: Ich denke so oft daran — namentlich in letzter Zeit — was Du damals gelitten haben mußt... Ja, ja, ich war nur ein Kind, aber Kinder haben auch Augen... Und etwas verstand ich schon damals. Jetzt würde ich es ganz verstehen... Ich bin doch wohl endlich alt genug geworden...

Emil: Was ist da zu verstehen...?

Und dennoch wäre es vielleicht besser, zu sprechen und es von sich abzuwälzen.

In den letzten Wochen ist es, als ob etwas Unsichtbares, Unbestimmbares wieder alle meine Gedanken zurück in die alten Bahnen zwingen würde — als wäre mir all das Alte wieder geheimnisvoll nahe gekommen — als bedrohte es mich... Ich weiß selbst nicht warum... oder wieso.

Aber was ist da zu erzählen? Daß ich Mutter in den letzten Jahren, die sie lebte, Kummer machte, und daß ich eine Unwürdige liebte und — wußte, daß sie es war.

Wir trafen uns, und vom ersten Tage an war ich ihr Sklave, ihr Knecht, fast noch bevor ich es wußte.

Sie verlor keine Zeit. Sie lähmte meinen Willen sogleich, — fast bei der ersten Begegnung.

(Bewegung bei Erich.)

Unser Verhältnis war ein Geheimnis — sie liebte die Geheimnistuerei — weil ihre Folge die Lüge ist, und es ihr Wesen war, zu lügen...

Zuerst trafen wir uns außer Hause — unter tausend Vorwänden, die sie fand — wie wahrscheinlich sie immer aussahen —

im Anfang fand sie sie... Dann lernte ich es selbst, zu lügen...

Sie lehrte mich es...

(Bewegung bei Erich.)

Später, als unser Verhältnis einige Zeit gedauert hatte, kam sie hieher...

(Erich kommt immer näher.)

Sie war hier nachts bei mir, während Mutter drinnen hinter dieser Türe schlief — schlief? — schlaflos lag. Das kitzelte ihre Lust. Und ich ließ es zu. Im Anfang ließ ich es zu. — Bis, Erich, gerade diese Zusammenkünfte auch mir...

Sie kam auch am Tage her... Wir hörten Mutters Schritte drinnen durch das Zimmer näherkommen — und sie blieb dennoch und hielt mich fest mit ihren Küssen...

Die Gefahr reizte sie.

Erich (still): Wie doch alle Frauen einander gleichen.

Emil (nach einer Pause): Das war die erste Zeit — die Zeit — als sie mich liebte. (Steht unruhig auf.) Ja ja — denn es gab Tage, an denen sie mich geliebt hat... (Setzt sich wieder.)

Nachdem sie mich so gelehrt hatte, zu lügen und meiner Mutter Haus zu besudeln — lehrte sie mich noch eines: betrogen zu werden.

Sie verliebte sich in einen andern.. Sie liebte mich nicht mehr, aber sie wollte mich nicht loslassen... Doppelzüngigkeit war ihr ein Genuß. Sie hatte das Bedürfnis, zu betrügen. All die Vorwände, die sie früher gefunden hatte, um zu mir zu kommen, sie fand sie jetzt, um mir zu entgehen, — und ich erkannte sie alle wieder — und sie quälten mich zu Tode, so wahrscheinlich, wie ihre Lügen klangen...

Ach Gott, ach Gott, wie war das Elend dieser Tage groß... Die Steine würde es gerührt haben, sie rührte es nicht.

Ich sah sie zusammen — ihr ganzes Wesen war Zärtlichkeit und Glück; jeder Blick war ein Geständnis — und sie leugnete alles — — und ich blieb.

Ich fand Briefe von ihr an ihn, die alles offenbarten, und sie erklärte alles fort, und ich blieb.

Wo alles gestand, wollte ich — so feige war ich geworden, so elend feig — ein Geständnis in Worten haben — das ich niemals bekam. Es gab Tage, wo ich in der Verzweiflung eines Mannes, der sich nicht mehr entwürdigen will, flehte, um ein einziges Wort flehte: sag, daß es vorbei ist. Sag, daß Du mich nicht mehr liebst...

Aber nein, ich konnte es ihr nicht abringen, ich riß ihr die Wahrheit nicht aus der Seele.

Da fand ich mich auch in dies.

Erich: Ich würde daran sterben.

Emil: Wie ich gelernt hatte zu lügen, so lernte ich jetzt zu betteln. Ich bettelte um leere Küsse, um Brosamen vom Tisch eines andern. Und als ich gelernt hatte zu betteln, lernte ich zu stehlen: Ich stahl die Liebkosungen, die eines andern Eigentum waren... Ich würdigte mich dazu herab, mit einem anderen zu besitzen, und ich besaß und wußte, daß sie keine Liebe fühlte.

Aber ich blieb — — und liebte wie ein Narr, wie ein Hund.

(Lange Pause.)

Dann — eines Tages — gewann ich soviel von meinem Stolz zurück, daß ich ging.

Da war Mutter tot, und ich war ein zugrunde gerichteter Mensch.

Erich: Emil... Hast Du ihr nie verzeihen können?

Emil: Verzeihen?... Man verzeiht nicht, man liebt...

(Stille.)

Jetzt waren wir zwei allein auf der Welt geblieben... und durch Dich fand ich mich selbst wieder.

Jetzt bist Du jung, Erich — — und Deine Jugend ist das einzige, was mir im Leben geblieben ist...

(Er bricht plötzlich in Schluchzen aus.)

Erich: Emil, Emil, Du liebst sie noch?

Emil (hebt den Kopf): Ja.

Erich: Wie ohnmächtig man doch dasteht.

Emil (matt): Hm — — ja, ohnmächtig.

(Stille.)

Jetzt denke ich nur oft mit Angst, daß auch Deine Stunde einmal kommen wird...

Aber, Erich, versprich mir nur eines — — ach nein, versprich es nicht, aber bestrebe Dich: nicht anzufangen, zu lügen...

(Bewegung bei Erich.)

Die Frauen haben so viele Waffen, und sie gebrauchen sie so grausam...

(Stille.)

Sie hatte keine Kosenamen, keine Liebesworte, die konnte sie nur schreiben. Sie kannte nur ein Wort, Erich, aber das stahl den ganzen Willen eines Mannes. (Leiser) Du... Du...

Erich (steht auf).

Emil (in die Erinnerung versunken): Und sie log mit einer Stimme, so daß Gott ihr glauben mußte, einer Stimme, so offenherzig, ihrer schönen Stimme. Es war ein Alt, ach, wie er sich weich um die Worte hüllte, mit denen sie mich betrog.

Erich (vor sich hin): Nein, nein — wie sollte das möglich sein?...

Emil: Was ist denn?

Erich (verwirrt): Ich leide ja, weil Du leidest.

Emil (wie zuvor): Und mitten in ihrer Lasterhaftigkeit war sie ein Kind — ach dieses Kindergesicht in den weißen Kissen... Werde ich es denn nie vergessen?

Erich (in Angst): Emil.

Emil (wie erwachend verwirrt): Mein Gott, mein Gott... Und Dir erzähle ich all das...

Erich: Du mußt, Emil...
Sage mir, wie — — sah sie aus? Dunkel?

Emil: Ja... dunkel.

Aber ihre Augen waren blau. Man spähte sich müde in ihren Augen.

Erich: Und ihr Name?

Nein, nein, ich will ihren Namen nicht wissen...

Ich würde sie zu tief hassen...

Emil: Ja — — laß ihren Namen zwischen uns tot sein.... Sie ist ja ohnehin jetzt weit weg von hier...

Erich (aufatmend): Ja — so.

Emil: Sie reiste fort... mit ihm.

(Blickt auf.)

Wie blaß Du bist.

Erich (gefaßt): Wie kann Dich das wundern? ... Von Deinem Kummer zu hören ...

Emil (zärtlich): Erich.

Erich: Aber wenn nun ich ... Wenn nun ich, Emil, glücklich würde ... Wenn ich es wäre ...

Emil: Wäre?

Erich (jubelnd): Ach ja, Emil, ja .. Es gibt auch Frauen, die uns glücklich machen.

Vierte Szene.

Der Diener (mit Tee).

Emil (geht auf und ab, will seine Gemütsbewegung beherrschen): Danke .. Nun, vorhin haben sie wohl hier gesungen ...

Der Diener: Nein, Herr Doktor.

Emil (bleibt stehen).

Der Diener: Es war die Sängerin, denn Herr Erich hat es gesagt, aber gesungen wurde nicht.

Emil: Und Erich sagte ... Haben Sie sie gesehen, Mogens? ...

Der Diener: Nein, Herr Doktor, es war im Vorzimmer noch nicht angezündet. Ich glaube nicht, daß ich sie wiedererkennen könnte ...

Emil: Nein — natürlich ...

Ja, danke, Mogens ... Ich brauche nichts mehr. Herr Erich ist auf einem Ball und kommt spät nach Hause.

Der Diener: Ja, Herr Doktor, ich bleibe schon auf.

Fünfte Szene.

Emil — Frau Ella — Erich.

Emil: Es wurde nicht gesungen ... es wurde nicht gesungen ... Aber sagte denn Erich nicht ...?

Der Diener (öffnet die Türe im Hintergrund): Es ist eine Dame da, Herr Doktor, die Sie zu sprechen wünscht.

Emil (zerstreut): Eine Dame? ... Nun ja, bitten Sie sie herein.

Der Diener (öffnet Frau Ella die Türe).

Ella (sagt, nachdem der Diener gegangen ist): Ja, ich bin es.

Emil: Sie hier ...

Ella: Wie Sie sehen —— Und ich bin schon seit vier Wochen da ... (Sie setzt sich.)

Emil: Ich glaubte, unsere Rechnung sei abgeschlossen.

Ella: Das glaubte ich selbst — bis ich hierher zurückkam ... Oder richtiger gesagt, bis vor ein paar Stunden. Aber jetzt will ich auf jeden Fall mit Ihnen sprechen — Emil.

Emil (schweigt).

Ella (die im ganzen lügt, ohne sich zu verwirren, in einem sehr schlichten Ton): Sie haben mir damals unrecht getan.

Emil (lächelt): Unrecht!

Ella (im selben Ton): Ja. Dieser Mensch war nicht mein Geliebter.

Emil: Schön ...

Ella: Er war es nicht — glauben Sie mir doch ...

Warum sollte ich wohl jetzt lügen?

Emil: Also früher ...

Wollen wir nicht doch lieber das ruhen lassen, was so vorbei ist.

Ella: Vorbei?

Es bleibt immer ein Rest von Zärtlichkeit in der Seele zweier Menschen zurück, die sich so heiß geliebt haben wie wir ... Ich brauchte nur dieses Zimmer wiederzusehen ...

Emil: Haben wir einander noch nicht genug gequält?

Ella (traurig): Gequält?

Ist denn die Erinnerung an alle Stunden unseres Glücks wirklich ganz aus Deinem Herzen ausgelöscht?

Emil: Die Erinnerung — und davon sprechen Sie?

Ella: Emil — Warum hast Du mich damals verlassen, so plötzlich, ohne ein Wort, ohne ein Lebenszeichen ...

Emil: Warum — Warum? (Mit erhobenen Händen.) Ich, der ich der Betrogene, der Verratene, der Verhöhnte war!

(Plötzlich ganz ruhig:)

Aber Sie wollen den letzten Schlag wissen, der mich mitten ins Gesicht traf. Sie wollen vollen Bescheid über Ihre eigene Grausamkeit haben?

Erinnern Sie sich an eine kleine Kette aus Gold, fein und dünn? Eines Abends befestigte ich sie — hier in diesem Zimmer — da um Ihren Arm — Sie sagten: Sie wollten sie als ein unsichtbares Treuepfand tragen, so wie ich in dieser Stunde an ewige Treue glaubte ...

Diese Kette wurde sozusagen — die Mitwisserin unseres Verhältnisses.

Und ich ging an dem Tage, an dem ich sah, daß Sie sie an seinen — des Anderen Arm gehängt hatten ...

Ach ja — (hebt den Kopf) — das war der furchtbarste Augenblick in meinem ganzen Leben — ich glaubte, ich müßte daran sterben — aber es gab mir doch wenigstens den Mut, zu brechen.

Ella: Sie sahen die Kette?

Emil: Ich habe sie gesehen.

Sie sprechen von der „Erinnerung"? (Bitter) Da sah ich ja, daß Sie selbst die Erinnerung an mich über Bord geworfen hatten, die Erinnerung an alles, was mein war, selbst die Erinnerung an unsere tote Liebe war ihm geschenkt .... So war ich ganz geopfert ....

Ach, noch gibt es Augenblicke, wo ich mich frage: Wie konnte sie es tun? (Betrachtet sie in stillem Ausbruch:)

Ach Ella, wie müssen Sie ihn in der Stunde geliebt haben, in der Sie sie ihm gaben!

Ella (hastig und heftig): Emil — Du bist noch mein.

Emil: Nein — ich bin es nicht und ich will es nicht sein.

Ella: Du mußt — so wahr Du der Einzige bist, den ich geliebt habe ...

Emil: Aber Ella ...

Ella: Emil, Du kennst unser Herz nicht, ich liebte Dich, Deine Jugend, Deine ersten Küsse, Deine Seele, die sich bang und überströmend der meinen anschloß ... Ich betete das alles an ... Es gab für mich nichts auf der Welt, nur das ... Aber eines Tages warst Du nicht mehr derselbe ... Du warst ein Anderer geworden ...

Emil: Unter Deinen Händen ...

Ella: Ich stand fremd neben einem Menschen, den ich nicht kannte ...

Aber seit dem Tage, an dem Du mich verließest, habe ich nach Dir gesucht — nur nach Dir gesucht.

Emil (hastig): Nach neuer Jugend.

Ella (hastig): Nach Deinem Bild der Jugend.

Emil: Wie gut Du die Kunst Deines Lebens bewahrt hast.

Ella: Nein, jetzt lüge ich nicht, und ich will, daß Du mir glaubst, und wenn es mir das Leben kosten sollte — Du mußt mir glauben ....

So heiß habe ich Dich geliebt. Dich, Du Einziger .... So heiß habe ich Dich geliebt .. glaubst Du mir nun? — daß ich, wie ich hier vor Dir stehe, die Geliebte Deines Bruders geworden bin — Deines Bruders, weil er Dein Ebenbild ist.

Emil (mit einem Schrei): Du — —

(Verzweifelt):

Das ist unmöglich, das ist unmöglich ..

Du warst vorhin da ... in diesem Zimmer ....

Ella: Ja.

Emil: Das ist unmöglich — das ist unmöglich.

Ella: Ich sah ihn, als ich vor einigen Wochen hierher zurückkehrte, und ich glaubte, die Jahre seien ausgelöscht .... und ich begegnete Dir zum ersten Male ...

Emil (wie halb wach): Ja, er hat mich belogen .... Das Werk der Zerstörung hat begonnen.

Ella: Er verliebte sich in mich ...

Emil (mit geballten Händen): Du — befreie mich von ....

Ella (hastig, heftig): Nein, Du mußt mich hören.

Ich glaubte vielleicht, daß auch ich ihm angehörte. Aber ich brauchte nur dieses Zimmer zu betreten, Dein Bild wiederzusehen, die Luft zu atmen, die Du atmest, damit meine Küsse auf seinen Lippen kalt wurden, seine Liebkosungen eine Last, die ich von mir abschütteln wollte ... sein Atemhauch ein Greuel für den meinen ... Emil, Emil, glaubst Du jetzt, daß ich lügen könnte: Mein Leben möchte ich hingeben, um eine einzige Stunde die alte Süßigkeit Deiner Stimme zu vernehmen — — die alten Worte mit nur etwas von dem alten Klang.

Emil: Ella, Ella — Was für Verbrechen gibt es, die Du nicht begehen könntest ...

Ella: Ja, ich könnte dem zu Liebe stehlen, dem ich gut bin, ich kann um seinetwillen lügen, ich kann um seinetwillen betrügen ...

Aber Liebe fühlen, das kann ich.

Emil: Ja.

Ella: Mein ... Du.

(Sie kniet vor der Chaiselongue, auf der er sitzt, und sein Kopf fällt auf ihre Schulter.)

Du Lieber.

Emil: Ella, warum kann unser Herz nicht sterben ...

Ella (löst ihre Flechten): Weißt Du — — weißt Du noch, wie ich Dich mit meinem Haar band?

(Legt eine Flechte um seinen Hals.)

Emil (steht auf): Was für einen Menschen willst Du aus mir machen ...

(Plötzlich zusammenfahrend:)

Erich — in seinem Zimmer ...

Ella: Er ist ja fort ...

Emil: Er ist hier ... Geh, geh.

Ella (will nach dem Hintergrund gehen).

Emil: Nein, nein, er könnte die Tür in den Gang öffnen. (Er öffnet ihr die Türe seines Schlafzimmers.) Hier.

(Verschließt.)

Er darf mich nicht so sehen.

(Löscht rasch die Lampe aus.)

Erich (kommt): Ist niemand hier?

Emil: Ja, ich.

Erich: Du hast die Lampen ausgelöscht... Eben war ja noch angezündet — ich sah es von unten.

Emil: Ja, mir war... mir war nicht wohl...

Erich: Mir auch nicht. Darum ging ich nach Hause...

Kann ich mir ein wenig Eau de Cologne bei Dir nehmen... Mein Flacon ist leer. (Leise.) Nein, ich halte es nicht aus. Ich kann diesen Verdacht nicht aushalten.

Emil (steht auf): Ich will Dir...

Erich (rasch an der Tür des Bruders): Aber laß mich doch selbst.

Emil (legt die Hand auf seinen Arm): Nein, ich hole es.

Erich: Wie Deine Hand zittert...

Emil: Ja, ich habe Fieber...

Erich (nach Emils Tür greifend).

Emil: Du kannst nicht hinein...

Erich (von einer plötzlichen Idee gepackt): Warum?

Emil: Du kannst nicht...

Erich: Aber warum?

Emil: Es ist jemand bei mir.

Erich: Jemand bei Dir?

Emil: Ja...

Erich: Emil...

Emil: Geh nicht...

Erich: Emil, ich muß — und wenn es mein Tod ist.

(Reißt die Türe auf, das Licht aus dem Schlafzimmer fällt auf die Bühne, er schreit):

Ja — ja,... Das Unmögliche ist möglich.

(Er fährt zweimal mit den Armen durch die Luft.)

Du... Du .. So habe ich auch keinen Bruder mehr.

(Bedeckt das Gesicht mit den Händen und stürzt hinaus. Man hört aus seinem Zimmer einen dumpfen Fall.)

Emil (ist wie sinnlos zum Schreibtisch hingegangen und setzt sich).

Emil (springt wieder auf, stürzt der Schlafzimmertüre zu. Er blickt hinein und schreit).

Ella (ist von Emils Türe vorgegangen).

Emil (an den Türstock gelehnt): Warum mußtest Du zwei Leben zerstören?...

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Jetzt aber wurde es ihm unerträglich, all' diesen drohenden und finsteren Möglichkeiten weiter in quälender Ungewißheit entgegenzugehen. Er mußte Klarheit haben und schrieb, als er heute gegen Mitternacht heimkehrend, wieder alles stumm und in drohendem Schweigen gefunden und in voller fiebernder Ratlosigkeit stundenlang in seinem Arbeitszimmer auf und ab gegangen war — endlich gegen vier Uhr morgens diese Zeilen an seine Frau:

„Ich habe wohl ein Recht zu fragen, was Du planst und was dieses unerhörte Betragen bedeuten soll. Ich verlange eine Erklärung von Dir, eine Aussprache. Ich muß wissen, wessen ich mich von Dir zu versehen habe. Es ist nicht gerade sehr menschlich, mich in dieser Zeit meiner höchsten amtlichen Inanspruchnahme auch noch seelisch so zu belasten. Ich bin gespannt, zu erfahren, wie Du das verantworten willst. Du bringst mich langsam zum Wahnsinn und forderst mich geradezu leichtsinnig heraus. Ich brauche Dir nicht zu versichern, daß ich eine etwaige Bemakelung meiner Ehre mit voller Hintansetzung aller anderen Rücksichten unnachsichtlich an Dir zu rächen fest entschlossen bin.

Alfred."

Dies war der fünfte Brief, den Ingelheim in dieser grauenvollen Nacht an seine Frau aufsetzte. Die ersten vier hatte er, weil ihm der Ton des Flehens darin zu erbärmlich mitgeklungen hatte, sämtlich immer wieder zerrissen. In diesem fünften Schreiben klang ein anderer Ton. Der der eisernen Entschlossenheit, ja der Drohung. Es war vier Uhr nachts, als er den Brief mit fliegender Hand entworfen hatte und mit übernächtigen brennenden Augen las. Ihm selbst mißfiel der Brief in Inhalt und Form durchaus, er bedachte, daß einer Frau wie dieser mit Drohungen am allerwenigsten beizukommen war. Er rief damit nur ihren Trotz zum Widerstande auf und trieb sie selbst nur immer ferner von ihm fort. Aber in seiner zerrütteten Seele war nun endlich auch der Trotz stark geworden und bäumte sich hoch gegen all' die Martern auf, die er in diesen furchtbaren Tagen hatte erdulden müssen. Er sah, es ging jetzt hart auf hart. Hier gab es kein Einlenken, kein vermittelndes Zureden mehr. Die Dinge spitzten sich auf ein Geschehen zu, das anscheinend unab-

wendbar zu sein schien, und dem man nicht anders als in gestraffter Gefaßtheit begegnen und entgegentreten konnte. So wie er jetzt war, war der Zustand ganz unerträglich geworden. Ihm mußte ein Ende gemacht werden, so oder so und zwar auf der Stelle. Kein weiterer Tag durfte so noch verstreichen. Alfred legte den Brief auf den Schreibtisch seiner Frau verschlossen nieder, kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, sank auf den Tod erschöpft in einen Sessel und fiel sogleich in bleiernen Schlaf. Mit einem Schrei fuhr er auf, als am nachtdunklen Morgen der Diener vor ihm stand, der wie alltäglich um diese sechste Stunde seinen Herrn zu wecken gekommen war und ihn hier von gestern noch angekleidet, übernächtig, mit wirrem Haar und unruhig flackernden Blicken fand. Geblendet sah Ingelheim in dem von den Fluten elektrischen Lichtes durchstrahlten vornehmen wohnlichen Raum umher. Die Hand an der Schläfe, schien er sich zu besinnen, wie er in diesen Sessel gekommen, und jeden Zusammenhang der Dinge von gestern und von heute nur mühselig wiederzufinden. Dann zog er hastig die Uhr. Fünf Minuten nach sechs. „Rasch das Bad!" befahl er — aber der sonst so flinke und dienstbereite Diener stand verlegen auf seinem Fleck, sah seinen Herrn unschlüssig an — und suchte nach Worten. Ingelheim war ungeduldig aufgesprungen.

„Das Bad —" rief er, „das Bad — hören Sie nicht? !" . . .

„Verzeihung — — Verzeihung," stotterte der Diener — „Herr — Herr Geheimrat — ich — ich höre eben, — von den . . . von dem Portier — daß die — die gnädige Frau — Frau Baronin — vor einer halben Stunde schon — das Haus verlassen haben."

Alfred griff nach der Lehne des Sessels, neben dem er stand. Er glaubte zu wanken, stand aber fest und aufrecht. Ohne ein Wort zu erwidern — ging er nicht übermäßig eiligen Schrittes ins Wohnzimmer seiner Frau, schaltete das Licht ein und sah den Brief, den er ihr diese Nacht geschrieben — unerbrochen auf der Platte ihrer altertümlichen holländischen Schreibschatulle liegen. Alfred ging langsam hinaus, die Treppe hinauf zum Schlafzimmer seiner Frau, das in voller Unordnung verlassen und schweigend lag. Das Haupt ein wenig gesenkt, wie von schweren Gedanken belastet, stieg er wieder ins Erdgeschoß herunter und setzte sich in die finstere Bibliothek. Er zog die Vorhänge der Fenster zurück, die Straßenlaternen warfen ihr ungewisses Licht hinein, von dicken treibenden Schneeflocken umtanzt.

Sie war fort. Sie war gegangen. Hatte ihm alles hingeworfen und war gegangen — schweigend — ohne ein Wort. Kein Brief, keine Zeile war er ihr wert. Sie tat ihm das, ohne mit der Wimper zu zucken. Heute — heute mittag schon wird es die skandalsüchtige Presse dem Lande mitteilen, was dem Ministerialdirektor von seiner Frau angetan worden. Sie war gegangen. Wohin? Wenn er das wüßte. In den Tod vielleicht? Der Gedanke rührte ihn wie mit versöhnender Gebärde an. Es war, als legte sich eine beschwich-

tigende Hand auf seine Schulter. In den Tod ist sie gegangen. Oder doch — doch vielleicht anders wohin? Er reckte in Gedanken eine Schwurhand hoch, er gelobte sich, falls sie gegangen war, zu leben und ihn zu verraten, so wollte er sie finden und sie strafen. Strafen für den Raub an seiner Ehre, an seinem Namen, an seinem Leben. Falls sie lebte, falls sie lebte . . .

Er sprang mit einem Aufschrei auf. Die Telephonglocke im Arbeitszimmer nebenan gellte durch das bange schweigende Haus. Er stürzte hin, riß die Tür auf, jagte zum Apparat, hob ihn ans Ohr — sein Herz pochte, als wollte es zerspringen. Eine rauhe, häßliche Männerstimme wurde laut. „Ist dort Herr von Ingelheim?"

„Ja," antwortete Alfred tonlos.

„Der Baron selbst?"

„Ja. Ich selbst."

„Hören Sie, Herr Ministerialdirektor. Ihre Frau ist heute ein bißchen zeitig aufgestanden und trotz des gemeinen Wetters fortgegangen. Interessiert es Sie, zu wissen, wohin?"

„Mit wem spreche ich?"

„Das tut zur Sache gar nichts. Ich erweise Ihnen den Liebesdienst, Sie wissen zu lassen, daß Ihre Frau zu dieser eigentümlichen Zeit eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen im Schloß Sophienruh hat, von der sie voraussichtlich nicht so bald wieder heimkommen wird — hahahaha. . . ."

Ein Teufelslachen schloß diese Mitteilung. . . .

24.

Noch war es nicht Tag geworden. Nur der rieselnde Schnee brachte ein weißlich graues Glänzen in die schwarze Morgenfrühe des Dezembertages, der aus tiefen Finsternissen nicht erwachen wollte. Dieses stille, endlose Niederschweben der großen Flocken war wie ein stummes Zudecken allen Lebens. Aus unsichtbaren schwarzen Höhen senkte sich diese begrabende Decke unaufhaltsam nieder, die den stummen Tod über die beklommen schweigende lichtlose Welt zu breiten schien. Es war, als wolle es nie. . . . nie wieder Tag werden, und die Bäume des Waldes standen regungslos in der stillen Luft starr wie unheimliche riesenhafte Totenwächter . . .

. . . Im Herrenzimmer des Jagdschlosses Sophienruh schritt der Kronprinz im grauen englischen Reiseanzuge unruhig und fröstelnd vor dem großen Kaminfeuer auf und nieder. Dann blieb er stehen und lauschte hinaus — nichts . . . nichts . . . Er ging leise zur Tür, die rauh in ihren Angeln knarrte, als er sie öffnete, und rief mit gedämpfter Stimme seinen Leibdiener: „Bethke!"

Ein glattrasierter, etwa fünfzigjähriger Mann im schwarzen Gehrock und weißer Krawatte trat ein.

„Königliche Hoheit?"

„Der Chauffeur ist auf seinem Posten?"

„Zu Befehl."

„Der Kastellan?"

„Ist instruiert. Bleibt in seiner Dienstwohnung eingeschlossen, bis die Herrschaften das Jagdschloß wieder verlassen haben. Er hat Verschwiegenheit zugeschworen."

„Danke. Danke, Bethke. Rasch — noch ein paar Scheite in den Kamin. Es ist eine so verbissene klamme Kälte hier."

„Zu Befehl."

Jetzt prasselte und knisterte das Feuer, und die Stehlampen in den Ecken, die Armleuchter auf dem Schreibtisch, die vielen Kerzen in der Bronzekrone, die vom schwarz getäfelten Plafond herniederhing, hatten Mühe, ihr gedämpftes wohliges Licht gegen die Brandröte der Flammen und deren grellen Feuerschein zu behaupten, der den stillen Raum flackernd durchzuckte... Der Kronprinz ging ruhelos umher, blieb hier und da lauschend an der geschlossenen Tür, an einem der hohen Fenster stehen, deren purpursammetnen Vorhang aufhebend und durch die geschlossenen Fensterläden hinauslauschend in das beklommene Schweigen. Jetzt knarrte auf dem Gange draußen eine Tür. Mit einem Satze sprang der Kronprinz vom Fenster fort, blieb einen Augenblick in lauernd geduckter Haltung beim Kamin stehen — da trat eine hochgewachsene Frau rasch in beschneitem schwarzen Persianerpelz, ein Barett auf dem dichtverschleierten Kopf, herein. Mit ausgebreiteten Armen stürzte der Prinz auf die bang Erwartete zu — in langer inniger Umarmung standen sie schweigend und unbeweglich — dann tasteten des Prinzen zitternde Hände nach den Schleiern, zerrten sie zurück — enthüllten die todblasse Schönheit dieses Gesichts — und seine Lippen suchten die ihren und fanden sie in einem verdursteten schier endlosen Kusse . . .

„Gisi — Gisi — —"

Sie blieb stumm, sah ihn nur immer wieder mit glückseligen Augen an — als dünke es sie unfaßlich, was sie sah, als traue sie diesem Märchen nicht, als fürchte sie, alles könne wie ein trügerisches Traumbild sogleich in nichts wieder zerrinnen. Jetzt nahm der Kronprinz Gisela Mantel und Barett ab und rückte einen der Sammetsessel zum Feuer.

„Hierher, Gisi, hierher zum Kamin. Der Pelz ist naß vom Schnee — ich breite ihn hier über die Lehne — das Zimmer ist kalt . . ." Sie rührte sich nicht. Mit seltsam verklärten Blicken sah sie umher. Es war, als liebkosten ihre wunderbaren weichen, glänzenden, jungen Blauaugen den Raum. Mit einem Ausdruck seligen Entzückens streiften sie die dunklen altväterlichen Eichenmöbel, die breitlehnigen roten Sessel, die schwere Standuhr in der Ecke, den ungefügen Schreibtisch, die riesigen Porträts alter Fürsten und hochgeborener Frauen in den breiten schweren Goldrahmen an den purpur-

sammetbespannten hohen Wänden, die schwarzgetäfelte düstere Decke, von der die vielarmige Lichterkrone herabhing.

Er sah, wie ihre Seele all' diese Dinge grüßte. Er lächelte: „Weißt du noch, Gisi? . . ."

Sie sah ihn mit schwimmenden Augen an, ihr goldumrahmter Kopf nickte.

„Weißt du noch . . . Willy? . . ." flüsterte sie mit bebendem Munde.

„Aber damals war es Mai . . ." sagte der Prinz, „alle diese Fenster standen weitgeöffnet — die Sonne glänzte herein — der grüne Wald grüßte von allen Seiten und hauchte seinen Duft in diesen alten Raum . . ."

„Wie lag die Sonne prall auf der Terrasse, Willy."

„Ich sehe dich noch in deinem Strohhut und deinem hellen Sommerkleide . . . wie vom Himmel herabgestiegen standest du plötzlich vor mir."

„Hier an dieser Tür, Willy, küßtest du mich zum erstenmal."

„Dort am Schreibtisch — zum letztenmal, Gisi — und dann nie — nie wieder . . . Neun Jahre sind es, neun Jahre . . . Mit den Augen, Gisi — mit den Augen haben wir uns seitdem nur küssen dürfen . . ."

„Mit den Augen — ja Willy —"

„Seit jenem einzigen, herrlichen, hellen, glänzenden Maimorgen . . ."

Er brach ab und sah, wie ihr Gesicht erstarrte. Ein Schatten ging darüber. Leise sagte sie: „Als das Pfauenauge durch das Fenster hereinflog und sich auf meine Hand setzte — der Sendbote des Todes . . ."

Sie sah ihn klagend an. „Sprichst du heut' vom Tode?" fuhr er auf.

Mit einem Schrei der Angst flog sie an seine Brust, ihn fest umklammernd sagte sie: „War ich denn nicht tot alle diese endlosen Jahre!? War ich denn nicht tot!? Schlimmer, schlimmer als gestorben war ich! Diese Sehnsucht, diese furchtbare Sehnsucht, verdurstend nach dir — verschmachtend nach einem Hauch deines Mundes, einem Blick deiner Augen, einem lieben Worte von dir . . . ."

Sie nahm ihm fast den Atem in ihrer krampfigen Umklammerung, er fühlte, wie hier ein Leben an seines drängte, bei dem es einzig zu leben imstande war. Sie ließ von ihm ab, trat einen Schritt zurück und sah ihn wieder mit diesem unsicheren, fassungslosen, ungläubigen Blicke an, als kämen ihr wieder Zweifel an dieser Wirklichkeit. Dann zuckte es in ihrem zu einem wehen Lächeln verzogenen Gesicht, und aus den Augen, aus diesen von Liebe weichen, von Hingegebenheit schimmernden Augen tropften stumme Tränen. Ihre Züge nahmen einen wundersamen Ausdruck an, etwas Madonnenhaftes goß sich über sie — es strahlte aus ihnen von Seligkeit, und doch schattete ein schneidendes Leid über all' diesen Glanz, und der rätselhafte aus Seelentiefen steigende Widerstreit dieser großen und gegensätzlichen Empfindungen warf eine Verklärung über dieses Frauengesicht, bei deren Anblick

der Prinz so ergriffen ward, als müsse er die Knie beugen vor der Erscheinung, die wie ein überirdisches Bild der Gnade beseligend auf ihn blickte. Auch in seinen bleichen Zügen zitterte und bebte es.

„Gisela," flüsterte der Prinz, „Gisela — wie soll ich ohne dich leben?"

Er faßte ihre beiden Hände. Ihr Haupt neigte sich zu seinem Ohr. Sie flüsterte: „Ich sterbe — ohne dich . . ."

Sie drückte ihr Taschentuch an die Augen, und jetzt brach es aus ihr, die gehäufte, angestaute, wie über ein Wehr wild und reißend hervorbrechende, darüber hinbrausende, tobende Sturmflut ihres Leidens, in Jahren duldenden Schweigens, peinvoller Wortlosigkeit angewachsen, auf ratlosen Irrwegen umhergeschleppt, getragen in zuckender Hoffnungslosigkeit, in Verzweiflung erduldet, ohne Trost, ohne Ziel — ohne Ende. . . . Ein Schluchzen brach aus ihr — eine Klage so herzzerreißend, daß der, der sie hörte, und dem sie galt — im Innersten erbebte. Er sank vor der Weinenden in die Knie, umschlang die ihren und barg sein Gesicht in ihrem Schoß. Sie sollte nicht sehen, wie auch ihm die Augen überströmten. Dann wurde sie ruhig. Ihre Finger griffen in das weiche dunkle Gelock seines Hauptes in ihrem Schoß, und leise hauchte sie zu ihm nieder, was die Pein aus ihr geboren an letzten Entschlüssen, an Entschließungen zur Änderung eines Lebens, das sie so nicht weiterschleppen konnte.

„Seit ich dich wiedersah, bei jener Universitätsfeier, Willy, seitdem habe ich kein Wort mehr mit meinem Mann gesprochen. Ich habe ihn nicht mehr gesehen seit dem Tage und habe um einen Entschluß gerungen, der von dem Augenblick, da ich dies Zimmer betrat — eisenfest in mir geworden ist. Ich kehre nicht mehr zu meinem Mann zurück. Ich betrete sein Haus nicht mehr."

Der Prinz richtete sich mit einem Ruck aus seiner knienden Stellung auf, sprang auf die Füße und sah der Geliebten mit sprachlosem Staunen ins Gesicht.

Gisela fuhr mit erzwungener Ruhe fort: „Ich habe an Ingelheim gesündigt, aber ich vergrößere meine Schuld an ihm, wenn ich bei ihm bleibe. Er leidet dabei unsäglich. Ihn martert die Liebe zu mir, die ich ihm angehöre, und die doch mit keiner Fiber ihres Lebens sein ist. Er sieht die himmelhohen Schranken zwischen uns. Ich habe schwer an ihm gesündigt. Ich kann das nie — nie wieder gut machen, aber das Schlimmste tue ich ihm, wenn ich bei ihm bleibe. Ich muß fort — muß fort. . . ."

„Wohin — wohin — Gisi?"

Ratlos sah sie ihn an.

„Ich weiß es nicht", sagte sie leise und blickte furchtsam umher, als drohe aus den Winkeln des Zimmers eine Gefahr.

Er sah diesen furchterfüllten Blick, wollte nach den Gründen dieser sichtbaren Angst fragen, aber das, was er Gisela zu sagen hatte und was er

ihr mitzuteilen gekommen war, nahm ihn so ein, daß er sofort davon zu reden sich gedrängt sah. Er rückte einen Sessel dem ihren gegenüber, faßte ihre beiden Hände, zwang sich zur vollen Ruhe und sagte: „Gisela — uns hat Gott — Gott selbst an diesem rauhen und düsteren Morgen in dieses alte Schloß geführt. Hier — hier — wo wir uns zum ersten Male fanden, hier wo wir uns trennen mußten für endlose Jahre — hier — du wirst es sehen, hier vereinen sich unsere Wege wieder. Du wirst es sehen, vereinen sich für alle Zukunft."

Sie lächelte ungläubig wie ein Erwachsener, der ein schönes Märchen hört, so lächelte sie über diesen Traum, der so himmlisch schön war, daß er gewiß — gewiß auf Erden nie und nimmer Wirklichkeit werden konnte.

„Höre, Gisela — auch ich, auch ich kann so nicht weiterleben. Ich kann es nicht. Ich gehe zu Grunde. Ich brauche dich, brauche dich wie die Luft zum Atmen, das Licht zum Sehen — ich verkümmere, sterbe ab, ich bin nicht — ohne dich. Gisela — wir fliehen — wir fliehen auf der Stelle — von diesem Zimmer aus. Wir gehen über diese Schwelle da — direkt — direkt in ein neues Leben — mit einander — Hand in Hand — zusammen — ungetrennt für immer zu einer Vereinigung, Gisela, die ohne Trennung bleiben soll bis — bis zum Tode. Gisela — gehst du mit mir?"

Er war aufgesprungen. Mit geballten Fäusten stand er vor ihr, das Bild eisernen Entschlusses. Mit Festigkeit hatte er gesprochen, klar und eindringlich. Da stand er vor ihr, die Augen groß auf sie gerichtet, und dachte, jetzt springt sie auf und reißt mich mit einem Jubelschrei an ihr Herz. Aber sie blieb in gebeugter Haltung sitzen, sah lange, ohne sich zu regen, vor sich nieder und schüttelte jetzt leise den goldmähnigen schönen Kopf. Mit starren Augen hing der Prinz an ihrem süßen üppigen lockenden Munde, an diesem Lippenpaar, das seine Sehnsüchte in Träumen suchten, an diesem Munde, den zu küssen ihn das Seligste dünkte auf der weiten, weiten Welt . . . Sie schüttelte den Kopf noch einmal. „Willy," sagte sie, „das sind Träume."

„Gisela," fuhr er auf, „das sind Entschlüsse! Entschlüsse, hörst du, in Jahren reiflich erwogen, langsam herangereift, Entschlüsse, Gisela, — nicht etwa Einfälle von einer weichen Stimmung eingegeben — nein — du — Pläne — gefaßte Pläne — sorgsam durchgedacht bis in die Einzelheiten ausgearbeitet."

Jetzt hob sie den Kopf, namenlose Blässe war auf ihr. Sie sah den Geliebten fast strafend an: „Fliehen," sagte sie, „fliehen — mit mir? Vergißt du, wer du bist?"

„Sprich," sagte er, „sprich, gib allen Bedenken Worte — dann höre mich an."

„Höre erst du mich", sagte sie ernst, und nun war es ihre Stimme, die feste Entschlossenheit kündete.

„Du bist der Erbe der Krone. Dich binden Pflichten. Was soll ich von einem Manne halten, den die Liebe zu einer Frau, und wäre es die reinste, heiligste, wie unsere es ist, dazu verleiten könnte, alles, alles, Pflicht und Geburt, Herkommen und Amt, Beruf, Dienst und Familie vergessen machen könnte? Dein Platz ist hier! Auf den bist du gestellt, auf dem mußt du aushalten. Das erwartet die Welt von dir, und das mußt du tun, willst du nicht aller Pflicht vergessen in den Augen deines alten Vaters, des Landes, der Welt erscheinen. Ich habe meine Leiden heut hier vor dir ausgeschüttet, weil ich sie einmal jemandem klagen mußte — dir — dir — um den ich sie trage. Ich kam hierher, um meine unerträgliche Sehnsucht nach deinem Anblick, deiner Stimme, deinem Kusse endlich — endlich eine arme Stunde lang zu stillen. Ich sagte dir, ich kehre nicht zu meinem Mann zurück. Du fragtest mich, wohin ich ginge. Ich wußte vorhin hierauf keine Antwort. Jetzt weiß ich sie. Ich gehe ins Ausland — nach dem Süden. Dort lebe ich in stiller Zurückgezogenheit, fern und geschieden von meinem Mann. Ich werde selig sein, wenn du ein, wenn du zweimal im Jahre unerkannt und heimlich mich für Stunden oder Tage besuchst. Ich werde dieses Leben herrlich nennen und dieses Glück mit voller Seele genießen, ohne den Fluch des Landes tragen zu müssen, dem ich die Hoffnung gestohlen hätte, des Königs, dem ich den Sohn, deiner Frau, der ich den Mann genommen, wenn du jetzt mit mir zu gehen deinen Platz verließest. Dein Sohn soll und muß seinen Vater behalten. Ich kann die Verantwortung dafür nicht tragen, daß du all diese Bande pflichtvergessen zerreißest und einzig einer Leidenschaft folgst, die ich zwar teile, ebenso heiß wie du — ohne deshalb weltvergessen ins Unmögliche mich zu stürzen ... Ich fasse es selbst nicht, woher mir die Kraft kommt, dir dies entgegenzuhalten. Denn das brauche ich nicht erst zu sagen, daß es mir wohl am liebsten wäre, mit dir ins neue Leben zu gehen. Das Nachdenken einer Minute aber reicht hin, um mich zu überzeugen, daß solch ein Traum nichts anderes sein kann, als eben nur ein Traum."

Groß und ruhig sah sie ihn an. Er faßte ihre Rechte, die er mit Ehrfurcht küßte.

„Du sprachst", sagte er, „genau wie ich es erwartet hatte, du Ideal einer Frau — schön und gut — schön — gut und klug. Wie wunderbar vollkommen schuf Gott dies Meisterwerk. Aber zwischen uns liegen Jahre völliger Getrenntheit. Ich war durchaus darauf gefaßt, daß du nicht wußtest, wie es jetzt in mir aussieht. Wie sollten die Wandlungen, die ich inzwischen durchgemacht, denn auch zu deiner Kenntnis kommen? Es ging ja gar kein Weg von mir zu dir — und was ich in diesen Jahren erlebte, wie solltest du davon erfahren haben? Dem Einfluß einer weichen Stunde schreibst du meinen Entschluß zur Flucht zu? Gisela — er ist das Ergebnis jahrelangen schweren Ringens mit mir selbst, ist die naturnotwendige strenge Folge der Entwicklungen, in denen ich mich endlich jetzt gefunden habe."

Er brach ab, sah einen Moment wie suchend in die Luft, sagte dann: „Es ist mir unsäglich schwer, in dieser hastigen Stunde alles das rückblickend vor dir aufzubauen — alles das, was in langen Jahren ward und sich bildete. Aber ich muß es versuchen. Höre mir gut zu, Gisela, die Stunde drängt, und wenn du gehört hast, wirst du unser beider Schicksal mit einem Entschluß besiegeln müssen."

Er sprang, von der Unrast seiner Seele gepeitscht, auf und ging hastig durch den Raum. Am Schreibtisch, der Geliebten gegenüber, blieb er stehen, und die Augen fest auf sie richtend, sagte er: „Siehst du, wenn ich dich jetzt aus meinem Leben hinwegdenke, wenn du nicht darin wärest, wenn mein Schicksal mich dir nie zugeführt hätte, so würde ich heute dennoch dahin gelangt sein, meinen Platz, wie du es nennst, zu verlassen, um mich in die Verborgenheit zu flüchten."

„Willy," warf sie ein, „es bedarf wohl der Mahnung nicht, daß in dieser Stunde zwischen uns beiden lauterste Wahrheit und Klarheit werden muß."

„Gisela, ich rede mit dir — wie mit mir selbst. Ich rede mit mir selbst — wenn ich mit dir spreche. Mein Platz also — mein Platz in der Welt: ich bin der Erbe einer Krone, bin von der Willkür der Geburt dazu verflucht — — verflucht sage ich, ein Amt zu überkommen, von dem meine Erkenntnis mir sagt, daß es nur die Starrheit und Versteintheit der Überlieferungen noch möglich macht. Ich behaupte, der moderne Staat, wie er geworden ist, ist ein so kompliziertes Ding, daß es einfach über Menschenkraft geht, es als Einzelner zu überblicken und für Lebenszeit, für Lebenszeit sage ich, regieren und leiten zu wollen. Ein Genie mag das können. Ich bin keins. Mein Vater ist keins. Es war in dreihundert Jahren e i n m a l, daß unser Haus ein wirkliches Genie auf den Thron gesetzt hat. Der moderne konstitutionelle Staat vertritt den Gedanken, daß die Königsverantwortlichkeit allerdings über Menschenkraft gehe — und so nahm er einen Teil dieser Riesenlast und wälzte sie von dem e i n e n Gekrönten auf Minister und Volksvertretung ab. Jetzt ist das Staatsoberhaupt nur noch die Instanz, in deren Namen die Entscheidungen geschehen, deren Unterschrift den Gesetzen das wirkende Leben gibt. Wie ein Ertrinkender hat mein Vater nach dieser Entlastung gegriffen. Er hat gehofft, daß der freiere Spielraum, den seine so spät erst möglich gewordene liberale Politik den mitschaffenden Kräften schenkte, eine große und rasche Verbesserung der elenden Zustände im Lande nach sich ziehen wird. Er sieht sich heute in diesem Hoffen bitter getäuscht. Es steckt ein Kardinalfehler in der Struktur unserer Gesellschaft. Sie ist so gebaut, daß nur eine Oberschicht leben kann, die breite tragende Masse aber, sie, die letzten Endes alles schafft und alles in Gang hält — sie bleibt dazu verurteilt, in Not und Bedrängnis, in Unbildung, Häßlichkeit und Roheit zu leben. Ich leide unter dieser Erkenntnis. Ich leide mit dem Volke. Ich sehe keinen Weg, ihm im monarchischen Staate, keinen, in der bürgerlichen Republik ihm zu seinem Rechte zu

verhelfen. Es gärt in den Tiefen. Der vierte Stand schmiedet mit Macht an den eisernen Stufen, auf denen er empor ans Licht stürmen will. Der große Umsturz bereitet sich vor Schritt für Schritt, der Umsturz, aus dessen Feuergluten die neue Menschheit sich erheben will. Weder ich noch sonst ein Lebender — kein Wissenschaftler, niemand, kein ökonomisches Genie sieht heute ihre Formen, erkennt die Grundlinien ihres Aufbaues. Das ist alles noch dunkelstes Rätsel. Aber der Weg zu dieser Menschheitserlösung führt über Staatsformen, die anders aussehen, als die, in denen wir heute leben. Die Aufgaben der Staatenlenker von heute sind schwerer und gewaltiger, als sie es je gewesen. Geniale Kräfte, nicht durch Erbschaft und dynastische Inzucht zu beschaffen, aus der Blüte der Volksintelligenz frei gewählt, in kurzen Amtsperioden rasch aufgerieben, gehören heute an die Steuerruder der Staatsschiffe. Das sehe ich. Mein Arm ist zu schwach für solche Dinge. Ich fühle mich nicht berufen. Meine Kraft versagt vor meinem streng prüfenden Urteil. Ich halte es für Hochverrat an der großen Staatsidee, nur weil die Laune der Geburt das von mir fordern will, ein Königsamt zu übernehmen, zu dem ich mich nicht berufen fühle, das über meine Kraft geht, das ich nur stümperhaft ausüben könnte. Die Zeiten sind zu hart, zu ernst, zu fordernd, um so unerhört törichte und frevelhafte Experimente zu erlauben. Ich gehe von hier fort, um damit mein Bekenntnis vor aller Welt frei und offen abzulegen, meine in mir lebende Überzeugung zu verkünden: die Gesellschaft bedarf der Neugeburt, der Umformung. Ich bin der Mann nicht, dies zu vollziehen. Ich kann, ich darf, ich will den Meineid auf die Verfassung nicht schwören. Ich darf, kann und will ein Königsamt nicht übernehmen, das alle meine Ansichten, Überzeugungen und Urteile als rückständig, als überlebt, als seinen Zwecken undienlich erkennen müssen. Das alles kann ich nur mit einer Tat vor der Welt bekennen — — mit meiner Flucht in die Verborgenheit. Mein Gewissen, meine Ehre, meine Wahrheitsliebe, alles, alles das treibt, zwingt, drängt mich zu dieser Bekennerschaft. Ich ersticke, wenn ich mir mit ihr nicht Luft schaffe. Ich muß sie wagen, wenn ich leben will.

Und, Gisela, leben will ich! Ich fühle einen brennenden Durst, endlich, — endlich — zu leben. Heraus aus diesem Scheindasein nichtiger Repräsentationen, hohler Tagewerke, unverstandener Dienstleistungen. Ich soll den Soldaten mimen, ich bin keiner, ich soll den Staatsmann tragieren — ich habe keinen Blutstropfen von einem solchen. Ich will ich sein. Will mein bleiben. Das nenne ich leben. Will mich so betätigen, wie es in meiner Natur liegt, in meinen Gaben, in meiner Bestimmung. Ein Jugendfreund von mir, Specht, er lebt, ein Geflüchteter aus europäischer Hoffnungslosigkeit, in Kanada, als freier Mann, auf freier Scholle. Ich will sein Farmnachbar werden, will Wälder roden, Saaten bestellen, auf jungfräulichem Boden den Pflug führen, will im engsten Leben mit der Natur mein eigenes finden. Will in der Masse der um ihr täglich Brot heiß

sich Mühenden untertauchen und mir mein eigenes zubestimmtes Menschenglück bauen wie irgend ein anderer junger freier gesunder werkfroher Erdensohn. Dort, Gisela, ist das Leben und hier der Tod. Dort ist das Hoffen. Hier die Verzweiflung. Dort ist die Zukunft. Hier starrt uns die Vergangenheit aus grinsenden Totenmasken an. Ich will — ich muß dorthin! Kommst du nicht mit? Kommst du nicht mit?..."

Atemlos hielt er ein. Sie sah ihn groß und ernst an. Seiner jubelnden Frage stand noch keinerlei Antwort in ihren regungslosen Zügen...

Er wurde betroffen. „Ja," sagte er hastig, „die ehernsten Bande, die mich hier fesseln, scheinen dir noch nicht gelöst. Ich bin Ehemann, Vater — ja ja. Auch diese Zwänge wurden mir über den Kopf geworfen, niederträchtige hinterlistige Fangnetze. Diese Ehe, in die ich, ein ganz Unentwickelter, gejagt wurde, an der ich leide, die mein Leben zerstört, die zerreiße ich wie alle die anderen Lügenstricke, die mich an den Leichnam dieser Gesellschaft binden. Meine Ehe war nie eine solche, wird nie eine. Meine Frau haßt mich, und ich hasse sie. Ich heile und befreie mich und die Kronprinzessin, wenn ich diese Ehe ende. Meinen siebenjährigen Sohn, ihn bringe ich dem System zum Opfer. Ihn gebe ich her an mein Haus, an mein Land, an meinen König. Meine Gabe ist wahrlich groß und königlich. Ich gebe mein Liebstes — nächst dir — gebe mein Geliebtestes auf der Welt mit einem Herzen, das blutet. Aber der Thron wird einen Erben haben in meinem Kinde. Das Land wird einen Regenten haben. Prinz Hermann drängt ja darauf, nach des Königs Tode die Regentschaft zu führen. Er fühlt sich berufen. Er glaubt ausersehen zu sein. Er empfindet die Kraft. Mag er denn Regent sein. Ich gönn' es ihm und mach' ihm den Weg frei...

Und nun keinen Blick mehr zurück. Nur vorwärts geblickt..."

„Und dein Vater?"

„Oh — wie werd' ich ihm wehe tun! Ach Gisi, wie schwer, wie schwer machst du mir diese Stunde! Mein Vater, der Gedanke an ihn bürdet mir Zentnergewichte auf. Aber ich muß — ich muß auch über ihn hinweg! Wenn er, dieser Edelste, diese Heilandnatur, in einem Menschenalter rastloser Mühen, Sorge und Arbeit seinem Volke nicht um einen Deut hat helfen können, wie soll ich das hoffen dürfen?! Der Blick auf den König stärkt meinen Entschluß. Sehe ich auf ihn und sein Lebenswerk, so wird es mir klar, daß der Thron nichts anderes ist, als der Sitz der Ohnmacht und der Ratlosigkeit. Mein Vater wird Schmerz über mich empfinden. Er ist der Schmerzen gewöhnt in seinem bitteren Leben. Mein Vater wird es beklagen, aber er wird mich verstehen. Sein gütiges Herz versteht jeden. Und nun genug. Nun habe ich mich dir erschlossen. Nun hast du alles gehört. Ich muß fort — muß. Ich müßte fort, auch wenn du nicht wärest. Ich muß fort, da du bist — du meines Lebens Leben. Du meine Sehnsucht, mein einziger Besitz in der Welt. Was blieb mir aus den Tagen meiner Jugendzeit? Nichts, nichts — alles fiel von mir ab, welkte, verblich — nur du, nur du — du goldenes Gotteswunder stehst heute vor mir

in der gleichen seelenberückenden Pracht wie einst, als ich im Frühling zum ersten Male hier dich küßte. Heiligtümer sanken mir seitdem in Staub, Idole verblichen, Altäre entweihten sich, Hoffen und Glauben sank hin. — — — Ein Heiliges blieb — der drängende reißende Strom meines Blutes, der zu dir will. Der Glaube an das Glück, das du mir bist. Das Vertrauen, daß eine Seligkeit auf Erden lebt, du — du und das Beidirsein, du — deine Gegenwart, dein Sein, dein Besitz. Mein Blut singt und jauchzt, wenn du neben mir atmest. Daß du bist, du — du, das schmückt mir die Welt. Wo du bist, blühen Rosen. Ein Glanz ist um dich her, ein Sonnenglast und Duft. Ein Glücksgefühl strömst du durch mein Herz, daß es aufschwellt und in Seligkeit sich weitet. Ich trinke deinen Anblick bis zum Rausch. Ich sehe in deine Augen wie in Traumland. Ein Blick auf dich versöhnt mich der Welt. Wenn du lebst und bei mir bist, so branden Ströme von Glück über mich hin. Ich gehe — Gisi — gehst du nicht mit? Lockt dich das Glück nicht, mit mir zu gehen? Schwindelt dir der Kopf nicht bei dem Gedanken, draußen in der Ferne, in Frieden und Stille mit mir diesen Traum von Glück zu erleben? . . .

Sie sah ihn mit großen Augen ratlos an. Seine Hingerissenheit beschleunigte ihren Puls und trieb ihr Gluten auf die Wangen. Aber ein seltsames Angstgefühl lähmte sie. Es lag bleiern auf ihr. Sie mußte allen Willen zusammenraffen, um ihm zu antworten.

„Es wäre schön," flüsterte sie, „es müßte himmlisch sein . . ."

In seiner stürmischen Erregtheit hörte er den Unterton der Angst in ihren Worten nicht, sah er die seltsame Starrheit ihres Gesichtes nicht, in das kein Schimmer jener Entzückung kommen wollte, die auf ihm selber lag, die all sein Wesen in bacchantischen Taumel gerissen hatte.

„Siehst du es nun?!" frohlockte er. „Siehst du es nun! Jetzt aber raff' deinen Willen zusammen. Denn beraten, erwogen, bedacht — ward schon zu lange. Jetzt kommt der Entschluß, ihm folgt die Tat. Die Zeit drängt zu raschestem Geschehen. Alles muß nun mit Gedankenschnelle sich vollziehen. Höre zu. Höre genau und aufmerksam zu."

Er zog einen verschlossenen Brief aus der Tasche.

„Hier ist der genaue Plan deiner Flucht. Du findest in diesem Umschlage alles vorbestimmt, was du zu tun hast, wenn du in der nächsten Minute aus diesem Zimmer gehst. Du begibst dich zur Bahnstation und fährst auf Umwegen zu jenem Hafen, wo das Schiff liegt, das übermorgen früh die Anker lichtet. Ich bin an Bord. Die Mittel zur Reise sind in diesem Brief. Auch jeder Hinweis, den du brauchst, jeder notwendige Aufschluß. Handle genau nach diesen Winken und zögere mit keinem Schritt. Die Schiffsplätze für uns und den einen Diener, der uns folgt, sind belegt. Er reist im gleichen Zuge mit dir. Du nimmst nichts mit. Nichts. Wie du hier bist, gehst du auf die Reise. Es ist für alles vorgesorgt."

Er zog die Uhr. „Höchste Zeit. Jetzt kein Zaudern mehr. Was sagst du? Was fühlst du in diesem Augenblick, wo wir die Fesseln sprengen? Jetzt kommen wir zu einander. Jetzt endlich sollen wir uns gehören. Was denkst du von einem solchen Leben für uns zwei?"

„Es müßte schön sein."

Wie tonlos klang das.

Sie stand auf und sah ihn so seltsam an, als stünde er nicht dicht vor ihr, als müßten ihre Augen ihn weither suchen. Es war, als kämen sie mit ihrem Blick aus großen Fernen her . . .

„Wie seltsam du bist?" sagte er in seiner Hast befremdet.

Da griff sie plötzlich nach seinem Kopf mit klammernden Händen, sie riß sein Haupt an ihre Brust — die schwer und in Bedrückung atmete.

„Fürchtest du dich?" fragte er.

Sie antwortete nicht, aber er fühlte, wie ein Schauder durch ihren Körper ging.

Er riß sich los. „Nun ans Werk!" sagte er. „Und allen Mut zusammengenommen! Diese kurze Trennung ist unvermeidlich. Auf der Stelle trittst du deine Reise an. Ich folge heute abend nach. Morgen früh sind wir vereint an Bord. Bis dahin . . ."

Er riß sie in seine Arme und fühlte wieder dies seltsame Zittern, das ihren Körper erschütterte. Er küßte sie mit Inbrunst. Ihre Lippen waren kalt und leblos.

„Was ist es nur?" fragte er hastig. „Du bist bei alledem so anders, so ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte. Ich hatte geglaubt, du würdest mit Jauchzen an alles das herangehen. Ich fürchte, du zauderst, du bangst. Das darfst du nicht, das darfst du nicht!! Jetzt ohne Bedenken — vorwärts!!! . . Jetzt muß ich fort."

Noch einmal riß er sie an sich. Dann klingelte er. Der Diener kam.

„Bethke, ich verlasse jetzt das Schloß im Automobil. Zwei Minuten nach meiner Abfahrt folgen Sie dieser Dame hier zur Station und von da ab — Ihrer Instruktion gemäß auf die Reise. Ich danke Ihnen für Ihre Treue und verlasse mich auf Sie."

Er wandte sich zu Gisela. „Lebe wohl! Auf Wiedersehen." Er küßte ihr die Hand und eilte zur Tür. Als er die Schwelle erreicht hatte, schrie Gisela gellend auf. Im nächsten Moment war sie bei ihm, riß ihn noch einmal an ihre Brust, hielt ihn noch einmal in minutenlanger klammernder Umarmung fest. Dann legte sie beide Hände auf seine beiden Schläfen und sah ihm in die Augen, als gelte es, seine Züge wie für die Ewigkeit sich einzuprägen. Dann küßte sie seinen Mund zum letzten Male. Starren Auges, mit Blicken, die irrend wie in ein unfaßliches, furchtbares Schicksal sahen. Er riß sich los und stürzte hinaus.

Draußen half ihm der Diener in den Pelz . . .

Gisela war in einen Sessel gesunken.

Bethke kehrte zurück, half der Herrin in den Mantel, reichte ihr Barett und Handschuhe. Den Brief steckte sie in den Muff und dann ging sie — einen letzten abschiednehmenden Blick auf diesen Raum werfend, in dem sie Schicksale erlebt hatte, gebeugt mit schleppendem Schritt aus der Tür, vom Diener gefolgt . . .

— —

Der Kastellan, ein weißhaariger Greis in grüner Försterjoppe, kam mit knarrenden Stiefeln aus seiner Wohnung. Er betrat das rote Zimmer, das die drei soeben verlassen, und löschte die Kerzen eine nach der anderen mit einem Schwamm, der auf eine Stange genagelt war. Erst die der Krone, dann die der Wandarme. Sie zischten leise, die flackernden Flämmchen, als der nasse Schwamm sie erstickte. Ein feiner Wachsgeruch zog von glimmenden Dochten in die Luft .. Jetzt brannten nur die zwei Kerzen noch auf dem Schreibtisch, und mit den Schatten, die das Zimmer sogleich durchkrochen, kämpfte die sinkende Rotglut des Kamins und die beiden letzten flackernden Flämmchen der Kerzen auf dem Tische. — — —

Der Alte ging zum Fenster, öffnete es und stieß die hölzernen Läden auf. Eine fahle Morgendämmerung flutete herein, blaß, bleich, matt wie ein Sterbender . . . Selbst das Schneegetriebe war vom Frühnebel des tauenden Morgens jeden Schimmers beraubt und war blaß und gedämpft. Aus der Schwüle und Beklommenheit des Schloßzimmers reckte der Alte das weiße Haupt der feuchten Waldluft entgegen und atmete tief. Dann plötzlich schrak er zusammen. Aus der Nähe des Waldes drang ein schrecklicher Schrei zu ihm, wie im wahnsinnigen Schreck von einem Weibe ausgestoßen, dann ein zweiter, ein langgedehnter furchtbarer Todesschrei . . .

„Was ist das?“ sagte der Alte. „Da schrie jemand! Herr Jesus Christus . . . da wird einer umgebracht . . .“

25.

Wie ein Peitschenschlag hatte jenes am Telephon gehörte Hohnlachen Alfred von Ingelheim getroffen. Ihm war, als habe ihn jemand ins Gesicht geschlagen. Seine Stirn brannte, als hätte eine Faust ihn dort getroffen. Er stand am Apparat gesenkten Hauptes — mit knirschenden Zähnen.

Wer hatte ihm diese Meldung machen können? Wer freute sich seiner Schande? Wer hatte einen Genuß davon, sie ihm ins Gesicht zu speien?

Ein Schurke offenbar. Ein feiger Lump, der nicht einmal sich zu nennen wagte. Was lag an dem? Aber die Frau, die ehrvergessene Frau, die ihn zum Gelächter der Welt machte, was tat man mit ihr? . . .

Seine geballten Fäuste öffneten sich. Seine Finger krümmten sich, so daß die beiden Hände zu Raubtierkrallen sich formten. Er dachte an Giselas weißen Hals. Erdrosseln wollte er sie . . .

Aber dann griff er an seine brennende Stirn. Was für atavistische Raubtiergelüste. Er war der Mann nicht der barbarischen Kavaliersgefühle, die das Leben der Frau forderten, wenn sie die Ehre von ihr verraten und besudelt wähnten. Dazu stand er doch wohl mit seinen Erkenntnissen von Welt, Leben und Seelengeschehen zu hoch. Die Frau liebte den Anderen, und es trieb sie zu ihm. Der Drang war stärker als sie selbst. Sie litt gewiß dabei — sie litt — und nun sie im Kampfe mit den moralischen Hemmungen, die solange bei ihr wirksam gewesen, schwach geworden und unterlegen war, was konnte ein Mann von wahrer, lebendiger, ethischer, nicht von starrer, klischcemäßiger Kavaliersehre, nein von Menschlichkeitsehrempfinden tun? Nichts anderes, als die Gestrauchelte mit einem Achselzucken ziehen lassen. So mußte er handeln. Nicht anders. Er seufzte tief. Nun also sollte er fortan ohne sie leben. Sollte leben in dem Bewußtsein, daß sie in den Besitz eines Anderen übergegangen war. Dieser Andere war der Kronprinz, war verheiratet. Die Baronin von Ingelheim würde also fortan des Kronprinzen Geliebte sein. Wieder ballten sich seine Fäuste. Er blieb mitten im Zimmer hochaufgereckt stehen. „Nein — nein, nein!" Das war wohl eine volle Unmöglichkeit, solange er lebte. Das mit anzusehen, war ihm wohl nicht erträglich. In dem Bewußtsein zu existieren, überstieg jede Möglichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Si vis pacem, para — pacem. Der große Generalstab des Friedens hat anläßlich der am 28. August erfolgten feierlichen Eröffnung des Haager „Friedenstempels“ in der gastlichen Residenzstadt der Niederlande getagt. Den Auftakt bildete der 20. Weltfriedenskongreß, welcher der eigentlichen Eröffnungsfeier unmittelbar voranging; im Mittelpunkte stand die Eröffnung des „Friedenspalastes“, wie der Volksmund ihn getauft hat, in Gegenwart der Königin, der Königin-Mutter und des Prinzgemahls. Das Finale stellte die 18. interparlamentarische Konferenz dar, die vom 3. bis 5. September im Haag getagt hat. Dazu tritt der zweite Verbandstag des deutschen „Verbandes für internationale Verständigung“, welcher vom 4. bis 6. Oktober 1913 in Nürnberg abgehalten wird. Am 20. Weltfriedenskongreß ergriff der damalige Ministerpräsident Heemskerk das Wort, bei der Eröffnung des Carnegie-Institutes hielt der Minister des Auswärtigen, Baron Marees van Swinderen, eine vielbemerkte Rede, an die 18. Konferenz der interparlamentarischen Union hat der neue holländische Ministerpräsident das Begrüßungswort gerichtet, und an der Nürnberger Tagung des Verbandes für internationale Verständigung nehmen der Regierungspräsident Dr. von Blaul in Ansbach und Oberbürgermeister Dr. von Schuh als Ehrenvorsitzende teil.

Wir erwähnen alle diese Äußerlichkeiten nur, um an der Hand der kennzeichnenden Tatsache, daß die amtlichen Kreise der Friedensbewegung in allen ihren Schattierungen ernstliche Beachtung schenken, darzutun, daß man diese Bewegung, welche sich über das ganze zivilisierte Erdenrund erstreckt, nicht mit abschätziger Geste als „Utopismus“ abzuweisen oder gar mit dem Stigma der Staatsgefährlichkeit zu brandmarken vermag. Der Utopismus von vorgestern ist, wie die Geschichte hundertfach gezeigt hat, in unzähligen Fällen die nackte Realität von übermorgen. Aus den anfänglich verlachten und verhöhnten Bewegungen sind die größten weltgeschichtlichen Bildungen hervorgegangen. Ironie und Spott sind taktische Behelfe, aber keine Gegenargumente gegen eine tiefgehende Bewegung. Von ihrer „Staatsgefährlichkeit“ vollends kann keine Rede sein. Abgesehen davon, daß sie ursprünglich von religiösen Sekten ausgegangen ist, die ihr heute noch anhängen, haben sich ihr führende Staatsmänner aus aller Herren Länder angeschlossen, die in Wort und Schrift für die Bewegung

eintraten. Und so sehen sich denn die offiziellen Kreise veranlaßt, die Vertreter dieser Richtung mit Ernst und Würde zu begrüßen. In den englisch sprechenden Ländern zumal werden die „Pazifisten" als berechtigte politische Strömung anerkannt, und ihre Vertreter werden daher von den Organen der Regierung auf dem Fuße voller Ebenbürtigkeit mit ihren politischen Gegenfüßlern behandelt.

Ein bemerkenswertes Sympton der Annäherung zwischen den einzelnen Schattierungen dieser Bewegung trat im Haag besonders deutlich zutage. Die Schiedsgerichtsbewegung, die interparlamentarische Union und die Friedensgesellschaften pflegten ihre alljährlichen Zusammenkünfte — nicht ohne Absicht — in verschiedenen Ländern abzuhalten. Diesmal trug der „genius loci" dazu bei, die Vertreter dieser drei Hauptrichtungen menschlich einander näher zu bringen. Das „Institut du droit international", dessen hervorragendste Mitglieder als Richter an der Eröffnungsfeier teilnahmen, schlägt seiner Natur nach andere Wege ein als die „interparlamentarische Union", und diese wieder andere als der „Weltfriedensbund", der seinen ständigen Sitz in Bern hat, wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß mehrere Staaten, darunter auch die Schweiz, das internationale Friedensbureau in Bern offiziell unterstützen. Mögen indes die verschiedenen Richtungen, welche für eine friedliche Verständigung unter den Völkern eintreten, in Methode und Taktik von einander erheblich abweichen, so dürfte eine persönliche Aussprache unter den Führern aller dieser Gruppen, die sich anläßlich der Eröffnung des „Friedenspalastes" im Haag zusammengefunden, die Überzeugung befestigt haben, daß man zwar getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen gesonnen ist. Was diese Gruppen von einander trennt, das ist der einzuschlagende Weg, was sie allesamt eint, das ist das Ziel.

Den Lesern von „Nord und Süd" wird nicht entgangen sein, daß unsere Zeitschrift dieses Ziel beharrlich verfolgt, seitdem ich ihre Leitung übernommen habe. Namhafte Vertreter der hier geschilderten Bewegung, insbesondere Wortführer der interparlamentarischen Union, haben an dieser Stelle ihre Ansichten entwickelt. Der jetzige Direktor des internationalen Bureaus in Bern, Dr. Albert Gobat, früherer Generalsekretär der interparlamentarischen Union, hat im Augustheft, das als schweizerische Sondernummer erschien, an dieser Stelle das Wort ergriffen, ebenso in unserem Septemberheft Jhr. Dr. B. de Jong van Beek en Donk, der die Friedensbewegung in den Niederlanden geschildert hat. Die Haltung von „Nord und Süd" ist, solange die Zeitschrift unter meiner Leitung steht, durchaus auf den Ton der friedlichen internationalen Verständigung gestimmt. Die deutsch-englischen Verständigungsnummern vom Juni und Juli des vorigen Jahres dienten lediglich und ausschließlich diesem Zwecke. Die russische Sondernummer vom Dezember vorigen Jahres galt der friedlichen Verständigung der beiden großen Nachbarreiche. Die schweizerische Sondernummer vom August und die holländische vom September waren von dem Gedanken getragen, daß die hochentwickelten kleineren Kulturstaaten Europas den geschichtlichen Anteil aufdecken sollten, den sie an der Entwickelung der gesamtmenschlichen Kultur genommen haben. Durch gegenseitiges Kennenlernen sollte jene internationale Verständigung gefördert werden, die ich in einer Reihe von Schriften seit einem Menschenalter etwa verfochten, und deren Grundgedanken ich in den letzten Monaten in einer Serie von Aufsätzen in „Nord und Süd" zusammengefaßt habe. Aus dieser Grundgesinnung

heraus wurde auch an dieser Stelle die Formel von „détente entre Entente et Alliance" geprägt, die in der Diplomaten-Konferenz in London, welcher wir die Erhaltung des europäischen Friedens danken, ihre Feuerprobe bestanden hat.

Daß eine Zeitschrift, welche mit Vorliebe weltpolitischen Problemen nachgeht, gelegentlich auch Meinungen zu Worte kommen läßt, die den Ansichten des Herausgebers nicht nur nicht entsprechen, sondern unter Umständen sogar widersprechen, gehört zum „nobile officium" eines Blattes, das kein ausgesprochenes Parteiorgan ist und sein will. Es muß dem „audiatur et altera pars" gebührend Rechnung tragen. Ich hebe diese selbstverständliche Anstandspflicht an dieser Stelle mit besonderem Nachdruck hervor, weil der im Septemberheft von „Nord und Süd" erschienene Aufsatz von Georg Erdmann, „Deutschlands nächste Aufgaben", der französischen Presse, in erster Reihe dem „Matin", Anlaß zu politischer Aufregung gegeben hat. Der Sachverhalt ist folgender: Vor Monaten bereits hat mir Georg Erdmann diesen Aufsatz zur Verfügung gestellt, aber ich mußte ihm die Gastfreundschaft von „Nord und Süd" versagen, nicht, weil er meinen Ansichten widersprach, sondern weil er gegen andere Staaten aggressiv und verletzend war, was ich unter keinen Umständen in „Nord und Süd" zu dulden gesonnen bin. Der auswärts lebende Autor kam persönlich zu mir, und wir vereinbarten, daß alle Stellen seines Aufsatzes, welche aggressive Tendenzen verfolgten oder verletzende Spitzen enthielten, gestrichen werden. Ich selbst nahm diese Streichungen in Anwesenheit und mit Zustimmung des Autors vor. Unter den gestrichenen Stellen befand sich auch der von der französischen Presse beanstandete Passus über Frankreich, dessen Bedenklichkeit ich dem Autor klar machte, so daß er, wie sein nachfolgender Brief zeigt, in die Streichung dieser Stelle über Frankreich willigte. Daß dieser Passus gleichwohl stehen blieb, ja daß der seit Monaten im Satz befindliche Aufsatz Erdmanns in die holländische Sondernummer hineinkam, beklage ich aufs tiefste. Zum Ton des holländischen Sonderheftes, an welchem hervorragende holländische Staatsmänner mitwirkten, und an dessen Spitze das Bildnis des Ministers des Auswärtigen stand, paßt der ganze Aufsatz, insbesondere der beanstandete Passus, wie die Faust aufs Auge. Den verantwortlichen Redakteur, Dr. Sylvius Bruck in Breslau, trifft keine Schuld, da er nicht zugegen war, als ich in Gegenwart von Georg Erdmann und mit dessen Zustimmung die Stelle über Frankreich und Holland gestrichen habe. Ich selbst weilte während der Herausgabe des holländischen Sonderheftes in Scheveningen und habe dem holländischen Teil meine volle Aufmerksamkeit zugewendet — den holländisch geschriebenen Aufsatz des Kriegsministers Colijn habe ich selbst ins Deutsche übertragen — den nichtholländischen, politischen und belletristischen Teil dem vorhandenen Vorrat an abgesetzten Manuskripten entnehmen lassen. Das holländische Sonderheft sollte zur Eröffnung des „Friedenspalastes" — 28. August — schon im Haag sein, so daß die letzten Bogen überhastet ausgedruckt wurden. Ich selbst las nur noch die Korrektur des holländischen Teiles der Sondernummer, den übrigen Teil den anderen Organen der Redaktion überlassend. So kam es, daß der von mir gestrichene Passus über Frankreich zu meinem schmerzlichen Bedauern stehen geblieben ist. Georg Erdmann, den ich zur Rede stellte, schrieb mir am 6. September wörtlich: „Auch ich war überrascht, in dem Septemberheft von

„Nord und Süd" den Passus über Frankreich nicht in der abgeänderten Form zu finden. Wenn die Schuld hieran bei mir liegen sollte, so kann es nur dadurch geschehen sein, daß eine Verwechslung zwischen den drei mir von Ihrer Verlagsbuchhandlung zur Korrektur gesandten Exemplaren stattgefunden hat. Ich erinnere mich genau, daß ich zwei dieser Exemplare ganz in dem zwischen uns besprochenen Sinne korrigiert, und daß ich das Betreffende gestrichen habe. Das dritte Exemplar hatte ich des Vergleichs wegen unkorrigiert neben mir liegen. Die einzige Möglichkeit, wie das betreffende Mißgeschick erfolgt sein kann, ist also die, daß ich aus Versehen ein Blatt des nicht korrigierten Exemplars mit dem gleichen korrigierten vertauscht habe ... Jedenfalls bin ich aber bereit, so weit ich es vermag, den Fehler zu verbessern."

Das ist die geradsinnige Erklärung von Georg Erdmann. Ich habe diesen Vorgang etwas umständlicher geschildert, als es manchem unter unseren Lesern angezeigt sein mag. Aber ich bin diese ausführliche Erklärung den holländischen Staatsmännern und Gelehrten von Weltruf, die an der Sondernummer mitgearbeitet haben, schuldig, damit man ihnen nicht irgend eine Verantwortlichkeit für den Erdmannschen Passus über Frankreich aufbürdet. Keiner dieser Männer hatte von dem Inhalte des Erdmannschen Aufsatzes irgend welche Kenntnis. Den holländischen Mitarbeitern an der Sondernummer von „Nord und Süd" bin ich zu so tiefem Danke verpflichtet, daß ich zur Vermeidung jeder Ungelegenheit, die ihnen aus dem Erdmannschen Aufsatz erwachsen könnte, den lapsus calami hier klarlegen mußte. Wem von den Leitern einer Zeitschrift noch kein ähnliches Mißgeschick widerfahren ist, der werfe den ersten Stein!

Von dieser häuslichen Angelegenheit, die ich bereits am 6. September im Abendblatt der „Nieuwe Courant" im Haag richtiggestellt habe, wenden wir uns wieder den politischen Ereignissen der letzten Wochen zu. Die Verständigung zwischen Bulgarien und der Türkei steht vor dem Abschluß. Wer für die tiefe Tragik Bulgariens ein Herz hat, der kann diesen „Preußen des Ostens", wie man sie noch vor wenigen Monaten mit Stolz betitelte, nur wünschen, daß sie Ruhe und innere Sammlung finden, um alles das wieder mühsam aufzuerbauen, was sie in drei Jahrzehnten an kulturellen Werten geschaffen haben. Das Schicksal Preußens wird den Bulgaren Vorbild sein, wie man aus innerer Kraft und aus sittlicher Macht heraus Verlorenes wiedergewinnen kann. Der Zwischenfall wegen der Rede des Griechenkönigs Konstantin wird bald abklingen. Wir sind leider von einer politischen Hypernervosität. Jedes gesprochene oder geschriebene Wort hier löst sogleich ein erregtes Echo dort aus. Diese gegenseitige „Reizsamkeit" ist ein Schicksal. Die eigenen Worte legt man auf die grobe Salzwage, die der „Anderen" auf die subtile Goldwage. Die eigenen Fehler sieht man nur mikroskopisch, die fremden aber makroskopisch. Wir brauchen eine lange politische Ruhepause, bis das Nervensystem der „reizsamen" Nationen wieder sein Gleichgewicht gefunden hat. Einen solchen Gottesfrieden bis zur nächsten Haager Konferenz könnte uns vielleicht die einstimmig erfolgte Annahme der interparlamentarischen Union bescheiden, nach welcher alle Nationen aufgefordert werden sollen, ihre Kommissionen für die dritte Haager Konferenz (1915 oder 1916) mit tunlichster Beschleunigung zu ernennen.

Literarische Rundschau.

Von Paul Friedrich.

Ein Franzose über deutsche Dichtung.

In Kürze erscheint bei Figuière in Paris, dem verdienstvollen Förderer des „jüngsten Frankreich", ein für uns Deutsche ganz besonders interessantes Buch: eine „Anthologie allemande" der gegenwärtigen Lyrik Deutschlands, übersetzt von dem uns schon seit längerer Zeit nicht mehr fremden Dichter und Schriftsteller Henri Guilbeaux. Er bringt zum erstenmal in geschlossener Übersicht nicht weniger als 35 lebende oder für die moderne Lyrik tonangebende deutsche Dichter, z. B. Bierbaum, Conradi, Dehmel, Liliencron, Holz, Mackay, Henckell, Schlaf von den Älteren, George, Greiner, Rilke, Hofmannsthal, Münchhausen, Salus von den Jüngeren, Lissauer, Paquet, Werfel, Zweig, Zech u. a. von den Jüngsten dem französischen Publikum nahe.

In einer langen und außerordentliches Verständnis beweisenden Vorrede sucht er seinen Landsleuten klarzumachen, aus welchen Gründen die Lyrik in Deutschland zu so unvergleichlicher Höhe wie z. B. in Goethe, Hölderlin, Heine, Lenau, Mörike, Eichendorff, Liliencron, Dehmel sich entwickeln konnte, so daß in dieser Dichtart Deutschland die Palme gebühre, obgleich es doch in der Prosa im allgemeinen sich mit den Franzosen nicht gleichstellen kann.

Er begnügt sich aber nicht mit einer reinen Betrachtung der Lyrik, losgelöst von der übrigen „Kultur", wie dies vielleicht nach dem Geschmack der Artisten wäre, die er nicht hoch einschätzt, sondern er verbreitet sich auch über die veränderten sozialen Zustände und Lebensbedingungen, die zu einem Umschwung auch in der Dichtkunst führten.

Hierbei empfindet er sehr richtig und instinktiv treffend den inneren Zusammenhang zwischen dem älteren Naturalismus und den Vertretern eines „neuen Pathos", wie ich und Stefan Zweig fast gleichzeitig die jüngste Richtung tauften. Und er sieht den neoromantischen Ästheticismus als solchen richtig als Übergangserscheinung an. Nur mangelt für mein Empfinden eine klarere Unterscheidung zwischen den doch wesentlich verschiedenen Tendenzen jenes älteren Naturalismus und den Jüngsten. Während jene nur „Wirklichkeit geben" wollen, wollen diese „Wirklichkeit *formen*". Dort blieb es oft beim „Schmiß", beim „Wurf", wie so oft bei Liliencron, hier wächst das Ganze aus einem eben durch die Wiener Artisten geweckten Formhunger heraus zum „Bild".

Doch wer wollte mit einem Mann von solch großem und *vorurteilslosem* Streben nach Erfassen und Lieben fremder Eigenart wegen eines kleinen Übersehens eines Punktes rechten. Im Gegenteil gebührt dem Mut und der Objektivität dieses „freidenkendsten" Franzosen unsere stärkste und innigste Dankbarkeit.

Und ich unterstreiche jedes Wort aus der schönen Einführung dieses äußerst notwendigen Buches, die der große Emile Verhaeren an den Herausgeber gerichtet hat.

Besonders die Stelle, wo er schreibt: „Sie, lieber Guilbeaux, gehören zu denen, die der Gegenwart und der Zukunft mehr nützen wollen, als der Vergangenheit. Obwohl Sie die Taten der Vorfahren verehren und bewundern, wollen Sie doch andere tun. Die Idee eines nicht mehr mit alten Mitteln, sondern mit der neuen Wirklichkeit zu formenden Europa ist Ihnen teuer. Sie fühlen, wie sehr all denen, die sie für künftige Kämpfe zu trennen suchen, zum Trotz die Massen danach fiebern, sich kennen zu lernen und näher

zu kommen, wie sehr die Arbeit, der Austausch und der Handel die Interessen und die Ideen annähern, wie rasch zwei Völker — England und Frankreich —, die sich lange Zeit nicht ausstehen konnten, dahin gelangten, sich zu verbrüdern, zu achten und zu lieben, wie sehr der Gedanke einer Schranke, des Zolls und der Grenze durch das immer erfinderischere Genie des Menschen widerlegt und nahezu geleugnet wird."

Und am Ende der Vorrede schreibt Verhaeren: „Ihre Menschlichkeit und Ihr gesunder Menschenverstand bäumen sich dagegen auf, einen Krieg zwischen diesen beiden gewaltigen und im höheren Sinne zivilisatorischen Mächten für unvermeidlich zu halten."

Henri Guilbeaux möchte vermitteln, dadurch, daß er nicht nur, wie das schon oft und stets mit Erfolg geschah, die Deutschen auf die geistigen Werte und Kräfte Frankreichs aufmerksam macht, sondern, daß er es einer leider teilweise oft noch recht chauvinistischen Presse zum Trotz wagt, deutsches Geistesleben zu bewundern und den eigenen Landsleuten verständlich zu machen.

Die Leser dieser Zeitschrift werden im Novemberheft in meiner Übertragung einen Essay Guilbeaux' über Richard Dehmel finden, der das Behauptete beweist.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. Freiherr von Thüna.

Die deutsche Ostmark.

Während Preußen die Wacht am Rhein nicht nur treu gehalten, sondern zusammen mit den anderen deutschen Stämmen den Rhein aus Deutschlands Grenze zu Deutschlands Strom gemacht hat, versagt es an der Warthe und Weichsel. Obwohl es die sogenannte Ostmark, d. h. die Provinzen Westpreußen und Posen, seit weit mehr als hundert Jahren besitzt, ist es ihm nicht gelungen, diese slavischen Gebiete zu germanisieren, noch viel weniger sich wirklich einzuverleiben. Denn deren überwiegend polnische Bevölkerung, dank der geordneten Rechtspflege und Verwaltung Preußens wirtschaftlich ganz außerordentlich erstarkt, durch ein Netz von Genossenschaften und Vereinen unzertrennlich verbunden, von glühendem Patriotismus beseelt, steht heute mehr denn je als erbitterter Feind Preußen-Deutschland gegenüber. Es hilft nichts, sich aus irgend welchen Rücksichten dem zu verschließen, daß sich hier Preußen seiner vornehmsten Aufgabe im Osten nicht gewachsen gezeigt hat. Es durfte sich nicht drei, vier Tagemärsche von der Reichshauptstadt entfernt ein feindliches Heerlager bilden, welches, germanischer Kultur abhold, panslavistischen Ideen dient, oder wenigstens allem deutschen Wesen in Sprache, Gesinnung, Handel und Wandel Abbruch zu tun bemüht ist. Denn wohin die Gestaltung solcher Staaten im Staate führt, sehen wir an unserem verbündeten Nachbarreich, in welchem die Slavenvölker, mögen sie nun Polen oder Tschechen, Slovaken oder Slovenen oder sonstwie heißen, an den Grundfesten der Monarchie rütteln. Unsern Staat, unser Reich wollen wir dagegen als einheitlichen Nationalstaat erhalten, um unserer hohen Kultur willen und um den Feinden von rechts und links gewachsen zu sein. Und darum müssen wir Wert darauf legen, daß unsere Ostmark von zuverlässiger Bevölkerung besetzt ist. Da nun die Polen eine solche nicht sind, so muß in den verhältnismäßig dünn bevölkerten Gebieten des Ostens deutsche Bevölkerung, Bauern und Landarbeiter, angesetzt und zu diesem Zweck freihändig oder durch Enteignung zunächst polnischer

Besitz, im Notfall aber auch deutscher Großbesitz erworben und aufgeteilt werden. Das ist der Kern der ganzen Polenfrage und das einzige Mittel zur Heilung des Grundübels. Gedanklich ist es sehr einfach. In der Ausführung aber stößt es auf zahllose Schwierigkeiten, die nur Begeisterung für das hohe Ziel und unbeugsamer Wille überwindet. Einige Male während des über hundertjährigen Besitzes waren diese sittlichen Mächte an der Arbeit, zunächst in Friedrich dem Großen nach Erwerbung Westpreußens und des Netze-Distrikts (1772), dann in dem vortrefflichen Beamtenpaar v. Flottwell, Oberpräsident, und v. Grolman, kommand. General, deren reiche Erfolge versprechende Tätigkeit aber bald durch die dilettantischen Regierungskünste unter dem irrlichterierenden König Friedrich Wilhelm IV. gelähmt und beendet wurde. Endlich, nach dreißig Jahren erschien der Retter aus der Schmach der Kapitulation des preußischen Staates vor den Polen, unser eiserner Kanzler, der von 1872 an, also ein Jahrhundert nach der ersten Erwerbung polnischen Gebietes, wieder an Grolmans Grundsätze anknüpfend, die Unterdrückung des polnischen Übermutes und die Germanisierung des preisgegebenen Gebietes begann und sein Werk durch das Ansiedelungsgesetz von 1886 krönte. Nach Bismarcks Entlassung versuchte man wieder durch Nachgiebigkeit die Polen zu gewinnen. Es braucht nur an die Namen Caprivi und Zedlitz, Stablewski und Koscielski erinnert zu werden. Bis dann unter Fürst Bülow wieder entschieden germanisatorische Kräfte tätig wurden, die aber nach dessen Sturz ebenfalls wieder abflauten und langsam dahin schwinden. (Vergl. die entmutigenden Erklärungen des preußischen Landwirtschaftsministers im Winter und Frühjahr 1911.) Beharrlich ist sonach in der preußischen Polenpolitik nur das Schwanken gewesen.

Unter diesen Umständen war es denn eine natürliche Regung des Volksgewissens, daß sich in den Ostmarken die bedrohten Deutschen damals zusammentaten und unter der Einwirkung des Altkanzlers den zum Schutz des Deutschtums bestimmten Ostmarkenverein gründeten (1894). Dieser Verein, inzwischen über ganz Deutschland ausgedehnt, mehr als 50 000 Mitglieder umfassend, hat eine reiche Aufklärungs- und Sammlungstätigkeit entwickelt, Gewerbe und Landwirtschaft in den gefährdeten Gegenden unterstützt, Schulter an Schulter mit der Regierung den Schutz des Deutschtums in der Ostmark betrieben, aber auch eindringlich gewarnt vor den verderblichen Folgen des seit etwa drei Jahren (seit Bülows Sturz) wieder zu spürenden Nachlassens in der Aufrechterhaltung der zielbewußten Ostmarkenpolitik. Neben dem im 18. Jahrgang stehenden Monatsblatt „Die Ostmark" (Berlin, W. Ißleib) hat er jetzt ein umfangreiches Werk herausgegeben: „Die deutsche Ostmark" (Lissa i. P., O. Eulitz. SS. VIII. 633, mit drei Karten und zahlreichen Abbildungen; geb. M. 10.—). Dieses Buch enthält im wesentlichen alles Wissenswerte über diese Lebensfrage Preußens und damit des Reichs.

Die geschichtliche Einleitung (62 SS.) stammt von unserm hervorragenden Historiker Dietrich Schäfer und enthält namentlich ausführlichen Aufschluß über die vorzugsweise friedliche Besiedelung des Ostens durch Deutsche im Mittelalter. Die Teilungsgeschichte, die Verdienste Friedrichs des Großen und das verhängnisvolle Schwanken der preußischen Politik sind nicht übergangen. Für die maßvolle Beurteilung der ernsten Frage seitens des Historikers nur ein paar Sätze aus dem Rückblick: „Die Geschichte kennt keinen Polenhaß der Deutschen. Wir können in unserm Staats-

wesen Angehörige des Nachbarvolkes dulden, auch in ihrer Sprache und in ihrer Volksart, wie es Zeiten gab, in denen unsere Landsleute, in beiden unbeeinträchtigt, unter polnischer Herrschaft lebten. Sie haben nie versucht, diese Herrschaft abzuschütteln, nie auch nur einen solchen Gedanken gefaßt. Wollen unsere polnischen Mitbürger ebenso handeln, so werden sie bei uns ihre Art nicht weniger gesichert finden, als einst unsere Volksgenossen bei ihnen die ihre. — — Wie wir in diese Gebiete und zu diesen Gebieten gekommen sind, das ist vor Gott und Menschen gerechtfertigt, wie nur irgend etwas auf dem Gebiet irdischer Machtverteilung gerechtfertigt sein kann." Es folgen drei naturwissenschaftliche Abhandlungen der Professoren Könnemann, Pfuhl, Preuß und Sonntag über Klimatologie, Geologie, Pflanzen- und Tierwelt, getrennt für Posen und Westpreußen (hier mehr als 1900 Seen). Aus den Abschnitten über Land und Leute, von Oberlehrer Braun, und das Städtewesen in den beiden Provinzen, von Drn. Warschauer und Stephan, nur ein paar Stichworte, um den Reichtum der Ausführungen anzudeuten: Verschiedenheit der Lebenshaltung der Deutschen und Polen, Weinbau an der Oder, Städtegründungen, regelmäßig wiederkehrende Stadtgrundrisse; Kämpfe zwischen dem deutschen Orden und dem polnischen Adel beeinflussen die Stadtverhältnisse; Lissa Zufluchtsort der böhmischen und mährischen Protestanten, unter ihnen der berühmte Comenius. Danzigs Wohlstand, das sich zu einer der ersten Handelsstädte Europas aufgeschwungen hatte, zerstört der dreißigjährige Krieg, Konkurrenzneid und -Streit der Städte Thorn, Elbing, Danzig. Vernichtung des Wohlstandes Westpreußens durch den gewissenlosen Aussauger Napoleon usw.

Über die Bau- und Kunstdenkmäler berichtet Dr. Krollmann: Deutsche Mönche veranlassen im 12. und 13. Jahrhundert die ersten kirchlichen Steinbauten im Ostland, so die Dome in Gnesen und Posen. Bis etwa 1250 herrschte der romanische Baustil. Die Frühgotik ist spärlich, die Spätgotik reich bis ins 16. Jahrhundert hinein vertreten. Zur Zeit der Machthöhe Polens drangen Werke von Veit Stoß und Peter Vischer, aber auch der italienischen Renaissance nach Gnesen und Posen, so z. B. das Rathaus Posens. In Westpreußen war der deutsche Orden der Baumeister, der im 13. und 14. Jahrhundert an 60 bis 70 Burgen und gegen 80 Städte errichtet. Schon um 1244 Ziegelbau an Stelle des eingeborenen Holzbaues. Glänzendste Beispiele: Schloß und Dom zu Marienburg aus dem 14., anderseits die kirchlichen und weltlichen Bauten Danzigs aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Land- und Forstwirtschaft (von Dr. Wagner, Posen) befinden sich in blühendem Aufschwung, dank der Tüchtigkeit der Landwirte und der staatlichen Fürsorge in Ansiedelungen, Kreditwesen, Verwaltung usw. Land des Großbesitzes, der in Posen mehr als $^1/_2$, in Westpreußen mehr als $^1/_3$ der Wirtschaftsfläche ausmacht. Roggen die sicherste und ausgedehnteste Frucht. Erfolgreiche Pferde- und Rindviehzucht. Aber auch hier Arbeiternot, d. h. wenige, teure und fast nur noch ausländische Arbeiter. Daher Arbeiteransiedelung erforderlich. Posen an der Spitze der preußischen Provinzen in Anwendung von Dampfpflügen und Kaliverbrauch.

Für Handel und Industrie (von Dr. W. John, Danzig) und Verkehrswesen (von Regierungsrat Ruge, das.) ist maßgebend einmal der Mangel an den Bodenschätzen Eisen und Kohle, anderseits die ausgedehnte

Schiffahrtsgelegenheit auf der See (Danzig und Elbing) und auf den zahlreichen Flüssen (Weichsel, Warthe, Netze, Brahe, Elbingfluß usw.) und den diese untereinander und mit der Oder verbindenden Kanälen. Durch die Braheschleuse allein wurden 1911 900 000 t Holz befördert. Danzigs Seegüterbewegung 1911: 2 243 496 t, Getreidezufuhr allein auf dem See-, Fluß- und Landweg: 600 000 t. Elbings Schichauwerft von Weltruf. Westpreußen wurde in den letzten Septembertagen 1772 einverleibt, und am 1. Oktober rollten die preußischen Postwagen durch das neu erworbene Land! Anziehende Zusammenstellungen des einstmaligen Post- und Landstraßen- und des jetzigen Eisenbahnverkehrs. Bei diesem Abschnitt besonders vermißt man eine klare Übersichtskarte.

Temperamentvoll beklagt Syndikus G. Poetschke die Schädigung des Handwerks durch den Nationalitätenhader und seine geringe Förderung seitens des Staates, der seine vorzugsweise Teilnahme der Landwirtschaft zuwende. 65 % aller Handwerker vegetierten in den unverhältnismäßig zahlreichen kleinen Stadtgemeinden unter 5000 Einwohner. Gleichwohl unterhalte der Staat vierzehn gewerbliche Fach- und Fortbildungsschulen, sechs Fachschulen für Mädchen, Lehrwerkstätten und Handelsschulen. Auch nach den sonstigen Veröffentlichungen des Ostmarkenvereins scheint das Handwerk in den bedrohten Provinzen einer Hilfe im großen Stil bedürftig zu sein.

Die Genossenschaften der beiden Provinzen (von Verbandsdirektor Dr. Wegener, Posen) unterscheiden sich von allen übrigen durch die nationale Trennung. Sie sind in dem kapitalarmen Land außerordentlich verbreitet und erstrecken sich auf die mannigfaltigsten Gegenstände von der kleinen Darlehnskasse an bis zum Getreidesilo in Danzig für 15 000 t, oder der Kartoffelflockenanlage in Janowitz, die täglich 600 Zentner (für Futter) verarbeitet, oder zu den bäuerlichen Besitzbefestigungsbanken, die den Besitzern bis 1911 jährlich an Zinsen 1 135 000 Mark ersparten. Die Genossenschaften sind wirtschaftlich nicht nur unentbehrlich geworden, sondern fördern auch durch die Arbeit für Andere die gemeinnützige Gesinnung, namentlich unter den Polen, deren Mittelstand: Geistliche, Ärzte, Rechtsanwälte u. a., sich der Leitung bemächtigt haben und, von nationalem Patriotismus erfüllt, unermüdlich an ihnen arbeiten.

Wir kommen zu den Abschnitten: Das Ansiedelungswerk von Ob.-Reg.-Rat H. v. Both, Posen, und Unterrichtswesen von Prov.-Schulrat W. Bock, Posen, Verwaltungsgebiete, in denen die nationalen Leidenschaften der Polen besonders hoch aufschäumen, und die in der Presse ausführlich behandelt worden sind und werden. Daher hier nur einige Stichworte: bis 1911 sind 450 Dörfer mit 366 000 ha neugegründet, ebensoviele Schulen und 50 Kirchen erbaut worden. Von den bis Mitte 1912 erstandenen 407 000 ha entstammen nur 29 % aus polnischer Hand. So zäh halten die Polen ihren Besitz vor der verhaßten Ansiedelungskommission fest. „In den blonden Rückwandererkindern, die das deutsche Blut unverkennbar in sich haben, besteht der Wert und die ganze Hoffnung der Wiederaufnahme", insofern nämlich, als gehofft werden muß, daß diese Kinder dereinst, wenn sie herangewachsen, die Lücken ausfüllen, die der neuste preußische Kurs durch seine verminderte Ansiedelungstätigkeit in das bisherige segensreiche Werk reißen läßt. — — Die mit beruhigender Sachkenntnis und eindrucksvoller Lebendigkeit vorgetragenen Ausführungen über das Unterrichtswesen (SS. 473 bis 515) müssen an Ort und Stelle nachgelesen

werden. Aus der Fülle der Einzelheiten, Gesetze, Kabinettsordern, Ministerial- und Oberpräsidialverfügungen, die sich zum Teil aufheben oder ergänzen, ist es nicht möglich, in einigen Zeilen ein klares Bild wiederzugeben. Nur soviel: Auch hier fuhr der gewaltige Kanzler mit eisernem Besen in den unglaublichen Schlendrian hinein, der es gestattet hatte, daß die fanatische polnische Geistlichkeit die *ihr* anvertraute Schulaufsicht dazu benutzte, Tausende von Deutschen zu polonisieren! Nachdem ihr aber durch Gesetz von 1872 die Schulaufsicht entzogen war, wirkte sie derart auf die Eltern ein, daß die verhetzten Gemeinden nur noch polnische Lehrer anstellten, bis ein 86er Gesetz die Lehreranstellung auf den Staat übertrug. Nur noch zwei historische Erinnerungen, einmal: 1772 keine einzige Volksschule im Netzedistrikt, jetzt im Regierungsbezirk Bromberg deren 1225; und sodann aus Friedrich Wilhelms IV. verhängnisvoller Regierungszeit: Unter den im Jahre 1846 des Hochverrats angeklagten 254 Polen befanden sich 10 Seminaristen, 9 Studenten, 18 Schüler, 5 Lehrer, 10 Geistliche, unter diesen nicht weniger als 43 ehemalige Schüler des polnischen Mariengymnasiums in Posen, der Stätte „klassisch-revolutionärer Bildung". (Auf S. 485 ist die unmögliche Jahreszahl 1904 in 1894 zu verwandeln).

In dem folgenden Abschnitt *Kunst und Wissenschaft* weisen die Verfasser Stadtbibliothekare G. Minde-Pouet, Bromberg, und Fr. Schwarz, Danzig, die Behauptung der Rückständigkeit der beiden Provinzen in bezug auf Kunst und Wissenschaft zurück und begründen diese Abwehr mit dem Nachweis einer großen Anzahl wissenschaftlicher Veranstaltungen auf allen Gebieten sowohl staatlichen und städtischen Ursprungs, als auch aus Vereinstätigkeit erwachsen. Zusammenfassend wirken seit 1901 und 1902 die Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Posen und Bromberg. Ferner dienen dem Studium eine Reihe von Bibliotheken, z. B. die Raczynskische seit 1829, die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek seit 1902, ferner das Königl. Staatsarchiv seit 1869, das Kaiser-Friedrich-Museum seit 1904, alle diese in Posen, eine Zentralstelle für Volksunterhaltung, die Königl. Akademie in Posen, Einrichtungen, die sämtlich in Monumentalbauten untergebracht worden sind. Auch in Westpreußen eine Menge historischer und naturwissenschaftlicher Vereine mit ihren regelmäßigen Veröffentlichungen, das westpreußische Provinzialmuseum, die technische Hochschule und das Königl. und rühmlich bekannte Stadtarchiv in Danzig. Stadttheater in Bromberg, Posen, Danzig, Elbing, Graudenz, Thorn.

Der Abschnitt *Verfassung und Verwaltung* enthält die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung im ersten Jahrhundert seit der Besitzergreifung Westpreußens und des Netzedistrikts (1772) von Privatdozent Dr. Laubert, Breslau, und des jetzigen Zustandes von Prof. Dr. v. Hoffmann, Düsseldorf, gibt u. a. die Anregung, das gesamte Gebiet, in dem eine Polenfrage besteht, ohne Rücksicht auf Provinzgrenzen *einem* Oberpräsidenten zu unterstellen (wie ja auch die Ansiedelungskommission zwei Provinzen versorgt), und diesem Oberpräsidenten Sitz und Stimme im Staatsministerium zu verleihen, und schließt mit dem Hinweis, daß der Deutsche die Beschränkung der politischen Rechte, die er sich in Posen wegen der Polengefahr gefallen lassen muß, im Interesse der nationalen Sache „nur willig tragen wird von einer Regierung, die fest gewillt ist, dieser Sache zum Siege zu verhelfen".

Der siebzehnte und letzte Abschnitt *Nationalitäten-Kampf* und

=Politik von dem verdienten Forscher Prof. Dr. O. Hötsch, Berlin, wird wohl von den meisten, die das Werk zur Hand nehmen, zuerst gelesen, und kann auch nur warm empfohlen werden als eine lebensvolle Einführung in diese wichtigste Frage der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung. Mit Spannung folgt man der gewandten Darstellung dieses Kampfes und der außerordentlichen Kulturleistung, die Preußen hier vollbracht und mit der es die Polen befähigt hat, sich auf eine bis dahin nicht dagewesene Höhe zu heben, und sie trotzdem zu seinen erbitterten Feinden gemacht hat. Auch hier wiederholt sich der Treppenwitz der Weltgeschichte, daß man hinterher klüger ist als vorher. Hätte Preußen die Vorschläge des Generals von Grolman beherzigt, so gäbe es heute keine Polenfrage für Deutschland. Die Worte dieses vortrefflichen Mannes mögen die Besprechung enden: — — „Jeder, der es ehrlich mit seinem Vaterland meint, muß seine letzte Kraft anspannen, um dieses Land dem preußischen Staate nicht nur zu erhalten, sondern es auch gut gesinnt, d. h. deutsch zu machen."

Soziale Rundschau.

Vom Hansabund.

Die freiwilligen sozialen Wohlfahrtseinrichtungen in Gewerbe, Handel und Industrie im Deutschen Reich.

Anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers hat der Hansa=Bund ein Werk mit obigem Titel herausgegeben, welches auch die allerhöchste Annahme gefunden hat. Das Werk wird nunmehr der Öffentlichkeit unterbreitet. Eine große Zahl hervorragender deutscher Werke und bekannter Firmen in Industrie, Handel und Gewerbe, darunter solche, die einen festbegründeten Ruf in ihrer Fürsorgetätigkeit haben, stellten dem Hansa=Bund selbstverfaßte Monographien ihrer Wohlfahrtseinrichtungen zur Verfügung, in denen diese in Wort und Bild vorgeführt werden. Das Werk enthält aber auch eine von dem Bibliothekar Peter Schmidt in Dresden, der 1883 die „Deutsche Ehrentafel" gründete und sie bis zum Jahre 1905 in der Zeitschrift des „Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen", dem „Arbeiterfreund", veröffentlichte, eine zahlenmäßige Zusammenstellung der Aufwendungen des letzten Vierteljahrhunderts über die freiwillige soziale Fürsorge innerhalb des Deutschen Reichs. Obwohl für die Ermittlung der Spenden für freiwillige Fürsorge amtliche Feststellungen nicht zur Verfügung standen und obwohl die regelmäßigen jährlichen Zuwendungen, die deutsche Arbeitgeber, Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung ihren Wohlfahrtseinrichtungen zukommen lassen, sehr spärliche Berücksichtigung fanden, weil sie nur selten veröffentlicht werden, stellt doch das Werk als Ganzes ein ausgezeichnetes Bild der freiwilligen sozialen Fürsorgetätigkeit dar. Nach den angestellten Ermittlungen stellen sich die Ergebnisse der freiwilligen sozialen Fürsorge innerhalb des Deutschen Reiches vergleichsweise für 1901, 1905 und für 1912, sowie zusammengefaßt für 1883 bis 1912 wie folgt:

1901 für 1135 ermittelte Fälle 80 740 383 M.
1905 für 1492 ermittelte Fälle 116 222 729 M.
1912 für 649 ermittelte Fälle 165 028 636 M.
1883—1912 (Zahl der Fälle nicht festgestellt) 1 654 956 369 M.

Diese Summen geben Zeugnis von der hochherzigen Gesinnung und Opferwilligkeit in weiten Kreisen der deutschen Arbeitgeber; das ganze Werk aber bildet einen neuen Faktor für die Beurteilung unserer sozialpolitischen Verhältnisse und der praktischen Wohlfahrtspflege. Hinzu kommen noch die gewaltigen Summen aus der öffentlich-rechtlichen Sozialpolitik.

Technische Rundschau.

Von J. F. L. de Balbian Verster in Amsterdam.

Ein historisches Schiffsmodell.

Eine der zahlreichen in den letzten Monaten in Holland zur Feier des hundertjährigen Jubiläums der Unabhängigkeit veranstalteten Ausstellungen ist die „Erste niederländische Ausstellung auf Schiffahrtsgebiet" (Eerste Nederlandsche Tentoonstelling op Scheepvaartsgebied, nach den Anfangsbuchstaben im Verkehr kurzweg „Entos" genannt). Sie enthält auch eine historische Abteilung, welche durch eine mit der Geschichte des holländischen Seewesens sich beschäftigende Vereinigung eingerichtet worden ist. Letztere hat aus öffentlichen und Privatsammlungen wertvolle Gemälde, sowie verschiedene Dokumente zu diesem Zweck erhalten, wodurch die Ausstellung außerordentlich merkwürdig ist. In dieser historischen Abteilung bildet aber eine Einsendung einen besonderen Anziehungspunkt; es ist dies ein historisches Schiffsmodell aus dem Hohenzollern-Museum in Berlin, das Eigentum des Deutschen Kaisers ist, und von diesem der Ausstellung in Amsterdam zur Verfügung gestellt worden.

Bis jetzt wußte man über Herkunft und Geschichte dieses Modells nichts; bekannt war nur, daß es ein Geschenk des oranjischen Hauses für den Großen Kurfürsten war, wie auch, daß es im Jahre 1800 durch König Friedrich Wilhelm III. „der Kunstkammer" gegeben wurde. Erst jetzt ist es — dank den Forschungen des Vorsitzenden der genannten Vereinigung, Herrn C. G. 't Hooft — gelungen, die Herkunft und Bedeutung dieses Modells mit Sicherheit feststellen zu können.

Das Modell hat eine Länge von drei Metern und ist eine genaue Reproduktion der „Hollandia" (80 Geschütze), die im Jahre 1665 das Admiralschiff von de Ruyter war, nachdem es eben von der Werft in Amsterdam gekommen war. Im folgenden Frühjahr lag die ganze niederländische Flotte vor Texel segelfertig, und sie erhielt dann, am 16. Mai 1666, vornehmen Besuch. Der Kurfürst von Brandenburg mit seinem 15jährigen Neffen, dem Prinzen Wilhelm von Oranien (dem späteren Statthalter und König von England), der Prinz Moriz von Nassau-Siegen, der „Brasilianer", damals Statthalter von Brandenburg in Cleve, die Fürsten von Anhalt und Dessau, die Grafen von Solms und Dohna und andere hohe Herren befanden sich an Bord des Admiralschiffes. Sie wurden von de Ruyter festlich empfangen und dieser ließ ihnen zu Ehren einige Flottenmanöver ausführen. Es war zum ersten Mal, daß der junge Oranier öffentlich auftrat, wobei die Matrosen ihm begeistert zujubelten; bei dieser Gelegenheit überreichte ihm die Admiralität von Amsterdam ein Geschenk, welches in eben diesem Modell des Admiralschiffes, des neuesten und größten Kriegsschiffes, bestand. Es trägt auf dem Spiegel das Wappen dieses Prinzen, darunter das Wappen von Holland, neben den zwei gekreuzten Ankern, dem Merkzeichen der Amsterdamschen Admirali-

tät. Auf den beiden Schaluppen kommt letzteres neben dem Stadtwappen von Amsterdam wieder vor. Man kennt also sowohl den Geber, wie auch den Beschenkten und auch den Zeitpunkt, in welchem dies geschah. Man wird annehmen dürfen, daß dieses Modell im Besitz des Prinzen von Oranien geblieben ist, und daß es, nachdem Wilhelm III. im Jahre 1702 kinderlos gestorben war, aus seinem Nachlaß in den Besitz seiner Verwandten in Potsdam gekommen und damit unveräußerliches Eigentum des Hauses Hohenzollern geworden ist.

Medizinische Rundschau.

Von Ernst Marbod.

Ein Buch für alle.

Im S. Hirzelschen Verlag, Leipzig 1913, ist ein Buch herausgekommen, das verdient, der Laien-, aber auch der ärztlichen Allgemeinheit angelegentlich zur Beachtung empfohlen zu werden:

Dr. med. Georg Groddecks, Ernst Schweninger zugeeignetes, Werk: „Der gesunde und kranke Mensch, gemeinverständlich dargestellt."

Den Laien, denen das Buch zunächst zugedacht ist, wünsche ich seine Lektüre und mehr: seinen Besitz zu oft zu wiederholendem Studium, weil hier einer die Laien aus den Lagunen ihrer Unwissenheit und aus den gärenden Sümpfen ihrer Ängste und Furchtsamkeiten heraus- und hinauslockt in die offene See besseren Wissens, wo die frische Brise der Ermutigung weht, ihnen Sinne und Sinn und Herz erfüllt und stärkt zu zielbewußtem Wollen und Wehren.

Und die Ärzte, zu deren Mithelfern Groddeck die Laien erziehen möchte, seien auf seine Publikation hingewiesen; denn auch sie werden manche Anregung darin finden können, wenn sie wollen, — zu weiterbauendem Denken über den normalen, abnormen und pathologischen Menschen und dessen Behandlung, zur Überwindung manches Vorurteils und manches Usus, der die Laien angstkrank macht.

„Alle Menschen müssen Ärzte sein, alle Ärzte müssen Menschen sein!" ist des Buches Losungswort. Und als Überschrift ober dem Titel, als obersten und Hauptgrundsatz hat der Verfasser das vielsagende, auch trosthaltige Wort aufgestellt: Natura sanat, medicus curat.

Manches ist in dem Buche von anderen als den gewohnten Seiten betrachtet.

Es ist interessant, unterhaltend und belehrend wie eine gute schönliterarische Gabe, seine Physiognomie zeigt Züge eines Künstlers wie eines Gelehrten, eines Forschers.

Manch selbständiger, eigenwüchsiger Gedanke grüßt uns aus ihm.

Ein energischer, frohgemuter ärztlicher Geist spricht aus dem Buch.

Mit sicherer Hand legt Groddeck das weite Geflecht seines Gegenstandes auseinander; erläutert aus dem, was bekannt, und dem, was er anders sieht, was er mehr zu erschauen und zeigen zu sollen glaubt, aus den normal- und pathologisch-anatomischen Verhältnissen und biologischen Komplexen des menschlichen Körpers bezw. der menschlichen Psyche und den therapeutischen Maßnahmen das Wichtigste und fügt seinen Betrachtungen, da und dort an geeigneter Stelle auf weitere — z. B. soziale, politische, ethische — Gegenstände übergreifend, Bemerkungen ein, aber immer nur, soweit sie der Hauptsache dienen.

Es muß dem Buche als ein besonderer Vorzug angerechnet werden, daß es trotz seines Charakters als Lehrbuch nicht durch unangenehme Lehrhaftigkeit ermüdet, daß es meisterlich ist,

ohne schulmeisterlich zu sein. Gerade in der Berücksichtigung dieses Erfordernisses, um sich als erquickliches, vor allem als Laienlehrbuch zu qualifizieren, liegt ein Hauptteil seiner Befähigung zur Volkstümlichkeit.

Wie es, als selbst gesundes und zur Gesundung der Menschen beitragsfähiges Buch, würdig ist eines ärztlichen Autors, so ist es auch würdig der Popularisierung angesichts der Art seiner Mitteilung und des Mitgeteilten selber, — des wohl wichtigsten Wissens: der Kenntnisse vom gesunden und kranken Menschen, die selbst immer weiterer Verbreitung wert sind, ja deren Kommunisierung nötig und, reichen Lohn in sich bergend, eine unserer wichtigsten sozialen Aufgaben ist.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Und siehe — es könnte alles neu geworden sein. Im Berliner Theaterleben nämlich. Von außen betrachtet, ein Wechsel an vielen Orten. Ein neuer Herr im Lessing-Theater, ein neuer Herr im Kleinen Theater, ein neuer Herr im Komödienhaus, ein neuer Vize-Herr im Königlichen Schauspielhause (mit etwas, was dort schon lange nicht gewesen, einem Tätchen, beinahe: Strindbergs Schwanenweiß) und vor allem: ein ganz neues Theater mit dem Anspruch, unter der Marke, ein Altes fortzusetzen, eine neue Note in das Berliner Theaterleben zu bringen: das „Deutsche Künstler-Theater. Societät" (so schreiben sie sich selbst).

Wird mit dem äußerlichen Neuen ein innerlich Neues kommen? Die Zeit dafür ist reif. Es hieß einmal Berlin die Theaterhauptstadt Deutschlands, ja, bei manchen Enthusiasten, Europas. So bejubelte man es hier, so beklagte man es dort. Und Broschüren erschienen, mit dem Motto: Los von Berlin — worin Ratschläge erteilt wurden, wie „die Provinz" (worunter alles deutschredende Land vom finnischen Meerbusen bis zum Genfer See und den Transsylvanischen Alpen verstanden wurde) sich von dem lastenden Drucke der Berliner Vorherrschaft befreien könnte. Die Ratschläge waren ganz und gar vergebens. Berlin selbst befreite „die Provinz", indem es nämlich die Macht lähmte, auf der seine Vorherrschaft beruhte: das war die dramatische Produktion der Gegenwart. So lange die Berliner Bühnen ihre Bedeutung darin suchten, jedes neue, der Aufführung würdige Werk zuerst ans Licht zu stellen, suchte jedes Werk zunächst eine Berliner Bühne. Was blieb der Provinz übrig, als nachzuspielen, was Berlin vorspielte? Dann kam die Zeit, wo bewiesen wurde, daß eine Bühne ohne den Dichter, allein durch die Künste der Regie und der Aufmachung, bestehen könne; und diese Künste wurden bald als pikanter, unterhaltender, neuer, aufregender als das Dichterwort empfunden. Der moderne Dichter wurde minder beachtlich, bald beinah unbeachtlich für die Berliner Bühne.

Und nun sprossen die „Uraufführungen" an allen Ecken und Enden des Reiches — des deutschen Sprachbereiches — „der Provinz" hervor. Heute wird selten noch ein Stück in Berlin zuerst gegeben. Und was die Regiekünste anbelangt, — mein Gott, das kann man anderwärts auch. Seinen eigenen Dichter oder gar seine eigenen Dichter konnte nicht jede Bühne haben; aber seinen eigenen Reinhardt kann jede haben und hat jede. Die Differenz vom echten ist durch die leicht anlernbaren Tricks und die noch leichter nachahmbaren Dekorationen und Kostüme nicht leicht erkennbar. Und so hatte Berlin selber

die „Provinz“ von seiner Vorherrschaft befreit.

Und die Stunde kam, wo den hell um sich Schauenden das Ahnen dämmerte, daß Berlin dem Geschick entgegenginge, in die Abhängigkeit der Provinz zu geraten. Wo diese Zukunft sich monumental durch Theater-Extrazüge ankündigte, die die Zuschauermenge nicht nach Berlin, sondern von Berlin hinausführte. Und man fragte sich: wie kann man diese Zukunft verhüten?

Natürlich nur durch das Mittel, das Berlins Herrschaft begründet hatte: Rückgabe des Theaters an das Dichterwort. Durch allen Taumel der Regie- und Blendwerkkunst fing dies Sehnen an zu keimen, und man hielt Umschau: woher kommt der Retter diesem Lande? Und man merkte auf die heurige Theaterjahreswende und fragte schüchtern: kommt jetzt die neue Zeit? Die Periode der Berliner Vorherrschaft, die Periode des „literarischen Theaters“, hat anderthalb Jahrzehnte gedauert; die Periode des absoluten Bühnentums (des absoluten Komödiantentums, wo's an künstlerischem Anstand fehlt) ein Jahrzehnt: zeigen sich jetzt die Ansätze zu neuem Umschwung?

Die ersten Schritte der neuen Spielzeit können noch nichts beweisen, als etwa Absichten. Das Vollbringen beim Theater wird ja bekanntlich nicht von Absichten bestimmt, sondern von äußeren Notwendigkeiten, oder, wo diese durch eine glückliche Laune des Zufalls fehlen, von dem Naturell der Bühnenleiter. Eine deutliche Absicht, ein klares Programm hat das „Deutsche Künstler-Theater. Societät“ (so schreibt es sich selbst) ausgesprochen. Willy Grunwald, der Direktor, trat hervor und sagte: „Wir, ehemals Schauspieler Brahms, wollen Brahms Werk fortsetzen“. Und Gerhart Hauptmann, auch Sozietär, dazu Ehren-Oberregisseur, stellte in der Eröffnungsaufführung einen „Wilhelm Tell“ auf die Bühne, der zu sagen schien: „das Bild ist nichts, die Kulisse ist nichts, die Massenbewegung Nebensache (darum schlecht), selbst das Wort ist nicht viel, aber alles ist der Geist.“

Das ist sehr schön als Tendenz. Nicht als Vollbringen. Aber als Tendenz, weil das heut herrschende Extrem nur durch das entgegengesetzte Extrem korrigiert werden kann. Herr Grunwald will Brahms Werk fortsetzen. Natürlich wird er etwas anderes tun, denn Brahms Werk ist nicht fortsetzbar. Brahm selber hatte in den letzten Jahren seiner langen Theaterlaufbahn ganz deutlich eingesehen, daß die Art von Schauspielkunst, die ihm seit Anbeginn vor dem geistigen Auge stand, nur an Ibsen und Hauptmann zu verwirklichen war. Demgemäß hatte er sich, wenn er Freude an seinem Werk haben wollte, schon lange vor seinem Tode auf Ibsen und Hauptmann beschränkt (die „Cyklen“ der Dichtungen beider) und das andere Repertoire, das er zulassen mußte, um der leidigen Kasse willen, seinen Leuten überlassen. In einer Ernst Hardt-Aufführung etwa: wo sah man da irgend etwas Brahmsches? Also Herr Grunwald, der nicht daran denkt, sich auf Ibsen und Hauptmann zu beschränken, wird nicht Brahms Werk fortsetzen, sondern er wird *sein* Werk oder das seiner Genossen schaffen, von dem er glaubt, daß es mit Brahms Werk Ähnlichkeit habe.

Im Negativen wird es gewiß eine Ähnlichkeit mit Brahms Werke haben; es wird den Schwerpunkt von dem Äußerlichen wegrücken. Aber wohin rücken? Zum Dichterischen? Zum Schauspielerischen? Das ist die Frage.

Hauptmanns (und Grunwalds) „Wilhelm Tell“ war zunächst nur eine Wiederholung eines Brahmschen (von Brahm selber längst aufgegebenen)

Irrtums: des Irrtums, man könne Schiller, wie einen Kuchenteig, in eine beliebige Schablone (die sogenannte naturalistische natürlich) pressen. Die berüchtigte Eröffnungsaufführung von „Kabale und Liebe" der Brahmschen Direktion im „Deutschen Theater" 1894 — mutatis mutandis wiederholte sie sich 1913 im „Deutschen Künstler-Theater. Societät" an Wilhelm Tell. Beide Male hat sich Schiller spröd erwiesen wie Kristall. Und beide Male hat er mit der imperativen Geste eines Künstlers, der sein eigenes Gesetz in sich trägt, den unbegreiflichen ästhetischen Irrtum eines kritischen Kopfes wie Brahm, eines dichterischen Kopfes wie Hauptmann aufgedeckt: zu glauben, ein in sich vollendetes Kunstwerk könnte je seinem mit ihm organisch verwachsenen Stilgesetz entfremdet werden.

Aber das schadet für den Anfang nichts. Die neue Stätte mit der neuen Kunsttendenz ist da; warten wir ab, wie sie sich auswirken wird. Über die anderen neuen Herren das nächste Mal.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Es scheint, als sei der Sommer keine besonders günstige Zeit für die Arbeiten der Frauenbewegung. Und nun gar dieser Sommer allgemeinsten Mißvergnügens, zu dem die politische Lage, das Kriegsgeschrei im fernen Osten, von dem man heute nicht mehr achselzuckend behaupten kann, es bekümmere uns nicht, wenn dort die Völker aufeinanderschlagen, endlich das ewige Regenwetter allerorten sich vereinigten. Wenig Bemerkenswertes hat sich in diesen Sommermonaten zugetragen. Die Erfolge der unermüdlichen Kongresse, die bald da, bald dort, bald überall tagen, bleiben abzuwarten. Ich fürchte, sie werden sich, wie die Weltausstellungen, überleben. Die gleichen Sitzungen, die gleichen Reden, und last not least die gleichen Feste: Empfänge, Ausflüge, Bankette, Sekt und Ungarwein, Toaste, Hurra! Mein Geschmack ist das nicht, und so oft ich's versuchte, es ohne jedes Vorurteil mitzumachen, der Eindruck war fast immer der gleiche, die Art erschien mir zu männlich für die Frauenbewegung. Oder sollte gerade dies die Absicht sein? Vielleicht! Es gibt verschiedene Kampfesweisen, und die langweiligsten sind diese Kongreßreisen gerade nicht. Man feiert und ehrt die Gäste, sie reden sehr viel, die Debatten machen meist einen recht guten, parlamentarisch geschulten Eindruck, aber es kommt nicht viel dabei heraus. Das kann man übrigens auch anderwärts beobachten, nicht nur auf den Tagungen der Frauenkongresse; man begnügt sich im wesentlichen mit dem sogenannten „moralischen Erfolg" und wählt den Vorort für die nächste Versammlung. Der Arbeit folgt dann das Vergnügen, nochmals betone ich, das haben die Frauen den Männern vorzüglich abgeguckt, und wenn dies der Weg zu bedeutsamen Resultaten sein sollte, so wird das Frauenstimmrecht, dessen nächster Internationaler Kongreß in Berlin stattfinden wird, sich schließlich doch durchsetzen lassen. Als Leitmotiv wäre zu empfehlen: „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen." Die Aussichten allerdings sind nicht sonderlich verheißungsvoll. Von den Suffragetten abgesehen, die durch Mord und Totschlag, durch Feuer, Hungerstreiks und sonstigen lieblichen Unfug die Frauenstimmrechtssache in England immer wieder zurückbringen, hat auch die Budapester Tagung keine besonderen Fortschritte gezeitigt. Nach mir zugegangenen Berichten, die durchaus objektiv und der Frage geneigt sich erwiesen, war wenig Stimmung in den

Versammlungen, was schließlich auf die allgemeine Verstimmung in Österreich-Ungarn, wegen der Balkankonflikte und der unsicheren, von Tag zu Tag wechselnden politischen Konstellationen zurückzuführen wäre. Es fehlte nicht an einem großen Aufwand von Anträgen, Debatten, Vorschlägen, und von Südafrika bis Böhmen strebte aller Länder Weiblichkeit dem gleichen Ziele zu, aber es kam zu keinen bemerkenswerten, fördersamen, zielsicheren Ent- und Beschlüssen, denn ob die Errichtung eines Hauptquartiers für Frauenstimmrecht, die allerdings beschlossen wurde, sich als ein kräftiger Stützpunkt der Bewegung erweisen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wurde eine recht ansehnliche Summe für diesen Zweck aufgebracht, so daß man von einem unnütz vertanen Aufwand glücklicherweise nicht sprechen kann. Und sonst? Bei der Eröffnungsfeier des Kongresses waren die Regierung und die städtischen Behörden vertreten, und es fehlte auch nicht an einem Feste, das die Stadt den Gästen zu Ehren gab. Man muß Budapester Festtage kennen im Glanz und der lebensprühenden Fülle dieser temperamentvollsten Nation, um zu verstehen, was es heißt: „Keine rechte Stimmung". Waren es die unfrohen Zeitläufe, die daran schuld trugen, oder die Häufigkeit derartiger Veranstaltungen, die eine Übermüdung und Abkehr mit sich bringen, wer weiß das? Ich aber kann aus diesen Sommertagen auch sehr Schönes und Herzerfreuendes melden von der Frauenbewegung, denn alles, was ich Großes, Wertvolles und Segenreiches auf dem Gebiete sozialer Fürsorge sehe, führe ich auf sie zurück. Sie hat die Frauen sehen und denken gelehrt und Kräfte geweckt, die fortdauernd wirksam sind. Aus dem Samariterdienst und den Leistungen der Hilfsbereitschaft, die als die ersten Bausteine der Bewegung zu betrachten sind und im sicheren Anstieg zur heutigen Ethik der gesellschaftlichen Anschauungen führten, haben diese Bestrebungen die ersten Anregungen empfangen. Und neben der Betätigung des Freiheitsdranges und den anfangs sehr bescheidenen Wünschen zur Verbesserung des Frauenloses klang immer vernehmlich der Ruf: Sorget für die Jugend, helfet den Kindern, mildert das Los der Enterbten. Frauenstimmen waren es, die das soziale Gewissen weckten! Und mit wie herrlichen Erfolgen! Ein Kinder-Erholungsheim, das in seiner Anordnung von einer Frau erdacht, von ihr bis in die kleinsten Details bei der Ausführung überwacht und mit Herz und Geist durchgeführt wurde, dessen hochherzige Stifter das Deutsche Kaiserpaar ist, sah ich in den letzten Tagen. Es ist das von Frl. Marie Kirschner, der Tochter des verstorbenen Oberbürgermeisters von Berlin, geleitete Ahlbecker Kinder-Erholungsheim. Ausgezeichnet gelegen, in einem großen Waldterrain, das bis dicht an den Meeresstrand hinabreicht, erheben sich die hübschen, freundlichen, im Cottagestil errichteten Baulichkeiten. Die Seeluft streicht durch die duftigen Nadelwaldungen, die weiten Wiesenflächen, die prächtigen gärtnerischen Anlagen dieses Sommerasyls der Kinder, deren bleiche Großstadtsgesichter bald die kräftige Farbe der freien, frischen Luft annehmen. Alles ringsum Gesundheit, Freimut, Frohsinn und Schönheit. Denn mit liebevollem, feinem Verständnis für die Regungen der Kindesseele ist, neben den hygienischen, rationellen Einrichtungen dieses Heims, auch der ästhetischen Seite volles Genüge geschehen. Wohin der Blick des Kindes sich auch wendet, findet er überall die Segnungen der Ordnung, die es vielleicht nur instinktiv empfindet, die es aber froh und fast stolz machen. „Und gurgeln och", sagte ein kleiner Knirps, als

wir aus den Schlafsälen kamen, die so bildsauber, so luftig, so ruhevoll und friedlich mitten im Grünen liegen, ausgestattet mit „jedem Komfort". Und diese Spielräume und Wandelhallen, durch die Zentralheizung für das bekannte Berliner Volkswort: „Ob schön, ob Regen" prädestiniert. Besonders hübsch wirken in dem Spielsaal die kleinen Schränkchen, zu denen jedes Kind seinen eigenen Schlüssel hat, um die am Strand und im Walde gesammelten Schätze an Muscheln, Tannenzapfen usw. aufzubewahren. Da darf niemand darüber. Auch die Schwestern nicht. Das Schlüsselrecht hat nur sein jeweiliger Besitzer. Und die Türfüllung der kleinen Spielschränke ist mit Blumen, Früchten, Vögeln und sonstigen Emblemen bemalt, die mit denen der Garderobeschränke, von denen jedes Kind auch einen eigenen besitzt, korrespondieren, so daß nicht eine Nummer, sondern eine zierliche Malerei, das Kennzeichen bildet. Also dem Kinde gehört nicht Nr. 1, 2, 3, 4 . . ., sondern Kornblume, Taube, Rose, Apfel . . .; ist das nicht ein reizender, inniger Gedanke? Und von solchen Gedanken ist alles erfüllt. Der Speisesaal mit den anmutend mit weißem Linnen gedeckten Tafeln, die mit Blumen und Waldesgrün geschmückt sind, auf denen gerade das appetitliche Menu des Tages angerichtet war: falscher Hase, Bratkartoffeln mit Gemüse, dann Flammeri. In zierlichen Näpfen, daneben das blitzblanke Besteck. Die Näpfe tragen das Zeichen der Königl. Porzellanmanufaktur, und auch die Waschschüsseln und anderen notwendigen Gebrauchsgeräte entstammen durchaus dieser weltberühmten Manufaktur. Am oberen Ende des Speisesaales steht auf etwas erhöhter Estrade ein großer runder Tisch, mit Klöppelspitzen garniertem Tischtuch, einem Blumenarrangement aus dem eigenen Garten, einladend gedeckt, an dem die Leiterin, Frl. Kirschner, und die Schwestern mit den Kindern gleichzeitig die Mahlzeiten einnehmen. Am unteren Ende des Saales befindet sich auf gleicher Erhöhung ein Harmonium, eine Art Kanzel, ein Klavier. Da wird vor dem ersten Frühstück ein Psalm gesungen; abends werden zur Klavierbegleitung Lieder angestimmt und fröhliche Spiele gespielt. An dem runden Tisch haben der Kaiser und die Kaiserin bei den Kindern schon Schokolade getrunken, „janz jemütlich", vertraute eine echt Berliner Jöhre uns an. Aber die Kinder sind artig, fröhlich und gar nicht verschüchtert. Sie fühlen sich in dieser ihnen doch immerhin fremden Umgebung wie zu Hause und haben im Walde und an der See rasch die Straße vergessen, ihr sonstiger Sommerspielplatz. Die zum Betriebe des Ganzen gehörigen Räume sind mit den Errungenschaften der modernen Wirtschaftstechnik eingerichtet; Küche, Waschküche, Keller, Trockenplätze, kurz, was irgend erforderlich, in musterhaftester Aufmachung. Ein Isolierpavillon für erkrankte Kinder, die Liegehallen für schwache, die Badezimmer, überall der Geist höchster Wohlfahrt. Sehr hübsch ist die Villa, in der die Schwestern wohnen. Mit bestem Geschmack und echtem Behagen ausgestattete Zimmer, zu denen man von einer reizenden, hellen Diele nach oben gelangt, um die herum das für den Kaiser bestimmte Zimmer, mit angrenzendem Schlafzimmer für nächtlichen Hofbesuch, der Empfangssalon, das Wohn-, Schlaf- und Fremdenzimmer der Leiterin liegen. Alles in feinstem Sommervillenstil eingerichtet. Blumen überall in reicher Fülle, die duftige Zier. Nirgends Prunk. Aber über aller Schlichtheit ruht Schönheit. „Springbrunnen haben wir auch und — viel Stullen", belehrte uns heimlich ein kleines Mädchen, als wir im Begriff standen, das Kaiser-Wilhelms-Erholungsheim zu verlassen. Das ist der In-

halt dieser gesegneten Anlage: Schönheit und gute Körperpflege. Man sinnt, wenn man sie verläßt und strandwärts heimkehrt. Man sinnt und träumt. Wenn solche Einrichtungen beispielgebend sich fortentwickelten, weiter und immer weiter, — der Kronprinz hat jetzt auch 100 arme Kinder zu Gast — auf den Gütern, in den großen Villenanlagen, je nach Gaben und Kräften? Ob dies die Wege wären, die dereinst zu den Domen der Menschheit führen?! Man träumt, jedoch vom erschauten Wirklichkeitsbilde inspiriert.

Auch zwei gute Bücher gehören in meines Sommers Ernte. Neben den praktischen Ausführungen sozialer Hilfsarbeit, wie sie dieses Heim aufweist, die theoretischen, die tüchtige Frauenrechtlerinnen in beflissener Arbeit niedergelegt haben. Es sind Rosa Mayreders: „Zur Kritik der Weiblichkeit"*), und Eliza Ichenhaeusers: „Frauen-Ziele" — Aufgaben der Frauenbewegung**).

Mit viel feinem Geist und starkem philosophischen Einschlag behandelt Rosa Mayreder ihren Gegenstand und weiß von Anfang bis zu Ende zu interessieren, auch dort, wo man anderer Meinung ist als sie, und von der Fülle ihrer Aperçus, oft auch Paradoxen, mehr geblendet als überzeugt ist. Es ist aber ein lesenswertes Buch; bekundet, was Frauen über ihre Geschlechtsgenossinnen denken und sagen, und nimmt gelegentlich auch die Hilfe der Männer in Anspruch, um ihre Ideen zu illustrieren. Aus der sehr merkwürdigen und amüsanten Blütenlese, die sie zu diesem Zwecke veranstaltet, sei nur etwas zitiert: „Nach einer sehr verbreiteten Auffassung ist die Sanftmut eine so allgemeine Begleiterscheinung der Weiblichkeit, daß Virchow Sanftmut geradezu als eine Eigenschaft des Eierstocks bezeichnet. Havelock Ellis aber sagt: Zornmütigkeit ist eine Affizierbarkeit, die von jeher, und wohl mit Recht, dem Weibe zugeschrieben wird." Man kann nun wählen, aber um dies zu können, muß man das Buch lesen, was sich durchaus verlohnt. Mit einfacheren Mitteln macht Eliza Ichenhaeuser sich bemerkbar. Ihr Buch ist der Popularisierung der Frauenfragen geweiht. Für alle diejenigen, die sich für die Frauenbewegung interessieren und zu eingehenden Studien des Materials keine Gelegenheit und keine geeignete Vorbildung haben, ist dieses Buch eine wahre Quelle der Aufklärung und Belehrung. Die Verfasserin behandelt den Stoff mit großer Sachkenntnis, mit eisernem Fleiß und mit einem Sammeleifer des Materials, sowohl nach der betrachtenden, als nach der statistischen Seite, die rühmenswert sind. An nichts geht sie achtlos vorüber, und von den Anfängen der Frauenbewegung bis zu ihrer heutigen Entwicklung nimmt sie alle in das Gebiet einschlagenden Phasen durch, sowohl in wirtschaftlicher als sozialer, politischer und rechtlicher Hinsicht. Es lassen sich in kurzer kritischer Beurteilung die Vorzüge dieses Werkes nicht im einzelnen aufzählen, aber als einen sicheren Führer durch die verzweigten Pfade dieser bedeutungsvollsten Fragen im Frauenleben unserer Zeit ist es auf das wärmste zu empfehlen.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**) Verlag Alfred Schall, Berlin.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Horatio.

Die Jahresabschlüsse unserer großen Montanwerke, die im Spätsommer und im Herbst eines jeden Jahres Revue passieren, fallen diesmal in eine Zeit, in der die Sorge um die ungewisse Zukunft die Genugtuung über die erfolg-

und ertragreiche Vergangenheit schmälern und verdunkeln muß. Fast während des ganzen Jahres 1912/13 herrschte bei den Werken noch Hochkonjunkturbetrieb, und erst als man in den Hauptbüchern 1913/14 schrieb, fingen die Aufträge an, spärlicher einzugehen, fingen die Preise an sich zu senken. Die Verwaltung einer Aktiengesellschaft, die so zwischen Tür und Angel steht, die — wenn sie zurückblickt — auf glänzende Verdienste, Rekordergebnisse und zum Teil auf gefüllte Kassen sieht, der dagegen — wenn sie nach vorwärts schaut — bange Zweifel über die Bilanz des nächsten Jahres aufsteigen, steht vor einer schwierigen Aufgabe. Wie weit soll sie den Wünschen der Aktionäre nachgeben, die eine möglichst fette Dividende wünschen und dabei, wenn auch nicht das moralische, so doch das formale Recht auf ihrer Seite haben, das ja den ganzen verteilbaren Reingewinn als Dividende auszuschütten befiehlt, wie weit sollen sie ans Sparen denken, das der Gesellschaft in schlechten Zeiten das Fortkommen erleichtert? Wenn die Aktionäre, die sich wirklich als Beteiligte der Gesellschaften fühlen, in den Generalversammlungen zu Worte kommen würden und das Wort zu führen verständen, wäre die Sache höchst einfach. Wer dauernd Aktionär einer Gesellschaft sein will, braucht eine dauernde und möglichst gleichmäßige Rentabilität. Ganz anders die Börsenleute, die nicht auf die Dividende sehen, sondern auf den Kurs, denen eine höhere Dividende die Basis für eine zehnmal so große Kurssteigerung bietet. Sie fühlen sich nicht als Beteiligte der Gesellschaft, sondern sie wollen mit dem Erfolg oder auch mit dem Mißerfolg der Gesellschaft spekulieren, ihnen ist darum nicht eine ruhige Fortentwickelung, sondern ein sprunghafter Wechsel in den Geschicken der Gesellschaft erwünscht und dienlich. Es zeigt sich nun in der Gestaltung unserer Kapitalmärkte die merkwürdige Anomalie, daß die großen, maßgebenden Aktienunternehmungen sich langsam, aber sicher, nach der Seite der ruhigen Stabilität der Erträgnisse hin entwickeln, während aus den dauernden, seßhaften Aktionären immer mehr bewegliche, veränderungssüchtige und profithungrige Spekulanten werden. Die Aktionäre verlieren die Solidität, die Gesellschaften gewinnen sie. Seit die Gesellschaften, deren Papiere an den Ultimomärkten notiert werden, sich finanziell und betrieblich vielfach so konsolidiert haben, daß bei ihnen große Sprünge und große Phantasien nur in recht beschränktem Umfange möglich geblieben sind, ist die Spekulation auf der Suche nach leichtfüßigeren Papieren. Sie verschreibt sich z. B. ausländische Petroleumaktien, wie die der russischen Naphthaindustriegesellschaft Gebr. Nobel zum Berliner Ultimoverkehr, sie wandert nach dem Kassaindustrieaktienmarkt aus, auf dem immer irgend etwas los ist — die Braunkohlenhausse von Herrn Petscheks Gnaden, der Erdölaktien-Rummel, der Streit um die Permutitpatente etc. — oder sie ergeht sich gar auf dem Markte der unnotierten Werte, wo die Benz-Aktien oder die jungen und jüngsten Erdölaktien Trumpf sind.

Von den Papieren, die im Ultimogeschäft die Hauptrolle spielen, sind die Bankaktien — von wenigen Ausnahmen abgesehen — in letzter Zeit fast ganz ruhig geworden. Die Eisenbahnaktien — mit Ausnahme der quecksilbrigen Kanadashares und der aufsteigenden Aktien der Prinz Henribahn — sind es schon lange. Auch bei den großen Kohlen- und Eisenwerken ist der Stabilisierungsprozeß in vollem Gange. Gelsenkirchener, Harpener und Bochumer, Rhein-Stahl und Rombacher gehen ihren ruhigen Gang, ohne große Überraschungen und Sensationen, die Oberschlesier, voran die früher so populären

Aktien der Laurahütte, sind in den Hintergrund getreten, und selbst in der Phönix-Dividende steckt heute lange nicht mehr soviel Phantasie, wie noch vor wenigen Jahren. Ein unruhiges Element stellen die Deutsch-Luxemburger Aktien dar, denen man noch nicht so recht traut.

Viel lebhafter als auf dem Markte der Montanaktien und selbst der Elektrizitätsaktien geht es auf dem Schiffahrtsmarkte zu. Der schroffen Konjunktursenkung im Krisenjahre 1908 ist in den letzten Jahren ein unerhört glänzender Aufschwung gefolgt, der Ratenkampf zwischen Pool und Kanadagesellschaft, der Streit zwischen Hapag und Lloyd gaben noch weitere Punkte, an denen die spekulative Bewegung einhaken konnte. In der letzten Zeit enthusiasmierte die Spekulation besonders der glänzende Halbjahrsausweis des Norddeutschen Lloyd. 12 Millionen Mark Mehrverdienst, 61 Millionen Mark bereite Mittel, ein derartiges Resultat ist nicht nur dazu angetan, die Börse zu begeistern, sondern den Neid der weniger erfolgreichen Konkurrenz hervorzurufen. Denn Herr Ballin, dessen große Kanone „Imperator" vorläufig noch Unsummen an Reklame, Betriebskosten und Ausgaben für vergrößerte Bauanlagen verschlungen hat, kann nicht über ein gleich gutes Halbjahr quittieren, und während Lloydaktien ihren höchsten Kurs seit Jahren erklommen, hielten sich Hapag-Aktien bescheiden im Hintergrunde. Damit ist natürlich das letzte Wort nicht gesprochen. Während in Hamburg der zweite Imperator der Vollendung entgegengeht, legte der Bremer Lloyd seinen zweiten Columbus auf Stapel. Bis beide die Meere befahren, kann es im Schiffahrtsgewerbe wieder ganz anders aussehen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD
UND
SÜD

Nord und Süd

... Monatsschrift

... Professor Dr. ... Stein

... Kunst- und Verlagsanstalt
Schottlaender A.-G., Breslau.

Berlin W. 10 — Budapest — Kopenhagen
Grill'sche k.k. Hofbuchhandl. — Ernst & Hasselbalch.

London — Konstantinopel
... Otto Keil.

... Georg ... Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

... Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

... bei der ... Wolff, ... burg:
... Prospekt 15, Moskau: Schmiede... 12 u. ...

38. Jahrgang. Band 147. Heft 470 November 1913

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
London — Williams & Norgate.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 147. Heft 470 November 1913

Francis Hagerup,

Norwegischer Delegierter bei der zweiten Friedenskonferenz, ehemaliger Präsident des Völkerrechtsinstituts:

Die dritte Haager Friedenskonferenz.

Wenn das Wort „Friedenskonferenz" ausgesprochen wird, gibt es eine nicht geringe Anzahl von Leuten, die sofort ausrufen: Wozu neue Friedenskonferenzen? Haben nicht die schon stattgefundenen zur Genüge ihre Ohnmacht bewiesen, den Weltfrieden zu sichern oder den Wettrüstungen der großen Mächte zu steuern? Kurz nach der ersten Friedenskonferenz haben wir den langwierigen und blutigen Krieg zwischen England und den südafrikanischen Republiken, und dann ein paar Jahre später den russisch-japanischen Krieg erlebt. Nach der zweiten Friedenskonferenz kam zuerst der tripolitanische Feldzug Italiens und dann die Balkankrise mit ihrer geradezu unerhörten Verschwendung von Menschenleben! — Und die Rüstungen der Staaten haben erst recht in den seit der ersten Friedenskonferenz verflossenen Jahren einen ungeheueren Aufschwung genommen. Ist es doch dazu gekommen, daß ein englischer Staatsmann in allem Ernst die Frage aufgeworfen hat, ob nicht bald der Punkt erreicht sei, wo die Völker eher ihr Brot in Unsicherheit essen möchten, als hinter dem Schutz von Kanonen und Bajonetten zu verhungern, und daß ein anderer englischer Staatsmann neuerdings zugestanden hat, daß die Rüstungen nicht ohne Schaden für die Lebensbedingungen der Völker fortgesetzt werden können, daß aber keine Aussicht vorhanden sei, sie beschränken zu dürfen.

Diejenigen, welche glauben, durch solche Betrachtungen die Bedeutung der Haager Friedenskonferenzen ad absurdum geführt zu haben, täuschen sich über den wahren Charakter dieser Konferenzen. Zur Erklärung und zugleich zur Entschuldigung des Mißverständnisses dient aber — das muß zugestanden werden — teils das ursprüngliche Hauptprogramm der Friedenskonferenzen, teils ihr Name.

In der Initiative des russischen Zaren zur Einberufung der ersten Haager Konferenz war bekanntlich das Hauptziel: die Beschränkung der Rüstungen. Dieses Ziel erwies sich aber als unerreichbar. Sowohl die erste wie die zweite Konferenz mußten sich auf einen frommen Wunsch in dieser Beziehung beschränken.

Der Name Friedenskonferenz ruft die naheliegende Vorstellung hervor, als handelte es sich hier um ein Bestreben, das sich unter der Losung: „Die Waffen nieder" unmittelbar auf Sicherung des Weltfriedens richtete. So haben sich indes die Arbeiten der „Friedenskonferenzen" nicht gestaltet, und so können sich ihre Arbeiten nicht ersprießlich entwickeln. Der Weltfrieden ist — nach dem treffenden Ausdruck Louis Renaults*) — nicht so sehr Zweck, als vielmehr Resultat dieser Arbeiten. Der unmittelbare Zweck der Konferenzen kann nur der sein: die rechtliche Regelung der internationalen Beziehungen zu fördern und dadurch mögliche Anlässe zu internationalen Konflikten zu beseitigen.

Die hohe Bedeutung dieses Zweckes geht schon daraus hervor, daß die friedliche Schlichtung internationaler Streitigkeiten durch Schiedsgerichtsbarkeit oder irgend eine internationale Jurisdiktion, von der die Pacifisten die Realisierung ihrer Hoffnungen erwarten, überhaupt nur eine allgemeine Anwendung auf Gebieten finden kann, die Rechtsregeln unterliegen.

Daß nun die beiden ersten Friedenskonferenzen für diesen Zweck Bedeutsames geleistet haben, wird kein unparteiischer Beurteiler leugnen können. Sie haben — um nur einige Hauptpunkte zu erwähnen — durch ihre Regelung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und der internationalen Untersuchungskommissionen Mittel zu friedlicher Beilegung der Staatenstreitigkeiten geschaffen, die in den seit der ersten Konferenz verflossenen vierzehn Jahren immer ausgiebiger benutzt worden sind. Sie haben für den Landkrieg Regeln aufgestellt, die in weitem Maße den Anforderungen der Menschlichkeit Rechnung tragen; sie haben die Grundsätze der Genfer Konvention betreffend die Behandlung der Kranken und Verwundeten auf den Seekrieg ausgedehnt. Und sie haben in manchen Beziehungen die Stellung der neutralen Staaten sicherer gestellt. Dies alles in Einzelheiten nachzuweisen, würde zu weit führen, und es ist dies nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Hier kommt es mir eher darauf an, zu zeigen, welche Aufgaben die beiden früheren Konferenzen ungelöst hinterlassen und einer dritten Konferenz als Arbeitsstoff überbunden haben.

Zuvörderst aber ein paar Worte über das, was meines Erachtens nicht geeignet ist, auf die Tagesordnung einer neuen Konferenz gesetzt zu werden.

Dazu rechne ich in erster Linie die Rüstungsfrage. Nicht deshalb, weil ich diese Frage ernster Erwägung für unwert hielte oder glaubte, daß es ausgeschlossen sei, eine internationale Verständigung über diese Frage dermaleinst zu erzielen (Äußerungen, die neuerdings von maßgebenden Stellen in den Parlamenten zweier der größten Staaten Europas gefallen sind, beweisen vielmehr, daß eine derartige pessimistische Anschauungsweise nicht angebracht wäre).

---

*) Siehe die von der Redaktion der „Vrede door Recht" herausgegebene Denkschrift „Le Palais de la Paix" (1913) S. 47.

Aber die Erfahrungen haben den zureichenden Beweis dafür erbracht, daß die Haager Konferenzen für die Bewältigung dieses Problemes nicht das geeignete Forum sind. Es dürfte besser besonderen Konferenzen überlassen bleiben. Und so energisch ich auch den Standpunkt vertrete, daß alle diplomatischen Völkerrechtskonferenzen im ausgedehntesten Maße international sein sollen, so bin ich doch der Meinung, daß die Rüstungsfrage am besten einer Großmächtekonferenz vorbehalten bleibt. Für die Staaten zweiten Ranges ist die Notwendigkeit erhöhter Wehrkraft gewissermaßen eine abgeleitete, wesentlich durch die Spannungen, die von den Rüstungen der großen Mächte erzeugt werden, hervorgerufene Notwendigkeit.

Ferner sollten außerhalb des Programms einer dritten Haager Konferenz die Fragen bleiben, über welche sich die Mächte in neuester Zeit bereits verständigt haben. Das gilt besonders von dem Haager Abkommen von 1907, das die Stellung der Neutralen im Land- und Seekrieg behandelt, und von den in der Londoner Deklaration von 1909 enthaltenen Regeln über Kriegskonterbande und Blockade. Wenn man auch diese internationalen Vereinbarungen nicht in jeder Beziehung befriedigend finden mag, so muß es doch für jeden, der von den vorangegangenen Verhandlungen Kenntnis genommen hat, feststehen, daß diese den zur Zeit erreichbaren Fortschritt auf diesem Gebiete bezeichnen, und daß es nicht nur nutzlos, sondern auch für das schon Erreichte gefährlich sein würde, wenn man den Inhalt dieser Vereinbarungen schon jetzt in Frage stellen würde. Die Bestrebungen müssen vielmehr darauf gerichtet sein, die Hindernisse zu beseitigen, welche dem Inslebentreten dieser Abmachungen im Wege stehen. Wenn das geschehen ist, mag eine Revision, die sich dann gewiß als wünschenswert herausstellen wird, einer entfernteren Zukunft vorbehalten bleiben.

Was bleibt denn für die dritte Haager Konferenz noch übrig? Vor allen Dingen muß hier daran erinnert werden, daß die zweite Konferenz selbst auf zwei ungelöste Aufgaben hingewiesen hat:

Erstens hat sie den Wunsch ausgesprochen, daß eine folgende Konferenz ein Reglement für den Seekrieg ausarbeiten möge, ähnlich dem auf der ersten Haager Konferenz angenommenen und auf der zweiten revidierten Reglement für den Landkrieg. Eine bedeutende Vorarbeit für eine solche internationale Regelung des Seekrieges hat das Völkerrechtsinstitut geliefert, indem es auf seiner diesjährigen Versammlung in Oxford den Entwurf eines Handbuches des Seekriegsrechts angenommen hat.

Zweitens hat die letzte Haager Konferenz bekanntlich einen Konventionsentwurf betreffend die Errichtung eines permanenten Gerichtshofes für Streitfälle unter Staaten ausgearbeitet. Dieser Entwurf enthält aber eine sehr wesentliche Lücke, deren Ausfüllung weiteren internationalen Verhandlungen überlassen bleiben mußte: er enthält keine Bestimmungen über die Zusammensetzung des Gerichtshofes. Man konnte sich nicht über eine Regelung einigen,

die dem Prinzip der rechtlichen Gleichstellung aller souveränen Staaten gerecht wurde. Das Problem ist gewiß schwierig, aber durchaus nicht unlösbar; und der Fortschritt, den vom völkerrechtlichen Standpunkt aus die Einsetzung einer permanenten internationalen Jurisdiktion darbieten würde, ist so wesentlich, daß ein neuer Versuch einer solchen Lösung als unabweisliche Aufgabe einer neuen Konferenz erscheint.

Dazu kommt, daß in neuerer Zeit das praktische Bedürfnis einer Erweiterung des Wirkungskreises einer solchen Jurisdiktion sich stark fühlbar gemacht hat. Bisher hat man auf diesem Gebiet immer nur auf solche Streitfälle Rücksicht genommen, wo von Staaten als Prozeßparteien die Rede ist. Aber auch für Streitfälle zwischen einem Staat und den Untertanen eines anderen Staates bedarf man einer internationalen Instanz, und dasselbe gilt für alle Fragen von der Rechtsstellung privater Personen oder privater Ansprüche gemäß internationaler Konventionen (wie z. B. der Haager Abkommen, betreffend das internationale Privatrecht, der Berner Konvention u. a. m.). Eine Erweiterung der internationalen Jurisdiktion, die auf solche Streitfälle Rücksicht nimmt, ist deshalb, besonders von deutscher Seite, beantragt worden und wird geeignet sein, den Erwägungen einer dritten Haager Konferenz unterbreitet zu werden.

Neben diesen von der zweiten Haager Konferenz angeregten Fragen sind von verschiedenen Seiten eine Reihe von Vorschlägen gemacht worden, die auf die Tagesordnung einer dritten Konferenz abzielen. Das Völkerrechtsinstitut beschloß in seiner Sitzung in Paris 1910, eine Kommission mit der Aufgabe zu betrauen, einen Bericht darüber abzugeben, welche Fragen sich als Programm für eine dritte Haager Konferenz eignen würden. Der Bericht dieser Kommission wurde von dem Institut in seiner Sitzung in Christiania im vorigen Jahre einstimmig angenommen. Die Kommission hatte eine Liste von zwölf Fragen aufgestellt, die in Anbetracht der nächsten Friedenskonferenz dem besonderen Studium anempfohlen wurden. Außer der schon oben erwähnten, findet man unter diesen Fragen folgende von allgemeinerem Interesse: Weitere Entwickelung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit (mit besonderer Rücksicht auf die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit), Bestimmung der Grenze der Territorialgewässer und nähere Bestimmungen für dieselben, Reglementierung des Luftkrieges, die diplomatischen und konsularen Immunitäten, die Kompetenz der Gerichte fremden Staaten gegenüber, die Wirkung schiedsrichterlicher Entscheidungen für die nationalen Gerichte und Behörden u. m. a. — Auch die interparlamentarische Union hat mehrere Vorschläge für die dritte Haager Konferenz gemacht. Unter diesen dürfte besonders die Frage einer näheren Regelung und Organisation der internationalen Vermittlung Aufmerksamkeit verdienen. Sowohl von der interparlamentarischen Union, wie von dem Völkerrechtsinstitut ist die Ausarbeitung eines Reglements für die permanente Organisation der Friedenskonferenzen beschlossen worden.

Wenn eine dritte Haager Konferenz auch nur eine beschränkte Zahl dieser Fragen, die teilweise sehr dringend sind, zur Lösung bringen könnte, würde sie ihre Daseinsberechtigung bewiesen haben. Aber noch mehr Bedeutung als die einzelnen völkerrechtlichen Ergebnisse würde die Tatsache haben, daß überhaupt eine neue Konferenz zusammengetreten ist, und daß dadurch bezeugt wird, daß diese Konferenzen nicht vereinzelte Erscheinungen geblieben, sondern ein konstantes Element im internationalen Leben geworden sind, und daß dadurch die erste Grundlage für eine wahre Organisation der zivilisierten Völkergemeinschaft geschaffen ist. Um eine solche durchzuführen, würde allerdings eine gewisse Reorganisation dieser Konferenzen im Sinne des oben angedeuteten Vorschlages des Völkerrechtsinstituts und der interparlamentarischen Union erforderlich sein. Es muß ein Band zwischen den einzelnen Konferenzen geschaffen werden, wodurch die Permanenz ihrer Organisation und die Kontinuität ihrer Arbeiten gesichert werden könnten.

Die hohe Bedeutung einer fortgesetzten Tätigkeit der Haager Konferenzen drängte sich mit großer Stärke allen Teilnehmern an der zweiten Konferenz auf; und diese sprachen bekanntlich einstimmig den Wunsch aus, daß nach einem ähnlichen Zeitraum, wie dem zwischen der ersten und der zweiten Konferenz verflossenen, eine dritte Konferenz einberufen werden möchte, und daß die Organisation und die Arbeiten dieser dritten Konferenz durch eine internationale Kommission vorbereitet werden sollten.

Es kann meines Erachtens gar nicht bezweifelt werden, daß die Regierungen diesen einstimmigen Wunsch ihrer eigenen bevollmächtigten Delegierten erfüllen müssen und erfüllen werden. Im wörtlichen Sinne wird es allerdings kaum mehr möglich sein, denn nach dem Wortlaut des Wunsches sollte die neue Konferenz im Jahre 1915 einberufen werden; und so rasch wird die von der zweiten Konferenz gewünschte internationale Vorbereitung, die noch nicht in Angriff genommen ist, nicht fertig werden können. Aber diese Verspätung hat erklärliche Ursachen, die hoffentlich vorübergehender Natur sind:

Erstens ist die gesamte politische Lage in den letzten Jahren der Vorbereitung einer Friedenskonferenz nicht günstig gewesen. Selbst wenn man meinen möchte, daß das Zusammentreten einer Konferenz mit dem Zweck, die Weiterentwickelung des Völkerrechts zu fördern, nicht notwendigerweise durch kriegerische Wirren verhindert zu werden braucht, so muß doch zugegeben werden, daß die Kabinette augenblicklich die Hände zu voll haben, um auch noch die schwierige Vorbereitung einer großen internationalen diplomatischen Konferenz in Angriff zu nehmen.

Zweitens hat man von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß es nicht angemessen erscheint, zu einer d r i t t e n Haager Konferenz zu schreiten, ehe noch die wichtigsten Beschlüsse der z w e i t e n Konferenz ins Leben getreten sind. Der bedeutungsvollste Beschluß der zweiten Haager Konferenz war ohne Zweifel

die Konvention betreffend die Errichtung eines internationalen Berufungsgerichtshofes in Prisensachen. Diese Konvention ist bisher noch nicht ratifiziert worden, und damit verhält es sich folgendermaßen: Die englische Regierung fand es notwendig, ehe dieser Gerichtshof ins Leben trat, die Regeln, nach denen er urteilen soll, durch eine internationale Vereinbarung näher festzulegen. Zu diesem Zwecke wurde 1908 eine Anzahl der größeren Mächte zu einer Konferenz in London eingeladen, und das Ergebnis war die sogenannte, oben schon erwähnte Londoner Deklaration. Es ist aber bisher der englischen Regierung nicht gelungen, die Zustimmung des englischen Parlaments zur Ratifizierung dieser Deklaration zu erhalten. Sie ist auf den Widerstand des Oberhauses gestoßen. Dadurch ist nun einstweilen die ganze Friedenskonferenzbewegung ins Stocken geraten. Daß aber die englische Regierung nicht gewillt ist, die Sache fallen zu lassen, ist wiederholt von maßgebender Stelle ausgesprochen worden. Und daß der Widerstand schließlich gebrochen werden wird, darf man vielleicht aus folgenden Umständen schließen.

England brachte selbst (neben Deutschland) den Vorschlag eines internationalen Prisengerichtshofes vor die zweite Haager Konferenz, und bei dem Schluß derselben bezeichnete der erste englische Delegierte, Sir Edward Frey, die Durchführung dieses Vorschlages als das größte Ereignis der Konferenz, eine Errungenschaft, die an sich allein die Einberufung der Konferenz gerechtfertigt haben würde. England ist es ferner, wie soeben erwähnt, dem die Initiative zur Londoner Deklaration zu verdanken ist. Bei dieser Sachlage würde — wie auch in der gegen die Regierung sowie gegen die Londoner Deklaration und den Prisengerichtshof abgünstigen Tagespresse (z. B. „Times" im Februar 1910) hervorgehoben worden ist —, „Großbritannien eine sehr schwere Verantwortung auf sich laden, wenn es die Ergebnisse langer internationaler Verhandlungen zu nichte werden ließe, in denen es eine führende Rolle gespielt und in vielen wichtigen Punkten die oft widerstrebende Zustimmung anderer Mächte zu seinen Ansichten gesichert hat."

Der sachliche Widerstand gegen die Deklaration rührt teils von kaufmännischen, teils von see-militärischen Kreisen her. Der kaufmännische Widerstand beruht teilweise auf Mißverständnissen, die aufgeklärt worden sind, teilweise auf der durch einen etwas unklaren Ausdruck in der Bestimmung des Art. 34 über Lebensmittel als Kriegskonterbande veranlaßten Furcht, England könnte unter gewissen Umständen während eines Krieges ausgehungert werden. Über den betreffenden Ausdruck („Verpflegungsbasis") scheint in der Tat unter den Delegierten bei der Konferenz kein Zweifel zu bestehen, und es dürfte deshalb nicht ausgeschlossen sein, daß eine offizielle Interpretation, die jede derartige Furcht beseitigt, gleichzeitig mit der Ratifikation festgestellt werden könnte. Bei der Sitzung des Comité maritime international in Kopenhagen im Mai dieses Jahres erklärten maßgebende Vertreter englischer Schiffahrtsinteressenten, daß,

falls eine solche Interpretation allgemein angenommen würde, nach ihrer Ansicht die Ratifikation der Londoner Deklaration wünschenswert wäre.

Etwas komplizierter sind die Ursachen des Widerstandes seitens der englischen Seeoffiziere. Es ist aber beachtenswert, daß fast jeder Fortschritt im modernen Seekriegsrecht mit ähnlichen Widerständen zu kämpfen hatte. Als die zweite bewaffnete Neutralitätsalliance das Prinzip aufstellte, daß feindliches Gut auf neutralen Schiffen unangreifbar sein sollte, sprach Lord Nelson sich dahin aus: daß dieses Prinzip so ungeheuerlich und so schädlich für die maritimen Interessen Englands sei, daß, wenn die Alliancemächte es festhielten, England nicht den Krieg beenden dürfe, solange sich ein einziger Mann, ein einziger Schilling oder ein einziger Tropfen Blut im Land noch fände. Diese Philippica ihres größten Seehelden hinderte England schließlich nicht, durch die Pariser Deklaration von 1856 dem genannten Prinzip beizutreten. Und so darf man wohl auch voraussetzen, daß der Widerstand der heutigen Admiräle keine nachhaltigere Wirkung ausüben wird.

Dr. phil. B. Ischchanian: Warum gibt es in Armenien keine nationale Bewegung?

(Ein Beitrag zur Klärung der politischen Lage in Kleinasien.)

I.

Man wirft den Armeniern vor, sie besäßen kein politisches Selbstbewußtsein, lägen im tiefsten Schlummer und könnten sich selbst nicht helfen, sich sogar in dem Augenblick nicht befreien, da sie Aussicht hätten, ihre nationale Bewegung mit Erfolg zu krönen. Es ist in der Tat merkwürdig, daß in den neunziger Jahren und im Anfang unseres Jahrhunderts, bis 1904, gerade damals, als die unterdrückten Völker keine Aussicht haben konnten, sich von der Gewaltherrschaft des alten Abdul Hamid zu befreien, in Armenien eine beständige Gärung vor sich ging. Solche verlustreiche Schlacht, wie die armenischen „Heiduken" (revolutionäre Freischaren) der türkischen Armee im Tal Chanassor bereitet haben, oder jener hartnäckige Widerstand, den die Heidukengruppe unter dem Kommando des bekannten Führers Andranik während der Belagerung der Stadt Wan geleistet hatte, und schließlich solche entschlossene Kühnheit, wie die Eroberung und Sprengung der „Banque Ottomane" in Konstantinopel durch die Armenier (1895) war, — das sind Taten, die von einem nationalen Be-

freiungsdrang Zeugnis ablegen dürften. Aber alles dieses blieb vollständig aussichtslos, denn damals konnte man weder durch eigene Faust, noch durch diplomatische Kunstmittel von außen an die Möglichkeit der nationalen Unabhängigkeit oder gar an die Durchführung der von der Regierung versprochenen Reformen denken. Im Gegenteil, die staatsmännische Klugheit eines Hamid benutzte alle diese Aufstandsversuche als Vorwand für chronische und wohlorganisierte Massenmetzeleien der Armenier, nicht nur in entlegenen Wilajets Ostanatoliens, sondern auch vor der Nase Europas, in der türkischen Residenzstadt. Selbst dann rührten die Mächte keinen Finger, als es galt, auf Kosten der 300 000 massakrierten unschuldigen Opfer ihre durch den 61. Artikel des Berliner Vertrages garantierten Reformen in Armenien durchführen zu lassen.

Wie liegen aber die Verhältnisse heute? Es sind bereits zwei Jahre seit dem türkisch-italienischen Kriege und dem großen albanischen Aufstand verflossen. Seitdem hat das jungtürkische Reich die größte Krisis, voll von inneren Wirren und äußeren vernichtenden Katastrophen, erlebt. Seit November des vorigen Jahres war Kleinasien von türkischen Soldaten entleert; die Regierung konzentrierte die ganze Heeresmacht auf die Schlachtfelder der Balkanhalbinsel.

Ist es nun nicht ein Rätsel, daß die Armenier diesen so überaus günstigen Moment verpaßt haben? Gerade zu der Zeit, da jede nationale Bewegung politisch so bedeutungsvoll sein konnte, hörte man von Ostanatolien absolut nichts; auch kein schwacher Versuch wurde dort gemacht. Die Armenier sahen es ruhig mit an, wie ihre gestrigen Leidensgenossen, Albanien und Mazedonien, durch die zerschmetternden Niederlagen der Türkei befreit wurden. Nicht um ein selbständiges Tun und Handeln zur Hebung der nationalen Widerstandskräfte handelte es sich in Armenien, sondern um die große Sorge, was für ein jammervolles Schicksal sie erwarten würde, wenn die fanatisch wütenden Soldaten nach dem Kriege aus Thrazien wieder nach Kleinasien zurückkommen würden: sie würden ihre Rache an den Armeniern nehmen. Wie man sieht, dachten die Armenier nicht an aktive Bewegung, sondern an passive Selbstschutzmittel.

Der Vorwurf gegen das Schweigen der Armenier ist insoweit berechtigt, als die jungtürkische Herrschaft ihnen keinen Segen brachte. Die armenische Frage — nicht etwa eine Frage im national-kulturellen Sinne, sondern selbst im Sinne einer elementar rechtsbürgerlichen Existenzmöglichkeit, Lebens- und Eigentumssicherheit — blieb auch in der Periode des konstitutionellen Regimes vollständig ungelöst: nach wie vor blieben die Armenier wehr- und schutzlos; sie durften keine Waffen tragen, selbst nicht als Schutzmittel gegen die vandalischen Angriffe der Kurden. Seit dem Bestehen der türkischen Verfassung (1908) sind in Armenien zweimal große Massenmetzeleien durch die Kurden vorgekommen: 1910 in Adana (wo 25 000—30 000

Armenier ermordert wurden) und 1912 in Kilikien, und zwar bei ruhigem Zusehen der türkischen Behörden, ohne daß die Urheber der Massakers von der Regierung bestraft worden wären. Wir sehen hier ab von den chronischen Einzelermordungen, Mißhandlungen, Vergewaltigungen armenischer Frauen, von den systematischen Raubzügen und Aussaugungen der Kurden und von den Erpressungen auf offiziellen Wegen durch die lokalen Behörden und, was die natürlichen Folgen solcher Zustände sind, von den wieder häufig gewordenen Auswanderungen der Armenier ins Ausland. Es sind also die schlimmsten Traditionen der grauen Vergangenheit in den Grenzgebieten bis auf den heutigen Tag erhalten, ohne daß der „modernisierte" Staatsmechanismus im Zentrum sie abzuschaffen vermochte. Mit anderen Worten: es sind alle Ursachen zur Empörung und zum Aufstand der nationalen Kräfte gegen die Willkür- und Gewaltherrschaft da. Soweit ist, wie gesagt, der Vorwurf gegen die armenische Apathie berechtigt.

II.

Wollen wir aber den Tatsachen nicht ins Gesicht schlagen und der wahren Sachlage der politischen Konstellationen gerecht werden, so müssen wir die objektiven Gründe des Ausbleibens einer nationalen Bewegung in Türkisch-Armenien mit aller Unbefangenheit prüfen. Nicht in der politischen Unreife und nationalen Gleichgültigkeit sind die Ursachen dieses Ausbleibens zu suchen, sondern in der faktisch-technischen Unmöglichkeit der Ausführung einer national-revolutionären Bewegung. Denn ein Volk, dessen Befreiungsgeschichte noch vor zwei Jahrzehnten revolutionäre Parteiorganisationen geschaffen hat, die in allen Teilen Armeniens (in türkischen, russischen, persischen), ja in armenischen Kolonien (in Ägypten, Bulgarien, Amerika usw.) weitverzweigte Verbreitung fanden, und welches noch in den neunziger Jahren, wie bereits erwähnt, gegen die türkische Regierung mit Tapferkeit gekämpft hatte, — ein solches Volk mußte wohl das elementare Bewußtsein zur Erhebung der nationalen Kräfte gerade in dem historischen Moment besitzen, da es durch die gespannte Aufmerksamkeit der Mächte für die Ereignisse im nahen Orient die günstigsten Chancen auf Erfolg hatte.

Während des alten Regimes Abdul Hamids fanden die armenischen oppositionellen Gruppen auf dem legalen Boden der Türkei keinen Platz. Die Reserveplätze, von denen aus die armenischen Freischaren, mit Waffen und Munition versehen, die türkischen Grenzen überschritten und ihre unterirdische Tätigkeit in armenischen Wilajets begonnen haben, waren Rußland und Persien. Es waren zwei revolutionäre Parteien (beide heute noch bestehend): die Partei „Hintschak" (seit 1889) und „Daschnakzutjün" (seit 1892), von denen die zweite die stärkste und einflußreichste war. Die Begründer und geistigen Führer

dieser Parteien waren in der großen Mehrzahl, wenn nicht fast alle, russische Armenier. Aber auch in den Reihen der kämpfenden Heiduken waren sie numerisch überlegen. Gerade der Umstand, daß sich die geistigen und organisatorischen Kräfte dieser Parteien nur außerhalb des Heimatsterritoriums, wo der Befreiungskampf stattfinden sollte, konzentrieren konnten, wie im Kaukasus, in Persien und in Europa, hauptsächlich in Genf und Paris, noch mehr aber der Umstand, daß die technischen Kräfte, die sogenannte „Heidukenarmee" mit allen Munitionen wieder von außerhalb mit größten Schwierigkeiten eingeführt werden sollten, ist in hohem Grade bezeichnend. Die revolutionäre Bewegung in Armenien hat, dank diesen höchst ungünstigen Umständen, nie einen Massencharakter angenommen, wie dies z. B. in Mazedonien und noch mehr in Albanien der Fall war. Die lokale armenische Bevölkerung war an der Bewegung nicht aktiv beteiligt, erstens, weil sie nicht ausgerüstet war, und zweitens, was die Hauptsache ist, weil sie der Gefahr der furchtbaren Massenmetzeleien ausgesetzt war, obwohl diese nach jedem Kampf zwischen den Freischaren und der türkischen Armee regelmäßig eintraten, gleichviel ob die lokale Bevölkerung schuldig war oder nicht. Wir sehen also, daß die armenische Freiheitsbewegung schon von vornherein eine stark negative Seite hatte: sie war eine von außen regulierte und durchgeführte Bewegung.

In der Periode des türkischen konstitutionellen Regimes verschwand auch diese einzige Möglichkeit des Kampfes durch die Heiduken. Die Darlegung der Ursachen dieses letzten Faktums ist um so interessanter, als sie uns den ganzen Jammer dieses unglücklichen Volkes klar zu machen vermag. 1903/04 bis 1907/08 ist in der revolutionären Tätigkeit der armenischen Parteien (speziell der Partei „Daschnakzutjün") in der Türkei eine sozusagen gezwungene Unterbrechung eingetreten: sie konzentrierten alle ihre Kräfte im Kaukasus und entfalteten ihre Tätigkeit auf russischem Boden. Die gewaltsame Enteignung der kirchlich-nationalen Güter durch die russische Regierung (1902—1903), der schreckliche armenisch-tatarische Bürgerkrieg (1904—1906) im Kaukasus, und schließlich die russische Revolution (1905—1907) mit ihren Begleitmomenten und Folgeerscheinungen, das waren solche Momente, die armenischerseits einen Kampf nach zwei Seiten: gegen die russische Regierung und die bewaffneten tatarischen Massen, notwendig machten. Die Partei „Daschnakzutjün" („Bund") beherrschte damals das ganze armenische Leben mit zwingender Macht; sie hatte eine tüchtig disziplinierte revolutionäre Armee, deren Kern aus jenen Freischaren-Heiduken bestand, die jenseits der russischen Grenze im Kampf gegen die Türken und Kurden ihre Schulung bekommen hatten.

Da begann im Anfang 1908 eine furchtbare Verfolgung dieser Partei durch die russische Regierung. In den neunziger Jahren war sie für Rußland nicht gefährlich, weil ihre Tätigkeit ausschließlich gegen die Türkei gerichtet war. Jetzt aber stand diese armenische Partei mit den übrigen russischen revolutionären

Parteien in Verbindung und hatte besonders programmatische Forderungen gegen den russischen Absolutismus akzeptiert. Daher wurde sie mit den übrigen Parteien aufs strengste verfolgt. Die Gefängnisse der Hauptstädte vom Kaukasus, wie Tiflis, Baku, Eriwan, Jelisawetpol usw., waren mit den Angehörigen dieser Partei überfüllt, deren Untersuchungs- und Gerichtsprozeß bis 1912 dauerte. Viele entwichen nach dem Ausland, die sich erst nach der Proklamierung der türkischen Verfassung in der Türkei frei niederlassen konnten.

Durch diese Verfassung verschwand der revolutionäre Charakter der armenischen Parteien in der Türkei: sie etablierten sich als konstitutionelle Parteien, bekamen Preß- und Versammlungsfreiheit für ihre politisch-parlamentarische und national-kulturelle Tätigkeit und gaben jeden Kampf außerhalb des Parlaments für die Lösung der armenischen Frage auf. Diese letztere Frage aber, die ein Bestandteil des gesamtorientalischen Problems genau so ist, wie die mazedonische Frage, wurde aber bekanntlich durch die Einführung der türkischen Verfassung nicht gelöst. Allerdings in den ersten „honig-süßen" Monaten der neuosmanischen Konstitution redeten und schwuren die der Situation Herr gewordenen Jungtürken im Namen der Verbrüderung der nun vom alten Despotismus befreiten Nationen im gesamtottomanischen Reiche, ohne nationale und religiöse Unterschiede geltend zu machen. Das Vertrauen Europas zu der jungtürkischen Regierung war in dieser ersten Periode so groß, daß es jede Kontrolle über das Reformwerk in Mazedonien fallen ließ und dessen Schicksal den Vertretern der jungen Konstitution überließ.

Erst im Laufe der Zeit, nach der Befestigung des neuen Regimes, kam die wahre Physiognomie des Komitees der „Einheit und des Fortschrittes" der Jungtürken zum Vorschein. Die jungtürkische Partei, nach ihrem ideologischen Wesen die wahre Vertreterin des panosmanischen Nationalismus, richtete auf den Ruinen des altasiatischen Despotismus ihre „parlamentarische Diktatur" auf. Der Druck und die Vergewaltigung des alten Regimes gegen die kleinen Völker erneuerten sich in anderen, nicht minder schlimmen Formen. Wie in Armenien, so unterdrückte die Regierung auch in Mazedonien das arme Bauernvolk. „Mit eiserner Hand gingen die Jungtürken ans Werk. Eine große Heeresmacht wurde in Mazedonien gesammelt. Die Bauern wurden entwaffnet. Harte Strafen erzwangen die Auslieferung der Waffen. Die nationalen Vereine der Bulgaren und Griechen (in Mazedonien) wurden aufgelöst, die Autonomie der Kirchengemeinden aufgehoben. Die christlichen Schulen, bisher von den Kirchen geleitet, wurden unter Staatsaufsicht gestellt. Die Steuern wurden erhöht" usw. (Siehe Otto Bauer „Der Balkankrieg und die deutsche Weltpolitik", Berlin, 1912, S. 19.) Erst jetzt sehen die jungtürkischen Führer ein, wie verkehrt und verhängnisvoll ihre Nationalitätenpolitik vor dem Balkankrieg gegen die unterdrückten Völker war.

III.

Zunächst bildeten die Jungtürken einen parlamentarischen Block mit der stärksten armenischen Partei „Daschnakzutjün", um gemeinsam die Verfassung gegen die Reaktion zu schützen. Ferner gewährten sie den Armeniern alle möglichen Freiheiten, ja ließen sie sogar die berüchtigtsten Kurdenhäuptlinge — so z. B. Schakir Agha, Mir Mihe, Hussejin Phascha, Emin Phascha, Murtala Bey, Mamad Bey, Darausch Agha, die Abkömmlinge Bederchans u. a. m., welche viele armenische Ländereien beraubt, Dörfer verbrannt, zahlreiche schutzlose Armenier ermordet oder mißhandelt hatten — verhaften und in Anklagezustand versetzen. Sie versuchten auch die von den Kurden geraubten Güter wieder den Armeniern zurückzugeben. Da die Jungtürken durch solche scheinbar ernsten Maßregeln die armenische Frage angeblich für gelöst erachteten, zogen sie die Waffen der Armenier ein.

Wenn die Entwaffnung kein spezifisch-nationaler Druck gegen die Armenier (wie auch gegen die Mazedonier) war, sondern eine im allgemeinen gesetzlich bedingte Notwendigkeit, so sollten einem solchen Verfahren alle Staatsbürger ohne Unterschied unterworfen sein. Die Armenier, von denen fast nur die Bergbewohner (die bekannten „Zejtunziner") bewaffnet waren, gänzlich wehrlos machen, und alle übrigen mohammedanischen Elemente in Kleinasien, besonders die bis zu den Zähnen bewaffneten Kurden, mit keinem Finger berühren —, das war ein Verfahren, das auf den ersten Blick den Hintergrund der jungtürkischen Politik klarlegte. Eine solche tendenziöse Parteistellung der neuottomanischen Regierungsgebieter bedeutete, den wehrlosen Teil der kleinasiatischen Bevölkerung dem vollauf ausgerüsteten preisgeben.

So kam es denn auch. Das Komitee des „Fortschrittes" spielte speziell in der Nationalitätenfrage die Rolle des ausgesprochenen Rückschrittes. Es wiederholten sich nach und nach die bitteren Erfahrungen der ruhmlosen Vergangenheit. Schon nach einem Jahr wurden die verhafteten Kurdenchefs ohne gerichtliches Verfahren wieder freigelassen, und es wurden ihnen ihre früheren Machtmittel und Besitztümer zurückgegeben. Und als dann zwei Jahre nach der Verfassung, im Sommer 1910, die große armenische Massenmetzelei in Adana stattfand, ohne daß die Urheber bestraft wurden, da war kein Zweifel mehr vorhanden, daß die Ausrottungspolitik des alten Despoten gegen die Armenier durch die jungen „Konstitutionalisten" den Regierungskurs beherrscht. Abdul Hamid war zwar nicht mehr am Staatsruder, aber sein Schatten regierte in Kleinasien: der kurdische Vandalismus einerseits und die chronische Unterdrückung der Regierung andererseits gingen Hand in Hand und hinterließen in den armenischen Provinzen keine Spur mehr von der Verfassung. Die Krone der jungtürkischen Politik hamidischen Kurses bildeten die letzten Massakers der Armenier in Kilikien 1912.

Wer sollte denn unter solchen Umständen die Aufklärungsarbeit verrichten und nötige Vorbereitungen zu einer neuen nationalen Bewegung in Armenien, parallel mit den neuen Ereignissen in Albanien und Mazedonien, gegen die jungtürkische Unterdrückung treffen? Die Erkenntnis und die Enttäuschung der armenischen Parteien kamen zu spät. Es fehlte ihnen an Einsicht, das Wesen der trügerischen Versprechungen und der politischen Phraseologie ihres parlamentarischen Bundesgenossen (der Jungtürken) erkennen zu können. Das Schicksal der armenischen Parteien war besiegelt, als sie es ohne Widerstand zuließen, daß die Armenier entwaffnet wurden, während die Nachbarvölker, vor allem die Kurden, nicht berührt wurden; als sie ohne feste Garantien für den Schutz des nun vollständig wehrlos gemachten Volkes blieben. Was konnten sie also weiter leisten? Rußland war für sie völlig gesperrt; Persien ebenfalls, dank dem herrschenden Einfluß der russischen Politik in diesem Lande. Über die Grenzen dieser beiden Nachbarländer war es also unmöglich, sich Waffen zu verschaffen. Im Innern selbst ließ die türkische Regierung alle Waffenmagazine der armenischen Händler in Kleinasien konfiszieren, damit die Armenier keine Möglichkeit hätten, sich zu bewaffnen. Jeder Versuch, jede Agitation auf diesem Gebiete wurde mit eiserner Härte hamidischen Stempels unterdrückt.

Man muß einen großen Unterschied zwischen Armenien auf der einen und Albanien und Mazedonien als geographisch-ethnographische Einheiten auf der anderen Seite machen. Die Armenier sind verstreut und durch weitausgedehnte Gebirge von einander getrennt, während die Albanier und Mazedonier in ihren engen Heimatsgebieten wesentlich lokalisiert sind. Die Armenier bilden eine schwache Minderheit gegenüber allen mohammedanischen Gruppen, in deren Mitte sie leben, während die Albanier und Mazedonier in absoluter Mehrheit gegenüber den fremden Völkern in ihren Heimatprovinzen sind. Schließlich sind die Albanier und Mazedonier frei von der Nachbarschaft so barbarischer Räuberelemente, wie die Kurden in Kleinasien sind, abgesehen von den anderen, nicht minder gefährlichen und kulturfeindlichen Völkergruppen, wie die Tscherkessen, Kisilbaschen, Lasen usw. Volkselemente, die von vornherein, als Mohammedaner, auf Grund des rechtlich maßgebenden Korans in der Türkei, den christlichen Armeniern gegenüber bevorzugt sind. Sie alle, besonders die Kurden sind von jeher die reaktionären Stützen des modernen Gebäudes der türkischen Staatsmacht gewesen. Haben z. B. die Organisationen der nationalen Bewegungen in Albanien und Mazedonien nur mit einem Feind zu tun: mit der Polizei- und Heeresmacht der türkischen Regierung, so mußte jede solche Bewegung in Armenien nach zwei Fronten gerichtet sein: nach türkisch-offizieller, d. h. regierungsseitiger, und nach kurdischer. Haben ferner die Albanier und Mazedonier günstige Möglichkeiten über die Grenzen ihrer Nachbarstaaten: Serbien, Montenegro und Bulgarien, Waffen und Munition zu

schaffen und in kritischen Momenten von ihnen, wenn auch inoffiziell, unterstützt zu werden und eventuell dort Zuflucht nehmen zu können, wie dies vielfach der Fall gewesen ist, so sind die Armenier jeder auswärtigen Hilfe beraubt und im engen Rahmen der sie umgebenden blutgierigen Nachbarn bedrängt. Die türkische Regierung braucht nicht erst die Kurden gegen die Armenier zu hetzen, um einen Bürgerkrieg, besser gesagt: um eine Volksmetzelei herbeiführen zu können. Sie stehen jeden Augenblick frohgemut und rüstig da und erwarten nur die Erlaubnis der Regierung. Wenn die armenischen Wilajets von dem türkischen Heer entleert waren, so waren, als willkommener Ersatz für die Regierung, die wohlgerüsteten Kurden da. Es war nicht nur faktisch unmöglich, eine nationale Bewegung durchzuführen, d. h. an ein aktives Vorgehen gegen die Regierung mit Reformpostulaten zu denken, sondern selbst im passiven Zustande befanden sich die Armenier einer großen Gefahr ausgesetzt: die türkischen Niederlagen auf dem Balkan erregten die mohammedanischen Massen wie überall, so auch in Kleinasien mit fanatischer Wut gegen die Christen; und die vollständig wehr- und schutzlosen Armenier waren mit Recht in großer Panik, unschuldiges Racheobjekt der wütenden Türken und Kurden zu werden. Das bisherige Ausbleiben großer Massenmetzeleien unter den Armeniern während der Kriegszeit ist nicht etwa dem nie bezeugten Wohlwollen seitens der Regierung für das armenische Volk zuzuschreiben, sondern jener näher gerückten russischen Gefahr, die im Falle solcher Anarchie in Kleinasien sehr verhängnisvoll für die asiatische Türkei, speziell für das armenische Territorium werden könnte. Die türkische Regierung sah den Ernst dieser Gefahr klarer als je zuvor ein.

IV.

Angesichts aller dieser Umstände ist es nun begreiflich, warum im Laufe selbst der furchtbaren Katastrophen der türkischen Armee in den vernichtenden Schlachten auf dem Balkan keine nationale Bewegung in Armenien zustande kam. Wohlgemerkt: an dem Ausbleiben solcher Bewegung sind nicht ideelle Gründe schuld: weder das politische Selbstbewußtsein des armenischen Volkes bezw. der armenischen Parteien, noch der Umstand, daß sie es nicht wollten, weil sie es nicht nötig hatten. Schon die Kinderstuben der politischen Erziehung lehren jene elementaren Erfahrungen, daß die Erringung der Freiheit eines unterdrückten Volkes eine gespannte Aufmerksamkeit, ein energisches Vorgehen seitens der Mächte für dieses Volk, durchweg dynamische Wirkungen einer Aktivität, einer kampfreichen und widerstandsfähigen Bewegung seitens dieses Volkes zur unerläßlichen Voraussetzung haben. An dem Ausbleiben einer solchen — lediglich zum reformerischen Zwecke durchgeführten — Bewegung waren also jene von uns geschilderten objektiven Bedingungen schuld, die jedes Wollen und Wünschen, Sehnen und

Streben eines gemarterten Volkes mit eiserner Härte und zwingender Macht schon im Keime zu ersticken vermochten.

Was erwartet also die Armenier nach der Konsoliderung der neuen Reichsverhältnisse in der Türkei?

Die Verhandlungen unter den Mächten bezüglich der Durchführung der Reformen in Kleinasien gehen nur langsam und schwankend vorwärts. Das Erfreulichste an allem ist die Tatsache, daß Deutschland, welches industriell, kommerziell wie auch allgemein-kulturell an den wunden Punkten Anatoliens interessiert ist, sich jetzt begreiflicherweise nicht mehr so indifferent den kleinasiatischen Zuständen gegenüber verhält, wie das früher der Fall war. Das lebhafte Interesse Deutschlands an Anatolien hat auch im Auslande, besonders in Rußland, Beachtung gefunden. Am 6. Juni (alten Stils) hat Prof. Miljukow, der bekannte Führer der Kadettenpartei, in der russischen Reichsduma mit Pathos hervorgehoben, wie Deutschland sich auf einmal mit dem Schicksal Armeniens befaßt und sich dafür interessiert, wie es feste Stützpunkte in anatolischen Wilajets zu suchen im Begriffe ist. „Deutschland — sagte er unter anderem — hat uns die Augen geöffnet, während wir eigentlich allen voran gehen sollten . . . ."

Der letzte englisch-türkische Vertrag hat nähere Beziehungen zwischen England und Deutschland auch zugunsten eines kleinasiatischen Reformwerkes geknüpft. Das lebhafte Interesse der beiden Industriestaaten, normale Ordnung in denjenigen Gebieten herzustellen, wo sie berufen sind, kolonial-wirtschaftlich eine hervorragende Rolle zu spielen, hat zugleich eine große politische Bedeutung dadurch erlangt, daß der durch den Kuweit-Basra-Vertrag angekündigte Unantastbarkeitsgrundsatz Kleinasiens jede Gefahr russischerseits beseitigt.

Gerade dadurch hat das armenische Territorium den Charakter eines Zankapfels des Interessengewichts zwischen England und Deutschland einerseits und Rußland andererseits bekommen: ein Zankapfel zwischen dem Erhaltungsprinzip der beiden Industriemächte und den Aneignungstendenzen Rußlands. Hat es an Aktivität und energischem Vorgehen der nationalen Kräfte bei den Armeniern gefehlt, so sind die Verhältnisse gegenwärtig in Kleinasien unter den Großmächten so gestaltet, daß nur die Regelung der schwebenden Lage der armenischen Provinzen ein Interessengleichgewicht der Mächte herbeizuführen vermag. Wenn daher die Frage des armenischen Volkes jahrzehntelang in den diplomatischen Verhandlungen totgeschwiegen worden ist; wenn, nach einem charakteristischen Ausdruck Sir Edward Greys, „die Mächte bisher gewünscht haben, es zu vermeiden, daß aus den Unruhen und Massakers in Armenien eine politische Frage gemacht wird", so wird jetzt und künftighin die Frage des armenischen Territoriums dem europäischen Konzert Veranlassung zur politischen Aktion geben.

Beim kaltblütigen Kalkül der ökonomischen Interessen und politischen

Einflußsphäre und im sachlichen Grundton der diplomatischen Erwägungen kommt gewöhnlich nicht so sehr das nationale Schicksal eines unterdrückten Volkes in Betracht, sondern in erster Linie der Maßstab der realen Wertgüter des von dem betreffenden Volk bewohnten Erdteiles. Wenn die Armenier in ihrer idealistischen Naivität gehofft hatten, mit ihren tränenreichen Bittschriften an Europa im Namen der Menschen- und Christenliebe bei der Diplomatie etwas erreichen zu können, so müssen sie jetzt, nach den 35jährigen — seit dem Berliner Vertrag von 1878 — bitteren Erfahrungen einsehen, daß nicht ihr Volksschicksal, sondern ihr Landesschicksal Europa in der Hauptsache deshalb interessiert, weil auf ihrem Territorium Interessenfragen der Großmächte eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen sind.

Spiridion Gopčević: Albanien und die Schkipetaren.

Die Großmächte haben unter der Einwirkung Österreichs und Italiens die Errichtung eines unabhängigen Fürstentums Albanien beschlossen, welches fast ganz Oberalbanien und den größten Teil von Unteralbanien umfassen soll. Es fragt sich nun, ob das neue Fürstentum im Sinne des europäischen Friedens eine glückliche Schöpfung war oder nicht. Zu diesem Zweck müssen wir uns aber vorerst über Land und Volk klar werden. Da ich beides durch längeren Aufenthalt und vertrauten Verkehr kenne (vergl. mein Werk über „Oberalbanien"), glaube ich berechtigt zu sein, den Lesern von „Nord und Süd" darüber Aufschluß zu geben.

Das Land selbst ist ebenso verschiedenartig wie seine Bewohner. Im ganzen sehr gebirgig, enthält es doch größere oder kleinere und sehr fruchtbare Ebenen und Täler, und mit der Zeit könnte es wohl ein Kulturfaktor werden. Das dürfte aber bei dem Charakter der Albanesen wohl mindestens ein halbes Jahrhundert dauern. Das Klima ist ein sehr kontrastreiches. Im allgemeinen wohl sehr gesund (Durazzo und die Sumpfgegenden ausgenommen), leidet Albanien unter dem Umstand, daß im Sommer die Hitze und im Winter die Kälte besonders empfindlich sind und ebenso die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht.

Unter den Bodenprodukten müssen Getreide, Mais, Hafer, Gerste und Bohnen in erster Linie genannt werden. Leider werden die vielen fruchtbaren Ebenen und Täler infolge der Faulheit der Albanesen nur schlecht bebaut*).

*) In Tirana sagten mir die Geistlichen, daß man jährlich zweimal ernte, was mir aber doch etwas unwahrscheinlich vorkommt.

Die wunderbare riesige Ebene Fuscha Stoji z. B., die sich von Schkodra (Skutari) bis zu den Seebuchten erstreckt, ist mit wenigen Ausnahmen ganz unbebaut, und die Albanesen begnügen sich, das daselbst wachsende Unkraut als Viehfutter zu verwenden! Getreide wird nur in den Ebenen gebaut. Im Gebirge ersetzt man es durch Mais, aus dem die Leute ein ausgezeichnetes Brot zu backen verstehen. Hanf und Tabak werden in letzter Zeit immer mehr gebaut. Kirschen, Feigen, Pfirsiche und namentlich Weintrauben und Oliven sind vorzüglich. Verstünde man die Kunst, guten Wein zu erzeugen, so würde der albanesische bald geschätzt sein. Ebenso das Olivenöl, das dem besten der Welt gleichkommt. Die ausgedehnten Wälder liefern Bauholz, das nach Malta, Genua und Tunis ausgeführt wird. Man findet Eichen, Tannen, Fichten, Nußbäume, Ulmen und Buchen. Das „Fustel" (Gelbholz) liefert Färbematerial in großen Mengen.

Ob Albanien Metallreichtum besitzt, könnte man erst nach geologischer Durchforschung sagen. Tatsache ist, daß im Altertum Goldminen im Lande der „Pirusten" (Mittelalbanien) bekannt waren. Heute sind sie vergessen. Aus einem venezianischen Dokument des Jahres 1595 ist ersichtlich, daß auch drei Silbergruben damals ausgebeutet wurden, deren eine auch Gold enthielt. Es sollen in Miredita auch Kohlenflöze vorhanden sein, welche von den Bewohnern geheim gehalten werden — „um unbelästigt zu bleiben"!

Den Hauptreichtum der Bevölkerung bilden die zahlreichen Viehherden, namentlich aus Hammeln, Ziegen und Schafen bestehend. In den Ebenen hält man auch Büffel, Ochsen und Kühe, die ersteren als Zugtiere. Ausdauernde Maultiere und kleine Gebirgspferde vermitteln den Verkehr, und die Christen züchten auch die von den Mohammedanern so verpönten Schweine. Bienenzucht und Seidenkultur haben einen großen Umfang angenommen.

An gefährlichen Tieren wären nur die wenigen Bären, Wölfe und Eber zu erwähnen, die gegen die viel gefährlicheren unzähligen Wanzen, Flöhe und Läuse gar nicht in Betracht kommen. Auch Skorpione machen sich oft unangenehm bemerkbar. An zahmen Jagdtieren seien Hasen, Rebhühner, Wachteln und Schnepfen erwähnt. Am Skutari-See auch Wasservögel, namentlich Wildenten. Fische gibt es in den Flüssen und Seen massenhaft, namentlich die „Scoranze" (sardellenartige Fische des Skutari-Sees), Aale, Karpfen, Hechte und Forellen. Ein eigentümlicher Fisch ist der ebenfalls im Skutari-See vorkommende „Tschef", von dem große Mengen geräuchert ausgeführt werden.

Die Albanesen dürften im ganzen anderthalb Millionen Seelen zählen, von denen aber viele außerhalb der Grenzen des neuen Fürstentums wohnen. (In Italien z. B. allein 100 000, in Serbien und Montenegro jetzt vielleicht 200 000 und in Griechenland sicherlich über eine halbe Million.) Im Fürstentum dürften kaum mehr als 600 000 vorhanden sein und diese zerfallen in zwei ethno-

graphisch ganz verschiedene Völker: die Gegen und die Tosken. Erstere sind (wie die historischen Untersuchungen und die durch Prof. Dr. Hopf entdeckten Dokumente unwiderleglich beweisen) albanisierte Serben, die noch zur Zeit Skanderbegs serbisch sprachen. Viele der heute als „Schkipetaren" betrachteten Malisoren-Stämme haben erst vor einem Jahrhundert ihre Nationalität gewechselt — meist um der Bedrückung durch die Türken zu entgehen, unter deren Herrschaft der Serbe besonders verhaßt war, weil man ihn als beständigen Rebellen und Aufwiegler betrachtete, während der Albanese vom Türken stets gefürchtet war. (Eine weitere Folge dieses Verhältnisses ist die Tatsache, daß die in Makedonien lebenden Serben sich für „Bulgaren" ausgaben, um von den Türken, welche die Bulgaren für harmlose, friedfertige Rajah ansahen, unbelästigt zu bleiben.)

Wenn also die Gegen, ethnographisch betrachtet, albanisierte Serben sind (bei meiner Bereisung von Makedonien teilte man mir mit, daß es in Mittelalbanien noch zirka 20 000 Kryptoserben gäbe, die öffentlich als mohammedanische Schkipetaren gelten, aber insgeheim serbisch sprechen und Christen sind), so gilt dies nicht für die Tosken, welche Unteralbanien (d. h. das Land südlich des Schkumbi, den Epirus) und Griechenland, einschließlich der griechischen Inseln, bewohnen. Diese sind zweifellos die Nachkommen der alten Pelasger und vielleicht auch der Makedonier aus Alexanders des Großen Zeit, bezw. in Griechenland und auf den Inseln die Nachkommen der Heloten. Denn abgesehen davon, daß das Albanesische, besonders das Toskische, offenbar eine uralte Sprache ist, die an Alter sicher mit dem Baskischen und Gälischen wetteifern kann, weiß die Geschichte nichts von einer Einwanderung der Albanesen oder deren Zügen nach den Inseln zu berichten. Sie müssen also Ureinwohner sein, und, da sie nicht Hellenen sind, jenes Volk, das von den Hellenen bei ihrer Einwanderung in Griechenland vorgefunden und zu Heloten gemacht wurde; also die alten Pelasger. Anders wäre es nicht zu erklären, daß ich auf den Inseln Hydra und Spetsai, ja sogar in der nächsten Nähe von Athen, bei Tatoi, die Leute nicht griechisch, sondern toskisch reden hörte! Fast 50 000 der in Griechenland lebenden Albanesen können überhaupt nicht griechisch, während eine halbe Million beide Sprachen spricht.

Die Tosken sind meist griechische Parteigänger und ihre Vereinigung mit Griechenland wäre kaum auf Widerstand seitens der Bevölkerung gestoßen. Im Gegenteil, ich glaube, daß die Mehrzahl mit derselben einverstanden gewesen wäre. Denn schon im griechischen Freiheitskampfe kämpften die Tosken zusammen mit den Griechen gegen die Türken (natürlich nur der christliche Teil) und viele der gefeierten griechischen Helden (z. B. Marko Bótzaris) waren keine Hellenen, sondern Tosken. Ebenso die Sulioten.

Ganz anders verhält es sich mit den Gegen. Diese zerfallen in vier in Charakter, Sitten und Religion verschiedene Klassen: katholische Bergbewohner

(Malisoren, Mirediten), katholische Städter, Orthodoxe und Mohammedaner. Die 54 000 Malisoren und 50 000 Mirediten — Bewohner der Gebirge im Norden und Osten — sind meist Katholiken und zwar entschieden serbischer Abstammung. Dies bezeugen außer den alten Urkunden und den Überlieferungen auch die Ortsnamen, Personennamen und Stammnamen. Von vielen Stämmen weiß man ja genau, wann sie dem Serbentum den Rücken zugewandt haben. Sie waren es, welche unter Skanderbeg den 24jährigen Kampf gegen die Türken mit solchem Ruhm ausfochten; nicht etwa die Tosken. Heute natürlich ist ihnen das Gefühl ihrer ethnographischen Abstammung gänzlich abhanden gekommen und sie hassen die Serben, namentlich die Montenegriner, weil sie mit diesen so lange Zeit Grenzstreitigkeiten hatten und in Blutrache standen, während die Türken natürlich ihr Staatsinteresse hatten, diesen Zwist und Haß zu schüren. Aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß es für die Serben gut war, daß ihr törichtes Verlangen nach Einverleibung Albaniens nicht befriedigt wurde.

Die 25 000 katholischen Städter sind die Nachkommen der alten venezianischen Kolonisten, aus der Zeit, da die Venezianer die Küstengebiete besaßen. Deshalb sprechen sie auch noch heute italienisch neben gegisch. Die gegischen Orthodoxen (nur 10 000, wozu noch die 20 000 Kryptoserben kommen) sind jene Reste der serbischen Bevölkerung, die an Religion (und teilweise Sprache) festhielten. In Unteralbanien dürfte es 50 000 toskische Orthodoxe geben. Die 110 000 gegischen und 300 000 toskischen Mohammedaner sind ebensowenig Osmanli, wie jene Bosniens, die man fälschlich als „Türken" bezeichnet, obgleich sie (die Staatsbeamten ausgenommen) gar nicht türkisch verstehen, sondern serbisch sprechen. Nun, die albanesischen Mohammedaner sind die Nachkommen jener stolzen Serben und Griechen, bezw. Tosken, die nach der Eroberung durch die Türken es nicht über sich bringen konnten, ihre Waffen und ihren Grundbesitz zu opfern. Weil nämlich die Türken die Waffen nur jenen ließen, welche zum Islam übertraten, und ebenso ihren Grundbesitz, zogen es viele vor, ihre Religion dem irdischen Vorteil zu opfern. Anfangs natürlich war der Übertritt nur ein scheinbarer, denn seine religiöse Überzeugung kann man nicht im Handumdrehen wechseln; die weiteren Generationen aber, die schon im Islam erzogen wurden, nahmen diesen ernst und wurden strenggläubige Moslemin. Von Nationalitätsbewußtsein war dann bei diesen Leuten natürlich keine Rede mehr; sie betrachteten sich als „Türken". Sie waren auch die Kerntruppen der Osmanen bis in die jüngste Zeit, namentlich nach Vernichtung der Janitscharen (welch letztere ebenfalls keine Osmanen waren, sondern Christen, die als kleine Kinder geraubt und im Islam erzogen wurden, also genau so wie die Mameluken in Ägypten).

Von den Malisoren (40 000 Katholiken, 14 000 Mohammedaner) gibt es 20 Stämme, von denen nur der Stamm der Kuči Drekalovići in

Erinnerung seiner serbischen Abstammung sich bereits 1876 freiwillig den Montenegrinern anschloß, mit ihnen gegen die Türken kämpfte und dann mit Montenegro vereinigt wurde. Die anderen Stämme, von denen viele noch ihre alten serbischen Namen führen (z. B. Krasnići, Trijepši, Šoši, Škreli, Tači, Gaši, Kopliki, Gruda, Posripa), lebten Jahrhunderte lang mit den Montenegrinern in Fehde und Blutrache, deshalb wollen sie von einer Beherrschung durch Serben nichts wissen. Die Klementi und Gruda haben ja kürzlich offen gegen ihre von den Großmächten beschlossene Einverleibung in Montenegro protestiert und gedroht, daß sie sich mit Waffengewalt widersetzen würden. Nachdem aber die Klementi keine 500 Waffenfähigen und die Gruda nur 200 besitzen, kann von ernstem Widerstand kaum die Rede sein.

Vor dem letzten Kriege, als die Albanesen mit den Türken im Streit lagen, flüchteten sich die Malissorenführer nach Montenegro, wo sie Schutz und Verpflegung fanden. Die Folge davon war, daß die Malissoren zu Beginn des letzten Krieges an der Seite Montenegros gegen die Türken kämpften, was nie zuvor der Fall gewesen war (d. h. seit 1478 nicht mehr). Bei einiger Schlauheit hätte wohl König Nikola aus der Waffenbrüderschaft eine dauernde Verbrüderung machen können. Er hätte nur den Malissoren vorschlagen sollen, daß sie unter montenegrinischer Herrschaft vollständige Autonomie behalten würden, also ihre Sprache, Religion, sozialen Einrichtungen etc. Statt dessen sprach er undiplomatisch ganz offen von einer einfachen Einverleibung des Malj-i-zij (= „Schwarzer Berg") in Montenegro, was zur Folge hatte, daß ihn die Malissoren verließen und er Skutari allein weiterbelagern konnte.

Die Mirediten sind die meist katholischen Bergstämme Mittelalbaniens und zu ihnen zählen auch die Dukadžin, Matija und teilweise Ljuma. Sie sind die Nachkommen der alten serbischen Kampfgenossen Skanderbegs, und ebensowenig wie die Malissoren erkannten sie die türkische Oberherrschaft mehr als nur nominell an. Das heißt, sie stellten Truppen nur freiwillig und gegen guten Sold oder Plünderungsfreiheit, zahlten Steuern entweder gar nicht oder nur, wenn gerade ein türkisches Heer sie erpreßte, und regierten sich nach ihrem alten Adet (Gewohnheitsrecht). Daß sie der serbischen Invasion im letzten Feldzug gar keinen Widerstand leisteten und ruhig ihre Hauptstadt Oroschi bis vor kurzem noch von den Serben besetzt halten ließen, ohne zu protestieren oder sich irgendwie gewaltsam zu widersetzen, ist mir sehr rätselhaft. Nachdem sie überaus tapfer und freiheitsliebend sind, scheint es, als ob sie entweder durch Geld gewonnen wurden oder daß sie vielleicht von den Serben solche Zusagen erhielten, wie jene, von denen ich oben erwähnt habe, daß sie den Malissoren von den Montenegrinern hätten gemacht werden sollen. Jedenfalls gibt dieses Verhalten der Mirediten zu denken. Möglich (wenn auch wenig wahrscheinlich) ist es auch, daß sie in Erinnerung an ihre serbische Abkunft sich so verhielten. Denn diese Erinnerung scheint doch nicht überall vollständig erloschen zu sein. Abgesehen von dem er-

wähnten Vorhandensein der 20 000 Kryptoserben, kann man darauf auch aus den Bittschriften schließen, die 1878 aus Albanien dem Berliner Kongreß übergeben wurden. Unter den in meinem „Makedonien und Altserbien" auf Seite 325—344 mitgeteilten Bittschriften der Bevölkerung von Makedonien und Altserbien um Vereinigung mit den „serbischen Stammesgenossen" befinden sich auch solche aus Debar und Elbassan. Debar (Dibra) allerdings liegt an der Grenze, und wenn auch die Dibraner stets als „Albanesen" angesehen wurden, fand ich doch 1888, daß sie nicht albanesisch, sondern serbisch sprachen. Elbassan aber liegt im Innern von Mittelalbanien am Schkumbi, welcher der Grenzfluß zwischen Ober- und Unteralbanien ist! Daß die Leute dort sich als Serben bezeichneten und ebenso um Einverleibung in Serbien baten, wie alle übrigen Serben von Makedonien (den sogenannten „Bulgaren"), Altserbien und Braničevo (dem heutigen Westbulgarien westlich des Isker mit Sófija, dessen Bevölkerung damals ebenfalls nicht bulgarisch, sondern serbisch sprach), das gibt zu denken! Vielleicht waren es eben jene Kryptoserben.

Noch sonderbarer erscheint es mir, daß nicht einmal die sonst so christenfeindlichen albanesischen Mohammedaner den Serben Widerstand leisteten. Die einzige Erklärung wäre der Umstand, daß vielleicht ihre ganze waffenfähige Bevölkerung in den Reihen der türkischen Armee kämpfte und in deren Niederlage verwickelt wurde. Daß die katholischen Städter sich nicht am Widerstand beteiligten, erklärt sich aus ihrer großen Feigheit.

In der Geschichte haben die Albanesen nur einmal eine Rolle gespielt, und zwar unter Skanderbeg. Aber da war der Schauplatz der Kämpfe ausschließlich Mittelalbanien. Unteralbanien spielte nur zur Zeit des Alí Pascha Tepeleni eine Rolle, als dieser sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Joánnina ein fast unabhängiges Reich geschaffen hatte, dem die Türken später den Garaus machen wollten. Alí Pascha hatte natürlich nur die Gefolgschaft der mohammedanischen Tosken, denn die christlichen beteiligten sich am griechischen Freiheitskampf, und zwar gerade gegen Alí Pascha. Als dieser sich vom türkischen Seraskier Kurschid Pascha 1822 in die Enge getrieben sah, erließ er einen Aufruf an alle Albanesen, Griechen und Serben, bezw. Montenegriner, ihn im Kampf gegen die Türken zu unterstützen. Aber es nützte ihm nichts, denn er wurde in Joánnina eingeschlossen und belagert. Lange verteidigte er sich, bis er durch Verrat eines französischen Instruktionsoffiziers getötet wurde. Seine Schätze, die er auf einer Insel im See von Joánnina aufgehäuft hatte, wollte er im letzten Augenblick in die Luft sprengen lassen, zu welchem Zweck sein treuer Sklave Selim beständig mit brennender Lunte bei der angrenzenden Pulverkammer stand. Kurschid Pascha griff zur Kriegslist, um die Schätze zu bekommen. Nach Ermordung Alí Paschas (von der der Sklave auf der Insel natürlich nichts wußte) hatte der Seraskier das Siegel erbeutet, welches Alí Pascha um den Hals hängen hatte. Dies benützte er dazu, um Selim durch das

Vorzeigen desselben glauben zu machen, Ali Pascha sende ihm den Befehl, die Schätze zu übergeben, weil er dafür des Sultans Begnadigung bekomme. Selim küßte das Siegel und zertrat dann die Lunte. Kaum hatte er dies getan, als er niedergemetzelt wurde und die Schätze von den Türken in Besitz genommen wurden. (Dumas hat diese Episode — die einzig interessante in der ganzen Geschichte von Unteralbanien — geschickt für seinen „Monte Christo" verwendet.)

Interessanter ist die Geschichte Oberalbaniens. Wie schon bemerkt, war diese Landschaft früher serbisch. Dies bezeugte schon 1332 der französische Mönch Brocard, als er sagte, daß die Lateiner nur 6 Städte im Lande bewohnen, das sonst ausschließlich den Slaven gehöre (nicht den Albanesen!). Die Fürstenfamilie Balšić, welche Montenegro beherrschte, besaß auch ganz Oberalbanien und Unteralbanien bis Argyrókastro und Avlona. Die Fürsten Dukadžin (von denen die Landschaft Dukadžin ihren Namen hat), die Herzoge von Drivasto, endlich Skanderbeg selbst, der der Familie Thopía, recte Topić, angehörte — erst sein Großvater nahm den Namen Kastriota an, geradeso wie Musaki, aus dessen von Prof. Hopf entdeckten Aufzeichnungen erst bekannt wurde, daß Skanderbeg und seine Kampfgenossen Serben waren und serbisch sprachen, die Arianiten und Vranaj, alle waren Serben, deren Länder serbische Bevölkerung hatten. Nun waren aber auch die Serben nur Einwanderer, folglich ist es klar, daß vor ihnen andere Leute dort gewohnt haben müssen, die von ihnen unterworfen wurden, und dies dürften vielleicht die Illyrier gewesen sein (oder ein verwandtes Volk). Wahrscheinlich war der Stamm, welchen die Serben in Oberalbanien vorfanden, mit den Pelasgern verwandt und redete eine ähnliche Sprache. Dies würde erklären, woher es kommt, daß heute noch das Gegische als Verwandte des Toskischen existiert. Zur Zeit Skanderbegs waren vermutlich die Serben der herrschende Teil, und die Ureinwohner spielten daneben eine untergeordnete Rolle. Die Landschaft selbst führte den antiken Namen Albanon oder Albanía, und da war es natürlich, daß man ihre Bewohner einfach als „Albanesen" bezeichnete, ohne auf den ethnographischen Unterschied der beiden Völker zu achten, die sie bewohnten*). Da die Urkunden damals lateinisch oder griechisch geschrieben wurden, so nahm man in den Berichten über die geschichtlichen Ereignisse einfach die Namen „Albanía" oder „Arvanía" auf, demgemäß Skanderbeg als „Albanesen" oder „Fürst von Albanien" bezeichnend. Wie wenig genau man es damals mit den Namen nahm, kann man daraus ersehen, daß viel öfter noch Skanderbeg als „Epirote" oder „Fürst des Epirus" bezeichnet wird. Und doch hat die antike Landschaft Epirus sich niemals über den Schkumbi erstreckt und Skanderbegs

*) Geradeso wie die Serben von den Byzantinern „Trivalli" genannt wurden, weil sie zuerst das Land der antiken Triballer in Besitz nahmen.

Herrschaft niemals nach dem Epirus! (Griechisch Ipiros mit Akzent auf dem ersten I.)

Auch die Hilfstruppen, welche Skanderbeg von seinen oberalbanischen Verbündeten (Dukadžin, Strez, Dušman, Spanós, Zaharije und Crnojević), sowie von seinen mittelalbanischen (Thopia, Musaki, Arianites) erhielt, werden ausdrücklich von den zeitgenössischen Geschichtsschreibern als „slavische" bezeichnet. Daraus geht also klar hervor, daß der Kampf gegen die Türken nicht von Schkipetaren, sondern von Serben geführt wurde, wenngleich es möglich ist, daß auch von ersteren welche teilnahmen.

Endlich geht aus einigen Stammessagen der Maljsoren hervor, daß sie teilweise erst nach dem 14. Jahrhundert eingewandert sind und die slavischen Einwohner verdrängt haben, teilweise jedoch von Montenegrinern abstammen (Hoti, Klementi, Kastrati, Trjepši).

Daß meine Auffassung die richtige ist, zeigt ein Blick auf die Geschichte Oberalbaniens. Im Altertum gehörte die Landschaft zu Illyrien, war also wohl von Illyriern bewohnt. Der erste König von Illyrien wird Hyllus genannt und er starb 1225 vor Chr. Sein Enkel Daunius überließ das Land den einfallenden Liburniern, die sich dort häuslich niederließen. Im Jahre 604 vor Chr. kam Bellovesus mit den Galliern nach Illyrien, blieb daselbst, verschmolz sich mit den Einwohnern und gründete ein Reich, dessen Hauptstadt Scodra (Schkodra oder Scutari) war. Von den späteren illyrischen Königen (die meist gefürchtete Seeräuber waren) eroberte Bardyles den Epirus und Makedonien, wurde aber 359 vor Chr. von Philippos dem Makedonier vertrieben. Sein Sohn Klitos bekam dann den Norden als „König der Triballer", sein Neffe Glaukos den Süden als „König der Taulanter". Gegen Alexander den Großen Krieg führend, unterlagen sie und mußten zu seinem Perserzug Hilfstruppen stellen. Nach Alexanders Tod setzten die Illyrier Pyrrhus auf den Thron des Epirus. Später vereinigte Agron alle Teile von Illyrien und eroberte auch den Epirus und Korfú. Nachdem er an den Folgen eines Rausches gestorben war, übernahm seine Witwe Teuta die Regierung (232 v. Chr.) Die Bocchesen behaupten, sie hätte in Tivat (Teodo) residiert, das nach ihr den Namen führe. Sie eroberte Lissa und kam dadurch mit den Römern in Krieg, die sie tributpflichtig machten. Der letzte illyrische König, Gentius, wurde von den Römern 168 v. Chr. endgültig unterworfen und Illyrien römische Provinz. Das Land war also damals von einer Bevölkerung bewohnt, die aus der Vermischung von Illyriern, Liburniern, Galliern und etlichen Griechen, Makedoniern und Römern hervorgegangen war. Nach der Teilung des römischen Reiches (395 n. Chr.) wurde Illyrien oströmisch, und zwar schlug man Nordalbanien zur Provinz Prävalis, den Rest zu Epirus. Nun kamen aber 493 die Goten unter Ostrojla ins Land und gründeten das Reich Prävalitana. Aus dem serbischen Namen des Ostgotenkönigs folgern serbische Schriftsteller (z. B.

Milojević), daß die Goten S l a v e n und keine Germanen waren. Auffallend ist es allerdings, daß die gotischen Namen insgesamt slavisch und nicht germanisch klingen. (Alarich [=Alarić], Totila, Selimir, Teja, Upravda, Belisar.) Nachdem also auch Goten sich mit dem Volke vermischt hatten, machte die Vermischung im Jahre 639 weitere Fortschritte, als die Serben einwanderten, denen gegen Ende des 9. Jahrhunderts einzelne Bulgarenhorden folgten. (Die t a t a r i s c h e n Bulgaren, die damals noch nicht slavisiert waren.) Das von Serben bevölkerte makedonische Kaiserreich dehnte im 10. Jahrhundert seine Grenzen über ganz Albanien aus.

Aber die Völkervermischungen waren damit noch nicht zu Ende! Die B y z a n t i n e r eroberten im 11. Jahrhundert Albanien, doch blieb Scutari Residenz der Serbenkönige Michail und Bodin. 1181 kamen die N o r m a n n e n und eroberten Mittel- und Unteralbanien. Dann war das Land bald im serbischen, bald im griechischen Besitz, bis es endgültig den Serben blieb. Als die Albanesen (d. h. die albanesischen Serben) sich 1320 offen von der orthodoxen (griechischen) Kirche lossagten und der römisch-katholischen anschlossen, kam es zu Bürgerkriegen, bei denen sich die Musaki und Vladislav von Doclea halbunabhängig machten. Aber der Serbenkaiser Stefan Dušan unterwarf ganz Albanien ebenso, wie er Bulgarien unterworfen und Nordgriechenland, sowie Thrazien bis Adrianopel erobert hatte, worauf er den Titel eines „Kaisers der Serben, Albanesen, Bulgaren und Griechen" annahm.

Mittlerweile hatten aber an der Vermischung der Albanesen auch noch N e a p o l i t a n e r und N o r m a n n e n teilgenommen, welche Völker ebenfalls Einfälle machten. Von einer Rassenreinheit der Albanesen kann deshalb noch weniger gesprochen werden, als von jener der Italiener, Griechen oder Spanier.

Nach Dušans Tode (1356) erklärte sich Balša in Montenegro für unabhängig, eroberte ganz Albanien und gründete ein großes albanesisch-montenegrinisches Reich, das sich bis 1421 hielt.

Nachdem die Türken 1410 unter Evrenós Bej einen verunglückten Angriff auf Montenegro unternommen hatten, zwangen sie den Despoten Ivan Kastriota von Matija zur Stellung seiner drei Söhne Staniša, Kosta und Gjorgje als Geiseln. Diese Kinder wurden nach Konstantinopel gebracht und dort im Islam erzogen. Der jüngste, Gjorgje, war damals 7 Jahre alt und bis zum Tode seines Vaters kämpfte er als Moslim wacker für den Sultan. Erst als er 40 Jahre alt war, fiel er plötzlich vom Sultan, der ihn mit Wohltaten überhäuft hatte, ab, wurde Christ und beschloß in Albanien die Fahne der Empörung zu entrollen. Dieser Gjorgje Kastriota, der bis dahin von den Türken I s k e n d e r B e j („Fürst Alexander") genannt worden war, ist der albanesische Nationalheld S k a n d e r b e g.

Es scheint, daß ihm irgendjemand zu Gemüte führte, daß er doch von Geburt

aus Christ, Serbe und Sohn eines kleinen Despoten sei, folglich seine gegenwärtige Stellung als Diener des Sultans, sowie als Feind der Christen und Serben demütigend und unpatriotisch genannt werden müsse. Denn anders läßt sich psychologisch sein plötzlicher Umschwung nicht erklären. Was in Geschichtsbüchern über die Weigerung des Sultans gefabelt wird, ihm Kruja, „sein väterliches Erbteil" auszufolgen, und daß dies die Ursache gewesen sei, ist unhaltbar, weil jetzt urkundlich feststeht, daß seine Familie niemals Kruja besessen hatte.

Wie dem auch sei, nach der Niederlage der Türken durch Hunyady (1443) zwang Skanderbeg den Sekretär des Sultans zum Ausstellen einer gefälschten Vollmacht, durch die ihn der Sultan zum Befehlshaber von Kruja ernannte, worauf er den Schreiber tötete und mit 300 Serboalbanesen vor Kruja erschien, wo man ihn auf Grund der gefälschten Urkunde einließ. Im Wald hatte er noch 300 serbische Dibraner versteckt, die er nächtlicherweile einließ. Alle 600 Getreuen ermordeten in der Nacht die türkische Besatzung, Skanderbeg rief dann das Volk zur Freiheit auf, bekannte sich als Christ, und nun begann der 24jährige Krieg mit den Türken, der ein wahres Heldengedicht genannt werden kann. Unaufhörlich machte der Sultan Versuche Skanderbeg zu unterwerfen, indem er mit Zehntausenden entweder selbst anrückte oder seine besten Feldherren anrücken ließ. Und obgleich Skanderbeg niemals mehr als nur wenige Tausende hatte (in vereinzelten Fällen bis zu 20 000 und zuletzt mit den montenegrinischen Hilfstruppen 24 000), wurden die Türken trotzdem mit unheimlicher Regelmäßigkeit geschlagen. Alle Schlachten rafften Zehntausende von Türken dahin und brachten keinen Erfolg. Noch als er im Sterben lag (1467), siegte Skanderbeg nur durch das Gerücht, er nahe persönlich! Er soll auch eigenhändig an 2000 Türken in den Schlachten getötet haben. Erst 10 Jahre später, als der Sultan 350 000 Mann herbeiführte, erlagen die Montenegriner und Venezianer mit ihren albanischen Bundesgenossen, so daß Albanien türkisch wurde.

Die weitere Zeit füllen Kämpfe teils zwischen den Paschas von Albanien mit den Montenegrinern, teils zwischen Türken und Malissoren aus. Wie ich schon eingangs erwähnte, vollzog sich in den mehr als drei Jahrhunderten nach der Eroberung die Änderung der Nationalität. Das Serbentum verschwand aus Oberalbanien und machte dem heutigen Albanesentum Platz. Die Bergbewohner und ein Teil der Städter bewahrten ihre katholische Religion, die Albanesen der Ebenen und teilweise der Städte wurden Mohammedaner. Die wenigen Orthodoxen, die man heute noch in Oberalbanien findet, sind wohl solche Nachkommen der alten Serben und Byzantiner, welche besonders religiös waren und sich weder beim allgemeinen Anschluß an die römische Kirche noch später an den Islam zum Abfall bewegen ließen.

Aus dem bisher Gesagten hat der Leser ersehen, daß die Albanesen sich aus zwei Mischvölkern zusammensetzen: die Gegen sind ein Gemisch von Illyriern,

Liburniern, Galliern, Römern, Goten, Serben, Normannen, Italienern, Griechen und Türken; die Tosken eins von Pelasgern, Griechen, Römern, Serben, Goten, Normannen, Italienern und Türken. Die Gegen, welche noch im Mittelalter serbisch sprachen, reden heute gegisch, das vom Toskischen so verschieden ist, wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschen. Mit anderen Worten: sie verstehen einander nicht. Das ist schon ein sehr bedenklicher Umstand für das künftige Fürstentum. Bezeichnenderweise hassen sich auch Gegen und Tosken und lehnen jede Gemeinschaft miteinander ab. Zwar könnte die Religion den Zwiespalt überbrücken, soweit Mohammedaner in Betracht kommen; aber für die Christen ist das nicht möglich. Erstens hassen sich diese und die Mohammedaner gegenseitig, und ebenso die Katholiken und die Orthodoxen. Das ist der zweite bedenkliche Umstand. Der dritte ist die große Verschiedenheit im Nationalcharakter und in den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen.

Die Maljsoren gleichen im Nationalcharakter den Montenegrinern, von denen sie ja zum größten Teile abstammen. Wie diese sind sie kriegerisch, tapfer, ungemein empfindlich im Punkte der Ehre, aber auch faul und der Kultur abgeneigt. Die Miriditen haben dieselben Eigenschaften, sind aber zudem noch geborene Diebe, vor denen nichts sicher ist. Dagegen sind sie im Punkte der Ehre so extrem, als man nur verlangen kann. (Den Diebstahl halten sie nämlich nicht für ehrlos, sofern er außerhalb des Landes geschieht, weil er zur Bereicherung des Nationalwohlstandes beiträgt. Nur im eigenen Lande zu stehlen gilt für unehrenhaft.)

Die Katholiken der Städte und Ebenen sind ein bedenkliches Element. Mit diesem Urteil stimmt der französische Konsul Hecquard völlig überein, welcher jahrelang dort mit dem Volke zu tun und die besondere Mission hatte, für es einzutreten.

Die Mohammedaner haben die Eigenschaften der Osmanen: sie sind tapfer, aber leicht der Panik unterworfen, faul über die Maßen, eingebildet, auf die Giaurs mit Verachtung herabsehend, sonst aber verläßlich und ehrlich, gastfrei, freigebig, andererseits gegen den Feind grausam und unerbittlich.

Die Orthodoxen spielen eine zu geringe Rolle. In Unteralbanien sympathisieren sie mit den Griechen, deren Charaktereigenschaften sie auch so ziemlich angenommen haben.

So verschieden wie die Charaktere sind auch die Trachten. An der Kleidung erkennt man sofort, ob man einen Malisoren, Miriditen, katholischen Städter, Mohammedaner oder Tosken vor sich hat. Das wäre nun das Wenigste; viel gewichtiger aber ist der Umstand, daß die sozialen Einrichtungen der verschiedenen Völker auch ganz verschiedene sind!

Die Maljsoren und Miriditen bildeten bis heute tatsächliche unabhängige Republiken, die nur nominell der Pforte unterworfen waren, sich aber vollständig autonom nach ihren eigenen Gesetzen und dem

Herkommen regierten. Zum türkischen Heere stellten sie nur Freiwillige und dies auch nur dann, wenn sie gut bezahlt wurden. Steuern zahlten bloß die Stämme Kastrati und Škrijeli eine Zeitlang, und zwar freiwillig, später nicht mehr. Auch dies ist für das künftige Fürstentum sehr bedenklich! Jeder Stamm bildet eine kleine aristokratische Republik unter dem selbstgewählten „Barjaktar“ (Fahnenträger), welcher mit den „Džobars“, „Dovrans“ und „Vojvoden“ die „Pleǒenija“ (Volksrat) bildet, welche die Regierung besorgt. Wichtige Entscheidungen jedoch (z. B. Krieg und Frieden, Gesetzesänderung) müssen von der großen Volksversammlung („Kuvént“) getroffen werden. Die sozialen Einrichtungen gleichen in vielem jenen früheren von Montenegro; z. B. die Wahlbrüderschaft („Pobratimstvo“), die Stellung der Frau, die Keuschheit und Unverletzlichkeit der Weiber.

Die Mirediten stehen seit 200 Jahren unter eigenen Kapitänen („Fürsten“), gegenwärtig Prenk Bib Doda, welchen auch die angrenzenden Stämme der Matija und Dukadžin gerne gehorchen. Das Land zerfällt in verschiedene Bezirke („Barjaks“), deren jeder unter einem Barjaktar steht, welcher Vojvoden zur Seite hat, was gewissermaßen den „Staatsrat“ vorstellt. Aber Hauptfragen entscheidet ebenfalls nur die allgemeine Volksversammlung. Die Gesetze heißen „Kanuni Lek Dukadžinit“ (Gesetze des Alexander Dukadžin), reichen also bis zur Zeit Skanderbegs zurück, und an ihnen wird streng festgehalten. Auch bei ihnen findet man noch viele Spuren ihrer einstigen serbischen Nationalität: nicht nur in den Namen und Gebräuchen, sondern auch in den von der orthodoxen Kirche entlehnten Zeremonien. Übrigens haben die Mirediten auch eine Überlieferung, nach welcher sie von den Serben abstammen. Die Katholiken der Ebenen und Städte und die Mohammedaner allein waren direkt der türkischen Herrschaft unterworfen. Die ersteren aus Feigheit, die letzteren aus religiösen Gründen. Sie wurden demnach nach den Satzungen des Koran, des Scheriat und überhaupt der bestehenden türkischen Gesetze regiert. Sie werden sich also sicher nicht anderen Gesetzen fügen wollen. Somit abermalige Verlegenheit für das künftige Fürstentum! Die Orthodoxen folgen den Lehren der griechischen Kirche und haben teilweise die Sitten und Gebräuche der alten Serben, teilweise jene der Griechen (Hellenen) bewahrt. Sie mußten sich den türkischen Gesetzen fügen, da sie sonst keine Rolle spielten.

Aus dem Gesagten ist schon ersichtlich, wie grundverschieden die Elemente sind, aus denen sich der künftige Staat Albanien zusammensetzen wird. Bevor ich über dessen Zukunft und Aussichten Betrachtungen anstelle, muß ich aber dem Leser die Stärke der verschiedenen Elemente vor Augen führen, weil diese dabei natürlich von entscheidendem Einflusse ist. Zwar sind die Grenzen des neuen Fürstentums noch nicht ganz festgestellt, aber immerhin annähernd bekannt. Bei dem Mangel einer Volkszählung oder wenigstens sonst verläßlichen türkischen Statistik sind es allerdings nur sehr rohe Schätzungen, welche ich hier geben

kann; namentlich für Unteralbanien, dessen Süd- und Ostgrenze nicht ganz feststeht.

	Katholiken	Mohammedaner	Orthodoxe	Zusammen
Maljsoren (ohne Hoti, Gruda und Klementi, welche an Montenegro fallen sollen)	30000	14000	250	44250
Miriditen (einschließlich Matija und Dukadžin)	45000	13000	—	58000
Oberalbanesen der Städte...	25000	32000	1250	58250
" " Ebenen*) .	9000	85000	8500	102500
Unteralbanesen (Tosken)	3000	300000	50000	353000
Fürstentum Albanien	112000	444000	60000	616000

Von diesen Zahlen sind jene für Unteralbanien am wenigsten verläßlich, dagegen können jene für Oberalbanien als annähernd richtig angenommen werden. Aus ihnen ersieht man, daß das neue Fürstentum ein überwiegend mohammedanisches sein wird, weil auf 444 000 Mohammedaner nur 172 000 Christen kommen**), welche zudem noch in zwei Religionen gespalten sind. Nach der Sprache kann man annehmen, daß 230 000 gegisch, über 300 000 toskisch, 50 000 griechisch und 30 000 serbisch reden. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß die griechisch und serbisch Redenden daneben auch toskisch (von den Serben 10 000 gegisch) reden. Das staatliche Gebiet würde somit auf 353 000 toskisch Redende nur 263 000 gegisch redende Bewohner haben. Auch dies ist für die Verwaltung mißlich.

Unter diesen Umständen kann ich für das zukünftige Fürstentum Albanien nicht viel Tröstliches voraussehen. Soviel kann man als sicher annehmen, daß die Maljsoren und Miriditen sich unter keiner Bedingung anderen Gesetzen unterwerfen werden, welche mit ihrem „Adet" (Gewohnheitsrecht) in Gegensatz stehen. Wollte man ihnen andere Gesetze aufzwingen, so hätte dies blutige Aufstände zur Folge und bei der Schwäche des neuen Fürstentums läßt sich nicht erwarten, daß sich seine Regierung als stärker erweisen werde, als es die türkische in den letzten vier Jahrhunderten war, und diese vermochte eben niemals die Bergbewohner zu unterwerfen! Maljsoren und Miriditen werden also nach wie vor eine Ausnahmestellung im Reiche einnehmen und zu dieser Ausnahmestellung gehört, daß sie weder Steuern zahlen, noch Rekruten stellen. (Freiwillige allerdings genügend, wenn der Sold ein entsprechend hoher ist.) Alle finanziellen Lasten werden somit auf den Schultern der übrigen Bewohner liegen.

*) Hier habe ich Dibra (Debar) weggelassen, weil dies zu Serbien geschlagen wurde. Sonst wären es 100 000 (davon nur 1000 Katholiken, 40 000 Orthodoxe) mehr.

**) Sollte Debar doch noch zu Albanien geschlagen werden, so stünden 503 000 Mohammedaner gegen 213 000 Christen.

Das ist aber noch nicht alles. Die restliche Bevölkerung zerfällt in Christen und Mohammedaner, und letztere sind es seit Jahrhunderten gewohnt (und sie können sich dabei auf ihre Religion stützen, die dies so anordnet), daß der Moslim der Herr, der Christ nur „Rajah" („Vieh") ist. Die Mohammedaner, welche sich zudem noch in der Mehrzahl befinden, werden deshalb sicherlich sich bestreben, alle Lasten auf die Schultern der Christen zu wälzen, so daß tatsächlich die kaum 100 000 Christen der Ebenen und Städte die Lasten des ganzen Reiches werden auf sich nehmen müssen! Nachdem nun die Mohammedaner numerisch die Übermacht haben, kann man auch jede Hoffnung aufgeben, daß durch Gesetze Änderung geschaffen würde. Eine Regierung gegen die Mohammedaner ist unmöglich, weil diese gleich zu den Waffen greifen und ihre Rechte behaupten würden. Mithin muß man mit ihnen regieren. Und wo ist der Naive, der sich einbildet, ein Mohammedaner werde gegen seine Religionsgenossen und zugunsten der verhaßten Christen regieren! Im neuen Staate werden somit die Christen bedrückt werden (die Bergbewohner ausgenommen, welche, wie erwähnt, einen Staat im Staate bilden und sich ihre volle Unabhängigkeit bewahren werden), und dies führt naturgemäß zu ihrer Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge. Die zu Griechenland hinneigenden toskischen Christen werden wahrscheinlich nach Griechenland gravitieren und mit diesem Vereinigung anstreben. Die Griechen, niemals träge, wenn es sich darum handelt, ihr Reich zu erweitern, werden mit beiden Händen die nach ihnen ausgestreckte Hand der christlichen Tosken ergreifen, sie als „Brüder" ansehen und wahrscheinlich die erste günstige Gelegenheit benützen (z. B. wenn die Großmächte unter sich uneinig oder gar im Krieg sind), um Unteralbanien zu erobern, was ihnen eine Kleinigkeit sein dürfte, sofern sie darin von keiner fremden Macht gestört würden. Die wenigen Kryptoserben dürften vielleicht insgeheim Vereinigung mit Serbien wünschen, aber bei ihrer Zersprengtheit ist gar nicht daran zu denken, daß ihr Wunsch verwirklicht werde — es sei denn die Verhältnisse änderten sich so, daß die Bergbewohner sich ebenfalls mit den Serben aussöhnen und freiwillig sich an Serbien anschließen. Aber dies gehört zu den unwahrscheinlichsten Dingen und kann schließlich außer Betracht gelassen werden. Jedenfalls werden wir es nicht erleben.

Man kann also füglich annehmen, daß im neuen Fürstentum für lange Zeit anarchische Zustände herrschen werden, es sei denn, daß man die Bergbewohner in ihrer bisherigen tatsächlichen Unabhängigkeit und die Mohammedaner in ihrer bisherigen bevorzugten, die Christen der Ebenen und Städte in ihrer bisherigen unterdrückten Stellung läßt.

Dr. Karl Helfferich,

Direktor der Deutschen Bank*):

Deutsche Wirtschafts- und Kolonialpolitik.

Der deutsche Außenhandel ist stärker gewachsen als derjenige der anderen Länder, sogar der Vereinigten Staaten von Amerika; er ist auf etwas mehr als das Dreifache gestiegen, der amerikanische nur auf das Zweidreiviertelfache, der englische auf etwas mehr als das Doppelte, der französische nicht ganz auf das Doppelte. Während der deutsche Außenhandel im Jahre 1887 den französischen gerade erst um eine geringe Summe überholt hatte, ist er heute um weit mehr als die Hälfte größer; während er nicht viel mehr als halb so groß war wie der englische, stellt er heute 85 Prozent des englischen Außenhandels dar.

Die gewaltige Entwicklung ist nichts anderes, als der Ausdruck und infolgedessen gleichzeitig auch ein Gradmesser für die außerordentliche Entfaltung unserer industriellen Produktionskraft. Während die Landwirtschaft auf Grund der natürlichen Begrenztheit ihrer Produktionsbedingungen bei Anspannung aller Kräfte nicht einmal ganz mit dem steigenden Nahrungsbedarf der stark wachsenden Bevölkerung Schritt halten konnte, hat es die deutsche Industrie vermocht, ihre Produktion weit über den sich erheblich ausdehnenden Bedarf des Inlandes hinaus zu steigern. Sie hat es verstanden, für ihre Mehrerzeugung durch Güte und Billigkeit ihrer Produkte in wachsendem Maße sich die ausländischen Absatzmärkte zu öffnen und dadurch die Mittel für die Bezahlung unserer mit Bevölkerung und Industrie wachsenden Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen herbeizuschaffen.

Der Warenaustausch mit dem Ausland wird ganz vorwiegend durch die S e e s c h i f f a h r t vermittelt.

Der gewaltige Aufschwung der deutschen Kauffahrteiflotte ergibt sich aus den folgenden Ziffern:

---

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers und des Herrn Verlegers Stilke dem soeben erschienenen Sonderabdruck des Helfferichschen Büchleins „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913", das demnächst auch in französischer und englischer Übersetzung herauskommen wird. Angesichts der politischen Weltlage halten wir die Ausführungen Helfferichs für doppelt bedeutsam und deren Verbreitung — besonders auch im Auslande — für heilsam. Hier spricht nicht nur der bekannte nationalökonomische Theoretiker und finanzpolitische Praktiker, sondern auch der weitsichtige Politiker. Die Darlegungen Helfferichs werden allenthalben lebhaften Widerhall finden. Die Redaktion.

Bestand der deutschen Seeschiffe (Kauffahrteischiffe).

	1. Januar 1888			1. Januar 1913		
	Zahl	Raumgehalt Netto-Registertons	Besatzung	Zahl	Raumgehalt Netto-Registertons	Besatzung
Segelschiffe	3034	758 359	21 053	2420	396 904	12 980
Seeleichter	60	11 459	167	332	101 324	1 053
Dampfschiffe	717	470 364	15 856	2098	2 655 496	63 713
Zusammen	3811	1 240 182	37 076	4850	3 153 724	77 746

Bei einer Steigerung der Schiffseinheiten um etwa ein Viertel hat sich also der Raumgehalt der deutschen Handelsflotte auf das Zweieinhalbfache erhöht, und ihre Besatzung hat sich mehr als verdoppelt. Dabei ist die Leistungsfähigkeit qualitativ dadurch stark gewachsen, daß die Segelschiffe mehr und mehr durch Dampfschiffe ersetzt wurden: Im Jahre 1913 war der Raumgehalt der Dampfschiffe sechsmal so groß wie im Jahre 1888; und während damals der Raumgehalt der Dampfschiffe nur etwa 3/5 so groß war, wie derjenige der Segelschiffe, ist er heute fast siebenmal so groß.

Von den Dampfschiffen der deutschen Handelsflotte, deren Raumgehalt in Bruttoregistertons am 1. Januar 1913 rund 4,4 Millionen betrug, kam etwa ein Viertel auf Schiffe, die weniger als 5 Jahre alt waren, und mehr als die Hälfte auf Schiffe im Alter von weniger als 10 Jahren.

Hamburg wird, soweit der Auslandsverkehr in Betracht kommt, nur von dem großenteils durch den deutschen Export- und Importverkehr unterstützten Hafen von Antwerpen und von Newyork übertroffen.

So hat sich Deutschland, trotz der geringen Ausdehnung und der im Verhältnis zu anderen Ländern weniger günstigen Gestaltung seiner Seeküsten, eine herrschende Stellung auf den Weltmeeren erobert, durch zähe Tatkraft und unablässige Arbeit. Die natürlichen Verhältnisse, die vor 400 Jahren nach der Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Indien den Welthandel von Deutschland weg in andere Bahnen gelenkt haben, sind dieselben geblieben. Aber von innen heraus hat sich die Umwandlung vollzogen, die uns eine alle früheren Begriffe unendlich übersteigende Stellung im Welthandel geschaffen hat. Früher kam die Befruchtung des Verkehrs von außen, von den wirklichen und vermeintlichen Reichtümern der überseeischen Gebiete; und so ging uns der Platz im Weltverkehr verloren, als diese Reichtümer auf neuen Straßen anderen Ländern zuflossen. Heute tragen wir die Kraft, auf der unser Welthandel beruht, in uns selbst; unser Außenhandel und unsere Seeschiffahrt ist aufgebaut auf der sicheren Grundlage unserer heimischen Arbeit und der durch diese so gewaltig gesteigerten Produktionskraft unserer heimischen Volkswirtschaft. Wie mit

unserer Produktionskraft Handel und Verkehr gewachsen sind, so hat die Entwicklung von Handel und Verkehr anregend und fördernd auf unsere heimische Produktionskraft zurückgewirkt. In diesem Sinne hat das vor zwei Jahrzehnten gesprochene Kaiserwort: „Die Welt steht unter dem Zeichen des Verkehrs" für kein Land mehr, als für unser Vaterland, seine Geltung erwiesen.

Aber so fest begründet unser Welthandel in unserer heimischen Arbeit ist, so wichtig und notwendig hat es sich gezeigt, ihm auch jenseits der deutschen Grenzpfähle dauernde und fest verankerte Stützen zu schaffen. Die Beschränktheit des deutschen Territoriums und die Einseitigkeiten der klimatischen Bedingungen Deutschlands, verbunden mit der Zunahme unserer Bevölkerung und ihren wachsenden und sich verfeinernden Bedürfnissen, nötigen uns zu der gewaltigen Einfuhr von Rohstoffen, Nahrungs- und Genußmitteln, die wir mit unserer Arbeit und namentlich durch den Export von Industrieerzeugnissen bezahlen müssen. Hiermit ist die Aufgabe gegeben, sowohl den Bezug der benötigten Rohprodukte vom Auslande, wie auch den Absatz unserer Industrieerzeugnisse im Auslande nach Möglichkeit sicherzustellen.

Die Aufgabe liegt zum Teil auf dem Felde der staatlichen *Wirtschaftspolitik*, insbesondere der Handelspolitik.

Das Problem ist, die Erhaltung und Förderung der heimischen produktiven Kräfte mit der Erlangung möglichst günstiger und beständiger Bedingungen für den auswärtigen Handel, insbesondere für den Absatz unserer Fabrikate und den Bezug der unentbehrlichen Rohprodukte, zu vereinigen.

Die Lösung des Problems ist der deutschen *Handelspolitik* unter der Regierung unseres Kaisers in befriedigender Weise gelungen. Dies kann ohne die Gefahr ernstlichen Widerspruchs festgestellt werden, so sehr auch gerade in den handelspolitischen Fragen die Meinungen der Interessenten und Parteien auseinanderzugehen pflegen. Die Landwirtschaft und diejenigen Teile der Industrie, die zur Entwicklung ihrer produktiven Kräfte eines Schutzes vor der auswärtigen Konkurrenz bedürfen, haben diesen Schutz in weitgehendem Maße erhalten und sich unter diesem Schutze kräftig entwickelt. Daneben ist es durch das System der langfristigen Handelsverträge gelungen, der exportierenden deutschen Industrie die auswärtigen Märkte, der deutschen Schiffahrt die auswärtigen Häfen offen zu halten und dem deutschen Kaufmann günstige Bedingungen für Niederlassung und Betrieb von Gewerbe und Handel zu gewährleisten.

Der Weg zu diesem Ziel führte nicht nur durch äußerst schwierige Verhandlungen mit den fremden Staaten, sondern auch durch schwere Kämpfe im Innern, bei denen die Leidenschaften von rechts und links oft heftig aufflammten. Es ist ein bleibendes Verdienst unseres Kaisers, der gleich in den ersten Jahren seiner Regierung vor diese wichtigen und durch starke Interessengegensätze verwirrten Fragen gestellt wurde, daß er von Anfang an das Ziel klar ins Auge

gefaßt und an dem eingenommenen Standpunkt mit ruhiger Sicherheit festgehalten hat.

Aber mit der vertragsmäßigen Sicherung unseres Handels und unserer Schiffahrt durften und dürfen wir uns nicht begnügen. Die Abhängigkeit vom Ausland, die den großen Vorteilen unseres Hineinwachsens in die Weltwirtschaft gegenübersteht, braucht eine Verstärkung der Gegengewichte. Eine solche kann geschaffen werden dadurch, daß heimischer Unternehmungsgeist und heimisches Kapital sich jenseits der Landesgrenzen ein Feld der Betätigung begründen und dadurch einen unmittelbaren Einfluß auf die für unseren Bezug und Absatz wichtigen ausländischen Gebiete gewinnen. Das geschieht in durchgreifender Weise durch die Erwerbung überseeischen Kolonialbesitzes; denn hier wird der wirtschaftliche Einfluß durch die politische Herrschaft in der denkbar wirksamsten Weise gesichert und verstärkt. Soweit aber dieser Weg beschränkt oder gesperrt ist — und Deutschland hat leider, als es nach der Wiederherstellung der politischen Einheit die Blicke über See richtete, die koloniale Welt zum größten Teil bereits vergeben gefunden —, muß das Ziel auf dem Wege weitausschauender finanzieller und wirtschaftlicher Betätigung verfolgt werden.

Die Politik kolonialer Erwerbungen war um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in bescheidenem Rahmen, aber in einer für die spätere Entwickelung maßgebenden Weise eingeleitet worden. Bis zum Regierungsantritt unseres Kaisers bestanden die Ergebnisse lediglich in der Festsetzung einiger weniger kaufmännischer Unternehmungen und in der Hissung der deutschen Flagge an einzelnen bisher herrenlosen Plätzen der afrikanischen Küste und der Südsee. Die von diesen Stützpunkten ausgehende territoriale Ausgestaltung des deutschen Kolonialreichs und seine Erweiterung durch wichtige Neuerwerbungen, die geographische Erforschung, die militärische Unterwerfung, und die allmähliche Einbeziehung in eine geordnete Verwaltung, die wirtschaftliche Erschließung und die kulturelle Bearbeitung — alle diese Leistungen fallen in die Regierungszeit unseres Kaisers, zum größten Teil in die letzten 10 bis 15 Jahre. Die Leistungen sind nicht gering. Zu den natürlichen Schwierigkeiten der Gebiete, die wir uns noch in letzter Stunde sichern konnten, gesellte sich der Widerstand der Eingeborenen; die furchtbaren Opfer an Blut und die großen Geldaufwendungen, die die Niederwerfung des südwestafrikanischen Aufstandes forderte, sind in aller Erinnerung. Zu den Schwierigkeiten draußen traten hinzu die Schwierigkeiten in der Heimat: mangelndes Verständnis, Kleinmut und Zweifelsucht, daraus hervorgehend mangelnde Opferwilligkeit und mangelnder Wagemut; schließlich mangelnde Erfahrung, mangelnde Organisation und mangelnde Tradition, mit dem notwendigen Ergebnis wirtschaftlicher und administrativer Fehlschläge.

Heute sind diese Anfangsschwierigeiten im wesentlichen überwunden.

Das deutsche Kolonialreich umfaßt jetzt einen Flächeninhalt von 2 900 000

Quadratkilometern, es ist also etwa fünfmal so groß wie das Deutsche Reich. Die eingeborene Bevölkerung ist auf mehr als 11 Millionen zu veranschlagen; die weiße Bevölkerung übersteigt 27 000, während sie noch vor 10 Jahren nicht ganz 10 000 betragen hatte. An Eisenbahnen waren Ende 1912 in den afrikanischen Kolonien 3867 Kilometer im Betrieb und 696 Kilometer im Bau. Der Gesamthandel der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee (Einfuhr und Ausfuhr) hatte im Jahre 1898 erst 46,6 Millionen Mark betragen, im Jahre 1911 stellte er sich auf 240 Millionen Mark; er hat sich also in einem Zeitraum von 13 Jahren verfünffacht. Daneben hat sich der Handel von Kiautschou von 34,5 Millionen Mark im Jahre 1902 auf 195,2 Millionen Mark im Jahre 1911 gehoben. Der direkte Handel Deutschlands mit seinen Kolonien, der 1896 erst 11 Millionen Mark betrug, beläuft sich heute auf 104 Millionen Mark.

Trotzdem steht die Entwicklung des deutschen Kolonialreichs auch heute noch in ihren Anfängen. Die Zukunft wird die vielversprechenden Ansätze in der Schaffung eines kolonialen Absatzmarktes für unsere Industrieprodukte und in den für die Erzeugung unserer heimischen Volkswirtschaft wichtigen Kulturen — erwähnt sei vor allem die Baumwollkultur — zu einer für unsere Weltstellung ins Gewicht fallenden Entwicklung zu bringen haben.

Die Betätigung in den deutschen Kolonien ist nur ein Ausschnitt aus der Betätigung deutschen Unternehmungsgeistes im Auslande und namentlich über See. Das Leitwort des deutschen Kaufmanns ist: „Mein Feld ist die Welt". Längst bevor das Deutsche Reich an die Erwerbung kolonialen Besitzes heranging, ja lange vor der Gründung des Reiches selbst, waren deutsche Kaufleute in allen wichtigen Handelsplätzen der europäischen und außereuropäischen Welt zu finden. Viele haben leider ihre Nationalität verloren, viele andere aber haben ihr deutsches Wesen und ihre Beziehungen zur Heimat gewahrt und gepflegt und bilden einen wertvollen Teil des größeren Deutschland. Ihre kaufmännischen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Unternehmungen sind, wenn auch in fremder Erde wurzelnd, ein wichtiger Rückhalt für Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Dies gilt in ganz besonderem Maße von den Kulturwerken allergrößten Stils, die deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Kapital in außereuropäischen Gebieten im Laufe der letzten Jahrzehnte geschaffen haben: von den großen Elektrizitätsunternehmungen, Bewässerungsanlagen und vor allem von den Eisenbahnen, die — wie die Bagdadbahn und die Schantungbahn — weite Gebiete unter deutscher Führung neu erschließen und sie ebenso zu Bezugsquellen für unseren Einfuhrbedarf wie zu Absatzmärkten für unsere Ausfuhr entwickeln. Der Kaiser hat diesen großen Unternehmungen stets sein besonderes Wohlwollen und seine besondere Förderung gewährt.

Der gewaltige Aufbau ineinandergreifender und sich gegenseitig tragender wirtschaftlicher Betätigung im In- und Auslande steht nur so lange auf sicherem Grund, als er gegen jeden Gewaltstreich geschützt ist. Im friedlichen Wettbewerb

weiß sich die deutsche Volkswirtschaft stark genug, um ihren Platz zu behaupten und auszubauen. Aber die Versuchung, im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf von der Überlegenheit der politischen und militärischen Machtmittel Gebrauch zu machen, war zu allen Zeiten für den Stärkeren gegenüber dem Schwächeren sehr groß. Die zahlreichen Handelskriege der Weltgeschichte geben hiervon Zeugnis. Alle Fortschritte der Kultur und Gesittung im Völkerleben dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß jedes allzustarke Auseinandergehen in der Entwicklung der wirtschaftlichen Stärke und der politischen Machtmittel die Tendenz einer gewaltsamen Entladung und Ausgleichung schafft. In dieser Erkenntnis mußte Deutschland, das durch seine geographische Lage und seine geschichtlichen Erfahrungen sich genötigt sieht, ein allen Möglichkeiten gewachsenes Landheer zu halten, sich dazu entschließen, seine immer größer und wichtiger werdenden überseeischen Wirtschaftsbeziehungen durch eine Flotte zu schützen, die stark genug ist, um für jeden Gegner die Versuchung, unseren wirtschaftlichen Wettbewerb durch Gewaltmittel zu Boden zu schlagen, im Keime zu ersticken. In diesem Sinne ist unsere Kriegsflotte, die eigenste Schöpfung unseres Kaisers, der Schlußstein in dem gewaltigen System, dem die außerordentliche Entwicklung des deutschen Volkswohlstandes zu danken ist und auf dem heute die Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes beruht.

Guido Pardo: Das neue italienische Wahlrecht.

Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Emil Leimdörfer.

Das Jahr 1912 gestaltete sich für Italien zu einem denkwürdigen, an bedeutsamen Ereignissen reichen Jahre. Soweit das innere Leben des Landes in Betracht kommt, erreichte aber kein Ereignis die Wichtigkeit der Wahlreform, die am 30. Juni 1912 Gesetz geworden ist.

Die Wahlreformen sind die politischen Revolutionen unserer heutigen Zeit. Kultur, Bildung und das Vorhandensein von Vertretungskörpern und der stehenden Heere, dieser aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen neuesten Zerstörungsmittel, haben die gewaltsamen, dramatischen Umwälzungen unmöglich und nutzlos gemacht. Die Revolutionen kommen heute im Gewande der Reformen des Stimmrechtes, die sozusagen die Friedensverträge zwischen den einander bekämpfenden politischen Mächten eines Landes darstellen . . . .

Die Geschichte des italienischen Wahlrechtes läßt sich in drei große Abschnitte teilen, nämlich in die Zeiten der Gesetze von 1848, von 1882 und endlich von 1912. Jedes dieser Gesetze kennzeichnet den Beginn einer geschichtlichen

Periode und jede einzelne geschichtliche Periode dauert ungefähr dreißig Jahre: eine höchst merkwürdige Übereinstimmung mit der Dauer der Wahlreformzeiten in vielen anderen Ländern Europas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, z. B. in England (1832 -- 1867 — 1885), in Belgien (1848 — 1892), in Österreich (1873 — 1907) usw. Das beweist deutlich das Vorhandensein eines Entwicklungsgesetzes, das hier zu formulieren und zu erörtern nicht der Ort ist.

Im Jahre 1848 gab es auf der Apenninen-Halbinsel so viele Wahlgesetze wie Staaten; indessen blieb von allen nur das piemontesische Wahlgesetz übrig, und in dem Maße, in dem die alten Staaten mit Piemont verschmolzen, wurde es durch königliches Dekret auf die neuen Provinzen des Reiches angewandt. Dieses piemontesische Wahlrecht war aber nicht ein Gesetz im strengen Sinne des Wortes, weil es nicht vom Parlamente ausgearbeitet oder bestätigt, sondern vom König Carlo Alberto kraft der Machtvollkommenheit, die ihm in der Verfassung vorbehalten worden war, erlassen worden ist. Es blieb lange in Kraft, bis zum Jahre 1882, weil das Parlament zur Erörterung der Wahlrechtsfrage keine Zeit hatte. Es war vollständig durch die großen nationalen Fragen in Anspruch genommen, durch die Errichtung des Königreiches und durch die finanziellen, internationalen und inneren Probleme (z. B. die klerikale Gefahr), welche die Existenz des Reiches in seinen ersten Jahren bedrohten.

Das Gesetz von 1848 verlangte für die Wahlberechtigung das Alter von 25 Jahren, die Kenntnis des Lesens und Schreibens und einen je nach der Provinz veränderlichen Zensus von 20 bis 40 Lire jährlicher Steuern. Infolge dieser Bestimmung ging die Zahl der Wähler niemals über 600 000 hinaus, bei einer Bevölkerung von 28 Millionen, d. h. nicht mehr als zwei Prozent der ganzen Bevölkerung hatten überhaupt das Stimmrecht, und von der männlichen Bevölkerung über 25 Jahre hatten es kaum zehn Prozent. Der Mittelstand und die reichen Leute waren die einzigen am öffentlichen Leben mitwirkenden Bürgerkreise; alle kleinen Leute, in den Städten sowohl wie auf dem Lande, waren von jedem öffentlichen Rechte ausgeschlossen.

Als jedoch im Jahre 1876 die Linke zur Macht gelangte, erschien eine neue Bevölkerungsschicht auf dem Plan. Das Kleinbürgertum in den Städten und auf dem Lande machte sich durch seine Zahl und durch den Reichtum geltend, den es in Handel und Landwirtschaft, für welche die ersten Jahre des Königreiches Italien eine Blütezeit brachten, erworben hatte. Es trat mit der politischen Unerfahrenheit der ungebildeten Volksschichten auf, aber auch mit der Begierde jedes Einzelnen, seinen Anteil an der Beute des öffentlichen Lebens zu erhaschen. So beginnt die Ära der großen Finanzskandale, der unglücklichen Kolonialunternehmungen, der Konflikte in der äußeren Politik, der großen wirtschaftlichen Krisen.

Das Wahlgesetz des Jahres 1882 krönte den Sieg dieser Volksschichte, ein Gesetz, das in Wahrheit zwar noch immer konservativ war, da es den größten

Teil der Arbeiter und Bauern vom Wahlrecht ausschloß, jedoch gegenüber der Gesetzgebung von 1848 einen Fortschritt bedeutete.

Der Grundsatz des allgemeinen Stimmrechtes war in der Theorie anerkannt. Zanardelli schrieb damals in seinem Berichte über die Vorlage Folgendes: „Kein Gesetz ist gerechter als seinem Grundsatz nach das über das allgemeine Wahlrecht. Denn dieses bewirkt die Vertretung aller Volksschichten, aller politischen Einflüsse, eine Vertretung, die durch das allgemeine Bedürfnis gefordert wird, weil alle Bürger das gleiche Interesse daran haben, gut regiert zu werden."

Allein der Grundsatz ist nicht zur Ausführung gelangt. Das Alter der Wahlberechtigten wurde zwar von 25 auf 21 Jahre herabgesetzt, aber die beiden Bedingungen für das Stimmrecht: Steuerleistung (die freilich auf 19,80 Lire per Jahr beschränkt wurde) und Bildung, d. h. die Kenntnis des Lesens und Schreibens, blieben bestehen. Jedoch vermochte ein neuer Titel die Steuerleistung zu ersetzen, nämlich die erfolgreiche Prüfung über die vierte Volksschulklasse. So setzt also (abgesehen vom Alter, von der Kenntnis des Lesens und Schreibens und von anderen allen Gesetzgebungen gemeinsamen Erfordernissen) das italienische Gesetz des Jahres 1882 als Alternativbedingungen für das Stimmrecht fest: entweder Zensus (19,80 Lire jährlicher Steuerzahlung), oder Prüfung über die vierte Volksschulklasse. Überdies waren noch verschiedene gleichwertige Rechtstitel zugelassen, deren Wirksamkeit jedoch die Zahl der Wähler nicht erheblich vermehrte. Das Gesetz von 1882 war das erste Wahlrecht, das von einem italienischen Parlament beschlossen worden ist. Man pries es als ein volkstümliches Gesetz, weil es das allgemeine Stimmrecht einführe. Denn, wie Zanardelli behauptete, wenn auch zwei Drittel der männlichen italienischen Bevölkerung über 21 Jahre nicht lesen und schreiben und daher auch für den Augenblick nicht Wähler sein konnten, erachtete man dies doch als eine nur vorübergehende Erscheinung, weil, wie man glaubte, jedermann schnell die Kenntnis des Lesens und Schreibens erwerben würde, um das Wahlrecht zu erlangen.

Leider widerlegten die Tatsachen diese Erwartung. Die Analphabeten blieben sozusagen die offene Wunde am Körper des modernen Italien.

Die Erfahrung vieler Länder beweist, daß, wenn für die Erlangung des Wahlrechts eine Bedingung aufgestellt wird, deren Erfüllung zum Teil von den herrschenden Klassen abhängt, diese die Ausdehnung des Wahlrechtes verhindern, indem sie künstlich die Schranke aufrecht halten. Als z. B. in Belgien durch das Wahlgesetz von 1848 die Bedingung einer Mindestleistung von 40 Lire jährlich an direkten Steuern gestellt wurde, ist das Steuersystem des Staates von den herrschenden Klassen derart ausgebildet worden, daß die direkten Steuern auf ein Minimum, die indirekten auf ein Maximum gebracht wurden, um eben die Vermehrung der Wählerzahl zu verhindern.

Das italienische Wahlgesetz war die Hauptursache des Analphabetismus. Die Zahl der Wähler nahm freilich nach dem Inkrafttreten des Gesetzes zunächst

plötzlich zu, dann aber blieb sie stationär, ja sie verringerte sich sogar ein wenig. Im Jahre 1881 gab es 621 896, im Jahre 1883 2½ Millionen und im Jahre 1892 3 Millionen Wähler. Sodann aber ging ihre Zahl infolge der in diesem Jahre durchgeführten allgemeinen Prüfung und Beglaubigung der Wählerlisten auf zwei Millionen zurück. Im Jahre 1909 gab es 2 930 473 Stimmberechtigte, obwohl die Bevölkerung des Staates von 30 Millionen im Jahre 1892 auf 34½ Millionen im Jahre 1909 emporgeschnellt war.

Der Prozentsatz der Wähler unter der Bevölkerung ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters, der im Jahre 1892 noch 9,57 betragen hatte, betrug 1909 nur noch 8,60. In Oberitalien, besonders in Piemont und der Lombardei, erreichte der Prozentsatz der Wähler die Ziffer 17 (in der Provinz Alessandria); in Süditalien, besonders aber auf Sizilien sank er auf 4,9 Prozent (in Catania) herab. Diese Ziffern werden noch viel eindrucksvoller, wenn man die Zahl der Wähler nur mit der Zahl der über 21 Jahre alten Männer, also derjenigen, die das Alter zur Ausübung des Wahlrechtes besitzen, vergleicht. Während 1909 in der Provinz Novara 63,9 Prozent der männlichen Bevölkerung über 21 Jahre wahlberechtigt waren, genossen in den Provinzen Catania und Cagliari nur 15,1 Prozent das Stimmrecht. Durchschnittlich kamen also im ganzen Reich 33,6 Prozent Wahlberechtigte auf 100 Männer über 21 Jahre. Allein keine einzige Provinz von Mittel- oder Süditalien erreichte diesen Durchschnitt, ja, keine Provinz südlich von Rom überstieg 25 Prozent. Stellt man endlich das Verhältnis zwischen Land- und Stadtbevölkerung auf, so kann man behaupten, daß in Mittel- und Süditalien 90 Prozent der großjährigen Bauern und 70 Prozent der Handwerker (und Arbeiter) vom Wahlrechte ausgeschlossen waren, während man in Oberitalien und insbesondere in Piemont tatsächlich das fast allgemeine Stimmrecht hat.

So entsandten in Süditalien einige wenige tausend Wähler, die dem ländlichen und städtischen Kleinbürgertum angehörten, Abgeordnete, die in der Kammer die volkstümlich „Ascari" benannte Gruppe bildeten. Diese Abgeordneten hatten nur eine einzige Aufgabe: die Interessen der paar hundert Wähler zu besorgen, die die Wahlbezirke in Händen hatten. Daher stimmten sie auch für jedes Ministerium. Die Bedürfnisse des Volkes und namentlich diejenigen der Bauern wurden vollständig vernachlässigt. In Norditalien dagegen wurden bei jeder Wahl zwischen den klar geschiedenen Parteien große Schlachten geschlagen; der einzelne verschwand gegenüber der Volksmasse, die selbst über ihren Interessen wachte und sie zur Geltung brachte.

Dieses System hatte unheilvolle Folgen. Vor allem den ewigen Widerstreit zwischen Nord- und Süditalien, der die Tätigkeit des Parlamentes hemmte: ein ohnmächtiges Hinwelken der gesetzgebenden Faktoren, das jedes wahrhaft parlamentarische Regime zu nichte machte. Die Kammern und daher auch die Regierungen repräsentierten nicht das Volk, dessen Bedürfnisse überhaupt nicht bekannt

wurden. Daher ferner eine fortwährende Vergeudung der finanziellen und politischen Kräfte und als letzte Folge die allgemeine Unzufriedenheit der unteren Schichten, die sich in ununterbrochenen, oft sogar gewalttätigen und blutigen Unruhen Luft machte.

Aber noch aus anderen Gründen befriedigte dieses Gesetz die Erfordernisse der Zeit nicht. Im Jahre 1882, als das Wahlgesetz beschlossen wurde, gab es noch keine sozialistische Partei. Sie erschien erst in den Wahlen des Jahres 1892, und im Jahre 1909 war sie schon eine der stärksten Parteien des Landes. Im Parlamente bildet sie im Bunde mit der republikanischen Partei und mit den Radikalen den „Block der Linken", der über 100 Abgeordnete verfügt und das Schicksal des Kabinettes in Händen hat. Die sozialistische Partei verteilt sich über das ganze Land, nicht nur unter den Arbeitern, sondern auch unter den Bauern, deren Massen mächtig organisiert werden. Im Jahre 1910 gab es unter 5100 Gruppen mit 800 000 Genossen schon 1594 sozialistische Bauernvereine mit 400 000 Mitgliedern, während 15 Jahre zuvor in Italien nicht ein einziger Bauernverein existierte.

Ein Faktor förderte die Organisation der Bauern und die Ausbreitung des Sozialismus auch in Süditalien mächtig, nämlich die Auswanderung, die, indem sie der nationalen Arbeit Arbeitskräfte entzieht, zwar zur Verteuerung aller Waren beiträgt, auf der anderen Seite aber die ländlichen Volksschichten, die drei Viertel des Arbeiterkontingents stellen, vermittelst der Geldsendungen wirtschaftlich stärkt, welche die Auswanderer ihren Familien daheim schicken. Endlich aber stärkt sie die Organisation geistig und politisch dadurch, daß viele Auswanderer heimkehren, um sich im Vaterlande festzusiedeln, nachdem sie sich durch die Berührung mit den vorgeschritteneren Arbeiterklassen Frankreichs, Englands und Nordamerikas entwickelt haben und selbstbewußt geworden sind. Die sogenannten „amerikanischen" Bauern, von denen Calabrien und Sizilien voll sind, zeichnen sich gerade durch ihre modernen fortschrittlichen Anschauungen aus. Sie kommen zwar noch als Analphabeten in ihr Heimatland zurück, besitzen aber einen gewissen Wohlstand und kennen andere politische Verhältnisse und andere soziale Horizonte. Auf diese Weise bildete sich in Mittel- und Süditalien eine sehr zahlreiche Bauernklasse, die wirtschaftlich stark und sozial fortgeschritten, aber als eine Klasse von Analphabeten vom politischen Leben völlig ausgeschlossen war. Fünfzig Prozent der Bauern befand sich in dieser Lage.

Das Problem der Aufnahme dieser neuen Wähler drängte sich vor allem seit Beginn dieses Jahrhunderts den herrschenden Klassen auf. Von einer Wahlreform begann man in der Tat seit 1902, der Zeit des Kabinetts Zanardelli-Giolitti, zu sprechen: das war aber zunächst nur unbestimmtes Gerede, nicht ein Regierungsprogramm. Die sozialistische Partei machte sich naturgemäß zum Vorkämpfer der Wahlreform. Jedoch nicht mit der Energie und der Lebhaftigkeit, die sie z. B. in Österreich entfaltete. Auch nicht im entferntesten konnte die

Reformbewegung mit der berühmten englischen Volksbewegung verglichen werden, die zur Wahlreform des Jahres 1832 führte. Die Bauern, die Hauptinteressenten, verhielten sich stets größtenteils gleichgültig und rechtfertigten durch ihre Haltung den oft gehörten Einwand: „Ja, warum soll man den Bauern eine Wahlreform geben, wenn sie selbst nicht das Bedürfnis darnach empfinden."

Die Ursachen dieser Erscheinung sind mannigfacher Art, sie bestehen aber vielleicht nicht so sehr in dem Mangel eines lebhaft empfundenen Bedürfnisses, wie in der ganzen Psychologie der Bauern, die die Regierung seit Jahrhunderten als etwas von ihnen selbst Verschiedenes und ihnen Entgegengesetztes, als einen Bedrücker und Räuber betrachten, nicht aber als die Verkörperung aller sozialen Klassen. Andererseits fehlte den Bauern jemand, der ihnen das Bewußtsein dieses Bedürfnisses eingeflößt hätte. Die Sozialisten und die Klerikalen, die beiden allein interessierten Parteien, nahmen stets eine mehr gleichgültige Haltung gegen das allgemeine Stimmrecht ein. In der Theorie befürworteten sie es, in der Praxis aber machten sie dafür unter der Arbeiterschaft in den Städten und auf dem Lande keinerlei ernste und tatkräftige Propaganda. Der Abgeordnete Bissolati, der klügste Kopf der Sozialisten Italiens, schwankte noch 1908 in seiner Ansicht über die Angemessenheit des allgemeinen Stimmrechtes. Er betonte, daß in Oberitalien, wo das Wahlrecht tatsächlich ein fast allgemeines war, die sozialistische Partei schrittweise die Wahlkreise eroberte. Dasselbe sei in Mittelitalien der Fall. Daher sei es besser zu warten, bis auch im Süden die Massen für die sozialistischen Lehren und Anschauungen gewonnen sein würden. Auf der anderen Seite aber lief man Gefahr, daß sich, wie in Belgien, eine starke klerikale Partei bildete. Infolgedessen mußte Professor Salvemini, der große Apostel des allgemeinen Stimmrechtes in Italien, lange kämpfen, bis er auf dem italienischen Sozialistenkongreß 1908 seine Tagesordnung zugunsten des allgemeinen Wahlrechtes zum Siege brachte.

Aus diesen Gründen machte die Idee einer Wahlreform unter den herrschenden Klassen nur geringe Fortschritte. Noch im Jahre 1910 hielt niemand sie für möglich, und als Luzzatti seinen Gesetzentwurf vorlegte, der das Wahlrecht in bescheidenstem Ausmaße erweiterte, ahnte niemand, daß die Kammer ihn ablehnen würde. Allgemein war man überrascht, als in einer geschichtlich denkwürdigen Sitzung im Jahre 1911 Giolitti sich erhob, um feierlich zu verkünden, daß der Augenblick für eine umfassende und gründliche Wahlreform gekommen sei: Giolitti übernahm die Erbschaft Luzzattis und brachte seinen eigenen Entwurf ohne allzuviel Schwierigkeiten glücklich durch. Am 30. Juni 1912 wurde das neue Gesetz beschlossen. Drei Jahre zuvor waren 70 Prozent der Abgeordneten, die jetzt dafür stimmten, Gegner einer Erweiterung des Stimmrechtes, selbst nur in bescheidenstem Ausmaße: im Jahre 1912 erklärte sich in der Theorie nicht ein einziger Abgeordneter, nicht ein einziger Senator gegen das allgemeine Stimmrecht. Die Einwände, die gegen den Entwurf Giolittis gemacht wurden,

betrafen mehr die Art der Abstimmung, die man für die Analphabeten einführen sollte, als den Grundgedanken des Gesetzes; dieser ging fast einstimmig durch.

Welche Gründe bekehrten den allmächtigen Giolitti zum allgemeinen Stimmrecht? Waren es Gründe der parlamentarischen Taktik? War es die Beredsamkeit Salveminis? War es die klare Einsicht in die Notwendigkeit, die Bauern für das nationale Leben zu interessieren und den Analphabetismus zu überwinden? Oder die Hoffnung, daß das erweiterte Stimmrecht eine starke konservative Partei hervorbringen würde, die einen Damm aufrichten würde gegen die Flut des Sozialismus? Und aus welchen Gründen folgte die Mehrheit der Abgeordneten ihrem Führer, obwohl sie doch wußten, daß die Ausdehnung des Stimmrechtes ihre eigene Wiederwahl gefährde? Es ist schwer, dies heute mit Sicherheit festzustellen. Es ist wahrscheinlich, daß mehrere Ursachen zusammenwirkten: eine aber war nach meiner Meinung entscheidend. Seit 1902, seit der Bildung des Ministeriums Zanardelli-Giolitti, war es der Grundzug der italienischen inneren Politik, den Ansprüchen der Demokratie zuvorzukommen, freigebig, sogar allzu freigebig mit Zugeständnissen zu sein, um möglichst jede Volksbewegung zu vermeiden. „Quieta non movere!“ Das war das Losungswort der italienischen Regierung seit der Ermordung König Humberts. In den Kreisen der hohen Beamtenschaft herrschte ein heiliger Schauder, nicht allein vor jeder Volksbewegung, sondern schon vor der Möglichkeit einer Erregung. Die italienische Regierung hatte das Ziel erreicht, eine Regierung ohne Opposition zu sein. Jede Opposition bedarf eines Programms. Kaum war ein Programm aufgestellt, kaum sammelte sich darum ein Kern von Anhängern, kaum begann eine Agitation, so beeilte sich die Regierung schon, es zu bewilligen. So glich die italienische Politik gewissermaßen dem Toten Meer: Es gibt darin keinen Widerstreit von Meinungen und Interessen. Jetzt aber spürte Giolitti, der seit zehn Jahren letzten Endes in unserer Politik alle Entscheidungen trifft, das erste Rauschen einer starken Agitation für das Wahlrecht. Er war der Überzeugung, daß es die Aufgabe des Staatsmannes sei, ihr zuvorzukommen, statt ihr später nachzugeben. Und diese Überzeugung wußte er auch seinen getreuen Gefolgsleuten einzuflößen. So entstand das neue Wahlgesetz. In aller Stille vollzog sich in Italien eine wahre politische Revolution, ohne Kämpfe, ohne Aufregungen, mit Hilfe der herrschenden Klassen, die sich freiwillig ihrer Macht entäußerten.

Von der englischen Wahlreform von 1832 bis heute hat kein einziges Volk mit solcher Leichtigkeit eine so ungeheure Ausdehnung des Stimmrechtes ausgeführt. Einzig das französische Wahlgesetz von 1848 kann mit dem unsrigen verglichen werden. Aber auch ihm war eine Revolution vorausgegangen. Nach den amtlichen Erwartungen wird die Zahl der Wähler von drei Millionen auf mehr als 7 Millionen springen. Das Verhältnis der Wähler zur Gesamtbevölkerung, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, wird sich plötzlich von 9 Prozent auf ungefähr 19 Prozent erhöhen. Das ist das allgemeine Ergebnis

für das ganze Reich. Aber wenn auch die Wählerlisten noch nicht endgültig festgestellt sind, so weiß man doch schon jetzt, daß in einigen Wahlkreisen des Südens die Zahl der Wähler um 300, ja sogar um 400 Prozent wachsen wird. Auf diese Weise wechselt aber die Masse der Wähler ihr Äußeres vollständig.

Um die Wesensart des neuen Wähler-Souveräns zu zeichnen, wollen wir die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes untersuchen. Jedes Wahlgesetz ist stets ein Kompromiß zwischen zwei verschiedenen Theorien. Zwischen den Verfechtern eines allgemeinen uneingeschränkten Wahlrechtes (Typus: Frankreich) und den Verfechtern eines durch Steuerleistung und Kenntnis des Lesens und Schreibens eingeschränkten Wahlrechts (das alte italienische Gesetz) hat das neue Gesetz ein neues Kriterium angenommen: das Alter.

Jeder italienische Bürger, der über 30 Jahre alt ist, hat das Wahlrecht, wie auch immer sonst seine Bildung und seine wirtschaftlichen Verhältnisse sein mögen. Nur darf er, wohlgemerkt, nicht durch ein Verbrechen oder durch Krankheit zur Ausübung unfähig geworden sein. Auch wird er von Amts wegen in die Wählerliste eingetragen und braucht dies nicht besonders zu verlangen.

Der Gesetzgeber wollte ferner auch diejenigen befriedigen, die das Wahlrecht als ein Entgelt für die Blutsteuer betrachten. Daher wurde bestimmt, daß auch derjenige das Wahlrecht haben soll, der seinen Militärdienst geleistet hat, wie alt er auch sein mag. Nur darf er nicht jünger sein als 21 Jahre. Das ist das zweite grundlegende Kriterium. Diese beiden Bestimmungen kommen zu den alten in Kraft bleibenden hinzu, so daß auch weiterhin alle diejenigen Wähler sind, die es vorher aus dem Rechtstitel der Elementarkenntnisse oder des Zensus waren. In der Tat wird durch diese Bestimmungen die Masse der Wähler in zwei große Kategorien geteilt: diejenigen über 30 Jahre, deren Zahl sich auf etwa 6 Millionen belaufen wird, und diejenigen unter 30 Jahren, deren Zahl nicht mehr als eine Million betragen wird. In der ersten Kategorie werden die Analphabeten und die Bauern, in der zweiten die höheren, intellektuellen Schichten überwiegen. Die erste Kategorie wird sozusagen automatisch, einfach durch das Alter gebildet. In der zweiten dagegen bedarf es des Willens des Wahlberechtigten, weil er das Ersuchen stellen muß, in die Liste eingeschrieben zu werden.

Eine der wichtigsten Aufgaben, die der Gesetzgeber zu lösen hatte, bestand endlich in der möglichst größten Sicherung der Unabhängigkeit und Geheimhaltung der Stimmabgabe. Das Gesetz nahm ein sehr verwickeltes System an, das zum Teil aus dem belgischen und zum Teil aus dem nordamerikanischen Wahlrecht entnommen ist und den erwähnten Zwecken dienen soll.

Das gesamte politische Italien wartet nun gespannt auf die erste Anwendung des neuen Gesetzes in den allgemeinen Wahlen, die in diesem Jahre stattfinden werden. Welche Haltung werden die vier oder fünf Millionen neuer Wähler, die fast alle Bauern sind, einnehmen? Das ist das Rätsel, das alle

Geister quält. Drei Lösungen zeigen sich: entweder wird die neue Wählermasse von einer der extremen Parteien der Rechten oder der Linken, den Klerikalen oder den Sozialisten, aufgesogen werden; oder sie wird sich unter verschiedenen Parteien verteilen; oder sie wird sich zu einer neuen Partei vereinigen von bäuerlichem Charakter, ähnlich den deutschen Agrariern oder der Arbeitsgruppe der Duma. Es ist schwer zu sagen, welche von diesen Vermutungen sich bewahrheiten wird. Die Bauern in Mittel- und Süditalien, von denen die Antwort auf die Frage abhängt, sind für die herrschenden Klassen ein verschlossenes Buch. Nicht allein weil diese sich niemals die Mühe gaben, es zu öffnen, sondern auch, weil der Bauer selbst gewohnt ist, sie nur in der Uniform des Steuereintreibers, des Gendarmen und des Soldaten zu betrachten, als Unterdrücker und als Räuber, und weil er sich ihnen gegenüber in mißtrauisches Schweigen hüllt.

Jetzt treten dieselben Klassen vor den Bauern hin, um ihm zu sagen: „Laß uns Brüder sein! Wir wollen zusammen arbeiten!" Wird es denjenigen, die seit Jahrhunderten einander als Herren und Sklaven gegenüberstehen, gelingen, einander zu begreifen und sich in die Arbeit zu teilen? Die Sozialisten und die Klerikalen wollen selbstverständlich diese Vereinigung nicht. Alle beide malen das Entstehen einer bäuerlichen Demagogie an die Wand: die einen zugunsten der Kirche und des Papstes, die anderen zugunsten einer Gruppe von Personen, die die Bewegung leiten werden. Die Einen und die Anderen aber warfen sich sofort mit Leib und Seele auf die Arbeit der Propaganda auf dem offenen Lande. Besondere katholische und sozialistische Organisationen wurden gebildet, und Scharen von bezahlten Agitatoren beider Parteien zerstreuten sich über das offene Land des Südens, um das neue Evangelium zu predigen. Die Sozialisten haben den Vorteil einer langen und vollendeten Vorbereitung. Die Zahl der agrarsozialistischen Vereine Nord- und Mittelitaliens, verglichen mit der Zahl der klerikalen Vereine, zeigt den Weg, den erstere schon zurückgelegt haben. Aber der Süden ist noch jungfräulicher Boden. Viele glauben, daß gerade hier die klerikale Propaganda größere Wahrscheinlichkeit des Erfolges besitzt. Es wäre indessen ein Irrtum, zu glauben, daß sich der Bauer des Südens, obwohl er abergläubisch und unwissend ist, in die Arme der Priester werfen, oder daß er, neidisch auf den großen und mittleren Grundbesitzer blind den Sozialisten folgen wird. Er hat sich Heilige im Paradiese geschaffen, weil er keine schützenden Heiligen auf Erden hatte. Und um zu ihnen zu gelangen, bedarf er der Priester. Aber er weiß instinktiv zwischen den Dingen des Himmels und der Erde zu unterscheiden und ebenso zwischen seinen wahren und falschen Freunden. Desgleichen hört er sich die Sozialisten gerne an, welche Erhöhung der Löhne und das Gemeineigentum an Grund und Boden predigen; aber er hat einen so feinen Sinn für die Wirklichkeit, einen so ausgeglichenen Geist, daß es sehr schwer ist, ihn im Namen einer Theorie zu Ausschreitungen fortzureißen. Die im Süden so häufigen blutigen Aufruhre beweisen vielleicht scheinbar das Gegenteil. Man

muß jedoch bedenken, daß jeder einzelne von ihnen lediglich die Schlußszene eines unendlich langen Trauerspiels von täglichen Unterdrückungen und Räubereien ist, die von den am Orte herrschenden Klassen unter dem Schutz der Gesetze und unter dem Vorwand des öffentlichen Wohles begangen wurden.

Der italienische Bauer läßt sich sehr leicht regieren und leiten, wenn er nicht durch Vergewaltigungen und durch Räubereien zur Verzweiflung getrieben wird. Daher hat eine große, italienische, halb geheimnisvolle Organisation die Aufgabe übernommen, die neuen Wählermassen auf einen Mittelweg zwischen Sozialismus und Klerikalismus zu führen. Diese Organisation ist die Freimaurerei, die gerade in den letzten Jahren eine sehr ausgesprochene politische Haltung eingenommen und auch ein Wahlbureau im Palazzo Giustiniani, ihrem Hauptquartier, eingerichtet hat. Aber die Früchte ihrer Arbeit sind bisher sehr kärglich gewesen.

Alle anderen Parteien sind für den Kampf nicht im geringsten vorbereitet. Jeder Deputierte wird ganz allein in seinem Wahlbezirke kämpfen müssen, ohne Hoffnung auf Hilfe von einer Zentralleitung, die ja nicht existiert, und ohne fernerhin auf die Unterstützung der Regierung rechnen zu können, die bis nun der „deus ex machina", der große Verderber aller Wahlen im Süden, gewesen ist. Die Regierung findet sich Massen gegenüber, die ihrer Aufsicht entgehen, da sie zu zahlreich sind, um gekauft, und doch zu wenig bekannt, um verführt und eingeschüchtert werden zu können.

Dagegen bildet sich eben jetzt in Italien eine andere, im Wesen bäuerliche, weder sozialistische noch klerikale Partei, eine Partei, deren Programm lautet: „Der Bauer für sich selbst!" Ihre Anhänger lehnen die Klerikalen ab, weil sie antinational und im Grunde eine Partei der Besitzenden sind, die Sozialisten aber aus dem Grunde, weil die Interessen der Industrie nicht mit denjenigen der Landarbeiter in Übereinstimmung gebracht werden können. Kann es denn, so sagen sie, eine Gemeinsamkeit zwischen einem Bauer aus Sizilien und einem Arbeiter aus Mailand geben? Die Bauern müssen eine lange Liste von Ansprüchen zur Geltung bringen, für die sie ganz allein kämpfen müssen. Dieses Panier ist seit einigen Jahren in dem Blatte „Verteidigung des Bauern" und in anderen Provinzblättern aufgerichtet, die zur Bildung einer Partei von rein bäuerlichem und Arbeitercharakter auffordern. Und ihnen gehört nach meiner Meinung die Zukunft.

Allerdings nicht schon heute. Wie die englische Wahlreform von 1887 ihre Früchte erst im Jahre 1907 und die französische von 1875 gar erst 25 Jahre später trugen, so wird die gegenwärtige italienische greifbare Wirkungen erst nach drei oder vier allgemeinen Wahlen hervorbringen. Allzu groß ist gegenwärtig noch die Verwirrung, allzu wenig vorbereitet sind die bäuerlichen Massen von fünf Millionen Personen. In den bevorstehenden und vielleicht auch noch in den folgenden Wahlen werden die Enteignungen des politischen Besitzstandes

der Parteien nicht so groß sein, wie viele fürchten oder hoffen. Die Sozialisten, die Republikaner und die Radikalen werden gewinnen, aber nicht so viel, daß sie jetzt schon die Kammer beherrschen werden.

Die Entwicklung der Bauern zu einer selbständigen Partei ist eine unabwendbar notwendige Folge ihrer geistigen und wirtschaftlichen Lage. Was ihr Programm, was ihre letzten Ziele sein werden, kann man unmöglich sagen, weil wir uns noch im Anfangsstadium der Bildung dieser Partei befinden, in dem alles wirr und dunkel ist. Aber das Eine kann man mit Sicherheit behaupten, daß sie nicht klerikal sein wird. Die Gefahr eines päpstlichen Italien ist vollkommen ausgeschlossen.

Prof. Dr. Ludwig Stein: Wie entstehen unsere Ideale?

Der Hallenser Philosoph, Hans Vaihinger, der Begründer der „Kant-Studien" und „Kant-Gesellschaft", hat neben seinem unvollendeten Kommentar zur „Kritik der reinen Vernunft" ein vollendetes System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus ausgebaut, das er als „Philosophie des Als Ob" bezeichnet. In der ersten Auflage hat sich Vaihinger nur als „Herausgeber" dieses in jedem Betracht merkwürdigen Werkes eingeführt, wobei er freilich durchsichtig genug andeutete, daß der Verfasser dem Herausgeber nicht fernsteht. Soeben veröffentlicht indes Vaihinger die zweite, wesentlich erweiterte Auflage seiner „Philosophie des Als Ob" (Berlin, Reuther u. Reichard), und hier bekennt er Farbe. Inzwischen sind nämlich nahezu sechzig Besprechungen des Werkes, darunter ausführliche Würdigungen, erschienen, die dem Verfasser bei aller Kritik im Einzelnen doch in den Hauptzügen zeigten, daß der Sechzigjährige sich der Jugendschrift des Fünfundzwanzigjährigen nicht zu schämen braucht. Das „nonum prematur in annum" hat Vaihinger dreifach gehalten, aber seine Jugendgedanken haben inzwischen nicht etwa Rost und Schimmel angesetzt, sondern sie haben durch den Gang der philosophischen Entwicklung Zufuhr und Bereicherung erfahren, so daß der Ergraute sich heute rückhaltlos zu seiner wissenschaftlichen „Jugendsünde" bekennen durfte. Die von Amerika ausgehende pragmatistische Bewegung von William James und der geistesverwandte „Humanismus" des Oxforder Philosophen F. C. S. Schiller haben vielleicht den Anstoß zum Bekennermut Vaihingers gegeben.

In Tat und Wahrheit geht Vaihinger mit seinem idealistischen Positivismus die gleichen Wege wie der amerikanische Pragmatismus. Nur kommt Vaihinger von Kant, Laas und Steinthal her, James von Hume und Mill. Aber ihr Treffpunkt ist: die Nützlichkeit der Fiktion. Oder, wie Simmel einmal in meinem „Archiv für systematische Philosophie" die Formel geprägt hat: die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt für uns die Gegenstände des Erkennens.

Unser Erkennen setzt sich in seinen höchsten Ausgestaltungen aus Ideen und Idealen zusammen. Ideen bilden ein System von Begriffen über das, was ist oder sein muß, Ideale hingegen sind ein System von Begriffen über das, was sein soll. Ideen fassen die Gesetze des Geschehens, Ideale die Zwecke menschlichen Handelns zu Formeln zusammen. Von den Ideen oder Naturgesetzen erfahren wir, wie sich der Weltprozeß in Wirklichkeit abspielt, von den Idealen aber erwarten wir Wegleitungen über unser Sollen, d. h. Orientierung darüber, wie wir unser Handeln im Einzelnen einzurichten haben. Ideen und Ideale sind die wertvollsten Behelfe, welche die Menschen mit wachsender Geistigkeit hervorgebracht haben, um sich auf der einen Seite in der Außenwelt am sichersten zu orientieren, auf der anderen aber mit den Mitmenschen am schiedlichsten auszukommen. Ohne diese wertvollen Fiktionen wären wir aus dem Tierzustande nicht hinausgelangt. Jede Fiktion von Gehalt und Dauer hat den denkökonomischen Nützlichkeitswert der Auffindung neuer Einsichten. Fiktionen aber, sagt Vaihinger, sind seelische Gebilde. Aus sich selbst spinnt die Psyche diese Hilfsmittel heraus, denn die Seele ist erfinderisch; den Schatz an Hilfsmitteln, der in ihr selbst liegt, entdeckt sie, gezwungen von der Not, gereizt von der Außenwelt. Selektion und Vererbung spielen dabei eine entscheidendere Rolle, als Vaihinger anzunehmen scheint. Wie alle Tiere im Kampfe um die Existenz ihre Funktionen ausbilden, den Bedürfnissen entsprechend abändern, so daß zuletzt die Funktionen sich ihre Organe schaffen, so hat die Empfindungstätigkeit des Menschen durch ihre weitverästelten Funktionen sich ein besonderes Organ im Zentralnervensystem geschaffen — den Intellekt. Und dieser Intellekt rüstet uns mit den wertvollsten und tauglichsten Waffen für die Behauptung unserer Existenz aus. Unsere Gehirne sind wie unsere Waffenwerkstätten, so unser Arsenal zur Aufbewahrung der besten und tauglichsten Kampfgeräte. Eine solche Waffe bildet nun nach Vaihinger die „Fiktion", das „Als Ob". Die „fiktive Tätigkeit" gestattet uns, eine Reihe von Hilfsbegriffen zu konstruieren, vermittelst deren wir den Weltzusammenhang erfassen und vor allem auch unser Verhältnis zur Umwelt regeln. Wertvolle Fiktionen werden mit vollem Bewußtsein als solche gebildet, weil sie uns helfen, entweder die Welt besser zu verstehen, oder unser Verhältnis zur Mitwelt besser zu regeln.

Es ist die Tragik des Lebens, sagt Vaihinger, daß die wertvollsten Begriffe,

realiter genommen, wertlos sind. Wir sagen, so fährt Vaihinger fort, statt Ideal — Fiktion. Denn auch alle Ideale sind für uns, logisch gesprochen, Fiktionen. Hier möchte ich nun einsetzen und die Vaihingersche Fiktionentheorie, die sich besonders mit Mach nahe berührt, im Anschluß an meine früheren Darlegungen, auf welche sich Vaihinger selbst beruft, für die Psychologie der Idealbildung ergänzen und erweitern. Ich sehe in Ideen und Idealen die ewigen Schutzmittel der Selbsterhaltung des Menschengeschlechts. Was Lid und Wimper fürs Auge, das sind Ideen und Ideale für die Seele. Droht dem Auge von irgend einer Seite Schaden, so zieht sich der Hemmungsapparat reflektorisch zusammen; droht der Seele des Menschen Schaden, so findet der Mensch in seinen Ideen und Idealen Unterschlupf und Schutz. Was ich bei Vaihinger vermisse, ist die kräftige Betonung des biologischen Momentes der Fiktion. Alle Fiktionen, die sich zu Ideen und Idealen verdichten, sind gleichsam biologische Funktionen zur Höherzüchtung des Typus Mensch. Sie wirken belebend, befruchtend, anspannend und beflügelnd auf den Menschen ein. Die Fiktion ist gerade darum eine „nützliche Funktion", weil sie die Lebensenergien erhöht, die Orientierung in der Außenwelt erleichtert und die Herrschaft des Menschen über die blinde Natur gewährleistet. Oder wie Nietzsche, dem Vaihinger ein feinsinniges Buch gewidmet hat und auch in der „Philosophie des Als Ob" in einem Anhang über Kant und Nietzsche sein Kränzlein windet, sich prägnant ausdrückt: Wahr heißt: für die Existenz des Menschen zweckmäßig.

Nichts ist zweckmäßiger für die Erhaltung der menschlichen Gattung, als ihre Idealbildung. Ideale sind überlieferte Motivquellen für das, was im Interesse des Stammes, der Familie, der Nation, weiterhin des ganzen Menschengeschlechtes sein soll. Ihrem Ursprunge nach gehen die Ideale ebenso auf Illusionen zurück, wie Ideen auf Fiktionen, aber ihrer Geltung nach sind Ideen und Ideale die Gestalter und Erhalter des genus humanum. Ohne diese „wertvollen Fiktionen" hätten wir das Tierstadium nicht überschritten. Ohne Fiktionen hätten wir, wie Vaihinger zeigt, weder eine Mathematik, noch irgend eine beschreibende, exakte Wissenschaft, die letzten Endes immer wieder auf fiktive Gedankengebilde zurückweisen. Nur vermittelst solcher Kunstgriffe und Hilfsmittel des Denkens, wie sie das klassifikatorische Verfahren darbietet, gelingt es uns, die drei Reiche der Natur zu katalogisieren und zu inventarisieren. Der dreidimensionale Raum ist eine ebensolche Fiktion wie die Materie und das Atom. In den Idealen sieht Vaihinger praktische Fiktionen, zu denen er in erster Linie die menschliche Willensfreiheit rechnet.

Für die menschliche Idealbildung kommt indes nicht so sehr die bewußte Fiktion, wie die unbewußte Illusion in Betracht. Illusionen sind, wie ich im „Sinn des Daseins" ausführe, ein erquickender Labetrunk in der Wüste des Daseins, Balsam gegen die unausbleiblichen Trübnisse und Bitternisse des Lebens. An der Hand der bewußten Fiktionen orientieren wir uns über die

Welt, an der Hand der zu Idealen ausgestalteten ehemaligen Illusionen regeln wir unser Verhältnis zum Leben. Wie wir einige Spezifika gegen körperliche Leiden haben, so sind die Illusionen, wie ich im genannten Werke auseinandersetze, Spezifika gegen die Leiden der Seele. Sie sind gleichsam ein Heilserum gegen allerlei Ungemach im menschlichen Zusammenleben, gegen die unausbleiblichen Unbilden gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Die großen Ideale des Menschengeschlechts, wie sie in Sitte, Religion, Recht, Kunst und Wissenschaft ihren reglementierenden Niederschlag gefunden haben, sind selbst nichts anderes, als wegen ihrer Nützlichkeit eingeübte, infolge ihrer arterhaltenden Wirkung zur Denkgewöhnung verhärtete, durch Selektion und Vererbung in Fleisch und Blut des Menschengeschlechtes übergegangene ehemalige Illusionen.

Wie die Begriffe der Menschen nichts anderes sind, als geronnene Empfindungen, Aggregate ehemaliger Sinneseindrücke, so sind Ideale nichts anderes als stabilisierte, weil der Erhaltung der Gattung dienliche, vor dem obersten Forum der menschlichen Gattungsvernunft also bewährte und erprobte Illusionen.

Die großen Ideale des Menschengeschlechts, als da sind: Heiligkeit, Seelengröße, Gesinnungsvornehmheit, Ehre, Nachruhm, Liebe, Patriotismus, Nationalismus, Weltmacht e tutti quanti — alle diese Granden im Reiche menschlicher Idealbildungen haben von der Pike auf gedient, also ihre Begriffskarriere ganz bescheiden als Illusions-Proletarier begonnen. Das soll in einem demokratischen Zeitalter natürlich kein Vorwurf, sondern im Gegenteil ein Ruhmestitel sein. So wenig unsere obersten Begriffe — Natur, Kosmos, Gott, Weltgesetz, Universal-Harmonie — Einbuße an Würde und Geltungswert erleiden, wenn empirische Erkenntnistheoretiker und Nominalisten sie als notwendige Zusammenfassungen menschlicher Gattungserfahrungen hinstellen, aber hinzufügen, daß sie allesamt nur im menschlichen Bewußtsein sind, für menschliches Bewußtsein existieren, daß sie sich ursprünglich an der Hand konkreter, sinnlicher Einzelerfahrungen herausgebildet haben, ja daß sie, wie Vaihinger dartut, von Hause aus nur nützliche Fiktionen sind, ebensowenig geschieht den ewigen Idealen des Menschengeschlechts Eintrag, wenn man sie als gefestete, weil das Gattungswohl fördernde, ehemalige Illusionen begreift. So wären zum Beispiel Fetischismus und Animismus, Totemismus und beginnender Ahnenkultus, Sage und Mythos jene Ur-Fiktionen, aus denen uns Poesie und Religion, weiterhin Kunst und Wissenschaft erblüht sind. Es ist darum grundfalsch, Ideale dadurch diskreditieren, in der allgemeinen Wertschätzung herabsetzen zu wollen, daß man sie als Illusionen oder Fiktionen denunziert. Mögen sich einzelne Motivierungen unserer religiösen, nationalen oder ästhetischen Ideale als falsch, als logisch unhaltbar erweisen, so sind damit die Ideale selbst noch nicht wegdekretiert. Die wunderbare Gesetzmäßigkeit der Zahlenwelt hat darum nicht aufgehört, bindende logische Gültigkeit von uns zu beanspruchen, weil wir jetzt wissen,

daß sie von Hause aus bewußte Fiktionen sind, ja daß unser dekadisches Zahlensystem sich an den zehn Fingern der beiden Hände herausgebildet hat. Wie jeder konkrete Ursprung plump ist, so hat auch die Wiege aller Ideale, die Illusion, etwas Täppisches an sich. Ideale sind aber verfeinerte Illusionen, zusammenhaltende Prinzipien, Gattungserfahrungen der Vernunft über die tauglichsten, zweckmäßigsten Formen menschlicher Handlungsweisen. Was die Instinkte für das Triebleben, das sind Ideale für das Vernunftleben der Menschen: durch Generationen angesammelte, von Hunderten von Geschlechtern aufgespeicherte und durch Vererbung übertragene Gattungserfahrungen. Instinkte, als aufgesparte Erfahrungen unserer Vorfahren, sind in unseren unbewußt-zweckmäßigen Muskel- und Nerventätigkeiten, in Atmung und Verdauung, in Blutumlauf und Herztätigkeit, in Hunger- und Durstgefühlen, in Trieben und Affekten, kurzum in jenen unserer emotionellen Lebensäußerungen niedergelegt, die wir ohne Bewußtsein zu vollziehen vermögen. Was die biologische Gattungserfahrung psychogenetisch im Bau des menschlichen Organismus in der Form von Instinkten, Reflexbewegungen und automatischen Akten hinterlassen hat, das hat uns die psychologische und logische Gattungserfahrung der Menschenvernunft, der denkenden Bearbeitung dieser Erfahrung, in Sprache und Gesang, in Baudenkmälern und Statuen, in Poesie und Wissenschaft, in rechtlichen Institutionen und sozialen Gliederungen, in Geschichte und Literatur, in Religion und Philosophie aufgespart und von Geschlecht zu Geschlecht zur Weiterbildung überantwortet. Instinkthandlungen sind das Produkt erworbener und vererbter Triebe, Vernunfthandlungen das Erzeugnis eines Spieles bewußter Motive. Wie nun Instinkte nichts anderes sind und ihrer Natur nach nichts anderes sein können, als verhärtete, geronnene, automatisch gewordene ehemalige Triebe, insbesondere Auszweigungen und Abspaltungen des Grundtriebes der Selbsterhaltung, so sind Ideale nichts anderes als arterhaltende Gesamterfahrungen über das, was sein soll. Allgemeinbegriffe pressen in einen fiktiven Ausdruck zusammen, was wir uns als existierend vergegenwärtigen müssen. Ideale sind zusammenfassende Ausdrücke und überlieferte Motivquellen für das, was — im Interesse der Gattung — sein *soll*, auch wenn es, mit Kant zu sprechen, nie und nirgends *ist*. Wie sich Instinkte aus Trieben, und Begriffe aus Empfindungen zusammensetzen, so Ideale aus Illusionen. Instinkte, Begriffe und Ideale sind die große Sparbüchse, in welcher die menschliche Gattung die mühsam erworbene Erbschaft aller vorangegangener Geschlechter aufbewahrt. Die Einzelillusion sagt jedem Menschen, der ihrer fähig ist, nur, was für ihn gelten soll, auch wenn es in Wirklichkeit nicht so ist, und die Gattungsillusion oder das Ideal sagt uns, wie die Menschheit handeln soll, auch wenn sie nie und nirgends so handelt. Instinkte belehren darüber, wie wir leben, bewußte Fiktionen schreiben uns vor, wie wir denken, Ideale endlich geben uns einen Fingerzeig, wie wir, der Gattungserfahrung gemäß, handeln sollen. Der Einzeltrieb kann ja jedem Indi-

viduum schädlich sein, wie alles Singulare, Zufällige, Momentane: der Instinkt selbst ist es nie. Die einzelne Erfahrung mag falsch sein — Sinnestäuschungen, Phantasmagorien, Halluzinationen können sie fälschen — der Begriff, die Gattungserfahrung täuscht nie. Endlich können einzelne Illusionen, wie sie uns als Phantome, Schrullen, Ausartungen der Illusion zu Fancy-Grillen und Gigerltum, zu Mimicry und Snobismus, zu übereifrigem Sport, Hazardspiel, Verträumtheit, Spekulantentum usw. entgegentreten, die von ihnen befallene Persönlichkeit bloßstellen, zum unpraktischen esprit vagabond umstempeln oder gar zum leichtlebigen Fant und lockeren Zeisig umformen — Ideale als solche aber verleiten uns nie. Denn mag die einzelne, aus dem Spieltrieb der Menschen naturnotwendig herauswachsende Illusion „bewußte Selbsttäuschung" sein, so kann vielleicht die bewußte Selbsttäuschung eines einzelnen Individuums ihm selbst schädlich sein, weil es Maß und Ziel verfehlt. Aber eine „bewußte Selbsttäuschung", die sich durch Jahrtausende erhält, und die theoretisch geprüft, kritisch zerlegt, skeptisch zersetzt worden ist und dennoch ihr logisches Daseinsrecht behauptet — eine solche „bewußte Selbsttäuschung", die Dauer im Leibe besitzt, die Jahrtausenden trotzt und gegen alle Anfechtungen des bohrenden Verstandes sich gefeit zeigt, ist ebenso unzerstörbar, wie der Begriff, dem die Nominalisten, und der Instinkt, dem die Moralisten seit 2500 Jahren ohne jeden Erfolg den Todkrieg erklären. Wie wir einen Bodensatz von untilgbaren Instinkten und unverwischbaren Fiktionen als unantastbares Erbe der Kulturmenschheit angetreten haben, so besitzen wir einen eisernen Fonds von Idealen als säkularisierten Illusionen.

Will man also die ewigen Ideale des Menschengeschlechts mit Nietzsche als „Erfindung vom reinen Geist" und vom „Guten an sich" als „Niedergang-Typus" und „Verfallssymptom", als „Rhachitikerbosheit" und „Décadence-Philosophie" oder endlich als „Platonismus fürs Volk" bloßstellen, so begeht man denselben aussichtslosen Windmühlenkampf, den die Moralisten gegen die Instinkte und die Nominalisten gegen die Begriffe seit 2500 Jahren ebenso beharrlich wie vergeblich fortführen. Wie sagt doch Nietzsche? Zum Menschen sagen: Ändere dich, heißt verlangen, daß alles sich ändert, sogar rückwärts noch . . . . . keine kleine Tollheit das!

Man werfe uns nicht ein, man könne dem Menschen unmöglich zumuten, eine bewußte Selbsttäuschung aufrechtzuerhalten und sie, ungeachtet unseres Einblickes in das Wesen der Fiktion und Illusion, zu perpetuieren. Der Augenschein lehrt uns, daß wir dies stündlich, ja jede Minute, diesen Prozeß mehr oder weniger reflektiert wiederholen. Sogar im wissenschaftlichen geschulten Denken sind Selbsttäuschungen, Einbildungen, Fiktionen und Illusionen unvermeidlich, vollends im bunten Wechsel unseres täglichen Erlebens.

Von hier aus überblickt man die Höhenzüge des Denkprozesses. Fiktionen

und Illusionen erscheinen, in dieser Beleuchtung gesehen, nicht mehr als Chimäre, also auch nicht mehr als trügerisch und nichtig, sondern als schöner Schein, als nützliches Spiel unserer Einbildungskraft, als energiefördernde, lebenerhöhte, arterhaltende Funktionen. Fiktionen und Illusionen sind, mit Hegel-Schopenhauerscher Terminologie zu sprechen, eine „List der Vernunft", ein heilsames Narkotikon, ein Gegengift der Natur gegen Trübsal und Schlaffheit, wie sie sich im wirklichen Leben unausbleiblich einstellen.

Nicht ist, wie Pessimisten oder sogenannte Solipsisten behaupten, die Natur, Gott, Welt, jeder Allgemeinbegriff eine leere Fiktion, sondern jede Idealbildung ist ein Gnadengeschenk der Natur. Sie ist ein Amulett gegen Schwarzseherei, eine Reliquie gegen Hypochondrie und Melancholie, eine wirksame Zauberformel gegen Verschwörungen von Teufeln in Menschengestalt. Die Logik mag die Illusionen immerhin naserümpfend abtun, als eitel Spielerei zerfetzen und in nichts zerstieben lassen; der Wille zum Leben setzt die Illusionen immer wieder in ihre ewigen Rechte ein. Die äußere Erfahrung spricht allen Illusionen Hohn, die innere liegt ihnen anbetend zu Füßen; jene verwünscht sie als Gehirnspuk oder Ausgeburt der Hölle, diese preist sie als köstliches Angebinde unserer Allmutter Natur und unseres Allvaters Vernunft. Den seelisch Gesunden munden Illusionen erfrischend wie Nektar. Wie die Herzkranken nach Digitalis, so greifen die Mühseligen und Beladenen nach Illusionen; wer sich nicht mehr an der belebenden Essenz von Illusionen aufzurichten vermag, der ist rettungslos verloren.

Nach allem Vorangegangenen dürfen wir auf Grund biologischer und psychologischer Beachtungen das Fazit ziehen, daß der Desillusioné die unglücklichste Spezies von Mensch ist, die auf Erden lebt. Wer im Mittelpunkt seiner Vitalität, in seiner Illusionsfähigkeit, getroffen und rettungslos entzwei gebrochen ist, der gehört zu den unheilbar Abgeirrten und Enterbten. Solche Dekadenten haben nicht etwa darum keine Illusionen, weil sie krank sind, sondern sie sind krank, weil sie keine Illusionen haben. Was Speise und Trank für die Aufrechterhaltung und Regenerierung des Körpers leisten, das bedeuten die Illusionen für die Seele. Sobald unser Tagesquantum an Wirklichkeit verbraucht ist, dürstet uns nach perlenden Schaumbläschen, nach herzerfrischenden Illusionen. Wehe dem, dessen Hausapotheke leer, oder dessen seelischer Habitus gegen dieses wohltätige Narkotikon abgestumpft ist. Deshalb sind Dichter, Denker und Künstler, die uns immer wieder aus dem unerschöpflichen Born ihrer Phantasie neue Illusionen schaffen, die großen Wohltäter der Menschheit, und die pessimistischen Philosophen, die sie zerstören, sind die Totengräber des Menschengeschlechts. Menschen ohne Illusion gleichen dem trägen Kahnfahrer, der sich ohne Steuer und Ruder willenlos dem Tanz und Gekräusel des Wellenspiels überläßt. Ein einziger kräftiger Windstoß, und sein Lebensboot kippt rettungslos um.

Illusionsfähige Menschen hingegen halten die Ruder in eisenfesten Händen; sie werden nicht von den Wellen des Lebens widerstandslos getrieben, sondern sie steuern mit sicheren Ruderschlägen unbeirrt auf ihr Ziel zu. Und wenn Wind und Welle sich gegen sie zu verschwören scheinen — sie rudern gleichmäßig und unverzagt weiter. Je stärker die Widerstände sind, desto angespannter ist die Energie. Was nun dem einzelnen Ruderer die augenblickliche Illusion, das sind ganzen Völkern ihre Ideale: die feste Zielsetzung, die zusammenhaltende Einheit, die Gemeinsamkeit der Kraftanstrengung, das Zusammenstimmen und Zusammenklingen vieler Einzelwillen zur Gemeinsamkeit eines Sozialwillens, Nationalwillens oder endlich des allumfassenden Menschheitswillens. Mag man uns das Ziel immerhin als „bewußte Selbsttäuschung" vor Augen führen. Never mind! Der Weg ist Selbstzweck, weil er erzieherisch dahin wirkt, den Willen zu stählen, die Tatkraft herauszutreiben, die Spannkraft wach und rege zu halten, eben damit aber die Lebensenergien des Typus Mensch zu wecken und zum Maximum seiner Leistungsfähigkeit anzutreiben. Die Erbsünde, das peccatum originale, ist die Trägheit, die wir bei Wilden und Barbaren als Arbeitsscheu, gleichsam als Trägheitsgesetz der Volkswirtschaft, durchgehends beobachten. Das Wesen der Kultur hingegen ist: Arbeit.

Wir nähern uns mit unseren Kulturzwecken dem tiefsten Sinn der Natur, die ja selbst nichts weiter ist, als ein System von ewigen Energien — ein unversieglicher Quell von Bewegung und Kraft. Nicht ist, wie Hartmann sagt, die Kultur die höchste aller Illusionen, sondern die Illusionen sind die Voraussetzung allen Aufstiegs von der Barbarei der Trägheit zur Zivilisation durch Arbeit. Die Illusionen erweisen sich als die große Weltpeitsche, die das Tier zum Menschen, den Wilden zum Barbaren, den Barbaren zum Zivilisierten, diesen wieder zum Kulturmenschen emporgezüchtet hat. Denn ohne Illusion hätten wir keine Ideale und ohne Ideale kein lebenswürdiges Dasein. Sind Illusionen durch ihre lebenfördernde und arterhaltende Wirksamkeit im Dienste des Gattungsfortschritts ein unentbehrliches Gefühlsfundament des Lebens, so stellen die aus ihnen erwachsenden Ideale die Tragepfeiler und Querbalken unseres Kultursystems dar.

Daß wir die Erlebnisse der menschlichen Gattung in ihren übereinstimmenden Merkmalen generalisieren und uns diese Generalisationen vielfach als Ideale gegenüberstellen, hat Ludwig Feuerbach richtig erkannt. Durch diese ihre menschliche Abkunft werden aber die Ideale in ihrem Geltungs- und Erziehungswert für den Einzelmenschen nicht etwa herabgesetzt, sondern im Gegenteil gesteigert. Wie die Naturgesetze die Verfassungen darstellen, die wir dem Universum gegeben haben, so sind unsere Ideale die Konstitutionen der moralischen Welt; wie die Verfassungen an Ansehen und Würde nicht nur nichts verlieren, sondern alles gewinnen, seitdem wir sie uns in demokratischen Ländern selber gegeben, ganz so verhält es sich in der moralischen Welt.

Ohne Ideale keine Kultur. Wer sich für nichts mehr auf der Welt zu erwärmen und zu begeistern vermag, sondern alle Fiktionen, Illusionen und Ideale für „Traum und Wahnsinn" hält, der gilt uns als Seelenkrüppel und Gefühlsinvalide, dem wir nur ein Wort Gottfried Kellers mitleidsvoll zurufen können: „er wäre besser ungeboren, denn lebend wohnt er schon im Grab!"

Henri Guilbeaux*): Richard Dehmel,

zum fünfzigsten Geburtstag (18. November 1913).

(Autorisierte Übersetzung von Paul Friedrich.)

Richard Dehmel! Ich kann diesen Namen nicht ohne große und freudige Gemütsbewegung nennen. War er doch der erste deutsche moderne Lyriker, den ich las und übersetzte. In jener Zeit, die mir noch so nah erscheint, und die doch schon weit zurückliegt, als ich in Berlin wohnte und das Leben, die Sitten, die Sprache und die Literatur Deutschlands studierte, las ich in einer Anthologie: „Aus banger Brust", „Der Arbeitsmann", „Manche Nacht" und nach und nach erfaßte ich ihren kraftvollen Reiz und machtvollen Rhythmus. Ich las sie oft. Sie und andere. Eines Tages übersetzte ich einige dieser Gedichte, um sie meinem Gedächtnis besser einzuprägen, ohne an eine Veröffentlichung zu denken. Richard Dehmel führte mich so in die deutsche Lyrik der Gegenwart ein, und ich verdanke ihm eine große Zahl bedeutsamer und lebendiger Stunden. Diese Zeilen sollen mein Dank dafür sein.

So lebte ich mehrere Jahre in seiner „lyrischen" Gemeinschaft, wie ich glaube ziemlich heimisch in seinem Gesamtwerk, mit mehreren Porträts von ihm vertraut, so daß ich mir einen annähernden Zusammenhang zwischen dem Werk und dem Menschen herstellen konnte, — denn ich bin der Meinung, daß ein Buch, ein Bild, nur insoweit wertvoll ist, als sich der Mensch in ihm völlig enthüllt und beweist. Aber den Menschen hatte ich nie gesehen. Und mich plagte ein stürmisches Verlangen, eine wahre „Sehnsucht", ihn zu sehen und zu hören, um das Bild, das ich von ihm in mir trug, abzurunden.

Endlich, vor einigen Wochen, bei einem vorübergehenden Aufenthalt in

*) Henri Guilbeaux, der Verfasser dieses schönen und temperamentvollen Essays, hat sich schon vor einigen Jahren in Deutschland mit seinem poetischen Erstling: „Berlin, Feuilles d'un solitaire" bekannt gemacht. Als eifrigster Vorkämpfer einer deutsch-französischen Verständigung hat er eben bei Figuière in Paris eine Anthologie deutscher Lyrik, die vierzig deutsche moderne Dichter in Frankreich einführt, mit einem Vorwort Emile Verhaerens erscheinen lassen. (Vergl. Literarische Rundschau des Oktoberheftes.)

Berlin, hatte ich das langerhoffte Glück, ihm zu begegnen, zweimal. Namentlich sah ich ihn länger bei Otto Ackermann, einem meiner Freunde, der in Paris einst mit Léon Bazalgette das „magazin international" gründete, dem Besitzer einer wertvollen Bildergalerie von Werken des 19. Jahrhunderts. (Guéricault, Delacroix, Daumier, Courbet etc.)

Es war an einem furchtbar heißen Morgen. Die Luft glühte, und die Hitze lähmte Körper und Geist. Nach und nach verfinsterte sich der Himmel. Gewitterschwärze verdrängte das Blau. Die dickaufgetürmten Wolken standen reglos. Wir saßen stumm und warteten — und in meinem Gehirn erwachten diese Strophen Dehmels:

> Der Himmel dunkelte noch immer.
> Ich fühlte tief bis in mein Zimmer
> Der fahlen Wolken vollen Schoß.
> — — — — — — — — — —
> — — — — — — — — — — — —
>
> Die Wolken wurden immer dumpfer,
> Die wunden Töne immer stumpfer,
> Wie Messer stumpf, wie Messer spitz;
> Und aus dem alten Liebeslied
> Klagten zwei Kinderstimmen mit —
> Da fiel der erste Blitz.

Und die Blitze zuckten. Und die Luft dröhnte vom Hämmern des Donners. Aber kein Regen fiel. Ein trocknes und desto unheimlicheres Gewitter entlud sich.

In dem Augenblick, als krachend eine Feuergarbe flammte, tönte die Klingel. Und Dehmel trat ein. In Muße konnte ich diese Züge voll Willen, Suchen, Gedanken und Schmerz studieren. Seine Kraft schlug auf mich über. Seine Worte waren — analog seinen Versen — klar rhythmisiert, bestimmt und konzentriert. Man sprach von Frankreich, Deutschland, Berlin, den Hansestädten, von Emile Verhaeren usw. Ich sagte nichts. Ich hörte und sah nur. Und während er sprach, prägte ich die kräftigen, tiefen und feinen Züge dieses Gesichts, das Feinfühligkeit und eine hervorragende Intelligenz zeigte, für immer meinem Gedächtnis ein . . . . .

Er betrachtete die Gemälde und bewunderte vor allem einen Delacroix und die Köpfe der Hingerichteten von Guéricault . . . . Und währenddessen formte ich mir das Antlitz dieses Dichters, den ich zu den bedeutendsten Kulturpionieren und Sängern der Zukunft rechne, zu den größten Barden dieser bewegten und an Wissenschaft, Industrie und Handel so reichen Epoche der Demokratie . . . .

* * *

Richard Dehmel analysiert mit bemerkenswerter Feinfühligkeit die Poesie der Natur. Er ist Meister im Fixieren der in jeder Stunde wechselnden Farben. Er hat das Wesen der Morgen- und Abendstimmungen sorgsam beobachtet und

in seinen Gedichten verewigt. Er liebt abendliche Spaziergänge und Wanderungen durch die nächtlich einsame schlafende Landschaft. Beispiel: „Manche Nacht", „Stille Stadt", „Sommerabend". Manchmal überfällt ihn ein geheimer Schauder, ein grundloses Angstgefühl. Er wandert nachts auf langen, von Telegraphenstangen eingerahmten Chausseen. Er liebt das Nebelhaft-Unbestimmte. Er beschreibt nicht, er umschreibt. Aber er bleibt immer Maler, denn er ist in erster Linie Realist, Bejaher alles Tatsächlichen.

„Richard Dehmel", schreibt Julius Bab, „der Realist im tiefsten Sinne des Wortes, das heißt ein leidenschaftlicher Bejaher alles Wirklichen, ist auch ein entschiedener Bejaher der feinsten, differenziertesten Geisteskultur und all der subtilen Werte und Zwischenwerte, die sich das Bewußtsein der neuen Zeit geschaffen hat."

Als Weiser und Künstler hat er mit Hilfe machtvoller Rhythmen und innerer Schwingungen die geheimnisvollen Analogien, die heimlichen Rufe, die unwahrnehmbaren Zusammenhänge der Wesen und der Dinge in einer Reihe bewundernswerter „Naturstimmungen" festgehalten.

Richard Dehmel ist der grandiose, glühende Dichter der Liebe. Seine Naturstimmungen: „Aus banger Brust", „Aufblick", „Drückende Luft" enthalten ein zartes, traumverlorenes Gefühl und die heftige, rote und aufreizende Leidenschaft. Er hat sich in die Tiefen der Seele der Liebenden, der Braut versetzt: „Nachtgebet der Braut".

Er hat die verschiedenen Gesichter der allmächtigen allgegenwärtigen Venus enträtselt. In „Aber die Liebe" symbolisiert er das Leben, die Kraft, den durch die Liebe erzeugten Tod. Er ist Mensch und Tier, Engel und Teufel in einem. In seinem Laboratorium kreist nicht nur ein ätherischer, Himmelsluft atmender Geist. Manchmal gibt er sich auch seiner erotischen Chemie hin, der einige Kritiker einen gewissen Schwefelgeruch beigemischt finden, und sie werfen ihm Immoralität und Blasphemie vor.

Richard Dehmel hat sich nicht darauf beschränkt, die wahre Liebe zu besingen; er hat auch alle ihre Erscheinungsformen, alle ihre Nebenerscheinungen gestaltet. Kühn hat er in seiner ganzen Ausdehnung das sexuelle Problem durchforscht, wie die Ehe, das Recht des Liebenden, das des Kindes. Namentlich in diesen drei Werken: „Aber die Liebe", „Weib und Welt", „Zwei Menschen". Er hat das Recht proklamiert, eine schwache Liebe um einer stärkeren willen fallen zu lassen (und er ist selbst hierfür ein charakteristisches Beispiel). Seinem Sohn rät er die vollkommenste Ichbehauptung, ja er verlangt kühn selbst den Ungehorsam von ihm: „Lied an meinen Sohn". Die „Verwandlungen der Venus" enthalten die verschiedenen Stufenformen der Liebe: Venus Primitiva, Venus Creatrix, Venus Bestia, Venus Perversa, Venus Socia etc. . . . . Eine Folge tiefer und tragischer Lebensbilder. In Venus Socia erscheint sein soziales Ideal.

Denn die Liebe läßt ihn die Ängste der leidenden Menschheit nicht vergessen: „Störung".

Indem er sich leidenschaftlich der Liebe hingibt, singt er dem ganzen Leben ein Triumphlied. Er besingt die Menschheit, das All, nachdem er sich gesungen hat. Er ist der Dichter des Individualismus, aber eines unaufhörlich reiner und weiter werdenden. Er holt den Stoff seiner Dichtungen aus den letzten Entdeckungen der Biologie und den neuesten sozialen Theoremen. So verschwistert er sich mit Emile Verhaeren, mit Walt Whitman.

Er ist ein Sozial-Individualist, während Nietzsche ein stürmischer und ausschließlicher Individualist ist. Nietzsches ekstatischer Individualismus hat seinen Ursprung in seiner slawischen Abstammung. Richard Dehmel, der Sänger der modernen Welt, hat germanisches Blut (wohl auch slawisches. Anm. d. Ü.); daher seine Kraft, sein sozialer Individualismus. Oder wie Julius Bab sagt: „Demgegenüber tritt in Richard Dehmel eine Persönlichkeit vor uns hin, deren Schwerpunkt und innerste Kraftquelle ihr Germanentum ist." Daher stammt seine Philosophie, daher die vollendete Mischung von Christentum und Heidentum, der eigenartige Kompromiß zwischen der Nietzscheschen Verneinung und der Bejahung Lassalles. Dehmel zerstört und baut auf; er ist „lösend und bindend". Er ist „der Dichter des Ganzen". Er zeichnet das Idealvolk in dem gewaltigen Gedicht: „An mein Volk".

In mehreren seiner Gesänge weht ein Sturm der Empörung, der fast revolutionär genannt werden kann: so in „Vierter Klasse"; bald empfiehlt er dem Volk wilden Trotz: „Das Erntelied", „Der Arbeitsmann"; bald predigt er offen die Auflehnung, wie in „Predigt ans Großstadtvolk". Seine letzten Gedichte: „Schöne wilde Welt" zeigen, wie stark ihn die jüngsten Erfindungen und Entdeckungen gepackt haben: „Gebet im Flugschiff" — „Die Musik des Mont Blanc".

* * *

Seine Poesie ist mehr und mehr klar geworden, je menschlicher sie wurde. In „Aber die Liebe" erklomm er den Gipfel künstlerischen Raffinements. Er gibt die feinen, hervorragenden Entdeckungen ebensowenig preis, wie die entzückend musikalischen Klangverbindungen, aber er wird haushälterischer. Endlich ist auf seine hohe, vorbildliche Gerechtigkeit, die anstrengende, beständige Arbeit hinzuweisen, deren Spuren dem so charakteristischen Gesicht dieses großen Lyrikers aufgeprägt sind. Jede neue Auflage seiner Werke ist stets von Grund auf durchgesehen, verbessert, vermehrt. In seinem „Studio" formt er unaufhörlich das um, was ihn nicht befriedigt.

Hierin ähnelt er ferner in erstaunlichem Maße Emile Verhaeren. Ähnlich wie der machtvolle Dichter der „Villes Tentaculaires" hat er alte Lieder nach-

zuschaffen versucht. Ich zitiere von ihm die Übersetzung eines normannischen Volksliedes aus dem 18. Jahrhundert „Die Rückkehr des Seemanns"*):

Quand le marin revient de guerre
Tout doux
Tout mal chaussé, tout mal vêtu:
„Pauvre marin, d'où reviens-tu
Tout doux?"

— — — — — — — — — — —

Der Seemann kommt vom Krieg zurück,
So sacht;
Verbrannt so sehr, verstaubt so sehr.
„Wo kommst du, armer Seemann, her
So sacht, so sacht?"

Dehmel ist von Verhaerens Werken ebenso entzückt, wie er es von den Gedichten Verlaines gewesen war, und wir verdanken ihm eine vortreffliche Verdeutschung der „Armen":

Sie sind so, diese armen Herzen,
Ganz ausgehöhlt von stummen Schmerzen,
Blaß und wie Teiche voll Geweine:
Rings Leichensteine**).

Für Verhaeren empfindet er sehr große Sympathie und Bewunderung. Er traf ihn vor zwei Jahren in Hamburg, und er schilderte Julius Bab folgendermaßen seine Empfindung: „Er ist eben doch einer von den paar wirklich großen Geistern, die es heute gibt, einer, der weiß, worauf es ankommt, einer, der mehr will als Gedichte machen: Menschen bilden!"***)

Emile Verhaeren — Richard Dehmel.

Ihr Werk zeigt bemerkenswerte Übereinstimmungen. Sie haben beide ihre Leidenschaften, ihre Liebe, ihre Hoffnungen, ihre Trunkenheiten gesungen — sie haben die Menschheit, die Zukunft, die Wissenschaft verewigt —, sie haben die Helden, die Genies verherrlicht. Verhaeren hat modernere Themen gewählt, aber Dehmel hat radikalere Gedanken geformt.

Verhaeren sieht vor allem die heutige Welt mit Maleraugen; Dehmel hat uns mehr die geistige Quintessenz von ihr geschenkt. Verhaeren schildert und ballt die sich empörende Masse, und sein leidenschaftlicher Appell ist doch weniger unmittelbar und zwingend als der Dehmels, der seinem Sohne zuruft:

Und wenn Dir einst von Sohnespflicht,
Mein Sohn, Dein alter Vater spricht,
Gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!

---

*) Joli tambour. Das französ. Volkslied. Herausgegeben von H. H. Ewers und Marc Henry. (W. Borngräber, Berlin.)

**) Schöne wilde Welt. (S. Fischer, Berlin 1913.)

***) Julius Bab: Verhaeren. (Neue Rundschau, Juli 1912.)

Verhaeren und Dehmel haben die gleiche Ausdauer, die gleiche Lauterkeit, die gleiche unermüdliche Energie bewiesen.

Man braucht nur ihre Gesichter zu sehen, die ihre Werke so eindrucksvoll repräsentieren. Das Verhaerens ist gequälter, heftiger, tumultuarischer (wie man seinen Lyrismus wohl mit der Erregung van Goghs vergleichen kann); das Dehmels ist willenshärter, strenggefugter (ich möchte — um im Bild zu bleiben — seine Dichtung gern mit Cézannes Werk vergleichen); aber ihre Stirnen haben die gleiche Festigkeit, eine gleiche Stärke — zeugen von gleicher Willensrichtung; ihre Furchen beweisen die harte, beständige Arbeit, das unablässige Suchen, die mannhafte Anstrengung . . . .

* * *

Prachtvolle Energie, ein wunderbares Gehirn, eigenartige und neue Sensibilität im kühnen Gegensatz zu gewissen Erscheinungen, Sänger seines Ich, der Liebe, der Menschheit — so ist Richard Dehmel sicher der größte deutsche Lyriker der Gegenwart, einer der tüchtigsten und reichsten Geister unserer Zeit.

Sein Werk ist tief lyrisch und philosophisch. Seine Philosophie hat ihre Quelle in der Erregung. Seine Dichtung ist philosophisch wegen des großen Teils Universalen und Sozialen, das sie enthält.

Liliencron hatte das Genie seines Freundes Richard Dehmel erkannt, als er schrieb: „Keiner von uns Versdichtern wird auf die Nachwelt kommen. Nur einer: Richard Dehmel. Das ist meine feste Überzeugung . . . ."

Professor Dr. Albert Albu: Sport und Volksgesundheit.

Man kann die Menschen unseres Zeitalters einteilen in Muskelmenschen und Nervenmenschen. Die Beobachtung lehrt dabei, daß der körperliche Arbeiter für seine intellektuelle Bildung meist noch mehr tut, als der geistige Arbeiter für seine körperliche Entwickelung. Seit den Zeiten der Renaissance sieht man auch in Deutschland die vorherrschenden Stände, die soziale Auslese, ihre Kräfte erschöpfen fast ausschließlich in der geistigen Führung der Volksmassen, während die Förderung der Leibeskräfte namentlich jenseits des Schulalters fast nur von den Angehörigen der arbeitenden Klassen systematisch betrieben wird. Ein muskulöser Körperbau, der an klassische Formen erinnert, ist geradezu eine Seltenheit bei den Angehörigen der sogenannten oberen Zehntausend. Das weibliche

Geschlecht trachtet heutzutage sogar methodisch nach der schlanken Linienform des Körpers, die nicht nur den Schwund des Fettpolsters zur Voraussetzung hat, sondern leider sehr oft auch zur Erschlaffung der Muskulatur führt. Ein großer Teil der höheren Gesellschaftsschichten weist in allen Ländern schon die deutlichen Erscheinungen körperlicher Entartung auf. Einen wesentlichen ursächlichen Anteil an diesem Rückgang der körperlichen Kraft und Leistungsfähigkeit hat die moderne Großstadtkultur mit ihren zahlreichen Schäden. Einen einwandfreien Beweis für die ständige Zunahme der körperlich Minderwertigen liefert der nachweislich ununterbrochene Rückgang der Militärdiensttauglichen in fast allen Kulturländern, am stärksten bei den Stadtbewohnern und bei den Angehörigen der sogenannten gebildeten Stände. So betrug z. B. in Deutschland im Jahre 1906 bei den Einjährig-Freiwilligen die Dienstuntauglichkeit 56,5 Prozent und stieg bei den Studierenden insbesondere sogar auf über 60 Prozent. Als Ursache dieser Minderwertigkeit ist neben der Kurzsichtigkeit in erster Reihe die allgemeine Körperschwäche festgestellt.

Als ein Zeichen natürlicher Reaktion gegen die einseitige Geistesausbildung macht sich seit Jahrzehnten in Deutschland das Bestreben nach einer besseren Körperpflege, nach einer Stärkung der körperlichen Widerstandskraft geltend. An einem System körperlicher Übung hat es freilich auch bei uns nie gefehlt. Ja, Deutschland darf stolz darauf sein, durch Vater Jahn das systematische Turnen eingeführt zu haben. Aber für die große Masse des Volkes beschränkt sich diese Körperübung fast immer auf die Schulzeit. Der Kreis derjenigen, welche in späteren Jahren noch Zeit und Lust dazu finden, setzt sich leider vorwiegend nur aus den Angehörigen der körperlich arbeitenden Bevölkerungsklassen zusammen. Von der fortgesetzten Pflege dieser Körperübungen hat auch viele die schematische Einseitigkeit und der etwas komplizierte technische Betrieb des deutschen Turnens abgehalten, zumal dasselbe sich zum größten Teile in staubigen Hallen vollzieht. In dieser Not des Volkes ist denn seit einigen Jahrzehnten die Wiederbelebung des Sports als ein willkommener Helfer erschienen. Noch nehmen freilich heute weite Teile des Volkes keinen tätigen Anteil daran. Es fällt bei uns heute schon auf, wenn auch nur die Zuschauerzahl bei sportlichen Veranstaltungen eine sehr große ist. Das war im alten Hellas ganz anders. Da galt die Sportpflege als eine nationale Pflicht, als das oberste Mittel der körperlichen Erziehung, als die allgemein anerkannte Voraussetzung zur Erlangung und Erhaltung von körperlicher Tüchtigkeit und Gesundheit. In sportlicher Hinsicht sind die Deutschen einstweilen noch unerzogen. Aber das Beispiel, das ihnen die Stammesgenossen jenseits des Kanals seit einem Jahrhundert gegeben haben, ist doch auf einen fruchtbaren Boden gefallen, und mit Genugtuung können wir von Jahr zu Jahr einen Fortschritt des Interesses für den Sport in allen Schichten der Bevölkerung feststellen. Als Beweis seien nur einige wenige Beispiele namhaft gemacht. Die deutsche Militärverwaltung läßt jetzt auch schon ganz regelmäßig

Soldaten, neuerdings auch die Offiziere, an sportlichen Veranstaltungen sich beteiligen und selbst sogar solche auf den Exerzierplätzen ausführen. Und der typische deutsche Student, der seine Mußestunden in der Kneipe zuzubringen gewohnt ist — nur einige wenige Turnverbindungen gibt es von alters her an allen Hochschulen — fängt auch bereits an, sich umzumodeln. Es gibt schon akademische Sportplätze und sportliche Hochschulverbände, die an manchen Universitäten mit Fleiß und Erfolg tätig sind. Ja, die deutsche Turnerschaft selbst hat dem Sport seit einigen Jahren einen breiteren Platz in ihrem Programm eingeräumt. Noch ist der langjährige Bruderzwist zwischen Turnern und Sportsleuten nicht beigelegt, aber das Ende dieses törichten Zwiespaltes scheint nahe bevorzustehen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es notwendig sei, zu beweisen, daß Turnen und Sport keine Gegensätze sind, sondern nur zwei verschiedene Wege zur Erreichung ein und desselben Ziels. Wo Licht ist, pflegt doch immer auch Schatten zu sein, und so hat denn auch jeder dieser beiden Wege seine Nachteile. Daraus darf man aber nicht die Schlußfolgerung ziehen, daß der eine schlechter sei, als der andere. Gerade durch ihre gegenseitige Ergänzung kann der Fehler der einen Methode immer den der anderen ausgleichen.

Weder Turnen noch Sport sollen dazu dienen, Athleten in irgend einem Zweige körperlicher Muskelbetätigung heranzubilden. Alle körperliche Muskelübung wird zum Zerrbild gemacht, wenn sie zur Erziehung von einseitigen Virtuosen mißbraucht wird. Das Ideal kann nur der All-round-Athlet sein, der in allen Sätteln körperlicher Muskelübung fest ist. Nicht die Übung und Kräftigung irgend einer Muskelgruppe des Körpers ist das Ziel systematischer Körperpflege, sondern die harmonische Durchbildung des gesamten Muskelorganismus. Die hervorragenden Leistungen einzelner besonders Befähigter haben fast nur den Wert von Schaustücken, allenfalls sind sie zuweilen ein aufmunterndes Beispiel für andere, aber sie schaden in dieser Hinsicht fast ebensoviel, als sie nützen. Einen sozialen und nationalen Wert hat die Körperpflege nur dann, wenn sie eine volkstümliche Betätigung der großen Massen wird.

Worin bestehen das Wesen und die Vorzüge des Sports? Es ist bisher noch nicht möglich gewesen, eine allgemein anerkannte Definition des Begriffs „Sport" zu schaffen. Jedenfalls soll der Sport nur Selbstzweck sein, d. h. um seiner selbst willen getrieben werden, nicht mit irgend welchen Neben- oder andersartigen Hauptabsichten. Dazu ist jedwede geschäftliche oder gewerbliche Ausnutzung des Sportes zu rechnen. Als einzig maßgebendes Beispiel darf uns hier das alte Griechenland dienen, wo der Sport als allgemeines Volkserziehungsmittel galt und rein ethische Interessen unentwegt den Anlaß zur Förderung des Sports gaben. Auch in England und Amerika macht man die erfreuliche Beobachtung, daß dort das Prinzip der körperlichen Kräftigung durch Sport seit Jahrzehnten bereits in weite Volkskreise eingedrungen ist und nicht nur auf den Universitäten, sondern auch in den Volksschulen allgemein durchgeführt wird.

Soweit ist man in Deutschland noch lange nicht. Bei uns bildet der Sport bisher im besten Falle nur erst eine Attraktion für die schaulustige Menge an den Sonntag-Nachmittagen, und große Sportvereine sehen ihre Hauptaufgabe einstweilen noch in der Züchtung einzelner hervorragender Matadore, mit denen sie möglichst viel Ehrenpreise zu gewinnen trachten. Wenn aber der Sport auf die breite Basis eines körperlichen Volkserziehungsmittels gestellt werden soll, wie es das Turnen seit einem Jahrhundert bei uns geworden ist, dann muß der Sport auch von den Spezialvereinen in die Schule verpflanzt werden. Es ist gar kein Grund ersichtlich, warum nicht auch schon Kinder sportliche Übungen in dem ihrem Alter entsprechenden Maße betreiben sollen.

Ohne Zweifel hat der Sport gewisse Vorteile vor dem Turnen. Er wird durchgehend im Freien und in frischer Luft getrieben, er bietet eine überaus reiche Fülle von Abwechselungen, welche alle Gruppen der Körpermuskulatur zur Tätigkeit gelangen lassen. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der klassische Fünfkampf, bestehend aus Laufen, Ringen, Springen, Speerwurf und Diskuswurf. Diese Kombination körperlicher Übungen hat man in neuerer Zeit mannigfach verändert, u. a. auch zu einem Neun- oder Zehnkampf ausgestaltet, indem man noch andere Sportarten mit in den Kreis der Übungen hineingezogen hat. Das erscheint mir aber ganz unwesentlich. Die Hauptsache ist, daß die sportlichen Körperübungen genügend Mannigfaltigkeit bieten, um die gesamte Körpermuskulatur zu beteiligen. Die Heranbildung sportlicher Spezialisten, wie sie sich vielfach in den Sportklubs bemerkbar macht, verdient deshalb durchaus Tadel. Einseitige Muskelübungen können niemals den Inbegriff einer rationellen Leibeszucht ausmachen, dazu gehört stets eine vielseitige Betätigung des Körpers bei einer Reihe verschiedenartiger Übungen. Es ist durchaus falsch, dem Sport den Vorwurf der Einseitigkeit zu machen. An sich haftet ihm dieser Fehler keineswegs an. Er ist ihm nur künstlich aufgedrungen worden durch die Art, wie der praktische Betrieb des Sports in unseren Vereinen sich abwickelt. Hier zielt man leider vielfach auf Rekord und Preisjägerei ab, statt eine allseitige harmonische körperliche Durchbildung aller aktiven Teilnehmer zu erstreben. Das Beispiel der Besten pflegt fast immer anspornend auf die übrigen zu wirken, und so erzieht der Sport die jungen Leute denn in der Tat zu kräftigem Wollen, zu energischer Tat, er regt den Ehrgeiz an und stärkt den Mut. Die regelmäßige Betätigung im Sport läßt Entschlüsse rascher fassen und Gefahren geringer erscheinen. In diesem Einfluß auf die intellektuellen Eigenschaften jugendlicher Personen sehe ich einen Hauptwert des Sportes.

Es ist aber nicht zu verkennen, daß diese günstige Wirkung auch ihre Kehrseite hat. Jeder Sport bringt einen Kampf mit sich. Jeder sollte diesen Kampf als einen für und mit sich selbst, für seine eigene Vervollkommnung auffassen und durchführen. Statt dessen wird er meist zu einem Kampfe gegen die anderen, zu einem Kampfe um die Siegespalme. Ja, große Gebiete des Sportes sind

seit Jahren schon zum Wettsport entartet, dessen ganzer Zweck darin zu bestehen scheint, der sensationslüsternen Volksmenge aufregende Schauspiele darzubieten. Den Gipfelpunkt dieser traurigen Entartung bilden die Sechs-Tage-Radrennen, denen überhaupt gar kein sportliches Interesse mehr zugrunde liegt, sondern nur die rein geschäftliche Gewinnsucht, welche den nervenpeitschenden Anblick wahnsinniger Überanstrengungen einiger Sportprofessionals geschickt auszunutzen weiß.

Der Wettsport macht das häufige Vorkommen körperlicher Überanstrengungen mit ihren schädlichen Folgen für die inneren Organe unvermeidlich. Wenngleich die Physiologie und Pathologie des Sportes zur Zeit noch kein abgeschlossenes Wissensgebiet ist, so haben doch fortgesetzte Untersuchungen mit Sicherheit festgestellt, daß jede maximale Muskelarbeit, wie sie die sportliche Anstrengung mit sich bringt, zu gewissen Veränderungen besonders in Herz und Nieren führt, welche als abnorme Erscheinungen mit Sicherheit zu betrachten sind. So entsteht selbst bei den best trainierten Sportsleuten nach jeder anstrengenden Übung, so z. B. auch nach einem nur 2 bis 3 Minuten währenden energischen Ringkampf oder gar nur einem Streckenlauf über 100 Meter, sofort eine Nierenreizung, die sich durch die Ausscheidung von Eiweiß und Nierenbestandteilen verschiedenster Art, zuweilen sogar Blut offenbart. Nach langdauernden Märschen, nach übermäßig schnellem Radfahren und dergl. sieht man bei allen Teilnehmern ohne Ausnahme solche pathologische Erscheinungen in stärkerem Grade auftreten, naturgemäß bei dem einen mehr als bei dem anderen, je nach seiner natürlichen Widerstandskraft und der stattgehabten Überanstrengung. Aber nach wenigen Stunden meist, spätestens nach 1 bis 2 Tagen sind diese Reizerscheinungen seitens der Nieren wieder vollkommen verschwunden. Das Herz pflegt bei Anfängern auf solche übermäßig körperliche Inanspruchnahme oft mit einer Dehnung und Erweiterung seines Muskels zu reagieren, und bei der Mehrzahl der trainierten und professionalen Sportsleute, z. B. den Rennradfahrern, tritt allmählich eine Vergrößerung des Herzens ein, welche sie sogar zu vermehrter Arbeitsleistung befähigt. Bei so trainierten Sportsmen ruft dann die einzelne Anstrengung häufig sogar eine Verkleinerung des Herzens hervor, wie durch die Untersuchung mit Röntgenstrahlen einwandfrei erwiesen ist. Auch die akute Dehnung des Herzmuskels bei Untrainierten geht meist in kurzer Zeit wieder vorüber. Es ist überhaupt erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit der jugendliche Organismus, der noch über die nötige Spannkraft verfügt, sich von diesen übermäßigen körperlichen Anstrengungen zu erholen pflegt. Bei einem gesunden Herzen pflegt der Puls von der enorm gesteigerten Frequenz — zuweilen bis zu 180 Pulsen in der Minute unmittelbar nach Beendigung der Übung! — in spätestens fünfzehn Minuten zur Norm zurückgekehrt zu sein, und die blassen erschlafften Gesichtszüge, der keuchende Atem, die Ermattung des gesamten Körpers weicht schnell wieder dem Gefühl des Wohlbefindens, wobei das Bewußtsein einer ruhm- oder siegreich verbrachten Tat ein gut Teil dazu beiträgt, das Nervensystem wieder

zu beleben. Blutkreis- und Säfteumlauf werden durch die angestrengte Muskelarbeit energisch angeregt, der gesamte Stoffwechsel des Organismus wird gesteigert, die Ausscheidungen aller Zerfalls- und Abfallsprodukte des Stoffwechsels werden beschleunigt und vermehrt, die Erneuerung von Blut und Säften schneller in die Wege geleitet.

Die geschilderten Wirkungen sportlicher Höchstleistungen bergen zugleich ihre Gefahren in sich, und zwar sowohl durch zu intensive Überanstrengungen, als auch namentlich durch zu häufige Wiederholung derselben. Vollkräftige Naturen freilich setzen solchen Schädlichkeiten eine Widerstandskraft entgegen, die einen dauernden Nachteil nicht entstehen läßt. Aber nur ein kleiner Teil der Menschen ist den äußersten Anstrengungen, wie sie der Sport mit sich bringt, gewachsen. Oft werden die Glanzleistungen selbst der Besttrainierten nur zustande gebracht durch die ununterbrochene Anspornung seitens der Zuschauer. Man hat z. B. die Erfahrung gemacht, daß bei Distanzmärschen die meisten Teilnehmer ihre Energie und Ausdauer nur aufrecht erhalten können bei ständiger Begleitung durch Mitgehende, Radfahrer und dergl. Wenn der körperlich gut Veranlagte die Schädigungen exzessiver Muskelanstrengungen noch überwindet, so trägt der Schwächliche oder Minderwertige Schaden davon. Von vornherein sollte sich niemand dem Sporte widmen, der nicht durch ärztliche Untersuchung als tauglich dafür befunden ist. Jeder Sportklub sollte einen Arzt haben, der alle neu Eintretenden erst prüft und im ersten Jahre sorgfältig kontrolliert. Die stärkeren sportlichen Anstrengungen sollten auch niemals vor Eintritt der Geschlechtsreife, d. h. mindestens nicht vor dem 13. Lebensjahre begonnen werden, und bei den sportlichen Wettkämpfen soll man niemals Ungleichaltrige sich miteinander messen lassen, denn der Jüngere wird meistens dadurch zu einer Überschätzung und Überanstrengung seiner Kräfte verleitet. Namentlich im Entwickelungsalter bedarf die Ausübung des Sports sorgfältiger ärztlicher Überwachung. Aber es ist ganz verkehrt, anzunehmen, daß schwächliche, sonst gesunde Schulkinder vom Sporte fernzuhalten seien. Im Gegenteil, er bietet gerade die beste Gelegenheit zur Übung und Stärkung der Kräfte, zur Förderung der Entwickelung, zur Hebung des Selbstbewußtseins, zur Stärkung des Muts, der Anstrengungen leichter überwinden läßt. Es ist großes Gewicht darauf zu legen, daß bei der Jugend der Sport mehr den Charakter des Spiels als den des Kampfes annimmt. Nach dem Vorbilde der Amerikaner werden wir auch in Deutschland danach streben müssen, den Sport in die Volksschulen einzuführen und zu diesem Zwecke allenthalben geeignete Sport- und Spielplätze zu schaffen, an denen es bei uns namentlich in den kleineren Städten und auf dem Lande noch vollkommen mangelt! Wenn dann die große Mehrheit des Volkes von früher Jugend an sportliche Übungen gewöhnt ist, dann wird auch niemand verabsäumen, sie im späteren Leben fortzusetzen, soweit es dann eben noch die Berufstätigkeit und das Familien- und Gesellschaftsleben gestatten. Auch hier können wir uns ein Beispiel an Eng-

ländern und Amerikanern nehmen, welche dem Tennis- und Golfspiel oft bis ins hohe Alter hinein obliegen. Sie bringen ihre freie Zeit eben nicht im Hause, am Biertisch oder im Tanzsaal zu, sondern auf den Spielplätzen im Freien. So erweist sich der Sport als ein ausgezeichnetes Mittel, den Körper bis in die vorgerückteren Lebensjahre hinein frisch und leistungsfähig zu halten.

Bei der Fülle der Sportarten ist es zweckmäßig, für den Laien die hauptsächlichsten nach ihrem hygienischen Werte kurz zu charakterisieren. Zur Zeit nimmt das größte Interesse des Publikums der Rasensport in Anspruch. Während die oberen Gesellschaftsschichten vornehmlich Lawn-Tennis, Kricket, Golf und Hockey treiben, wird von der großen Volksmenge Fuß- und Faustball bevorzugt, die erheblich stärkeren Kräfteaufwand erfordern und häufiger zu Überanstrengungen führen. Am meisten trägt das Gepräge des Wettkampfes die sogenannte Leichtathletik an sich, wie sie heute auf unseren Sportplätzen üblich ist. Dazu gehören das Schnell- und Dauergehen, von denen das letztere oft zu weiten Distanzmärschen führt. Man hat sich aber in Sportskreisen endlich dahin geeinigt, die Entfernung im allgemeinen nicht über die Größe eines sogenannten Marathonlaufes, d. h. 42 Kilometer zu bemessen. Auch bei den im letzten Jahrzehnt in Aufnahme gekommenen Armeegepäckmärschen, an denen sich in jüngster Zeit auch das Militär in immer stärkerem Umfange beteiligt, pflegt die Distanz nicht über 50 Kilometer bei etwa 40 Pfund Belastung ausgedehnt zu werden. Der beliebteste Sport der Leichtathletik ist das Laufen über Strecken von 100 bis 1500 Meter, das oft auch über Hürden führt. Für die Jugend eignet sich vorzüglich der etwa halbstündliche erfrischende Waldlauf in Mannschaftsreihen; mehr militärisches Interesse beansprucht das Stafettenlaufen, wie es z. B. in jedem Sommer von mehr als 1000 Teilnehmern der Berliner Sportvereine und Militärmannschaften von Potsdam nach Berlin veranstaltet wird, eine Strecke, welche von den Ersten in einer knappen Stunde zurückgelegt zu werden pflegt. Zur Leichtathletik gehören schließlich noch Hoch-, Stabhoch-, Weit- und Dreisprung, die ja auch von Turnern oft geübt werden. In das Gebiet der Schwerathletik gehören der Ringkampf, das Gewichtsheben, Kugelstoßen, Speer- und Diskuswurf, ferner auch das Boxen und die japanische Verteidigungsmethode Jiu-Jitsu, in der neuerdings auch die Polizisten in Deutschland ausgebildet werden. Das Fechten wird entweder nach Studentenart mit Schlägern ausgeführt oder sportlich weit zweckmäßiger mit Florett. Auf dem Wasser gibt es zwei sehr gesunde Sportarten: Schwimmen und Rudern, letzteres erfordert erheblich größere Körperanstrengung. Leider fast mehr ein Transportmittel als ein Sport ist das Radfahren geworden, das als eine durchaus gesundheitsmäßige, wenn auch einseitige Muskelübung (Wadenmuskulatur) anzusehen ist, wenn es nicht professionell übertrieben wird. Der Fahrsport zu Lande, zu Wasser und in der Luft ist mehr eine Übung für Pferde und Motoren, als für den Menschen. Auch dem Angeln und der Jagd kann man kaum ein sportliches

und hygienisches Interesse zuschreiben. Beim Reiten jedweder Art leistet sicherlich das Pferd eine größere Muskelarbeit als der Reiter, aber immerhin werden die Oberschenkelmuskeln dadurch sehr gekräftigt. Den Preis vor all diesen Sportarten verdient das Bergsteigen, weil es eine allseitige und gründliche Durcharbeitung der gesamten Körpermuskulatur, die energischste Anregung des Blutkreislaufs und des Stoffwechsels gewährt.

Zum Schluß noch einige Worte über den Wintersport, der in den letzten Jahrzehnten auch in Deutschland sehr in Aufnahme gekommen ist, zum Teil allerdings noch fast mehr als gesellschaftliche Abwechselung, denn als ernste Sportübung. Wir wollen uns das aber gern gefallen lassen, weil sich ohne Zweifel daraus allmählich auch bei uns ein systematischer Betrieb des Wintersports entwickeln wird. Ganz abgesehen davon, daß bei der Hast des modernen Erwerbslebens sehr viele geistig Überanstrengte das lebhafte Bedürfnis empfinden, auch in der Winterszeit eine kurze Ruhepause von der Alltagsarbeit zu machen, hat der Wintersport vor allem den Vorzug, daß er die Möglichkeit schafft, auch im Winter den Aufenthalt in freier frischer Luft zu genießen. Es wird mit Recht behauptet, daß die reine Gebirgsluft im Winter eine noch weit erfrischendere Wirkung auf den Körper ausübt, als im Sommer. Dazu kommt der Umstand, daß der Wintersport die Gelegenheit zu zahlreichen andersartigen Muskelübungen gewährt, deren Abwechselung eine willkommene Ergänzung zu den sonst betriebenen Sportarten bildet. Gerade auch der Wintersport ist ein vorzügliches Mittel der Erziehung zu schnellem und selbständigem Handeln, zur Hebung des Mutes und Prüfung der Kräfte. Die große Mannigfaltigkeit des Wintersports (Eislauf, Schlittschuhsegeln, Rodeln, Skeleton, Bobsleigh, Rennwolf, Skilauf, Skikjöring, Eishockey und Curling) verleiht ihm in Verbindung mit dem pittoresken Bilde der Winterlandschaft einen besonderen Reiz für Jung und Alt. Die Förderung des Wintersports sollten sich auch die Schulen in größerem Umfange angelegen sein lassen.

Arthur Wolfgang:
Richard Wagners „Menschen“.

Man hat im Mai dieses Jahres den hundertsten Geburtstag Richard Wagners gefeiert und damit noch das Andenken eines Meisters der Moderne geehrt. Nunmehr aber, nachdem der Rausch der Begeisterung verflogen ist, den das Fest mit sich brachte, werden wir uns allmählich daran gewöhnen müssen, Wagner als eine geschichtliche Größe zu betrachten, werden versuchen müssen, ein möglichst unbefangenes Urteil über die Art, Bedeutung, Lebenskraft seines Schaffens zu gewinnen. Was uns bisher hieran hinderte, war — abgesehen von der persönlichen Beeinflussung, die er durch schriftliche oder mündliche Äußerungen, mittelbar auch durch seinen Freundeskreis ausübte — des Meisters ungeheure Vielseitigkeit, die eine zusammenfassende Betrachtung unmöglich zu machen schien, und sein revolutionäres Auftreten, das ihn außerhalb jeder Entwickelungsbahn erscheinen ließ. Jetzt, dreißig Jahre nach Wagners Tode, treten aber die einzelnen Seiten seines Schaffens deutlicher hervor, und man ist so weit, daß man als fernerhin bedeutungsvoll vorwiegend seine musikdramatischen Werke auffaßt. Diese sind jedoch wiederum nur dann voll zu würdigen, wenn man sie nicht für sich allein, sondern erstens im Zusammenhang miteinander, zweitens in ihrem Verhältnis zu der gesamten Entwicklung der deutschen Musikdramatik betrachtet; nur auf diese Weise kann man allmählich die Grundzüge des Wagnerschen Lebenswerkes und ihre geschichtliche Bedeutung feststellen.

1.

Gluck wurde im Kampfe um das Drama in der Oper zum musikalischen Asketen, und seine Gestalten, denen nur die Musik Lebenswärme einflößen konnte, sind Marmorstatuen, die uns ebenso kalt lassen, wie sie selber sind.

Mozart hingegen zeigt uns in seinen Meisterwerken durchgängig lebendige, warm empfindende — und darum empfundene — Menschen. Mit welcher Sicherheit der Zeichnung ist der seelische Zustand musikalisch wiedergegeben, in dem sich Belmonte befindet, als er seine Constanze nach langer Trennung wiedersehen soll (Arie: „O wie ängstlich . . .“)! Nicht der kleinste Pinselstrich fehlt in diesem Bilde: jetzt banges Zagen, nun wieder freudigstes Erwarten; fieberhafte Spannung und seliges Dahinträumen in stetem Wechsel — wir werden durch das Medium Mozartscher Musik ergriffene Zeugen eines tiefinnerlichen menschlichen Seelenvorgangs. Dieses Beispiel genüge für viele andere. Ich könnte ebensogut Cherubins Arie („Neue Freuden“) anführen, oder [illegible], Don [illegible], Donna Anna, Sarastro, [illegible]

Leporello, Papageno. Die bloßen Namen müssen hier ausreichen; alle diese Figuren — man prüfe sie darauf hin — sind psychologisch scharf gezeichnet, als lebenswahre Menschen, ohne eine Spur von Schablone.

Nur eines ist ihnen allen gemeinsam: die Mozartschen Menschen sind fertige Charaktere; die Handlung *resultiert* aus ihnen, wirkt aber *nicht umbildend* auf sie *zurück*. Mozart hat mit unübertrefflicher Kunst gezeigt, wie musikalische Charaktere *sind*, — ihr *Werden* zu veranschaulichen, blieb seinen Nachfolgern vorbehalten. Er gab selbst noch in der „Zauberflöte“ den Fingerzeig zur Wechselwirkung von Charakter und Handlung, und *Beethoven* beachtete ihn wohl: Leonore ist im Quartett des zweiten Aktes eine wesentlich andere als zu Beginn des Dramas, verändert durch die fortschreitende Handlung. —

Bei *Weber*, dem Romantiker, ging die Entwickelung in anderer Richtung fort. Statt der Schärfe der Zeichnung rein menschlicher Charaktere finden wir ungreifbare, übermenschliche, geisterhafte Züge, die an den Menschen als Visionen, Träumereien oder andere abnorme Seelenzustände bemerkbar sind oder auch als Glieder anderer Welten verkörpert auftreten und selbständig in die Handlung eingreifen; Beispiele: Samiel, Oberon, der Geist des toten Udo („Euryanthe“).

Immerhin wurden die verkörperten Geister den Menschen von Weber als eine Art Fremdkörper gegenübergestellt. *Marschner* ging noch einen Schritt weiter und verlieh den Geistern — menschliches Wesen. Hans Heiling ist ein Zwitter, halb Geist, halb Mensch, und geht an seiner Zwiegestalt zugrunde. Handelte nun Weber schon nicht unbedenklich, indem er regelmäßig Geister ins Musikdrama hineinzog*), so sind Marschners Bestrebungen unnatürlich; wir Menschen wollen Menschen auf der Bühne sehen, und menschliche Empfindungen sind es, welche die Musik in uns auslöst! —

So kam es, daß *Richard Wagner* bei seinem Auftreten große Aufgaben vorfand: *Reinigung* des musikalischen Dramas *von dem Geisterspuk der Romantik*, *Verschärfung der Charakterzeichnung* nach dem Muster Mozarts, dabei *Ausbildung der Wechselwirkung von Charakteren und Handlung* wie im „Fidelio“. Und Wagner *erkannte diese Aufgaben und war sie zu erfüllen gewillt*; das geht schon daraus hervor, daß er programmatisch von den „inneren *Seelenmotiven*“ spricht,

> „welche schließlich *einzig die Handlung als notwendig erklären* sollen, und zwar *dadurch, daß wir selbst im*

*) Die Geistergestalten Webers sind durchaus wesensverschieden von Mozarts *Komthur*, dessen übermenschliche Erscheinung als Ausnahmefall zwingend motiviert ist, wogegen uns die Geister der Romantik ziemlich willkürlich eingeführt scheinen.

inneren Herzen an diesen Motiven sympathisch teilnehmen."

Am besten aber bezeugen uns Wagners zehn große Musikdramen seinen Kampf um die Erfüllung seiner Mission, und ein jedes zeigt seinen Schöpfer um einen weiteren Schritt vorgerückt, bis wir ihn schließlich am Ziel sehen.

2.

Das erste Werk, mit dem Wagner über die Nichtigkeiten der Großen Oper hinausgeht, ist der „Fliegende Holländer", das Resultat einer „tiefen Erschütterung", einer „heftigen Umkehr, zu welcher Sehnsucht und Ekel gleichmäßig beitrugen". Es ekelte Wagner vor der hohlen Theaterei des „Rienzi", und er sehnte sich nach dem Drama. Wahres menschliches Fühlen wollte er in Handlungen umsetzen, deren Motivierung ihm der „unerschöpfliche Reichtum der Musik" geben sollte. In diesem Sinne*) ist bereits der „Holländer" ein „Musikdrama", nicht erst der „Tristan", wie behauptet wird, — freilich nicht revolutionär, im Gegensatz zur „Oper", sondern durchaus gemäß den Idealen der älteren Meister; Wagner knüpft sogar mit dem „Holländer" unmittelbar an den „Hans Heiling" an.

Fast möchte man sagen: leider! Wir haben auch hier wieder die krankhafte Idee der Gemeinschaft zwischen einem geisterhaften Zwitterwesen und einem Menschenweibe. Immerhin aber liegt uns die Handlung Wagners schon etwas näher als die Marschners. Heiling ist ein Geist, der Mensch sein will, — der Holländer ein Mensch, der wider seinen Willen zum Dämon geworden ist. Und während Klärchen, der Durchschnittsmensch, viel besser zu Konrad paßt als zu Heiling, ist Senta in ihrer Ekstase von Anfang an dem Holländer stark angenähert. Auch sollen sie ja nicht zu einer Lebensgemeinschaft verbunden werden; vielmehr wird Senta die „Ballade" mehr und mehr zum persönlichen Erlebnis, bis sie imstande ist, durch ihren Opfertod dem Gedicht gleichsam seinen fehlenden Schluß zu gewähren**). Der Holländer tut dazu nicht viel; aber Erik hat eine eigenartige Aufgabe: er soll mit seiner „Traumerzählung" Senta die Gewißheit bringen, daß der Holländer sie von ihm reißen wird, — er gibt in Sentas Herzenskampf den Ausschlag zu seinen Ungunsten und tut damit unbewußt dasselbe, was später Wolfram, Wotan, Sachs bewußt vollbringen! Seine Sonderstellung im Drama ist musikalisch in der „Traumerzählung" gekennzeichnet, deren Ausdruckskraft weit über das durchschnittliche Niveau der „Holländer"-Musik hinausreicht. Diese ist im ganzen, von der Ballade und einzelnen Chorstellen wie dem Vorspiel abgesehen, ziemlich konventionell-romantisch gehalten; vor allem ist nicht abzuleugnen, daß für

*) d. h. der Intention nach, wenn auch noch nicht ganz in der Ausführung.

**) Wir sehen also bei Senta eine Wechselwirkung von Charakter und Handlung.

Höhepunkte der Handlung wie das Gegenübertreten des Holländers und Sentas oder den Schluß der Oper der adäquate musikalische Ausdruck noch nicht gefunden ist. Die Musik zu den genannten Szenen wirkt wohl theatralisch-pompös, aber nicht dramatisch-zwingend.

Ähnlich gestalten sich die Verhältnisse im „Tannhäuser“. Hier liegt ein gut Teil Theatralik bereits in der Verwendung großer Balletts und langer Chorszenen. Vor allem aber ist die Titelfigur immer noch zu sehr aufs Geisterhaft-Theatralische zugeschnitten; Wagner sagt selbst von dem Werk: „Es ist begreiflich, daß mir etwas Mystisch-Dämonisches durch den Sinn fuhr.“ Tannhäuser fehlt jeglicher Charakterzug, der ihn als Mensch uns sympathisch machen könnte. Ein Spielball seiner eigenen dämonischen Launen, fordert er nur unseren Widerspruch heraus. Elisabeth heißt der Magnet, der Tannhäuser vom Venusberg hinwegzieht; das hindert ihn, den dort schon halb zum Geist gewordenen, aber nicht, dem Menschenweibe Elisabeth gleichsam die Unmöglichkeit eines Wettbewerbs mit dem Idol Venus zum Vorwurf zu machen. Und als die anderen Sänger sich über seine Unritterlichkeit und Taktlosigkeit empören, Elisabeth aber — durch den „Tod, den er ihr gab“, vom Menschen zum Engel (!) erhoben — sich für ihn ins Mittel legt, erfolgt wieder ein plötzlicher Umschlag. Tannhäuser wird zum reuigen Sünder, der büßen will. Hier, verlangt Wagner, müßten wir „endlich zum tiefsten Mitleiden mit Tannhäuser gestimmt werden“, wenn anders die Oper überhaupt einen Eindruck hinterlassen soll. Ja, aus welchem Grunde sollen wir denn plötzlich mit dem krankhaft-dämonischen „Helden“ so innig mitfühlen? Bloß, weil er hier einmal, statt sich mit allen Wesen der Welt zu verfeinden, klein beigibt? Nein! Nur oberflächliches Bedauern ist es, was sein Verhalten uns abnötigt, nicht „tiefstes Mitleiden“*). Und aus Wagners Ausspruch ersehen wir nichts als einen Gegensatz zwischen seinen (Wagners) Worten und Taten.

Der dritte Akt kann unsere Stellung zu Tannhäuser nicht mehr ändern. Wir merken kaum, daß er hier „als Wahnsinniger“ erscheinen soll. Sind wir doch die extremen Vorstellungen und Willensäußerungen bei ihm gewohnt. Und dennoch haben wir an diesem dritten Akt ein immer steigendes Interesse. Ein dramatisches Interesse, das, wie zum Ersatz für die dramatische „Impotenz“ des Dämon Tannhäuser und des Engels Elisabeth — dessen Askese die rührendsten musikalischen Lyrismen hervorbringt —, von einer scheinbaren Nebenfigur erweckt wird: Wolfram. Wenn in dieser Oper jemand unser „tiefstes Mitleiden“ beanspruchen darf, so ist es Wolfram; denn mit ihm können wir mitfühlen, ihn können wir verstehen und lieben,

*) Man vergleiche die „Tannhäuser“-Gestalt mit dem „Fedja“ in Tolstois „Lebendem Leichnam“; auch gegen diesen wehrt sich etwas in unserem Herzen, so daß wir ihn bedauern, aber nicht eigentlich bemitleiden können.

weil er unseresgleichen ist, — der erste wirkliche Mensch bei Richard Wagner. Er liebt Elisabeth wahrhaft, im Gegensatz zu Tannhäusers exaltierter Sinnlichkeit; als er aber sieht, daß für ihn nichts zu hoffen steht, da tritt er zurück. Er besteht nicht auf Unerreichbarem, sondern er hat die Kraft zu resignieren! Jawohl, diese Fähigkeit, sich mit Würde in das Unabänderliche zu schicken, ist eine Kraft, nicht eine Schwäche, ist das Kennzeichen menschlicher Größe. Darum ist Wolfram auch stark genug, den mit den Kräften des Wahnsinns kämpfenden Tannhäuser an der Rückkehr in den Venusberg zu hindern und damit die für den Ausgang des Dramas entscheidende Handlung zu vollbringen.

Weder Tannhäuser noch Elisabeth macht die Oper zum Drama, sondern Wolfram, — dieses Resultat wird auch von der Musik bestätigt. Tannhäuser hat, abgesehen von seiner Wahnsinnsszene im dritten Akt (in der er meines Erachtens vor allem als Kontrast zu Wolfram wirkt), kaum etwas zu singen, was den späteren großen Ausdrucksmusiker Wagner verriete; sein „Dir, Göttin der Liebe" ist durchaus romantisch-konventionell, voll Theater-Pathos. Man vergleiche damit die — allerdings rein lyrische! — Verinnerlichung der meisten Gesänge der Elisabeth und die edlen Kantilenen Wolframs; Stellen wie „Es sammelt sich mein Geist", „Und nimmer möcht' ich", „Wie Todesahnung" oder „Dein Engel fleht für dich", wiegen fast den gesamten Tannhäuser-Part auf. Daß Wolfram daneben auch Banalitäten wie den „Abendstern" singt, beweist nur, daß der (bereits beim „Holländer" erwähnte) Mangel des der dramatischen Situation adäquaten musikalischen Ausdrucks auch hier noch nicht völlig gehoben ist.

Einen großen Fortschritt gegenüber dem „Holländer" und „Tannhäuser" bringt der „Lohengrin". Zwar ist auch er noch eine „romantische Oper", auch in ihm ist der Titelheld noch nicht eigentlich Mensch, sondern ein himmlisches Wesen, das nur in menschlicher Gestalt auftritt*); aber Wagner hat in Lohengrins Charakterbild — im Gegensatz zum „Tannhäuser" — die Theatralik, die das Nichtmenschliche verdecken oder uns näher bringen sollte, völlig beseitigt. Die Folge? Es ergab sich mit zwingender Beweiskraft die Unmöglichkeit eines, wenn auch noch so hochstehenden, außerirdischen Wesens als Helden eines menschlichen Dramas: Lohengrin wirkt als Fremder im Kreise der Menschen, ohne ihnen innerlich nahe zu kommen, und „erkennt ihr ihn, so muß er von euch ziehn"; ebenso mußte auch Wagner, nachdem er die Dämonen, welche die Romantik in Menschengestalt auf die Opernbühne brachte, vermittelst der „Reinkultur" eines Lohengrin endlich in dem

---

*) Max Graf nennt ihn „Cherub" (vgl. „Wagnerprobleme", Wien 1900, S. 38), Max Koch „eine zwielichtig mystische Gestalt" (vgl. „Richard Wagner", Bd. II Berlin 1913, S. 124).

Kern ihres Wesens „erkannt“ hatte, einsehen, daß sie im musikalischen Drama keinen Platz haben.

War nun schon diese Erfahrung der Existenz der ganzen „romantischen Oper“ höchst gefährlich, da die Geister in ihr wesentliche Bestandteile bilden, so kam noch ein Moment hinzu, das den Untergang dieser Gattung besiegeln sollte: nicht nur wird in Lohengrin die Unhaltbarkeit der „romantischen Oper“ als Drama gezeigt, sondern zugleich durch Ortrud und Telramund die Opern-Musik der Romantik gänzlich ad absurdum geführt. Wagner hatte als eine Grundforderung des Dramas an die Musik den Satz aufgestellt, daß diese uns die Kenntnis der „inneren Seelenmotive“ vermittele, „welche schließlich einzig die Handlung als notwendig erklären sollen“. Eine derartige Funktion der Musik ist bei Telramund vielfach unmöglich, da er fast nur als willenloses Werkzeug Ortruds spricht und handelt; seinem Gesange fehlt also jegliche dramatische Begründung, und er könnte ebenso gut einen großen Teil seines Parts nur rezitieren. Wenn er nun doch singt, so bekommen wir „Seelenmotive“ vorgetäuscht — die Musik wird zur Lügnerin. Ebenso wenig dürfte Ortruds Bild musikalisch gezeichnet sein. Ortrud ist nach Wagners eigenem Ausspruch „ein Weib, das die Liebe nicht kennt“, und wenn man sich gegenwärtig hält, daß derselbe Wagner auch gesagt hat: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe“, so muß man den Schluß ziehen, daß Ortrud eine — im tiefsten Sinne des Wortes — „unmusikalische“ Figur ist, zu deren musikalischer Ausstattung die „romantische Oper“ geführt hat. Diese ist also auch, was das Rein-Musikalische anlangt, zum Untergange reif. Das war die zweite Erkenntnis, die der „Lohengrin“ brachte.

Aber den negativen Ergebnissen der Oper steht auch ein positiver Gewinn gegenüber: die Elsa-Tragödie. Elsa tritt uns anfänglich ähnlich entgegen, wie Elisabeth uns verließ: mehr wie ein Engel oder eine Blume als wie ein Mensch („Einsam in trüben Tagen“). Aber grade dem wirklichen „höheren Wesen“ gegenüber bricht ihr menschliches Fühlen durch; das Frageverbot — zwingt sie zu fragen, sie macht unter der Einwirkung der Handlung eine rein menschliche Charakterentwickelung durch — wie zuerst Wolfram*) — und gerät, wie Wagner sagte, „durch den Ausbruch ihrer Eifersucht aus der entzückten Anbetung in das volle Wesen der Liebe“. Bedeutsam ist hierbei der Unterschied des weiblichen Menschen von dem männlichen: Wolfram liebt, resigniert und betet an, — Elsa betet an, wird eifersüchtig und gelangt so zur Liebe. Das Mittelglied der Kette ist beide Male entscheidend für den Ausgang des Dramas: der Mann hat die Kraft, sich durch Resignation das Leben allein

*) Die Entwickelung Sentas führte vom Menschlichen fort ins Dämonische; sie ist fast genau das Gegenteil von Ibsens „Frau vom Meere“.

zu gewinnen; der Frau, die sich in Eifersucht verzehrt, kann nur eins das Leben retten: die volle menschliche Liebe des Geliebten. Diese mußte dem „Cherub“ fremd sein (man beachte die süßliche Phrasenhaftigkeit des „Fühl' ich zu dir . . .“), und so ging Elsa, der Mensch, an dem „Geist“ Lohengrin zugrunde . . . Aber sie starb nicht umsonst; Wagner hatte zu dem Manne Wolfram „Elsa, das Weib, — das bisher von mir unverstandene und nun verstandene Weib“ gefunden, — es waren „zwei Menschen“ da, und die brachten das Neue, das „Kunstwerk der Zukunft“.

3.

Elf Jahre vergingen, bis Wagner den Übergang von der Romantik zur Moderne im musikalischen Drama vollzog, und der Abstand des neuen Werkes, des „Tristan“, vom „Lohengrin“ ist so groß, daß scheinbar nichts die beiden Schöpfungen verbindet. Dennoch offenbart sich grade hier mit voller Klarheit, daß Wagner „in der Kunstausübung nicht Revolutionär, sondern organischer Fortbildner“*) ist: der „Tristan“ ruht auf der Basis des „Lohengrin“ und selbst noch des „Tannhäuser“. Die Menschen Elsa und Wolfram finden wir fortgesetzt und vertieft als Isolde und Marke, Lohengrin, der Geist, ist endlich als Tristan gleichfalls zum Menschen geworden, und die Liebe Tristans und Isoldens verscheucht die letzten Nebel der Romantik.

Um ihr Leben und Sterben voll zu begreifen, wollen wir es dem Schicksal Werthers vergleichen. Der „Tristan“ ist die künstlerische Spiegelung des Verhältnisses Wagners zu Mathilde Wesendonck, ebenso wie „Werthers Leiden“ in Goethes Liebe zu Charlotte Buff ihren Ursprung haben. Doch entsprechen in beiden Schöpfungen die Vorgänge nicht den wirklichen Tatsachen. Goethe überwand seine Liebe mit Gewalt, und Wagner schrieb seiner Schwester Klara: „ . . . wir erkannten sogleich, daß an eine Vereinigung zwischen uns nie gedacht werden dürfe; somit resignierten wir (!), jedem selbstsüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten, aber — liebten uns!“ In ihren Werken jedoch zogen der Dichter und der Musiker die Konsequenzen, die sie im Leben nicht zu ziehen — sagen wir ruhig: wagten. Isolde und Tristan sind — wie Werther — von ihrer Liebe so gefesselt, daß diese ihnen keinen Sinn für Konkretes, Materielles, für irgend eine Aktivität läßt; sie versinken ins Begriffliche, Übersinnliche, geben ihr eigenes Ich auf, verhalten sich völlig passiv, — nur sterben wollen sie, da sie nicht leben können. Alles an ihnen ist Stimmung, nichts Handlung. Marke, der Wirklichkeitsmensch, der Isolde innig liebt, aber auch, im realen Leben wurzelnd, zu resignieren vermag, — ist Tristan und Isolde gegenüber ratlos; denn deren Liebe beruht auf einem „unerforschlich tief geheimnisvollen Grunde“, den Tristan selbst

*) Vgl. Guido Adler, Vorlesungen über Wagner, Leipzig 1904, S. 118.

ihm „nicht sagen kann“. Marke könnte dramatisch tätig sein und ist dennoch dem Metaphysischen gegenüber zur Untätigkeit verurteilt; Tristan und Isolde aber, freiwillig passiv, verlieren sich selbst in der Unendlichkeit, im — Nichts.

So wird der „Tristan“ nie als Drama, nicht einmal als „Seelendrama“ wirken können; denn wir sehen nicht eine dramatische Handlung, sondern nur die lediglich symbolische, szenische Darstellung eines halb balladesken, halb lyrischen psychischen Auflösungsprozesses. Es scheint, als hätte Wagner die seelischen Konflikte, in die ihn das Leben brachte, noch nicht in der beherrschten Geschlossenheit eines dramatischen Kunstwerks lösen können, sondern sich von seiner inneren Bedrängnis erst „frei schreiben“ müssen mit reiner, unbehindert ausströmender, tief innerlicher — Musik. Nur musikalisch ist der „Tristan“ zu erfassen und zu werten, nicht als „Musikdrama“, sondern eher als „szenische Sinfonie“.

Stoßen wir mit dieser Benennung aber nicht auf unüberbrückbare begriffliche Gegensätze? Nein! Wir dürfen nie vergessen, daß Wagner „als Musiker . . . das Drama will“. Wenn er, nachdem er die musikalischen und dramatischen Irrtümer und Werte der „romantischen Oper“ erkannt hatte, die letzteren für ein neues „Drama“ benutzen wollte, so mußte er zunächst die brauchbaren musikalischen Elemente der früheren Werke ausbilden, um eine Musik zu erhalten, welche die erstrebte nie versagende Charakterisierungsfähigkeit besäße. So legte Wagner es denn im „Tristan“ darauf an, einmal nur die „Seelenmotive“ musikalisch zu schildern, nicht auch aus ihnen resultierende Handlungen vorzuführen; er gestaltete die kleinen „sinfonischen Dichtungen“ — als was wir seit dem „Holländer“ die Vorspiele, Zwischenspiele, „Erzählungen“ und ähnliche bedeutsame Musikstücke bei Wagner ansehen können, zu der großen „Sinfonie“ „Tristan“ aus, wo er auch tatsächlich einen Höhepunkt musikalischer Ausdrucksfähigkeit*) erreichte. —

Nun erst konnte Wagner, „von dem unerschöpflichen Reichtum der („Tristan“-) Musik ausgehend“, das „Drama“ schaffen, das ihm vom „Holländer“ an vorschwebte: es entstand der „Ring des Nibelungen“, wohl der gewaltigste Kampf um den „Menschen“ im musikalischen Drama, der je geführt wurde. Hier erst vollzieht sich die endgültige „Erlösung“ — Vorstufen siehe im „Holländer“ und „Tannhäuser“ — und zugleich Verdrängung des Geisterhaften im Musikdrama durch den Menschen.

Eine Oper reichte dazu nicht hin, eine ganze Tetralogie entwickelte sich unversehens. Die Exposition bildet das „Rheingold“, das den übrigen „Ring“-Opern als „Vorabend“ nur äußerlich und ziemlich überflüssigerweise

*) Deren Mittel und damit Wagners spezifisch musikalische Bedeutung zu untersuchen, ist hier nicht möglich und muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben.

angefügt ist, insofern als in der großen Wotans-Erzählung im zweiten Akt der „Walküre“ alles Wissenswerte der „Rheingold“-Handlung klar zusammengefaßt ist. Auch als selbständiges musikalisches Drama bietet das „Rheingold“ wenig: teils die noch nicht „erlösten“ Götter, teils menschliche Charaktere, wie wir sie nicht mögen; die Musik steht oft in Widerspruch mit ihnen.

In der „Walküre“ jedoch ändert sich das Bild. Gleich die erste Szene zeigt die nahezu ideale Exposition einer musikalischen Tragödie. Immer deutlicher wird die Übereinstimmung der „inneren Seelenmotive“ Siegmunds und Sieglindes: die Seelenverwandtschaft, äußerlich später dokumentiert durch das Band der Geschwisterschaft, die Gemeinsamkeit ihres Strebens nach dem Leben. Und wir hören auch von der „Mißwende“, die beiden überallhin folgt. Vor Hundings Auftreten schon wissen wir, daß Bruder und Schwester liebend zueinander kommen werden, und nicht, wie Tristan und Isolde, in Todessehnsucht, sondern im Lebenstrieb; das steigert unsere Teilnahme, bestimmt unser dramatisches Interesse an ihrem Schicksal. Dieses entwickelt sich mit unerbittlicher Konsequenz. Nachdem Siegmund und Sieglinde sich gefunden haben, folgt ihnen mit verdoppelter Gewalt die „Mißwende.“ Nach den „Verträgen“, welche die Götter geschlossen haben, durften sie nicht zueinander kommen, sondern mußten resignieren, um das Leben zu gewinnen; da sie das nicht können, gehen sie zugrunde, und nur die Frucht ihrer Liebe, Siegfried, bleibt erhalten.

Ihr Fall aber hat den Zusammenbruch einer Welt zur Folge. Der einzige, der sie retten wollte, konnte es nicht; denn er hatte die „Verträge“ geschlossen, denen sie erlagen, und „der durch Verträge ich Herr, den Verträgen bin ich nun Knecht“: die Siegmund-Tragödie zieht die Tragödie Wotans nach sich. Auch ihm folgt die „Mißwende“, ihm und allen Bewohnern Walhalls, und um ihr zu begegnen, ringt er sich den gewaltigen Entschluß ab, zu resignieren, als Gott das zu tun, was die Menschen Siegmund und Sieglinde nicht zu tun vermochten. Obwohl er aber dadurch — trotz des Zwanges, unter dem er handelt — auf uns den Eindruck einer menschlich-heroischen Kraftnatur macht*), wird dennoch, — ja, grade durch seine Resignation Wotan zur Untätigkeit verurteilt**); er durfte nur die Vorbedingung für den weiteren Verlauf des Dramas setzen, das andere handelnd zu Ende führen — für ihn: ein Beispiel echter Tragik.

An Wotans Stelle tritt Brünnhilde in den Mittelpunkt der Handlung; sie macht den Anfang ihrer Erlösungstat damit, daß sie Wotans wirklichem Willen gemäß, aber gegen seinen ausdrücklichen Befehl handelt. Beim Anblick der Menschen in ihrer Not überwiegt das Menschliche, das Mitleid in ihr

*) Guido Adler leugnet die „menschliche“ Bedeutung Wotans; vgl. a. a. O. S. 201 ff.
**) In bemerkenswertem Gegensatz zu Wolfram, Sachs, Parsifal.

den Gehorsam gegenüber der Weisung des Gottes. Durch die Betätigung des Mitleids aber hat sie sich von den Göttern getrennt. Die „Geister" sind erbarmungslos; das konnten wir am Holländer, an Tannhäuser und Lohengrin schon bemerken, und hier haben wir dieses Trennungsmerkmal zwischen Nichtmensch und Mensch noch einmal deutlich vor Augen: zur Resignation tritt als Charakteristikum des wahren Menschentums das tätige Mitleid hinzu! Der Gott Wotan durfte trotz seiner Resignation noch nicht Mitleid walten lassen, und Brünnhilde, die sich mit ihrer Mitleidstat über ihn erhob, muß er bestrafen. Allerdings ist die Strafe nur eine scheinbare; in Wirklichkeit befreit er Brünnhilde mit den Worten: „So küss' ich die Gottheit von dir" von dem „Geisterbann", der auf ihr liegt, und sie fällt darauf in den Zauberschlaf, der den Übergangszustand symbolisiert, aus dem sie der Mensch in der Vollkraft des Lebens, der Sohn des Heldenpaares Siegmund und Sieglinde, Siegfried, zu ganzem Menschentum erweckt.

Jetzt sind alle Götter vergessen. Brünnhildes starkes Mitleidempfinden wird nach ihrem Erwachen zur Liebe, und Siegfried ist das einzige Wesen, dem von nun an ihr Leben geweiht ist. So gerät sie aber auf einen falschen Weg. Als Waltraute sie mahnt, das Erlösungswerk zu vollbringen, den unheilvollen Ring, den Brünnhilde als Liebespfand von Siegfried erhielt, dem Rhein zurückzugeben, — da wird sie nicht mehr verstanden. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn": Brünnhilde scheint mit der Liebe des Menschenweibes auch die Beschränktheit — (im ursprünglichen Sinne des Wortes) — überkommen zu haben; Siegfried, der sie erst ganz zum Menschen machte, — steht nunmehr der Erfüllung ihrer Aufgabe im Wege.

So muß er fallen, muß sterben, damit Brünnhilde, von seinem Licht nicht mehr geblendet, „welthellsichtig" wird. Deswegen der böse Notbehelf des Vergessenheitstrankes, dessen Wirkung uns so gar nicht einleuchten will*); deswegen die unbegreiflichen Widersprüche, in die Siegfried sich verwickelt; daher die charakterlosen Geschwister Gunther und Gutrune und der — wie Ortrud und Alberich — „unmusikalische" Hagen; daher endlich auch die theatralische Verschwörerszene, die einer Brünnhilde so schlecht ansteht. Brünnhilde muß auch die Leiden eines Menschenweibes kennen lernen, um die menschliche Seelengröße zu erreichen, die ihr Erlösungswerk kennzeichnet.

Wagner hat selbst in Worten, die durchaus dem dramatischen Verlauf des „Ringes" entsprechen, gesagt, daß viele „Motive", viele Personen zusammenwirken müssen, um das Ziel des Dramas zu erreichen: „Wotan schwingt sich bis zu der tragischen Höhe, seinen Untergang — zu wollen. Dies ist alles, was wir aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben:

*) Ganz im Gegensatz zum „Tristan", wo der Trank fast unnötig erscheint.

das Notwendige zu wollen und selbst zu vollbringen. Das Schöpfungswerk dieses höchsten, selbstvernichtenden Willens ist der endlich gewonnene, furchtlose, stets liebende Mensch: Siegfried“. Aber auch „Siegfried allein (der Mann allein) ist nicht der vollkommene ‚Mensch‘ (!): er ist nur die Hälfte, erst mit Brünnhilde wird er zum Erlöser; nicht einer kann alles; es bedarf vieler, und das leidende, sich opfernde Weib wird endlich die wahre wissende Erlöserin: denn die Liebe ist eigentlich ‚das ewig Weibliche‘ selbst.“ Somit wäre das Ziel des Wagnerschen musikdramatischen Schaffens erreicht: den Menschen zu finden, der durch Resignation (das „Wollen und Selbstvollbringen des Notwendigen“) lebenskräftig — nicht todesmatt! — und durch Mitleid wissend und tätig wird!

Tatsächlich finden wir alles, was früher Stückwerk war, in diesen drei Gestalten vollständig verkörpert: Eine gerade Linie geht von Erik über Wolfram und Marke bis zu Wotan*), bei dem die Resignation endlich dramatisch und musikalisch gleich wahr zum Ausdruck gekommen ist; sein großer Monolog**) im zweiten Akte der „Walküre“ und der „Abschied“ von Brünnhilde sowie auch noch die „Wanderer“-Szenen hinterlassen volle musikdramatische Eindrücke. Eine ebensolche Linie führt von Erik und Wolfram über Siegmund zu Siegfried, von dessen Lebenskraft und Lebensfreude der ganze „Siegfried“ überzuquellen scheint, von den Wald- und Schmiedeliedern über das Waldweben bis zum Liebesgesang. In Brünnhilde aber ist die Entwickelung der Wagnerschen Frauengestalten zu ihrem Höhepunkt gelangt. Die Liebe Elsas, das Mitleid und der Opfermut einer Senta und Elisabeth, Isoldes verzehrende Glut, Sieglindes Liebesqualen, — alles ist Brünnhilde bekannt. Aber das Hysterische Sentas, die Engelhaftigkeit Elisabeths, die Schwäche Elsas, das „Unpersönliche“ Isoldes ist gewichen; wir sehen und hören in Wechselwirkung von Charakter und Handlung Brünnhilde innerlich „wachsen“, von der „Todesverkündigung“ und dem Abschied von Wotan in der „Walküre“ über die „Liebes- und Lichthymne“ des „Siegfried“ — im Gegensatz zur „Tristan“-Nacht! — und das Unheil der „Götterdämmerung“, bis sie, durch Mitleid wissend geworden, zur Tat schreitet, um mit dem Feuertode das letzte notwendige Sühnopfer zu bringen für alle Schuld der — „Geister“.

4.

Auf die bis zu erhabenen Wirkungen gesteigerten tragischen Vorgänge des „Ringes“ folgten als eine Art Satyrspiel die „Meistersinger“. Schon nach dem „Tannhäuser“ hatte Wagner dieses Werk in Angriff genommen;

*) Andererseits setzt Wotan den Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan fort.
**) Wieder eine „Erzählung“, wie bei Erik, Tannhäuser, Lohengrin, Isolde.

aber er war, wie er selbst ausgesprochen hat, damals für die Stimmung der „Meistersinger" noch nicht reif; erst, nachdem der „Tristan" ganz und der „Ring" zum größten Teil fertiggestellt war, konnte Wagner an die Gestaltung des neuen Stoffes gehen, die den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens bezeichnet.

Was außer dem Charakter des Stoffes in den „Meistersingern" von vorn herein auffällt, ist, daß Wagner, der sich allmählich als der „Revolutionär" gewaltsam in Gegensatz zur Vergangenheit gebracht hat, hier alles tut, um wieder die Zusammenhänge seines Lebenswerkes mit der älteren Oper zu zeigen, im Prinzip auf deren Ausdrucksweise zurückgreift und gegen „revolutionäre Umtriebe" im Bereich der Kunst energisch Front macht (vgl. 3. Aufzug, 2. Auftritt). In dramatischer Beziehung zeigt sich die Stellungnahme zur Vergangenheit am offensichtlichsten in der — bei Wagner seltenen — strengen Scheidung zwischen einer äußeren und einer inneren Handlung und der eigentümlich weitgehenden Ausgestaltung der ersteren. Auch der Personenkreis, der in die Handlung einbezogen wird, ist für Wagner ungewöhnlich ausgedehnt; nicht weniger als sieben Personen müssen heran, um die Geschehnisse zu ihrem glücklichen Ende zu führen: Walther und Eva, Sachs und Pogner, Lene und David, auch der gute Sixtus Beckmesser, — jeder hat bei dem Spiele seinen Part zu agieren. Und sie alle, Beckmesser nicht ausgeschlossen, wurzeln mehr oder minder tief in der älteren Oper, — bis auf den einen, der neu ist, den vor Wagner noch keiner geschaut hat: Hans Sachs. In ihm verkörpert sich restlos die Meisterschaft Wagners; er allein ist Träger der inneren Handlung; Wotan, Siegfried und Brünnhilde sind in Sachs — eins geworden. Und das Beste, was der „Meister" Wagner uns geben konnte, hat er uns in diesem Charakterbild gegeben.

Die Eigenart Hans Sachs' liegt in seiner Doppelnatur: „Schuhmacher und Poet dazu". Es ist ein schlichter Handwerker, ein „Meistersinger" wie die anderen, ein Bürger Nürnbergs. Er fühlt sich mit ganzem Herzen innerhalb seiner Zunft, und hohe Begeisterung für seine Vaterstadt lebt in ihm. Fast den ganzen zweiten Akt hindurch finden wir ihn mit seinem Handwerk beschäftigt, ja, sogar mitten in den Vorbereitungen zum „Künstlerfest" fängt er noch einmal an zu schustern. Und grade in dieser Szene, wo Walther und Eva, nachdem sie sein „Meisterlied" gehört hat, in Glück und Liebe sich in den Armen liegen und Sachs, schusternd und brummend, sich scheinbar gar nicht darum kümmert, trotzdem doch all die Seligkeit sein Werk ist, — da offenbart sich erst ganz die tiefere Bedeutung der Schusterei: sie verdeckt gewisse sentimentale Regungen des Herzens in humoristischer Übertreibung der groben Alltagsarbeit. Hierin liegt eine der größten Neuerungen Wagners. Während Übertreibungen im Musikdrama bisher, von Mozart bis Nicolai und Lortzing — wohl selbst noch in Cornelius' „Barbier"

— den Zweck und die Wirkung hatten, die übertreibende Person mehr oder minder lächerlich erscheinen zu lassen, steigt Sachs grade durch seine Übertreibungen in unserer Achtung, und wir gewinnen ihn um so lieber, je abweisender er scheinen will. Wagner zielte wohl grade auf diesen Charakterzug seines „Schusters" mit dem Ausspruch hin: „Gegen Sachs halten Sie Ihr Herz fest; in den werden Sie sich verlieben!"

Ganz ebenso, wie Sachs den groben, ungeschliffenen Schuster immer hervorkehrt, so will er auch unter den „Meistersingern" — denen schließlich die Kunst auch nicht viel mehr als Handwerk ist: vergleiche den Typus Kothner! — nichts Besonderes scheinen. Fast ängstlich ist er bemüht, alles zu vermeiden, was seine Person aus dem Kreise der Zunft heraushebt, zu den Zunftgenossen in Gegensatz bringt.

Aber es hilft nichts; der Zwiespalt läßt sich nicht vermeiden; denn Sachs ist eben nicht bloß eine Nummer wie die anderen, Handwerker unter Handwerkern, sondern er ist „Schuhmacher — und Poet dazu"! Sachs ist eine bedeutende künstlerische Persönlichkeit; das hebt ihn aus der „Herde" der übrigen heraus — auch gegen seinen Willen —, und Beckmesser weiß sehr wohl, warum er sagt: „Die Meisterzunft, die ganze Schul', gegen den Sachs, da sind wir Null!" Trotzdem Sachs sich energisch dagegen verwahrt, müssen wir Beckmesser recht geben, nur mit dem Zusatz: und es ist gut so! Denn dadurch, daß Sachs nicht nur äußerlich-formell, sondern in Wahrheit ein „Meister" ist, vermag er, trotz dessen fremdartiger Ausdrucksweise und jugendlichem Überschwang („Minnesang" gegen „Meistersang"!), in Walther von Stolzing gleichfalls den Künstler zu ahnen. „Mach' ich, Hans Sachs, wohl Vers und Schuh, ist Ritter der und Poet dazu!" — das ist das Motto des „Flieder-Monologs", wo ein Meister den andern würdigt . . . Doch nicht nur als Künstler, nein, auch als Mensch soll Sachs sich mit Walther auseinandersetzen; denn Walthers Verhältnis zu Eva zwingt Sachs, über seine eigene Stellung zu ihr nachzusinnen. Sie „haust' ihm im Herzen so manches Jahr, da er sie gern auf den Armen trug"; nun „wuchs sie groß — gar groß und schön", und, würd' er um sie, so hätt' er „ein Kind und auch ein Weib! 's wär' gar ein lieber Zeitvertreib!" Aber er weiß, zwischen ihnen steht Walther, und Eva kann ihm nicht gehören; denn, wie sie sagt: „ . . . nun hat's mich gewählt zu nie gekannter Qual, und werd' ich heut vermählt, so war's ohne Wahl; das war ein Müssen, war ein Zwang!" Hans Sachs kennt diesen Zwang, und da er „nichts von Herrn Markes Glück" will, so — resigniert er: „Vor dem Kinde lieblich hold mocht' ich gern wohl singen; doch des Herzens süß Beschwer galt es zu bezwingen; 's war ein schöner Morgentraum, dran zu deuten wag' ich kaum." Leicht wird ihm der innere Kampf nicht; seltsame Kontrapunkte finden wir in seinen Weisen: „O Eva! Eva! Schlimmes Weib, das hast du am Gewissen . . .

O Eva! Hör mein' Klageruf, mein' Not und schwer Verdrießen ...“ Aber Sachs bleibt zuletzt Sieger in diesem Kampf; seine Kunst hilft ihm („Gäb' nicht ein Engel Trost ...“) und jene souveräne Kraft der Selbstverspottung, die wir Humor nennen. Ja, durch seine Resignation ist sein „Menschentum“ noch gewachsen, sein Empfinden hat sich vertieft: er ist „wissend geworden“ und in „tätigem Mitleid“ kann er jetzt frei handeln; er, der sich selbst vom „Wahn“ befreit hat, kann „schaun, wie jetzt Hans Sachs es macht, daß er den Wahn — der alle andern umfangen hält*) — fein lenken mag“. So „freit“ er Walther zum wahren „Meister“, indem er ihn zum Verständnis der „Regeln“ führt, und gibt dem „Kinde“ den Namen, bei dem — in einem tief symbolischen Sinne — „er und die Pognerin Gevatter“ stehen; so führt er das Ziel der äußeren Handlung, die Vereinigung Walthers und Evas, herbei und empfängt den verdienten Huldigungsgruß des Volkes, das „keiner wie er“ an seine heiligen Aufgaben zu erinnern weiß: „Was deutsch und echt, wüßt' keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'; drum sag' ich euch: ehrt eure deutschen Meister!“

Es war, hoffe ich, aus dieser Skizze des Dramas bereits zu ersehen, daß Wagner hier ein so wechselvolles und doch in sich geschlossenes Charakterbild gezeichnet hat wie in keiner anderen seiner Opern. Wehmut und Heiterkeit, Ernst und Humor, vornehme Zurückhaltung und absichtliche Derbheit — alle diese Gegensätze sind bei einem Menschen zu finden, und doch werden sie kaum noch als solche gemerkt. Dieses Wunder hat in erster Linie die Musik des Werkes vollbracht, deren „vielseitige Einheit“ damit bereits gekennzeichnet ist. Im einzelnen verweise ich hier, ohne auf das Technische einzugehen, nur auf Sachs' Schusterlied und „Wahn“-Monolog und namentlich auf das Vorspiel zum dritten Akt als musikalisch-dramatische Höhepunkte. „Die Einleitung zum dritten Akt“, schreibt Guido Adler**), „faßt die Erscheinung Sachsens in ihrer Individualität als Künstler und Mensch. Die Resignation, die in dem mit dem Schusterliede vereinigten „Wahn“-Thema zum Ausdruck kommt, gelangt hier zu milder Verklärung. Die zweimalige Einführung des Reformationshymnus, beim zweiten Male in gesteigerter Klangfülle, symbolisiert zugleich die Ausbreitung seiner Kunst im Volke. Vom Schustergesang ab wendet sich Sachsens Kunst an die deutsche Nation. Als Mensch resigniert, als Künstler vorgreifend und mitreißend — so ist uns Hans Sachs der Repräsentant jedes echten Künstlers. In ihm steht uns Richard Wagner in seiner vollen Reife gegenüber.“ —

*) Ist er nicht fast die „Lebenslüge“ aus Ibsens „Wildente“?

**) a. a. O. S. 301 f. Dort finden sich auch ausgezeichnete Spezialhinweise auf die musikalische Technik der „Meistersinger“.

Noch war aber Wagners Lebenswerk nicht abgeschlossen. Es trieb ihn zur Schaffung eines einfachen, konzentrierten „Seelendramas“, in dem er als letztes die vollständige Entwickelung eines menschlichen Charakters darstellen wollte. Und so entstand der „Parsifal“, dessen Motto „Zusammenfassung“ heißt.

Alles Entbehrliche ist weggelassen, die äußere Handlung wieder auf ein Minimum beschränkt und ebenso wie die innere Entwickelung fast nur an Parsifal dargestellt. Das Ziel der äußeren Handlung bedingt zu seiner Erreichung die Vollendung der inneren Vorgänge: Parsifal soll den Gralskönig Amfortas von seiner Leibes- und Herzenswunde befreien und damit den Gral selbst „erlösen“ („Erlösung dem Erlöser!“); diese Taten vollenden kann jedoch nur, „durch Mitleid wissend, der reine Tor“, der erkannt hat, daß „groß ist der Zauber des Begehrens, größer ist die Kraft des Entsagens“*).

Wir finden also endlich ohne Umschweife ausgesprochen, was bisher nur mittelbar immer klarer hervortrat: Mitleid und Entsagung sind die Grundpfeiler der Wagnerschen Schöpfungen; durch sie werden seine Gestalten zu wahren Menschen, die Kraft zum Leben haben.

Es ist begreiflich, daß Wagner auch diese letzte Erkenntnis von den Grundmotiven seines Schaffens der Welt unverhüllt preisgeben wollte. Ebenso verständlich ist aber auch, daß die Form, die den Inhalt dieser reinen, klaren Idee umschloß, eine exzeptionelle Weihe erhalten sollte, und wir finden so eine musikdramatische Gestaltung christlicher Mystik, verbunden mit buddhistischem Symbolismus**). Die Religiosität des dritten Aktes des „Tannhäuser“ und der Lohengrin-Gestalt ist hier fortgesetzt und zu hoher Bedeutung erhoben, und die Musik erhält eine Weihe des Ausdrucks, wie sie vorher kaum bekannt gewesen sein dürfte; ich erinnere nur an das Vorspiel, die Tempelszenen, die Fußwaschung und Taufe.

Leider hält sich aber das Drama nicht auf gleicher Höhe wie die Musik. Um gleich auf die Wurzel des Übels zu kommen: drei Akte reichen einfach nicht aus, um die Wandlung des jugendlichen „reinen Toren“ in den mitleidvoll-wissenden, kraftvoll-resignierenden reifen Mann in organischer Entwickelung vorzuführen. Wir bekommen nur Momentbilder aus diesem Werdegang zu sehen, und selbst diese sind teilweise stark verschwommen, — um nicht zu sagen: verzeichnet. Da wegen des Raummangels noch nicht einmal das Dargestellte ausreichend aus den „Seelenmotiven“ motiviert werden kann, so finden wir — wie in der „Götterdämmerung“ — an dramatisch wichtigen

*) Mit diesen Worten schloß der erste Entwurf des „Parsifal“.

**) Vgl. Wagners Fragmente „Jesus von Nazareth“ (Breitkopf & Härtel, Neue Ausgabe 1895) und „Die Sieger“, die für den „Parsifal“ genetische Bedeutung haben.

Stellen höchst anfechtbare Äußerlichkeiten, z. B. den „Kuß“ Kundrys, die unbegründete Speerwurfszene oder Kundrys Fluch gegen Parsifal, der, an und für sich ungerechtfertigt, an dem „durch Mitleid wissend gewordenen reinen Toren“ wirkungslos abprallen müßte. Ist nun aber Parsifal schon nicht einwandfrei gezeichnet, so die andern noch viel weniger. Bei der Schilderung Kundrys gibt es gleichfalls nur Momentbilder; sie ist in jedem Akte eine andere — Kondrie, Herodias, Magdalena —, ohne daß die Teile sich zu einer höheren Einheit zusammenfänden. Bei ihrem „Meister“ Klingsor berührt es schon sonderbar, daß er, den Gurnemanz als kastriert kennzeichnet, — Bariton singt. Amfortas kann als ein „ins Undenkliche gesteigerter Tristan“ kaum dramatische Bedeutung haben, und Titurel ist völlig wesenlos. So bleibt also außer Parsifal nur Gurnemanz als menschlich bedeutsame Figur übrig: eine geringe dramatische Ausbeute, die zu dem musikalischen Reichtum in keinem Verhältnis steht. Es ist bezeichnend, daß sich der vor kurzem geführte „Parsifal“-Streit*) lediglich um den Wert der „Grundlagen der Dichtung“, also des Textlich-Dramatischen dreht, während die Musik unangefochten bleibt; auch hierin haben wir ein Zeugnis dafür, daß im „Parsifal“ die Musik das Drama überragt und Wagner für seine letzten Ideen wohl noch musikalische, aber keine dramatischen Ausdrucksformen mehr fand. In dieser Hinsicht hatte Wagner mit den „Meistersingern“ den Höhepunkt seiner Kunst erreicht.

* * *

„Richard Wagners Menschen“ sind vorübergezogen — vom Holländer und Tannhäuser über Wolfram und Wotan zu Sachs und Parsifal, von Senta über Elsa zu Brünnhilde. Wir haben erfahren, daß der Meister, in der Entwickelungsbahn der deutschen Musikdramatik verharrend, an das letzte Glied der Kette, die Spätromantik, anknüpft und ihre „Dämonen“ allmählich zu den „Menschen“ des modernen Musikdramas umbildet, deren Handlungen aus ihren musikalisch dargestellten Charakteren resultieren und fortentwickelnd auf diese zurückwirken. Wir haben endlich auch festgestellt, daß die Kräfte, welche diese Umbildung bewirken, Resignation und tätiges Mitleid sind. Die Kraft des Mitleids können wir auch schon vor Wagner wahrnehmen — „Entführung“, „Zauberflöte“, „Fidelio“, — etwas vollkommen Neues aber ist die musikdramatische Darstellung der Resignation! Die Resignation ist es, die Wagners Schaffen für immer eine Signatur gegeben hat: denn sie ist

---

*) Vgl. Jejunus, „Die Grundlagen der Parsifal-Dichtung“, in den Preuß. Jahrb. (Okt. 1912) und Bemerkungen dazu in derselben Zeitschrift wie in der „Musik“, den „Signalen der musikalischen Welt“, der „Breslauer Zeitung“ u. a.

nicht nur der Grundzug der künstlerischen, sondern auch der menschlichen Persönlichkeit Wagners.

Wir dürfen nie vergessen, daß künstlerische und menschliche Eigenart bei den Vertretern der modernen subjektivistischen Kunst in untrennbaren Beziehungen stehen*); die Kunst hat für sie die Bedeutung einer Sprache. Wagners gewaltiges Ringen um den „Menschen" der modernen Oper ist in all seinen Stadien eine künstlerische Projektion seines Kampfes um seine Lebensanschauung, seines menschlichen Entwickelungsganges**).

Das Verhältnis des Menschen und des Künstlers in Wagner ist in seiner Art wohl einzig; beide Naturen sind selbständig voll entwickelt und wirken ununterbrochen aufeinander ein: nicht nur „lebt" Wagner seine Kunstwerke — das tut jeder wirkliche Künstler —, sondern seine Kunst entwickelt seine Lebensauffassung. Es ist das etwas ganz Ähnliches wie die Wechselwirkung von Charakter und Handlung im Drama, deren Ausbildung durch Wagner, wie man jetzt erkennt, etwas sehr Natürliches war. Die mündlichen und brieflichen Äußerungen des Menschen Wagner sind daher wichtig für das Verständnis seiner Kunst, die „Menschen" seiner Opern bezeichnend für die Entwicklung seiner Weltanschauung***).

Trotzdem wir ihnen innerlich fernstehen, können wir begreifen, daß Wagner mit seinen „Geistern" so innig mitfühlte. War er doch selbst nahe mit ihnen verwandt, war doch in ihm all dieses Hysterisch-Ekstatische und Mystisch-Dämonische, — das er als Künstler bekämpfte! Als er menschlich noch tief in dem Geisterspuk der Romantik befangen ist, sieht der Künstler in ihm bereits den „Wirklichkeitsmenschen" als Lebensideal. So hält er es vom „Holländer" an für notwendig, die „Geister" durch Mitleid im Tode erlösen zu lassen†); bald darauf stellt er schon mit einer Art visionären Schauens die Gegensätze

---

*) Vgl. Leopold Schmidt, „Die moderne Musik", Berlin 1905, S. 20.

**) Willkürlich und ungerechtfertigt ist es, Wagners Schaffen als das Produkt eines „Krampfes" aufzufassen, wie Emil Ludwig in dem Buche „Wagner oder die Entzauberten" (Berlin 1913) dies tut, oder anzunehmen, daß Wagner im „Parsifal" noch derselbe sei wie im „Holländer", wie Max Graf meint.

***) Wagners Schriften dagegen wirken verwirrend, wie man an Houston Stewart Chamberlain sieht (Richard Wagner, München 1901), der nicht nur Leben und Kunstwerke des Meisters trennt, sondern sogar in einem dritten gesonderten Kapitel Wagners Weltanschauung aus — philosophischen Theorien heraus entwickelt. Zutreffend sagt dagegen Gerhard Schjelderup (Richard Wagner und seine Werke, Leipzig 1913, S. 222): „Wagner konnte als Künstler unmöglich bei einer pessimistischen Lebensauffassung stehen bleiben." Trotzdem verweist er auf Chamberlain. Auch Henri Lichtenberger (R. Wagner, Dresden 1913) trennt leider Wagners religiöse Überzeugung von seiner Kunst.

†) Ähnlich wie Ibsen den „Baumeister Solneß", der auch abgewirtschaftet hat.

Tannhäuser und Wolfram nebeneinander, wobei er von seinem damaligen Standpunkt aus in jenem „vor allem den Menschen“, in diesem aber „vorzüglich den Künstler“ sieht, während wir heute in Wolfram den Menschen spüren und Tannhäuser als den weltfernen, wahnsinnig gewordenen Künstlergenius betrachten müssen. Der Romantiker Wagner fühlt in sich selbst den lebenzerstörenden Zwiespalt, der Tannhäuser zum Dämon macht, und ahnt in der Kunst Wolframs das Mittel, diesen Zwiespalt zu versöhnen, und den Zukunftsmenschen zu schaffen: „ . . . Ich kann mich nicht erwehren zu finden, daß, hätten wir das Leben, wir keine Kunst nötig hätten. Die Kunst fängt genau da an, wo das Leben aufhört; wo nichts mehr gegenwärtig ist, da rufen wir in der Kunst „ich wünschte“. Der letzte Satz deutet auf den „Lohengrin“ und „Tristan“: der Mensch und der Künstler in Wagner, die anfangs in so schroffem Gegensatz stehen, finden sich zuerst außerhalb des realen Lebens, im Metaphysischen*). Dann aber „hat ihn die Erde wieder“, und das bedeutsamste Ereignis seines Lebens, seine Liebe zu Mathilde Wesendonck, bringt die endgültige Lösung seiner inneren Kämpfe; sie schafft aus dem haltlosen, krankhaft-zwiespältigen Spätromantiker den kraftvoll-resignierten modernen Wirklichkeitsmenschen. „Bis dahin“, schreibt Wagner an Mathilde, „war alles Verneinung, schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen (!)... Jener Augenblick gab mir . . . das Bejahende, Eigene, Sich-mir-vermählende..., und dies weißt Du auch, daß ich seitdem nie mehr in Zwiespalt mit mir war . . . “ Wagner hat resignieren gelernt, — das ist das große Geheimnis seines Lebens; Wolfram ist von dem Künstler Wagner geschaut, Marke von dem Menschen Wagner erlebt. Erst, nachdem der Mensch und der Künstler in ihm so weit geeinigt sind, ist es ihm möglich, den letzten Sproß der romantischen, weltfremden Zwittergestalten, Wotan, durch dramatische Verkettungen zu zwingen, das „Notwendige zu wollen“: seinen Untergang. Damit ist die Romantik für Wagner Vergangenheit geworden. Neues Leben ersteht auf den Trümmern Walhalls, kernfrisches, dramatisches Wirklichkeitsleben, gestützt auf die bändigende Kraft der Resignation, die eine Quelle echt menschlicher Lebensbejahung wird, Trägerin des Gedankens der Regeneration, der das Schaffen Wagners krönt: künstlerischer Regeneration in den „Meistersingern“, menschlich-religiöser Regeneration im „Parsifal“.

Der Mensch und der Künstler Wagner sind durch die Resignation des

*) Das ist die Zeit des Schopenhauerischen Einflusses; Oskar Walzel führt dessen Ideen gleichfalls auf die Romantik zurück (vgl. „R. Wagner in seiner Zeit und nach seiner Zeit“, München 1913, S. 17 ff.). Walzel spricht übrigens auch von der „Gegensätzlichkeit der beiden Seelen“ Wagners (vgl. S. 36 a. a. O.).

ersteren zu einer höheren Einheit gelangt. Wagner, der noch bei Vollendung der „Walküre" eingesteht: „Es ist mir, als hätte ich eine ungeheure Angst aus dem Leibe geschwitzt", schreibt von der Dichtung der „Meistersinger": „Die vier Wochen Arbeit in Paris waren meine glücklichsten. Das Gedicht hat mir ungeheure Freude gemacht", und: „Nun erst bin ich ganz resigniert." Einst sollte ihm die Kunst das Leben ersetzen, und jetzt sind ihm Lebensglück und Schaffensfreude zuteil geworden; denn er hat erkennen dürfen, daß „wir im Kunstwerk Eins sein werden, Träger und Weiser der Notwendigkeit, Wissende des Unbewußten, Zeugen der Natur — glückliche Menschen".

Ilse Franke:
Ein fremdes Kind.

Deine Mutter näht und stößt die Wiege,
Armes, unerbetnes Kind.
Wie von Seufzern ächzt die alte Stiege,
Und im Rauchfang weint der Wind.

Scheint die Sonne auf die kahlen Wände,
Keiner sieht's und freut sich dran.
Tränen netzen deine kleinen Hände,
Keine Liebe lacht dich an.

Fremdes Kind, so soll ein Strahl dir scheinen
Meiner Liebe, die ich ausgesandt,
Heimatlos, bis sie in deiner kleinen
Seele eine Heimat fand.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

Er griff verzweifelt mit beiden Händen in sein Haar. Großer Gott, in welcher Finsternis ließ diese Frau ihn irren! Nichts — nichts hatte sie ihm gesagt, nachdem er ihr ehebrecherisches Einverständnis mit dem Thronerben in jener schrecklichen Sekunde von ihren Augen abgelesen. Von da ab war sie verstummt, für ihn verschwunden. Keine Erklärung, keine Entschuldigung, kein Wort einer Mitteilung über das, was sie jetzt vorhatte. Lief fort — einfach. — Lief einfach fort wie eine Lagerdirne. Lief aus dem Hause ihres Ehemannes hin zum Galan — ein triebgepeitschtes willenloses Weib — ohne Bedenken, ohne Scham, ohne Scheu vor der Welt. Mit seinem Namen lief sie davon. Zerrte seinen Namen in den Schmutz, diesen Namen, den Helden der Geschichte getragen, der in den Ruhmeshallen des Landes glänzte, den Ahn an Ahn makellos als einziges Erbteil der Ingelheims von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben — er — er sollte ihn so bespeien lassen?

Er lächelte. Da hatte es ihn wieder. Da packte er ihn wieder, der atavistische Ehrbegriff, von dem er sich als von etwas Abgestorbenem befreit glaubte. Aber dieses Gespenst war, er fühlte es, doch noch sehr in ihm lebendig. Es peitschte seinen Willen zu einer Gewalttat. Es drängte ihn jede Sekunde wilder und mächtiger zur Rache. Es peitschte ihn nun schon fast unwiderstehlich zu einer Gegenaktion. Das Blut war eben kein leeres Phantom. Es war in ihm das Ingelheimsche Blut. Es schrie, es raste gegen diese Beschimpfung. Es drohte ihm die Adern zu sprengen, wenn er noch länger untätig hier stand, während dort im Jagdschloß — der Prinz und seine Ehefrau — eine Ingelheim . . .

Mit einem Aufschrei stürzte er in sein Arbeitszimmer zurück, riß den Dolch, den sie selbst, Gisela, ihm, ein Geschenk der Großfürstin, gebracht, vom Schreibtisch. Er hielt ihn in den Händen. Er zog die Klinge aus der Scheide. Beim Anblick dieser blitzenden Waffe kam es wie ein Rausch über ihn. Die ganze entschlummerte Welt der Vorfahrengefühle, all dieser Plunder von Ehrbegriff, Kavaliersempfindung, von Rache und Blutsühne für Ehrenkränkungen, all diese primitiven Wallungen, die er als klarer Denker längst in sich abgetötet zu haben geglaubt hatte, sie regten sich jetzt wie auf einen Zauberschlag höchst lebendig in ihm. Die Waffe, der Stahl selbst in seiner makellosen jungfräulichen Fleckenlosigkeit ward ihm zum lebendigen Symbol, in dessen ritterlichem Glanze seine eigene Be-

makelung ihm um so jämmerlicher, schmutziger, niedriger erschien. Es war, als strahle der Stahl ein magnetisches Fluidum ihm in sein Blut über. Die Waffe in seiner Rechten goß in seine Hand einen Strom, der zur Tat hinriß. Er sah, er fühlte, hier war eine Schmach geschehen, die ohne Blut nicht abzuwaschen war. Eine Schmach — ja eine Schmach. — Er drückte gewaltsam alle Adelsregungen in den Hintergrund. Er wischte sie fort von der Tafel seiner Seele. Er wollte, er wollte sie ausgeschaltet sehen, denn er fühlte sich höher, fühlte sich mehr, wertvoller als ein einfaches Schichtwesen, das seine Standesgefühle zum Herrn über sein Tun und Lassen gemacht und gleichsam mechanisch nur nach dem Ritter- und Adelskodex handelte. Er nahm das absolut und beziehungslos Menschliche des Falles vor sein Auge und sah es an. Und wiederum packte ihn die Wut über eine erduldete schwere Kränkung und riß ihn zu einem gewaltsamen Schritte hin. Dieses Weib, sein Weib hatte ihn fortgeworfen, mit einer verächtlichen Bewegung ihres Fußes aus dem Wege und beiseite gestoßen. Sie war über ihn hinweggeschritten wie über einen Stein, einen welken Ast — ein Stück Abhub, das im Wege lag, und das der Fuß achtlos zertrat. Er war wie eine Sache für sie, denn sie ging, wortlos — abschiedlos — mit keiner Gebärde auch nur seiner achtend. Sie tat, als wäre er nicht. Sie tat, als hätte sie seiner durchaus vergessen. — Deutlicher, krasser konnte die Verachtung wohl kaum sein. Das war ihm klar. Nein — das war keine Behandlung, die ein Mann mit verzeihendem Lächeln übergehen konnte, wollte er zu der erlittenen schweren Beschimpfung nicht noch obendrein sich selbst ins Gesicht schlagen. Diese unerhörte Herausforderung würde der letzte Tagelöhner, sein Messer in der Faust, an seiner Ehre rächen und er — er — ein Ingelheim — er, der den Höhen des Lebens entsprossen war und die eigene wie fremde Ehre, so lange er lebte, rein und heilig gehalten — er sollte das alles hinnehmen? Nein — dieser Gedanke fiel von ihm ab. Er warf ihn über Bord. Es war etwas von Verwesung darin, der Ludergeruch der Selbstentehrung, das Aufgeben seiner eigenen Person. Als gäbe es an der nichts — gar nichts mehr, nicht das geringste mehr zu retten. Hier war zu viel geschehen und zu Frevelhaftes, als daß es mit einer verächtlichen Bewegung des Beleidigten sich hätte abtun lassen. Da stand er in seinem Arbeitszimmer und grübelte, rechnete, erwog, während dort — dort in dem Jagdschloß zwei Ehrvergessene über ihn lachten und von seiner ganzen großen tiefen unauslöschlichen Schande sich Stunden der Vergessenheit und des Glücksrausches schenken ließen. Er steckte die Waffe ein. Gelbe und rote Lichter tanzten vor seinen Augen. Das Blut siedete in ihm. Ihm war, als stürzten die Wände seines Zimmers auf ihn ein, als begrübe die Decke ihn unter sich. Wie von Furien gejagt, stieren Auges stürmte er aus dem Hause, und wenige Minuten später hetzte er in einem Automobil nach dem Jagdschloß Sophienruh. Mit geschlossenen Augen fuhr er den endlosen Weg. Er mußte in seiner fiebernden Seele grauenvolle Bilder schauen, denn er schrie oft wild und gequält auf und griff wie hilfesuchend mit zitternden Händen

ins Leere. Eine Viertelstunde Weges vor dem Ziel ließ er den Wagen halten und schickte ihn zurück. Er selbst stürmte auf schmalen Waldwegen dem Jagdschlosse zu und langte noch bei voller Dunkelheit vor dessen Toren an. Das frei liegende Schloß lag mit gesperrten Läden stumm und düster da. Kein Lichtschein kündete das Unerhörte, das seine stummen Mauern umschlossen. Ingelheim umschlich das Haus und ächzte auf, als er hinter zweien Fensterläden aus schlecht gefügten Ritzen Licht hervorquellen sah. Dort also war der Ort der Tat. Seine Augen sprangen fast aus ihren Höhlen. Er war ein Rasender, der über dem einen Tatgedanken alles, alles andere restlos vergessen hatte. Er lechzte nach der Tat wie nach dem einzigen befreienden Ausweg aus einem Leiden, das ihm unerträglich war, aus einer Qual, die schnürend und würgend in ihm brannte, daß er wie ein auf den Tod Verwundeter auf seinem Lauerposten hier gegenüber dem Portal des Jagdschlosses ächzte und wimmerte und Töne ausstieß wie ein weidsieches sterbendes Waldtier . . . Sein Leiden wuchs in den endlosen Ewigkeiten, in denen er hier wartend stand. Es erwürgte ihn fast, als er mit all seiner Willensgewalt den Kronprinzen unbehelligt im Automobil im grauen Morgenlicht das Schloß verlassen ließ. Es ward zum Wahnsinn hoch gesteigert, als er sein Weib gleich darauf aus dem Tor treten und herankommen sah, als er Gisela entgegen aus dem Dunkel der Waldbäume mit einem mächtigen Satze sprang, als er ihr treuloses Herz mit treffsicherem gewaltigen Stoße rächend durchbohrte ...

Einen Augenblick noch sah er fassungslos und ganz ohne jede Besinnung die Sterbende im tiefen Schnee sich wälzen, dann wandte er sich langsam ab und ging barhäuptig, wie er nun war, durch fallenden Schnee mit schweren schleppenden Schritten und gesenktem Haupt in den tiefen schweigenden Wald hinein . . .

26.

Um die gleiche Stunde läutete der König in seinem Arbeitskabinett. Ein Adjutant trat ein; der Herrscher, der in einem Buche gelesen hatte, nahm die Brille ab. „Wer ist im Vorzimmer?" fragte er.

„Seine Exzellenz, der Leibarzt."

„Ich lasse bitten."

Lentze trat eilig ein. „Guten Morgen, Majestät."

„Morgen, lieber Lentze."

Auf einen Wink des Königs nahm der Leibarzt in einem Sessel, dem Könige gegenüber, auf der anderen Seite des mächtigen Schreibtisches Platz. Beide Männer hatten stark gealtert. Lentze war jetzt gänzlich grau geworden, hatte aber seine straffe Haltung noch, während der König an Bart und Haar schneeweiß geworden, stark abgemagert erschien, die Gestalt zusammengesunken, die Züge schlaff und welk. Nur seine Augen zeigten in ihrem Glanz eine stärkere Bewegtheit als vordem und so etwas wie innere drängende Freude. „Majestät," hob Lentze

an, „ich muß den Tag sogleich mit Vorwürfen beginnen. Majestät haben wieder die ganze Nacht gewacht."

„Die halbe, Lentze."

„Ich sah hier Licht von zwei Uhr ab."

„Ganz recht, Lentze. Bis zwei Uhr schlief ich, dann war es aus damit. Radikal aus. Ich stand auf und . . ."

„Majestät — ich, ich weiß nicht mehr aus noch ein. Wo soll das hin? Ich kann die Verantwortung für diese Dinge einfach nicht mehr tragen."

Der König lächelte mild: „Lieber Lentze, erregen Sie sich nicht. Alte Leute brauchen wenig Schlaf. Wenn ich fühle, daß ich genug geschlafen habe, stehe ich eben auf."

„Das gerade ist das Unrecht! Wenn ich Majestät doch nur dahin bringen könnte, im Bett zu bleiben, auch wenn Höchstdieselben wach liegen. Aber im Bett bleiben, darauf kommt es an."

Der König lächelte wieder. Ein wundervoller Ausdruck von Milde und Zugetanheit trat in das alte Gesicht. „Sie bleiben ja auch nicht im Bett, Lentze. Sie laufen ja auch schon um zwei Uhr an die Fenster und vigilieren zu mir herüber."

„Das ist mein Dienst, Majestät."

Der König wies auf seine Akten: „Nun und dies ist der meine."

Lentze wehrte ab. „Ich bin gesund, Majestät. Habe noch keine Spur von Arterienverkalkung bei mir bemerkt. Brauche mich nicht zu schonen, nicht auf mich zu achten. Habe nur e i n e Sorge: das Leben des Königs. Wie viele Sorgen haben Eure Majestät?"

Der König seufzte tief auf.

„Die Arbeit ist in Rücksicht auf den augenblicklichen Kräftezustand Eurer Majestät zu groß. Majestät sollten sich endlich dazu entschließen, Seine Königlich Hoheit den Kronprinzen zu Ihrer Entlastung heranzuziehen."

„Ich denke manchmal daran, Lentze."

„Das wäre uns allen eine große Beruhigung, Majestät."

„Steht es denn so jämmerlich um mich?"

„Durchaus nicht, Majestät. Aber der allgemeine Kräftezustand bedarf der Hebung, und das ließe sich nur durch größere Schonung erreichen. Majestät fühlen ja doch selbst seit Wochen ein größeres Ruhebedürfnis."

„Das will ich nicht abstreiten. Einer stärkeren Heranziehung meines Sohnes zu den Regierungsgeschäften bin ich nicht abgeneigt. Sie ist mir um deswillen schon sehr willkommen, weil sie mir mehr persönliche Fühlung mit Wilhelm bringen wird, als ich zu meinem Bedauern mit ihm bisher hatte. Der militärische Dienst nahm ihn gar zu sehr in Anspruch. Es soll auch fernerhin nicht sein, daß mein Sohn seinen Wohnsitz eine halbe Eisenbahnstunde von dem meinen entfernt inne hat. Ich fühle das Bedürfnis, die paar Jahre, die mir noch bleiben, dazu

zu benutzen, dem Kronprinzen, ich will nicht sagen, Direktiven zu geben, — denn was er vor allen Dingen zu lernen haben wird, ist Selbständigkeit im Entscheiden. — Nein — ich will ihm in dieser Spanne Zeit, die etwa noch vor mir liegt, menschlich näher kommen, als das bisher möglich war. Er soll jetzt ständig um mich sein."

„Wie gut wäre das", warf Lentze ein.

„Das hätte längst geschehen müssen. Da meine erste Ehe kinderlos war, so wurde mir mein Sohn gar zu spät geschenkt. Ich war ein Greis, als er erwachsen war. Das ist nicht gut."

„Ich glaube nicht, Majestät, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn inniger hätte sein können."

„Ich glaube es, Lentze. Wenn ich zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, hätten mir diese Kinder näher kommen müssen."

„Sie lieben den König abgöttisch."

„Es blieb dennoch ein ungeheurer Abstand. Was weiß ich von meinem Sohn? Es sind Klüfte zwischen uns beiden. Ich habe nach meinem Sohn oft die gleiche Sehnsucht wie nach meinem Volk. Zu beiden kann ich nicht gelangen. Zu viel liegt dazwischen."

„Die alte Klage der Könige."

„Im Verhältnis zum Königtum ist diese Klage jung. Wie waren jene alten Gauherrscher glücklich, vor die jeder Streit um jeden Hufen Landes kam. Sie sprachen Recht und blickten dabei tagtäglich tief hinein in des Volkes Herz. Wir aber, wir Chefs der riesengroßen Zentralverwaltungen, können nichts als Vollmachten vergeben und schweben wie stumme Symbole über dem Ganzen."

„Minima non curat praetor", bemerkte Lentze.

„Könnt' er's doch! Dies Kleinste ist so wichtig! Und dann: was ist klein, was groß? Meine Räte entscheiden das. Was ihnen klein dünkt, kommt mir nicht vor Augen. Wenn man da nicht Glück hat, kriegt man das Beste nicht zu sehen."

Der König brach ab, sah seinen alten Leibarzt mit frohen Augen an und sagte mit sonnigem Lächeln: „Ich habe aber jetzt mal Glück gehabt."

Lentze horchte auf. „Ich bemerke so etwas, Majestät, seit einigen Wochen."

„Was bemerkten Sie, Lentze?"

„Ich sah den König von einer stillfrohen Freudigkeit gehoben."

„Das sahen Sie?"

„Ich sah in den Augen des Königs etwas aufflammen. Ja — diese Augen begannen jetzt plötzlich zu leuchten und wie von ganz neuen Hoffnungen zu glänzen."

Der König nickte hastig. Noch war der ganze Abglanz der Freude in seinen Zügen.

„Ja," sagte er, „neue Hoffnungen. So ist es. Mein altes enttäuschtes

Herz ist wie beschwingt von ihnen. Ach, Lentze, was habe ich in diesen letzten Wochen durchlebt!"

„Ein Glück — demnach — Majestät?"

„Ja — eins der heiligsten Art. Eine Erkenntnis. Ihre Augen, Lentze, fragen. Mein alter erprobter Freund, — warum sollten Sie an meiner Freude nicht teilhaben? Sie wissen, wie tief ich unter der Hoffnungslosigkeit der politischen Entwicklungen gelitten habe. Der liberale Kurs, den ich vor Jahren endlich einschlagen durfte, brachte mir die so sehnlich erwarteten schöpferischen Ideen der neuen Männer nicht. Nur die Personen hatten gewechselt, und in Nebendingen nur war ein Abweichen von altausgefahrenen Geleisen zu bemerken. Nichts — keine Idee tauchte auf, die eine hoffnungsvolle Reform bedeuten konnte. Der Verzweiflungsgedanke rückte mir näher und näher, daß ich das Land am Ende meiner Regierung meinem Nachfolger um nichts gefördert übergeben, die Verhältnisse in der alten Furchtbarkeit würde verlassen müssen. Da kommt nun — in letzter Stunde gleichsam, die Erlösung. Wird mir zugebracht. Von naher Seite zugetragen. Zahllos, Lentze, sind die Ideen, die diese unruhige Zeit erfüllen. Wie Schneeflocken wirbeln sie umher. Mit Geschäften überbürdet, bin ich außerstande, auf alle diese Keime zu achten und ihre Lebensfähigkeit zu prüfen. Welch' ein Glück, daß mir ein Liebvertrauter auf einem Lehrstuhl der Universität sitzt, ein Mann, dem der Weg zu mir jederzeit offen stand."

„Ingelheim?"

„Er, ein Mann, Lentze, dessen Vater mir die Krone in einer siegreichen Seeschlacht rettete. Es ist für die Sache so wundervoll glückbedeutend, daß gerade dieser Mann es ist, er, den ich wie einen Sohn liebe, von dem mir jetzt die Anregung zu einer tiefgreifenden Reform im Staatswesen kommt. Zu einer Reform, die allerdings geeignet ist, in die noch immer recht bedrückenden sozialen Verhältnisse unseres Volkes bessernd und segenbringend, versöhnlich und ausgleichend einzugreifen. Es handelt sich um eine totale Um- und Neuschöpfung unseres Strafrechtes, um eine vollkommene Neugestaltung unseres Strafsystems."

„Ein großes Werk, Majestät."

„Das scheint auch mir. Ich bin glücklich, es wenigstens beginnen zu dürfen. Und sollte es mir nicht vergönnt sein, es durchzuführen, so hinterlasse ich damit wenigstens meinem Sohne eine würdige Aufgabe und die greifbare Hoffnung auf eine nahe Besserung unserer Zustände. Ich kann Ihnen in Worten schwer sagen, welchen unschätzbaren Dienst mir Ingelheim hiermit erwiesen hat. Ich lebe auf, seitdem diese Hoffnung mir erstand. Feierstunden habe ich gehabt, wenn ich hier vor meinem alten Arbeitstische saß, vor dem ich so oft an aller Zukunft verzweifelte — und er — Ingelheim ging dort auf und nieder — ganz hingerissen von seinem Gegenstand . . ."

„Ingelheim kommt seit längerer Zeit schon an jedem frühen Morgen zu Majestät zum Vortrage?"

„Ja, Lentze. Jeden Morgen. Es beglückt mich so, mein Tagewerk mit diesen Ausblicken in eine bessere Zukunft zu beginnen. Meine Seele ganz mit diesen Hoffnungen zu erfüllen, ehe noch der Tag mit seinen grauen Geschäften sie ernüchtert, und die Larven der Welt mir meine Andacht stören."

„Es ist bewundernswert, wie Majestät in Ihren Jahren so neuen Ideen sich zugänglich erhalten haben."

„Komplimente, Lentze, bin ich doch von Ihnen nicht gewöhnt und am allerwenigsten so schiefe. Ich müßte wegen Altersschwäche abdanken, wenn es mir unmöglich wäre, solche Dinge zu erfassen. Ich wartete ja doch sehnlichst auf so etwas."

„Majestät warteten? . . ."

„Sehnlichst. Es mußte — mußte etwas kommen, ein Ausblick — eine Hoffnung — denn so — so war es ja nicht länger zu ertragen. Ach, glauben Sie nur nicht, Lentze, ich sei nun am Ende ein Schwärmer geworden. Das würde zu meinem weißen Haar schlecht stehen. Aber ich habe nun einmal die felsenfeste Zuversicht, daß wir an der Wiege eines großen Fortschritts stehen, an der Schwelle einer besseren Zeit."

„Haben Sie noch eine halbe Stunde Zeit, Lentze?"

„Ich bin ganz zu Diensten."

„Gut, so wohnen Sie Ingelheims heutigem Vortrage bei. Er handelt von den Strafkolonien. Es ist sieben Uhr. Ingelheim ist schon im Vorzimmer, wollen Sie ihn hören?"

„Von Herzen gern, Majestät!"

„Gut."

Der König drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke.

Der Adjutant trat im Augenblick ein.

„Ich lasse Herrn von Ingelheim bitten. — Er wird Augen machen, Lentze, wenn er heut zum ersten Male einen Dritten hier vorfindet."

Der Adjutant war stehen geblieben.

„Verzeihung, Majestät, Herr von Ingelheim ist noch nicht erschienen."

Der König stutzte. „Das ist doch seltsam", sagte er. „Mit der Minute pflegt er doch sonst hier zu sein. Es ist bereits sechs Minuten nach sieben." Er wendete sich zum Adjutanten. „Telephonieren Sie nach der Wohnung. Vielleicht ist der Geheimrat nicht wohl."

Mit nachdenklichem Blick sah der König dem Adjutanten nach, der das Zimmer verließ. Fast wie im Selbstgespräch murmelte er vor sich hin: „Das ist noch nie vorgekommen, daß Ingelheim nicht zur Stelle war."

„Vielleicht ist er unpäßlich", sagte Lentze.

„Dann hätte er unzweifelhaft rechtzeitig abgesagt. Ich kenne keinen korrekteren Menschen als ihn. Merkwürdig! Was soll ich davon denken?"

„Majestät werden ja sogleich hören."

Der Adjutant kehrte zurück. „Herr Geheimrat von Ingelheim ist nicht zu Hause", meldete er.

Der König fuhr auf. „Nicht zu Hause?!! Ja, dann müßte er doch hier sein!!!"

„Vielleicht ein unvorhergesehener Zwischenfall unterwegs!" bemerkte Lentze.

Der König wandte sich zum Adjutanten. „Telephonieren Sie noch einmal. Lassen Sie die Frau Baronin selbst an den Apparat bitten. Fragen Sie, wann der Geheimrat heute morgen fortgegangen ist."

Der Adjutant eilte hinaus. Der König war aufgesprungen und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Es ist freilich ein wenig zeitig, eine Dame zu stören." Jetzt blieb der König vor Lentze stehen.

„Das beunruhigt mich sehr!" sagte er zum Leibarzt.

„Majestät werden ja auf der Stelle Aufklärung erhalten."

Der König schüttelte das Haupt.

„Sonderbar . . . sonderbar . . . Geht vom Hause fort und langt nicht hier an . . ."

„Der Baron kann ja doch jeden Moment hier eintreffen, Majestät . . ."

Der König wehrte ab. „Der Weg von Ingelheims Palais hierher erfordert keine fünf Minuten."

„Majestät werden ja doch sofort erfahren, wann der Baron heute morgen vom Hause fortgegangen ist."

„Ja. Er kommt stets zu Fuß hierher. Es kann ihm etwas zugestoßen sein. Es liegt Schnee draußen. Es ist glatt . . . Der Mann geht unsicher!"

Jetzt kehrte der Adjutant wieder zurück. Er meldete: „Die Frau Baronin ist nicht zu Hause."

Der König war verblüfft. „Nicht zu Hause . . .", murmelte er leise. Dann blickte er auf, sah den Adjutanten fest an und sagte bestimmt: „Sie haben sich verhört."

„Majestät, ich habe diese Auskunft erhalten."

„Von wem?"

„Vom Diener des Herrn Baron."

„Seltsame Sache. Was soll ich denken? Ingelheim trifft hier nicht ein? Sagt nicht ab, und die Baronin ist morgens um halb acht nicht zu Hause?" Der König hielt sich die Stirn.

„Majestät," sagte Lentze, „kein Grund zur Beunruhigung. Nicht der geringste."

„Meinen Sie, Lentze?! Das scheint mir denn aber doch — ganz — ganz unverständlich!" Zum Adjutanten gewendet, sagte er: „Verbinden Sie mich mit Ingelheim — ich will — will selbst . . ."

Der Adjutant eilte hinaus, der König zum Telephon auf seinem Schreibtisch.

Ein zweiter Adjutant trat hastig ein und machte leise dem Leibarzt eine Meldung.

Lentze fuhr erschreckt zusammen, sammelte sich aber rasch und sagte: „Verzeihung — Majestät!“ Sich verneigend hastete der Leibarzt hinaus, während der König, seiner nicht achtend, am Telephon horchte, das Hörrohr am Ohr.

Jetzt kehrte der erste Adjutant zurück.

„Die Verbindung ist noch nicht da!!“ sagte der König ungeduldig.

„Majestät, es meldet sich niemand im Hause des Herrn Geheimrat . .“

In diesem Augenblick kam Lentze zurück. Er war sehr bleich und raffte seinen Willen sichtlich zusammen, um ganz ruhig zu erscheinen. Es klang dennoch sehr gepreßt, als er den König jetzt anredete:

„Majestät!“

Lentze ging auf den König zu und winkte dem Adjutanten zu gehen.

Des Königs Mienen zeigten Bestürzung.

„Was ist denn, Lentze? ! Was haben Sie? ! Was ist geschehen?! ! !“

„Nichts Majestät! Nichts! ! ! Ich — ich — — möchte nur . . .“

„Es ist etwas geschehen, Lentze! Ich sehe es Ihnen an. Was haben Sie? ! Was ist es?! !“

„Darf ich Majestät bitten, in aller Ruhe — in aller Ruhe . . .“

„Reden Sie, Lentze, reden Sie! Martern Sie mich nicht! ! Heraus damit! Was ist geschehen?! Diese Ungewißheit ertrag' ich nicht!“

„Majestät!“ —

Lentze biß sich auf die Lippen. Sein blasses Gesicht wies den Ausdruck völliger Ratlosigkeit.

„Majestät,“ wiederholte er, — wieder brach er ab. Ein scheuer Blick in des Königs gespannte Züge, seine forschenden und fragenden Augen zwangen ihn zu reden. Es klang im höchsten Grade unsicher, als Lentze jetzt sagte: „Der Baron und die Baronin sind seit heute früh — — verreist . . .“

„Verreist“ — wiederholte der König tonlos.

„Vermutlich — verreist — — Majestät . . .“

„Vermutlich — verreist? !“

Eine Blutwelle schoß dem König ins Gesicht. Er wurde zornig. „Lentze — das ist Unsinn!“ sagte er schneidend. „Erzählen Sie mir keinen Unsinn — wenn ich bitten darf!“

Jetzt strich er mit der Rechten über Stirn und Schläfen. „Verzeihung, lieber Freund — aber — ich — ich finde im Augenblick kein anderes Wort. Wollen Sie — bitte — bedenken — der Baron hat keinen Urlaub. Ist im Dienst. Hat keinen Urlaub. Keinen erbeten und keinen erhalten. Ein

Ingelheim reist nicht ohne Urlaub. Hat sich bei mir nicht verabschiedet. Unsinn, Lentze — purer Unsinn! Heraus mit der Sprache! Was wissen Sie?! Was haben Sie gehört? ! Wer hat Sie hier soeben herausrufen lassen? ! !"

Lentze stand ratlos da.

„Majestät" — murmelte er,

„Ich kann alles hören, Lentze. Nur keine Lügen! Ich bedarf keinerlei Schonung — nur der Wahrheit. Lentze — ich — ich frage Sie — — mit wem haben Sie soeben draußen gesprochen? Wer — wer ist im Vorzimmer?!"

„Der Polizeipräsident — Majestät."

Der Leibarzt hatte es geflüstert.

Der König wurde totenblaß. Sein Auge richtete sich erstaunt und groß auf die Schwelle, als sähe er dort leibhaftig das Schicksal hereinschreiten. Es war einen Augenblick tiefes Schweigen im Raum. Dann raffte der König sich auf, ging entschlossen zum Schreibtisch und läutete.

Der Adjutant trat ein.

„Der Polizeipräsident!" befahl der König.

Ein hagerer grauer Fünfziger trat, sich tief verneigend, ein. Er war im schwarzen Gehrock und trug den blitzenden Zylinder in der behandschuhten Rechten.

Des Königs fiebernde Ungeduld machte sich in einem rauhen Tone Luft.

„Welche Meldung haben Sie mir zu machen?" fragte er fast barsch.

„Ich habe Majestät zu melden, daß vor einer halben Stunde die Baronin Ingelheim im Sophienruher Forst, nächst der Einfahrt zum Jagdschlosse, tot aufgefunden worden ist."

Der König schrie auf. Mit entsetzter Miene sah er den Polizeipräsidenten an. „Ermordet?" flüsterte er.

„Vermutlich, Majestät. Ein Dolch stak in der Brust der Toten."

Der König griff nach der Lehne des Sessels, neben dem er stand, als suche er Halt. Er ächzte auf. Dann zog er sein Taschentuch und führte es über seine Stirn. Er ging zum Fenster, vom Fenster zum Schreibtisch. Dort blieb er stehen, richtete sich auf, und mit erzwungener Ruhe tat er diese Fragen.

„Wo ist der Baron Ingelheim?"

„Das wissen wir im Augenblick nicht, Majestät. Er hat sein Palais diesen Morgen gegen sieben bereits verlassen, nachdem die Baronin eine Stunde früher etwa nach Sophienruh gefahren war."

„Um sechs Uhr früh?"

„Zu Befehl. Um sechs."

Der König schien eine hastige Frage tun zu wollen und sagte: „War der? . . ." Er brach kurz hier ab und sprach nicht weiter.

„Weiß man, ob der Baron ebenfalls nach Sophienruh sich begeben hat?"

„Das steht nicht fest, Majestät. Der Baron verließ nach Aussage der Dienerschaft das Haus zu Fuß. Weiteres weiß man nicht."

„Ich wünsche so rasch als möglich Nachricht über das Verbleiben des Barons."

„Majestät, wir haben alle möglichen Schritte in dieser Richtung getan."

„Telephonieren Sie sogleich hier von meinem Tisch aus an den Leiter der Kriminalabteilung, ob inzwischen neue Nachrichten eingegangen sind."

„Zu Befehl, Majestät."

Der Polizeipräsident begab sich an den Apparat und ließ sich mit dem Chef der Kriminalpolizei verbinden.

„Hier von Sternberg. Dort Manteuffel — selbst?! Gut! In Sachen Ingelheim? Ja! Jawohl! Melden Sie! — — — — Gut. Schluß."

Er legte das Hörrohr nieder, und sich wieder zu dienstlicher Haltung emporrichtend, meldete er: „Majestät — Baron von Ingelheim ist im Walde von Sophienruh — etwa eine Stunde vom Tatort gefunden worden . . ."

„Tot?"

„Nein — lebend — — barhäuptig und in einer solchen Verstörung, daß er einem Wahnsinnigen glich. Er verlangte verhaftet und dem Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden. Man hat ihn vorerst in Anbetracht seines augenscheinlich leidenden Zustandes nach dem Allgemeinen Krankenhause geschafft, woselbst er Aufnahme fand. Er ist in der Abteilung für Gemütskranke. Ein Kommando von drei Kriminalpolizisten blieb vorerst zu meiner Verfügung im Krankenhause."

„Gut," sagte der König. „Telephonieren Sie sofort, daß auf Spezialbefehl des Königs — niemand, weder vom ärztlichen — noch vom Pflegerpersonal des Krankenhauses zu dem Baron eingelassen wird. Er bleibt bis auf weiteres in Einzelhaft in einem der Krankenzimmer der Gefangenenabteilung eingeschlossen. Haben Sie Ihr Dienstautomobil zur Stelle?!"

„Zu Befehl — es steht im Schloßhof."

„Gut. Sie begeben sich auf der Stelle ins Krankenhaus und wachen über die strengste Ausführung meines Befehls. Nur Ihre Beamten allein sollen in persönliche Berührung mit dem Baron treten. Sie, wie alle übrigen, die bisher mit ihm sprachen, sind auf ihren Diensteid hiermit von mir zu allerstrengstem Stillschweigen in bezug auf die ganze Angelegenheit verpflichtet. Sie stehen mir für exakteste Ausführung dieser Order. In der ganzen Angelegenheit werden Sie bis heute mittag zwölf Uhr nur von mir direkt, von da an nur vom Herrn Justizminister Anweisungen empfangen. Eilen Sie!" —

27.

Als der Polizeipräsident das Königliche Kabinett verlassen hatte, sank der Herrscher in einen Sessel. Lenꞩe sprang hinzu und fühlte nach dem Pulse seines Herrn.

„Was sucht mich heute wieder heim, Lenꞩe?!"

„Könnte ich doch Majestät vor diesen Aufregungen schützen!"

„Sie können es nicht! Ich muß auf meinem Posten stehen! So weit reicht meine Kraft schon — — muß sie reichen. Hier heißt es, das Letzte hergeben. Ich zittere um Ingelheim. Ich zittere um meinen Sohn — denn die Zusammenhänge werden mir in immer schrecklicherer Deutlichkeit klar." Er hatte es in eiserner Ruhe gesprochen und sah mit starrem Blick auf die Tür, durch die der Adjutant jetzt eintrat, der Seine Königliche Hoheit, den Kronprinzen, meldete.

„Sie bleiben im Vorzimmer, Lentze."

„Ich bleibe, Majestät. Darf ich mir nur noch einmal die dringende Bitte erlauben — Majestät möchten nach Möglichkeit die Ruhe bewahren."

Lentze ging.

Im nächsten Augenblick stürmte der Kronprinz herein, der blaß und übernächtig und schrecklich verstört aussah und stumm seinem Vater zu Füßen stürzte. Er brachte keinen Laut heraus. Nur ein Zittern ging durch seinen Körper, den Fieberschauer schüttelten.

Der König neigte sich stumm zu seinem Sohn und strich ihm begütigend über das volle braune Haar. In dem Schweigen des Raumes hörte er das gequälte stürmische Atmen des Prinzen. Es war wie ein mit Willensgewalt unterdrücktes Schuchzen.

„Mein Sohn, antworte mir, warst du diesen Morgen in deinem Jagdschloß Sophienruh?"

Der Kronprinz schlug beide Hände vor das Gesicht und weinte lautlos. „Willy, hast du mit einer Tändelei zwei Menschenleben vernichtet?"

„Vater," flüsterte der Kronprinz sich abwendend, „ich — — ich — ich habe zwei Menschenleben zerstört — ja — aber nicht tändelnd. Ich — ich — ich habe — habe geliebt — in Pein und Not — in Qual und Schmerz — geliebt . . ."

„Mein Sohn, antworte — — als du deine Ehe schlossest — damals opfertest du doch nicht mehr als eine Jugendschwärmerei? . . ."

„Ich — ich — ich — opferte mein Glück — ich opferte — alles — — Vater . . ."

„Das ist freilich — namenlos traurig — Willy!" Der König seufzte tief auf. „Oh — wie wir mit einander sind — wir Nahen und Nächsten!!! Niemals hast du mir dein Leid anvertraut, Wilhelm!"

„Ich glaubte, Vater, du hättest mir nicht helfen können."

„Alles trägt sich leichter — wenn man sich anvertraut. Aber wir waren einander zu fern. Wir kamen uns nicht nah. Es fehlte an enger Freundschaft zwischen uns. So bleibt man wie durch Welten getrennt. Wilhelm, hast du in all' diesen Jahren deinen Jugendkameraden, der mein Pflegekind war, den Sohn meines besten Freundes, hintergangen?"

„Nein, Vater. Gisela war mein — einmal. Das war drei Monate ehe ich heiratete, lange Jahre ehe sie Ingelheims Frau wurde."

„Und dann?"

„Dann, Vater, dann — suchten — wir uns wohl — Gisela und ich — mit tausend sehnenden Wünschen. Wir sehnten uns krank nach einander. Aber wir blieben getrennt. Streng und dauernd getrennt. Bis — bis — —"

„Sprich weiter . . ."

„Bis wir nicht mehr so wie bisher weiterleben konnten. Wir waren beide am Ende unserer Widerstandskraft. Ich bat sie nach Sophienruh."

„Zu heute morgen?"

„Ja."

„Zu welchem Zweck?"

„Ich — ich — ich wollte — wollte . . ."

„Was?! Wahrheit, Wilhelm! Wahrheit — deren bedürfen wir jetzt durchaus! Was wolltest du?"

„Fliehen." —

Er flüsterte das Wort.

„Fliehen? ! ?" Auch der König sagte es leise. Es war, als habe das Entsetzen ihm die Stimme gelähmt.

„Fliehen?! Fliehen?!" wiederholte er. „Fliehen mit der Frau eines Anderen?! Das hast du mir antun wollen? ! Den König — das Reich — deinen unmündigen Sohn — dein Weib — alles — alles das wolltest du im Stich lassen — opfern dieser *einen* Leidenschaft?!"

Der Kronprinz hatte sich erhoben. Er stand jetzt gebeugten Hauptes da und wandte sich ab. Wieder kam es geflüstert heraus, was er dem Vater antwortete.

„Nicht diese Leidenschaft allein trieb mich hier fort. Vater! So heiß sie auch brannte — diese Liebe . . ."

„Was denn noch sonst? !"

„Ich — — ich — ich verzweifelte . . ."

„Du verzweifeltest — woran? !"

„Am — am Königtum. — Vater . . ."

Der König sah seinen Sohn ratlos an.

„Ja, Vater, jede Hoffnung daran hatte ich verloren."

„Jede Hoffnung? . . ."

„Ja — jede — daß es noch einmal besser werden könnte im Lande. Ich sah ja doch, wie du rangest und dich mühtest — sah — wie du dein ganzes Leben darüber verlorst, die Zustände im Lande zu heben. Heut bist du ein Greis — und die Not in deinem Reiche ist härter und bitterer denn je."

„Weil du also an *meinem* Lebenswerk verzweifeltest, deshalb wolltest du gehen?"

„Ja, Vater."

„Und du warfst keinen Blick zurück auf mich, den du verließest?!"

„Ich litt namenlos bei dem Gedanken."

„Keinen Blick warfst du auf dieses Land — das — das — morgen schon deiner hätte bedürfen können?"

„Ich ließ euch meinen Sohn."

„Ein siebenjähriges Kind."

„Prinz Hermann sollte Regent werden."

„Er! Der hochfahrende, jähzornige, lasterhafte Mann! Der schlimmste Reaktionär im Lande. Der Todfeind meiner politischen Richtung. Er! Er, der das Volk haßt und verachtet! Den das Volk wieder haßt!"

„Ja — Vater — alles — alles das drückte gewiß mit Zentnerbürden auf mein Herz — aber — aber — — ich — ich wußte keinen Ausweg . . ."

„Und da warfst du alles hin. Tratst deine Pflicht mit Füßen. Und wurdest so gestraft! Ja — sag mir nun — was denkst du jetzt? Was hältst du von alledem? Was soll jetzt werden?"

„Ich weiß es nicht, Vater. Nichts — nichts ist in mir als das erwürgende Gefühl der Schuld. Ich — ich möchte verschwinden — mich still aus der Welt tun. Ich tät es — wenn eine Stimme in mir mich nicht mahnte — diese bequemste Buße sei zu leicht für mich. Deshalb komme ich zu dir, Vater. Bestimme du über mein Schicksal!"

„Gibst du es jetzt also in meine Hand? Willst du mich richten lassen über dich?"

„Ja. Bestimme, Vater! Befiehl — was — soll — ich tun . . ."

„Ein Höherer hat befohlen, Willy. Siehst du das nicht?! Siehst du das nicht, daß Gott selbst eingegriffen hat? ! Mit eiserner Faust zertrümmerte er deine Pläne, riß dich zurück von der Flucht, zerschmetterte deine Liebe. Du sollst auf dem Throne sitzen! Siehst du das nicht? !"

„König sein?! Ich werde es nicht. Alles mangelt mir dazu. Ich bin dazu nicht geboren. Ich fürchte mich davor. Ich glaube, das ist der geborene Herrscher nicht, der bangend zum Throne emporsieht. Der berufene Herrscher stürmt jauchzend die Stufen zum Throne hinauf. Mir ist das nicht bestimmt."

„Ich bestimme es dir, wie Gott es dir bestimmt hat. Du *wirst* König sein, und du wirst ein guter König sein. Recht wie ein Büßergewand nimmst du den Hermelin um deine Schultern. Wie wenn sie aus Dornen geflochten wäre, so wird dir die Krone die Stirn verwunden. Du wirst König sein — und das wird deine Buße werden."

„Du bestimmst mir das?"

„Ja — ich. Denn ich sehe nichts — nichts im weiten Umkreise der Möglichkeiten — als diese Thronfolge. Du bist des Landes Hoffnung. Dich

liebt die Jugend, die die Zukunft ist. Und was Gott — und die Notwendigkeit erfordern, das muß der unglückliche Mann — das muß Ingelheim vollenden."

„Vollenden? Ingelheim — muß es vollenden — sagst du, Vater? ! !"

„Ja. Er — er muß dir den Weg zum Throne bahnen. Das steht in seiner Macht. Er hat es in der Hand."

„Ingelheim, Vater? !"

„Er. Ja. Träte er vor Gericht, sagte er dort aus: der Kronprinz nahm mir mein Weib, und deshalb tötete ich es — so könntest du nicht König werden."

„Ingelheim muß und wird so aussagen!"

„Greife Gott nicht vor! Greife Gott nicht vor, Knabe! Er wird entscheiden!"

„Um was bittest du, Vater?! Gott soll dir zum Nachfolger einen Menschen geben, der zwei Leben auf dem Gewissen hat? Kannst du das wünschen? Wer bin ich?! Ein Fahnenflüchtiger — bemakelt — verarmt. Was ich liebte, liegt ermordet. Ich habe nichts — nichts mehr auf der weiten Welt . . ."

„Pflichten!" sagte der König im eisernen Ton. „Pflichten hast du und du wirst — du wirst sie erfüllen! Du wirst sie vorbildlich erfüllen — eben deshalb — weil du nun so bettelarm so vom Schicksal ausgeraubt worden bist. Für dich selbst gibt es auf dieser Welt nichts Lockendes mehr. Jetzt tritt die Pflicht vor dich hin — nimm ihr ehernes Joch auf dich — dies ist deine große Buße . . ."

Ein Adjutant trat ein und meldete:

„Seine Königliche Hoheit, Prinz Hermann, bittet dringend . .

Der König fuhr auf. „Hermann!!" Es klang bestürzt.

Einen Moment sah der König finster vor sich hin, dann winkte er, den Prinzen vorzulassen.

Als der Adjutant gegangen war, sagte der König zu seinem Sohne: „Was immer Hermann hier sagen wird, — schweige!"

Prinz Hermann stürmte herein, sein Gesicht war noch tiefer gerötet als sonst, seine Augen blitzten. Er war in der grünen Husarenuniform seines Regiments, verneigte sich vor dem König und streifte den Kronprinzen mit einem scheuen Blick, in dem der Haß lauerte.

„Guten Morgen, Oheim!" krächzte der Prinz mit seiner vom Trunk und vom Rauchen rauhen Stimme, die in Momenten gefaßter Stimmung dem Ohre schon weh tat, jetzt in der Erregung geradezu kreischte.

„Verzeih, daß ich zu so früher Stunde hier eindringe. Aber die außergewöhnliche Lage zwingt uns, alle Rücksichten beiseite zu werfen."

Der König richtete sich auf. Es war, als wüchse er plötzlich um Hauptеslänge. Seine Brauen zogen sich finster drohend zusammen.

„Alle Rücksichten beiseite zu lassen," sagte er langsam und schneidend — „ich möchte dir das nicht raten, Hermann!"

Der Prinz trat einen Schritt zurück. „Drohungen" — sagte er erstaunt. „Einschüchterungen! — Ich muß mich wundern! Ich glaubte, als der einzige noch unbemakelte Prinz des Königshauses hier anders empfangen zu werden!!"

„Bemakelt?" fragte der König. „Wer ist bemakelt?!"

„Der da!" brauste Hermann auf und wies mit ausgestrecktem Finger auf den Kronprinzen, der zur Linken des Königs stand, regungslos wie in Erz gegossen, keinen Blutstropfen im Gesicht, die Augen fest und starr auf den Ankläger gerichtet.

„Der ist bemakelt," schrie Hermann, „das ganze königliche Haus hat er bloßgestellt. Hat eine Skandalgeschichte angerührt, die uns mehr schadet als ein verlorener Krieg. Schimpf und Schande hat er über die Hochburger gebracht."

In eiserner Ruhe entgegnete der König:

„Mäßige dich, Hermann! Ich rate dir! Was weißt du? Was hast du erfahren?!"

„Was ich erfahren habe?! Hat der König etwa noch nichts erfahren? Oder bin ich so im Fieber, daß nur ich dort den reuigen Sünder stehen sehe, der als Ehebrecher und mittelbarer Mörder hier die väterliche Verzeihung wohl schon erhalten hat?! Ich natürlich habe jeden unschuldigen jungen Streich von jeher in strengem Arrest büßen müssen! Wir wollen doch sehen, wie der König Kapitalverbrechen, für die jeder seiner Untertanen hinter Schloß und Riegel büßt, an seinem Sohne strafen wird!"

Der König trat einen Schritt auf seinen Neffen zu. In voller Ruhe sagte er: „Du verleumdest! Ich bin sehr geneigt, dich dafür in Arrest zu setzen."

„Weil ich die Wahrheit sage!?" brauste Hermann auf.

„Du sagst die Unwahrheit und bist hier nicht Richter!"

„Ich vertrete hier vollberechtigte Interessen, mein König! Die Thronfolge deines Sohnes ist von heute ab unmöglich. Der nächste Agnat — dein Enkelsohn — ist ein Kind. . . Wenn eine Regentschaft. . . ."

„Ich lebe noch, Prinz!" sagte der König drohend.

„Und ich verlange die sofortige Einberufung des Kronrates!"

„Es gibt kein Gesetz, Hermann, das dir ein solches Recht zuspricht!"

Hermann ballte die Fäuste.

„Sicherheiten" — zischte er, „Sicherheiten verlange ich! Sicherheiten dafür, daß — falls dem König etwas zustößt, die Krone n i c h t an diesen Ehebrecher fällt!"

„Ich verbiete dir diese Beleidigungen, Hermann! Du hast sie jetzt zum letzten Male ungestraft ausgesprochen! Mein Sohn hat nichts begangen, was irgendwen berechtigt, ihn mit solchen Schandnamen zu belegen!"

„Hat er nicht!!!? Hat er das nicht!!!? Und doch liegt seine Geliebte von ihrem Mann erstochen im Keller des Schauhauses — seine Geliebte . . ."

„Schweig" — donnerte der König, „du beleidigst Lebende und Tote. Dein arglistiges Herz beurteilt alle Welt nach der eigenen Niedrigkeit!"

„Ich bin der Übeltäter!! Ich!!!? Meine harmlosen Jugendstreiche machen mich zum leibhaftigen Satan in den Augen meines Königs — der mich haßt, weil ich seinen politischen Idealen abhold bin und nur in einem eisenstrengen und eisenharten Regiment die Möglichkeit sehe, die Autoritäten im Lande zu stützen und die Frechheit des sozialistischen Pöbels zu ducken. Oh — wie wirtschaftet ihr hier! Wie wirtschaftet ihr!!! ihr richtet das Reich zugrunde. Ideologen beschwatzen des Königs Greisensinn! Mit Schwärmereien, politischen Utopien wird die kostbare Zeit verzettelt! Aber Gott selbst wacht über der Krone der Hochburger! Ein Ingelheim hat dem König mit Phantastereien den Kopf verdreht. Gott schlug ihn nieder — diesen verrückten Professor — schlug ihn durch die Hand eines gewissenlosen, wollüstigen, charakterschwachen und regierungsunfähigen Kronprinzen! Beide sind erledigt! Der Strafrechtsreformer — und der Kronprinz! Vor beiden hat Gott das Land gerettet! Ingelheim gehört als Mörder ins Zuchthaus, der Kronprinz — wenn wir sehr milde sein wollen — ins Irrenhaus — er — der mit einer Ehebrecherin ins Ausland fliehen wollte! So verstehe ich den politischen Sinn dieser Skandalgeschichte. Das ist der Finger Gottes, den ich darin erblicke! Gott hat das Land aus schwerster Gefahr gerettet!"

(Schluß folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Die internationale Entspannung und der deutsche Volkswohlstand.

Die unerträgliche politische Spannung der letzten Monate beginnt sich zu lösen. Die Wirren auf dem Balkan, diesem politischen Krater Europas, scheinen nachzulassen. Bulgarien hat sich mit der Türkei endgültig verständigt. Damit ist die Hauptgefahr einer dritten Explosion beseitigt. Zwar haben die Scharmützel zwischen Albanesen und Serben die Befürchtung neuer Lavaausbrüche geweckt. Aber Serbien wird das Ultimatum Österreichs, hinter welchem der Dreibund steckt, würdigen und die Respektierung des Londoner Abkommens gewährleisten. Der Kriegsherd wird lokalisiert, und heute gewinnt man den Eindruck, als ob der albanisch-serbische Zwischenfall sich im Rahmen eines kleinen Guerillakrieges bewegen würde, bis die Wahl des Albanesenfürsten eine endgültige Grenzregulierung zwischen Neu-Albanien und Neu-Serbien herbeiführen wird.

Empfindlicher war die griechisch-französische Verstimmung, weil sie den internationalen politischen Horizont zu verdüstern drohte. Die Türken sind augenblicklich an der Seine Liebkind, und die sonst so gehätschelten Griechen sind dort stark ins Hintertreffen geraten. Leider färbt dieses Verhältnis auch auf die Beziehungen zwischen der Türkei und Griechenland ab, zumal den Türken jetzt der Rücken gesteift ist. Aber ernstliche Gefahren scheinen gleichwohl ausgeschlossen. Denn alle Balkanstaaten sind samt und sonders ökonomisch zu Tode erschöpft. Der Staatsbankerott ist jener unheimliche Gast, der durch die Balkanstaaten schleicht. Nur Rumänien brachte seine Anleihe noch unter Dach und Fach. Neue Anleihen zur Einlösung der kurzfristigen Schatzscheine und zur Deckung der laufenden Zinsverpflichtungen scheinen in absehbarer Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Selbst Paris hält die Taschen zu. Nur Desperados können heute zu jenem Verzweiflungsakt schreiten, der einen dritten Balkankrieg heraufbeschwören könnte. Frankreich ist überdies politisch saturiert. Die neue Entente mit Spanien, mag sie auf Pergament geschrieben oder vermittelst der Interessengemeinschaft in Marokko und weiterhin im Mittelmeer nur mündlich vereinbart sein, bedeutet einen Sieg der französischen Politik, so daß sich Frankreich augenblicklich keine Lorbeeren vom Balkan zu holen braucht.

Als Geldgeber wird Frankreich in großem Umfange nicht auftreten und die geldhungrigen Balkanstaaten vorerst nicht sättigen können, da nicht bloß der Krieg, sondern auch der bewaffnete Friede, unter dessen Zeichen Europa steht, Geld, Geld und immer wieder Geld erfordert. Rußlands Marinebau wird nach dem kleinen Programm eine halbe, nach dem großen mehrere Milliarden verschlingen. Wo soll das Geld für alle diese Bedürfnisse der Staaten und der Gemeinden herkommen? Seitdem vollends Japan und China ebenfalls auf den Plan getreten sind und ihre Anleihen an unseren Börsen unterzubringen suchen, ist die Kapitalkraft des Weltgeldmarktes bis zur Unerträglichkeit angespannt. Alle diese Milliarden an Anleihen sind dem Verkehr und den produktiven Anlagen

entzogen worden, und so erklärt es sich, daß der ökonomische Blutkreislauf allüberall stockt. Ist doch auch die hohe Politik kommerzialisiert worden. Das merkantilistische do, ut des hat leider politischen Kurs bekommen. Der Kapitalismus hat unser ganzes öffentliches Leben mit seinen unheimlichen Fangarmen eingekrallt. Schon gilt in der hohen Politik das schicksalsschwere Wort: les affaires sont les affaires. Politische Sympathien und Freundschaften werden auf dem Wege von Anleihen erkauft. Staaten heiraten einander nicht mehr, wie noch Kant das tu felix Austria verspotten konnte, wohl aber gehen sie heute Geldheiraten miteinander ein. Politische Vergünstigungen werden, wie Waren, gegen klingendes Metall, gegen Anleihen, deren großer Teil der Industrie des Anleihegewährenden zugute kommen muß, ausgetauscht. Und so sind denn politische Freundschaften zu Handelsobjekten herabgesunken.

Beneidenswert sind jene Staaten, die ihre Freundschaften nicht gegen Entgelt feil zu bieten brauchen. Sie ruhen in sich. Das Deutsche Reich ist in dieser glücklichen Lage, nicht bloß seinen Bedarf an Cerealien selbst decken zu können, sondern auch seine staatlichen Bedürfnisse aus Eigenem zu bestreiten, ja sogar seinem Verbündeten Österreich-Ungarn zu Hilfe kommen zu können. Bei dem wachsenden Wohlstand Deutschlands wird es nicht gelingen, es finanziell auf die Knie zu zwingen. Gerade in diesem Augenblicke, da wir uns anschicken, wieder eine Milliarde für Heeres- und Marinezwecke auszugeben, ist uns eine Übersicht über Deutschlands Volkswohlstand im letzten Vierteljahrhundert doppelt willkommen. Unsere Leser haben bereits einen Ausschnitt aus dem jüngsten Werke des Geheimrats Dr. Karl Helfferich, Direktors der Deutschen Bank, kennen gelernt. Helfferich, der früher Professor der Volkswirtschaft am orientalischen Seminar, sodann im Kolonialamt an hervorragender Stelle tätig war, ist nicht nur als Theoretiker bedeutsam, sondern ebensosehr als finanzpolitischer Praktiker anerkannte Autorität. Die Deutsche Bank hat mit glücklichem Blick diese Doppeleigenschaft in ihm entdeckt. Helfferich hat eine geraume Weile die Interessen der Deutschen Bank in der Türkei vertreten, bevor er in die Direktion dieses führenden deutschen Bankinstituts berufen wurde. In Konstantinopel hatte Helfferich im engen Verkehr mit Baron von Marschall vollauf Gelegenheit, die hohe internationale Politik, auch hinter den Kulissen, an der Arbeit zu sehen. Und so ist denn Helfferich, der in diesem Sommer die Interessen des Deutschen Reiches an der Finanzkonferenz in Paris zu vertreten hatte, wie wenige dazu berufen, über Deutschlands Volkswohlstand ein maßgebliches Urteil abzugeben. Er tat dies zuerst in dem bei Georg Stilke erschienenen Kaiser-Jubiläumswerke „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt während der ersten 25 Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II.“ Auf vielfachen Wunsch hat Helfferich (ebenfalls bei Georg Stilke) eine Sonderausgabe veranstaltet, der wir einige Zahlen von weittragender politischer Bedeutung entnehmen. Es beziffert sich das jährliche Gesamteinkommen Deutschlands auf etwas mehr als 40 Milliarden Mark. In den allerletzten Jahren stellt sich der Zuwachs an Volksvermögen in Deutschland auf rund 10 Milliarden Mark. Das Ergebnis seiner Untersuchungen faßt Helfferich am Schlusse seiner ebenso spannenden wie überzeugenden Darlegungen wie folgt zusammen:

Das deutsche Volkseinkommen beträgt heute rund 40 Milliarden jährlich, gegen 22—25 Milliarden Mark um das Jahr 1895.

Von den 40 Milliarden werden jährlich etwa 7 Milliarden Mark, also etwa ein Sechstel, für öffentliche Zwecke aufgewendet, etwa 25 Milliarden Mark dienen dem privaten Verbrauch, und etwa 8—8½ Milliarden, die sich durch den automatischen Wertzuwachs des vorhandenen Vermögens auf 10 Milliarden Mark erhöhen, wachsen als Mehrung dem Volksvermögen zu, gegen etwa 4½—5 Milliarden vor 15 Jahren.

Das deutsche Volksvermögen beträgt heute mehr als 300 Milliarden Mark, gegen rund 200 Milliarden Mark um die Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Diese lapidaren Ziffern fassen, in Geldeswert ausgedrückt, das Ergebnis der gewaltigen wirtschaftlichen Arbeit zusammen, die Deutschland unter der Regierung unseres Kaisers geleistet hat.

Gegenüber den Unkenrufen grundsätzlicher Schwarzseher, die ein weltwirtschaftliches Tohuwabohu ankündigen, tut es wohl, einen Fachmann hohen Ranges zu hören, der sine ira, sed cum studio die lebendigen Kräfte des deutschen Volkswohlstandes auf Grund umfassender Studien richtig einschätzt. Er warnt mit Nachdruck vor einem rosenfarbenen Optimismus und betont mit dem Ernst einer wissenschaftlich gefesteten Überzeugung, daß es vor allem gelte, die sittliche und geistige Weiterbildung Deutschlands in Einklang zu halten mit den glänzenden Fortschritten unserer Wirtschafts- und Wohlstandsentwicklung.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Friedrich Michael Schiele ist den beiden ihm geistverwandten Freunden Karl Jatho und Karl Schrader nach quälendem Leiden in die Ruhe des Grabes gefolgt, ein Mann von 46 Jahren. Vor etlichen Jahren berief der Berliner Magistrat den Privatdozenten für historische Theologie, dessen jugendliches Haupt bereits der theologische Ehrendoktorhut schmückte, als Pfarrer an die städtischen Anstalten Herzberge, Dalldorf usw. Und erst vor anderthalb Jahren hatte Schiele diese schwere Arbeit an den Gemütskranken der ärmeren Bevölkerungsschichten, von der er mir in einer schönen Stunde mit Bewegung erzählte, mit dem angenehmen Kirchspiel des Zentrums vertauscht; seine geistvoll-schlichten sozialen Predigten, sein herzhaft-bescheidenes Wesen, sein tiefes Verständnis für Kirchenmusik führten ihm viele anhängliche Freunde zu. Das Scheiden, das ihn nicht unvorbereitet traf, hat einen scharfen Stachel.

Denn D. Schiele wurde abgebrochen mitten in seinem Wirken. Er war mehr als ein Seminarlehrer und Dozent, der Pfarrer wurde; seine eigentümliche Begabung war sein geniales Organisationstalent, das ihn befähigte, die „Chronik der Christlichen Welt" Jahre hindurch zu leiten, diese leidenschaftslos sachliche und doch so charaktervolle, knappe neueste Kirchengeschichte — und das ihn zum berufenen und auserwählten Herausgeber bestellte der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, dieser hundert und mehr schmucken, billigen und gemeinverständlichen Einführungen in das verwickelte Forschen und Finden der Religionswissenschaft als Kirchengeschichte und biblische Einleitungskritik, als Darstellung des alten und des neuen Testaments, als „Apologetik", in der Auseinandersetzung des Christentums mit anderen Religionen, und mit den Zeitproblemen, als Frömmigkeit und als Religionsphilosophie. Mehr als eine halbe Million der Volksbücher sind in die deutsche und außerdeutsche Lesewelt gedrungen, und Schiele schätzte die

klarsten Köpfe und die feinsten Federn für gerade gut genug zu diesem verantwortlichen Aufklärungswerk. Doch er konzentrierte abermals seine nicht rastende Kraft, an der der Wurm nagte, und schuf uns mit seinen tüchtigen Mitarbeitern das auf fünf starke Bände angelegte Handwörterbuch der Religion in Geschichte und Gegenwart, das Meisterstück des liberalen Protestantismus*)! Man mußte sich von Schiele einmal erzählen lassen von diesem tausendzelligen Arbeitsmechanismus eines solchen Lexikons, von der Aufstellung, Sichtung, Verteilung und Gliederung der Stichworte, um diesen königlichen Organisator zu bewundern!

Und wie mutig stand er seinen Mann, als es die unantastbare Statistik aus seiner Feder galt von der parteilichen Stellung des preußischen Kultusministeriums bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle — unter der Geheimherrschaft der Orthodoxie und ihrer Hofhierarchen; auch gegen den Oberkirchenrat gab Schiele nach Traubs ungerechter Amtsentlassung sein schwerwiegendes Votum in einer satirisch blitzezuckenden Broschüre ab. Have, pia et candida anima!

Dem sturmgewohnten Führer der kirchlichen Rechten, Adolf Stöcker, ist in seinem geistlichen Sohn, Pfarrer Max Braun, ein geschickter und liebender Biograph erstanden, dessen volkstümliches Gedenkbuch über seinen Meister sich verbreitet**). Ich fasse mein Urteil über die glühende und lebensvolle Schrift in folgenden Brief an ihren Verfasser:

Wertgeschätzter Herr Pfarrer! Ich fand bei meiner Heimkehr von England Ihr Stöckerbuch neben 55 anderen Büchern richtig vor; nach einem ersten flüchtigen Einblick hat es selbst dafür gesorgt, daß es bereits in den allerersten Tagen vom ersten bis zum letzten Wort gelesen worden ist. Ich habe Ihnen für einen wirklichen Genuß meinen Dank auszusprechen; Sie haben Ihre volkstümliche Aufgabe geradezu glänzend gelöst! Das ist ein Dokument des Herzens, wie vor 10 Jahren mein „Emil Frommel". Wenn Sie etwas mit Ihrem Freunde gemeinsam haben — der niemals mein Freund war und es auch nicht werden wird —, so ist es der unbesorgte Optimismus eines frommen Stimmungsmenschen, die durch die Musik genährte Rhythmik und eine gewisse Problemlosigkeit. Das schließt den Realismus, als Arbeit am einzelnen Stück, nicht aus. Dietrich von Oertzens mehr kirchenpolitische und systematische Biographie Stöckers, die Ihrer frischeren Arbeit voraufging, hat sich, mit ehrlicher Begeisterung einsetzend, an Stöckers problematischer Natur aufgerieben; je länger desto unheilbarer zweifelt von Oertzen an seinem Helden, und nur mit Mühe täuscht er schließlich sich und uns darüber hin, daß er an dem Gottesmanne verzweifelt hat! Die menschlichen Züge an Stöcker in seinem Hause und in der Welt haben mir das Herz warm gemacht, und ich sehe dies und das — auch die unbarmherzigen Prozesse — in einem milderen Licht.

Aber ich weiß nun auch sicherer aus Ihrer eigenen Preisgabe Stöckers in wichtigen Charakterpunkten — die man Ihnen hoch anrechnen muß, weil Sie diese Wahrhaftigkeit Ihrer Verehrung abringen mußten: wie wenig Stöcker für die öffentliche Stellung geeignet war, die er einnahm. Der Dom und die Stadtmission und die Reisepredigt und die religiöse Schriftstellerei und die Fortführung der Sozialpolitik im Sinne Wicherns und die Kirchenpolitik auf

---

*) Alles verlegt bei Siebeck-Mohr in Tübingen.

**) Max Braun: Adolf Stöcker. Ein Lebensbild. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt.

den Synoden — diese großen Stücke alle hätten Stöcker ausgefüllt und ihn geschlossener und reiner in seiner Kraft für die Kirche der Vätertradition zur Entfaltung gebracht. Für die Politik war er nicht geschaffen, und seine „Erfolge" dabei sind Scheinerfolge. Sein Kampf gegen das Judentum mußte ihn in unheilvollen Zwiespalt bringen, weil Jesus und Paulus, Petrus und Maria und Johannes eben doch Juden gewesen sind! Dieser planlose und für den christlichen Prediger seelisch unmögliche Kampf hat ihn in den Abgrund gerissen. Auch Ihrem Buche, so willkommen es Stöckers Freunde heißen, und so interessant es für unbefangene Gegner ist, wird es nicht gelingen — und diese Wehmut zittert durch mehr als ein Kapitel —, die Schatten aus seinem Bilde zu tilgen, die er durch den Leichtsinn seiner Natur und durch das Stück Borniertheit, das in ihm war (und mir zu seiner Größe gehört), sich zugefügt hat.

Unter dem Haß der Gegner haben alle bedeutenden Menschen gestanden, von den Propheten und Jesus bis hin zu Bebel — Stöcker aber fehlte die letzte Freiheit genialer Überlegenheit. Er konnte den Geistern nicht gebieten, die er rief, und darum ist er nur ein Zauberlehrling, nicht aber ein politischer Meister gewesen. Der Ehrgeiz des aus kleinen Verhältnissen zur Höhe aufsteigenden knochigen Talentes — welch' glänzender Augenblicksredner auf Kanzel und Tribüne, und wie suggestiv in der Debatte, in der er gern ein bißchen „mogelte"! — hat ihm den Blick getrübt für seine Grenzen; die aufrichtige Liebe zum eigenen Volke kann bei solchem Größenwahn sehr wohl gedeihen. Er hat die Mittel, die er im Gedränge anwandte, nicht immer gewollt und auf ihre Wirkung hin noch weniger immer rechtzeitig durchschaut — die Wellen schlugen ihm über den Kahn. Aber das ist eben der Erweis, daß er ein Talent war und kein Genie. Seine Taktik für Berlin war ebenso unmöglich wie seine Hofpolitik, die zuweilen geradezu kindlich anmutet. Daß er aber bei seinem Versuch, das Lebenswerk von Calvin von Genf nach Berlin zu übertragen, scheitern mußte, das gründet letztlich in jenen Tatsachen, welche Naumann zu seinen Briefen über die Religion geführt haben.

Es läßt sich mit dem Christentum der Bergpredigt kein gesundes öffentliches Leben aufbauen, und das umwertende Gerede von der „Gesinnung" des Bergpredigers reicht knapp . . bis zu Tolstois Tode: Witwe und Söhne zerstören es bereits wieder! Diese Begrenztheit des Christentums, die in der Weltfremdheit des ehelosen und besitzlosen Nazareners wurzelt, hat Stöcker nicht einzusehen vermocht. Daher floß auch viel Unklarheit und Unwahrheit. Die ganze Predigtgeschichte als Umbiegung der Bibelworte zu „Texten" ist das echteste Dokument dieser jüngst wieder von Harnack beklagten Unwahrhaftigkeit in der Kirche. Der jüdische Psalm geleitet die Christen zum Abendmahl, weil sie zu unfrei und schwach sind, ihre religiöse Stimmung selber auszudrücken, und die Gelegenheitswendung eines urchristlichen Reisepredigers wie Paulus wird krampfhaft über moderne Schwierigkeiten gestülpt als angeblicher „geheimer" Sinn des heiligen Geistes! Ehe wir nicht aus diesem Unfug und dieser Armseligkeit herauskommen, wird auch die Psychologie des Priesters keine bessere werden! Doch das geht über die Briefgrenze hinaus.

Jede Biographie eines Priesters der evangelischen, römischen, jüdischen Konfession erfordert jetzt zu ihrer Ergänzung das Studium des Meisterwerkes von August Horneffer:

„Der Priester in Vergangenheit und Zukunft" (zwei Bände, 1912, Jena, bei Eugen Diederichs). Das ist einwandfreier, als durch etliche aus dem Zusammenhang gelöste zustimmende Bemerkungen .... M. Harden zum Kronzeugen für Ad. Stöcker zu berufen.

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt a. M.

Daß Edmund Husserl-Göttingen zu den wenigen, wirklich bedeutenden Philosophen der Gegenwart gehört, die auf die Entwicklung der Philosophie einen derart tiefen Einfluß ausüben, daß sich jeder ernsthaft Philosophierende mindestens mit ihren Anschauungen auseinandersetzen muß, wird auch der zugeben, der prinzipiell oder im einzelnen gegen Husserls Lehren Einwände erhebt. — Der erste Band seiner im Jahre 1900/01 erschienenen „Logischen Untersuchungen" galt dem Kampf gegen den damals herrschenden „Psychologismus", d. h. der Ansicht, daß die Rechtmäßigkeit der logischen Gesetze in irgend einer Weise durch ihre empirisch feststellbare tatsächliche Befolgung erkannt werden könne. Durch die eingehende Darstellung und Kritik der wesentlichen, damals vertretenen Formen des Psychologismus hat das Buch den in der Geschichte der neuesten Philosophie kaum erhörten Erfolg errungen, daß heute die dort bekämpften Anschauungen nur noch von einer verschwindenden Zahl von Fachphilosophen vertreten werden. Jenes polemische Werk sollte aber der Aufnahme Husserls positiver Erkenntnisse nur den Weg ebnen. Bereits der im folgenden Jahre erschienene starke zweite Band der „Logischen Untersuchungen" zeigte in breiter, wenn auch noch nicht sehr klarer Weise, auf welchem Wege Husserl die logischen Probleme glaubte rechtmäßig behandeln zu können. Es waren „phänomenologische" Untersuchungen, wie er sie mit einem zwar nicht neuen, aber mit neuer Bedeutung erfüllten Worte nannte. In dem nun folgenden Jahrzehnte wuchs die Zahl der jüngeren Forscher rasch an, die sich der phänomenologischen Methode bedienen. Neben Göttingen wurde München ihr Sammelpunkt. Zugleich entspann sich aber auch um Wesen, Bedeutung und Rechtmäßigkeit der phänomenologischen Methode ein heftiger Streit, den auch ein viel beachteter Aufsatz Husserls im ersten Bande des „Logos" über „Philosophie als strenge Wissenschaft" eher nährte als schlichtete. Umsomehr mußte von allen philosophisch Interessierten die Ankündigung einer neuen, von Husserl herausgegebenen Zeitschrift begrüßt werden, deren erster Band soeben unter dem Titel „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung" in zwei starken Teilen bei Max Niemeyer in Halle erschienen ist. Mit Recht heißt es darum auch in dem Geleitwort: „in weiten Kreisen bekunde sich ein lebhaftes Verlangen, die Eigenart phänomenologischer Methode und die Tragweite ihrer Leistungen kennen zu lernen". Diesem doppelten Verlangen sucht der vorliegende Band dadurch gerecht zu werden, daß er zunächst eine „allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie" als erstes Buch einer umfassenden programmatischen Schrift Husserls bringt, die „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie" entwickeln will. Außerdem enthält der erste Jahrgang vier speziellere Untersuchungen jüngerer Phänomenologen. Der außerordentliche philosophische Geist und

wissenschaftliche Ernst der Husserlschen Arbeit, die Tiefe und Gründlichkeit ihrer prinzipiellen Erwägungen, die Klarheit der zwar schweren, aber straff disponierten Untersuchung, schließlich die Universalität der Betrachtung, die eine umfassende Beschäftigung mit dem Gesamtbereich philosophischer Probleme bekundet, dies alles muß dem Werk eine überragende Bedeutung für die Entwicklung unserer wissenschaftlichen Philosophie verschaffen, selbst wenn tatsächlich oder sogar aus guten Gründen Husserls Gedanken nur zum Teil oder gar nicht weiter verfolgt werden sollten. —

Irgend einem Erlebnis, beispielsweise einer Wahrnehmung, könne man in prinzipiell verschiedener Weise fragend gegenübertreten: Entweder mache man irgendwelche Voraussetzungen über etwas, das mit dem Erlebnis selber nicht identisch ist; also etwa, daß die Tatsächlichkeit des Erlebnisses von irgend welchen Bedingungen abhänge, nach deren Beschaffenheit man fragen könne; oder daß der als wirklich wahrgenommene Wahrnehmungsgegenstand tatsächlich wirklich sei und man sich nun nach dessen Verhaltungsweise erkundigen dürfe usw. Die andere, theoriefreie „phänomenologische“ Einstellung mache weder eine der angeführten, noch irgend eine andere Voraussetzung (also auch nicht etwa die entgegengesetzte!), sie stelle überhaupt keine Frage, deren Beantwortung nicht lediglich durch eine voraussetzungslose evidente Anschauung des problematischen Erlebnisses als solchen möglich sei, das dabei in der phänomenologischen Intuition als das, was es ist, zur Gegebenheit kommen solle. Das Ergebnis einer solchen zweifelsfreien Erschauung (etwa, daß der Wahrnehmungsgegenstand als unabhängig davon erlebt werde, daß er wahrgenommen wird), kann darum auch selbst durch die richtige Erkenntnis nicht erschüttert werden, daß er abhängig von seinem Erlebtwerden bestehe. Daß er in Abhängigkeit erlebt wird, widerspricht dem nicht, daß er *als* unabhängiger erlebt wird. Hierin zeigt sich die prinzipielle Selbständigkeit der phänomenologischen Untersuchung. Husserl versucht weiter zu zeigen, wie das „Wesen“ der einzelnen reinen Erlebnisarten unabhängig von jeder psychologischen oder sonstigen Theorie mit unmittelbarer Evidenz erschaut werden könne, ebenso die in diesem Wesen gründenden Gesetze der möglichen Erlebnisgegenstände (also etwa das Wesensgesetz, daß der Wahrnehmungsgegenstand notwendig anschaulich sein müsse). Ferner legt er dar, daß diese unbezweifelbare, weil ihren Gegenstand vollkommen erfassende Erschauung von Wesen und Wesensgesetzen die Grundlage aller möglichen Erkenntnis sei, die solche Wesenserkenntnis darum voraussetze, weil alle Erkenntnis sich auf Erlebnisse oder deren mögliche Gegenstände bezieht. Die Phänomenologie sei also die notwendige Grundlage der übrigen Philosophie, sofern sie nicht mit dieser identisch ist, und aller anderen Erkenntnis auch.

Dieser, hier nur flüchtig skizzierten Lehre Husserls ist unbedingt zuzugeben, daß die phänomenologische Frage nach der Bedeutung eines Erlebnisses neben und vor jeder anderen Frage, die Voraussetzungen über etwas dem Erlebnis Fremdes macht, sinnvoll und notwendig ist, wenn ihre Beantwortung auch manchmal recht schwierig sein mag. Ferner ist es gewiß richtig, daß die apriorische, von aller Empirie freie Erkenntnis des Wesens möglicher Erlebnisse und der im Wesen ihrer möglichen Gegenstände gründenden Gesetze die notwendige Voraussetzung aller möglichen Erkenntnis überhaupt ist, da sinnvoll von etwas anderem als Erlebnissen und ihren möglichen Gegenständen (nicht etwa nur ihren tatsächlichen!)

nicht geredet werden kann. Die klare Vertretung dieser Gedanken ist sicher ein großes Verdienst Husserls. Die Art ihrer Begründung und Ausführung aber und im Zusammenhang damit Husserls Weg zur Beantwortung der spezifisch phänomenologischen Fragestellung scheint uns weiterer Klarlegung, ja sogar wesentlicher Umgestaltung bedürftig: Auch bei voller Berücksichtigung der Eigenart der phänomenologischen Einstellung macht die richtige Erfassung der Bedeutung eines Erlebnisses zwar keine Voraussetzungen über irgend etwas Fremdes, wohl aber über die möglichen Bedeutungen von Erlebnissen selber. Dem wäre nur dann nicht so, wenn Husserl mit der für seine ganze Lehre entscheidenden, kaum ausgesprochenen Voraussetzung recht hätte, daß die Erlebnisse im Gegensatz zu allen anderen möglichen Gegenständen selber unmittelbar gegenwärtig (in der Wesensschau) erlebt werden könnten, nicht aber bloß als so und so bestehend behauptet würden. Nur im ersteren Falle nämlich wäre ihr klares Erlebtwerden zureichender Grund für die Erkenntnis, daß sie so, wie sie erlebt wären, auch bestünden. Ob Husserl aber hierin recht hat, kann nicht phänomenologisch entschieden werden, da jede phänomenologische Wesensschau von sich aus jene Berechtigung voraussetzt, — falls sie nicht, im Gegensatz zu Husserl, auf anderem, hier nicht zu erörterndem, Wege gewinnbare Erkenntnisse über die möglichen Bedeutungen von Erlebnissen voraussetzt. Jede phänomenologische Wesensschau, die absolut voraussetzungslos zu sein vorgibt, also auch frei von jeder Voraussetzung über die möglichen Arten von Erlebnissen sein will, muß somit, scheint es, mit einer gewissen Willkür behaftet sein, die nur dann nicht ins Gewicht fällt, wenn gleichsam der philosophische Instinkt des Phänomenologen ihn unbewußt und von ihm aus unentscheidbar die richtigen Voraussetzungen machen läßt. Bei Husserl selber ist dies sicher in hohem Maße der Fall, nicht so bei einzelnen seiner Schüler.

Auf die Spezialabhandlungen können wir dennoch hier nur kurz hinweisen, wenngleich sie sachlich sehr interessant und überdies für das Verständnis der prinzipiellen Anschauungen der phänomenologischen Schule von hohem Werte sind. Am durchdachtesten ist der Aufsatz von Reinach-Göttingen über „die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechtes". Die nach unserer Auffassung der Phänomenologie immanente Willkür zeigt sich am stärksten in der Abhandlung von Scheler-Berlin über den „Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik", in der zwar Kants Formalismus scharfsinnig bekämpft wird, ohne daß die positiven Aufstellungen Schelers ebenso klar und begründet wären. Allerdings bleibt die Fortsetzung der Arbeit im nächsten Jahrbuch abzuwarten. Lediglich der phänomenologischen Klärung bestimmter Erlebnisarten sind die beiden letzten Aufsätze gewidmet: Pfänder-München untersucht das Wesen der aktuellen Gesinnungen, Geiger-München das Wesen des ästhetischen Genusses. Trotz der erwähnten prinzipiellen Bedenken muß auch bei diesen Arbeiten die feine und tiefe Art der Untersuchung anerkannt werden, die auch für solche, die über Grundlage und Methode der Phänomenologie anders denken, zum mindesten überaus reiche und wertvolle Anregung zu bieten vermag. —

Bei der philosophischen Bedeutsamkeit des ganzen Jahrbuchs darf diese Betrachtung, mehr noch, als sonst eine kurze Besprechung es verlangt, nur als Hinweis auf den Wert und die Problematik des Behandelten angesehen werden.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Es ist etwas Heiliges um den Dienst, von Büchern zu sprechen, denn Bücher sind Menschen-Offenbarungen, sind Menschen. Ihnen nur ein wenig genug zu tun, ihr Innerstes, Feinstes, ihre Wesenheit so ahnen zu lassen, daß es wie ein Ruf an die Vielen ist, der ihnen das Sehnen weckt, selbst das Ganze mit eigenen Augen zu schauen, das Ganze mit eigenem Fühlen zu erfahren — zu diesem festen Grund des Könnens mag Liebe und Lust am Menschen, mag Begeisterung für den Menschen, Begeisterung an der Wissenschaft vom Menschen die Brücke sein. Und wohl ist Brücke und Land keine Zweiheit, die schmerzt, kein Zweiklang, dem rechtes Gefühl widerstrebt.

Wenn draußen die Natur, in Farben und Schimmern jauchzend, sich zum Sterben bereitet, und der Mensch im Angesicht des Verlustes von so viel warmem Glanz und Wonne und Frohsein wieder mehr nach dem Menschen bangt, mögen drinnen Menschenoffenbarungen willkommen sein, wärmer denn je. Und tragen diese Offenbarungen mehr noch das Menschliche, als das Künstlerische an sich, sind sie die Menschen selbst, so mag wie elementar das Band zwischen ihnen und denen, die hineingingen, Menschen zu finden, geschlungen sein.

Nichts Einfacheres gibt es, als die Sprache des Menschen; keiner braucht vor ihr zu verzagen, jeder vermag sie zu verstehen: nichts Höheres und Reicheres gibt es als sie, wenn die Seele an ihr wächst zu ersehnter und geträumter Höhe und vor ihr aufbricht wie ein rauschender Quell.

Sie hat viele Töne und ihnen gehorchen mitschwingend die vielen Saiten unseres inneren Seins.

Töne, die, weil sie am meisten den Zauber der zärtlichen, gütigen Herdnähe wecken, uns ganz einfach wohltun, sind die „Liebesbriefe Napoleons“*). Die liebende Sorgfalt des Gatten, die Josephine Beauharnais und Marie Luise von Österreich umhüllt, die Sinnen- und Seelenleidenschaft des Liebenden, die sich um die einzige Josephine und um Marie Walewska rankt, die freundschaftliche Zuneigung, in die erstes jugendliches Liebesidyll mit Caroline du Colombier ausklingt, oder die unverbitterte enttäuschte Liebe, die Désirée von Schweden bewahrt, stehen wie ein Menschenhort in der Flucht weltgeschichtlicher Ereignisse, welche die Zeitspanne 1795—1815 füllen, aufgerichtet von dem guten, warmen Menschen, der auch der geniale Meister dieser Zeit war, bis er an sich selbst zerbrach. Briefe wie gereihte Perlen, bald aufblitzend wie Sinnenflamme, bald warm schimmernd wie seelische Innigkeit, auch mehr als einmal wie Tränen — Tränen über der Liebe Lust und Leid und über Menschenlos. Briefe, wie ein Strauß von Blumen, wo neben der hundertblättrigen Rose, die an hundertmal geküßte Lippen mahnt, an ganze heiße Besitzesfreude, die Lilie keuschen Sorgetragens wohnt, und die dunkle Zypresse des Vergessenmüssens und Vergessenwollens. Briefe voll einfacher Worte, die wie Pfeile die Herzmitte treffen, Briefe voll Philosophie und Weisheit, Briefe voll ehrfürchtiger Anbetung für Frauen, gütiger Vaterliebe gegen Kinder, voll weicher dankbarer Mannes-Freundesliebe. Briefe, die man nicht vergessen will, Briefe auch, in deren Gedenken die bläuliche Feierlichkeit des Invalidendoms mit der marmornen Kälte seines Sarkophags warm die Menschenheimat werden kann.

---

*) Herausgegeben und zusammengestellt von Gertrude Kircheisen, Verlag Morawe und Scheffelt.

In die Liebessprache des Herzens, die des ersten Napoleon Briefe sind, klingen die Töne seiner großen Aktionen auf der Weltbühne und der Beginn seiner Tragik von Elba, oder man erlauscht sie zwischen den Zeilen, verbindet sie zu der Folge, die uns die Historie vermittelt hat. Wird das Menschliche durch den Hintergrund schon deshalb bedeutend, weil es in diesem warmen Maße nicht Gewohnheit war, es zu vermuten, so erlangt das Historische auch auf dieser Seite wahres menschliches Interesse, wird menschliches Gemeingut, wie es sein soll. Auch Spiegel ihrer Kulturepoche sind die Briefe, wenn in ihren Daten das weltgestaltende 1789 lebt, wenn aus den Namen des Konsuls und Kaisers die Lust spricht, Rom aufleben zu lassen, aus Josephines Gewand und aus der Tracht ihrer Haare die Lust, Griechenland auferstehen zu lassen, wenn um den Glanz von Malmaison und Trianon dem geistigen Auge sich die architektonische Plastik schließt.

Von Napoleon, des Einzigen, Art, seiner menschlichen und seiner Heldenart, wie die Briefe der Liebe sie offenbaren, lebt und webt es wie unsterblicher Geist in einem anderen Buch: „Kaiserin Eugenie und ihr Hof“*), — lebt hier in dem schönen Kultus, den der Sohn von Hortense dem großen Oheim im Herzen, in Worten und wohl auch in Taten bereitet und seinem einzigen jungen Sohne einpflanzt, webt in der Bewunderung, die Eugenie von Montijo, deren Kinderjahre schon erfüllt sind von Stendhals und Mérimées Erzählungen, dem Großen weiht, webt in ihrer Liebe zum Prinzen Jérome, die der „Napoleonmaske“ und dem glänzenden napoleonischen Geiste gilt — wenn diese Liebe auch ein Menschenalter lang wie Feindschaft anmutet; lebt und webt hier in der Romantik auch. Viel beschwört das Epigonentum die Erinnerung an den Ersten, der Glanz des zweiten Kaiserreiches den des ersten, die Enttäuschungen des zweiten Kaiserhofes an der ablehnenden Art des alten legitimen Adels die gleichen Enttäuschungen des ersten, der Sturz des zweiten Kaiserreiches den des ersten. Irénée Mauget, die von Emma Weber-Brugmann übertragen ist, schafft aus Memoiren und Dokumenten mit der schönen Mühe historischer Treue eine Auferstehung der Zeit des dritten Napoleon, die Eugenie als Kaiserin an seiner Seite teilt, die sie überdauert als Kaiserinwitwe ohne Land und Thron und als unglückselige Mutter, die des einzigen Kindes vom Schicksal beraubt wird — um als 87jährige fürstliche Greisin, die unser Geist wohl im Schlosse Farnbourough und seinem köstlichen grünen Park, darinnen es wie eingebettet schlummert, sucht oder in weißer Wintervilla von Cap Martin oder auch in einem Hotel von Paris mit der Fensterflucht auf die Gärten der Tuilerien, noch der Gegenwart anzugehören. Ein anderes, noch höheres ist der Dichterin gelungen: in der historischen Wahrheit über Kaiserin Eugenie, die oft schmerzlich ist, doch auch Gewinn an Menschlichkeit in der Frau zu finden, der wir, weil viel Kummer und Leid ihr nahen mußten, nicht weiche Gefühle versagen können, wie wir auch gern um ihr schönes Haupt, wenn es in Notre-Dame mit der Kaiserkrone geehrt wird, einen Hauch von der Glorie Frankreichs uns schwebend denken — der Glorie Frankreichs, die auch aus den Reproduktionen vernommen wird, die der Dichterin Buch und das Buch in Briefen, die Gertrude Kircheisen feinsinnig und intelligent zusammengestellt und herausgegeben hat, beleben, — ja, aus dem künstlerischen Gewande, das der Verlag

*) Von Irénée Mauget. Verlag von Edgar Thamm, Halle a. S.

der „Briefe Napoleons“ mit Unterstützung von Else Gericke dem Kirchеisen'schen Buche gegeben hat.

Eine Menschensprache, Sprache des gottbegnadeten Dichters, der die deutsche Muse begriffen hat und unter ihrem Kuß erbebt ist wie nur einer, bittere, verzweifelte, schluchzende, wilde, versagende Sprache des Menschen, dem das Schicksal überreich Qualen beut, für den es fast dämonisch sich ersinnt, was dieser Natur Qual sein muß, Sprache der Herzenslauterkeit, des Herzensadels, Sprache auch deutscher schwerer Seele, die so leicht auf das Empfindsame und Grüblerische gestellt ist gegen die Sünden der eigenen Sinne — ist das Buch „Gottfried August Bürger — Der Roman seines Lebens in seinen Briefen und Gedichten“*). Paul Wolfgang Mederow hat aus den Wirklichkeiten von menschlichem Sein und menschlichem Vergehen eine der erschütterndsten herausgenommen, hat ihr ein Denkmal errichtet, wie es nicht ergreifender sein kann, hat ein Kulturerbe neu gegeben, in welchem Geist und Seele ihre hochgestimmte Trauer und ihre wehmutsvollen Freuden finden müssen. Aus Balladen, die zum deutschen Volk gehören, wie irgend ein anderer seiner unveräußerlichen Besitze, aus Liedern der Liebe an die angetraute Gattin, vielmehr noch an die Schwester der Gattin, der mit Liebe zu nahen länger denn ein Jahrzehnt lang blutrote Sünde ist, bis sie Recht wird, reines, blütenweißes Recht — und bis alles arme heimliche, unrechte Liebesstammeln zu den vollen Akkorden des Hohen Liedes siegend anschwillt, — aus Liedern der Trauer um den Heimgang der Einzigen, aus Briefen, ungestüm von Temperament, oft derb, satirisch, voller Humor — an die zeitgenössischen Gütigen, Weichen, Begeisterten, Großen und Größten: an Gleim, Boie, die Grafen Stolberg, Goeckingk, Voß, Goethe wird eine Menschenoffenbarung, gegen deren Bitternisse, zuckende, blutende Bitternisse man sich nicht anders helfen kann als mit Andacht.

*) Herausgegeben von Paul Wolfgang Mederow. Verlag Morawe und Scheffelt.

Wenn Leid die allerverständlichste Menschensprache ist, Leid, mit dem der, der es trägt, gleichsam sein Leben zum Kunstwerk vollendet, so ist werbende und heiter-befruchtende Menschensprache L i e b e, liebender Wille, mit dem einer, getrieben aus eigenen Leiderfahrungen, die anderen umfaßt, zu sich zwingt. Diese Sprache der wollenden Liebe:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll,

führt das Buch „Rudolf Hildebrand — Gedanken über Gott, die Welt und das Ich“*). Diese Liebe weitet die engeren Grenzen, in denen sich der Autor des „Deutschen Sprachunterrichts“, der Mitmeister des Jacob Grimmschen Wörterbuches die Gemeinde erlesen muß, hinein in die Vielen, Vielen mit dem Ich- und Welt- und Gottgefühl. Diese Liebe hat auch die Weisheit, sich in Worte zu legen, die für die Vielen verständlich sind. Und sind hier und da Gedankengänge, die nur der philosophisch und mathematisch Gebildetere voll genießen kann, so ist das meiste allen in seiner Tiefe und Höhe zugänglich. Denn dieser Philologe, dieser Philosoph ist Dichter. Und wer brauchte eine Schranke aufstellen zu müssen zwischen sich und dem Dichter? Diesem Dichter, der unser ist etwa mit dem „Duft“, der ihm über den Erscheinungen schwebt, etwa mit dem vielen, was er die „Silberblicke

*) Herausgegeben von Georg Berlit. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

des Lebens" nennt. Es kann nicht anders sein, es muß für alle gelten, so sie alle danach bangen, was er zu sagen weiß „Von dem, was sein soll — werden soll — und wie wir dazu kommen könnten". Was er weiß, leuchtet wohl allen, weil es etwas ist, dem sie alle in ihren besten Stunden nahe sind: Daß durch das große Sein, das uns umgibt und in uns hineinreicht, sich ein großes der Vollendung zustrebendes Werden zieht, das ein großes Sollen in sich birgt und zugleich ein großes Wollen von uns aus. Daß das Ziel des Lebens, dieser unaufhaltsamen Bewegung, das Ziel also des Sollens und Wollens Gott, das Gute, die Liebe ist. Wie schon im Wege viel vom Ziele vorhanden, weil ja die Seinsbewegung die zaubervollste aller Bewegungen, die Kreisbewegung ist, dafür findet dieser Wissende immer neue Aussprüche, deren Wahrheit und Köstlichkeit das warme Lebensgefühl besiegeln oder doch wenigstens ahnend begreifen möchte. Das „Zusammen" ist diesem Wissenden alles, das Zusammen aller im wahren Ruheziel; so dünkt ihn einmal das gemeinsame Fest des Jahreswechsels wie das gemeinsame Ausruhen einer Sippe, eines Stammes, der auf gemeinsamer Wanderung begriffen ist; sie, die ein neues Dasein suchen, äußerlich, der Gestalt nach neu, haben im Augenblick des zusammen Ausruhens das Gesuchte dem Wesen nach schon innerlich in sich, in ihrem Ineinander, in dem sie froh sind und schon jubeln können.

Inbrünstiger Familiensinn ist bei diesem Wissenden der Weltsinn. Auch um deswillen nennt man ihn wohl echt deutsch. Doch sollte man wohl den Schein der anderen foyers in der Welt nicht trüben; vielmehr: dieser Wissende, der auch immer der Werbende ist, — der sich als Philosoph Eklektiker heißt, da ihn das allen Philosophien Gemeinsame das Wahre dünkt — ist ganz dicht an Natur und Erde, die für ihren Sohn dieses Zusammen wollten, darinnen alle Wunder der Welt beschlossen sind, und deshalb reißen seine Werte mit sich fort wie Erde und Natur. Tut er so damit dem Menschentum alle Ehre an und erreicht er damit das, worüber hinaus es im Grunde nichts mehr gibt, so dem deutschen Protestantismus in der Freiheit, mit welcher seine „Gedanken" um das Wissen „Von mir und vom Ich überhaupt" kämpfen, ähnlich wohl, wie Jahrhunderte vor seiner Zeit Frankreichs größter, bester, edelster Jansenist in „Gedanken" darum gekämpft hat.

Hier ist Ringen des Ichs, das Suchen des Überganges vom Allein-Ich zum Gesamt-Ich, von Hochmut zu Bescheidenheit, von Überhebung zu Unterordnung; hier ist die Empfindung des wundersamen Nichts im Ich, die Angst in ihm, die Rettung aus ihm im Kreise der Liebe, hier ist aber auch das Nichts als Rettungsstelle im Ich, von der aus es besser, vertiefter, erhöhter, glücklicher zurückkehrt in den Kreis der Liebe; hier waltet der Schmerz als der große Befreier der innersten Kraft; hier sind die Augenblicke des Entzückens im intensivsten Ichgefühl, aber auch die des Jubels im ἓν καὶ πᾶν, die des höchsten Sehnens, das halb schon Erfüllung ist, nach der ungetrübten reinen Offenheit des Kindes, mit der dieses den wichtigsten Wahrheiten zugänglich ist.

Die stete Gebärde dieses großen, außergewöhnlichen, selbsteigenen Ichs, das sich nur handelnd selbst erkennen will: teilzunehmen an der „Erziehung und Bildung des Einzelnen und Ganzen", indem es, immer neu, immer tiefer das „Leben des Geistes und der Seele" belauschend, es erfassend in der höchsten Form alles Erfassens, im Umfassen, auf einen großen Glauben an das Gute, an Gott hinweist als nötig zu großem „Fortschritt", auf ein Herabziehen des

Heiligen, der Kunst, der Poesie mitten ins Leben, das rauschen soll „Vom Schönen und von Schönem", und voll sein vom Guten, das da allein ist — voll von Gott.

Daß sein Leben sich für ihn zum Ganzen runde, dafür hat Rudolf Hildebrand gelebt, und so eben, wie er mit sich selbst übereinstimmte, hatte er recht. Weil er Mensch war, Mensch im großen Sinne des 18. Jahrhunderts, dessen Erbe er in so vollem Maße angetreten hat, wie nur einer, kann sich unser Leben an dem seinen mit zum Ganzen runden; seinem Denken, „rein" genug, aber doch vollbracht im Glühen der Stimmungen, des Fühlens, vollbracht mit dem Herzen, vollbracht voller Zweck — im Sonntag und Alltag, in Wald und Feld, im Angesicht des Lagers der Liebe und des Lagers des Sterbens, aus Kindheits-, Schul- und Universitäts-Erinnerungen, aus Erinnerungen des Lernenden und des Lehrenden, in der Reife und Ruhe des vollendeten Mannesalters — dankt unsere Stunde, unser Haus, danken unsere Wege. Auch durch ihn wird uns gnadenvolles Kulturgeschenk neu: Herder, Goethe, Schiller—Mendelssohn, Sulzer, Garve—Walther von der Vogelweide, Otfried—Hölderlin; auch durch ihn wird uns nahegebracht als vom Sohn der Zeit, da der Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts aufhörte, Tugend zu sein, „Von Volk und Völkern" dem unseren am innigsten zugetan zu sein und Politik als die sittlichste aller Tätigkeiten zu werten.

Hildebrands „Gedanken" in einem Werkband von elf Büchern, in Form von Tagebuchaufzeichnungen, mit deren erstmaliger Herausgabe sich Georg Berlit den Dank der Vielen verdient, sind Anregerinnen, Reize, das Leben zu vertiefen, zu erhöhen, zu heiligen; wer die Eigenart seines Trägers, die er gleichsam in ihrer Entwicklung belauscht, hier oder dort ablehnt, *sie* wird er lieb haben wie die Bringerinnen seines Glückes, wenn es Glück ist, immer reicher an Innerlichkeit zu leben. Den „Schlüssel" zum Welt- und Ich- und Gottgeheimnis hat auch er nicht vollendet. Wem gelänge solche Kunst? Aber von ihm kommt Ruhe in unser banges Umkreisen der Geheimnisse — von ihm, dem einmal im Weihnachtsfest alle bangen Fragen des Jahres sich lösen.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Von den neuen Herren im Berliner Bühnenbetrieb ist zu reden. Vor einem Monat sprach ich hier von den . . ., wie sagt man doch — seit der Börsenjargon alle Gebiete der Journalistik überflutet hat — den prominentesten: von Grunwald, Rittner und den ihrigen, die sich in Hauptmann eine dichterische Fahne aufgesteckt haben. Dem alten Herkommen neuer Bühnenherren getreu, griffen sie, als Einführung, zum ihnen Fernsten, Fremdesten, Unerreichbaren: zu Schiller. Von ihrem orthopädisch oder vielmehr parapädisch mißhandelten Wilhelm Tell sprach ich schon. Dann begaben sie sich auf ihr Heimatsgebiet und zeigten, was für ganze Kerle sie sind, wenn sie sich als das geben, was sie seien. Ihr zweiter Abend brachte Hanneles Himmelfahrt, begleitet von Kleistens Zerbrochenem Kruge. Nie hat man wohl diese beiden eigenwilligen Geschöpfe apart gestimmter Dichterlaune williger ihre innerste Natur hergeben sehen; wie Hauptmanns Werk durch Rittners Regie, so wurde Kleistens Werk durch Hauptmanns Regie bis in die kleinsten Fasern durchleuchtet, und beide erschienen uns neu, wie nie gesehen, fabelhaft interessant . . . . Man darf die Hoffnung auf die Sozietät hochhalten!

Der neue Mann im Lessing-Theater ist Barnowsky, der vorher im Kleinen Theater war; der neue Mann im Kleinen ist ein Herr Dr. Altman (mit einem „n"), der Barnowsky abgelöst hat. Auf das Einführungsstück Barnowskys, die Einrichtung, Zurichtung und Aufführung des Peer Gynt, will ich nicht allzu großen Wert legen. Dem alten Herkommen neuer Bühnenherren getreu, griff er usw. . . . Zudem: wo ist der Bühnenmeister, der imstande wäre, Peer Gynt so zu geben, daß alle Welt befriedigt wird? Das berühmte Kristianiaer Zweitagewerk, das unsägliche Sorgfalt mit feinstem Verstehen zustande brachte, hat, denk ich, bewiesen, daß es den nicht gibt, und . . . ., daß die Mühe um dieses nicht im Angesicht der Bühne geschriebene Gedicht (ungleich dem Faust) nicht lohnt. Von seinem eigenen Repertoire hat Herr Barnowsky bisher nur einen schwer, aber schlecht gerüsteten Vorposten aufziehen lassen: Herbert Eulenbergs vieraktiges Schauspiel „Zeitwende". Abgesehen vom Gelungenen und Mißlungenen — vom ersteren gab es reichlich so viel wie vom anderen — so zeigten beide Aufführungen die erwarteten Charakterzüge: Barnowsky, den Szenagogen, der von der natürlichen Gestaltung des Dialogs (das ist das, was er kann) ausgegangen ist und den eine mächtige Sehnsucht zu Reinhardts üppigen Gefilden hinzieht (was er durch andere machen läßt). Auch hat er sich, wie Reinhardt, seinen Holländer zugelegt, seinen literarischen Generalstabschef, Arthur Eloesser, einen der gescheitesten Theaterkritiker, die Berlin je gehabt hat, und — was bedauern machte, wenn die Bühne seine Feder verrosten ließe — einen unserer besten feuilletonistischen Stilisten. Ich mache mich auf weitere Nachahmungen von Institutiones Reinhardianae gefaßt. Sein starkes K ö n n e n in der Dialoggestaltung beweist Barnowsky auch auf der größeren Bühne. Bei seinem strebsamen W o l l e n zur auch-ersten Bühne Berlins spart er nicht mit Mitteln, aber es fehlt die Selbstverständlichkeit, die Reinhardt hat, auch wenn er Pose steht. Das Bühnenbild z. B., in dem Eulenbergs „Zeitwende" spielt, ein Herrenhaus, das mit voller Front sich auf einen herbstlichen Garten öffnet, ist malerisch unübertrefflich. Aber es ist schlecht gestellt, es hat keine Luftperspektive, und die fallenden Blätter im Park beanspruchen eine selbständige Bedeutung. Man sieht den ausgestreckten Zeigefinger: seht da, was mein Nachbar kann, das kann ich auch. Er dürfte sogar mehr können, denn er hat eine tiefere Bühne; aber das Haus der Zeitwende, das zu sehr vorgerückt ist, zeigt, daß er sie noch nicht auszunutzen versteht. Auch hat er den Kampf mit der fürchterlichen Akustik des Lessing-Theaters noch nicht aufgenommen; eine schlechte Sprecherin, wie Lina Lossen (sie ist die schlechteste Sprecherin Berlins, obwohl ein holdes Menschenkind auf der Bühne) ist unter seinem Regime im Lessing-Theater vorerst noch auf die Pantomime zurückgeführt.

Der neue Herr des Kleinen Theaters, Herr Dr. Altman weiß, daß er ein Erbe zu verteidigen hat, das ließen seine bisherigen Vorstellungen erkennen. Einige provinzielle Züge, die durchschlugen, werden sich schnell verlieren; es lohnt nicht, sie aufzumutzen; ob sich aber ein gewisses Dandytum verlieren wird, ist weniger sicher. Die Bühne wird auf melodramatische Stimmung hergerichtet, die Schauspieler dürfen keine Bärte kleben, die Damen werden auf schneiderische Wirkungen kostümiert. Vielleicht soll das Reklamerelief im Vestibül, das eine Gebirgslandschaft aus Marzipan darstellt, auf deren Kuppen Bayros'sche Marquisen knixen, ein Symbol dieses Geistes sein. Das gibt der Aufmachung etwas Unernstes, etwas Spielerisches,

etwas wie die Belustigung eines Klubs von Millionärssöhnen, deren einziger Lebenszweck in der Nachäffung Londoner und Newyorker Lebensformen besteht. Die scharfe Berliner Luft wird dieses fade Parfüm hoffentlich bald aus dem Hause wehen.

Auch Herr . Dr. Altman setzte seine Sach' auf Eulenberg. Er brachte von ihm den gereimten Einakter „Paul und Paula" und die preisgekrönte „Belinde". So ist Eulenberg, kaum daß die Saison begonnen hat, schon mit drei Stücken vor das Publikum getreten, vor das Berliner Publikum, das ihn nicht mag. Aber die jungen Bühnenleiter mögen ihn, oder aber die jungen Literaten, die die jungen Bühnenleiter beraten, mögen ihn. So soll Eulenberg dem Berliner Publikum aufgezwungen werden. Das ist ein rührender Zug; denn die jungen Bühnenleiter tragen die Kosten. Und dem Publikum muß immer sein Gott aufgezwungen werden. Auch glaube ich, daß es den jungen Bühnenleitern im Bunde mit den jungen Literaten mit Eulenberg gelingen wird; aber ich glaube auch, daß, wenn es gelungen ist, die jungen (dann nicht mehr jungen) Bühnenleiter sehr verwundert und die jungen Literaten (sofern sie ewig jung geblieben) sehr enttäuscht sein werden. Denn Eulenberg wird durchdringen, sowie das positive Element in ihm aus der überlangen Gärung des dem Schwabenalter zueilenden Stürmers und Drängers sich abgesetzt haben wird. Dieses positive Element ist ein handfester Gutzkow. (Natürlich hinken alle Vergleiche zwischen Individuen; aber im ganzen Bereich des deutschen Schrifttums bemerke ich keinen, dessen Art dem, was in Eulenberg dramatisch, oder sagen wir lieber, bühnenhaft solide ist, so ähnlich wäre wie Gutzkows.) Was darum brodelt und es heut noch verdeckt, ist eine säuerlich (oder auch pessimistisch oder auch quietistisch) vermießte romantische Ironie (das, was den schwärmerischen Glauben der gleichfalls romantisch vermießten jungen Literaten an ihn erzeugt hat) und eine gelegentlich hervorbrechende lyrische Innigkeit (die ihm den Spruch der Volks-Schillerpreis-Richter gewonnen hat.) Dazu kommt eine durchgehende Tendenz: die Rache an dem ihm verhaßten Kapitalismus („Geh nach Kapitalien" sagt sogar, moralisch strafend, der Obertrottel Hyazinth in der Belinde), die dadurch vollzogen wird, daß die Nachkommen der Kapitalisten schon in der ersten Generation als schlechtweg oder als ästhetisierend verblödet dargestellt werden. Selbst die süßeste, zärtlichste und tiefste Frauengestalt, die Eulenberg geformt hat, die Belinde, sitzt schon auf dem abwärts gebeugten Ast der Degenerierung; ihre Wesensverwandtschaft mit ihrem Bruder Hyazinth kam nur in der Darstellung des Kleinen Theaters durch Fräulein Hannemann nicht zur Erscheinung; denn Fräulein Hannemann, eine überaus sympathische und zweifellos (aber auf ganz anderem Gebiete) begabte Darstellerin, transponierte die Gestalt auf einen Boden, wo die großen und geraden Gefühle wachsen. „Du hast ja keine Ahnung", hätte man ihr sagen mögen. Um so amüsanter hoben sich die kabaretthaften Elemente des Stückes dagegen ab. Doch das schadete nichts. Hat doch die ganze Eulenberg-Schwärmerei einen Schuß Kabarett-haftes an sich.

Theatergeschichtliche Rundschau.

Von Max Lesser.

Der Fall Jacobsohn.

Es ist gut, ein gutes Gedächtnis zu haben; es kann auch vorteilhaft sein, sein Gedächtnis vorübergehend schlum-

mern zu lassen. Zu dieser Schuld, wenn es eine ist, bekenne ich mich. Vor Wochen las ich die Broschüre „Der Fall Jacobsohn" von Siegfried Jacobsohn. Ich las sie aufmerksam, aber ohne den Wunsch, ein sogenanntes psychologisches Rätsel entwirrt zu sehen. Die Angelegenheit war für mich nie eines gewesen, sondern immer nur ein Akzidens, ein Unglück, ein bedauernswertes dummes Nichts, das gleichwohl eine massive Robustheit haben kann. Es schien mir überflüssig, daß der Herausgeber der „Schaubühne" zu beweisen unternahm, er habe es nicht nötig, fremde Sätze zu entwenden. Er ist so reich, daß er abgeben kann und Vielen Vieles wirklich abgibt; wie sollte er je dazu gekommen sein, mit Bewußtsein zu stehlen? Und weil ich mir dies sagte, als ich die kleine Schrift las, weil sie mir also nichts Dunkles aufzuhellen brauchte — denn ich hatte Dunkles, Verräterisches, belastend Heimliches auch vorher nicht wahrgenommen — darum blieb mir von der Lektüre im Gedächtnis eigentlich nichts Tatsächliches haften, das prozessualisch entscheidend zu sein hätte, das mit Richterstrenge für und gegen zu erwägen wäre, um zu einem gerechten Urteil zu kommen, zu einem Freispruch oder einem Verdikt. Der Fall Jacobsohn war für mich erledigt, bevor Siegfried Jacobsohn mit dieser Broschüre das Verfahren gegen sich beantragte. Ich habe den Kritiker nicht freizusprechen (das wäre, obgleich in Formen des Wohlwollens, eine Anmaßung), sondern ich habe ihm zu sagen, daß dem Verfahren nicht stattgegeben werden kann; es fehlt an einem Delikt. Was ein Delikt zu sein schien, ist keines, der moralische Staatsanwalt findet hier keine Arbeit.

Es ist jedoch etwas anderes, ob solche Betrachtung nur in der Stille angestellt wird, mit einer erst zu überwindenden Scheu, darüber zu sprechen, oder ob der Betroffene durch ein freies und unbefangenes Berühren der Sache den Bann löst, so daß das bedrückende Schweigen in einen hellen und weckenden Ton umschlagen kann. Vor verständigen und verstehenden Menschen brauchte Jacobsohn nie die Augen niederzuschlagen, jetzt darf er jedermann ins Gesicht sehen. Brauchte er sich vor den Einsichtigen nicht zu reinigen, so bedeutet seine Schrift eine Reinigung in höherem Sinne. Indem er von der Angelegenheit redet, als stehe sie ganz außer ihm, und indem er zugleich fühlt und nicht verbergen will, daß sie in all ihrer Seltsamkeit und doch Begreiflichkeit zu seiner Wesenheit gehört, trifft er den Ton einer auch den Leser beruhigenden heiteren Gelassenheit, und die Schrift wird zu einem menschlichen Dokument, das in nicht gewöhnlicher Mischung Liebenswürdigkeit und Inbrunst bekundet.

Niemand ist verpflichtet, heute noch genau zu wissen, was sich vor bald neun Jahren in Berlin zutrug; darum sei über den „Fall" hier kurz berichtet. Der junge Theaterkritiker der „Welt am Montag", Siegfried Jacobsohn, wurde öffentlich des Plagiats beschuldigt. Es schien nach den Zitaten nicht zweifelhaft, daß er abgeschrieben hatte. Aus älteren Kritiken über die Sandrock als Magda und über Bassermann als Traumulus waren ihm einige Sätze in seine eigenen späteren Kritiken hineingeraten, mit denen er das Bild der Duse formen wollte: einmal sieben Zeilen, ein zweites Mal zehn, ein drittes Mal drei Zeilen. Das wäre schlimm gewesen, wenn Jacobsohn nichts Selbständiges zu sagen gehabt hätte, es hätte ein offenbarer und plumper, nur durch eine gehäufte Portion Dummheit zu erklärender Diebstahl vorgelegen. Aber der Mann, auf den diese bürgerliche Unheilslast niederstürzte, war Jemand. Schon seinen ersten wagenden Schritten in die

Öffentlichkeit war zwiespältige Anteilnahme gefolgt: aufhorchende Beachtung ob der Kühnheit, Geradheit, Treffsicherheit und Lauterkeit seines kritischen Urteils, und dann die Wut der mittelmäßigen Theatraliker und der gespreizt unfähigen Darsteller über die rücksichtslose Wahrheitsliebe, mit der dieser eifernde, aneifernde Stürmer Spreu und Weizen sonderte. Er durfte für seine Aufklärung des ihm widerfahrenen Mißgeschicks Glauben beanspruchen, er fand ihn nicht überall. Diese Aufklärung war nicht allzu geschickt, aber gerade das hätte für ihren Verfasser sprechen sollen; denn wenn er sich schuldig gefühlt hätte, würde er die Schutzwehr raffinierter Dialektik gefunden haben. So aber wurde es nur ein Stammeln und Stottern, und eben dies bewies seine Arglosigkeit für den, der den wahren Sinn hinter den gebrauchten Worten aufzuspüren verstand. Er erzählte von der Nervenanspannung, die ihm seine Arbeit an dem Buche „Das Theater der Reichshauptstadt" bereitete, und er schrieb: „In meinem Gedächtnis, von dessen abnormer Stärke und Zuverlässigkeit fast jeder Proben erhält, der eine Zeitlang mit mir verkehrt, schlummerten von fremden Autoren Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen, die durch die geringste Assoziation geweckt wurden und es mir in zahllosen Fällen zu meiner Qual unmöglich machten, einen eigenen Ausdruck für meinen Eindruck zu finden. Dieser Zustand des häufig erfolglosen Ringens um den eigenen Ausdruck wurde am ärgsten nach den Ferien dieses Jahres, in denen ich nachweislich bis zum letzten Tage an jenem unscheinbaren, aber unendlich mühevollen Buche gearbeitet hatte, und aus denen ich erschöpfter zurückkam als je."

Die Aufgabe hinreichender Erklärung, die Jacobsohn nicht ganz gelöst hatte, übernahmen andere für ihn. In der „Zukunft" stellte Karl Gustav Jung elf Zeilen von Nietzsche gegen elf Zeilen, die man dem Inhalt nach schon lange vorher bei Justinus Kerner hatte lesen können, und fügte hinzu: „Reproduziert einer wörtlich ganze Druckzeilen lang die Sätze eines andern, so darf man denen, die Plagiat schreien, zwar nicht ohne weiteres das Maul zuhalten; aber man braucht auch nicht den Menschen, dem dieses Unglück passiert ist, gleich fallen zu lassen. Die Natur hat sich nämlich bei der Einrichtung der Wiedererinnerungsfähigkeit nicht ausschließlich an die Möglichkeit des unmittelbaren und mittelbaren Wiedererinnerns gebunden; sie hat den Geistreichen und den Narren die Kryptomnesie gegeben. Das sind: psychische Vorgänge, bei denen eine automatisch schaffende Kraft verlorene Gedächtnisspuren in größeren Fragmenten von photographischer Treue wiedererscheinen läßt. Der Fall Jacobsohn scheint mir viel Verwandtes mit einer Kryptomnesie zu haben; jedenfalls wüßte ich nicht zu sagen, warum es keine sein sollte. Aus diesem Vorkommnis läßt sich vielleicht ein Schluß auf die Kraft der künstlerischen Begabung und Leidenschaft Jacobsohns ziehen." Harden sodann schrieb: „Ich glaube nicht, daß Jacobsohn abgeschrieben hat. Ich habe die Anklage und die Rechtfertigung geprüft und glaube, daß er unschuldig ist. Er hat über Frau Duse und Herrn Bassermann schon früher geschrieben: enthusiastisch, mit klarer Erkenntnis ihrer Wesenszüge. Warum soll er plötzlich, um sie noch einmal zu charakterisieren, den Ausdruck gestohlen haben? Der Angeschuldigte sagt, sein Gedächtnis habe ihm den bösen Streich gespielt. Das klingt manchem unwahrscheinlich, mir nicht . . Zehnmal habe ich gehört, wie er Mauthner, den er inbrünstig bewundert, aus dessen alten Kritiken, wenn das Gespräch ihren Gegenstand streifte, ganze Absätze wörtlich hersagte. Trotz-

dem er 1881 geboren ist, weiß er zuverlässig, wer 1875 am Hoftheater Wallensteins Kürassiere und Duncans Kämmerlinge gespielt hat. Nichts anderes drängte sich in dies Kindergedächtnis, dessen Umfang gar nicht einmal groß zu sein braucht. Die zur Entschuldigung angeführte Tatsache ist also erweislich wahr. Jacobsohn ist blutjung und deshalb von bewunderten Vorbildern abhängig. Er hat wie die meisten Anfänger, Doktoren und Dichter, Komödianten, Schreiber und Kanzelredner, vieles ungeprüft übernommen, und die Herren Bahr, Brahm, Hart, Mauthner, Schlenther (und manche andere) könnten leicht wohl mit dem Finger auf die Stellen weisen, die ihnen nachgeschrieben sind. Aber zu stehlen braucht er nicht; denn er ist nicht arm. Kein Unparteiischer wird an Jacobsohns Schreibfähigkeit zweifeln; mir ist auch seine Urteilsfähigkeit gewiß . . . Wenn nun einer zum Urteilen und zum Schreiben befähigt ist, hat er das Plagiieren nicht nötig. Tut er es in einer schwachen Stunde, an einem Tage der Mattigkeit trotzdem, dann wird er wohl pfiffig genug sein, sich nicht ertappen zu lassen. Täglich wird er mehr abschreiben, als die Einfalt ahnt, doch die Spur beinahe stets sorgsam verwischen. Und Herr Jacobsohn, der schreiben kann und geschickt ist, sollte nicht imstande sein, gestohlenes Gut sicher zu hehlen, ein paar Sätze, die er grade braucht, so umzustülpen, daß niemand ihm den Diebstahl nachzuweisen vermag? Im Grunde ist's eine Vertrauensfrage. Wenn ich meine Uhr in der Tasche eines Menschen finde, den ich kenne, für redlich halte, und der mir versichert, daß ein Irrtum ihn mein Eigentum nehmen ließ, dann glaube ich ihm, mögen noch so viele Indizien gegen seine Versicherung zeugen. Ich halte Herrn Jacobsohn (und nicht ich allein) für reinlich und würde, daß er ein Gauner ist, erst glauben, wenn mir's unzweideutig bewiesen wäre." So Harden vor neun Jahren. Auch Arthur Schnitzler trat damals für den hart Gescholtenen ein. „Ich bin überzeugt," so schrieb er in einem Offenen Brief an Harden, „daß Siegfried Jacobsohn, der begeisterte Freund des Theaters, der glänzende Stilist, und der unter normalen Umständen so selbständige Kritiker, seine Feder bald wieder mit Glück und Ehren führen werde. Denn wenn auch ein Dutzend oder zwanzig oder hundert Stellen in seinen Kritiken nicht von ihm selbst herrühren: wie vieles bleibt trotzdem noch übrig, woraus die Fähigkeiten dieses Dreiundzwanzigjährigen unverkennbar zu uns sprechen!"

Es waren nicht ein Dutzend Stellen, es waren viel weniger gewesen, an Umfang und Gewicht viel geringere, als die bogenlangen Entlehnungen, mit denen Richard Muthers Geschichte der Malerei nicht etwa entwertet, sondern zur Monumentalität gesteigert worden war, viel geringere auch als die Übernahme ganzer Monographien, so über die Entwickelung und den Verfall der Hansa, in das Universalwerk der „Deutschen Geschichte" von Karl Lamprecht. Im Jahre 1904 hatte Jacobsohn erst einige Kritiken für die „Welt am Montag" geschrieben, und die Öffentlichkeit kannte ihn nur obenhin; sie war vielleicht zu entschuldigen, wenn sie Mißtrauen gegen ihn hegte. Dann aber ging er hin und gründete die „Schaubühne". Diese Wochenschrift kann sich mit Ehren sehen lassen, und ihr Herausgeber darf mit Recht sagen, daß sie nicht allein ästhetisch, daß sie ethisch wirkt. Denn sie ist eine tapfere Streiterin für Wahrhaftigkeit und Echtheit, eine kluge Verschmäherin fauler Kompromisse, eine geistvolle und furchtlose Führerin zu Höhen und Tiefen der Welt des Dramas. Sie hat Herz und Hirn; sie hat sich kaum je-

mals vergriffen. Sie lebt und webt mit dem Theater, sie ist seine Seele geworden. Ihre Urteile sind die gütigsten, die sichersten, die anspornendsten, die vernichtendsten. Sie ist die treue Wegebereiterin für Schönheit, Kraft und sittliche Innigkeit, und sie ist die lachende Feindin von Hohlheit, Halbheit und geschäftsgieriger Routine. Sie hat unzähligen ernsten und um Verständnis bemühten Menschen die Bahn gewiesen. Man kennt die zeitgenössische Theatergeschichte nicht, wenn man die „Schaubühne" nicht kennt. Als ihr Leiter und als Kritiker hat Jacobsohn in diesen neun Jahren der Saat und der Ernte gezeigt, daß Fruchtbarkeit in ihm ist. Er nimmt, wie er selbst von sich aussagt, das Theater so bitter ernst, weil er glaubt, daß die Dinge der Kunst, die bei uns unterschätzt werden, gar nicht zu überschätzen sind. Er glaubt, daß es ein Segen wäre, wenn alle Kritiker des Theaters so unaufhörlich Forderungen stellten, wie er es tut. Denn er nimmt es nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck; er weiß, daß es das Leben spiegelt, aber auch daß es ins Leben zurückwirkt. Und wenn es wahr ist, daß das Theater der Spiegel des Zeitalters ist, so wird es in der Tat keine kleine Aufgabe sein, diesen Spiegel blank zu erhalten.

Nun aber ist der „Fall Jacobsohn" für mich ein ganz anderer als für die meisten Betrachter, und das auszusprechen und zu erklären erscheint mir als Gewissenspflicht. Es trifft nicht zu, daß Jacobsohn einmal abgeschrieben hat, weil er nicht schreiben kann. Aber auch wenn er damals mit Bewußtsein und Absicht einen Diebstahl begangen hätte, müßte dann nicht das unbegreifliche Vergehen eines Mannes, der inzwischen genügend bewiesen hat, daß er über eigene Besitztümer verfügt, durch diese von grellster Öffentlichkeit bestrahlte, von schärfstem Argwohn fortwährend kontrollierte Tätigkeit gebüßt und gesühnt sein? Wirklich bin ich überzeugt davon, daß es keinen Urteilsfähigen gibt, der sich nicht sagte: dieser Mann hat ein großes Unglück erlebt, es ist schrecklich, daß ihm das geschehen konnte, aber schon seine Klugheit sollte für seine Vorsicht sprechen, und seine scheinbare Unvorsichtigkeit ließe sich nur auf der Grundlage einer momentanen psychischen Entartung erklären; es kann also nicht erlaubt sein, ihm, den wir als unterrichteten, überlegenen, geistreichen Kritiker kennen, immer wieder jene vermeintliche Jugendsünde vorzuhalten. Ich wiederhole, ich bin ganz sicher, daß dies die gemeinsame Empfindung aller Kundigen ist. Ich plädiere nicht dafür, daß jede Verfehlung durch ein Leben der Sühne völlig ausgemerzt werden soll. Vielmehr man kann das fordern, aber man kann es verstehen, wenn die Forderung unerfüllt bleibt. Denn es steckt eine hohe Achtung vor der unverbrüchlichen sittlichen Norm in der Grausamkeit, mit der das Gedächtnis die Entgleisung eines Mitmenschen festhält, und so gerechtfertigt, ja geboten das Verzeihen im Einzelfall sein kann, so nahe kann es an die bedenkliche Grenze schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die Lockung bequemen Gehenlassens rücken. Wer unterschlagen, gefälscht, betrogen, gestohlen hat, wird freilich verlangen dürfen, daß das moralische Urteil über ihn auch die Beweggründe seiner Tat berücksichtigt, aber die dunkle Stelle im Leben bleibt, und er selber wird sie, gerade wenn er eine sittliche Persönlichkeit ist, auch gar nicht wegwischen wollen. Er wird sich mit der schmerzlichen Genugtuung trösten müssen, daß sein privates Unglück aus der Sphäre menschlicher Gebrechlichkeit in den Bereich der Tragik hinüberwachsen kann. Hier aber, bei Jacobsohn, liegt es völlig anders. Hier hat eine bis zum Letzten genügende Auf-

klärung einen Vorgang deutlich gemacht, der sich schlechterdings nicht anders als eben so und nur so begreifen läßt, wie er uns erklärt worden ist, und in den moralische Grenzfragen hiernach überhaupt nicht hineinspielen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Jacobsohn gelegentlich wieder das Mißgeschick einer Irreführung durch sein verhängnisvoll hellhöriges Gedächtnis zu erleiden haben wird. Aber da er sich auf einen langen Zeitraum, angefüllt mit eigenen, jeder Prüfung standhaltenden Taten, berufen kann, müßte einer böswillig oder flachköpfig sein, wollte er ihm alsdann erneut einen Vorwurf machen, der schon vor neun Jahren nicht gerechtfertigt war. Kein Einsichtiger hat das Recht, ihm mit hochmütigem Vergeben und Vergessen zu kommen. Es gibt da nichts zu verzeihen, denn es ist nichts Strafwürdiges begangen worden.

Woher nun trotzdem die hämische Sucht, diesem Kritiker sein angebliches Verbrechen vorzuhalten? Man muß wissen, daß Jacobsohn viele Feinde hat, solche, deren er sich nicht zu schämen hat, und solche, die er geringschätzen darf. Wenn diese ihn beschimpfen, so kann er es mit einem Achselzucken ertragen; wenn jene aus seiner „Vergangenheit" Waffen der Schmähung hervorzerren, so müßte alle Psychologie zum Teufel gehen, wenn man nicht mit unheimlicher Klarheit die Gewißheit bekäme: hier spricht nicht eine adlige Entrüstung, hier ereifert sich nicht ein, obschon überspannter ethischer Rigorismus, sondern hier ist eine niedrige Gesinnung am Werke, die sich ihrer Niedrigkeit vielleicht nur darum nicht ganz bewußt ist, weil sie mit Lust und Liebe dem Anreiz nachgibt, sich mit billigem moralischen Getue zu wattieren. Ich mißtraue der Ehrlichkeit der Leute, die Jacobsohn verwerfen. Diese Leute müssen genau wissen, daß er kein Plagiator im verächtlichen Sinne des Wortes ist. Behandeln sie ihn gleichwohl als literarischen Dieb, so zeigen sie eine erschreckende Entferntheit von den Elementen schlichter Menschlichkeit und natürlichen Anstandes. Und das ist das Betrübendste an dem „Fall Jacobsohn", daß er so zu einem „Fall" seiner Gegner wird; daß dieser Prüfstein für Noblesse und Zartgefühl so oft versagt; daß er, wo man Vornehmheit erwarten mochte, verhärtete Herzen zeigt. Sogar die Klippe des kostenlosen Gebrauchs abgenutzter Klischees warnt vergeblich; das mit Moral vollbefrachtete Schiff fährt immer wieder gegen die Klippe an, um dann freilich, wenn es geborsten ist, die ganze Armseligkeit seiner Ladung zu enthüllen.

Ich bin der Meinung, daß es nicht genügt, dem Herausgeber der „Schaubühne" schweigend, und ohne daß er oder sonst jemand davon erfährt, zuzugestehen, daß der „Fall Jacobsohn", falls es ihn je in üblem Sinn gegeben hat, durch seine kluge Broschüre fortan zu den gewesenen Dingen gehört. Ich halte es für ein Gebot des Anstandes, diese meine Überzeugung laut auszusprechen, und ich finde es schön und erfreulich, wenn viele, denen das Wort gegeben ist, und die eine Tribüne haben, von der sie sich Gehör verschaffen können, meinem Beispiel folgen wollten.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. jur. Hartwig.

Der Panama-Kanal in seiner Bedeutung für die Republiken Südamerikas.

Die bevorstehende Eröffnung des Panama-Kanals wirft in der südamerikanischen Presse neben handelspolitischen Erörterungen insoweit be-

reits ihre Schatten voraus, als die Nordamerikaner eifrigst bestrebt sind, durch geschickt lancierte Artikel den Panama-Kanal lediglich als einen kommerziellen Faktor hinzustellen, dem jede einseitigen nordamerikanischen Interessen dienende politische Bedeutung fehle. Man kann leider nicht verhehlen, daß dieser Zweck schon zum Teil erreicht ist. Die Aufnahme, welche die amerikanischen Diplomaten Root und Knox gefunden haben, zeigt deutlich, daß man sich in südamerikanischen Kreisen noch lange nicht der Gefahr bewußt ist, die von Nordamerika droht und nach Eröffnung des Kanals unaufhaltsam ihren Lauf nehmen wird. Die starke Invasion des nordamerikanischen Kapitals, das in Zentralamerika mit Ausnahme von Mexiko sich bereits zum Beherrscher des Staatskörpers ausgebildet hat, kann auch in Südamerika Erfolge verzeichnen, die vom Norden vordringend dem Grundsatze „Amerika für die Amerikaner" (d. h. Nordamerikaner!) durchgreifendste Wirkung für die Zukunft versprechen. Zwar übt das nordamerikanische Kapital seinen Einfluß in Südamerika noch nicht durch Beherrschung des Bankmarktes aus. Vielmehr wird hier das Terrain in der Weise bearbeitet, daß das Land durch amerikanische Bahnkonzessionen erschlossen wird, wobei die Erlaubnis zur Ausbeutung der anliegenden Länderstrecken eine der wichtigsten Konzessionsbedingungen ist.

Da den Bahnbauten ausführliche Studien über die angrenzenden Landesteile vorangegangen sind, und somit für gute Orientierung amerikanischer industrieller Interessenten der Boden nach jeder Richtung hin vorbereitet ist, so schließen sich an die Bahnbauten sofort amerikanische Konzessionen aller Art an, die sich bisweilen auf Monopole für ganze Provinzen oder den Staat erstrecken. Die amerikanische Organisation, für die auch der Staat vollstes Interesse zeigt, erntet hier reichste Früchte, wozu nicht zum mindesten die geschickte Berichterstattung amerikanischer Konsulate beiträgt, deren Wiedergabe wir häufig in den deutschen „Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft" begegnen.

Während so von der einen Seite zielbewußt vorgegangen wurde, zeigte man auf der anderen Seite eine geradezu rührende Harmlosigkeit und ein absolutes Mißverstehen der gegebenen Verhältnisse sowie der drohenden Gefahren.

Als die Republik Panama gegründet wurde, ging ein Jubeln durch die südamerikanische Presse. Feierte doch der republikanische Gedanke einen neuen Sieg, indem eine neue Schwester erstand, die gegenüber dem Mutterlande sich aufbäumte, das so wenig Verständnis für freiheitliche Gedanken bezeugt hatte. Wer damals auf die wahren Triebfedern hinwies, wer die Leute einen kleinen Blick hinter die Kulissen tun lassen wollte, wurde als „Reaktionär" belächelt, der eben politisch noch nicht reif war. Wer aber gar darauf hinwies, daß die Möglichkeit gemeinsamer Abwehr einer nordamerikanischen Flottenaktion, wozu Chile und Argentinien in erster Linie berufen waren, nunmehr illusorisch sei, für den hatte man in politischen Kreisen nur jenes verständnisinnige Augurenlächeln, das den Sprecher in die Kategorie harmloser Geisteskranker zu versetzen strebt. Für die Tatsache, daß Nordamerika nun von beiden Seiten kommen und gleichzeitig die Ost- und Westküste bedrohen könnte; daß jede der südamerikanischen Flotten zum Schutze des eigenen Landes fest stationiert sein müßte, ohne dem gleichfalls bedrohten Nachbar zu Hilfe eilen zu können, für diesen Hinweis hatte man nur die pathetische Entgegnung, daß eine Schwester der an-

deren nie ein Leides zufügen könnte und der ideale erhabene Grundgedanke der Republik die sicherste Garantie sei.

In wie geschickter Weise die wahre Politik der Vereinigten Staaten in den oben erwähnten Artikeln verhüllt wird, zeigt u. a. ein Aufsatz im „Boletin Comercial" von Curaçao, der „Judson Welliver" gezeichnet, sich über den Kanal von Panama und seine Beziehungen zu den amerikanischen Republiken verbreitet.

Der Kanal soll — nach der eben genannten Darstellung — vor allem den süd- und mittelamerikanischen Interessen nutzen und lediglich dem Zwecke engerer Verbindung der Staaten untereinander dienen. Diese Ziele verfolgte auch die Reise des Staatssekretärs Root, die dieser im Jahre 1906 den wichtigsten Städten Südamerikas abgestattet hatte. Das Leitmotiv dieses Besuches sollte seinen Ausdruck in dem Gruße finden: „Die jüngste Zivilisation des Nordens grüßt die alten Zivilisationen des Südens." Nirgend — so betont der Artikel — zeigte sich auf dieser Reise auch nur der Versuch einer Äußerung von Überlegenheit oder Patronat; nur der Wunsch nach Freundschaft, Brüderlichkeit und gemeinsamer Arbeit. Root betonte vielmehr, daß die Nordamerikaner viel Bewundernswertes an den Südamerikanern fänden. Und alle diese Zwecke fanden ihre Bekräftigung in der Begleitung des Geschwaders von Panzerschiffen, das der freundschaftlichen Mission Roots beigegeben war.

Sodann wird auf die eine Folgeerscheinung der Root'schen Informationsreise eingegangen, die auch seitens Deutschlands aufmerksame Beachtung verdienen sollte. Es handelt sich um eine weitere Steigerung der Ansprüche, die an die Konsuln zu richten sind, um ihren Aufgaben, der Ausdehnung des amerikanischen kommerziellen Einflusses, gerecht zu werden.

Mit Trauer bemerkt man aber in nordamerikanischen Kreisen, daß man speziell von englischer Seite dabei ist, die harmlosen Südamerikaner über Onkel Sams wahre Absichten aufzuklären. So schreibt die „Times" von London in einem ihrer südamerikanischen Beiblätter wörtlich:

„Die Monroe-Doktrin, die genügend elastisch ist, um bei allen Eventualitäten Anwendung zu finden, hat die südamerikanischen Nationen vor der Intervention Europas bei ihren inneren Angelegenheiten geschützt und sie gegen die Eroberung oder Rückeroberung durch europäische Mächte beschirmt; sie ist aber kein Hindernis für die Intervention der Vereinigten Staaten gewesen, noch gegenüber der Eroberung oder Abtrennung von Gebieten, in denen „offensichtliche Schicksalsbestimmungen oder die Interessen der Zivilisation oder der Menschlichkeit" nach Ansicht des weißen Hauses es erforderten. Zuerst kam Mexiko an die Reihe, als Texas und die weiten Gebiete der östlichen Mississippiregion dem Territorium einverleibt wurden; damals schnitt man sich nur eine Scheibe ab, um den Rest für später zu lassen. Die Erwerbungen von Puerto Rico, Kuba, Santo Domingo und Panama mit ihren verschiedenen taktischen und politischen Gesichtspunkten sowie der dauernden Vergewaltigung bestehender Verträge sind noch zu frische Ereignisse, um längere Betrachtungen darüber anzustellen. Honduras, Nicaragua und Guatemala scheinen jetzt gewissermaßen auf der Schlachtbank zu liegen, dank des goldenen Messers der kosmopolitischen Finanz, die sich hinter der Maske des guten Onkel Sam verbirgt."

Derartige Worte der Aufklärung, die trotz aller Gegenbemühungen doch bisweilen ihren Weg in die südamerikanische Presse, wenigstens der Nordstaaten, finden, sind für Nordamerika

sehr peinliche Erscheinungen, zumal sich die Reihe gefährlicher amerikanischer Minierarbeit noch weiter vervollständigen ließe. Die jetzigen Verhältnisse in Mexiko, die in der Beseitigung des nationalen Präsidenten Porfiro Diaz ihren Anfang nahmen, ja auch die Vertreibung Castros in Venezuela sind nicht zum mindesten Teile auf das Konto amerikanischen Einflusses zu setzen. Auch in Honduras wird man in der Zukunft auf Überraschungen gefaßt sein müssen. Beabsichtigt man doch in nordamerikanischen Finanzkreisen die gesamten Staatsschulden des Landes abzulösen, um das Land durch die finanzielle Zentralisierung ganz den nordamerikanischen Interessenten gefügig zu machen. Auch diese Transaktion wird von nordamerikanischer Seite als eine Schutzmaßregel dargestellt, um die freien Republiken nicht unter das Joch europäischen Geldes zu ducken und bei irgend welchen Schwierigkeiten das Land der Möglichkeit einer europäischen Intervention auszusetzen.

Eine energische Sprache und richtige Auffassung der Sachlage findet man nur in der Presse der Republik Kolombia, der seit Gründung des Freistaates Panama die Augen über Nordamerikas Politik der Uneigennützigkeit aufgegangen sind. Die übrigen Republiken wiegen sich zum großen Teil noch in dem Gefühl republikanischer Seelenharmonie und lassen sich, so oft es Nordamerika für gut befindet, irgend eine europäische Macht als „schwarzen Mann" vorführen, vor dem es nur einen Schutz in den Armen der selbstlosen „großen Schwester" gibt.

Auch Deutschland hat häufig genug die Rolle des ländergierigen Eindringlings spielen müssen. Sind doch die großen deutschen Zentren im Süden von Brasilien und Chile der nordamerikanischen Politik schon längst ein Dorn im Auge, da sie nicht nur in kultureller Hinsicht, sondern auch in nationaler Beziehung den beiden Republiken das Rückgrat stärken, eine Tatsache, die von den beiden Regierungen sogar bisweilen anerkannt wird.

Für Deutschland bedeuten jene Republiken aber auch überaus wichtige Zukunftsgebiete; mit einer Unterstützung des dortigen Deutschtums erreichen wir nicht nur eine Ablenkung unserer überstarken Bevölkerung in gesunde Kolonisationsgebiete, sondern erschließen uns auch wichtige Absatzländer, sowohl für unsere Pioniere des Deutschtums, wie auch für unsere einheimische Industrie.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Präsident der Republik Portugal.

... und Süd

... Monatsschrift

... Paul Lindau

... Professor Dr. Ludwig Stein

... Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
... Schottlaender, A.-G., ...eslau.

... Berlin W. 10 ... Kopenhagen
... Grill'sche k. k. ... ...sleo & Hasselbalch.

Christiania ... Konstantinopel
Jacob Dybwad's Buchhdlg. ... ...nat. Buchhandl. Otto Keil.

...weden und in Dänemark: ... Nachfolger, Kopenhagen.
Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung ... von Bergen, Zürich I.
... Holland. W. ... Stockum ... ...hof 36.
... bei der ... Mosk... ...m in Petersburg:
...ski Prospekt ..., Moskau: ... ...vaja 22.

38. Jahrgang. Band 147. Heft 471 ...ember 1913

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 147. Heft 471 Dezember 1913

Antonio Macieiro,

portugiesischer Minister des Auswärtigen:

Offener Brief an den Herausgeber der Zeitschrift „Nord und Süd".

Sehr geehrter Herr!

Die portugiesische Regierung schätzt ehrenhafte Absichten, ihre Leistungen unbefangen zu werten, um so höher, je seltener dies in der ausländischen Presse der Fall ist, und sie ist nicht nur für jede derartige Anregung, wie sie von Ihnen ausgeht, dankbar, sondern sie bemüht sich, entspreechnden Wünschen so vollständig als irgend möglich Genüge zu leisten. Ohne andere Absicht als die, Ihren Lesern die politische und soziale Entwicklung einer jungen Republik zu schildern, die eine am Rande des Abgrundes stehende Nation vor dem Untergang bewahrt hat, haben Sie, sehr geehrter Herr, den Wunsch geäußert, eine der Nummern von „Nord und Süd" meinem Vaterlande und seinen Institutionen zu widmen.

Zu meinem lebhaften Bedauern traf mich Ihre Einladung in einem Augenblick, in welchem ich nicht in der Lage war, abermals Mitarbeiter Ihrer Zeitschrift zu sein. Immerhin und trotz der vielfachen Beschäftigungen, die mein Amt mir auferlegt, habe ich es mir nicht versagen wollen, die Organisation der der portugiesischen Republik gewidmeten Nummer selber in die Hand zu nehmen. Und ich glaube, daß Ihre Leser dabei nicht schlechter wegkommen. In den Aufsätzen, die ich Ihnen schicke, und die hervorragende Männer verschiedener Parteien und verschiedener Gesellschaftsklassen zu Verfassern haben, werden Ihre Leser ein gut Teil des Werkes der portugiesischen Republik mit genügender Ausführlichkeit dargestellt finden. Viele andere, nicht weniger interessante Seiten der Frage wären ebenfalls der Behandlung wert. Aber dazu würden selbst mehrere Nummern Ihrer ausgezeichneten Zeitschrift nicht hinreichen, und auch Ihren Lesern würde vielleicht die zu große Ausführlichkeit in der Darstellung des portugiesischen Lebens nicht willkommen erscheinen.

Indem ich, sehr geehrter Herr, Ihrem Wunsche nachkomme, danke ich Ihnen verbindlichst für Ihre außerordentliche Liebenswürdigkeit, die Ihre Zeitschrift ehrt und mir die angenehme Verpflichtung auferlegt, Ihnen meine Anerkennung auszudrücken.

Mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Antonio Macieiro,
portugiesischer Minister des Auswärtigen.

João Chagas,

portugiesischer Gesandter in Paris:

Die Ziele Portugals.

Die republikanische Regierungsform, zu welcher Portugal infolge der bekannten geschichtlichen Ereignisse übergegangen ist, bedarf einer theoretischen Begründung nicht nur, sondern auch einer historischen Rechtfertigung. In der Regel ist die öffentliche Meinung Europas über das innere politische Leben der kleineren Nationen ungenügend unterrichtet. Was insbesondere die republikanische Regierungsform Portugals betrifft, so war man vielfach geneigt, sie als Werk von träumerischen Ideologen und politischen Experimentatoren hinzustellen. Es wird männiglich ebenso schief geurteilt über die Stabilität der neuen Regierungsform, wie über ihre Ziele und Bestrebungen. Man sieht vielfach in der neueren portugiesischen Revolution nur ein Seitenstück zu den europäischen Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848, das bekanntlich die demokratischen Forderungen des 19. Jahrhunderts samt und sonders zu verwirklichen suchte. Man schloß daher etwas voreilig, daß unsere Revolution infolge der sozialen Störungen, welche einzelne Radikale mit ihren unreifen Theorien hervorrufen, ebenso vorübergehender Natur sein werde, wie die ausschweifenden Forderungen dieser Neuerer. Zudem sah man in den neuen Staatsmännern der portugiesischen Republik nichts anderes, als eine neue Auflage jenes geistigen Typus von Revolutionären, welche durch Fanatismus und Sektengeist gekennzeichnet sind.

Dieses Bild, das sich die öffentliche Meinung Europas von den führenden Männern der portugiesischen Republik gemacht, ist in allen seinen Zügen entstellt, ja geradezu gefälscht. In Tat und Wahrheit besteht die republikanische Partei in Portugal schon seit Jahrzehnten. Ihre heutige Ausgestaltung verdankt sie aber keiner theoretischen Kritik der monarchischen Idee, sondern lediglich der unbezwinglichen Sehnsucht nach einer ehrlichen Regierung. Man darf die ersten portugiesischen Republikaner, die bereits in den neunziger Jahren des vorigen

Jahrhunderts ihre Schwingen zu regen suchten, füglich als unzufriedene Patrioten ansprechen.

Wir müssen auf geschichtliche Vorgänge zurückgreifen, um der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt klar zu machen, warum das monarchische Regime in Portugal schon seit Jahrzehnten die allgemeine Unzufriedenheit im Lande hervorgerufen hat. Die heutige Politik Portugals ist ohne diesen geschichtlichen Hintergrund nicht zu verstehen. Ich werde indes die Leser von „Nord und Süd" nicht ermüden, sondern mich darauf beschränken, die geschichtlichen Hintergründe für die allgemeine Unzufriedenheit mit der monarchischen Regierungsform in Portugal in knappen Zügen zu kennzeichnen. Im Jahre 1833, nach dem Kriege zwischen den beiden Kronprätendenten, den Brüdern D. Miguel und D. Pedro, wurde in Portugal das liberale Regierungssystem eingeführt. Aber im Schoße der Parteien erwuchsen neue Schwierigkeiten, die sich bis zum Jahre 1851 in blutigen Revolutionen entluden, so daß das Land völlig verwüstet und der Staatsschatz bis auf die Neige geleert wurde. Von jenem Zeitpunkte an datiert jene finanzielle Misère in Portugal, zu deren Hebung nichts Einschneidendes versucht wurde. Die Geldkrise erreichte ihren Höhepunkt in den letzten Jahren des liberalen Regimes, dessen einzelne Fraktionen im Jahre 1851 endlich untereinander Frieden schlossen. Eine neue politische Partei nahm alsdann die Zügel der Regierung in die Hände. Es standen nunmehr zwei Parteien einander gegenüber: die konservativ-aristokratische und die radikal-fortschrittliche. Die Bürgerkriege mit ihren unausbleiblichen Folgen haben in Portugal jeden Fortschritt unterbunden. Das ökonomische Rüstzeug des Landes war ohnehin dürftig genug. Eisenbahnen waren noch gar nicht vorhanden, und die Landstraßen befanden sich in einem kümmerlichen Zustande. Unter dem liberalen Regime nahm das Land einen Anlauf zu technischem Fortschritt. Aber die Gegenpartei, die nunmehr ans Ruder kam, unterbrach das so ersprießlich begonnene Werk der Liberalen, mißachtete die dem Gemeinwohl dienenden Werke und nützte ihre politische Macht auf die Wählermassen dazu aus, die eigene Partei zu stärken und deren Einflußsphäre zu mehren. Hätte es sich dabei um ein gebildetes, geistig vorgeschrittenes Volkstum gehandelt, so würde sich der angerichtete Schaden mit der Zeit vielleicht wettmachen lassen. Aber die Anzahl der Analphabeten machte im damaligen Portugal nahezu 90 Prozent der Bevölkerung aus. Da konnte die politische Immoralität sich leichter einnisten und in verhängnisvoller Weise die Leitung der öffentlichen Verwaltung infizieren. Die Parlamente waren nur der Ausdruck einer Wählerschaft ohne Gewissen, und das Abgeordnetenmandat nur ein Instrument des Willens der regierenden Partei. Der konservative Parteiführer, Rodriguez da Fonseca, führte das bezeichnende Wort im Munde: „Die Deputierten kaufe ich fix und fertig".

Wenn nun ein Land solche Erscheinungen aufweist, dann ist es allem Ungemach widerstandslos preisgegeben. Portugal war 1851—1891 auf Gnade und

Ungnade diesen skrupellosen Politikern ausgeliefert. Die mißliche finanzielle Lage des Landes, die schon unter dem liberalen Regime eingesetzt hatte, nahm von Jahr zu Jahr immer beängstigendere Dimensionen an. Die Jahre 1833—1851 brachten dem Staatshaushalte ununterbrochen Defizite. Nur die Budgetjahre 1853/4, 1854/5 und 1856/7 machten hiervon eine Ausnahme. Alle übrigen Jahresabschlüsse der portugiesischen Budgets zeigen Fehlbeträge, die im jährlichen Durchschnitt 7300 Contos betrugen (zum Parikurse von 225 Reis für die Mark bedeutet dies eine Summe von ungefähr 32 Millionen Mark). Dabei wuchsen die öffentlichen Ausgaben im Verhältnis zu den Einnahmen um 40—50 Prozent. Diese ständige Unterbilanz im Staatshaushalt legte dem Lande — wie natürlich — immer drückendere Steuern auf, und die Schuldenwirtschaft schwoll immer bedrohlicher an. Im Jahre 1852 erforderte der Staatsschuldendienst 2570 Contos (ca. 11 Millionen Mark), während er 1902 auf 20 719 Contos gestiegen war (d. h. nahezu 92 Millionen Mark). Das bedeutete beinahe ein Drittel aller öffentlichen Einnahmen. Das unheimliche Wort „Bankerott" spielte daher in den öffentlichen politischen Erörterungen eine verhängnisvolle Rolle. Und so mußte denn auch Portugal im Jahre 1891 tatsächlich seine Zahlungen einstellen. Die Steuern wuchsen ins Ungemessene, so daß sie sich in den zwanzig Jahren (von 1880—1899) nahezu verdoppelten, sie stiegen von 12 116 Contos auf 23 614 Contos (etwa 104 Millionen Mark). Dabei fehlte es dem Lande so ziemlich an allem. Die Hälfte des Landes wurde, seitdem die liberale Regierung von der konservativen abgelöst wurde, gar nicht mehr bebaut. Die elementarsten nationalen Aufgaben, der öffentliche Unterricht und die Landesverteidigung, wurden völlig vernachlässigt. Cliquenwirtschaft und persönliche Interessen nahmen alle öffentliche Tätigkeit und politische Initiative restlos in Anspruch. Hier setzt die republikanische Bewegung in Portugal ein. Die Republikaner waren in der Mehrzahl von Hause aus ernste Patrioten, die von der Unhaltbarkeit dieser Zustände fest durchdrungen waren und sich daher zur Überzeugung durchgerungen haben, daß nur eine Änderung der Staatsform das Land vor einem völligen Zusammenbruch bewahren könne. Im schicksalsreichen Jahre 1891 tritt die republikanische Partei in Portugal in eine neue Phase ihrer inneren Entwicklung ein. Inzwischen war nämlich ein Geschlecht herangewachsen, das den einstmaligen Aufschwung des liberalen Regimes nicht mehr kannte, sondern nur die Spuren seines Verfalls sah. Ein neuer König, D. Carlos, tritt auf den Plan, und mit ihm war die Möglichkeit einer grundmäßigen Reform unserer verrotteten politischen Sitten und Verwaltungsgrundsätze gegeben. Von allen Parteien wird ihm geraten, die Fehler der alten Regierung zu meiden; man erwartet und fordert von ihm ein neues Leben. Einige Ultras legen ihm sogar nahe, das absolutistische Regiment wieder einzuführen. D. Carlos war noch sehr jung, als er zur Regierung kam. Es soll auch an seinen guten Absichten nicht der geringste Zweifel erhoben werden. Aber die politische Erbschaft,

die er angetreten hatte, war eine zu traurige. Die Schäden hatten sich zu tief eingefressen, als daß sie durch kleine Mittelchen, wie sie eine dürftige Verbesserung der Verwaltung darboten, hätten ausgemerzt werden können. Zwar regen sich einige neue Parteien, die das Land radikal reformieren möchten, aber sie erlangen allesamt keine lange Lebensdauer. Die alten traditionellen Parteien lassen die neuen nicht aufkommen und gönnen den Jüngeren keinen Platz in der Leitung der öffentlichen Geschäfte. Und so verschwinden die fortschrittlichen Parteien im Bewußtsein ihrer politischen Ohnmacht fast ebenso rasch, wie sie entstanden waren. Dies war auch das Schicksal jener Gruppe, die sich „dynastische Linke" nannte und einen der hervorragendsten Staatsmänner des ehemaligen liberalen Regimes an ihrer Spitze sah.

König Carlos hatte den Thron 1889 bestiegen. Aber schon 1891 stellte der Staatsschatz seine Zahlungen ein. Der Zinsfuß wurde herabgesetzt, und die Staatsgläubiger mußten sich eine beträchtliche Herabminderung ihres Einkommens gefallen lassen. Zwar versuchte ein von edelstem Patriotismus durchglühter Mann, Dias Ferreira, dieser Finanzkrise des Landes zu steuern. Aber seine Anstrengungen waren vergebliche. Der gemeinsame Widerstand der herrschenden Oligarchie brach seine Kraft. Er mußte sich von der Leitung der Regierung zurückziehen und veröffentlichte später eine Anklageschrift voll herbster Verurteilung jenes Regiments, das zum Staatsbankerott geführt hat. Er schleudert jener Klasse, die das Land systematisch aussaugt und zugrunde richtet, die heftigsten Invektiven entgegen. Die Ausgaben des Landes wuchsen beständig, ohne daß ihnen eine wirtschaftliche Hebung des Landes oder eine Zunahme des öffentlichen Wohlstandes entspräche. Im Jahre 1890 betrugen die Ausgaben des Landes 40 000 Contos (177 Millionen Mark), und im Jahre 1910, zur Zeit des Sturzes der Monarchie, waren sie auf 75 000 Contos (etwa 333 Millionen) angewachsen. Die Fehlbeträge aus den Budgets wollten nicht schwinden. Die Summe dieser Fehlbeträge erreichte nach fünfzigjähriger Mißregierung die schwindelnde Höhe von 330 900 Contos (etwa 1470 Millionen Mark). Dabei hatte man, ungeachtet aller dieser Ausgaben, das Problem der Landesverteidigung völlig aus dem Auge verloren. Portugal vermochte nur unter ungeheueren Anstrengungen ein geschwächtes Heer zu mobilisieren. Und obgleich unser Land auf eine ruhmreiche Vergangenheit als Seefahrer zurückblicken kann, wehte nur noch auf wenigen Kriegsfahrzeugen, die zudem keinen militärischen Wert hatten, unsere Flagge. Was endlich den öffentlichen Unterricht anlangt, so beweisen die 70 Prozent Analphabeten, die wir immer noch haben, die Rückständigkeit der früheren Regierungsform. Unter dieser Mißwirtschaft blieben 48 Prozent der Anbaufläche unseres Landes immer noch unkultiviert. Eine Legion von öffentlichen Beamten, darunter viele Faulenzer, belasteten damals den Staatshaushalt mit nicht weniger als 25 Prozent seiner Gesamteinnahmen. Der Prozentsatz der Beamten im Verhältnis zur Bevölkerung ist in den Annalen anderer Länder ohne

Beispiel. Nicht weniger als 50 000 Beamte trieben sich in den Büros herum und wetteiferten förmlich in geschäftig sein sollendem Müßiggang. In der Steuerverwaltung herrschte krasseste Ungerechtigkeit und ungleichmäßige Behandlung. Die Reichen machten falsche Angaben über die Höhe ihres Besitzes, was die mit ihnen verbündeten politischen Parteien stillschweigend hinnahmen. Dafür wurden die Armen um so stärker zu den Steuerlasten herangezogen. Man erhöhte die Staatseinnahmen, indem man die unentbehrlichsten Lebensmittel, die den Armen am schwersten treffen, mit unerschwinglichen Abgaben belastete. Ein Finanzminister heckte sogar den Plan aus, zu allen bestehenden Steuern noch einen besonderen Zuschlag hinzuzufügen.

Alle diese Umstände muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die tieferen Gründe verstehen will, die zu einem völligen Zusammenbruch der Monarchie in Portugal geführt haben — Unzufriedenheit und Mißmut über das hier geschilderte Regierungssystem hatten sich dermaßen gehäuft, daß eine gewaltsame Explosion erfolgen mußte. Die Unzufriedenen aller Parteien traten je später, desto rückhaltloser in die Reihen der bereits stark ausgebildeten republikanischen Partei ein. Kennzeichnend für Stimmung und Haltung der Republikaner unter der Regierung des letzten Monarchen ist das Wort eines führenden Republikaners, Dr. José Falkao, eines Professors der Universität Coimbra, das er in der schwersten Stunde der politischen Krise den Monarchisten zugerufen hat: „Wenn die Monarchie uns retten kann, so soll sie uns retten!"

König Carlos sah 1906 endlich ein, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter gehe. Die alten Parteien waren so unpopulär, daß er mit ihnen nicht mehr regieren konnte. Er berief daher João Franco an die Spitze des Ministeriums, einen Mann, der zwar den bisherigen Parteien gedient, aber zugleich erklärt hatte, ihre Verfehlungen einzusehen, und gewillt schien, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Franco wurde vom ganzen Volke anfänglich freudig willkommen geheißen. Vielleicht hätte er auch das von ihm intendierte Reformwerk durchgesetzt, wenn er nicht politische Fehler begangen hätte, welche die Krisis verschärften und dadurch das monarchische Prinzip in Mitleidenschaft zogen. Sein folgenschwerster Fehler bestand nämlich darin, die Person des Königs in die öffentliche Debatte zu ziehen. In unkluger Weise tat Franco dem Lande kund, daß König Carlos zum Schuldner des Staatsschatzes geworden war, indem er ungesetzliche Vorschüsse vom Fiskus entnommen hatte. Das illegale Verhalten des Königs auf der einen und das unehrliche Vorgehen der Verwaltung auf der anderen Seite erregten den öffentlichen Unwillen in bedrohlichem Maße. João Franco bekundete freilich den guten Willen, das Verhältnis des Königs zum Staatsschatz ins Gleichgewicht zu bringen. Aber welcher Mittel bediente er sich bei diesem Beginnen? Er fälschte glattweg die Rechnungen! Als aber diese Tatsache öffentlich bekannt wurde, da waren König Carlos und sein Premierminister unheilbar bloßgestellt und unrettbar verloren. Denn Ver-

fehlungen treten selten einzeln auf. Franco beging noch folgenschwerere Vergehungen. Als er die Unhaltbarkeit der Situation einsah, griff er in der Verzweiflung zu außerordentlichen Regierungsmaßnahmen. Er löste das Parlament auf, unterwarf die Presse einer Ausnahmegesetzgebung und schien gewillt, die Führer der republikanischen Partei durch Deportation zum bürgerlichen Tode zu verurteilen. Aber die Ermordung des Königs und seines Sohnes bereitete der politischen Aktion des Ministeriums Franco ein ebenso plötzliches wie tragisches Ende. König Manuel bestieg nunmehr den Thron. Die republikanische Partei verzichtete, angesichts der traurigen Begleiterscheinungen des Königsmordes, bei diesem Anlaß auf jede revolutionäre Betätigung; sie beschloß vielmehr, des starken Druckes der öffentlichen Meinung ungeachtet, die Entwickelung der Ereignisse unter König Manuel abzuwarten.

Die Regierungszeit D. Manuels war ebenso kurz wie unglücklich. Weder die gehäuften Fehler der Vergangenheit, noch die bitteren Lehren der traurigen Gegenwart vermochten die Menschen zu ändern, die Zustände zu bessern oder gar das ganze Regierungssystem umzugestalten. Das erste Ministerium des jungen Monarchen trat freilich mit annehmbaren Reformvorschlägen hervor. Die republikanische Partei verhielt sich vorerst abwartend. Mit jener Aufrichtigkeit, die sie von jeher auszeichnete, erklärte sie auch jetzt, die Monarchie zu unterstützen, wenn es ihr gelänge, das Land vor völligem Verfall zu retten. In einer denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses streckte der Deputierte Alfonso Costa, der Führer der Republikaner, im Namen seiner Partei den Monarchisten die Hand zur Versöhnung entgegen, wenn diese sich auf den Boden der europäischen Moral und der politischen Freiheit stellen wollten. In diesem Falle stellte Costa die ehrliche Mitarbeit der gesamten republikanischen Partei an dem Gesundungsprozeß des Landes in Aussicht. Die Monarchisten hatten indes für dieses großmütige Anerbieten kein Verständnis und lehnten den Vorschlag des republikanischen Führers Costa, der gegenwärtig Präsident des portugiesischen Ministeriums ist, kurzer Hand ab. Der Vorschlag Costas beweist für alle, die sehen *wollen*, daß die Republikaner von Hause aus weder gewaltsam, noch übereilt vorgegangen sind. Im letzten Augenblicke vor der Entscheidung waren sie vielmehr gewillt, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, der versinkenden, unhaltbar gewordenen Monarchie ein Rettungsseil zuzuwerfen. Den Republikanern ging die Größe und das Ansehen des Vaterlandes über alles. Sie hätten die Monarchie aufrechterhalten, wenn diese imstande gewesen wäre, ein Rettungswerk zu vollführen, das den Ruin Portugals hätte verhindern können. Aber die Geschichte Portugals, deren Grundzüge wir hier zur Orientierung für deutsche Leser in knappen Zügen zusammengefaßt haben, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Monarchie außerstande war, das Vaterland zu retten.

Sidonio Paes,

Gesandter der portugiesischen Republik in Berlin:

Die portugiesischen Finanzen.

Den entscheidenden Anstoß zum Ausbruch der Revolution in Portugal am 5. Oktober 1910 hat unzweifelhaft der jämmerliche Zustand der Staatsfinanzen gegeben, in welchen das „ancien régime" unser Land hineingetrieben hat. Daraus erwuchs beim überwiegenden Teile aller Urteilsfähigen die Überzeugung, daß an eine durchgreifende Hebung des Landes nur gedacht werden kann, wenn die durch und durch ungesunde politische Atmosphäre von Grund aus gereinigt wird, und dies war nur dadurch möglich, daß man wieder zur guten Sitte der Sauberkeit in Gesinnung und Handlung zurückkehrte. Eine kräftige Brise politisch-moralischer Reinlichkeit fegte die Miasmen der politischen Korruption des früheren Regiments hinweg. Peinlichste Akkuratesse in der Verwaltung der öffentlichen Gelder schuf in der Republik ein neues moralisches Milieu. Das portugiesische Parlament überwacht durch seine strenge und wachsame Kontrolle die öffentliche Verwaltung. Dieses neugewählte Parlament zeichnet sich vor allem durch zwei Eigenschaften aus: Völlige Unabhängigkeit seiner Mitglieder und ehrliches Bestreben, dem Vaterlande selbstlos zu dienen. Die öffentliche Meinung in Portugal, die unter der früheren Regierung den moralischen und ökonomischen Verfall des Landes mit bitterem Schmerz empfand, freut sich unserer inneren Gesundung und verfolgt den offensichtlichen Aufstieg der öffentlichen Verwaltung unter dem neuen Regierungssystem mit freudiger Aufmerksamkeit. Die portugiesische Republik gibt das Beispiel einer Wiederherstellung der Reinheit der Sitten und der Achtung vor dem Gesetz. Es vollzieht sich dieser Umschwung von der Korruption zur puritanischen Einfachheit und Reinheit unserer öffentlichen Moral mit einer so peinlichen Beflissenheit, daß schon ein minimales Abweichen von dieser strengen Norm der republikanischen Regierungsgrundsätze lebhaften Widerspruch erzeugt und erregte politische Diskussionen hervorruft, die zuweilen sogar den Anschein erwecken, das Maß des Zulässigen zu überschreiten.

Unter diesem Gesichtswinkel sollten unsere öffentlichen parlamentarischen Kämpfe angesehen und beurteilt werden. Wir sind einig und geschlossen gegenüber der gemeinsamen Gefahr, aber behutsam und kritisch gegenüber unseren eigenen Fehlern, was nur beweist, ein wie lebhaftes Interesse die ganze Nation an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt. Dem unparteiischen Beobachter unserer Verhältnisse drängt sich die Ansicht auf, daß die strenge Moral unserer republikanischen Regierung von der Öffentlichkeit überwacht wird, gerade weil sich allenthalben die Überzeugung Bahn gebrochen hat, daß das völlige Versagen dieser moralischen Qualitäten den Untergang des früheren Regierungssystems bedeutete, während ihre sorgsame Pflege nicht bloß zu den

obersten Pflichten der Republik gehört, sondern geradezu ihre Daseinsberechtigung ausmacht. Angesichts der offenkundigen Purifizierung des Landes von jenem moralischen Sumpf, in welchen das „ancien régime" Portugal gestürzt hat, muß jeder Versuch einer Wiederherstellung der alten Korruptionswirtschaft als ein Verbrechen gegen die vitalen Interessen unserer Nation bezeichnet werden. Für jeden Unbefangenen, der sehen will, ist der ökonomische und kulturelle Fortschritt, den unser Land unter der gegenwärtigen Regierungsform zu verzeichnen hat, mit Händen zu greifen, weil er mit unwidersprechlichen Zahlen zu erhärten ist.

Die Staatsschulden, welche 1831 kaum 10 000 Contos betrugen, stiegen unter der vermeintlich konstitutionellen Monarchie, ungeachtet des stillen Friedens nach außen, dessen sie sich erfreute, so maßlos und gefahrdrohend an, daß die finanzielle Krise im Jahre 1892 zu einem völligen Zusammenbruch, ja zum Staatsbankerott geführt hat, der erst durch das Übereinkommen vom Jahre 1902 aufgehoben wurde. Aber selbst diese schwere Prüfung vermochte das alte Regierungssystem nicht zur Einsicht und Umkehr zu bringen. Die Staatsschulden wuchsen vielmehr von Jahr zu Jahr, so daß die sterbende Monarchie der neuen Regierungsform die ruinöse Höhe von 658 000 Contos (nom. = 2924 Millionen Mark) als Erbschaft an Staatsschulden hinterließ. Damit ging natürlich eine völlige Entwertung unserer Valuta Hand in Hand, so daß es Momente gab, in denen unsere staatlichen Banknoten 30 Prozent unter Parikurs gehandelt wurden.

Von der ungeheuerlichen Summe unserer Staatsschulden waren zudem 200 000 Contos auswärtige Goldanleihe, darunter 11 286 Contos schwebende Schuld, kurzfristige Schatzscheine mit drei- bis sechsmonatlicher Zurückzahlungsfrist bei enormem Zinsfuß. Das alles schwebte wie ein Damokles-Schwert über dem Lande und mußte im Moment der Fälligkeit die Haare des Finanzministers bleichen. Von den 458 000 Contos der inneren Anleihen gehörten 70 132 Contos den schwebenden Staatsschulden an, die zu 6 Prozent verzinst werden mußten, und die im Falle einer wirtschaftlichen Panik den Staatsschatz in tödliche Verlegenheit setzen konnten. Um sich ein ungefähres Bild dieser verzweifelten finanziellen Lage zu machen, in welche die 658 000 Contos Staatsschulden uns versetzen, wollen wir das Verhältnis der gesamten Staatseinnahmen zum Zinsendienst für die Staatsschuld ins Auge fassen. In den Jahren 1910/11 betrug das gesamte Einnahme-Soll unseres Staates 69 400 Contos, während wir für den Zinsendienst einschließlich der Amortisationsquoten jährlich 22 300 Contos aufbringen mußten, das bedeutete 32 Prozent unserer gesamten regulären und außerordentlichen Einnahmen. Dabei übergehen wir noch die verhängnisvoll drückenden Bedingungen, unter denen unsere letzten Anleihen abgeschlossen wurden, und die frevlerischen Anwendungen, welche dieser dem Lande zugeführte künstliche Goldstrom gefunden hat. Nur das eine Moment dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Verschwendung und Unterschleife,

vor allem aber illegale und unmoralische Hergabe von Staatsmitteln zu persönlichen Zwecken der Machthaber auf der Tagesordnung waren, so daß selbst die Verteidiger des ancien régime mit zynischer Offenheit dieses ganze Vergeudungssystem eingestanden. Das alles führte zu einem endgültigen Bruch zwischen Volk und Dynastie. Und die nachfolgenden Geschlechter werden noch lange unter den blutenden Wunden zu leiden haben, welche die vergangenen ihnen geschlagen haben.

* * *

Wir wollen nunmehr die Kehrseite der Medaille zeigen. Wir wollen die günstigen wirtschaftlichen Wirkungen hervorheben, welche die dreijährige Arbeit der Republik, angesichts einer so peinlichen finanziellen Situation, schon gezeitigt hat. Die Kürze der Zeit und die Verwickeltheit der finanziellen Probleme haben natürlich kein allzu rasches Tempo in der Gesundung unserer Verhältnisse gestattet. Immerhin sind die seither erreichten Resultate bemerkenswert genug, die Aufmerksamkeit der anderen Nationen auf sich zu lenken und die Unbefangenen davon zu überzeugen, daß die Republik in vergleichsweise kurzer Zeit das Land wieder in eine Periode gesunder Finanzen infolge innerer Reformen hinüberführen wird. Der Gouverneur der portugiesischen Staatsbank, Innocencio Camacho, veröffentlichte jüngst eine interessante Studie, in welcher er den Nachweis führte, das während der letzten 58 Jahre der Monarchie das durchschnittliche Jahresdefizit 5982 Contos betrug. Wären wir in den letzten drei Jahren im gleichen Verhältnis mit der Häufung der Defizite fortgefahren, so müßte sich unsere Staatsschuld inzwischen um 17.946 Contos vergrößert haben. Aber das Gegenteil ist der Fall. Bis zum 31. August 1913, also noch nicht ganz drei Jahre nach dem Bestande der Republik, hat sich *die portugiesische Staatsschuld um 19 Contos vermindert.* Auch die Beschaffenheit der Staatsschulden hat inzwischen eine durchgreifende Veränderung erfahren. Die schwebende *innere* Staatsschuld ist freilich gewachsen, aber diese Erhöhung wurde durch Zinsherabsetzung der restlichen inneren und äußeren Staatsschulden reichlich wettgemacht. Die schwebende äußere Staatsschuld hat sich *in der genannten Periode um 8499 Contos verringert,* d. h. sie fiel von 11 286 Contos auf nur 2787 Contos. Außerdem verminderte sich im selben Zeitraum die äußere Amortisationsanleihe um 4761 Contos, so daß die drückende, weil schwebende Schuld an das Ausland auf ein Minimum reduziert ist und eben damit aufgehört hat, den ewigen Alpdruck unseres Staatswesens zu bilden. Und mag auch die innere Anleihe etwas angewachsen sein, so ist doch deren Zinsfuß von 6 auf 5½ Prozent gesunken, wie denn überhaupt der durchschnittliche Zinsfuß aller unserer Anleihen sich ermäßigt hat. Auf diesem Wege konnte die Republik nach und nach eine Art von Konvertierung unserer äußeren und inneren Anleihen herbeiführen, die unserem Lande alljährlich ein ge-

ringeres Ausmaß von Geld entzieht, wodurch Portugal drohenden Gefahren gegenüber widerstandsfähiger wird.

Die bisher erzielten finanziellen Ergebnisse der republikanischen Regierung springen um so mehr in die Augen, wenn man sich die Erklärung des Ministerpräsidenten und Finanzministers Alfonso Costa vergegenwärtigt, nach welcher die Verringerung unserer Staatsschuld seit Januar 5715 Contos beträgt. Und mögen auch die ersten beiden Budgets der republikanischen Regierung Defizite aufgewiesen haben, so zeigt doch schon das Budget 1912/13 einen Überschuß von 167 Contos — den ersten Überschuß seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine künstliche Zurechtstutzung unseres Budgets, zumal der Ministerpräsident sogar einen höheren Überschuß, als im Budget vorgesehen, angekündigt hat. So hat er beispielsweise für das Jahr 1913/14 dem Parlament ein Budget vorgelegt, das bereits genehmigt wurde, wonach für dieses Jahr ein Überschuß von mindestens 900 Contos zu erwarten ist. Da es also der gegenwärtigen Regierung zum ersten Male seit mehr als einem halben Jahrhundert gelungen ist, das budgetäre Gleichgewicht herzustellen, so werden Regierung und Parlament in steigendem Maße dafür besorgt sein, daß dieses Gleichgewicht, bei den stetig wachsenden Staatseinnahmen zumal, aufrechterhalten wird, vorausgesetzt, daß keine unvorhergesehenen Zwischenfälle, die das Extraordinarium belasten könnten, dieses Gleichgewicht stören.

Dieses glückliche Ergebnis hat die republikanische Regierung in vergleichsweise kurzer Frist und in einer kritischen Zeit erreicht, während die Verschwörer, welche eine Wiederherstellung der Monarchie anstreben, ihre Putsche wiederholen und dadurch die Regierung ständig zu außerordentlichen Ausgaben für die nationale Verteidigung nötigen. Abgesehen von diesen außerordentlichen Krediten für die Selbstverteidigung der Republik, ist jetzt noch jedes Ministerium finanziell überlastet, bis normale Zeiten eintreten. Immerhin hat die Republik das Menschenmögliche geleistet. Alles Gute des „ancien régime" wurde beibehalten. Dabei wurden drückende Steuern, die den kleinen Mann trafen, herabgesetzt oder ganz abgeschafft. Nach modernen Gesichtspunkten wurde die Steuer proportional dem Vermögen geregelt. Strikteste Sparsamkeit mit öffentlichem Gelde wird überall geübt. Einnahmen und Ausgaben des Staates unterliegen strengster Kontrolle. Ehrlichkeit und moralische Sauberkeit sind in alle öffentlichen Verwaltungszweige eingekehrt. Dank dieser politischen Moral, die in allen zivilisierten Ländern mit einer gewissen Selbstverständlichkeit heimisch ist, haben wir in diesen drei Jahren bereits erkleckliche Erfolge aufzuweisen. Wir dürfen uns der Zuversicht hingeben, daß bei einer Stabilisierung unseres Regierungssystems in absehbarer Zeit noch weit glänzendere Erfolge unser Werk krönen werden.

Vitorino Gadinho,

Hauptmann im Generalstab und Abgeordneter:

Das portugiesische Heer.

Beim Ausbruch der Revolution, im Oktober 1910, entsprach die Lage des portugiesischen Heeres durchaus derjenigen aller anderen Verwaltungszweige. Eine wüste Finanzwirtschaft und eine skrupellose Korruption hatten das Land dem Verderben entgegengeführt. Verwaltung und Armee lagen gleicherweise darnieder. Das Heer war ein Scheinheer, mehr dazu bestimmt, die monarchischen Institutionen zu schützen, als das Vaterland nach außen zu verteidigen, wenn es angegriffen werden sollte. Und dieses Schattenheer entzog dem ausgeschöpften Lande jährlich 9000 Contos (34 Millionen Mark). Dabei setzte sich das Heer aus wertvollen Elementen zusammen. Sowohl die Mannschaft, als auch das Material waren von guter Beschaffenheit. Aber ungeachtet der großen Geldopfer des Landes war die Organisation der Armee eine so unzulängliche, daß man keinerlei Gewähr dafür hatte, sich mit Ehren schlagen zu können, falls die Unabhängigkeit unseres Landes angetastet würde. Vor allem war der Mangel an zureichendem Material verhängnisvoll; ein Infanterie-Regiment besaß nicht einmal das Notwendigste, um ein Bataillon zu mobilisieren. Wir besaßen zwar die erforderliche Anzahl guter Gewehre, um die Regimenter der sechs Divisionen unseres aktiven Heeres richtig auszurüsten; aber die Artillerie stand in keinem richtigen Verhältnis zur Infanterie. Auch besaß sie nicht das Material, dessen sie unbedingt bedurfte. Der Kavallerie vollends fehlte das erforderliche Material so gut wie ganz.

Die Kriegsschule bildete freilich eine Anzahl von Offizieren aller Waffengattungen aus, die mit einer, wenn vielleicht auch nicht vollkommenen, so doch durchaus annehmbaren militärischen Erziehung ausgerüstet waren. Sobald diese von Hause aus gutartigen Elemente in ihre bestimmten Regimenter eingereiht wurden, verloren sie sehr bald die Liebe zum Waffenhandwerk. Je tiefer der Einblick war, den sie in die prekäre Lage des Heeres tun durften, desto mutloser wurden die jungen Offiziere, so daß sie das Vertrauen zur Armee, im Ernstfalle das Vaterland verteidigen zu können, einbüßten. Der Rekrutenunterricht war gerade in seinem wichtigsten Teil, dem Felddienst, sehr mangelhaft. Es lag dies nicht an der Mannschaft oder an der Unzulänglichkeit des Unterrichts, sondern am Mangel der zu diesem Zwecke bereitstehenden Mittel. Regelmäßige militärische Manöver oder einigermaßen ausgedehnte Übungen konnten wegen Mangels an Mitteln nicht durchgeführt werden. Als charakteristisch für das alte Regime können die letzten Manöver 1903 angesehen werden. Nur eine sehr unvollständig mobilisierte Division nahm daran teil, und selbst da mußte noch

mit Mannschaft, Pferden und Material notdürftig nachgeholfen werden. Die Effektivstärke unserer Armee war so geschwächt, daß der Unterricht nicht über Kompagnie, Schwadron oder Batterie hinausgehen konnte. Und so geschah denn das Unglaubliche, daß die Mehrzahl unserer Offiziere niemals ein volles Bataillon Infanterie oder eine Gruppe von Schwadronen oder Batterien in voller Kriegsausrüstung zu Gesicht bekamen. Das monarchische Portugal unterhielt solchergestalt ein kostspieliges Heer, das dazu verurteilt war, in Friedenszeiten die Funktionen der Polizei bei Messen und Volksbelustigungen auszuüben, die Gefängnisse zu überwachen, Prozessionen zu begleiten. Aber im Ernstfalle konnte man auf diese Armee nicht rechnen, ungeachtet der ausgezeichneten militärischen Eigenschaften unserer Mannschaft und der glühenden Vaterlandsliebe aller Soldaten. Unter so bewandten Umständen versteht man erst den völligen Niederbruch des monarchischen Systems in Portugal. Alle diejenigen, für welche die Armee das Organ der nationalen Verteidigung bedeutete, konnten diesen Schlendrian nicht mehr mit ansehen. Man war auch nicht mehr gläubig genug, das Schicksal des Landes ausschließlich der göttlichen Vorsehung zu überlassen. Und so hat denn das portugiesische Heer beim Aufstand im Oktober 1910 nicht einen Augenblick gezögert, dem alten Regime, das die heilige Sache des Vaterlandes so schmählich vernachlässigt hatte, den Rücken zu kehren. Sämtliche Truppenteile erklärten sich vielmehr einmütig für die Republik, weil man ihr das Vertrauen entgegenbrachte, daß nunmehr bessere Tage für Portugal anbrechen würden.

Das Werk der Republik.

Nach dem Sturze der Monarchie und der Einsetzung der republikanischen Regierung machten alle Zweige der öffentlichen Verwaltung übermenschliche Anstrengungen, den Augiasstall gründlich zu säubern. Das Werk der Republik sollte sich für das Land als heilsam erweisen. Die vorläufige Regierung veröffentlichte mehrere Dekrete, welche die Erfüllung tiefwurzelnder Bedürfnisse des Volkes in unmittelbare Aussicht stellten. Die neue Regierung ergriff vorerst Maßregeln zur erhöhten Sicherheit des Vaterlandes und zur Festigung des Ansehens der neuen Institutionen. Insbesondere beanspruchte die vom Kriegsministerium zu leistende Arbeit volle Hingabe, um der hohen Aufgabe, die seiner harrte, vollauf gerecht zu werden. Die erste Tat des Kriegsministeriums war das neue Rekrutierungsgesetz, das die allgemeine Wehrpflicht, d. h. den obligatorischen persönlichen Militärdienst als Conditio sine qua non für die Volksbewaffnung einführte. Im Prinzip freilich forderte auch das frühere monarchische Rekrutierungsgesetz die allgemeine Wehrpflicht. Aber das Gesetz war de facto durchlöchert. Es gestattete eine Unmenge von Ausnahmen. Wer sich vom Militärdienst loskaufen wollte, brauchte nur 600 Mark an die Staats-

kasse zu zahlen, und er war militärfrei. Und so wurden nur die aller Mittel Entblößten ins aktive Heer eingereiht. Die mittleren Stände — Handlungskommis, bessere Handwerker, vollends Studenten — kauften sich meist vom Militärdienst los, damit sie in ihrer Laufbahn nicht gehindert würden. Infolgedessen war das Pflichtgefühl dem Staate gegenüber völlig unentwickelt. Alle Beteiligten fanden bei diesem Loskauf-System ihre Rechnung, vor allem der Staat selbst, der sich auf diese Weise beträchtliche Einnahmen verschaffte. Das Unmoralische dieses schnöden Verfahrens wurde dadurch maskiert, daß die zu zahlenden Befreiungsgelder angeblich einem Nationalfonds zur Beschaffung von Kriegsmaterial dienen sollten. Das republikanische Dekret vom 2. März 1911 schaffte diesen unwürdigen Zustand radikal ab. Das neue Gesetz bestimmt, daß alle militärtauglichen Bürger des Landes ohne jeden Unterschied Militärdienst leisten müssen, so daß seit dem Bestehen Portugals zum ersten Male Reich und Arm, Adliger und Bürgerlicher, Gelehrter und Bauer in den gleichen Soldatenrock gesteckt wurden. Einen Loskauf irgend welcher Art gibt es nicht mehr. Wer auf Grund ärztlicher Inspektion für völlig dienstuntauglich erklärt wird, hat eine progressiv abgestufte Militärsteuer zu zahlen. Der Militärdienst dauert vom 17. bis zum 45. Lebensjahre. Die eigentliche Einstellung in die Armee erfolgt mit 20 Jahren. Die Dienstpflicht ist wie folgt verteilt: die ersten zehn Jahre gehört jeder Dienstpflichtige dem aktiven Heere, die nächsten zehn Jahre der Reserve, die letzten fünf Jahre der Landwehr an. Vom 17. bis zum 20. Lebensjahre findet ein vorbereitender Militärdienst statt, der eine Art von Rekrutierungsreserve darstellt. Dieser Vorbereitungsdienst, der zur Zeit der Monarchie noch nicht existierte, hat sich rasch eingeführt und in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Er weckt die Militärfreudigkeit im Lande und fördert den militärischen Sinn. Infolge dieses Vorunterrichts sind die künftigen Soldaten besser auf ihren Beruf vorbereitet, und die spätere Einschulung bei der eigentlichen Rekrutenausbildung vollzieht sich leichter und rascher. In großen Zügen nähert sich das von der portugiesischen Republik eingeführte militärische System dem schweizerischen, ohne indes den Charakter eines Milizheeres im Sinne des schweizerischen anzunehmen.

Am 25. Mai 1911 erließ die provisorische Regierung das neue Gesetz über die Reorganisation des Heeres, das sich dem Rekrutierungsgesetz angliederte und die strategischen Gesichtspunkte festlegte, welche für die Organisation des Heeres maßgebend waren. Dem monarchischen Regime war, aller Versuche ungeachtet, weder das eine, noch das andere Gesetz gelungen, weil es ihm mehr auf die Aufrechterhaltung der Monarchie, als auf die Verteidigung des Vaterlandes ankam. So kam es, daß wir am Anfang des 20. Jahrhunderts eine militärische Organisation besaßen, die keine höhere Effektivstärke unserer Armee aufwies, als 1801, also vor einem vollen Jahrhundert. Und doch hatte sich die Bevölkerung des Landes in diesen 100 Jahren mehr als verdoppelt. Also hatte sich unter dem

monarchischen Regime die militärische Leistungsfähigkeit des Landes im Verhältnis zu seinem Bevölkerungszuwachs um die Hälfte vermindert, und dies in einem Zeitalter, da alle anderen Nationen wetteiferten, das geflügelt gewordene Wort des Generals von der Goltz: „Das Volk in Waffen" in die Tat umzusetzen.

Die Heeresreform wurde von der Republik mutig in Angriff genommen. Durch Dekret vom 25. Mai 1911 wurde das kontinentale Territorium der portugiesischen Republik in acht Divisionsbezirke eingeteilt, deren jeder mit einer aktiven Division, einer Reserve-Division (oder zwei Brigaden) und den entsprechenden Landsturmbataillonen ausgestattet wurde. Die militärischen Einzelheiten dieser neuen Organisation müssen wir an dieser Stelle übergehen. Sie sind an sich interessant genug, aber mehr für eine militärische Fachzeitschrift geeignet, als für die Leser von „Nord und Süd", für welche ja nur die politische Seite unserer militärischen Neuorganisation ernstlich in Betracht kommt. Nur das eine möchte ich mit vollem Nachdruck hervorheben, daß unsere heutigen Truppenkörper nicht mehr, wie beim vorangegangenen Regierungssystem, nur auf dem Papiere stehen, sondern leibhaftige Existenz haben; sie alle haben ihre nötigen Kommandos, was früher nicht der Fall war. Alles ist sorgfältig vorbereitet, so daß die nach dem neuen Gesetz vorgebildeten Truppenkörper tatsächlich die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen vermögen.

Gleichsam als Kuppel dieses ganzen Gebäudes dient der neu organisierte Generalstab, dem die Oberleitung der Truppen und das Studium einer allgemeinen Vorbereitung für einen künftigen Krieg obliegen. Die vorläufige Regierung hat auch den Generalstab nach den besten europäischen Mustern reorganisiert. Das Dekret vom 25. Mai 1911 kennt nur einen Grad von Generälen, die als Offiziersgeneräle bezeichnet werden. Der gegenwärtige Kriegsminister hat auf Grund von internen Vorgängen, die hier darzulegen zu weit führen würde, im Namen der Regierung dem Parlament einen Gesetzentwurf unterbreitet, der das Dekret vom 25. Mai 1911 wesentlich abändert. Der neue Entwurf bestimmt, daß das Amt eines ständigen Generalmajors der Armee abgeschafft wird. Im Kriegsfalle wird nach der neuen Bestimmung der Höchstkommandierende durch ein besonderes Dekret der Regierung (ähnlich wie in der Schweiz) ernannt. In dieser Fassung wurde der Entwurf des Kriegsministers auch angenommen. Dadurch erhält die Regierung eine größere Bewegungsfreiheit in der Auswahl der geeignetsten Persönlichkeit und eben damit eine höhere Gewähr für den Erfolg. Sie ist jetzt nicht mehr an eine bestimmte Persönlichkeit gebunden, die sich für das Oberkommando vielleicht gar nicht eignet. Nicht die Rangordnung ist jetzt bestimmend, sondern die persönliche Qualifikation. Unter dem monarchischen Regiment entschied natürlich das Dienstalter. Anfänglich machte die provisorische Regierung diesem System des Dienstalters noch etwelche Konzessionen. Sie wollte erworbene Rechte respektieren und kein böses Blut in der Armee hervorrufen. Im Kreise der wahren Freunde

unserer heutigen Armee wird es vielfach bedauert, daß die neue Regierung nicht von Anfang an radikaler vorgegangen ist und dem veralteten Beförderungssystem nach dem Dienstalter noch zu große Konzessionen gemacht hat. Nach dem neuen Gesetzentwurf soll die Ernennung von Generälen unter dem ältesten Drittel der Obersten ausschließlich nach Auswahl der Tüchtigsten, und nicht nach dem Dienstalter erfolgen. Im Parlament kommt dieser Neuerung des jetzigen Kriegsministers eine starke Strömung entgegen.

Anfänglich erhoben sich im Lande bange Zweifel, ob das auf vollständig neuer Grundlage errichtete Wehrsystem der republikanischen Regierung Bestand haben könne. Dieser Zweifel wurde insbesondere von den konservativen Elementen in der Armee geschürt und genährt, die sich nach dem alten Regime zurücksehnten. Ihnen waren die Gesetze und Verfügungen der republikanischen Regierung in innerster Seele zuwider. Die Mehrzahl der Generalstabsoffiziere billigt jedoch die Militärreform der Regierung und begrüßt die Dekrete vom 2. März und 25. Mai mit lebhafter Befriedigung. Zum Glück besaß das Kriegsministerium den moralischen Mut und den Esprit de suite, die neuen Gesetze der provisorischen Regierung ohne Zagen und mit größter Beschleunigung zur Ausführung zu bringen. Und so wurde auch den Kleinmütigen und Schwankenden im Lande ad oculos demonstriert, daß die neue Organisation an die Stelle des Scheinheeres des früheren Regimes ein wirkliches Volksheer gesetzt hat. Man ist jetzt allenthalben der festen Überzeugung, daß wir in kurzer Frist, dank unserer Heeresreform, ein brauchbares nationales Heer zur Verteidigung des Vaterlandes haben werden. Wer in den letzten beiden Jahren unserer Rekrutenausbildung aufmerksam gefolgt ist und unseren Repetitionsschulen mit ihren Vorführungen beigewohnt hat, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß wir seither große Fortschritte gemacht haben. Es gilt jetzt nur noch die militärische Disziplin zu stärken, die Manneszucht zu steigern und unser Heer mit dem besten Material auszustatten. Die Vaterlandsliebe hat seit der Herrschaft der Republik tiefere Wurzeln geschlagen. Der nationale Geist ist erstarkt. Das Vertrauen in unsere Kraft ist wiedergekehrt. Die gründliche Ausbildung des portugiesischen Heeres auf Grund der neuen Gesetze und nach Maßgabe der besten europäischen Muster gewährleistet unseren nationalen Bestand. Das heutige Heer der Republik Portugal ist keine vage Hoffnung mehr, sondern eine feste Zuversicht für alle Patrioten, daß dieses Heer die Unantastbarkeit des Vaterlandes zu verteidigen und die jahrhundertelange Freiheit und Unabhängigkeit Portugals zu wahren wissen wird. Das portugiesische Heer wird in seiner straffen Organisation, die es der neuen Gesetzgebung dankt, dafür sorgen, daß in Portugal auch in aller Zukunft nur Portugiesen zu befehlen haben werden.

Carlos Gomes,

Vizepräsident der Handelskammer in Lissabon:

Der portugiesische Handel.

Portugal besitzt positive Elemente ökonomischer Lebensfähigkeit und unverbrauchter Energien, die genügen würden, es wieder zu einem Nationalstaat festen Gefüges zu erheben, sobald es zur Verwirklichung seines Wirtschaftsplanes schreitet. Sein Territorium auf dem europäischen Festlande ist von seltener Fruchtbarkeit. Die Lieblichkeit seines Klimas ist sprichwörtlich. Es besitzt eine weitausgedehnte Meeresküste, die von der Mündung des Minho bis an die des Guadiana reicht. In seiner Ausdehnung von den bergigen und kühlen Nordprovinzen bis zur Südprovinz Algarve, welches das Klima der Übergangszone nach den heißen Ländern mit der nordafrikanischen Küste, ebenso wie zum großen Teil seine geologische Konstitution gemeinsam hat, liefert Portugal eine große Varietät ausgezeichneter Bodenerzeugnisse. Seine Weine, von unvergleichlichem Aroma, sind seit undenklichen Zeiten Weltmarken. Die Zone des Korkholzes, welche den ganzen Nordwesten Afrikas und Südwesten Europas umfaßt, hat in Portugal, besonders in der Gegend südöstlich des Tagus, ihren Hauptsitz, denn von allen Ländern, die dieses Produkt besitzen, ist es Portugal, welches am meisten hervorbringt und exportiert. Seine Küstengewässer sind fischreich und machen das Land zu einem der größten Lieferanten von Fischkonserven. Auch auf den anliegenden Inseln, Azoren und Madeira, sind wertvolle wirtschaftliche Werte vorhanden, und es liegt der Republik ob, durch entsprechende Maßnahmen die ausgedehnten Felder urbar zu machen, die es unbebaut übernommen hat.

Seine Kolonien sind auf dem Weltball zerstreut. In Afrika besitzt es jene wertvolle Inselgruppe von Kap Verde, Anlaufsstelle (hauptsächlich San Vincent) fast aller Dampfer auf der Reise von oder nach Südamerika oder Südafrika. Es besitzt Guinea, das kleine aber reiche Territorium von Senegambien, San Thomé und Prinzipe, die reichen, fast unter dem Äquator liegenden Inseln des Kakaos. Angola, das große und fruchtbare Land, welches sich südlich vom Äquator erstreckt, birgt in sich allein ungeheure Hilfsquellen, die zum großen Teil bereits ausgebeutet werden, in einer nahen Zukunft aber von noch größerem Nutzen sich erweisen werden. In Ostafrika besitzt es die ausgedehnte Provinz von Mozambique, deren Häfen dem Durchgangsverkehr eines großen Teiles von Zentral- und Südafrika dienen. Im Orient liegt seine fruchtbare indische Provinz und der wertvolle Besitz auf der Insel Timor.

Ein solches Land müßte natürlich einen ausgedehnten Handel und ausgezeichnete Wohlstandsbedingungen besitzen, wenn historische und politische Umstände, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, diese wichtigen ökonomischen Vorteile nicht zum Teil ausgeschaltet hätten. Die Proklamation der Republik erweckte die Hoffnung auf ein Wiederaufblühen des Vaterlandes, und die Maßnahmen ihrer Regierungen und ihre gesetzgeberische Arbeit gaben volle Gewißheit, daß Portugal leben und gedeihen wird.

Die portugiesische Wirksamkeit verteilt sich auf Landwirtschaft und Industrie und den entsprechenden Handel. Je weiter sich Industrie, Minenbau und Landwirtschaft ausdehnen, um so größere Mengen Waren werden ausgetauscht, um so größer wird der Handel, der im Ausbau seiner Flotte und der Eisenbahnlinien weitere notwendige Hilfsmittel finden wird.

Das portugiesische Geschäftsleben verdient es, in seinem Fortschritt und in seiner Tätigkeit beachtet zu werden. Der wachsende Warenaustausch beweist, daß trotz der verschiedenen künstlichen Hindernisse, gewisser Zollmaßregeln und mannigfacher ökonomischer Schwierigkeiten der Handel dieses kleinen Landes äußerst zufriedenstellend ist.

Die folgende Aufstellung, die amtlichen Statistiken seit 1900 entnommen ist, beweist einen entschiedenen Fortschritt, hauptsächlich während der letzten Jahre.

	Allgemeiner Handel.	Spezial-Handel.	Reexport, Umladung u. Transit.
1900 . . .	125.438	92.972	16.332
1901 . . .	119.288	87.856	15.716
1902 . . .	114.107	85.503	14.302
1903 . . .	126.357	91.204	17.576
1904 . . .	131.381	93.926	18.727
1905 . . .	125.174	90.746	17.213
1906 . . .	124.458	91.998	16.180
1907 . . .	130.040	93.744	18.483
1908 . . .	136.050	97.523	19.263
1909 . . .	141.495	98.443	21.526
1910 . . .	156.827	106.461	28.327
1911 . . .	149.486	103.563	23.779
1912 . . .	161.568	108.964	26.302

Die Zahlen für 1912, die dem „Boletim Comercial e Maritmo" entnommen sind, enthalten nur die Angaben der Zollbezirke von Lissabon, Oporto und den anliegenden Inseln. Die Ausgabe der „Estatistica do Comercio e Navegação" findet erst im April oder Mai 1914 statt. Trotzdem somit einige Zahlen noch fehlen, ist schon hieraus ersichtlich, daß der Handel 1912 einen Zuwachs erfahren hat, der weit über das Mittelmaß der letzten Jahre hinausgeht.

Bei Zerlegung der veröffentlichten Zahlen des Spezial-Handels ergeben sich Unterschiede, die wohl beachtet zu werden verdienen. Der Unterschied zwischen Import und Export wird aufgehoben durch die Sendungen der Portugiesen in Brasilien, die auf 25 000 Contos geschätzt werden, und durch den Reexport westafrikanischer Produkte, hauptsächlich Kakao und Gummi. Die statistischen Angaben, welche folgen, erklären die vorstehenden. Sie beziehen sich auf den Spezial-Handel.

	Import für den Verbrauch.	Nationaler und nationalisierter Export.	Reexport.
1900 . . .	60.206	27.823	13.567
1901 . . .	58.192	28.281	13.560
1902 . . .	55.596	28.435	12.178
1903 . . .	58.806	30.603	15.162
1904 . . .	62.042	30.711	15.672
1905 . . .	60.678	28.669	14.664
1906 . . .	61.057	30.940	13.575
1907 . . .	61.738	31.336	15.389
1908 . . .	67.540	29.983	16.014
1909 . . .	66.643	31.799	17.722
1910 . . .	70.123	36.337	21.141
1911 . . .	68.126	34.482	19.376
1912 . . .	74.639	34.325	22.515

Diese Zusammenstellung beweist, daß das Land Fortschritte machte trotz der politischen Krisen unter der früheren Regierungsform, und besonders seit der Revolution von Oporto, 1891, dem Vorspiel der zur Republik führenden Revolution. Die tiefliegenden Übelstände konnten den Fortschritt nur verlangsamen, aber nicht aufheben, denn er ist von Jahr zu Jahr vorhanden, erreichte seine größte kommerzielle Ausdehnung 1912 und erstreckt sich auch auf das gegenwärtige Jahr. Nach den vorliegenden Materialien zu urteilen, kann die Ausnutzung der noch brach liegenden Reichtümer einen weit größeren Umfang annehmen. Dieser Fortschritt beweist, daß der Portugiese sich allen Tätigkeitszweigen anpaßt, daß er gut vorbereitet und zweckmäßig orientiert ist, und daß er mit seiner wohlorganisierten, professionellen Erziehung einen Platz von gewisser Bedeutung im heutigen Handel einnehmen wird, um so mehr, als er Märkte in Afrika und Amerika besitzt, so daß er mit Aussicht auf Erfolg rivalisieren kann.

Die Stellung des portugiesischen Handels den andern Ländern gegenüber wird durch die folgende Zusammenstellung, die sich auf das Jahr 1912 bezieht, und worin die verschiedenen Länder nach der Wichtigkeit ihrer Handelsbeziehungen mit uns geordnet sind, klargestellt:

	Contos (I)	Prozentsatz.
England	26.333	25.77
Deutschland	15.427	15.01
Spanien	10.869	10.63
Brasilien	8.169	8.00
Vereinigte Staaten	6.677	6.53
Frankreich	6.597	6.46
Belgien	6.336	6.2
Holland	2.571	2.51
Italien	1.689	1.65
Norwegen	1.510	1.48
Rußland	1.437	1.41
Australien	1.214	1.19
Argentinien	1.056	1.03

Die übrigen Länder, wie Schweden, Schweiz, Uruguay, Japan, Dänemark, Ägypten, China usw., die mit uns Handelsbeziehungen haben, jedoch 1 Prozent nicht erreichen, sind in dieser Aufstellung nicht berücksichtigt.

Eine Tatsache jedoch muß um so eher hervorgehoben werden, als es sich um einen Aufsatz für eine deutsche Zeitschrift handelt: Es ist der Rang, den Deutschland in unserm Handel einnimmt. Wie ersichtlich, steht an erster Stelle England, das, auf Jahrhunderte alte Beziehungen gestützt, einen ausgedehnten Warenaustausch mit Portugal unterhält. Diese Beziehungen sind durch ständige Beweise ökonomischer Eintracht immer innigere geworden und haben sich auch auf die Politik in solchem Maße erstreckt, daß kein Portugiese vergißt, mit welcher Bereitwilligkeit seine Republik in England anerkannt wurde, und mit welchem Sachverständnis das mächtige Inselvolk die moralischen Bedürfnisse der durch Arbeit für die Ausdehnung ihres Aktionskreises kämpfenden portugiesischen Nation begleitet hat.

	Import für den Verbrauch.	Nationaler u. nationalisierter Export.
1900	8.617 Escudos	2.200 Escudos
1901	8.969 „	2.146 „
1902	9.220 „	2.141 „
1903	9.884 „	2.040 „
1904	10.454 „	2.421 „
1905	9.607 „	2.279 „
1906	10.285 „	2.505 „
1907	10.974 „	2.475 „
1908	10.325 „	2.251 „
1909	9.986 „	2.391 „
1910	10.585 „	3.296 „
1911	12.127 „	3.300 „
1912	11.779 „	1.741 „

Es ist bemerkenswert, welcher Unterschied in dieser Statistik zwischen Import und Export besteht. Portugal importiert von Deutschland in einem Jahre ebensoviel, wie es während fünf Jahren nach dort exportiert. Diese Tatsache steht einzig da unter den Handelsbeziehungen Portugals. Wenn wir diesen Aufsatz weiter ausdehnen könnten, würden wir durch Vergleichstabellen beweisen, daß sich bei unseren Handelsbeziehungen mit allen anderen Nationen Import und Export annähernd die Stange halten, wie es bei unseren Beziehungen mit England der Fall ist, und mit Spanien z. B. deckt sich der Wert des Imports genau mit dem des Exports. Es ist somit zu beachten, daß Portugal ein erstklassiger Kunde für den deutschen Handel und Abnehmer für die deutsche Industrie ist, und daß sein Fortschritt und Wohlstand von großer Bedeutung für die Entwicklung dieser Handelsbeziehungen sind. Die Stellung Portugals in den deutschen Statistiken ist natürlich weit davon entfernt, sich mit derjenigen Deutschlands in den portugiesischen Statistiken vergleichen zu können. Portugal nimmt sogar einen recht bescheidenen Platz in der deutschen Exportliste ein, was ja in Anbetracht der ungeheueren Entwicklung des Handels des modernen Deutschlands in seinen Verbindungen mit den großen Ländern wie: England, Rußland, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Brasilien usw. nicht zu verwundern ist. Es erübrigt sich hierüber Einzelheiten anzuführen, da den Lesern die Zeitschrift „Deutsches Zollgebiet und deutsches Wirtschaftsgebiet" zur Verfügung steht, worin sie die nötigen Angaben zum Erweise unserer Ausführungen finden werden. Der kommerzielle Wert zwischen den beiden Nationen steht außer Frage.

Der deutsche Import in Portugal ist zu einem großen Teil ein Beweis für die Unzulänglichkeit unserer heimischen Industrie. Dies ist in ökonomischen Verhältnissen begründet, auf die wir hier nicht näher eingehen können, die es aber verdienen, gelegentlich studiert zu werden. Eine Zollgesetzgebung, die 1892 eingeführt wurde, erklärt diese Erscheinung. Sie zu kritisieren, steht uns nicht zu.

Portugal importiert besonders folgende Waren aus Deutschland: Zucker, Reis, Rohbaumwolle, Eisenbahnmaterial, Maschinen und elektrische Einrichtungen, Gewebe, Rohtabak, chemische Produkte, Farben, Kunstdünger, Glaswaren, Waggons, Kupfer, Werkzeuge, Fibermaterial, Spitzen, Klippfisch, Pelze, Kurzwaren.

Zucker	Escudos	797.644	Farben	Escudos	209.194
Reis	„	696.213	Kunstdünger	„	190.032
Rohbaumwolle	„	610.970	Glaswaren	„	225.996
Eisenbahnmaterial	„	428.593	Waggons	„	186.297
Maschinen und elektr. Einrichtungen	„	583.850	Kupfer	„	153.209
			Werkzeuge	„	152.697
Gewebe	„	259.370	Fibermaterial	„	142.028
Rohtabak	„	225.630	Spitzen	„	151.689
Chemische Produkte	„	216.800	Klippfisch	„	172.911
Kurzwaren	„	105.655	Pelze	„	257.077

(Ein Escudo der portugiesischen Währung entspricht M. 4.40.)

Diese Waren sind diejenigen, die in der Import-Statistik des Zollamts auffallen; es gibt jedoch andere, welche der Erwähnung wert sind, wie z. B. tierische Abfälle: 24 Contos, Gerste: 49 Contos, Holz: 60 Contos, Pflanzen und Saat: 16 Contos, Kohle: 38 Contos, Zement: 16 Contos, Stahl: 33 Contos, Metallmischungen: 20 Contos, Leinwand: 60 Contos, Nähmaschinen: 55 Contos. Büroutensilien, Drucksachen: 53 Contos, und vieles mehr, das hier nicht spezifiziert werden kann, befindet sich unter den Importwaren von Deutschland.

Was den Export Portugals nach Deutschland betrifft, so hat dieser weit weniger Bedeutung, wie bereits angedeutet.

Die Hauptexportartikel sind:

Korkholz und Korken	Escudos	1.219.709
Wein	„	760.602
Sardinen	„	352.747
Ananas	„	233.287
Wolframerz	„	69.400

Unter den Reexportartikeln aus den portugiesischen Kolonien befindet sich Gummi im Betrage von 941.844 Escudos, welcher Betrag jedoch auf ungefähr 1500 Contos anwächst, wenn der Export über nichtdeutsche Häfen mit Bestimmung nach Deutschland hinzugefügt wird. Während der Krise, die augenblicklich der Gummi von Angola erleidet, ist es Deutschland, welches im Import dieses Artikels wenig nachgelassen hat, was nicht mit den englischen, amerikanischen und französischen Märkten der Fall ist, die eine erschreckende Verminderung aufweisen. Außer diesen Waren exportieren wir Mandeln: 35 Contos, Silberwaren: 84 Contos, Wachs: 54 Contos, Trauben: 39 Contos, Holz: 10 Contos u. a. m.

Wie man sieht, sind die Handelsbeziehungen zwischen Portugal und Deutschland sehr bedeutende, und es wird dies um so mehr der Fall sein, als die Republik unter guten ökonomischen Bedingungen lebt und sich unter fruchtbringender Arbeit entwickeln kann.

Seit der Einführung der Republik ist in den Kreisen des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft in aufopfernder Weise dafür gearbeitet worden, daß Portugal in das Zusammenleben mit der übrigen Welt mit würdigen Elementen eintritt. Die Vereinigungen für Handel, Industrie und der Landwirtschaft, die in Portugal bestehen, bilden unter dem Namen „Union" einen Zentralverein der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie, auf Basis der Statuten der berühmten deutschen Vereinigungen, wie z. B. des Hansabundes für Gewerbe, Handel und Industrie, des deutschen Bauernbundes, des Bundes der Landwirte. Ihre Grundlagen beweisen, daß es sich um einen rein ökonomisch-politischen Verein handelt, der versucht, sein wirtschaftliches Programm zu verwirklichen. Der Zentralverein arbeitet Hand in Hand mit der Regierung, welche das Programm dieser wirtschaftlichen Vereinigung anerkennt und in der

Verteidigung der Interessen dieser Klassen auch die der Nation erblickt. Diese Union zählt viele der hervorragendsten Landwirte, Kaufleute und Industriellen zu ihren Mitgliedern, die eine ausgebreitete Propaganda für die Republik inauguriert und die Fortschrittstendenzen der neuen Institutionen durch ihren öffentlichen Beifall unterstützt haben. Augenblicklich organisiert sie den ersten nationalen Kongreß der Handel- und Industriekammern, der im Januar 1914 stattfinden soll.

Die Handelskammer von Lissabon, die ihrerseits in eine Periode reger Tätigkeit eingetreten ist, hat ihrem Lande Beweise von Uneigennützigkeit und aufopferndem Patriotismus gegeben. Sie ist bestrebt, darauf hinzuwirken, daß im Auslande die Republik in ihrer Bedeutung anerkannt werde. Sie ist mit den Handelsvereinigungen anderer Länder in Korrespondenz getreten, um unser Prestige zu heben. Diese Propaganda hat um so größeren Erfolg gehabt, als der portugiesische Handel den Schlag, den ein gewaltsamer Wechsel der Institutionen mit sich zu bringen pflegt, überwunden hat, ohne daß die prompte Erfüllung seiner Zahlungsverpflichtungen beeinträchtigt worden wäre. Der portugiesische Kaufmann hat hiermit der Welt ein Beispiel von großer Widerstandsfähigkeit gegeben. Mit dieser internationalen Aktion ist auch die Schaffung von portugiesischen Handelskammern in verschiedenen Städten des Auslandes verbunden, und es ist die große Bedeutung derjenigen von Rio de Janeiro, San Paulo, Pernambuco, Bahia und Californien hervorzuheben. Es steht zu hoffen, daß binnen kurzem auch die in Pará und ferner die in europäischen Städten geplante Gründung portugiesischer Handelskammern verwirklicht wird. Die Kammer von Lissabon setzte ferner durch, daß den Konsularbeamten praktischere Funktionen vom handelspolitischen Gesichtspunkte aus gegeben würden, indem sie in direkten Briefwechsel mit den portugiesischen Handelskammern gestellt wurden. Der „Boletim Comercial", dessen Ausgabe jetzt dieser Kammer obliegt, veröffentlicht alle diejenigen Informationen, die für den Handel und das Land von Bedeutung sind — einschließlich vieler Konsularberichte mit sehr interessanten Angaben. Außerdem arbeitet die Handelskammer in Anerkennung der wichtigen Stellung, welche die intellektuelle Ausbildung der Angestellten beansprucht, nicht nur an der Reform der Handelsschule wie bei der Gründung des „Instituto Superior do Comercio", sondern sie schuf und unterhält aus eigenen Mitteln die „Academica de Comercio de Exportação" für Ausbildung der Geschäftsreisenden, und diese Akademie erfreut sich des Besuches einer großen Anzahl Schüler. Um auf den großen Wert der methodischen Erziehung für den Handel aufmerksam zu machen, schrieb sie einen Preis für die Ausarbeitung eines Werkes mit dem Titel aus: „Ökonomische Geschichte Portugals".

Viele Verdienste hat sich die Republik bereits um die Entwicklung des portugiesischen Handels erworben. So hat sie wichtige Arbeiten zum Ausbau der Handelshäfen Lissabon, Leiroes, Figueira da Foz und Portimao in Angriff

genommen. Der Hafen von Lissabon, dessen große Bedeutung für die internationale Schiffahrt allgemein bekannt ist, wird vollständig umgewandelt und erweitert. Die Arbeiten für die Verlängerung seiner Quais um ungefähr zwei Kilometer, wo die größten Schiffe anlegen können, werden binnen kurzem beendet sein; sie bilden den Anfang eines großen Programms. Das radiographische Netz des Landes wird auch dem Handel im allgemeinen und den nationalen Interessen dienlich sein. Augenblicklich beschäftigt sich die erwähnte Handelskammer mit der Schaffung einer nationalen Dampferlinie nach Brasilien, wo, wie bekannt, eine große Anzahl Portugiesen lebt. Wir könnten noch mancherlei Bemerkenswertes den deutschen Lesern vorführen, aber aus dem Vorstehenden erhellt schon zur Genüge, daß der portugiesische Handel sich in gesunden Bahnen bewegt und sich günstig entwickelt. Der portugiesische Handel steht den republikanischen Institutionen, welche die Notwendigkeit erkannt haben, die Schätze, welche Portugal in sich selbst birgt, zum allgemeinen Wohle des Landes zu verwerten, vertrauensvoll und zuversichtlich gegenüber.

Estevão de Vascancellos,

früherer Minister:

Soziale Reform in Portugal.

Soziale Reformen lassen sich nicht improvisieren. Ihre Durchführbarkeit hängt so sehr von den wirtschaftlichen Bedingungen des Landes und von der finanziellen Tragfähigkeit des betreffendes Staates ab, daß jede soziale Gesetzgebung nur nach langer und reiflicher Überlegung inauguriert werden kann. Das gegenwärtige Regierungssystem Portugals ruht auf den Grundsätzen der Solidarität und sozialen Gerechtigkeit. Es versteht sich daher von selbst, daß die portugiesische Republik eifrig bemüht ist, soziale Schäden, welche in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung begründet sind, zu beseitigen und als ungerecht empfundene Gesetze unwirksam zu machen. Die republikanische Regierung hat nicht verabsäumt, das soziale Reformwerk in Portugal im Rahmen ihrer Finanzen in Angriff zu nehmen. In erster Linie ist hier die als mustergültig anzusprechende Einrichtung für Kinderschutz (Tutoria de Infancia) zu nennen. Ferner wurden die Staatsbeiträge für alle Wohlfahrtseinrichtungen des Landes beträchtlich erhöht. Aus dem gleichen Geiste sozialer Gerechtigkeit ist auch die wesentliche Herabminderung der Konsumsteuern, welche die Lebensbedingungen der ärmeren Bevölkerung empfindlich trafen, in Lissabon erfolgt. Ferner wurden im ganzen Lande die Mietssteuern aufgehoben und eine Reform der Grundsteuer durchgeführt, welche viele Tausende von kleinen Grundbesitzern von

der Grundsteuer ganz befreite, während den reicheren Grundbesitzern eine progressive Steuer auferlegt wurde.

Der landwirtschaftliche Kredit wurde mit Kapitalien ausgestattet, die der portugiesische Staat zu sehr vorteilhaften Bedingungen zur Verfügung stellte. Das Sparkassenwesen wurde erst von der republikanischen Regierung in großem Stile ausgebaut. Das zentrale Sparkasseninstitut (Caisca Economica Portuguêsa) errichtete in den letzten Jahren im ganzen Lande 163 Filialen, die nicht wenig dazu beitrugen, den Sparsinn des portugiesischen Volkes zu wecken. Die Resultate des so geförderten Spartriebes treten heute schon in die Erscheinung. Die Filialen der Sparkasse weisen bereits einen Bestand von mehr als 2000 Contos (etwa 9 Millionen Mark) auf. Unter Zuhilfenahme der allgemeinen Depositen-Kasse wurde es der neuen Regierung möglich, Anleihen größeren Umfanges behufs weiteren Ausbaues unseres Staatsbahnnetzes abzuschließen. Dieser Bahnbau hat auf den allgemeinen Wohlstand in Portugal um so günstiger eingewirkt, als das bisherige Eisenbahnnetz in Portugal noch recht kümmerlich beschaffen war. Im Zeitraum vom 30. Juni 1912 bis 30. Juni 1913, also gerade während der wirtschaftlichen Depression aller europäischen Märkte, überstiegen die Einzahlungen bei den portugiesischen Sparkassen die Höhe der Rückzahlungen um 2 369 556 Contos (etwa $10^1/_2$ Millionen Mark), was mit der Kapitalisierung der Zinsen einen Überschuß von 2 700 Contos (etwa 12 Millionen Mark) bedeutet. Einen solchen wirtschaftlichen Aufstieg hat Portugal seit Jahrzehnten nicht mehr gekannt. Während in den übrigen Ländern eine starke Rückforderung von seiten der Sparer erfolgt ist, hat in Portugal der Zufluß der Einlagen bei den Sparkassen angedauert. Noch im Juli und August 1913 betrug der Überschuß der Einlagen über die Abhebungen nahezu 2 Millionen Mark.

Aus alledem geht deutlich genug hervor, daß die Wirksamkeit des republikanischen Regierungssystems durchweg der Hebung und Förderung sozialer Gerechtigkeit zugute kam. Der Spartrieb wurde im Volke geweckt, die Werke des wirtschaftlichen Fortschritts mehrten sich zusehends und die soziale Hilfe wurde den minderbesitzenden Klassen in erheblichem Umfange zuteil. Nach und nach werden auch gesetzgeberische Maßnahmen im Sinne jener sozialen Reform, wie sie von den hochkultivierten Nationen systematisch ausgebaut wird, in Portugal getroffen. So wurde beispielsweise am 24. Juli 1913 von der Deputiertenkammer und dem Senat ein Gesetzentwurf behandelt, der die Entschädigung der Arbeitsnehmer seitens der Arbeitsgeber bei Betriebsunfällen regelt. Die 23 Artikel dieses von mir ausgearbeiteten Gesetzentwurfs sind durchberaten worden, und alles deutet darauf hin, daß dieser Entwurf binnen kurzem Gesetzeskraft erlangen wird. Die Gewerbetreibenden arbeiten mit vollem Dampf an der Organisation ihrer Gegenseitigkeitsgesellschaften. Die Versicherungsinstitute haben ihre Prämientabellen bereits ausgearbeitet. Die Rechte und Pflichten jener Sondergerichtsbarkeit, welche die aus dem neuen Gesetz etwa erwachsenden

Konflikte rechtlich zu bearbeiten haben wird, dürften sehr bald festgelegt sein. Ebenso werden die Arbeiten des Versicherungsrates, der den neuen Gebietszweig der Versicherung gegen Arbeitsunfälle zu überwachen haben wird, in nicht langer Frist abgeschlossen sein. Ferner liegen dem Parlamente Gesetzentwürfe über Frauen- und Kinderarbeit vor, deren gesetzliche Regelung unabweisliches Bedürfnis ist. Von der gegenwärtigen Regierung ist ein besonderes Institut für soziale Fürsorge in Aussicht genommen. Gegen Schluß der letzten Legislaturperiode brachte der gegenwärtige Minister für öffentliche Wohlfahrt zwei Gesetzentwürfe sozialreformatorischen Charakters ein. Sie betreffen die obligatorische Versicherung auf Gegenseitigkeit der Landwirtschaft und der Gewerbetreibenden gegen Krankheit und Invalidität sowie gegen die Folgen der Arbeitseinstellungen. Und so sucht denn das heutige Portugal auf dem Boden der sozialen Reform alles anzustreben, was im Rahmen seiner wirtschaftlichen Tragfähigkeit erreichbar ist.

Dr. J. Grober,

a. o. Professor der Inneren Medizin an der Universität Jena:

Sport und Medizin,

ihre zeitigen und künftigen Beziehungen zueinander.

Die körperliche Leistung ist das Objekt einer der wichtigsten Untersuchungen von Teilwissenschaften der allgemeinen Medizin, besonders der Physiologie. Sie beschäftigt sich mit der Funktion der einzelnen Organe und mit den Bedingungen, unter denen sie zustande kommen. Die wissenschaftliche Erforschung der Leistung eines Körpers, vor allen Dingen des Menschen, ist in den letzten beiden Jahrzehnten, dank den Fortschritten der Physik und Chemie, aber auch des Apparatebaues, zu einer früher ungeahnten Höhe gelangt. Wir kennen ziemlich genau die Vorgänge des Stoffwechsels, die des Kreislaufes und der Atmung, wissen aber noch wenig von den tieferen Vorgängen bei der Verdauung, bei den Leistungen des Nervensystems und von dem Einfluß der Muskelbewegung des Körpers auf den gesamten Organismus. Diese Vorgänge aber sind es, die im eigentlichen Sinne den Sport bilden. Es sind mancherlei Definitionen des Sportes gegeben. Wir haben hier keine Veranlassung, uns eingehend mit solchen Definitionen zu beschäftigen, denn der Begriff „Sport" ist allmählich so bekannt geworden und in alle Schichten eingedrungen, daß man überall seine Kenntnis voraussetzen darf. Sportliche Leistungen sind körperliche Leistungen. Gehirn und Rückenmark sind ebensogut Teile des Körpers, wie die Muskeln. Wenn wir also

Sport ausüben, so bringen wir unseren Körper zu Leistungen, die dem Physiologen ganz besonders interessant sind.

Eine der wichtigsten Beziehungen zwischen Sport und Medizin liegt demgemäß in der physiologischen Untersuchung der Sportleistungen der verschiedensten Art. Die Physiologen sind sonst nicht leicht in der Lage, an einer größeren Anzahl von Menschen die eigentümlichen Funktionen zu studieren, die die Muskeln und auch andere Körperteile, z. B. bei langfortgesetztem Schwimmen oder Radfahren, verrichten. Es hat sich deshalb schon früh eine reiche physiologische Literatur über die Untersuchung der einzelnen Sportleistungen angesammelt.

Durch die fortgesetzte Leistung und namentlich durch Steigerung ihres Grades kommt es allmählich fast immer zu einer Erleichterung der Funktion, die wir als durch Übung erreicht ansehen. Diese Erhöhung der Leistung, die leichtere Fähigkeit, diese zu vollbringen, wird allgemein als eine Förderung der Gesundheit angesehen. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit durch den Sport hat ebensosehr ein physiologisches Interesse, weil die Vorgänge bei der Übung der Funktion und bei der Vermehrung der Funktionsgröße von Wichtigkeit für den Physiologen sind, als auch ein hygienisches Interesse, das den Einzelnen wie das ganze Volk angeht.

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Leistungsfähigkeit eines Körperteiles, wenn sie nicht gar zu einseitig betrieben wird, auch eine Erhöhung der Funktionstüchtigkeit der anderen Organe mit sich zieht. Der sportgeübte, meist dadurch auch abgehärtete Körper ist daher ein gesünderer, als der nicht geübte. Und heute, wo die Frage der Wehrfähigkeit des ganzen Volkes für uns Deutsche und unsere Nachbarstaaten von so großer Bedeutung ist, spielt gerade diese Steigerung der Leistungsfähigkeit durch den Sport eine große nationale und politische Rolle. Der Arzt sah bisher vom Sport im wesentlichen Auswüchse. Denn überall, wo von Leistungsfähigkeit die Rede ist, gibt es auch eine Grenze derselben; diese ist jeweils für den Einzelnen verschieden, und kann sehr voneinander unterschieden sein. Sie ist auch beim gesunden Körper, der Sport ausübt, von der größten Bedeutung, und sollte recht genau bekannt sein, damit der betreffende Organismus nicht in Gefahr kommt, krank zu werden.

Die genaue Untersuchung der einzelnen Organe in Ruhe genügt nicht, um diese Leistungsfähigkeit und ihre Grenze kennen zu lernen; wir bedürfen dazu auch der Untersuchung während der Tätigkeit selbst. Diese Art der diagnostischen Betrachtung eines Organismus bezeichnen wir nach dem Vorgang von F. Kraus als die funktionelle Diagnostik, indem wir damit sagen wollen, daß die Untersuchung an tätigen Organen stattgefunden hat. Bei kranken Leuten liegt die Leistungsgrenze tiefer, und gerade um die Krankheit zu erkennen, ist die funktionelle Diagnostik wegen der Feststellung der Lage der Leistungsgrenze von der größten Bedeutung. Aber auch aus anderen Gründen kann bei einem kranken

und in seiner Leistungsfähigkeit beschränkten Organismus der Vorgang der Genesung im wesentlichen in der Steigerungsfähigkeit der Leistung wieder herbeigeführt werden. Denn wir kennen kein besseres Mittel, als nach einer entsprechenden Ruhezeit eine langsame und vorsichtige, sich unter der dauernden Aufsicht des Arztes abspielende funktionelle Therapie. Funktionen des erkrankten Organs im einzelnen Falle gefahrlos zu gestalten, und ohne eine Überanstrengung herbeizuführen, jedesmal die Leistungsgrenze um etwas zu erhöhen, muß das Ziel der rationellen Behandlung sein.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Nebeneinanderstellung der beiden Begriffe Sport und Medizin eine große Anzahl höchst interessanter und auch dem Laien nach mancher Richtung hin verständlicher Probleme umfaßt. Wenn wir nun berücksichtigen, daß jedes Individuum schon in gesunden Tagen eine verschiedene Leistungsfähigkeit besitzt, daß die ungeheuere Zahl der Krankheiten diese Leistungsgrenze und die Funktionen verändert, daß endlich der Sport selbst in sehr verschiedener Weise bei den verschiedenen Sportarten ausgeübt werden kann, so ergibt sich eine reiche Anzahl von wichtigen und der näheren Untersuchung werten Themen, die wissenschaftlich noch wenig erörtert worden, in Laienkreisen aber noch fast gar nicht bekannt sind. In den letzten beiden Jahren hat sich eine allmählich allgemeiner werdende Bewegung zugunsten der wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen geltend gemacht, die ihren Höhepunkt in der Gründung eines Reichskomitees für diesen Zweck gefunden hat, die im September vergangenen Jahres in Oberhof stattfand. Man beabsichtigte an verschiedenen Stellen des Deutschen Reiches, die als besondere Sportzentren angesehen werden können, Einrichtungen zu treffen, um zum Teil selbständig, zum Teil im Anschluß an andere Institute die wissenschaftliche Erforschung des Sportes und der vielen von uns oben angedeuteten Probleme, die dazu gehören, in die Wege zu leiten. Vorerst sind solche Institute in Charlottenburg und in Freiburg i. B. in Aussicht genommen.

Aus dem umfangreichen Gebiete Sport und Medizin ist es hier nur möglich, eine kleine Anzahl der wichtigsten Probleme und Beispiele hervorzuheben.

An jedem Orte haben sich besondere Sportarten eingebürgert, je nachdem, wie die klimatischen, landschaftlichen und auch die materiellen Verhältnisse gestellt sind. Das Vorhandensein größerer Wassermengen, das der Berge und des Schnees, sowie die Möglichkeit, kostspielige Apparate zum Betriebe eines Sportes leichter zu beschaffen, sind hierfür Beispiele. Bei allen Sportarten gibt es gewisse Vorgänge, die sich immer zu wiederholen pflegen, Fragen, die immer wieder gestellt werden, und deren Beantwortung für die Öffentlichkeit offenbar von besonderem Interesse ist. Im Folgenden soll an einzelnen Beispielen gezeigt werden, wieso Sport und Medizin in dieser allgemeinen Weise in Zusammenhang miteinander stehen.

Wenn wir eine Arbeit leisten (am deutlichsten ist das bei der Muskelarbeit

der Fall), so wachsen die Verbrennungen in unserem Körper, als deren Ergebnis die Energie erscheint, die wir in unseren Leistungen zutage fördern. Die Verbrennungen brauchen Sauerstoff, und die Folge größerer Leistungen ist die regelmäßig vermehrte Sauerstoffzufuhr resp. ein vermehrter Sauerstoffverbrauch. Diesen Verbrauch können wir messen, zum Teil direkt, zum Teil indirekt. Wir können sogar zahlenmäßig sagen, daß eine Leistung, die so und so viele Energieeinheiten hervorbringt, so und so viel Sauerstoff verbraucht. Allein wo dieser Sauerstoff verbraucht wird, wenn es sich um die mikrochemischen Vorgänge handelt, können wir keine Antwort geben, ja nicht einmal von den größeren Organen können wir genau mitteilen, wo denn der Sauerstoff verbraucht wird.

Eine weitere auch für die Sportteilnehmer selbst wichtige Frage ist die nach derjenigen Ernährung, die den Bedürfnissen des sportausübenden Körpers am besten angepaßt ist. Wir wissen schon durch die Untersuchungen von Pflüger, Zuntz und seiner Schüler, daß die Quelle der Muskelkraft nicht, wie man früher glaubte, das Eiweiß, sondern die Kohlenhydrate, insbesondere der Zucker und indirekt das Fett ist. Steht außerdem Alkohol zur Verfügung, so wird er eher als die beiden genannten Nahrungsmittel kalorisch ausgenützt, d. h. verbrannt. In welchem Verhältnis aber Kohlenhydrat und Fett dem sportausübenden Körper am besten zur Verfügung gestellt werden, ist noch nicht genau bekannt. Das wird auch von der Sportart selbst abhängen. Beim Wintersport zum Beispiel wird man wahrscheinlich eine andere Ernährung als die richtigste feststellen können, als etwa beim Rudern. Außerdem hat es von jeher im Interesse des Sportes gelegen, ist aber außerdem für die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte von der größten Bedeutung, genügende Nahrung in möglichst kleinen Volumen mitführen zu können. Es sind verschiedene Versuche nach dieser Richtung hin angestellt worden, bisher aber ohne befriedigendes Resultat. Wir können annehmen, daß es sich bei einer derartigen komplizierten Nahrungsweise nur um die Versorgung des Körpers für einige wenige Tage, vielleicht 3 bis 4 Mal 24 Stunden höchstens handeln kann, denn der Verdauungskanal des Menschen verlangt aus Gründen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, eine ganz bestimmte Füllung.

Eine der bedeutsamsten Fragen, die sich auf dem Gebiete der hygienischen Beziehungen des Sportes zur Medizin ergeben, ist die Frage, wie es kommt, daß durch Übung, und namentlich durch fortgesetzte Übung, die Funktionen des Körpers, die für die betreffende Tätigkeit, so auch für den Sport nötig sind, allmählich immer leichter erfolgen, daß eine Verkürzung der Reaktionszeit, vielleicht auch eine Erniedrigung der Schwelle der Reizempfindung und endlich im ganzen eine Erleichterung für die sich dadurch abspielenden reflektorischen Vorgänge geschaffen wird. Ein gutes Beispiel, das außerhalb des Sportes liegt, ist das Klavierspiel. Die Reflexe, die hier zuerst unter Kontrolle des Bewußtseins

mühsam eingeübt werden müssen, bahnen sich allmählich — so ist die Vorstellung — ihren Weg so, daß der Reiz immer leichter und ohne die zuerst eingeschlagenen Umwege zum Ziel gelangt, an dem er seine Wirkung ausübt. Schließlich sind die Bahnen so ausgefahren, daß überhaupt das Bewußtsein dazu nicht mehr in Anspruch genommen wird, und daß nun sozusagen reflektorisch, ohne Zuhilfenahme der großen Hirnrinde, in anderen Fällen vielleicht sogar ohne Zuhilfenahme des Großhirns im ganzen, sich die eintretenden Reize mit ihren Wirkungen in rascher Folge abwechseln. Das gleiche trifft auch für jede Sportbetätigung zu. Man hat früher gemeint, daß die Fertigkeit, solche Reflexbahnungen zu erwerben, ausschließlich dem kindlichen Lebensalter eigentümlich sei; das ist aber, wie gerade die Erfahrung bei der Sportbetätigung zeigt, sicher nicht richtig, wenn es vielleicht auch zugegeben werden muß, daß diese Bahnung beim Kinde leichter als beim Erwachsenen erfolgt.

Wie das aber vor sich geht, mit welchen anatomischen Veränderungen sie sich verbindet, ist uns noch gänzlich unbekannt und bedarf näherer experimenteller Untersuchung.

Eine zweite wichtige Frage ist die nach der Entstehung des Arbeitswachstums tätiger Organe. Es ist dem Laien eine durchaus geläufige Beobachtung, daß die Muskeln der Turner mit wachsender Übung an Masse zunehmen, ebenso nehmen die anderen Organe, deren Tätigkeit dauernd in höherem Maße verlangt wird als vorher, an Masse der tätigen Substanz zu. Wir können mittelst der Wage — resp. der quantitativ chemischen Analyse — dieses Verhältnis genau verfolgen und es lassen sich, wenn wir die Leistung bestimmen können, genaue Beziehungen zwischen derselben und der sogenannten Arbeitshypertrophie der Muskeln oder anderer Organe nachweisen. Über den anatomischen Vorgang und über den ursächlichen Zusammenhang, worin der Reiz für diese Hypertrophie gegeben ist, davon fehlt uns noch jegliche genauere Kenntnis; auch hier würden Untersuchungen, die sich auf das sportliche Gebiet beziehen, bei denen ja die Arbeitshypertrophie der Muskeln ganz besonders in den Vordergrund tritt, Aufklärung bringen können.

Aus dem Gebiete der Beziehungen zwischen der Krankheitslehre und dem Sport sei hier nur kurz das Verhältnis der Herzkrankheiten zur Sportausübung hervorgehoben. Wir kennen die sportliche Betätigung als Ursache von Herzkrankheiten, wir wissen, daß es mit sorgfältig ausgesuchter sportlicher Leistung gelingt, das Herz schwacher Körper zu kräftigen, und sind auch imstande, bei krank gewordenen Herzen, wenigstens in der Zeit, wo sie sich in der Rekonvalescenz befinden, durch ganz vorsichtige, genau abgezirkelte „Sport-" d. h. Bewegungsleistungen einen heilsamen Einfluß auf die Herzkrankheit auszuüben. So steht es ähnlich mit vielen anderen Organ-Krankheiten, es seien hier nur diejenigen der Lungen und der Nieren besonders hervorgehoben. Wichtiger noch als bei den

anatomischen Veränderungen der Organe ist die Wirkung der Sportbetätigung bei den sogenannten funktionellen Krankheiten, bei denen eine anatomische Veränderung nicht nachgewiesen werden kann; insbesondere auch bei den funktionellen Erkrankungen des Nervensystems, bei denen die verschiedenen Arten des Sportes, allerdings gleichfalls unter genauer ärztlicher Kontrolle, zu den Heilfaktoren gerechnet werden müssen. Es ist klar, je genauer wir über die Vorgänge, die sich bei den einzelnen Sportausübungen im Körper abspielen, unterrichtet sind, um so sicherer wir sie in die Bilanz unseres Heilplanes einstellen können und auch auf ihre Wirkung rechnen können.

Es wäre ein außerordentlich verlockendes Unternehmen, die verschiedenen Sportarten auf die Einwirkungen, die bei ihnen auf den gesunden Körper vorkommen und von Wichtigkeit sind, näher zu besprechen. Aber die Zahl derselben ist zu groß, als daß es im Rahmen eines Aufsatzes geschehen könnte; jedoch ist es wiederholt versucht worden, für einzelne Sportarten solche Darstellungen zu geben. Das klassischste Buch in dieser Beziehung ist das, das die Schule des Berliner Physiologen Zuntz dem Altmeister der Physiologie Pflüger in Bonn zum 80. Geburtstag gewidmet hat. In ausgezeichneter wissenschaftlicher, jedoch auch dem gebildeten Laien verständlicher Weise sind hier die Lebensvorgänge im Hochgebirge darzustellen versucht.

Hier auf beschränkterem Rahmen mag es genügen, wenn diejenigen Faktoren, die bei der Sportausübung ganz besonders auf den Körper einwirken, eingehender besprochen werden. —

Die uns allen, wenn wir uns bei Sport betätigen, zuerst auffallende Einwirkung ist die des Aufenthaltes im Freien — dessen wir Kulturmenschen ja immer mehr entwöhnt worden sind. Der Genuß der frischen Luft mit ihren reicheren Mengen von Sauerstoff, ihrer meist geringen Menge von Verunreinigungen, die Einwirkung der Kälte, die an unsere unbedeckten und auch an die bekleideten Körperstellen dringt, und gelegentlich die Einwirkung der Feuchtigkeit, stehen hier in erster Linie. Namentlich die beiden ersteren führen zunächst zu einer vertieften Atmung. Man spricht ja geradezu von dem „frische Luft schöpfen". Ob es sich dabei um einen reflektorischen oder um einen bewußten Vorgang handelt, ist noch unsicher. Es handelt sich dabei um eine Entfernung der in den tieferen Lungenteilen enthaltenen Kohlensäure. In ausgezeichneter Weise wirkt die Kühle der frischen Luft auf das Gefäß- und Nervensystem, die beide, namentlich auch in den kleinen Gefäßen der Haut, auf das engste verbunden sind. Überall da, wo eine Kälteeinwirkung die äußere Haut trifft, wovon man sich leicht durch ein aufgelegtes Eisstückchen überzeugen kann, ziehen sich die Hautgefäße zusammen, die Haut wird weiß und blaß. Der Zweck ist sicher darin zu suchen, daß so die überflüssige Abgabe der Wärme vermieden werden soll. Nach einiger Zeit tritt auf die starke Anspannung der

Nerven- und Gefäßmuskeln in diesem Gebiet eine Erschlaffung derselben ein, die betreffende Stelle wird rot, mit anderen Worten stark durchblutet. Man spricht in solchen Fällen von der Reaktion der Hautgefäße. Diese Reaktion ist nicht bei allen Menschen vorhanden. Schwächliche, blutarme Personen können sich bekanntlich nach Kälteeinwirkungen, auch unter Zuhilfenahme allerhand Unterstützungsmittel, nicht wieder recht erwärmen. Das liegt in der mangelnden Reaktionsfähigkeit ihrer Blutgefäße; sie verbinden damit zugleich die Neigung zu stärkeren Abkühlungen, als deren Folgen wir die verschiedenen Arten der Erkältungskrankheiten anzusehen wenigstens geneigt sind, wenn wir vorläufig auch noch keinen direkten Zusammenhang zwischen Abkühlung und sogenannter Erkältungskrankheit behaupten können. Durch nichts wird die Reaktionsfähigkeit der Haut, damit also auch die Widerstandskraft gegen Erkältungen, so sehr gestärkt, wie durch Übung dieser Hautreaktion; und das ist die sogenannte Abhärtung. Abhärtung auf einmal und plötzlich zu erzielen, ist, wie auch der Laie jetzt weiß, nicht möglich. Langsames Fortschreiten, Gewöhnung, ist wie bei allen Lebensfunktionen von größter Bedeutung. Bei kräftigen Individuen kann man die Abhärtung durch die direkte Einwirkung des kühlen Wassers, resp. des Wechsels zwischen kaltem und warmem Wasser hervorbringen. Bei anderen Personen, und überhaupt sicherer ist es, zunächst nicht das Wasser, sondern die Luft als Abhärtungsmittel zu benützen. In diesem Sinne ist der Sport ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Erkältungen, wobei aber auch hier hervorzuheben ist, daß die Zunahme solcher Einflüsse unter allen Umständen langsam erfolgen muß.

Bei dem Aufenthalt in der frischen Luft ist es außerdem die Einwirkung des Lichtes, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Die Sonne gibt der Erde und ihren Bewohnern alle auf ihr vorhandene Energie. Es hat niemals an Naturforschern gefehlt, die der Meinung gewesen sind, daß der menschliche Körper sich bestreben solle, diese Sonnenenergie auch direkt, nicht nur aufgespeichert in den Nahrungsmitteln in sich aufzunehmen. Wie das geschehen sollte, hat man sich früher in recht verschiedener Weise gedacht. Durch unsere Kulturkleidung sind wir Mittel-Europäer mit einem fast undurchdringlichen Lichtpanzer umgeben. Die Sportausübung verlangt aber, wenigstens bei gewissen Arten, eine sehr leichte und auch für die Lichtstrahlen durchgängige Kleidung. Daß die roten, d. h. die wärmenden Strahlen des Sonnenlichtes nicht in den Körper eindringen können, ist sicher; daß aber die blauen und sogenannten violetten Strahlen des Spektrums durch das Gewebe hindurchtreten können, haben eine Reihe von Untersuchungen, namentlich auch des Finsen-Instituts in Kopenhagen, gezeigt. Weitere Experimente von Bering und von anderen haben außerdem gelehrt, daß gerade diese blauen Strahlen einen wichtigen Einfluß insofern ausüben, als sie im Körper zur Oxydierung der verbrennungsfähigen Substanz verwendet werden, oder wenigstens die Oxydation beschleunigen. Ihrer Rolle als Energieträger also sind wir sicher. Außerdem ist

der menschliche Körper in seiner Oberhaut, ganz nahe unter den noch durchscheinenden Schichten der Hornhaut, mit einem sehr dichten Netz von Haargefäßen ausgestattet, die den ganzen Körper an seiner Peripherie umgeben. Die Haargefäße enthalten die rot gefärbten Blutkörperchen. Strahlen, namentlich die blauen Strahlen, die durch die Hornhautschicht hindurchgelangt sind, werden von den rot gefärbten Blutkörperchen resorbiert, d. h. aufgenommen. Das Blutkörperchen selbst hat im ausgewachsenen Zustande kein eigentliches Leben mehr. Es ist nicht einmal mehr eine vollständige Zelle, denn es besitzt keinen Kern. Es hat die Aufgabe, Sauerstoff aufzunehmen und abzugeben. Es wäre möglich, daß die von den roten Blutkörperchen an der Peripherie des menschlichen Körpers von den blauen Strahlen aufgenommene Energie für den fortdauernden Betrieb und die Oxydation und Desoxydation des Blutfarbstoffes, die von der größten Bedeutung für die Aufrechterhaltung des Lebens sind, verwendet wird. Auch hier sind durch weitere und genaue Untersuchungen, die sich gleichfalls an die Sportleistung anschließen werden, wichtige Aufschlüsse über die Vorgänge des Lebens zu erwarten.

Der für gewöhnlich am meisten in den Vordergrund geschobene Einfluß der Sportbetätigung auf den menschlichen Körper ist die Arbeit der Muskeln, die im Wettkampf der einzelnen Sportleute in höherem Maße geleistet wird, als im bürgerlichen Leben. Damit im Zusammenhang steht der Einfluß auf den Kraftwechsel des gesamten Körpers. Denn wenn die Muskeln Arbeit leisten, so müssen sie die dazu notwendige Kraft aus den Vorräten des Körpers entnehmen. Diese befinden sich zum Teil in den Muskeln selbst, zum anderen Teil in dem wichtigsten Stoffwechselorgan, der Leber, und endlich in den Fettansammlungen, die der Körper sich als Reservevorräte anlegt. Da es sich bei der Gewinnung von Kraft aus diesen Organen um Verbrennungen von Eiweiß, Kohlenhydraten und Fett handelt, so wird, wie oben hervorgehoben, in solchen Fällen mehr Sauerstoff vonnöten sein. Die Menge des verbrauchten Sauerstoffes und andererseits der ausgeschiedenen Kohlensäure, die wir beide prinzipiell leicht bestimmen können, wird uns daher ein Maß für die Größe des Stoff- und Kraftwechsels abgeben. Mit den Organen des letzteren stehen die der Nahrungsaufnahme in gewissen Teilen des Körpers in engster Beziehung, ebenso natürlich die Nahrungsaufnahme selbst. Auf all diese Verhältnisse übt die Sportbetätigung einen sehr wichtigen und bedeutsamen Einfluß aus. Neben den vorgenannten, mehr körperlichen Einwirkungen sind es auch solche auf die Funktionen des Nervensystems und auf die Psyche und den Charakter, die bei der Sportbetätigung von Wichtigkeit werden. Der fortdauernde Gebrauch und die ebenfalls fortdauernd notwendige Kontrolle der Bewegungen und Leistungen des Körpers führt zu einer immer mehr wachsenden Geschicklichkeit, aber auch zu einer Sparsamkeit des Organismus insofern, als er allmählich lernt, das geforderte Maß von Arbeit mit einem möglichst geringen Kraftaufwand zu erreichen. Von der Einwirkung

der fortwährenden Übung auf die Geschicklichkeit, auf die Verkürzung der Reaktionszeit, und auf die Erniedrigung der Empfindungsschwelle, war bereits oben die Rede. Ferner unterliegt es keinem Zweifel, daß die Charakterbildung bei der Sportbetätigung eine im allgemeinen günstige Beeinflussung erfährt. Die Prinzipien der Unterordnung, der Selbstzucht des Körpers zugunsten einer größeren Gemeinschaft und damit im Zusammenhang der Sinn für die Notwendigkeit der Organisation der Lebensgemeinschaft wird auf diese Weise unzweifelhaft geweckt.

War bisher von dem vorteilhaften Einfluß der Sportbetätigung auf den Körper vorwiegend die Rede, so darf nicht verschwiegen werden, daß dem Arzte, vorläufig wenigstens, Folgen der Sportbetätigung häufig im ungünstigen Sinne entgegentreten. Das Übermaß der Arbeit ist es besonders, das hier nachteilig wirkt. Vorwiegend ist es die Jugend und soll es ja auch die Jugend sein, die sich der Sportbetätigung hingibt. Sie selbst und ihre Lehrer bei dieser Betätigung sind aber offenbar über die Frage, wann das Maß der Leistungsfähigkeit erreicht ist, und wann Schädigungen eintreten, nicht genau unterrichtet. Sie können es auch nicht sein. Eine der bedeutsamsten Vorschriften, die wir Ärzte bei der Sportausübung immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen haben, ist ganz allgemein gehalten das Maßhalten, das Vermeiden des Zuviels. Daß dies nur unter ärztlicher Aufsicht und Kontrolle möglich ist, versteht sich leicht von selbst. Aber die Tätigkeit des Arztes soll überhaupt vielmehr eine prophylaktische, schadenverhütende sein, als sie es heutzutage noch ist. In früheren Zeiten übte der Hausarzt dieses Amt aus. Seitdem aber die zunehmende Zersplitterung der medizinischen Wissenschaft und namentlich der ärztlichen Praxis in einzelne Spezialitäten erfolgt ist, ist die Einrichtung des Hausarztes fast überall verschwunden; so fehlt jetzt die Instanz, die hier Schädigungen verhüten könnte.

Eine zweite Beobachtung, die der Arzt an seinen Kranken öfter zu machen Gelegenheit hat, ist der Mangel, daß nicht jeder in allen Arten des Sportes leistungsfähig ist. „Eines schickt sich nicht für Alle" ist gerade hier von Wichtigkeit. Glücklicherweise bietet ja denn auch der Sport so außerordentlich viel Unterarten, daß fast jedes Individuum und jedes Lebensalter sich eine ihm zusagende und ihm nicht schädliche Art aussuchen kann.

Ganz besonders oft hat der Arzt Gelegenheit, die Sportausübung bei der Entwickelung des gesamten Körpers zu berücksichtigen. Unsere Zivilisation hat für die heranwachsende Jugend eine besonders umfangreiche Arbeit des Lernens und Studierens mit sich gebracht, die sie in dem Lebensalter des Wachstums in ganz bestimmte Körperhaltungen und in eine sonst nicht gewohnte Körperruhe hineinzwängt. Die Folgen zeigen sich vielfach in der unharmonischen Ausbildung des Körpers. Daß der nackte Mensch ein Schönheitsobjekt sein solle, ist heut-

zutage nicht mehr, wie den Griechen und Römern, eine selbstverständliche Wahrheit. Die Sportausübung kann hier helfen, indem sie ein Gegengewicht gegen die einseitig sitzende Lebensweise aller Altersstufen bildet, aber sie kann auch schaden, indem sie wiederum einseitig nur einige Teile des Körpers zu verstärkter Ausbildung bringt.

Endlich darf dem Sport deshalb eine besondere Bedeutung für die Gesundheit des Einzelnen und der Gesamtheit zugeschrieben werden, weil er es vor allem ist, der unser Volk von seinem schlimmsten Feinde, dem Alkohol, durch die allmähliche Abnahme des Kneipenlebens entwöhnt. Die Zeit, die früher in den Wirtshäusern zugebracht und mit dem Verbrauch von Bier, Schnaps und Wein vertan wurde, wird heute immer mehr der Körperbetätigung im Freien zugewendet. Je mehr das der Fall sein wird, um so geringer werden die Ausgaben des deutschen Volkes für den Alkoholverbrauch sein, um so größere Summen werden für andere wichtigere Waren zur Verfügung stehen, um so geringer werden aber auch die in ihrem Schaden unschätzbaren Einwirkungen des Alkohols auf das Volk werden.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich als selbstverständlich, daß diejenigen, die sich der Sportbetätigung zuwenden wollen, auf ihre körperliche Tüchtigkeit genau untersucht werden müssen, wobei man festzustellen hätte, welche Sportart ihnen empfohlen werden kann. Es ist notwendig sie dabei darauf aufmerksam zu machen, daß sie bei Störungen der einzelnen Organe rechtzeitig eine erneute Kontrolle vornehmen lassen. Es wird Aufgabe der künftighin in den Schulen der heranwachsenden Jugend zu lehrenden Gesundheitskunde sein, hier die allerersten und notwendigen Begriffe über die dabei eintretenden Störungen zu erörtern. Allen Personen, bei denen sich krankhafte Zustände des Körpers finden, werden nur bestimmte Sportarten vorsichtig angeraten werden dürfen, und auch diese nur unter der Bedingung, daß eine ärztliche Überwachung des kranken Körpers stattfindet. Um ein praktisches Beispiel zu geben, so wird man einem jungen Manne, der zu häufigen Erkältungen und zu rheumatischen Erkrankungen der Muskeln und Gelenke neigt, den Rat geben, sich dauernd unter ärztlicher Kontrolle zu halten und namentlich das Herz zu beobachten.

Überall da, wo der „Sport" bei wirklich Kranken nur zu Heilzwecken verwendet werden soll, versteht sich eine ärztliche Überwachung, und zwar dauernd, von selbst. Sie kann im ganzen gar nicht genau genug ausgeübt werden, wenigstens im Beginn solcher Behandlungskuren. Man denke zum Beispiel an die sogenannten Terrain-Kuren, wie sie zuerst von Oertel empfohlen worden sind. Auch dabei handelt es sich um eine allerdings schließlich sehr gemilderte Form der Sportausübung, bei der es aber gerade auf genaue Kontrolle des Gesundheitszustandes und genaue Kontrollierung der einzelnen Leistungen ankommt.

* * *

Aus dem Angeführten ergibt sich zur Genüge, von wie großer Bedeutung die genaue Kenntnis der Einwirkung der einzelnen Sportarten für die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens und der praktischen Verwendung des Sportes in der Zivilisation ist; nicht nur für den Sportausübenden selber, auch für den Laien, der etwa zu einem solchen werden möchte, und ganz besonders für den Arzt ist diese Kenntnis unbedingt vonnöten. Dabei geht aber gleichzeitig aus dem vorher Ausgeführten hervor, daß wir noch zahlreiche Lücken in unserer Kenntnis der physiologischen Erforschung des Sportes haben, die der Ausfüllung bedürfen. Wir haben nur ganz vereinzelte unter ihnen kurz streifen können. Die Probleme, die sich mit der weiteren Ausgestaltung des Sportes auf neuen Gebieten, wie z. B. der Luftschiffahrt beschäftigen, sind überhaupt noch nicht erwähnt worden. Trotzdem sind sie von der größten Bedeutung. Vielfach wird sogar die genaue Kenntnis der Einwirkungen imstande sein, die Sporttätigkeit für uns zu ermöglichen. Auch hier bedarf es nur der Entwickelung der Flugtechnik, um ein Beispiel zu geben. Die Flieger selbst haben das wiederholt anerkannt, und auf einer der letzten flugtechnischen Vereinigungen sind von Friedländer die ersten Resultate von einschlägigen medizinischen Untersuchungen veröffentlicht worden. Die Notwendigkeit der Förderung dieses Studiums liegt daher durchaus auf der Hand, und es wird wenige geben, die sich dieser Erkenntnis zu widersetzen bereit sind. An einer Stelle in Deutschland ist bereits ein Institut entstanden, das mit medizinischen und physiologischen Hilfsmitteln ausgerüstet, unmittelbar am Platze der Sporttätigkeit selbst beabsichtigt, hier fördernd einzugreifen. Wie in Charlottenburg, wo den lokalen Verhältnissen entsprechend, doch nur bestimmte Sportarten gepflogen werden können, so ist beabsichtigt, noch an anderen Stellen, besonders dort, wo die Möglichkeit eigenartigen Sport zu treiben mit der Gelegenheit zu wissenschaftlichen Forschungen verbunden ist, ähnliche Einrichtungen zu schaffen. Die Gründung einer entsprechenden Vereinigung, um dieselben nach außen hin und materiell zu stützen, ist in die Wege geleitet und hat das Interesse und die Förderung der maßgebenden und für die Wohlfahrt des Volkes durch Beruf oder freiwillig interessierten Stellen gefunden. Einzelne Ansätze von solchen Studien sind auch gelegentlich schon vorher gemacht worden, auch hat Hensen, der schwedische Kliniker, sich mit dem Einfluß des Schneeschuhlaufens auf den Körper beschäftigt. Bei manchen anderen sportlichen Veranlassungen sind die Teilnehmer vorher und nachher ärztlich untersucht worden; aber das alles sind nur vorbereitende und gelegentlich ausgeführte Arbeiten, die durch eine systematische Erforschung ergänzt zu werden verdienen, und die natürlich in größerem Umfange und mit besonders geeigneten, vielleicht sogar besonders herzustellenden Apparaten vor sich gehen müssen.

Die Sportsleute haben manchmal dem Gedanken Raum gegeben, daß eine genauere Erforschung des Sportes dazu angetan sein würde, ihn einzuschränken, weil die Ärzte Veranlassung nehmen, die schädliche Seite besonders hervorzuheben.

Dieser Gedankengang beruht auf einer völlig unrichtigen Voraussetzung. Heute freilich sehen die Ärzte in ihren Sprechstunden im wesentlichen Schädigungen des Sportes und haben daher manchmal Veranlassung, vor ihm zu warnen. Die Aufgabe des Arztes, vor allem aber des Hausarztes, ist neben der Behandlung der eigentlichen Krankheiten auch die Verhütung derselben, und die letztere ist fast wichtiger, oder doch ebenso wichtig als die erstere. Wissen wir genauer als heute über die Einwirkungen des Sportes auf den menschlichen Körper Bescheid, so werden wir viel weniger als heute Schäden des Sportes konstatieren können, wenn nämlich bei allen ungeeigneten Personen vorher diese Eigenschaft festgestellt und in der Art der Sportbetätigung berücksichtigt wird. Es wird sich im Gegenteil darum handeln, daß man das Ziel des vernünftigen Sportes, die Förderung der Gesundheit des Einzelnen und Ganzen nur noch um so fester und klarer ins Auge fassen kann. Der Einzelne wird lernen, weniger als manchmal heute mit seinen Kräften zu wüsten, er wird darauf aufmerksam gemacht werden, wann es zweckmäßig ist Maß zu halten, wird aber im ganzen die Leistungsfähigkeit seines Körpers stets richtig auszunutzen versuchen können.

Die hervorragende gesundheitliche Bedeutung des Sportes für unser Volk braucht in Zeiten wie die jetzigen, wo die Frage eines Krieges nach verschiedenen Grenzen dauernd im Vordergrund der öffentlichen Meinung steht, nicht weiter erörtert zu werden. Jeder Einsichtige weiß, daß Volksgesundheit und Wehrkraft in einem nahen Verhältnis zueinander stehen, und daß es in Wirklichkeit bei der Entscheidung der nächsten Kriege ganz besonders auf die Rassentüchtigkeit ankommen wird, die geeignet ist, körperliche und geistige Leistungen höchsten Grades in kurzer Zeit zu vollbringen.

Die Förderung der wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen ist deshalb eine der wichtigsten Aufgaben derjenigen, die für unsere Volkskräfte verantwortlich sind.

Ferdinand Gregori:
Das Theater*).

Fülle und Unmittelbarkeit des Lebens, wie sie sich im idealen Theater vereinigen können, sind im Umkreis eines andersartigen Kunstwerks und auch an einer Sammelstätte andersartiger Kunstwerke unmöglich. Daher kommt es, daß Menschen, die in unserm Theater schon das ideale erkennen oder es von Abend zu Abend zu finden hoffen, für den Theatergenuß viel größere Opfer bringen als für alle andern Künste zusammengenommen. Wem dagegen nur die Mängel des heutigen Theaters bewußt werden, der zieht sich ganz und gar von ihm zurück und hat sein Genügen an Museen und Saalkonzerten und daheim an Büchern, Bildern und Hausmusik.

Wir wissen, welch wichtiges Kulturglied das Theater im alten Griechenland war, wie dann das christliche Zeitalter darum gerungen hat (und jetzt noch ringt), es mit der Kirche in Einklang zu bringen; wie besonders in England, Spanien und Frankreich große Dichter an die Attiker angeknüpft oder selbständig eine Blüte des Dramas gezeitigt haben, die heute noch nicht verwelkt ist; wie endlich in Deutschland auf dem Umwege über die englischen Komödianten und die italienischen Stegreifspieler der durchaus nicht angeborene Trieb zur schauspielerischen Übung gepflanzt und gepflegt worden ist. Gottsched versuchte ihn zu reinigen und zu erhöhen, ohne doch vom französischen Gegner loszukommen, Lessing endlich rief Shakespeares Namen als germanisches Feldgeschrei aus.

In Lessing, Goethe und Schiller gipfelten mit ungeheurer Schnelligkeit die rein deutschen Bestrebungen, denen die praktische Schaubühne nachhinkte. Aber kompliziertere Dramatiker wie Kleist, Grillparzer und Hebbel kehrten sich nicht an die Unzulänglichkeit der theatralischen Umwertung ihrer Stücke und nicht an das Versagen des Publikums und traten mit neuen Forderungen an das Theater heran, die es geradezu verwirrten.

Denn das ist das Unvergleichbare am Wesen der Theaterkunst, daß drei voneinander verschiedene Wesenheiten darin in eins verschmelzen müssen, um die höchste der möglichen Steigerungen zu bewirken. Der dramatische Dichter allein bleibt, wie mächtig er auch aus dem Buche heraus phantasiebegabte Leser zu erregen vermag, nur ein Bruchstück der Theaterkunst; die Darstellung, die in den Kategorien der Regisseure, der Schauspieler und der Umweltkünstler

---

*) Wir entnehmen diese interessanten Ausführungen des bekannten Theaterkenners mit Erlaubnis des Verlags B. G. Teubner in Leipzig einem Werk, das in den nächsten Tagen unter dem Titel: „Das Jahr 1913" erscheint und die bleibenden, wertvollen Ergebnisse des kulturellen Geschehens auf allen Gebieten zur Darstellung bringt.

ihre hauptsächlichsten Unterabteilungen hat, ist wiederum ohne dichterische Unterlage ein Gaukelspiel ohne weitreichenden Sinn; und endlich können Dichter und Darsteller im reinsten Verein wohl ein akademisch vollkommenes Kunstwerk schaffen, nicht aber die tausendfältige Lebendigkeit erspielen, zu der erst das tausendköpfige Publikum die Bühnenschöpfung treibt. Wie sich, wenn das Eis der Gleichgültigkeit gebrochen ist, ein Zuschauer am andern, hundert an hundert andern entzünden, so daß eine haushohe Flamme zum Podium hinaufschlägt und die bewußte Versunkenheit der Darsteller zum dionysischen Rausche peitscht, das bestätigt jeder Schauspieler, der überhaupt einmal Zeuge und Teil eines ganz großen Erfolges gewesen ist.

In der bildenden Kunst fehlt das Mittelglied zwischen Schöpfer und Genießer, das der theatralischen Darstellung entspräche, gänzlich; zur lyrischen und epischen Kunst steht dies mögliche Mittelglied, der Vorleser, nicht im notwendigen Verhältnis; und hier wie schließlich bei der außertheatralischen musikalischen Kunst wirkt immer nur das einzelne Leben des vermittelnden Vorlesers, des Instrumentalisten, des Kapellmeisters auf die Hörer, während sich von der Bühne ein ganzer Knäuel von menschlichen Leidenschaften lawinengleich herabwälzen kann.

Die Ungleichmäßigkeit dieser drei Faktoren: Dichter, Darsteller, Publikum, läßt nur in einem von Millionen Fällen eine in allen Teilen und im ganzen vollendete Theaterwirkung zu. Immerhin behauptet das Theater auch in seiner Verkürzung eine Sonderstellung neben den bildenden und schreibenden Künsten, weil es nicht auf dem kälteren Umwege des behauenen Steines, der Linie und Farbe und des an sich unlebendigen Druckbuchstaben an sein Ziel strebt, sondern durch unmittelbare Transfusion von Blut zu Blut, von Nerv zu Nerv, von Leib zu Leib. Der jauchzende und leidende Mensch selbst ist das Kunstwerk, Stoff und Form in einem. Man darf zwar sagen, daß hierbei die Keuschheit der künstlerischen Wirkung durch das unruhig durchpulste, niemals ganz gebändigte Material beeinträchtigt werde, daß zwischen der bildenden und der theatralischen Kunst manchmal ein Wirkungsverhältnis entstehe wie zwischen zwei marmornen Ringern im Museum und zwei fleischernen im Zirkus, aber daß viele Zuschauer gerade wegen der Fleischigkeit der Theaterkunst erst für die Kunst im allgemeinen gewonnen worden sind, daß also das Theater schon in jeder mittelmäßigen Form kunsterzieherische Eigenschaften hat, darf man ebensowenig verschweigen.

In sozialer Hinsicht steht das Theater im akutesten Kampfe. Freilich wird sich kein Priester mehr weigern, einen Schauspieler als ehrlichen Menschen zu begraben, aber bei Betrachtung der Gagen, die heute noch Tausenden von Schauspielern gezahlt werden, könnte man an der sozialen Würdigkeit dieses Berufes immer noch zweifeln. Im Jahre 1910 gab es 350 ständige Theater, die im Winter, 150 Theater, die nur im Sommer spielten, und 120 reisende Ge-

sellschaften, wo die Bühnenkunst in deutscher Sprache geübt wurde. Der zehnte Teil der verfügbaren Darsteller ist ständig ganz brotlos; die Hälfte der engagierten hat ein Jahreseinkommen von weniger als 1000 Mark, ein Viertel erhält 1000—3000 Mark, die übrigen sind in einer halbwegs gesicherten Stellung, die ihnen mehr als 3000 Mark einträgt. Bei diesen Berechnungen sind 3000 Chormitglieder, die das Resultat verschlechtert hätten, ausgeschaltet worden. Da sich die schauspielerische Kunst auch in gewerblichen Formen auslebt, ist ihr von der Gewerbeordnung aus beizukommen. Das will das Reichstheatergesetz, das jetzt zur Beratung steht. Der Staat hat die Bühnenangehörigen seit dem Januar 1913 in die Altersversicherung einbezogen, er wird bald dafür sorgen, daß ein Schauspieler auch sonst mit den Handlungsgehilfen gleichgestellt ist. Eine Mindestgage zu bestimmen, unternimmt der vorliegende Entwurf noch nicht, aber er bringt folgende Verbesserungen: Entschädigung für die Vorproben, fast vollständige Aufhebung der Sonntags- und Nachtproben, sechswöchige Fortzahlung der Bezüge in Krankheitsfällen, Verminderung der Geldstrafen, Urlaub zur Beschaffung eines Engagements, Recht auf angemessene Beschäftigung. Weiter: Beschränkung der Kündigungsmöglichkeiten seitens des Direktors, Abwälzung der Konventionalstrafe auf den Unternehmer, der das kontraktbrüchige Mitglied engagiert, Ausgleich der beiderseitigen Gründe, die zur sofortigen Auflösung des Vertrags führen können. Das wichtigste betrifft die Kostüm- und Toilettenfrage, die brennendste des Engagements. Bisher stellte der Durchschnittsdirektor nur den Männern das historische Kostüm. Von jetzt an wird er nicht nur ihnen auch alle Sport-, Turn- und Strandkleider liefern müssen, sondern — und das ist ausschlaggebend — den Damen die historischen Kostüme, die sie früher selbst mitzubringen hatten, und außerdem auch einen erheblichen Teil der modernen Toiletten. Das bedeutet, wenn die Zukunft nicht zuviel daran herumdeutelt, die Gesundung angefaulter Triebe am Baume dieser Kunst, einen plötzlichen gesellschaftlichen Aufschwung des weiblichen Personals, von dem der allgemeine Verdacht der Liebeskäuflichkeit genommen sein wird, und eine neue Herrschaft des Dichterworts über die Toilette.

Da das Gesetz den Direktoren pekuniäre Lasten von unübersehbarer Weitläufigkeit auferlegt, die sie als Privatunternehmer nur in vereinzelten Fällen werden tragen können, kommt wie von selbst ein andrer, lang gehegter Wunsch der Darsteller zur Verwirklichung. Die städtischen Gemeinwesen sind dann gezwungen, ihre schönen Paläste, die sie bisher verpachtet haben, in „eigene Regie" zu nehmen, wie etwa ihre Gas- und Wasserwerke. Dadurch entledigt sich das Theater des rein geschäftlichen Charakters; sein Leiter wird besoldet und hat keinen Vorteil von einem Kassenüberschuß. Man wird mehr auf die Qualität der Aufführungen sehen als auf die Quantität; das heißt, es muß sorgsamer probiert werden. An einem Orte, wo ein mittlerer Erfolg sich in höchstens vier Aufführungen ausdrückt, sind im Durchschnitt für jedes Stück nur vier Proben

möglich. Das reicht nicht aus. Um dem abzuhelfen, muß die Behörde entweder den Direktor so unterstützen, daß er nach vier leidlich besuchten Vorstellungen noch zwei oder drei schlecht besuchte finanziell ertragen kann, oder mehrere Städte müssen sich zusammentun, um acht Vorstellungen zu füllen und dafür acht Probenvormittage freizumachen. Die „Städtebundtheater" haben diesen zweiten Ausweg seit Jahren mit Glück betreten und schon seit 1839 hat die Stadt Mannheim ihr Theater unter kommunalen Schutz genommen. Erst etwa ein Dutzend andre Gemeinwesen sind dem rühmlichen Beispiel gefolgt. Das Reichstheatergesetz wird hundert weitere dazu zwingen.

Noch günstigere Aussichten eröffnen sich den selbständigen Volksbühnen, wie sie seit einigen Jahren in Berlin und Wien entstehen. Sie sichern sich durch die festen Abonnements und brauchen auf abendlich zahlende Besuche gar keine Rücksicht zu nehmen. Der künstlerische Leiter hat größere Vollmachten als der angestellte Intendant einer Stadt und kann jedes Stück dreißigmal und öfter spielen, wenn er nur die Abonnenten befriedigen will. Man sieht den Vorteil: für die Neueinstudierungen sind dann dreißig Proben möglich. Das Ideal für den sorgsamen und erfindungsreichen Regisseur!

Was irgendwo auf der Welt in Dingen des Theaters versucht worden ist, hat auch das deutsche, das jüngste innerhalb der Kulturnationen, versucht. Und immer mit dem heißen Bemühen, das uns auf allen Schaffensgebieten auszeichnet. Nirgends scheint das Theater so ernst genommen zu werden wie bei uns, weil der Spieltrieb, der als Wurzel der Schauspielerei angesehen werden muß, im Germanen unwesentlicher ist als im Romanen oder im Orientalen. Wir spüren bei den romanischen Dramatikern, bei Molière, Calderon und Lope, noch stärker beim Komöden Goldoni, sogar beim stammverwandten Engländer Shakespeare, daß sie eher für den Schauspieler schreiben, für die Bühne und für das schaulustige Publikum, als für die literarische und sittliche Erziehung ihres Volkes im Sinne Schillers. Statt langer beweisender Erörterungen ein Beispiel: die Verdeutschung des Molièreschen Amphitryons! Was das Werk an spielerischen Eigenschaften verliert, gewinnt es an sittlichen.

Als Heinrich Laube das Wiener Burgtheater auf seine höchstgebietende Stellung hob (1849—1867), war er der Inbegriff des Regisseurs. Er kannte aber nur die Wort-, die Innenregie. Das Stück auf seinen leichtest-verständlichen, plastischen Ausdruck zu bringen, setzte er sich als Ziel. Dingelstedt mischte nach ihm (1871—1881) die bildende Kunst schon auffällig in die redende, und der Herzog von Meiningen zeigte auf den Wanderungen seiner Gesellschaft (1874 bis 1890), bis zu welcher vorläufigen Vollkommenheit sich Welt und Umwelt des Dramas ergänzen konnten. Dann setzte die Reaktion gegen die monumentale Theaterkunst ein. Die Dichtung Gerhart Hauptmanns und Henrik Ibsens verlangte leisere Töne und intimere Räume, als man's an den meisten Bühnen, die einer falschen „Meiningerei" huldigten, gewohnt war. Gleich ward von

den Neuerern das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und alles, was laut und massig erschien, überlebt gescholten. Die Kunst des rhythmisierten Wortes, ja des nur deutlichen Wortes ging auf Zeiten verloren. Die Schauspieler, besonders in Norddeutschland, belächelten den klangvollen Ton der Wiener Burg und verabscheuten die ästhetisch beredte Geste, so daß sie schließlich sogar an Gerhart Hauptmanns Versdramen scheiterten, der doch der scheinbare Urheber ihrer Nachlässigkeit war. Seitdem das Berliner Deutsche Theater aber den klassischen und modernen Stildramen seine Aufmerksamkeit wieder zuwendet, gedeiht dort auch die Sprechkunst wieder, und sie verfällt nun, gewitzigt durch die Erfahrungen der Reaktion aus den neunziger Jahren, nicht mehr so leicht in das hohle Deklamieren, das damals den Jambendramen so üble Nachrede bereitet hatte. Theaterschulen tun sich zwar in größerer Zahl auf, als es gute Lehrer gibt, aber sie pflegen heute neben den neuen dichterischen Gütern auch die alten mit Liebe. In Wien ist die erste staatliche Anstalt für Schauspielkunst errichtet worden (1909).

Die Vernachlässigung des Wortes kam auch wohl daher, daß der Regisseur der naturalistischen Stücke gar so viel mit der Herrichtung des räumlichen Milieus zu tun hatte. Er achtete emsiger auf das Zusammenspiel als auf die Leistung der einzelnen. Die Alleinherrschaft der „Hauptrolle" war schon durch die dichterische Vorlage gebrochen, die eine ganze Familie an Stelle des Helden vorschrieb. Hinzu trat der Rückgang der schauspielerischen Naturelle. Unjugendlich zahme Studenten und Beamte widmeten sich der Bühne. Sie waren ganz Unterordnung.

Aber der lebendigste Regisseur bringt eben doch nicht die Lebensfülle auf wie zwanzig, dreißig losgelassene Einzeltemperamente. Hier griff Max Reinhardt ein. Er stampfte ungezügelte Talente aus der Erde und ließ den Schauspieler während des Inszenierens wieder mit fabulieren. Das erhöhte noch, ob es auch manchmal den Dichter kränken mußte, die frische Farbe, mit der er Shakespeare und Schiller bestrich.

Und natürlich überging diese neue Art der Inszenierung die malerischen Reize nicht, mit denen inzwischen die bildende Kunst dem naturalistischen Drama zu Hilfe gekommen war. „Minna von Barnhelm" wurde jetzt von Adolf Menzel beraten! Wie aber erledigte man nun die vielen Verwandlungen bei Shakespeare und in Goethes „Götz", ohne die Pausen ins Endlose zu dehnen? Karl von Perfall hatte 1889 im Münchener Hoftheater eine „Shakespearebühne" einbauen lassen, die freilich nur ein Kompromiß war und erst in unsern Tagen von Eugen Kilian vereinheitlicht und verschönt worden ist. Sie ermöglichte es, den Text der umfangreichsten Dramen ungekürzt sprechen zu lassen, und leitete zu der stilisierten Bühne hin, die heute an vielen Orten bei besonderen Gelegenheiten verwendet wird. Lautenschlägers „Drehbühne" stellt zwar gleich vier Dekorationen mit einem Male auf, schadet aber der Perspektive des Bildes und bedarf, wenn doch umgebaut werden muß, geraumer Zeit. Zukunftsreich erscheint die

Versenk- und Schiebebühne, die torsohaft am Wiener Burgtheater besteht und neuerdings in Dresden zur Vollkommenheit entwickelt zu sein scheint. Hierbei versinkt jede abgespielte Dekoration und wird unter dem Bühnenboden umgebaut, während die Vorstellung oben weitergeht. Bei der Wiener Gobineau-Inszenierung im Jahre 1904 hatte ich selbst eine von Malern ausgeschmückte schlichte Festbühne mit geringer Tiefe und mit konstanten Seitenwänden hergerichtet, deren Prinzipien später vom Münchener Künstlertheater auf allerlei dramatische Werke ausgedehnt wurden, ohne ihnen ganz gerecht zu werden (Reliefbühne). Reinhardt fand fast für jedes Stück eine neue Art der dekorativen Vereinfachung, die sich bald im konventionellen Raum des Deutschen Theaters, bald im kleinen aparten Kammerspielhaus, bald im Zirkus vor 5000 Zuschauern zeigte. Die symbolische Kraft der Farbe, der Linie und des Lichtes wurde oft mit feinstem Geschmack ausgenützt, besonders wenn es sich um Maeterlinck, Strindberg und Hofmannsthal handelte.

Mit der Wichtigkeit, die der Regie seit dem Aufkommen des Naturalismus beigemessen wird, wachsen auch ihre Probleme und Unsicherheiten, unter denen das dadurch leicht verwirrte Provinztheater erheblich leidet. Um sie öffentlich durchzusprechen, gründete ich 1909 eine „Gesellschaft für Bühnenkunst". Aber nicht sie, die noch zu wenig Boden fand, sondern ein späterer Zusammenschluß von Regisseuren kam zum ersten Ziele, einem Regiekongreß, der im Sommer 1913 tagte. In diesen Kreisen ist auch bereits eine Bewegung im Zuge, die der „Inszenierungsidee" rechtlichen Schutz verschaffen will.

Die wie Pilze aus der Erde schießenden Freilichttheater haben vorläufig nicht die dichterischen Unterlagen, die für ihre Prinzipien passen. Sie benutzen die wirkliche Natur als dramatische Umwelt, entweihen sie aber, um dem Schauplatzwechsel unsrer klassischen Werke zu genügen, zur selben Stunde durch Gerüste von Holz, das mit bemalter Leinwand beklebt ist. Kaum ein einziges Werk von Bedeutung — außer Goethes Iphigenie — läßt sich ohne Gewaltsamkeit in den verlockenden Rahmen zwängen. Denn hier ist die starre Einheit des Ortes unumgängliche Bedingung.

Auf diesem sozialen und künstlerischen Grunde baut sich nun auch die letzte Spielzeit auf, ein rechtes Zwischenjahr. Wohl haben sich die beiden mächtigen Verbände des Theaters, der „Deutsche Bühnenverein" und die „Deutsche Bühnengenossenschaft" in ihren Organen, der „Deutschen Bühne" und dem „Neuen Weg", mit feinen und groben Worten befehdet, die ihre Temperatur der augenblicklichen Erregung, also dem Jahre 1913, verdankten; aber dem aufmerksamen Zuhörer tönte immer nur der Laut ins Ohr, den er ununterbrochen seit der Vertreterversammlung des Jahres 1908 vernommen hatte. Auch die Kartellierung der Schauspieler und Sänger mit den Mitgliedern des Chors und des Orchesters geht auf einen früheren Zeitpunkt zurück. Immerhin nimmt der Kampf jetzt deutlich das Zeichen des einseitigen Sieges an: die Direktoren müssen Zu-

geständnisse machen. Freilich keine andern, als an den vornehmen Theatern seit langem in Kraft waren. Wenn man die Anklagen liest, die den Arbeitgebern ins Gesicht geschleudert werden, und die sich bis zu Scharliedern steigern (nach der Melodie „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" im Neuen Weg XLII, 38), so fühlt man sich in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts versetzt, wo der vierte Stand noch anarchistischen Gelüsten frönte.

Ungewöhnlich zahlreich sind die Veränderungen in den leitenden Stellungen.

Der Tod hat München seines Intendanten, des Barons Speidel, beraubt, Berlin der epochalen Erscheinung Otto Brahms, Wien des Burgtheaterdirektors Baron Berger, der seine Mission in der Gründung des Hamburger Schauspielhauses erfüllt hat. Für sie sind Baron Frankenstein, Barnowski — und provisorisch — Hugo Thimig eingetreten. Außerdem haben sich die meisten von Brahms Künstlern zu einem neuen Verbande zusammengetan, der auf genossenschaftlicher Grundlage ruht und starke Persönlichkeiten wie Gerhart Hauptmann und Rudolf Rittner an sich gefesselt hat. Der Dichter gab sich gleich in der Eröffnungsvorstellung dieses Herbstes als Spielleiter des Schillerschen „Tell" eigenartig zu erkennen. Schwierigkeiten allerlei Art sind die Ursache der Rücktritte gewesen in Breslau, Mannheim, Braunschweig, Graz und anderswo. Von Avancements kann man reden bei Loewenfeld (Hamburger Stadttheater), Grube (Hamburger Deutsches Schauspielhaus), Martersteig (Leipzig), Volkner (Frankfurt a. M., neuerdings durch das fehlgegangene Hinzuengagement Felix Holländers kompliziert), Runge (Breslau), Rémond (Köln), Eger (Darmstadt) und Julius Otto (Straßburg). Weil jetzt der Theaterleiter zuerst vor einem sozialhomogenen Block der kartellierten Bühnenmitglieder steht und nur in zweiter Linie vor künstlerisch ehrgeizigen Naturen, muß er seinen Blick ganz anders einstellen als früher. Das bedingt fast eine neue Begabung, die diplomatische. Wenn dann gar seine Behörde bei kleinen Unzufriedenheiten im Personal, die am Theater ständig sind, ihn lieber abschiebt als ihn unterstützt, so wird der Wechsel in der Leitung chronisch.

Die beiden Hoftheater, denen aufstrebende Dichter so manche Förderung schuldig geworden sind, das Stuttgarter und das Dresdener, haben nun auch den Bann gebrochen, der sich im traditionellen Theaterbau ausprägte. Zu Anfang der vorigen Spielzeit weihte das württembergische, zu Anfang dieser das sächsische Hoftheater den neuen Tempel ein, der endlich den Bühnenraum als das Allerheiligste betrachtete und ausführte, nicht die Fassade und den Zuschauerraum. Wir werden bald an mehr Orten die Früchte dieser fortschrittlichen Gesinnung reifen sehen, denn die geschickte Vereinfachung der Verwandlungen und die Mannigfaltigkeit der Belichtung muß von hier aus Wellen ins ganze Land schlagen.

Alles Suchen nach einem neuen repräsentativen Dichter unsrer Tage war auch in diesem Jahre vergeblich. An Uraufführungen, die den besten Willen

dazu hatten, fehlte es nicht. Aber weder konnten die zarten Poeten Thaddäus Rittner, Emanuel von Bodman und G. A. Crüwell mit dem „Sommer" (ebenso „Der Mann im Souffleurkasten"), der „Heimlichen Krone" und „Schönwiesen" beweisen, daß ihre Faust derb genug wäre, den Bühnenanker zu heben und das Schiff zur Fahrt in die Weite flottzumachen, noch die ausgezeichnete Theorie des verstorbenen Samuel Lublinski durch den praktischen Versuch „Kaiser und Kanzler" bestätigt werden, noch endlich erhärtete der Engländer Galsworthy mit seinen dramatischen Konstruktionen „Kampf" und „Menschenfreund", die überlebte Attacken aufs Mitleid des Publikums machen, seine dichterische Würdigkeit. Auch das dramatische Debut des Epikers Frenssen („Sönke Erichsen") ist als wenig hoffnungsvoll zu bezeichnen. Wohl aber hat sich Hans Franck mit „Herzog Heinrichs Heimkehr" dem Theater bedeutsam angenähert und damit einen großen Schritt über sein Erstlingswerk hinaus getan. Im übrigen tauchen bekannte Namen auf. Die verschwenderische Begabung Herbert Eulenbergs schenkte uns die süße Frauengestalt „Belinde" mitten in einem durch des Dichters hohen Willen der Wirklichkeit entrückten, wundersamen Milieu, und neben „Belinde" wurde sein ergreifendstes Drama „Alles um Geld" besonders von der Wiener Volksbühne zu neuem Siege geleitet. Stefan Zweig kam nach seinem rein dichterischen „Thersites" heuer bühnenmäßiger zu Wort und Geste: sein „Haus am Meer" weist abenteuerliche Züge in Menge auf, die nach den Differenziertheiten der zeitgenössischen Produktion erfrischend wirken. Dem geachteten Erzähler Thomas Mann ist dagegen nur eine rhetorisch-dialektische Unterhaltung aus der Savonarolazeit in seiner „Fiorenza" gelungen, keine dramatische Dichtung; allzubreit klafft auch der Abgrund zwischen der brutalen Theaterforderung und den mädchenhaften Schöpferhänden Eduard Stuckens in seiner „Astrid". Wilhelm von Scholz konnte die Reserviertheit des Publikums mit der „Gefährlichen Liebe", die ein entzückender Dialog auszeichnet, nicht ganz überwinden, weil er die Zeit der Vicomte und der Marquisen ohne die gewohnte Theatralik heraufbeschwor. Fast ans Epigonische streift Heinrich Lilienfeins „Tyrann", der mehr Korrektheit verrät, als einer Dichtung zugestanden werden darf. Wo Schnitzlers „Professor Bernhardi" der Zensur zulässig erschien, fand der Konflikt zwischen der nahezu heldenhaften Philanthropie eines Mediziners und der dadurch unerschütterten sakramentalen Pflicht eines Kirchendieners, dem die Politik zu Hilfe kommt, ein eifrig lauschendes Publikum. Ludwig Thomas zupackende Art ergriff mit der „Magdalena" Besitz von der gesamten deutschen Bühne, sein „Säuglingsheim", das sich in der Verulkung des klerikalen Regimes possenhafter Mittel bedient, hatte das Glück nicht. In Karl Sternheim, dessen ernsthafter „Don Juan" zerklüftet erschien, meldet sich eine Lustspielbegabung an, die nunmehr in drei Stücken, der „Hose", der „Kassette" und dem „Bürger Schippel" verheißungsvolle Erfolge hatte. Märkische Knappheit des Ausdrucks kommt der dramatischen Wirkung seiner Feldzüge gegen das Philistertum zustatten,

und die Witzigkeit des Dialogs wird nicht ohne szenische Technik verschwendet. In die Gattung der vornehmeren Lustspiele, die aller Lüsternheit bar sind, ragt Lothar Schmidts „Buch einer Frau“ hinein; bei Bernard Shaws „Blanco Posnets Erweckung“ kennt man sich wieder nicht recht aus, aber die ironisierte Ironie und die Abenteuerlichkeit einer Wildwestszene stimmten die Zuschauer vergnügt. Noch bunter mischte Frank Wedekind den Trank, aus dem die Faustparallele „Franziska“ quoll: mancherlei Handlungen, glänzende Aperçus, ohne die Bändigung des Ganzen, die wir nun einmal mit dem Begriff des Dramas verbinden. Das ist nur ein Auszug aus der Vielgestaltigkeit des modernen Repertoires, dem natürlich erst Kassenstücke wie die von Molnar (Märchen vom Wolf, Liliom), von Lengyel-Biró („Zarin“), von Auernheimer (Paar nach der Mode), Hans Müller (Gesinnung), von Wilde und Negelein (Austauschleutnant) und von Sacha Guitry (Einnahme von Berg op Zoom) den breiten Rückhalt geben.

Die fünfzigsten Geburtstage Hermann Bahrs, Max Dreyers, Otto Ernsts, Ludwig Fuldas, Gerhart Hauptmanns und Arno Holzens wurden fast überall gefeiert. Soweit dabei Novitäten in Frage kamen, heftete sich der Erfolg an Hauptmanns „Gabriel Schillings Flucht“ (vorher nur zweimal in Lauchstedt aufgeführt), an Bahrs „Prinzip“ und an Dreyers „Frau des Kommandeurs“. Die Breslauer Jahrhundertfeier berief den Schlesier Gerhart Hauptmann zum Gelegenheitsdichter, dem die unzufriedenen Kriegervereine aus unkünstlerischen Gründen nachher Kränkungen zufügten. Daß Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und Richard Wagner vor hundert Jahren geboren wurden, regte da und dort zu ungewöhnlichen Anstrengungen an (besonders für Wagner), die in Neueinstudierungen auch der selten gegebenen Werke wie „Genoveva“, „Nibelungen“ und der „Torgauer Heide“ gipfelten. Im Spätherbst dieses Jahres waren die Augen nach Hellerau bei Dresden gerichtet, wo eine neue Form des geistlichen Stückes — „Verkündigung“ vom Franzosen Paul Claudel — auf einer stadtfremden Bühne erprobt wurde.

Überall hob man auch an den Schätzen der älteren Literatur. Unsre Hof- und Stadttheater mühen sich nach ihren kleinen oder großen Kräften fort und fort darum. Berlin stand förmlich im Zeichen der Falstafftragödie Shakespeares, und dasselbe Deutsche Theater sah außerdem seine Liebe zu den Seltsamkeiten: Der blaue Vogel (Maeterlinck), Totentanz (Strindberg) und Der lebende Leichnam (Tolstoj) von dauerndem Erfolg gekrönt. In der Königgrätzer Straße trug Ibsens „Brand“ mit seinem ehernen „Alles oder Nichts“ und mit der aufwühlenden Weihnachtsszene die Direktoren fast über den ganzen Winter hinweg.

Auch auf dem dramaturgischen Büchermarkt war es lebhaft genug. Eine schön und liebreich geschriebene Monographie der allerschönsten Sängerin Henriette Sontag scheint mir auch an dieser Stelle der Empfehlung wert, die „Klassiker des Deutschen Theaters“ geben durch ihre photographische Aus-

schmückung selbst der fernsten Provinz einen Eindruck von Reinhardts Arbeit, Adolf von Sonnenthals Briefwechsel erinnert wohltuend an diesen adeligsten der Geadelten, und die Aufsatzsammlungen von Freksa, Jacobsohn und mir: „Hinter der Rampe", „Jahr der Bühne" und „Maskenkünste" berühren die schwebenden und gelösten Theaterprobleme von verschiedenen Seiten.

Von der alltäglich in Hekatomben unnütz geopferten Kraft, die der Theaterbetrieb fordert, kann hier nicht gesprochen werden. Schon die andeutende Auslese der nützlich angewandten aber muß jeden Freund und Feind davon überzeugen, daß es mit der hindämmernden Romantik in diesem Berufe vorbei ist, und daß, wenn er durch das neue Gesetz verbürgerlicht wird, ihm die schwere Aufgabe zuwächst, sich bei aller beschaulichen, vom Staate gewährleisteten Sicherheit zu erinnern, daß der rechte Schauspieler den unruhigen Reiz einer allabendlichen Neugeburt festhalten muß. Seine Abenteuerlust darf auch dann nicht einschlafen!

R. H. Francé:
Der Zauber des Alpenherbstes*).

Zur alpinen Zoologie gehört neben den Hüttenwanzen, Jochfinken und Talschleichen unbedingt auch die große Gilde der unvermeidlichen „Begegner". Das ist ein großes Kapitel, und nicht immer ein lustiges, von den Begegnungen im Gebirge, und unzertrennlich vom „alpinen Knigge", dessen Schaffung nachgerade zu den wichtigsten Aufgaben der Alpenvereine gehören wird. —

Wir Münchener Naturfreunde kennen alle Typen des „Begegners", fürchten sie, wissen aber auch, wann wir von ihnen befreit sind. Das ist so ziemlich genau an dem Tage, an dem zum erstenmal der feine silbergraue dichte Nebel in den Straßen wallt und alle Welt im deutschen Flachlande glaubt, nun lohne es nicht mehr, auf die Berge zu steigen. Da beginnt dann das große Schweigen und die große Schönheit der Natur. Zwar empfängt uns die Talstation mit düsterstem, triefendem und unfreundlichem Grauen. Eingenebelt ist die ganze

*) Aus dem soeben erschienenen Werke: „Die Alpen, gemeinverständlich dargestellt von R. H. Francé" mit gütiger Genehmigung des Verlages Theod. Thomas in Leipzig entnommen. Das mit künstlerischen Abbildungen, mit Tafeln und Karten reich ausgestattete Buch des als trefflichen Naturschilderers hochgeschätzten Autors faßt das gesamte moderne Wissen über die Alpen in anziehendster Weise zusammen und dürfte insbesondere bei allen Naturfreunden und Touristen, aber auch Lehrern lebhaftem Interesse begegnen.
D. Red.

Landschaft, verschwunden sind die Berge. Das Dörfchen, das im Sommer so schmuck, blumenfrisch und heiter uns entgegenlachte, ist jetzt eines der öden griesgrämigen Nester, in dem wir „nicht begraben sein möchten". Ein unangenehmer Modergeruch erfüllt die Luft, die Verwesungspilze machen sich im Walde breit, in dem an allen Stämmen die Nebelfeuchtigkeit niedersickert; von allen Blättern tropft es, fröstelnd erschauert man vor der nassen Kälte, die dem Neuling einen unerquicklichen Tag und eine verdorbene Partie verheißt. Man hat kaum ein Auge für die phantastisch malerischen Bilder, die so ein von Nebelschwaden durchzogener Wald bietet. In eine merkwürdige und ungewohnte Perspektive ordnet er die Bäume; er schafft Distanzen, ordnet das liebgewohnte Waldbild in theatermäßige Kulissen und überzieht alles mit einem unsäglich feinen Silberglanz, mit demselben, der an den Bildern der alten holländischen Landschafter mit Tausenden bezahlt wird. Hier genießt man ihn umsonst und hat doch kein Auge dafür.

Der Pfad windet sich durch Wald den Berg hinan, die Nebel wollen nicht weichen, trotzdem man schon hoch über dem Tale steht, der Tag scheint endgültig verloren. Doch nun breitet sich ein ungewohntes, den Augen fast schmerzendes weißes Licht über den Bäumen, ein leiser Wind erhebt sich, wie wallende Dämpfe ziehen die Nebelstreifen, sie jagen sich förmlich, sie fliegen hoch empor, drehen sich um sich selbst und kehren wieder zurück; es brodelt und siedet in diesem Meer von Dämpfen, und das verheißt eine baldige Änderung. Nun haben wir fast 1000 m Höhe erreicht. Da blitzt auf einmal ein heller Sonnenstrahl durch die Silberdecke und magisch, wie Brillantenketten in grüngoldenem Feuer erschimmern die Nebeltröpfchen an den Spinnennetzen, Goldfunken sind geschleudert an jeden hängenden Tropfen, es sprüht und flirrt ringsum wie in einer Kristallhöhle, jetzt zerreißt der Baldachin — und tiefes leuchtendes Himmelsblau steht über ihm! Noch wenigen Minuten des Steigens und wir stehen auf sonnenbeglänzter Höhe, die blaue wolkenlose Himmelsglocke über uns und das Nebelmeer zu unseren Füßen.

In einem solchen Augenblick begreift man die Sonnenanbeter. Man fühlt in allen Gliedern, mit allen Nerven, welch beglückende zaubermächtige Wohltäterin die Sonne eigentlich ist. Er ist weniger als ein Hauch, solch ein Sonnenstrahl, und dennoch scheidet er Glück und Leiden, trennt er zwei Welten von solcher Gegensätzlichkeit, daß man sehr wohl versteht, wie man zur Kennzeichnung des größten Kontrastes sagen kann, das eine Ding sei von dem anderen so verschieden, wie Tag und Nacht.

Vom Oktober bis zum April ist es im Hochgebirge die Regel, daß in der Höhe von 800 bis 1000 m die kalte nebelige Luft oft ganz genau abgegrenzt einer linden und sonnigen Zone Platz macht, in deren strahlendem Sonnenschein oft genug Veilchen und Primeln mitten im Winter erblühen. Mit dem Fortschreiten der Jahreszeit weicht diese Zone in größere Höhen; von Weihnachten

bis Ende Februar ist sie in 2 bis 3000 m Höhe zu finden; allerdings steigt sie mit dem Faschingsende nicht ebenso regelmäßig wieder hinab, sondern, wenn es am Jahresschluß scheinen wollte, als könne es auf dem Berg nicht Winter werden, so mag im Hochgebirge der Frostriese dann nicht mehr die Herrschaft abgeben. Der Herbst dauert übermäßig lang, dafür zieht auch der Frühling verspätet ein.

Natürlich wird niemand das so verstehen, daß es auf den Bergen im Winter überhaupt kein schlechtes Wetter geben könne. Es soll mit dem obigen nur die allgemeine Witterungstendenz bezeichnet werden, und die wurde von der Wissenschaft in den Satz gefaßt, daß das Gebirge im Sommer durchschnittlich nur jeden dritten Tag Sonnenschein genieße, im Winter dagegen jeden zweiten Tag. Und man möchte versucht sein, hinzuzusetzen: im Herbst aber jeden Tag.

Auf den verlassenen Almwiesen ist es im Oktober und November trocken und so warm, daß man sich rasch jedes Überkleides entledigt. Nicht einmal die Blumenpracht ist völlig verschwunden, obschon die eigentlichen Herbstblüher der Hochwiesen, die Parnassie, der kleine violette Enzian (Gentiana obtusifolia), die Herbstzeitlose und der allerliebste Augentrost längst verblüht sind. Da und dort steht noch ein Gänseblümchen; es ist die Regel, daß im Spätherbst manche Primel erwacht und Ranunkeln und Ringelblumen von neuem ihre goldgelben Köpfchen erheben.

Erst seitdem wir die Nebelregion überschritten haben, kommen uns die wundersamen Herbstfarben so recht zum Bewußtsein, mit denen der Bergwald in der zweiten Hälfte des Oktober geschmückt ist. Es gehört zu den Höhepunkten des Naturgenusses, um diese Zeit in den großen Waldgegenden der Vorberge zu wandern, etwa den bequemen Übergang von Tegernsee über die „schwarze Tenn" oder zum Hirschtalsattel, und von da nach Lenggries zu unternehmen. Man sieht dann die Bergwände in eine unbeschreiblich harmonische Buntheit getaucht, in der das dunkle Grün der Nadelbäume den Grundton und Ruhepunkt für das Auge abgibt, zu dem das helle Rostbraun der Buchen, das in der Ferne einen eigentümlich melancholischen violetten Hauch annimmt, einen geradezu raffinierten Kontrast abgibt. Ganz helle Lichter setzen die Bergahorne darauf; ihre Blätter verwelken mit hellem Gelb, so daß es, wenn man unter einen dieser mächtigen Bäume tritt, anmutet, als riesle nun ein gelbes knisterndes Feuer über uns herab. Hellschwefelgelb stirbt auch der Birke Laub, und die Nadeln der Lärche werden, bevor sie abfallen, geradezu sonnenscheinfarben. Dazu kommt ein tiefes, leuchtendes Weinrot der wilden Birnbäume und mancher eingesprengten Sträucher. Alle diese Farben sind durch die einzelnen Stadien der Vergilbung noch in viele Abstufungen geschieden, so daß insgesamt eine Farbensymphonie entsteht, die man vielleicht deshalb nie in den Ateliers der Maler wiederfindet, weil sie gemalt höchst unwahrscheinlich erschiene oder aber für den menschlichen Pinsel überhaupt nicht ausführbar ist.

Nicht weniger schön ist der alpine Herbst auf einem der Hochmoore oder Joche, nur muß man ihn etwas früher, etwa Anfang Oktober, belauschen, da das Moor etwas ausgesprochen nordisches hat und offenbar den frühen Winter seiner ursprünglichen Heimat noch immer in seinen ererbten Anpassungen verrät. Die Charakterpflanze der alpinen Moore ist, wenn auch nicht der Menge, so der Auffälligkeit nach das Wollgras (Eriophorum), daß sich mit seinen weißen wolligen Fruchtköpfchen manchen Orts so massenhaft ansiedelt, daß die ganze Landschaft wie beschneit anmutet. Dieses Weiß bringt einen lieblichen Ton in das Landschaftsbild, denn es hebt sich auf das Prächtigste von dem satten Goldgelb der Halme, das wieder an manchen Stellen durch ein ungewohnt prächtiges Braunviolett anderer Wollgrasarten wie schattiert erscheint. Die reinen Sumpfwiesen werden wieder von der Rasenbinse (Trichophorum) ganz beherrscht und erschimmern in dem schönen Goldorange eines reifen Weizenfeldes. Fahl, wie alte kostbare orientalische Teppiche, mit dazwischen gestreuten dunkelroten Flecken, mutet der Teppich der Torfmoose (Sphagnum) an; dazu kommt das dunkelgrüne oder braune klare Wasser, in dem es flirrt und flimmert, als ob Goldstaub darein gestreut wäre, um auch hier ein Landschaftsbild von vollendetem Farbenreiz zu schaffen.

Die Palme der Schönheit wird jedoch allgemein dem Herbstbild der Alpenrosenregion zuerteilt. Sie selbst beteiligt sich daran nicht in sonderlicher Weise, hat sie doch immer grüne Blätter, die das ganze Jahr hindurch sich ablösen, wenn sie ihren Dienst getan haben. Aber unter ihrem Schutze gedeihen eine Menge Zwergsträucher, die von der Tiefe heraufgewandert sind, hier aber im Herbst Farben hervorzaubern, welche man unten niemals kennt. Die schönste von ihnen ist die Alpenbeerentraube (Arctostaphylos alpina), die in merkwürdigem Gegensatz zu der gewöhnlichen Beerentraube (Arctostaphylos Uva ursi) ihre Blätter rot verfärbt, und zwar in einem Blutrot, wie es von keiner Rose oder einer der um Rot sonst gerade nicht verlegenen Blumen erreicht werden kann. Besonders schön ist es, wenn beide Beerentrauben zusammen wachsen, was manchmal vorkommt, und dann in dem glänzend grünen Laube der Niederungsform die hochroten, wie lackierten Beeren lockend glänzen. Diese Pflanze befriedigt nicht nur den ästhetischen Sinn, sondern belehrt auch den Naturfreund, daß wirklich die Beeren aller Vogelfrüchtler stets im Kontrast zur Laubfarbe stehen. In dem Rot der Blätter der Alpenbeerentraube würden rote Beeren vollkommen unsichtbar sein. Tatsächlich hat dieser Strauch schwarze Beeren, und es ist eine Aufgabe für Naturphilosophen, zu ergrübeln, wieso die Pflanze zu diesem auffälligen und unbegreiflichen Kunststück kam.

Dieselbe Aufgabe wiederholt sich auch bei den H e i d e l - und P r e i ß e l b e e r e n; die letztere hat bekanntlich korallenrote Früchte; hieraus ist zu schließen, daß sie ihr Laub nicht verfärbt. Die Heidelbeere lockt mit den prächtig blau bereiften schwarzen Beeren, und niemand könnte eine wirkungsvollere Kontrast-

farbe dazu ersinnen, als den unvergleichlichen Purpur, in dem sie im Hochgebirge erstrahlt.

Das Merkwürdige hieran ist, daß derselbe Strauch im Tieflang einfach mattbraun verfärbt. Und das muß alle Spekulationen über geheimnisvolle Lebenserscheinungen im Keim ersticken, um so mehr, als auch die Winterknospen der Beerentrauben sich an dem unbeschreiblichen Rubinenrot beteiligen. — Nicht weniger schön muten die Herbstfarben der kriechenden Weiden an, und wenn irgendwo eine blutrote Eberesche sich in dieses rostfarbene Rot, das helle Gelb des Geißblattes und das dunkle Grün der Rauschbeeren mischt, ist durch diese Verwesungsfarben jede Blütenpracht auch des buntesten Blumenbeetes überboten.

Die Wissenschaft führt diesen ganzen Farbenzauber auf die besondere Beschaffenheit der Hochluft zurück, durch welche die Sonnenstrahlen intensiver wirken und namentlich die in ihnen enthaltenen ultravioletten Strahlen wirksam bleiben. Dieselbe Ursache, welche die Alpenblumen und Falter so schön färbt, verschönt auch den Alpenherbst. Es ist ein rein ästhetisches Phänomen, und angeblich steckt gar kein tieferer Sinn dahinter. Trotzdem kommt auch der auf seine Rechnung bei der herbstlichen Alpenwanderung, der nach der Dinge verborgenem Wesen trachtet. Er muß nur um etwa vier Wochen früher die Berge aufsuchen, wenn das große Abschiednehmen angeht und überall auf den Matten und im Walde die leichtbeschwingten Früchtchen schweben, denen das Lebensgut des kommenden Frühlings anvertraut ist.

Ein leiser Wind spielt um die Halde und mit ihm schweben zahllose Fallschirme, Haarschöpfe und Flügelfrüchte alpiner Pflanzen, denen kein anderes Mittel als der Wind zu Gebote steht, um die für ihr dauerndes Gedeihen notwendigen Reisen zu unternehmen. Im flachen Land vertrauen sie die Samen den Vögeln an, sie lassen sie durch Ameisen verschleppen, sie hängen sich als Kletten an weidende Tiere, alles Hilfsmittel, die über 2000 m Höhe versagen, angesichts der uns schon bekannten plötzlichen Abnahme der Tierwelt. Wenn auch gerade die Hochweiden von Schafen und Ziegen besucht werden, so kann das doch nicht wesentlich zur Verbreitung der Hochgebirgspflanzen beitragen, da nur wenig Berge hierbei in Betracht kommen und man außerdem oft bemerkt hat, daß die Pflanzenwelt sich nur den natürlichen Verhältnissen anpaßt und zu ihren Anpassungen meist mehr Zeit bedarf, als unsere Zeitrechnung bisher Jahre zählt. Die Vögel verbreiten ja einige Früchte, so namentlich die Häher jene der Arven, das Schneehuhn den Knöterich. Doch beschränkt sich ihr Leben, soweit körnerfressende Vögel in Betracht kommen, eigentlich nur auf die Waldregion. So bleibt denn nach wie vor der Wind der wichtigste Sämann für die Hochalpen. Und es ist ein sehr anziehendes Studium, im Spätsommer die Alpenpflanzen auf ihre Windanpassungen hin zu betrachten. —

Mit diesen Hilfsmitteln ist der Bestand des alpinen Flors für immer gesichert und mag sich noch so sehr die Kultur auch im Gebirge breit machen. Die Natur hat selbst gesorgt, daß jene Blumen ihr gesichertes Asyl durch alle Zeit finden, und gerade daß die Alpen für immer ein Stück Urwelt behalten werden, verleiht ihnen für den überkultivierten Stadtmenschen jenen unerschöpflichen Reiz, der sich mit zunehmender Verbildung und Verfeinerung stets nur steigern wird.

Oswald Brüll: Thomas Mann.

> Was die Lebendigkeit der Natur erreicht und doch durch die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus erhebt, das und auch nur das ist Poesie. — Grillparzer.

I.

In seinem von genialer Klarheit erfüllten Essay „Milton" hat Thomas Babington Macaulay den Entwicklungsgang der Menschheit aufgezeigt als einen solchen, dessen Anfangspunkt der Stufe der Poesie und dessen Zielpunkt der Stufe der Wissenschaft entspricht.

Für das Verhältnis des modernen Dichters zu seiner menschlichen Umwelt ist damit alles gesagt; er ist ihr ein Fremder. Sein vormaliger Bruder in Apoll lebte dagegen unter seinesgleichen: denn in jenem Morgendämmern der Weltgeschichte gab es lauter Dichter oder gar keine. „Im Anfang war der Mythus", — entsinnt ihr euch noch der herrlichen Worte, mit welchen Hermann Hesse die Kindheit seines Peter Camenzind anhebt? . . . . .

Was von der Poesie im wesentlichen gilt, kann leichter Hand auf die Kunst überhaupt übertragen werden, wenn man dem Theorem der Romantiker folgt, daß der poetische Geist der in allen Künsten waltende Urgeist sei.

In naiven Zeitaltern mag sich der Künstler wohl eins gefühlt haben mit dem Leben, dessen festlich erhöhter Verkünder er unbedenklich war, der Schöpfer mit dem Stoff, den ihm der „holde Wahnsinn" zum Kunstwerk umgebar. Vorbei, vorbei . . . . Wenn sich bereits Sappho vor die Alternative gestellt sieht, zwischen Kunst und Leben zu entscheiden:

> „Von beiden Welten *eine* mußt du wählen,
> *Hast* du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr",

— so mag dies als ein im Einzelfall gegründeter Anachronismus der weiblichen Psyche erscheinen. Und dann: das verkündet die Sappho Grillparzers, der in

seinen autobiographischen Schriften jenen tragischen Zwiespalt erschütternd offenbart hat. Freilich, Goethe, der in „Torquato Tasso" den ähnlichen Konflikt nur als Zustand gestaltet, nicht zur Katastrophe gesteigert hat, — er verstand es, sich zu dem genialen Lebenskünstler zu vollenden, als welchen ihn unsere Bewunderung vor allem grüßt: hier wie anderwärts die Ausnahme, die erst die Regel bestätigt. Die Regel, die etwa auch aus Ibsens Altersdramen, aus „Baumeister Solneß" und „Wenn wir Toten erwachen" abgezogen werden kann, die Regel, welcher zuvorderst die leidenschaftlichen und ausschließlichen Künstler unterliegen, wie Kleist, Lenau, Hebbel, Flaubert, Strindberg . . . . „Wir sind keine Griechen", klagt Gerhart Hauptmanns Maler Gabriel Schilling, der vor einer feindseligen Wirklichkeit in das Meer hineinflüchtet. Die Künstler von heute stehen fernab von der Tafel des Lebens. Hungernde, Sehnsüchtige. „Wollt Ihr ein Zeichen dafür, wenn Unversöhnlichkeit und Fremdheit gelegt ist zwischen zwei Welten?" fragt der Prior von San Marco in Thomas Manns Renaissancetragödie „Fiorenza". Er antwortet selbst: „Die Sehnsucht ist dies Zeichen!" Aber sie ist mehr als ein Zeichen: „Man sollte nicht besitzen", läßt sich des Priors Widerpart, Lorenzo, vernehmen. „Sehnsucht ist Riesenkraft, doch der Besitz entmannt."

Auch für den Künstler ist die Sehnsucht mehr als ein Zeichen. Auch ihm ist sie Gebieterin und Dienerin zugleich; er will nicht umsonst gelitten haben. Sie schlägt ihm den Regenbogensteg der Phantasie zurück nach dem verlorenen Paradies, seine Schwäche wird zur Stärke, Ursache zum Mittel, subjektive Not zur objektiven Tugend: „Was ist Kunst? Bildende Sehnsucht!" (Aus der Studie „Die Hungernden".)

II.

Kunst ist bildende Sehnsucht — in dieser Formel hat Thomas Mann, der meines Erachtens für das Ergebnis der geschilderten Entwicklung den Schul- und Grenzfall bedeutet, die Basis seines gesamten Schaffens*) enthüllt. Doch über der Basis kann sich unterschiedliches Gebäude erheben, und ein Typus umschließt vielerlei Individuen. Kunst ist bildende Sehnsucht — das hat typische Geltung für die Moderne. Welcher Art aber ist die individuelle Kristal-

*) Zur Orientierung über das Werk Thomas Manns sei folgende Übersicht geboten: „Der kleine Herr Friedemann" (Der Tod; der Wille zum Glück; Enttäuschung; Der Bajazzo; Tobias Mindernickel), Novellen, 1898 (vermehrt 1909 um die Stücke: Die Hungernden; Das Eisenbahnunglück). „Buddenbrooks, Verfall einer Familie", Roman, 1902. „Tristan" (Der Weg zum Friedhof; Der Kleiderschrank; Luischen; Gladius Dei; Tonio Kröger), sechs Novellen, 1903. „Fiorenza", drei Akte 1906. „Königliche Hoheit", Roman, 1909. „Der Tod in Venedig", Novelle, 1913. — Sämtliche Bücher sind im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen.

lisierung der Formel, wie bestimmt sich das Künstlertum, wenn man am 6. Juni 1875 als Sohn des Kaufmanns und Senators Heinrich Mann und einer Brasilianerin, die sich ihrerseits von einer kreolischen Mutter herleitet, in der alten Hansastadt Lübeck das Licht der Welt erblickt hat? Ja, dann ist man zur Hälfte wohlanständiger Bürger, der in der Tradition steht, und zur andern Hälfte fremdländisch, zweifelhaft, „Bajazzo" — dann ist man im ganzen „Tonio Kröger" und trägt schon im Namen ein Symbol seiner seltsamen Blut- und Geistesmischung. Dann ist man problematisch und also aus dem Bürgergarten ausgetrieben: „Ein Bürger, der sich in die Kunst verirrte, ein Bohémien mit Heimweh nach der guten Kinderstube, ein Künstler mit schlechtem Gewissen .... Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolgedessen ein wenig schwer."

Das Dilemma ist schmerzlich — indessen, „Von beiden Welten eine ..."; Tonio Kröger wählt die Kunst. Wählt? Ach, die Wahrheit zu sagen, sie liegt nicht bei ihm, die Wahl. Tonio erklärt dies Lisaweta, seiner Freundin: „Sie fangen an, sich gezeichnet, sich in einem rätselhaften Gegensatz zu den andern, den Gewöhnlichen, den Ordentlichen zu fühlen, der Abgrund von Ironie, Unglaube, Opposition, Erkenntnis, Gefühl, der Sie von den Menschen trennt, klafft tiefer und tiefer, Sie sind einsam, und fortan gibt es keine Verständigung mehr." Künstlertum ist Fatum; seinen passiven Charakter bestätigt auch Axel Martini, der Literat aus der „Königlichen Hoheit", der für eine Karikatur Tonios genommen werden kann, — gleichwie Tonio Kröger selbst ein Abbild seines Schöpfers ist. „Mir scheint", behauptet Axel Martini, „daß diese zweifellose und unbedingte Unfähigkeit zu allem andern der einzige Beweis und Prüfstein des Berufes zur Poesie ist, ja, daß man in der Poesie eigentlich keinen Beruf, sondern eben nur den Ausdruck und die Zuflucht dieser Unfähigkeit zu sehen hat."

Einerlei, ob Beruf oder Schicksalsschluß — hat man einmal die Kunst ergriffen, so gilt der Imperativ: „Durchhalten!" Und wie hält man am besten, am zweckdienlichsten durch, wenn man sich als Künstler der bildenden Sehnsucht deklariert hat? Indem man die Sehnsucht — kultiviert. „Es ist nicht sowohl der wirkliche Hunger, als vielmehr der Hunger nach dem Wirklichen ... he, he ... was das Talent benötigt", tut Herr Martini kund und zu wissen; und des weiteren: „Die Entsagung ist unser Pakt mit der Muse, auf ihr beruht unsere Kraft, unsere Würde, und das Leben ist unser verbotener Garten, unsere große Versuchung ..."; und zuletzt: „Nichts ist unhygienischer als das Leben ... — die Hygiene ... ist unsere ganze Moral". Axel Martini, der Verfasser der Gedichtbücher „Evoë!" und „Das heilige Leben", ist ein Abstinenzler des Lebens, um der Kunst willen ...

Das ist befremdlich, wie, das ist peinlich? ... Einerlei — es ist und es ist obendrein nicht neu. In Briefen Gustave Flauberts, die vor einigen Jahren zur Publikation gelangten, liest man: „Du malst den Wein, die Liebe, die Frauen,

den Ruhm, mein Bester", schreibt er 1850 seiner Mutter von sich, „unter der Bedingung, daß du weder Trunkenbold, noch Liebhaber, noch Ehemann, noch Infanterist bist. Wenn man sich unters Leben mischt, sieht man es schlecht, man leidet darunter und man genießt es zu sehr. Der Künstler ist meiner Meinung nach eine Monstrosität, etwas Außergewöhnliches; darunter leidet er und müssen andere mit ihm leiden. Man befrage die Frauen, die Dichter geliebt haben, und die Männer, die Schauspielerinnen geliebt haben . . ." (Tonio Kröger: „Ist der Künstler überhaupt ein Mann? Man frage „das Weib" danach! Mir scheint, wir Künstler teilen alle ein wenig das Schicksal jener präparierten päpstlichen Sänger . . . Wir singen ganz wunderschön. Jedoch —"). 1876 schreibt Flaubert an Maupassant: „Ein Mensch, der sich zum Künstler bestimmt hat, hat nicht mehr das Recht, zu leben wie die anderen." Im Jahre 1878: „Für einen Künstler gibt es nur eins: alles der Kunst opfern!" Es ist bemerkenswert, auf die Identität dieser beiden mönchisch strengen Auffassungen vom Künstlertum zu verweisen; denn es sind die gleichen Voraussetzungen gleicher Tatsachen — daß nämlich, bis auf den heutigen Tag, Gustave Flaubert und Thomas Mann, jeder für seine Nationalliteratur, die Gipfel epischer Prosakunst bedeuten.

Der Kunstmönch also leistet das Gelübde, die Kunst so ernst zu nehmen, wie andere das Leben. Aber, wie jeder Mönch, hat er Augenblicke, welche ihn an seinem Gelübde irre machen; das sind die Augenblicke, da Sappho tiefinnerst erkennen muß: „Und leben ist ja doch des Lebens höchstes Ziel!" Tätige Abgrenzung gegen das Leben wird zur leidenden; Flaubert hat — die Hygiene ist unsere ganze Moral — aus diesen Leiden ein Buch gefertigt, „Die Versuchung des heiligen Antonius", Thomas Mann zumindest eine Gestalt, den Prior von San Marco in „Fiorenza" . . . .

Und leben ist ja doch des Lebens höchstes Ziel! (Tonio: „Die Literatur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch . . .") Ist nun „das Leben" für Thomas Mann wie für so viele ein „geistig unbestimmtes Bild", nicht mehr als der abstrakte Gegensatz zu „Kunst" — oder ist in ihm eine konkrete Vorstellung dessen? Ja, dies scheint sein Fall: „Du darfst nicht sein, du sollst schauen; du darfst nicht leben, du sollst wissen! Einmal in treuherzigem und schlichtem Gefühle leben, lieben und loben! Einmal unter euch sein, in euch sein, ihr sein, ihr Lebendigen! Einmal euch in entzückten Zügen schlürfen — ihr Wonnen der Gewöhnlichkeit!" („Die Hungernden.") Tonio Kröger zu Lisaweta: „Der ist noch lange kein Künstler, meine Liebe, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinierte, Exzentrische und Satanische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung und menschlichem Glück, — die verstohlene und zehrende Sehnsucht, Lisaweta, nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit."

Die Sehnsucht nach dem Leben überhaupt haben wir als typisch für den modernen Künstler erkannt; die Sehnsucht nach dem bürgerlichen Leben,

nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit, ist spezifisch für den Patrizierssohn Thomas Mann, dessen Vorliebe für das Bürgerliche sich in den „Buddenbrooks“ (zumal in der Figur der Tony) ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat . . . Dies unterbricht aufs schärfste den Parallelismus zu Gustave Flaubert; in dem Einsiedler von Croisset war ein Vulkan des Hasses gegen die Bourgeoisie mächtig — obschon die Lava zu holdem Ebenmaß erstarrte: „Madame Bovary, moeurs de province“ . . . .

III.

Die Hygiene ist die Moral des Künstlers — allein, das trägt ein bißchen feuilletonistisches Gepräge. In Wahrheit ist die Hygiene nur die Außenseite der eigentlichen Künstlermoral. „Ich habe in mir viel Indertum“, sagte Thomas Mann in einem Zeitungsaufsatz*), „viel schweres und träges Verlangen nach jener Form oder Unform des Vollkommenen, welche „Nirwana“ oder das Nichts benannt ist, und obwohl ich ein Künstler bin, hege ich eine sehr unkünstlerische Neigung zum Ewigen, sich äußernd in einer Abneigung gegen Gliederung und Maß. Was dagegen spricht, glaube mir, ist Korrektur und Zucht, ist, um das ernsteste Wort zu gebrauchen, Moral . . . Was ist Moral? Was ist die Moral des Künstlers? . . . Die Moral des Künstlers ist Sammlung, sie ist die Kraft zur egoistischen Konzentration, der Entschluß zur Form, Gestalt, Begrenzung, Körperlichkeit, zur Absage an die Freiheit, die Unendlichkeit, an das Schlummern und Weben im unbegrenzten Reich der Empfindung — sie ist mit einem Wort der Wille zum Werk.“ Das ist dieselbe Moral, deren Hohes Lied Grillparzer verkündet hat, im dritten Akt seiner „Hero“:

„Sammlung! . . . . .
Du hast genannt den mächt'gen Weltenhebel,
Der alles Große tausendfach erhöht
Und selbst das Kleine näher rückt den Sternen.
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schaun, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hat's getan und hat's erkannt,
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet.“

Es gehört zu den hervorstechendsten Wesenszügen Thomas Manns, daß er die Prinzipien seiner Kunstübung vermenschlicht, auf das Leben überträgt. So den oben ausgesprochenen Konzentrationsgedanken. Schon im Erstlingsband zeigt er sich an. Da wird „Der Wille zum Glück“ zum Elixier eines Todkranken — wir erinnern uns eines Wortes, das Arthur Schnitzler seine hochmütig mörderische Prinzessin Helene (im „Jungen Medardus“) sagen läßt: „Es gibt kein Glück . . . Der Wille ist alles“ . . . Obschon späterhin der Konzentrationsgedanke sich mit dem Formgedanken kombiniert — wovon noch zu reden

*) „Süßer Schlaf!“ „Neue freie Presse“ vom 30. Mai 1909, Nr. 16082.

ist — und dadurch an unmittelbarer Einsichtlichkeit verliert, durchzieht er gleichwohl die ganze erzählte Welt Thomas Manns. „Ist denn, wer stark ist, kein Held?" wird in „Fiorenza" gefragt. — „Nein. Sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes, daß er sich dennoch den Kranz gewinnt, — der ist ein Held." Was hier gepredigt wird, ist demnach ein auf der Triebfeder der Konzentration beruhender Heroismus der Schwäche. „Welches Heldentum aber jedenfalls wäre zeitgemäßer als dieses? Gustav Aschenbach," — so heißt, zu Jahren gekommen, Tonio Kröger, so heißt der Schriftsteller, welcher im Mittelpunkt des jüngsten Opus „Der Tod in Venedig" steht —, „Gustav Aschenbach war der Dichter all derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Überbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechterhaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen. Ihrer sind viele, sie sind die Helden des Zeitalters."

Wir werden, nunmehr den Formgedanken betrachtend, sehen, daß Thomas Mann auch durch dieses Evangelium ein Dichter seines Zeitalters ist . . . Wie nennen wir übrigens einen Dichter seines Zeitalters? — Klassiker.

IV.

Im Verlaufe eines Gespräches über Kunst äußert Tonio Kröger: „ . . . der ist ein Stümper, der glaubt, ein Schaffender dürfe empfinden." Nun hat, wie die Erfahrung lehrt, ein „Schaffender" stets die Geneigtheit, sein eigener Aristoteles zu sein, sich selbst zu homerisieren. Wenn uns also ein Künstler sagt, ein Künstler dürfe nicht empfinden — dann haben wir Grundes genug zur Annahme, der Künstler, dieser Künstler, könne nicht empfinden oder könne es nicht mehr. Grundes genug haben wir insbesondere im Falle eines Autors, der zwanzigjährig die Novelle „Enttäuschung" schrieb — die erschütternde Lebensbeichte eines, der nie gelebt hat, weil er „keinen Sinn für Tatsächlichkeiten" besitzt und in nichts Genüge findet, ja selbst vom Tod eine „Enttäuschung" befürchtet. Von der letzten Floskel abgesehen, läuft Hugo von Hofmannsthals zarte Jugenddichtung „Der Tor und der Tod" auf den gleichen hoffnungslosen Pessimismus hinaus. Aber der schwache, verzärtelte Jungwiener Ästhet hat von diesem gebrechlichen Piedestal niemals einen Aufschwung zu nehmen vermocht, so sehr er sich auch im Blute aller Zeiten und — Literaturen badete . . . Wie weit, wie bewußt, wie kraftvoll ist Thomas Mann über seine Jugend hinausgewachsen!

Was ist es, das dem Dichter die Empfindung zerstört — wenn anders wir keinen angeborenen Mangel supponieren wollen —? „Dichten heißt sich ermorden," sagt Hebbel. Warum? Tonio Kröger gibt uns Bescheid. An das Wort des Horatio anknüpfend: „Die Dinge so betrachten, hieße, sie zu genau betrachten," führt er aus: „Es gibt etwas, was ich Erkenntnisekel nenne, Lisa-

weta: der Zustand, in dem es dem Menschen genügt, eine Sache zu durchschauen, um sich bereits zum Sterben angewidert (und durchaus nicht versöhnlich gestimmt) zu fühlen, — der Fall Hamlets, des Dänen, dieses typischen Literaten. Er wußte, was das ist: zum Wissen berufen werden, ohne dazu geboren zu sein." Erkenntnis also zerstört die Empfindung; aber der Dichter ist dazu verpflichtet, von Berufs wegen.

Ist da ein Ausweg? Er ist! Denn Tonio Kröger weiß sich einen zu erschließen, er weiß, „daß die Kenntnis der Seele allein unfehlbar trübsinnig machen würde, wenn nicht die Vergnügungen des Ausdrucks uns wach und munter erhielten . . ."

Das ist die Proklamation der Form — und wieder begegnen wir einer Maxime Hebbels, die uns stützt: „Die Form ist der höchste Inhalt." Auf das Proklamieren kommt es jedoch nicht an, sondern auf das Machen. Ich werde in Kürze zu beweisen suchen, daß Thomas Mann in Wahrheit des höchsten Lobes würdig ist, dessen sich ein epischer Künstler berühmen kann: des Ehrennamen, ein deutscher Flaubert zu sein. Fortan braucht der Deutsche nicht mehr in die Ferne schweifen, um seine Prosaautoren am strengsten Maß zu messen: summa cum laude wird man künftig von einem „zweiten Thomas Mann" sprechen.

Die Meisterschaft des Wortes, Stil und Technik von Thomas Mann sollen indessen erst erörtert werden, nachdem dargetan ist, wie der Dichter den Formgedanken vermenschlicht, ins Leben wirken läßt.

V.

Erkenntnisekel, hörten wir, sei das Kainszeichen des Künstlers, der teils durch angeborene „psychologische Hellsicht", teils durch seine Berufsübung zu eindringlichem, grausamem Beobachten und Erkennen gezwungen ist. Aber ist Erkenntnisekel, noch viel weitere und verhängnisvollere Kreise ziehend, nicht die furchtbare Krankheit unseres Zeitalters? Treiben wir nicht alle Raubbau mit der Erkenntnis, mit dem Intellekt der die übrigen menschlichen Grundtriebe, gerade die positiven und bejahenden, Phantasie, Gefühl, Sinnlichkeit hinmordet? Erstirbt nicht, dem schwindelhaften Optimismus des „Maschinenzeitalters", der „Wunder der Technik" zum Trotz, mählich jegliches naive Lebensgefühl in uns? Alles wollen wir erkennen, alles verstehen, alles verzeihen. Und „— wer möchte ein Ding auf Erden erkennen, ohne von Gram und Ekel gehindert zu werden, es noch zu wollen?" (Aus „Fiorenza") . . . Gewiß, der Geist ist eine herrliche, aber — „eine gefährliche Waffe! Die sich, wenn keine äußere Not unsere Sicherheit bedroht, nur allzuoft gegen uns selbst wendet. Wohl uns, wenn sie ruht, wenn die grelle und zehrende Flamme des Bewußtseins die Welt um uns und in uns hinlänglich abgeleuchtet hat und wir unserm eigentlichen und glücklichen Zustand uns wieder überlassen dürfen!" (Aus „Süßer Schlaf!")

Den Künstler rettet die Form vor der Auflösung. Was bewahrt das Leben davor, daß sein Inhalt durch den Intellekt ausgelaugt werde? Die Form.

Was wir unter der lebendigen Form zu verstehen haben — ein Blick auf das Werk Thomas Manns wird es uns lehren. Die Wandlung seiner Anschauungen über den Formbegriff ist überhaupt das wesentlichste Moment in seinem dichterischen Entwicklungsgang. Denn in den künstlerischen Mitteln war Thomas Mann nahezu ein Vollendeter, als er mit dem Novellenband „Der kleine Herr Friedemann“ debütierte. Wie weit aber ist der Weg von der hoffnungslosen, lähmenden Psychologie des schon erwähnten Erstlings „Enttäuschung“ bis zu jenem Kapitel des jüngsten Opus, wo Psychologie für „unanständig“ erklärt wird!

„Der kleine Herr Friedemann“ war katexochen ein Abklatsch des fin de siècle, ein Bilderbuch der Dekadenz; sein Autor damals Redakteur — am „Simplizissimus“! Ich gestehe, daß ich heute dieses Faktum für den besten Witz halte, der je im Zeichen der roten Bulldogge in die Welt gesetzt wurde . . . .

Drei Jahre später kam der große Wurf: die „Buddenbrooks“. Auch sie sterben — an Psychologie. Doch sie klammern sich bereits an eine Form: den Familiengedanken, den ins Patriziertum übertragenen Königsglauben. Freilich, dem Senator Thomas zerbricht er unter der Hand. Denn, da er bereits im Zustand biologischen Verfalls ist, spricht die Metaphysik Schopenhauers zu ihm; sagt ihm, daß alles Sein eine unendliche Gegenwart ist, wo ich und du zur lebenslänglichen Einzelhaft verurteilt sind, ohne viel von einander zu wissen; aber jeder Tropfen ist unsterblich in diesem breiten, ewigen Strom — verlohnt es sich etwa, dem einzelnen einen Namen zu geben, den stolzen Namen „Buddenbrook“ zum Beispiel, da ja der Tropfen letzten Endes in die Unendlichkeit zurückfällt? Es verlohnt sich nicht, zumal wenn man so müde ist wie Thomas Buddenbrook: „In allen denen werde ich sein, die je und je Ich gesagt haben, sagen und sagen werden: besonders aber in denen, die es voller, kräftiger, fröhlicher sagen . . .“ . . . Durch die Gitterfenster seiner Individualität starrt der Mensch hoffnungslos auf die Ringmauern der äußeren Umstände, bis der Tod kommt und ihn zu Heimkehr und Freiheit ruft . . .! Stirb und werde! . . . Mit grandiosem Gestaltungsvermögen wird diese Welt der Buddenbrooks, diese Welt der Form, die am jüngsten Tage in Nirwana eingeht, lebendig gemacht; wie groß ist auch in anderm Betracht ihr Reichtum! Welche Fülle an kulturhistorischem Detail! Das ganze 19. Jahrhundert zieht beseelt an uns vorüber. Was für eine Meisterschaft in der Durchbildung und Zusammenfassung einer Vielfalt von Charakteren! Und lodert nicht inmitten ihres Reigens ein Fanal: unserem der Dekadenz zugeneigten Geschlechte entzündet —? Ein klassisches, ein unsterbliches Buch . . .

Der dritte Band „Tristan“ geht vorwiegend Fragen der artistischen Form nach; fast durchwegs sind Künstler die Helden dieser Novellen (— die Vorliebe,

Künstler in den Mittelpunkt seiner Werke zu rücken, ist Thomas Mann insofern verhängnisvoll geworden, als oberflächliche Beurteiler sich darum berechtigt glauben, ihn den eitlen Selbstporträtisten des Café Größenwahn beizuzählen). Ein hors d'oeuvre ist das einleitende Stück „Der Weg zum Friedhof", darin Tod und Leben durch einfachste Symbolik zu dämonischer Antithese aufgerufen werden, gleichwie in der Schlußepisode der Titelnovelle.

Vollends auf Gegenüberstellung kommt es auch an in der farbenschwelgerischen Renaissancetragödie „Fiorenza". Hier, dünkt mich, ist etwas wie eine Cäsur, der Beginn einer neuen Schaffensperiode, hier ist die Absage des Dichters an das „Indertum . . ., an die Freiheit, die Unendlichkeit", an Nirwana mithin, dem sich Thomas Buddenbrook, seinen Lebenswillen entäußernd, überließ; hier ist dagegen „der Entschluß zur Form, Gestalt, Begrenzung . . .", der von jeher dem Künstler als Um und Auf der Kunst galt, auf das Leben bezogen. Das Ich ist unser lebenslängliches Gefängnis? So soll es ein köstliches sein . . .! Hier kündigt sich der W i l l e z u m L e b e n a l s F o r m an. Der Konzentrationsgedanke mündet in den Formgedanken.

Antithetisch, sagte ich, sei das Drama Thomas Manns. Lorenzo de' Medici „der Prächtige" und Girolamo Savonarola „der Weiner", Schönheit und Geist, Oberfläche und letztes Wissen um die Dinge, Lebensbejahung und Lebensverneinung stehen gegeneinander — und so tief ist der trennende Abgrund zwischen beiden, daß selbst die gleiche, gemeinsame Intensität der Willensverzückung sie nicht zu Brüdern machen kann. Denn Helden der Schwäche sind sie beide, „die gelbe, sinnlich benachteiligte Häßlichkeit, die es vermag, ihre schwelende Brunst zur reinen Flamme zu entfachen, ja, sich zur Herrschaft im Reiche der Schönheit aufzuschwingen", und „die bleiche Ohnmacht, welche aus den glühenden Tiefen des Geistes die Kraft holt, ein ganzes übermütiges Volk zu Füßen des Kreuzes, zu i h r e n Füßen niederzuwerfen". Aber der Wille des einen ist auf das Sein, der Wille des anderen auf das Nichts gerichtet: da gibt es nur Feindschaft, unversöhnliche, tödliche Feindschaft . . . Zwischen den Männern steht Fiore, ein buhlerisches Weib, ein Symbol von Fiorenza, der buhlerischen Stadt; dem Stärkeren, dem Sieger will sie ihre Leibesschönheit schenken. Lorenzo stirbt, nachdem er dem Mönch geflucht hat; allein wir ahnen, daß der Sieg s e i n war. Ist doch der Asket, welcher der Mahnung Fiores: „Hör auf, zu wollen, statt das Nichts zu wollen!" nicht achtet, gleichfalls dem Tode verfallen. Dem Feuertod bekanntlich — „als Ketzer, Falscher Prophet, untreuer Hirt, Als ein Rebell und Volksverhetzer", wie Lenaus Gedicht meldet. Dem Savonarola Thomas Manns jedoch, deucht uns, loderte auf dem Scheiterhaufen „die grelle und zehrende Flamme des Bewußtseins" . . . Was in dieser Dichtung „einer ganzen dankbaren Jugend" gezeigt wurde — um Gustav von Aschenbach zu zitieren —, ist „die Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit jenseits der tiefsten Erkenntnis". Und seltsam! Der größte Epiker und der größte Dramatiker unserer Tage fassen ein-

ander bei der Hand: predigt nicht Gerhart Hauptmanns letztes Werk, die genial angelegte (in der Ausführung leider etwas verkümmerte) „Atlantis" dasselbe, unter Schmerzen gezeugte Evangelium der Lebensbejahung und Freude? . . . Beiläufig bemerkt, notiert der literarische Feinschmecker, daß der Epiker zu diesem Ende die Form des Dramas und der Dramatiker die Form des Romans wählte . . .

Muß in „Fiorenza" die lebendige Form noch ankämpfen wider feindliche Gewalten, so triumphiert sie in der „Königlichen Hoheit". Ja, das ist der tiefere Sinn dieses „lehrhaften Märchens" — mit der Bezeichnung kehrte sich der Autor gegen die törichte Auslegung, er habe einen Hof- oder gar Schlüsselroman geschrieben —, daß darin der Formgedanke verkündigt und zum kategorischen Imperativ erhoben werden sollte. Das heißt mit schlichten Worten: jeder soll auf dem Posten ausharren, der seinen Kräften erreichbar ist, und ihn auf bestmögliche Weise repräsentieren. Behaupte dein Ich; aber störe darum nicht die Kreise deines Nächsten, wirf dich nicht zum brutalisierenden Herrenmenschen auf — schon um der Schönheit willen! Sozialempfinden schließt ja noch keineswegs die bequeme und ordinäre Massenweisheit: „Menschen, Menschen sind wir alle!" in sich; im Gegenteil, — halte dich zur außerordentlichen Leistung verpflichtet und erhalte dir zeitlebens „die Würde der Ausnahme im Herzen"! Gerade wer königliche Hoheit zu verwalten gelernt hat, der wird sich nicht minder verantwortlich fühlen für menschliche Hoheit überhaupt: „Es ist ein erbärmliches Ding um menschliche Hoheit", sagt Großherzog Albrecht, „und mir scheint, daß alle Menschen das einsehen müßten, daß alle sich menschlich und gütig gegeneinander verhalten müßten und einander nicht erniedrigen und beschämen sollten." So versittlicht die Form, so führen ursprünglich ästhetische Instinkte den Dichter zur höchsten christlichen Ethik, zum mitleidsvollen Gebot des „Hungernden": Kindlein, liebet einander!

In seinem bis auf heute letzten Buch, in der düsteren Novelle „Der Tod in Venedig" rückt Thomas Mann abermals die Form — diesmal wie im „Tristan" artistisch determiniert: der Dichter Gustav von Aschenbach ist ihr Held — in den Mittelpunkt der gedanklichen Projektionsebene. Ähnlich dem Fürstenroman bestimmt auch hier ein ethisches Merkmal den wesentlich ästhetischen Formbegriff — es ist die persönliche Würde (man rufe sich Schillers berühmte Definition in Erinnerung!), die auf dem Spiele steht. Denn Schönheit und Moral gehen nicht immer so restlos ineinander auf, wie in der lieblichen Epopöe von königlicher und menschlicher Hoheit — besonders für die Künstler, die Dichter nicht, welche „den Weg der Schönheit nicht gehen können, ohne daß Eros sich zugesellt und sich zum Führer aufwirft" . . . . Überhaupt — „hat Form nicht zweierlei Gesicht? Ist sie nicht sittlich und unsittlich zugleich, — sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja

wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Zepter zu beugen?" Gustav von Aschenbach, dessen „Entwicklung ein bewußter und trotziger, alle Hemmungen des Zweifels und der Ironie zurücklassender Aufstieg zur Würde gewesen war", wird fünfzigjährig von sündhafter Leidenschaft zu einem wunderschönen Knaben ergriffen; er erliegt ihr. Welch eigentümliche Konstellation, daß hier die Form die Form vernichtet, die Schönheit des Leibes jene des Geistes! Eigentümlich? . . . Nun, im Grunde ist dies nur ein Phänomen jenes Kampfes, der die gesamte christliche Kultur bewegt und sich noch jedem großen und menschheitsbewußten Künstler der Neuzeit, auch Thomas Mann, aufzwingt; des Kampfes zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit (Schiller) oder, anders ausgesprochen, zwischen Natur und Geist (Schelling). Nur im Gleichgewichtszustand dieser entgegengesetzten Kräfte ist „unser eigentlicher und glücklicher Zustand"; eine Verschiebung nach der Richtung der einen oder andern Komponente bringt ihn in Gefahr. — Die Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen macht, nach der Terminologie der Ästhetik, die formale Schönheit aus. Darum ist man berechtigt, in betreff Thomas Manns, der die Verallgemeinerung dieser Harmonie so sehnlich herbeiwünscht und in der Willenskraft die dahin bahnbrechende Macht erblickt, den Analogieausdruck vom Willen zum Leben als Form zu prägen. Abschließend läßt sich ferner sagen, daß die Form, wie sie Thomas Mann versteht, ein Asyl des Lebensgefühles ist.

VI.

Solchermaßen ist also die Weltanschauung von Thomas Mann, sachverständig beeidetem „Dichter der Dekadenz"! . . . Er ist in Wahrheit ungefähr so dekadent, wie der Fabeldichter, der vom bösen Wolf erzählt, böse ist. Wäre es möglich, seine Wesenheit auf eine Formel festzulegen — wir haben gesehen, daß dies nur im Prinzipiellen gelingt —, so müßte man Thomas Mann vielmehr einen Dichter gegen die Dekadenz nennen. Um darüber erst rechte Klarheit zu gewinnen, braucht man bloß nach den „Buddenbrooks" den stofflich verwandten Roman von Hermann Bang „Hoffnungslose Geschlechter" zu lesen: das ist Dekadenz, und von der allerbesten Sorte . . .

Nun könnte mir entgegengehalten werden, der im vorigen aufgezeigte Parallelismus zwischen Thomas Manns künstlerischen und philosophischen Grundsätzen bestünde wohl und sei einsichtlich; aber ist er auch notwendig? Wie solle man sich des Zweifels entschlagen, wenn ein Dichter von eminenter geistiger Kapazität und Bildungsvielseitigkeit, mit allen Wässerchen einer überfeinerten Kultur gewaschen, der Menschheit die Kinderfröhlichkeit unversehrt von des Gedankens Blässe bewahren möchte? Wie müsse man nicht Mißtrauen fassen, wenn ein Dichter, der selbst von naiver Empfindung ausgeschlossen ist, dennoch gegen jede Macht zu Felde zieht, welche sich jener feindlich erweist? Hat man

nicht das Beispiel Hebbels, der, auf Intellektualität gegründet, folgerichtig und ehrlich die fortschreitende Intellektualisierung der Menschheit für erstrebenswert achtete und die übrigen menschlichen Ingredienzien als hemmende verwarf? Hat man nicht das Beispiel Flauberts, dessen Zorn gegen die menschliche Dummheit einen feurigen Odem durch sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk jagte (die universale Satire „Bouvard et Pécuchet")?

Allerdings, diese Beispiele hat man; aber man hat nicht minder das Beispiel Grillparzers — und selten wird in der Literatur eine derartig vollständige Identität der künstlerischen Axiome zu finden sein, wie sie zwischen diesem erlauchten Künstler und Thoams Mann zu Recht besteht. Auch Grillparzer war, für sich, problematisch und unbedingt, vor keinem Abgrund zurückweichend, ein Künstler, der seine Kunst mit dem Leben — nicht mit dem Tode — bezahlt: „Es sind zwei Seelen in mir", schrieb er 1829 in sein Tagebuch. „Die eine ist empört, daß die andere unempfindlich ist." Aber er hätte für einen „hinlänglichen Narren" erklärt, wer gefordert hätte: alle Menschen sollen sich zu Künstler oder Gelehrten erheben, alle das Panier des Geistes ergreifen. „Der Trieb, die Neigung, das Instinktmäßige sind ebenso göttlich als die Vernunft." Das ist die Weltanschauung des Österreichertums, dessen vollkommensten Ausdruck und höchste Apotheose das Schaffen Grillparzers bedeutet. Thomas Manns Weltanschauung ist die nämliche — freilich aus andern Voraussetzungen entstanden: nicht von der Zugehörigkeit zu einem Lande leitet sie sich her, sondern vom individuellen Drang nach Formenschöne. Grillparzer fußt auf breiterer Basis; der Urkonflikt Thomas Manns zwischen Kunst und Leben erweitert sich ihm zum Kampf zwischen Kultur und Natur (— so in: „Das goldene Vließ", „Weh dem, der lügt!", „Libussa", Episoden sonstiger Dramen). Darin jedoch sind beide eins, daß das Künstlertum das Abnormale, wenn nicht Krankhafte ist, das gewöhnliche Leben aber das Gesunde; und daß nur Verblendung anstreben kann, die Daseinsbedingungen der einen Welt auf die andere zu übertragen. Grillparzer und Thomas Mann lieben das Leben, weil es ihnen versagt ist. „Ach, was man ist, kann und hat, scheint arm, grau, unzulänglich und langweilig; was man aber nicht ist, nicht kann und nicht hat, das eben ist es, worauf man mit jenem sehnsüchtigen Neide blickt, der zur Liebe wird, *weil er sich fürchtet, zum Haß zu werden.*" (Aus „Buddenbrooks".)

Und diese Liebe, welche, wie jede Liebe, dem Geliebten geben möchte, was ihm frommt — also dem Leben das Leben, nicht Geist noch Kunst —, macht den Parallelismus, von welchem ich sprach, zu einem nicht bloß künstlerisch, *auch menschlich* notwendigen. Diese Liebe frommt indessen dem Liebenden nicht minder als dem Geliebten, ja sogar noch mehr: „daß der Liebende göttlicher sei als der Geliebte", Platons spöttische Weisheit, hat Thomas Mann mit wehmütiger Ironie an manchem Schicksal gestaltet. Diese Liebe frommt insbesondere unserem Künstler, sie beseelt seine Form — ähnlich wie die „Königliche Hoheit",

erst da die Liebe in ihr Leben tritt, sich dem Leben verbunden fühlt —. „Ich bewundere die Stolzen und Kalten, die auf den Pfaden der großen, der dämonischen Schönheit abenteuern und den „Menschen" verachten", beendet Tonio Kröger in wundervoller Steigerung seine Geschichte, „— aber ich beneide sie nicht. Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei ..... Schelten Sie diese Liebe nicht, Lisaweta; sie ist gut und fruchtbar. Sehnsucht ist darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit."

Als Künstler der bildenden Sehnsucht haben wir Thomas Mann erkannt und hierauf hinzugefügt, daß diese Sehnsucht auf ein ganz bestimmtes Segment des Lebens, auf das bürgerliche, auf „die Wonnen der Gewöhnlichkeit" gerichtet sei. Aber Sehnsucht ist zum großen Teile Ichsucht; sie muß sich erst mit Güte sättigen, um zur Liebe zu werden. So können wir denn abschließend sagen: Thomas Manns Kunst ist bildende Sehnsucht und Liebe.

VII.

In dem früheren ist vorbereitet, bis zu welchem Grade der Vollendung Thomas Mann seine epische Technik ausgebaut hat; im engen Rahmen dieses Aufsatzes müssen wir uns freilich auf die Darstellung ihrer Hauptzüge, welchen pragmatische Bedeutung zukommt, beschränken*).

Wenn ich behauptet habe, daß Thomas Mann als Stilkünstler lediglich mit dem Franzosen Flaubert zu vergleichen ist, so geschah dies in ehrlicher Überzeugtheit: ich sehe in der Tat den deutschen Prosaschriftsteller nicht, den ein so leidenschaftlicher und ausschließlicher Stilwille bewegt hätte. Selbst Conrad Ferdinand Meyer, dem man ja genugsam seine außerordentliche, gemeißelte Prosa als virtuosenhaft verübelt hat — so blind und taub ist der Deutsche für Sprachschönheit, welche die Bindung durch Vers und Reim verschmäht —, selbst er kann zu Thomas Mann in kein ebenbürtiges Verhältnis gesetzt werden. Er hätte sich auch kaum je mit Tonio Kröger einverstanden erklärt, wenn dieser doziert: „... das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgültige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Überlegenheit zusammenzusetzen ist." Das scheint

*) Den ausführlichsten und seriösesten Beitrag zum Thema hat Dr Alexander Pache schon 1907 in einer Publikation der um Thomas Mann sehr bemühten Bonner Literarhistorischen Gesellschaft geliefert.

wirklich nach den bekannten Schlagwörtern zu schmecken, die Théophile Gautier und Oscar Wilde propagierten: l'art pour l'art, — all art is quite useless. Scheint indessen nur; wir wissen, welche tief und ernst gegründete Bewandtnis es mit Thomas Manns Verkündigung der Form hat. Wer bezweifelt, daß er sie wahr machen könne, lese die Miniatur „Das Eisenbahnunglück", wo eine nichtige Begebenheit, kaum ausreichend für den „Bericht eines Augenzeugen" oder „Wie das Unglück geschah", Unterlage für ein vollgültiges Kunstwerk wird. Hier — und noch mehr in dem bizarren Stück „Der Kleiderschrank", das in seinem rätselhaften Schweben zwischen Schein und Sein jeglicher Analyse entgleitet — ist in der Tat erfüllt, was Flaubert verlockte: „Was mir schön scheint, was ich machen möchte, das ist ein Buch über nichts, ohne äußere Fessel, das sich durch die innere Kraft seines Stils von selber hielte, wie sich die Erde ohne Stütze in der Luft hält, ein Buch, das fast keinen Gegenstand hätte, oder in dem wenigstens der Gegenstand fast unsichtbar wäre, wenn das möglich ist." (An Madame X . . ., 1852.)

Unerhört ist die Meisterschaft, mit welcher Thomas Mann dem Instrument der Sprache „Harfenschläge makellosester Poesie" abringt. Sie verkauft sich nicht billig, weder in ihren Voraussetzungen, noch in ihren Folgen. Die ersteren kennen wir schon beiläufig: „Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus", urteilt Tonio Kröger. Und die Folgen? Von dem alternden Gustav von Aschenbach heißt es, „was ihn lähmte, waren die Skrupeln der Unlust, die sich als eine durch nichts mehr zu befriedigende Ungenügsamkeit darstellte . . . . . — es schien ihm, als ermangele sein Werk jener Merkmale feurig spielender Laune, die, ein Erzeugnis der Freude, mehr als irgendein innerer Gehalt, ein gewichtigerer Vorzug, die Freude der genießenden Welt bildeten." So klagte der sechsundzwanzigjährige Flaubert, der die Majestät der Formen gelegentlich vom Fehlen der Leidenschaft herleitete: „Mein Geschmack wächst in dem Maße, wie mein Schwung abnimmt". Hoffen wir, daß die Liebe, welche aus dem Literaten Thomas Mann einen Dichter machte, ihm treu bleibt, ihn davor behütet, zu einem Bild ohne Gnade zu erkalten! . . . .

Was Thomas Mann an Chamisso rühmt*), um wieviel mehr besitzt er davon, „die tiefe Vertrautheit mit den letzten Feinheiten und Heimlichkeiten einer Sprache, jene sublime Abgefeimtheit in bezug auf Ton und Bewegung, auf die Reflexwirkung der Wörter untereinander, ihren sinnlichen Geschmack, ihren dynamischen, stilistischen, kuriosen, ironischen, pathetischen Wert, jene Meisterschaft — um in ein Wort zu fassen, was zu analysieren unmöglich ist — auf

*) In der liebenswürdigen Einleitung zur Pantheonausgabe des „Peter Schlemihl."

dem zarten und mächtigen Instrument der Sprache, die den literarischen Künstler macht und deren der Dichter bedarf." Diese Disposition, diese wählerische Reizbarkeit und Geschmacksicherheit sind schlummernd im Künstler; wie viele Arbeit und Qual es jedoch erfordert, um ihr aktives Korrelat zu schaffen, um „aus der Marmormasse der Sprache die schlanke Form zu befreien", das erhellt wohl am besten aus der Chronologie seiner Publikationen — in fünfzehn Jahren sechs Bücher und, von dem Familienroman abgesehen, durchschnittlichen, oft geringeren Umfanges —, das erhellt auch zuweilen aus den Büchern selbst, wenn es z. B. von dem Literaten Detlev Spinell (im „Tristan") heißt: „ . . . wer ihn bei der Arbeit sah, mußte glauben, daß ein Schriftsteller ein Mann ist, dem das Schreiben schwerer fällt als allen anderen Leuten" . . . .

Von Boileau ist der Ausspruch, es gebe nur e i n e Art, etwas richtig zu sagen. Thomas Mann weiß stets, sie zu finden — wobei es sich freilich um kein spielendes „Finden" handelt, sondern um ein recht mühseliges, wie wir hörten. Sein Wort trifft absolut sicher, das zu Sagende ist vollkommen kongruent mit dem Gesagten; unschwer assoziiert sich ihm unsere sinnliche Vorstellungskraft, die Konkreta nehmen nahezu greifbare Deutlichkeit an, aber der geistige Inhalt teilt sich uns nicht minder präzise und eindringlich mit. Das alles zusammen ist schließlich bloß, was wir bündig „Sachlichkeit" nennen, und obschon dieser künstlerische Vorzug gewiß selten ist, würde er für unsern Autor noch immer keine Ausnahmsstellung begründen. Zwei Merkmale verleihen indessen der allgemein mustergültigen Prosa Thomas Manns das besondere Gepräge des Einmaligen und Außerordentlichen — ohne die Integrität der Sachlichkeit zu schädigen —: M u s i k u n d I r o n i e. Le style, c'est l'homme.

Die Sprache Thomas Manns ist durchaus rhythmisch; seine große musikalische Begabung, wie sie sich im Verlauf der Novelle „Tristan" und den Hanno-Kapiteln der „Buddenbrooks" verrät, erklärt es. Außer der Kadenz seiner untadeligen Perioden sind musikalischen Charakters vornehmlich die nachgerade berühmt gewordenen Leitmotive (formelhafte, wiederkehrende Attribute zu Menschen und Dingen), die eine so beziehungsreiche Anwendung finden — sehr im Gegensatz zu den Nachahmern des Dichters (etwa Georg Hermann in „Jettchen Gebert") und seinen vermeintlichen Vorbildern, den Franzosen, welche jene ganz äußerlich als kokette Schönheitspflästerchen gebrauchen. Wenn anders man in den Leitmotiven, welche das Relief der epischen Bilder in wirksamster Weise erhöhen, nicht eine Erweiterung homerischer Epitheta zu erblicken hat, so ist denkbar, daß der Wagnerenthusiast Thomas Mann — dies unbeschadet einer gewissen Gleichläufigkeit seiner Entwicklung mit derjenigen Nietzsches — hier die bezeichnenden Mittel des Musikdramas auf die dichterische Prosa übertrug. Woher ihm auch diese Stileigentümlichkeit kommen mag — sie ist folgerichtig und also berechtigt: wer das Leben als Form betrachtet, dem wird es unter der Hand zu einer Vielfalt von Formeln werden. — Es gibt noch einige andere

interessante Belege für die Nutzbarmachung musikalischer Einfälle durch Thomas Mann. Die Novelle „Luischen" hat sozusagen einen musikalischen „Falken": die seltsame Tonfolge eines Gassenhauers bindet und löst hier episches Geschehen. Die Art, wie Mann seine letzten Dichtungen angelegt hat, wie er innerhalb des harmonischen Ganzen die Prinzipien des Kontrapunktes zu verwirklichen weiß, würde es rechtfertigen, in seinem Falle eher von „Kompositionen" als den üblichen literarischen Kategorien zu sprechen. Dem ersten Kapitel der „Königlichen Hoheit" kommt die faktische Bedeutung einer Ouvertüre zu (— es ist demzufolge „Vorspiel" betitelt)! In der Weite und Wichtigkeit der Konzeption steht dieses Werk hinter den „Buddenbrooks" zurück; in seinem unantastbaren Ebenmaß, in seiner von höchstem künstlerischen Takt bewirkten Durchformung und Proportion der Teile, in seinem symbolischen Beziehungsreichtum bei integrer Realität, in dieser erstaunlichen Realität einer Utopie — in diesen Vorzügen ist, rein künstlerisch beurteilt, der Roman „Königliche Hoheit" von keinem Werk deutscher Epik erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Er ist eine der wenigen Dichtungen überhaupt, welche ein Naturganzes zu sein scheinen; Absicht ist Einfalt geworden. Ich habe die Überzeugung, daß dieses Urteil dereinst von der wissenschaftlichen Literaturforschung ratifiziert werden wird. Denn je mehr man sich in das Werk Thomas Manns vertieft, desto mehr muß man es bewundern: darin ist die beste Garantie gegeben, daß der Autor, obgleich wir in ihm einen Dichter der Zeit erkannten, nicht auch ein Dichter der Mode sei. Thomas Mann wird bleiben — und an erster Stelle.

Zur Musik, sagte ich, geselle sich bei unserem Dichter als zweiter stilbestimmender Faktor die Ironie; es ist, vorweggenommen, eine gütige und nicht verletzende Ironie, dem Humor nahe verwandt. Ist ihr Vorhandensein ein zufälliges oder aber ein erklärliches, weil notwendiges? Das letztere trifft zu; die Form (— „die Vergnügungen des Ausdruckes" —) ist ja für Thomas Mann, wie ich ausgeführt habe, keine freiwillige Zufluchtsstätte, sondern eine gebotene, ein Ausdruck der Resignation. Vergessen wir es nicht, der jetzige Hohepriester der Form hat gewissermaßen eine psychologische (also kontradiktorische) Vergangenheit, der Sänger von königlicher und menschlicher Hoheit war Redakteur am „Simplizissimus" . . . Da ist einer, der zu den tiefsten und hoffnungslosesten Aufschlüssen über das Leben gelangte und sich trotzdem zu dessen Apostel aufschwingt. Denn „es scheint, daß gegen nichts ein edler und tüchtiger Geist sich rascher, sich gründlicher abstumpft, als gegen den scharfen und bitteren Reiz der Erkenntnis". Doch, was war, kann niemals völlig verschüttet werden. Und so wetterleuchtet es in der Diktion Thomas Manns; irgendwo, in der Ferne, in der Tiefe steht oder stand das Gewitter: von dort der Widerschein . . . Nicht eigentlich zum Optimismus hat sich Thomas Mann gewandelt; eher zu einem fröhlichen und tapferen Pessimismus. Seine äußere Erscheinung ist die Ironie . . . Imma Spölmann aus der „Königlichen Hoheit" mit ihrer Freude

an parodistisch irisierenden Wortgefügen dünkt uns eine reizvolle Gegenspielerin des Autors.

Aber Thomas Mann ist nicht nur ironisch, er muß es auch sein. Jeder Romandichter muß oder müßte es sein. Um Distanz zu wahren zwischen sich und seinen Geschöpfen. Lyriker und Dramatiker sind dieser Sorge überhoben: der eine, weil er es nicht darf, der andere, weil er es nicht braucht. Das hat Friedrich Schlegel in überzeugender Weise dargetan. Selten habe ich durch ein Kunstwerk größere Erschütterung erfahren, als sie mir die Kapitelfolge über Thomas Buddenbrooks Tod — nicht bloß bei der erstmaligen Lektüre — mitteilte. Und gleichwohl findet sich dort, kurz vor der Katastrophe, folgender Passus, der die geistliche Tröstung des Pastors Pringsheim an den Agonisierenden schildert: „Im halben Ornat, ohne Halskrause, aber in langem Talar, erschien er, streifte Schwester Leandra mit einem kalten Blick und ließ sich am Bette auf den Stuhl nieder, den man ihm zuschob. Er bat den Kranken, ihn zu erkennen und ihm ein wenig Gehör zu schenken; da dieser Versuch aber fruchtlos blieb, so wandte er sich direkt an Gott, redete ihn in stilisiertem Fränkisch an und sprach zu ihm mit modulierender Stimme in bald dunklen, bald jäh akzentuierten Lauten, indes finsterer Fanatismus und milde Verklärung auf seinem Gesichte wechselten . . . Während er das „r" auf eine eigenartig fette und gewandte Art am Gaumen rollte, gewann der kleine Johann die deutliche Vorstellung, daß er soeben Kaffee und Buttersemmeln zu sich genommen haben müsse." Wer das für eine heinesierende Grimasse zu halten geneigt ist, macht sich ein sehr irriges Bild von Thomas Mann. Thomas Mann ist alles eher, denn ein romantischer Dichter: keiner von denen, welche das Kunstwerk zerstören, damit der Künstler sich „ausleben" könne. Sein Ich lebt in der Form und nur in ihr.

VIII.

Mit dieser Konstatierung, welche wir als Schlußpunkt der Erörterung über Thomas Manns Stil setzen, ist von unser Seite der immer wieder erneute Streit entschieden, welchen die literarische Kritik um der Frage willen führt, ob Thomas Mann ein besonders objektiver oder, im Gegenteil, ein besonders subjektiver Künstler sei. Die unheimliche Überlegenheit seiner stets klug berechnenden Technik, sagten die einen, spreche für die erstere Annahme; die letztere glaubten jene zu beweisen, welche auf eine gewisse Einseitigkeit und Unfreiheit seiner Stoffwahl hindeuteten, zumal auf die Vernachlässigung der allherrschenden erotischen Probleme zugunsten maskuliner oder neutraler.

Die so motivierte Kontrastierung ist indessen eine mißverständliche, weil nach den voranstehenden Definitionen „objektiv" und „subjektiv" überhaupt keine konträren Begriffe sind; und deshalb liegt die Wahrheit nicht einmal in der Mitte, obgleich es nett von ihr wäre und stets erwartet wird . . . .

Objektiv sein — in des Wortes verwegenster Bedeutung — heißt nicht, jede Gestalt mit der gleichen schöpferischen Liebe zu bedenken und sine ira et studio durchzubilden; objektiv sein heißt unpersönlich sein, nichts von dem eignen Selbst in das Kunstwerk hineinzulegen, sondern die Kräfte zu dessen notwendiger Beseelung aus fremden Organismen zu ziehen: sei es, durch eine kaum bewußte Trichteröffnung der Massenpsyche — dies der Fall der naiven (antiken und Volks-) Poesie —, sei es durch eine sehr bewußte Synthese auf Verstandeswege — der Fall einzelner moderner Dichter —. Die Anschauung, kein Künstler könne gestalten, was nicht irgendwie bereits in ihm enthalten sei, ist ein Gemeinplatz geworden; er ist indessen unrichtig. „Was macht, daß ich so langsam vorwärts komme", schreibt Flaubert während der Arbeit an „Madame Bovary" —, „ist, daß in diesem Buch nichts aus mir gezogen ist, nie ist mir meine Persönlichkeit so nutzlos gewesen . . . . Alles kommt aus dem Kopf."

Nie hätte Thomas Mann Ähnliches von sich bekannt; er ist für jenen Gemeinplatz in der Tat das denkbar beste Argument, er ist ein subjektiver Künstler, der Subjektivsten einer. Zweierlei ist die Verwandtschaft seiner Geschöpfe zu ihrem Meister: entweder sie sind seinesgleichen, also „Gezeichnete", „die Würde der Ausnahme im Herzen" tragend; oder sie sind von der Art seiner Sehnsucht, die zu Fleisch und Blut gewordenen „Wonnen der Gewöhnlichkeit". Nicht bloß einfach, doppelt ist mithin unseres Dichters Subjektivität! Was ist es nun mit seiner vorgeblichen Objektivität? Die geht eben nur auf das Handwerkmäßige, auf die Technik.

„Ich finde", schrieb Flaubert 1866 an George Sand, „ein Romanschreiber hat nicht das Recht, seine Meinung über irgend etwas auszusprechen. Hat der liebe Gott sie je gesagt, seine Meinung . . .?" Nein, der liebe Gott begnügte sich, den Menschen zu erschaffen — in seinem Ebenbilde; und die epischen Dichter, zumal die deutschen, täten gut daran, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen. Gott und Goethe sind hier einer Meinung: Bilde Künstler, rede nicht! . . . Wir sind ja heute schon hinaus über jene Orgien der Geschmacklosigkeit, die in der Vermischung von Poesie und Wissenschaft, in dem Mißbrauch der Romanform zur Zeitung und Enzyklopädie gelegen ist. Aber noch immer besteht gegen die Mehrzahl deutscher Erzähler die Einrede, daß sie ihre Gegenstände besprechen, statt sie darzustellen; und obendrein schwatzhaft besprechen. Darum gilt uns das epische Verfahren eines C. F. Meyer, eines Thomas Mann, die beide eben in strenger, geradlinig orientierter Sachlichkeit gestalten und nicht reportieren, nicht als Regel, sondern als die Ausnahme einer Regel. . . . Diese allgemein mustergültige Technik hat Thomas Mann übrigens aus der Starrheit gelöst, welcher der Schweizer und auch der Franzose nicht immer entwichen sind. Durch Wendungen wie „die Sache war die, daß . . .", „hier ist zu erwähnen, daß . . .", „die Dinge lagen so, daß . . ." etc., durch Stellung rhetorischer Fragen wird der Dichter zum persönlichen, atmenden Mittler

zwischen Leser und Erzählung, gewinnt er der Unbeirrtheit seiner Kunstübung Konziliauz ab. Als Meister des epischen Handwerkes hält Thomas Mann mithin die Mitte zwischen der abweisenden Kühle von Flaubert oder Zola und der händeschüttelnden Bonhomie von Thackeray oder Dickens. — Es wäre überflüssig, mit so umständlichem Rüstzeug die Behauptung zu verfechten, daß Thomas Mann kein objektiver Dichter sei, wenn Unvernunft oder Übelwollen, mit „Objektivität" assoziiert nicht die Begriffe von Herzlosigkeit, literarischer Gefallsucht u. dergl. an ihn heften würde. Begreiflich ist daher die Verärgerung, mit welcher er gelegentlich dieses Mißverständnis abwehrte. „Alle Objektivität", formulierte Thomas Mann in einem polemischen Aufsatz*), als die Naturtreue einzelner Figuren aus den „Buddenbrooks" zum Gegenstand preßgerichtlicher Erörterungen gemacht wurde, „alle Aneignung und Kolportage bezieht sich allein auf das Pittoreske, die Maske, die Geste, die Äußerlichkeit, die sich als Charakteristikum, als sinnliches Symbol darbietet, wie Shylocks Judentum, Othellos Schwärze und Fallstaffs Fett. Alles weitere — und das weitere ist beinahe alles — ist subjektiv, ist Intuition und Lyrik, gehört der wissenden und umfassenden Seele des Künstlers." Wenn das auch nicht allgemein gilt — wie früher ausgeführt wurde —, für Thomas Mann jedenfalls trifft es zu. Wie ja überhaupt sein eminenter Lyrismus (— um dieses Synonym für Subjektivität zu gebrauchen) daraus am besten hervorgeht, daß man ihn nur zitieren muß, um ihm gerecht zu werden. Ist doch das Bildnis des Dichters, wie es hier zu geben versucht wird, ein Mosaik, dazu die Steinchen aus seinem Werk geholt sind, und welchem überdies die Beleuchtung durch wahlverwandte Persönlichkeiten, Grillparzer und Flaubert, Körperlichkeit und Schlagschatten verleihen möge.

Die Frage liegt nahe, warum ein solchermaßen beschaffener, also lyrischer Dichter nicht den ihm gemäßen Ausdruck, die Lyrik, angestrebt hat; wobei noch seine große musikalische Begabung zu veranschlagen ist, welche ihn im gleichen Sinne hätte bestimmen müssen. — Ich glaube, die Antwort darauf erteilt Thomas Manns Herkunft vom Bürgerlichen, vom Patriziertum. Der Patrizier ist gewohnt, mit seinen Gefühlen an sich zu halten; er ist auf sich, auf Haltung verwiesen; er ist geübt, zu repräsentieren, die „dehors" zu hüten wie Thomas Buddenbrook — und kein Geschöpf unseres Dichters ist liebevoller gebildet als er. Aus der Förmlichkeit ist Thomas Mann die Form erwachsen, aus der bürgerlichen Umwelt seiner Jugend die Kunst. Wo gäbe es einen besseren Kronzeugen für Taines Milieutheorie!

Und weil Thomas Mann so sehr von bürgerlicher Schamhaftigkeit erfüllt ist, hat er die Entblößung seiner selbst im Unmittelbar-Lyrischen gescheut, hat er niemals dort seine Meisterschaft an der Sprache bewährt, wo „sie sich

---

*) „Bilse und ich." „Münchener Neueste Nachrichten", Jahrgang 1906; No. 75, 77.

lächelnd selber anschaut im Gedicht". Darum hat er sein Ich gespalten, in Masken gehüllt, objektiviert — objektiviert in den „Gezeichneten", sei es durch innere Sensitivität, sei es durch körperliche Gebreste, sei es durch sozialen Rang unterschiedlich, insgesamt aber außerhalb eines ernsthaften Zusammenhanges mit dem Leben stehend; und auf der andern Seite objektiviert in den komplementären Typen, den Blonden, Helläugigen, Gewöhnlichen . . . Und von dem einen Schicksal schlingen sich Bande zum nächsten, wirkliche oder imaginäre Bande, fassen alles zu einer höheren Einheit zusammen, schließen sich zum Kreis: zum Werk. In ihm lebt der Dichter. Wer ihn erkennen will, muß ihn suchen; er selbst setzt nicht den Fuß über die Schwelle seines Heiligtums. Deshalb malt sich des Priesters Bild in vielerlei und schwankenden Zügen . . .

IX.

Das eben ausgesprochene Faktum, daß Thomas Manns Kunst so verschiedenartige Wirkung übe, daß sie wie jene Gustav von Aschenbachs imstande sei, „den Glauben des breiten Publikums und die bewundernde, fordernde Teilnahme der Wählerischen zugleich zu gewinnen", bedarf näherer Erklärung. Man sage nicht, daß ja von jedem Kunstwerk der Empfangende nur aufnehme, was ihm aufzunehmen gegeben sei; der Naive lese den „Faust" anders als der Reflektierende. Nein, die Sache ist die, daß der Naive den „Faust" überhaupt nicht liest; oder mit Überwindung. Während Thomas Manns Bücher das besondere Merkmal haben, den Einfältigen wie den Komplizierten zum Genusse einzuladen und beiden Ergötzen zu spenden, obschon aus verschiedenen Gründen.

Warum? . . . Weil Thomas Mann die höchste und schwierigste Aufgabe des Künstlers (als welche sie z. B. Grillparzer und Hebbel bezeichnet haben) bewältigt: Realität und Symbol, Anschauliches und Unanschauliches, Endliches und Unendliches zu durchdringen, sie eins werden zu lassen. Das breite Publikum hält sich an die Realität, die Lebendigkeit der Gestaltenfülle und ist befriedigt; die Wählerischen greifen nach dem Symbol, dem Gedanklichen, geben sich Rechenschaft über dessen kluge Verborgenheit und sind entzückt . . . Der zweite Teil des „Faust" hat nur als Symbol Sinn und Berechtigung. — Daher waren Zehntausende durch den Verfall der Buddenbrooks erschüttert, ohne die Ursache dieses Verfalls zu bedenken. Daher haben Zehntausende vergnügt und augenzwinkernd den Fürstenroman gelesen — die „Hemmung", die verkümmerte linke Hand . . . wir wissen schon! . . . Daher ist „Fiorenza" — leider auch von der Kritik, deren Unbefangenheit durch Sachkenntnis nicht getrübt erschien — vielfach für ein nacktes und simples Geschichtsdrama genommen worden, darüber man schon erschöpfend geurteilt zu haben glaubte, wenn man es an Gobineaus Renaissanceszenen „anlehnte" . . . Du lieber Gott, wir wollen ihnen nicht gram sein, die also kinderfröhlichen Herzens sind; im Gegenteil, wir

wollen ihnen unsere Zuneigung schenken wie der Dichter selbst. Am Ende ist doch Zweck der Kunst, Freude zu gewähren; erst in zweiter Linie kommt in Erwägung, ob in ihr ethische Güter — wir haben die hohe Sittlichkeit hervorgehoben, die Thomas Mann (symbolisch) lehrt — beschlossen sind. Grillparzers „Traum, ein Leben" ist ein Meisterwerk, ob man es als liebliches Spiel der Phantasie betrachtet oder als die österreichische Faustdichtung: weil es beides zugleich ist; Grillparzern war übrigens die naive Betrachtungsweise die erwünschtere . . . .

Alles in allem hat man Grund, Thomas Mann — wie jeden intellektuell stark befähigten Poeten — einen F a b e l d i c h t e r zu nennen; nur entnimmt er seine Vorwürfe nicht in unverbindlicher Weise dem lockeren Bereiche des Geistes oder der Spekulation (wie der Tendenzschriftsteller), sondern den tieferen und unveränderlichen Regionen seiner ureigensten Wesenheit, seines Charakters. Als wir in unserem Kapitel über die Entwicklung des Formgedankens bei Thomas Mann dessen Werke auf ihren gedanklichen Hintergrund projizierten, haben wir gesehen, wie planvoll, lückenlos und organisch sie verläuft. Und ich wage zu behaupten, daß diese Entwicklung auch in Hinkunft keine überraschende sein wird. Zu welchen Etappen sie gelangen mag, wir werden einer Fortsetzung, nicht einem neuen Einsatz gegenüberstehen. Mit Grillparzer könnte unser Dichter von sich sagen: „Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, solange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe . . . . Mein Denken ist immer nur ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da." Vielleicht ist damit der wichtigste Umstand erkannt, welcher den Dichter vom Gelehrten unterscheidet . . . .

Um seines Talentes willen bewundern wir einen Künstler; Vertrauen fassen wir erst zu ihm, wenn wir wissen oder fühlen, daß das Talent nicht im Freien und Zufälligen schwebe, sondern kausal bedingt, bodenständig, kurzum menschlich gebunden ist an einen Charakter. Freilich werden wir umso eher geneigt sein, einem Charakter zu huldigen, je enger umzirkt die künstlerische Persönlichkeit ist. Daß dies auch der Fall Thomas Manns sei, glaube ich nicht in Abrede stellen zu dürfen; zumal die Ermächtigung dazu von seiner Seite kommt. Denn für sehr subjektiv und selbstironisch achte ich diese Worte Lorenzos: „In einer Zeit, beschaffen, wie Ihr die unsere beschaffen nennt, — fein, zweiflerisch und duldsam, neugierig, schweifend, vielfach, unbegrenzt, — in solcher Zeit gilt die Begrenztheit schon als Genius." Allein, wie genau wir die Gesetze einer menschlichen Evolution kennen mögen, a priori kann wohl ihre Richtung, nicht ihr Schlußpunkt berechnet werden. Thomas Mann ist achtunddreißig Jahre alt. Wie weit kann sich noch der Kreis öffnen, den er heute ausschreitet! Der Mittelpunkt wird derselbe bleiben.

X.

Marie von Ebner-Eschenbach schrieb kürzlich einen sehr bemerkenswerten Aphorismus nieder. „Der gesunde Menschenverstand", sagt sie, „ist der größte Feind der Phantasie und zugleich ihr bester Berater." Thomas Mann, dessen Lorenzo ausruft: „Wie vieler Klugheit bedarf die Leidenschaft, um schöpferisch zu sein!", hat bewußte und unbewußte Schöpferkräfte harmonisch zu vereinigen verstanden. Der Künstler will sich die Form als Zufluchtsstätte errichten; aber, um dies zu ermöglichen, muß er achthaben, daß sie nicht schon während des Baues einstürze. Gefahr droht von jener Seite, welche wir bereits kennen: Erkenntnis hat den Menschen von seinesgleichen ausgetrieben und zum Künstler gewandelt, und Erkenntnis vermag den Künstler zu hindern, Künstler zu sein. „Denn Erkenntnis", lehrt uns der Künstler Gustav von Aschenbach, „hat keine Würde und Strenge; sie ist wissend, verstehend, verzeihend, ohne Haltung und Form; sie hat Sympathie mit dem Abgrund, sie i s t der Abgrund." Was bringt nun die widerstreitenden Kräfte, welche zur Synthese des Kunstwerkes nötig sind — dazu gehört die Erkenntnis trotzdem —, was bringt sie zum gedeihlichen Ausgleich? Es ist die vertraute obwaltende Allmacht: Konzentration. Konzentration behütet den Intellekt vor Zauberlehrlingsgelüsten, unterwirft ihn zum wohltätigen und nützlichen Famulus. Durch Konzentration vollzieht sich die Wiedergeburt der Schönheit aus dem Geiste.

Thomas Mann ist von außerordentlicher Differenziertheit der Sinne; die photographisch getreue Wiedergabe seiner Gestalten, die phonographisch getreue ihrer Gespräche, welche das wesentlichste Mittel seiner großen Charakterisierungskunst ist — wobei sein Naturalismus niemals aufhört, der Naturalismus eines Ästheten zu sein —, beweisen es. Aber differenzierte Sinne sind für den Künstler ebenso unentbehrlich wie gefährlich; sie verleiten ihn, in der „Differenziertheit" stecken zu bleiben, über der Analyse die Synthese zu vergessen. Das ist ja der Fall unserer Kaffeehausliteraten, die zwar nicht unsterblich werden, aber leider nie aussterben. Denken wir an den derzeitigen Patron dieser Gesellen, an den im Wiener Café Central lebenden Peter Altenberg. Unheimlich ist die Feinfühligkeit seiner Nerven; was bringt er zustande? Nichts. Peter Altenberg ist, um in Grillparzers Wortschatz zu greifen, ein Farbenreiber; Thomas Mann ist Maler. Denn Konzentration ist alles! Dichten heißt für Thomas Mann: verdichten — so zeigt sich uns ein altes und blasses Wort auf seine sinnliche Urbedeutung verjüngt —. Peter Altenberg freilich und seine Jünger scheinen der Meinung: dichten heißt zerfließen . . . Und die Sonderlinge fehlen nicht, die sich zu ihnen finden und Ja und Amen sagen und „Ecce Poëta" . . . .

Konzentration ist alles, ist das Rückgrat des Künstlers, sein Wille zu sich selbst und zur Größe. Es ist im Grunde eine bürgerliche Tugend, welche den Lübecker Patrizierssohn aus den Niederungen der Bohème zu „Reinheit und

wohlanständigem Frieden" emporhebt, — aus der Mitte dieser Leutchen mit geselligen Talenten, Psychologie, sinnverwirrenden Krawatten und unterschiedlich gefärbten Stimmungen. „. . . ich glaube nicht an die Stimmung," schrieb Thomas Mann einmal, dem das dekadente Kaffeehausliteratentum gründlich zuwider ist. „Was man so nennt, scheint mir etwas ziemlich Dilettantisches zu sein, was mit wirklichem Schöpfertum wenig zu tun hat. Ein Zustand, in dem die Hemmungen ausgeschaltet," — die Hemmung sei des Willens bester Freund, hat der Dichter in „Fiorenza" gesagt und darum wohl auch seiner „Königlichen Hoheit" eine körperliche Hemmung mitgegeben —, „die Selbstkritik betäubt, die gute künstlerische Haltung in Frage gestellt wäre, ein unbesonnener und hektischer Zustand scheinbaren Allvermögens und trügerischer Leichtigkeit wäre mir höchst verdächtig. Wer ihm traut, wer sich darin wohlfühlt, ist kein Künstler nach meinem Sinne. Stimmung ist nicht Betrunkenheit. Stimmung ist Ausgeschlafenheit, frische, tägliche Arbeit, Spazierengehen, reine Luft, wenig Menschen, gute Bücher, Friede, Friede . . . ." Aus klarer, nordischkühler Atmosphäre ist das Werk Thomas Manns geboren, und solcher Art ist es auch selbst, umfängt uns in seiner wohlgefügten Geschlossenheit „kühl und wonniglich", wie Frau Isoldens Leibesschöne ihren armen Narren Tantris in Ernst Hardts Dichtung . . . Einem Patrizierhaus, wo Klugheit und Schönheit Seite an Seite walten, ist Thomas Manns Werk vergleichbar, jenem köstlichen Patrizierhaus, das der kluge Thomas Buddenbrook sich und seiner schönen Frau Gerda erbaute, in seinem unstillbaren Bedürfnis nach Sauberkeit und Erneuerung, und wo er verhoffte, seine Wiedergeburt feiern zu können . . . Ach, er starb, der Arme; aber sieghaft war die aus dem gleichen Geiste gezeugte „Königliche Hoheit", bejahte freudig ihr Leben: „Hoheit und Liebe, ein strenges Glück . . ." Wir dürfen wohlgemut annehmen, daß dem Dichter gleichfalls „das Wunder wiedergeborener Unbefangenheit" zuteil wurde; der Wille hat ihm die Hoheit erstritten; die Liebe war da von Anbeginn. Gibt es ein herrlicheres Fundament für ein Künstlertum?

Thomas Mann müßte nicht vom Schlage der strengen Selbstrichter Grillparzer und Flaubert sein, er hätte nicht den Leitspruch Ibsens: „Dichten, das ist Gerichtstag halten über sich selbst" vor eines seiner Bücher gestellt, er kämpfte nicht außen wie innen für die Weihe seiner Kunst, die ihm himmlisches und irdisches Reich zugleich ist, als „Gladius dei", daß er nicht zuweilen von seinem bürgerlichen Mißtrauen, welches nach jeder Richtung schürft und nur das Echte bestehen lassen will, in eine logische Sackgasse fortgerissen würde. „Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum", verlautbart der Dichter Aschenbach, da er sich des moralischen Zusammenbruches nicht mehr erwehren kann, „unser Ruhm und Ehrenstand eine Posse, das Vertrauen der Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst ein gewagtes, zu verbietendes Unternehmen". Da hören wir's . . . allein uns

fehlt der Glaube; wir verwerfen in ehrlichster Überzeugtheit die hier gesetzte Gleichung zwischen Mensch, Künstler und Kunstwerk; verwerfen sie mit besonderer Schlüssigkeit angesichts des Kunstwerkes Thomas Manns, das uns wie kaum ein zweites der Gegenwart als lautere Kristallisation einer lauteren schöpferischen Wesenheit gilt, und dessen repräsentative Größe schon heute Schillers Zuruf an die Künstler, mit dem beglückenden Echo der Erfüllung, lebendig werden läßt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!"

Ilse Reicke:

Vom heimatlichen Stamm.

Vom heimatlichen Stamm riß es mich los,
Und wehrlos treib' ich im Gewog' der Winde
Und suche zitternd, wie der starken Linde
Beschwingte, feine Frucht der Erde Schoß,

Um hoch zu wachsen ganz aus eigener Kraft.
Ich weiß nicht, wann ich sinken werde,
Nie sah ich meine neue Erde,
Ich weiß nicht, welcher Sturm mich weiter rafft, —

Weiß nur, daß dich einmal ich find',
Nach langem Wehen über Hang und Hügel,
Weiß nur, daß meine blätterfeinen Flügel
Die Schwingen großer Sehnsucht sind.

Und doch —

Starr wäre ich und stolz von dir gegangen,
Daß rückwärts deine Blicke machtlos prallten,
Vom blanken Schild des Hasses aufgefangen,
Hätt'st du mich nicht so festgehalten,
Und hätte nicht so ehern deine Rechte
Mit hartem Griff mein Handgelenk umspannt,
Daß rot und züngelnd sich der Schmerz drum wand:
Um meiner Adern wild und wirr Geflechte,
Drin bis zum Springen sausend Blut gesiedet,
Hat deiner Finger Druck den Reif geschmiedet,
Aus Flammenerzen, welche nie erkalten.

Und doch: ob Tropfen Bluts mir von den Lippen sprangen:
Ich wäre starr und stolz von dir gegangen,
Hätt'st du mich nicht so festgehalten!

M. Roda Roda:
Die dicke Lisi und die schlanke Gabi.

I.

Lisi Weeg war erst drei Tage zu Besuch bei ihrer Schwester, der Hofrätin — und schon sprach man allerlei. Erstens: der Hofrat habe recht, seine Frau gleiche der Familie Weeg wirklich nicht im mindesten; und dann — dann flüsterte man von einem kleinen Roman, den Lisi daheim auf dem Land mit dem Dorfnotar erlebt haben sollte.

Zwischen der großen blühenden Lisi und ihrer übermodernen, blutarmen Schwester gab's wirklich keine Ähnlichkeit — davon konnte sich die Gesellschaft durch Augenschein überzeugen. Die Geschichte mit dem Notar wieder ging auf mannigfachen Umwegen auf die verwitwete Exzellenz Eichner von Eichenschwert zurück.

Exzellenz von Eichner hatte nämlich irgendwo gesagt:

„In Kreutz sind die Weegs begütert? Mir scheint's, dort war einmal ein Vetter von mir Notar. So ums Jahr 1860. Ja, Vetter Paul, das war ein leichtes Tuch! Er hat manche fidele Liebesgeschichte gehabt."

Ihre Exzellenz lächelte traumverloren — als stünde sie selbst den fidelen Liebesgeschichten ihres Vetters nicht ganz fern, des Notars von 1860. Aus der Reminiszenz eines alten Weibchens war das Märchen entstanden von Lisi und dem Dorfnotar.

Es klang ganz glaubhaft. Warum schickt man sonst ein Mädchen plötzlich „zur Schwester"? Mußte da nicht jemand sein, den man ihren Augen entrücken wollte? — Allerdings gibt es Notare, für die eine Amtstätigkeit im Dorf nur ein Übergangsstudium bedeutet — wie für den Vetter der Exzellenz Eichner — die sind in jedem Haus als Freier willkommen. Es gibt aber auch geborene Dorfnotare, Leute, die für immer verdammt sind, auf Dorfstraßen zu stolzen. So einer gäbe freilich keinen passenden Gatten ab für ein Fräulein von Weeg. — Wenn sich das Herz einer jungen Dame dennoch vergißt? Dann schickt man sie zur Schwester. Oder man hat tragfähige Beziehungen im Ministerium und läßt den Dorfnotar versetzen. Man kann auch beides tun, kombinierte jemand und sagte es auch laut — man schickt die junge Dame weg und läßt sie in der Stadt, bis der Herr Notar versetzt ist. — Diese Lösung erschien der Gesellschaft am praktischesten.

Wer sich den Kopf besonders zerbrochen hatte, forschte die intimen Freundinnen der Hofrätin aus, Gabriele und Kinga. Sie wußten aber nichts. Den Allerintimsten, Herrn Gaal konnte man nicht fragen — er war auf einem großen

Jagdausflug, bei einem Freund in Siebenbürgen, einen sichern Bären schießen. Er kam zurück — ohne Beute. Dafür band man ihm gleich den Bären auf von Lisi und dem Dorfnotar.

An der Ecke der Dorotheengasse begegnete er Kinga — Kinga, die ihm mit affektiert langen Schritten entgegenstrich. Die Bogenlampen brannten schon und warfen blitzende Reflexe auf Kingas goldgefaßten Kneifer, der auf dem kleinen Stumpfnäschen um sein Dasein zitterte.

„Grüß Sie, Gaal! Kommen Sie von Hofrätin Aglaja? Haben Sie sich zum Dienst zurückgemeldet?"

Neben Gaal sah die schmächtige Kinga noch filigraner aus als sonst. Gaal blickte lächelnd herab in das grüne Gesichtlein.

„Nein, ich komme aus dem Parteiklub."

„Na, und alles in Ordnung im teuern Vaterland — trotz Ihrer Abwesenheit, Herr Abgeordneter? Geht die Maschine noch?"

„Es war höchste Zeit, daß ich heimkam. Alle vier Räder habe ich neu ölen müssen. Haben Sie die Staatsmaschine nicht ächzen gehört — Sie mit Ihren feinen Ohren?"

Kinga liebte ihren Witz an allen zu üben — selbst wollte sie nicht gern geneckt sein.

„Gaal, Sie überschätzen sich — oder mein Gehör. Haben Sie übrigens schon von Lisi gehört? Aglajas Schwester? Sie ist unerwartet zu Besuch gekommen."

„So — so. Heißt sie Lisi? Ganz einfach Lisi?"

„Ist Ihnen das nicht recht?"

„Im Gegenteil — es ist reizend, daß ein Mädel heutzutag noch Lisi heißt — und nicht Lulu oder . . . ."

Kinga sah giftig zu ihm auf — da stockte er. Eine Anspielung auf ihren Namen — das hätte Kinga gerade noch gefehlt. Oft genug schon hatte sie die Lust gespürt, ihre Taufpatin, Tante Kunigunde, zu erdrosseln.

„Begleiten Sie mich ein Stückchen, Gaal — ich gehe zu Aglaja zum Tee. Noch besser: kommen Sie mit hinauf."

„Ich begleite Sie sehr gern, Fräulein Kinga, aber am Tor müssen Sie mich entlassen. Ich habe eine Verabredung mit Landhofen."

Sie gingen dem Kai zu. Kinga schwatzte von allerhand und lachte dazwischen ihr kleines, spitzes Lachen — als sie die Liebesgeschichte der dicken Lisi zum besten gab.

„Woher kennt man denn die Affäre?" fragte Gaal.

„Mama hat's von Tante Anna. Die Tante scheint mit Frau Lindner gesprochen zu haben — auf einem Jour bei der Doktor Römig. Herausgekommen

ist's, glaube ich, durch die Exzellenz Eichner — ihr Vetter ist bei Kreutz begütert. Frau Farago erzählt, daß die Exzellenz sich recht wohlwollend über die Sache geäußert hat. Der Vetter soll die jungen Leutchen sehr bedauern."

„Haben Sie Frau Aglaja darnach gefragt?"

„Wir warten ruhig, ob sie uns ins Vertrauen ziehen will oder nicht."

„Ich dachte bloß . . . . so unter Freundinnen . . . ."

„Gaal, wann werden Sie lernen, uns mit anderm Maß zu messen? Ein Mann drängt sich nie in diskrete Familiensachen seines Freundes — nicht wahr? Von uns Frauen setzt man Indiskretion voraus."

Diesmal imponierte ihm Kinga. Er hatte in Gedanken schon gefragt gehabt. Nun hatte er seine Lektion weg und merkte sich's.

Um eine Nüance ernsthafter als sonst verabschiedete er sich von Kinga und ging allein den Weg zurück, den sie zu zweit gekommen waren.

Ein Weilchen beschäftigte er sich noch mit dem Idyll von Lisi und dem Dorfnotar. Es mutete ihn freundlich an. In seinem Hirn tauchte eine Erinnerung auf — aus der schönen Zeit, als man ihn daheim noch den jungen Herrn nannte. In den Ferien war's, nach dem Abiturientenexamen. Er spielte schon den Studiosus juris und fühlte sich frei, stolz und herrenhaft. Auf der Dorfstraße ließ er sein Pferd Schritt gehen und zündete sich eine Zigarette an. Jawohl, er durfte nun öffentlich sein Zigarettenetui aus der Tasche ziehen. Und dann die Befreiung von dem Alpdruck der entscheidensten aller Prüfungen! Das Abiturium, ein wahrer Zauberschlüssel, hatte die Tore des Lebens weit für ihn geöffnet. In dieser Stimmung verliebte er sich in das Postfräulein. Nie wieder war er ein so fleißiger Briefschreiber gewesen wie damals. Täglich kam er zur Post geritten und gab seinem armen Pferd mitleidslos Sporen — nur, um es dann mit nerviger Männerfaust zügeln zu können; um auf des Postfräuleins Gesicht die Gefühle von Angst, Bewunderung — und endlich — von Freude wechseln zu sehen, wenn der Kampf mit dem wilden Roß beendet war und er heil aus dem Sattel sprang. Was man doch für ein glücklicher Esel war vor vierzehn — nein, fünfzehn Jahren!

Er trat in ein Haustor am Schlangenplatz und erstieg zwei Stockwerke. Als er auf den Taster drückte — bei seinem Freund Landhofen — eben in diesem Augenblick faßte er den Entschluß, mit Doktor Landhofen die Hofrätin zu besuchen — auf eine späte Tasse Tee.

II.

Lisi hatte ein ausgebildetes Selbstgefühl mitgebracht. Zu Haus, in Kreutz, hatte man sie sehr gefeiert — seit sie aus dem Sacrécoeur zurückgekehrt war und zu den großen Mädchen zählte. Auf dem Kasinoball, zum Beispiel, wo sie ihr erstes Ballkleid trug, hatte sie wahnsinnig viel getanzt.

Lustig war's gewesen — wie immer in Kreutz. Sie konnte daheim so viel schwatzen, und man lachte so viel . . . .

Hier aber? Hier waren Frauen und Mädchen ganz anders. Sie redeten von Dingen, die ihr so fern und fremd waren wie die Vorschriften der chinesischen Hofetikette. Gewiß gibt es solche Vorschriften — aber man kümmert sich nicht um sie; billigt sie auch gar nicht. Wenn man aber selbst am chinesischen Hof ist? Dann darf man beileibe nicht verlauten lassen, daß man all das Zeug albern findet.

Es waren für Lisis Ohren kunterbunte Gespräche. Um sie als Spaß zu nehmen — dazu wurden sie zu ernst vorgetragen. Und wirkliche, ernsthafte Wahrheiten konnten es doch nicht sein?

Sie saß mit Aglaja und ein paar jungen Damen im kleinen Salon. Das Arrangement des Zimmers war Aglajas Stolz, ihr Werk. Alle Besucher des Hauses hatten einen eisernen Bestand an Komplimenten, die sie der verwöhnten Hausfrau darbrachten. Vor allem bewunderten alle den kleinen Salon — wie da das matte Grün mit dem Topasgelb zusammenstimmte.

Das Gespräch war sehr lebhaft. Nur Lisi blieb still und kam sich ein wenig zurückgesetzt vor.

Kinga führte das große Wort.

Gabriele — Gabriele mit den großen schwermütigen Augen — widersprach ihr.

„Gewiß," sagte sie, „wir Mädchen wollen nicht mehr das bewußtlose Pflanzendasein führen. Aber wir haben vielleicht den Preis unterschätzt, den wir zahlen müssen, um denkende Wesen zu werden."

„Nun ja — unsre Bequemlichkeit, ein paar Bälle, ein paar sorgfältig probierte Kleider — wir haben für derlei Dummheiten keine Zeit mehr. Ist das aber ein zu hoher Preis?" — Kinga rief es hitzig und zog mit einem Ruck ihre Bluse straff, die auf den Schultern stieg.

„Das meine ich nicht, Kinga. Wir müssen auf die Liebe des Mannes verzichten. In uns verliebt man sich nicht — wir sind zu klug."

Aglaja lachte. — „Muß man dumm sein, um geliebt zu werden?"

„Gabriele, deine Seele spiegelt sich in den dunkeln Gewässern eines Grames," sagte die junge Frau des Professors Lazar. Er liest orientalische Literatur.

„Wir müssen nicht dumm sein, der Mann muß nur fühlen, daß wir Autoritätsglauben haben. Er weiß aber, daß wir ihn kritisieren, ihm auflauern. Wenn er sich eine Blöße gibt, triumphieren wir. In solche Mädchen verliebt man sich nicht."

„Wenn ein Mädchen verliebt ist, lauert es nicht," sagte Lisi und errötete glühend.

Alles blickte auf sie. Aha — der Notar!

„Ja, wenn man verliebt ist . . . ." setzte Gabriele fort. „Aber unsre jungen Frauen spotten schon nach kurzer Ehe über die Trotteleien ihrer Brautzeit. Unser Witz ergießt sich wie Vitriol über alle Sentimentalitäten."

„Was hast du heute?" rief Kinga unwillig. „Wir können uns doch nicht niedlich stellen — wir geistig arbeitenden Frauen? Können doch nicht süße Putten werden, wenn uns Amors Pfeile treffen . . . . Ist der Ausdruck dir poetisch genug? — Können nicht plötzlich alles Wissen vergessen, die Früchte eines schweren Studiums — um bewundern zu können?" — Kinga hörte Philosophie im vierten Semester. — „Die Zeiten haben sich geändert. Wir werden den Mann lehren, in der Frau, die da kocht, nicht mehr die ideale Frau zu sehen. Er wird andre Forderungen stellen, sich ein höheres Ideal aufbauen. Der Mann wollte unser Erzieher sein, und wir werden ihn erziehen." — Kinga rief's begeistert, berauscht von ihren Worten.

„Eigenbau?" fragte Gabriele ein wenig spöttisch.

„Jawohl, eigene Ideen — wenn du erlaubst."

„Sollte . . . . sollte ich mich einmal verlieben," sprach Gabriele langsam, „dann wähle ich einen Mann, der . . . . sich von mir nicht belehren läßt."

„Du bist offenbar schon verliebt," riefen alle lachend durcheinander. „Wer ist der Glückliche? Gaal?"

„Sag, warst du schon einmal verliebt?" fragte Gabriele und wandte sich an den Neuling im Kreis. Sie warf Lisi den Freundinnen als Opfer vor, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

Kinga biß sofort an. — „Lisa wird sich nur im Einverständnis mit Papa und Mama verloben."

„Nein. Ich werde den Mann heiraten, der mir gefällt," antwortete Lisa tapfer.

Die Mädchen lächelten. Aha — der Notar!

„Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt . . . ." — Der Ton sollte spöttisch klingen, aber er gelang Gabrielen schlecht.

„Immerfort Liebe! Ist sie denn das Wichtigste?" grollte Kinga und kehrte hartnäckig zum verlassenen Thema zurück. — „Gemeinsame Geistesarbeit fesselt den Mann fester und dauerhafter an die Frau. Man läßt nicht leicht von einem braven Kameraden, der treu am selben Karren zieht. Der Streit Küche oder Laboratorium — Küche oder Bureau wird aufhören, sobald es eben keine Küche mehr gibt. Sobald das Prinzip des Gemeinschaftshaushaltes durchgeführt ist. Wenn sich nur erst zwanzigtausend Mädchen von den Hausfrauenpflichten freimachen, bedenke, was sie an geistiger Arbeit leisten können! Führen sie alle Haus, so werden sie durch Dienstbotenärger und ewige kleinliche Sorgen gehetzte, frühalternde, leere, nervöse Weiber."

„Nicht jede hat's so gut wie ich," sagte Aglaja. „Meinem Mann ist das geistige Leben wichtig."

„Wer wird aber kochen und wirtschaften?" fragte Lisi.

Gabriele erwiderte: „In dem Haushalt der Zukunft kocht es sich von selbst, und Engelfittiche fegen den Staub von den Möbeln."

„Du schwätzt Unsinn. Die Wirtschaft werden geschulte Frauen oder auch Männer besorgen," erklärte Kinga. „Leute, die sich diesem Beruf aus Vorliebe gewidmet haben. Verstehst du den Unterschied, Lisa? Leute, die es gern und freudig tun. Der Umstand allein, daß du als Mädchen zur Welt gekommen bist, wird dich nicht mehr wie selbstverständlich zu einer Aufgabe zwingen, für die du keine Neigung in dir fühlst."

„Sieh, Kinga — in der Zukunft, da wüßte es der Mann voraus — und wenn es ihm recht ist . . . .?" — Lisa war keine geschulte Rednerin. — „Aber die Ehen, die jetzt bestehen, unter den alten Bedingungen sozusagen . . . . — wenn da die Frau plötzlich sagt: „Ich will nicht mehr den Haushalt führen — ich brauche meine Zeit zum Lesen und Lernen" — das ist Unrecht. Denn was würde es, wenn . . . . die Männer haufenweis erklärten: „Wir wollen nicht mehr in unser langweiliges Amt — wir wollen lesen und Musik treiben?"

Dann sprach Aglaja. Und Lisi horchte auf die melodische, leise, vornehme Stimme ihrer Schwester, die so leicht und spielerisch über die Frauenseele sprach.

„Nicht jede Frau soll einen Beruf haben. Die Frau soll das bessere Element der Gesellschaft sein, die höhere Kultur vorstellen. Sie bilde und schleife an sich selbst. Grade die nicht erwerbende Frau hat Gelegenheit, ihr Gefühlsleben ins edelste zu verfeinern."

Spät noch ertönte die Glocke. Gaal kam mit seinem Freund Landhofen. — „Nur auf einen Handkuß," rief er gleich in der Tür.

Kinga beschäftigte sich alsogleich mit Landhofen. Sie bildete sich ein, dieser unschöne Mann hege Gefühle für sie — eine stille Liebe, die er nicht zu gestehen wage. Und sie sah ihm durch ihren Kneifer freundlich in die Augen. Traurige Augen voll scheuer Wünsche.

„Der Mimosenstrauß in der Delfter Vase —," rief Gaal, „wie der wirkt gegen all die andern Farben, gegen Sie selbst, Frau Aglaja, in Ihrem blauen Kleid! Das haben Sie wieder großartig getroffen, das macht Ihnen so schnell keine andre nach."

Aglaja lächelte — wie sie schon tausendmal zu Gaals anerkennenden Worten gelächelt hatte.

„Und sehen Sie, Frau Aglaja, wie golden das Haar Ihrer Schwester unter dem elektrischen Strahl blitzt! Die scharfen Glanzlichter auf den Zöpfen! Ist das nicht hübsch?"

Lisi hatte den Kopf gesenkt und betrachtete die verschlungene Gravierung einer türkischen Kupferplatte. Als Aglaja ein Weilchen mit der Frau des Literaturprofessors sprach, trat Gaal herzu.

„Gnädiges Fräulein sind gewiß gern der Landeinsamkeit entronnen?" — Er merkte gar nicht, wie banal er war.

Lisi schrak auf. Ihre Auflehnung erwachte. Aha, wieder so einer mit komplizierten Gefühlen! — „Nein," sagte sie schroff, „ich wäre viel lieber daheim. Mir gefällt es hier gar nicht."

Gaal war betroffen. „Sapperment, ist die temperamentvoll und — aufrichtig!" dachte er. Natürlich — der Notar! Nicht einmal im gleichgültigsten Gespräch mit einem Fremden kann sie ihres Herzens Sehnen verleugnen? — Ihn erfaßte Mitleid mit dem Mädchen, das so leidenschaftlich an einer lächerlichen Liebe hing.

„Vielleicht . . . . dauert es nicht lang, und gnädiges Fräulein kehren in Ihre Heimat zurück," sagte er unsicher, tröstend.

Lisi ahnte nicht, welchen Ursprungs der weiche Ton in Gaals Stimme war. Aber sie faßte Vertrauen zu dem Mann, der sie anlächelte.

„Ach, wenn Sie wüßten, wie mühsam die Geselligkeit hier ist! Wenn Sie alle Belehrungen meiner Schwester hören könnten — ehe wir in Gesellschaft gehen! — „Höre, Lisi — zu Frau von A. darfst du nicht vom Alter sprechen — ihr Mann ist viel jünger als sie. Bei Frau von B. erwähne nichts vom Theater — ihr Sohn hat eine Schauspielerin zur Frau. Erzähle ja nicht die lustige Geschichte von den Brüdern Lesser vor Frau Conta. Es ist da in der Familie was Ähnliches passiert."

„Und merken Sie sich das alles, gnädiges Fräulein?"

„Denken Sie nur! Ich merke mir's — aber ich werfe es durcheinander. Ich erzähle Frau von B. nichts von den Brüdern Lesser und Frau von A. nichts vom Theater. Meine Schwester ist wütend über mich." — Sie lachten alle beide so herzlich, daß Aglaja einen neugierigen Blick zu ihnen herüberwarf.

Um halb neun erschien der Hausherr.

Lisi liebte ihren Schwager nicht sonderlich. Er war gut zwanzig Jahre älter als seine Frau, und umschlich sie mit einer nachsichtigen, duldenden, verwöhnenden Verliebtheit — die verkroch sich in die Falten seines lächelnden Gesichtes und zitterte ihm feig um die Mundwinkel. Besonders heute war ihr, der blonden Lisi, als hätte Michael ihre Schwester betrogen — als betrüge er sie stündlich, da er ihr das verfälschte Zuckerbrot seiner Liebe bietet.

In einer Ecke sprach nun Gaal mit Aglaja. Sie sah den angeregten Gesichtsausdruck der Schwester und Gaals horchende Miene.

Da tauchte die Frage in ihr auf: Woher kommt es, daß Aglaja so anders ist,

so fein organisiert? Erfüllt von Ideen, die Lisis Kopf nie beschweren — von Interessen, die außerhalb von Lisis Welt liegen?

Kinga ärgerte sich noch spät am Abend über ihre Mutter — weil man das Stubenmädchen geschickt hatte, sie abzuholen. Sie hatte sich das irmal verbeten — sie, die Hörerin der Philosophie.

Endlich gingen auch die letzten Gäste.

Aglaja guckte noch einen Augenblick zu ihrer Schwester ins Schlafzimmer — als Lisi sich eben die Zöpfe für die Nacht einflocht.

„War's nicht ein anregender Nachmittag?" fragte Aglaja. „Und was sagst du zu Gaal?"

„Er ist ganz nett," erwiderte Lisi. — — Dann tat sie eine Frage, die ihr den ganzen Nachmittag auf der Zunge gelegen hatte: Woher hatte Aglaja dieses fremde Wesen — diese modernen Faxen? — So — so nannte es doch Papa.

„Faxen nennt man das nur mehr in Kreutz," sprach Aglaja lächelnd — nachsichtig, wie man mit unvernünftigen Kindern spricht. — „Es war immer in mir. Michael ist ein geistig hochstehender Mensch — er hat es geweckt. Er und meine Gesellschaft. Ich lese ernste Bücher, ich folge den Strömungen der Zeit. Die tötende Einförmigkeit in Kreutz, die stumpfsinnige Schläfrigkeit hätte ich nicht ausgehalten."

„Aber, Aglaja — Papa und Mama?"

„Papa und Mama sind natürlich einzige, goldige Menschen," rief Aglaja ekstatisch. „Unser Garten — das alte Haus . . . . darnach sehne ich mich manchmal krank. Plötzlich — irgendwann — irgendwo überkommt es mich. Ich fühle einen kühlen Hauch über mein Gesicht streichen, und ich weiß, diese Luftwelle hat durch unsern Garten geweht. O, Lisi, wenn ich dann heimkomme — ich muß durch den Garten wandern — ganz allein — und Busch und Baum still für mich begrüßen. Ich erzähle ihnen von mir und meiner Seele. Am besten auf der Welt, am tiefsten, hüllenlos kennt mich nur mein alter Freund, der große Kastanienbaum."

Lisi sah mit großen Augen ihrer Schwester in das heiße, hysterisch gerötete Gesicht. Nein — sie hatte nie so schöne Gedanken. Sie saß unterm Kastanienbaum und freute sich nur, daß es so kühl in seinem Schatten war.

„Siehst — Gaal versteht mich in diesen Dingen . . . . Michael natürlich auch," setzte sie zögernd hinzu. „Gaal erfaßt meine Nüancen am vollkommensten. Er hat alle meine Entwicklungsstadien mit seiner Kritik begleitet. Unsre Freundschaft ist die edelste Begegnung von Mann und Frau."

Sie hielt plötzlich inne. In Lisis Wangen war eine dunkle Röte gestiegen.

„Aglaja, und was sagt Michael zu deiner intimen Freundschaft mit Herrn Gaal?"

Aglaja sah Lisi verdutzt an. Gott, war diese Lisi beschränkt! Die dachte ja an aufregende Dinge wie verbotene Liebe und Eifersucht! Solche Derbheiten gab es in Aglajas Leben nicht. Zu einer sündigen Leidenschaft war sie zu ästhetisch und — vielleicht — das wußte sie selbst aber nicht — zu anämisch.

„Michael ....?" sagte sie stockend, „Michael ....?" — und fuhr selbstsicher fort: „Er hat meine Seele geschaffen, wie man ein seltenes Kunstwerk schafft. Er freut sich, wenn sich ein Kenner findet, der das Kunstwerk bewundert. Verstehst du das?"

„Ja," sagte Lisi und atmete auf. Ob sie's recht verstanden hatte oder nicht — sie freute sich jedenfalls. Es war wie ein Alp von ihr genommen.

Frau Aglaja küßte sie zärtlich und kehrte zu ihrem Gatten zurück. Sie sprachen noch eine Weile.

„Lisi ist kostbar in ihrem naiven Zwei mal zwei ist vier."

„Ha ha, Aglaja — ein treffendes Wort! Ich werde es morgen Gaal erzählen. Aber du — dich solle man modellieren — so mit erhobenen Armen, wie du jetzt das Haar löst." — Ein Lächeln, das sich seiner Verliebtheit schämte, zitterte unter dem grauen Spitzbart.

III.

Brief Ferdinand Landhofens an Fräulein Gabriele Berg.

Liebe Gabi!

Dieser Brief wäre nie geschrieben worden, wenn ich nicht Jurist wäre — also ein Mensch, der pflichtgemäß Unrecht in Recht zu wenden sucht, der auch einer verlorenen Sache noch zum Sieg verhelfen will. Nie darf meinen Briefen Antwort werden — das haben Sie mir stillschweigend versprochen, Gabi. Vergessen Sie es nicht! Keine Antwort — nicht einmal durch ein Wimperzucken!

Wenn ich nicht Jurist wäre — also ein Mensch mit getrübtem Rechtsgefühl — ich hätte mich grade heute vor einem Jahr zurückgezogen; da Sie Gaal lieben und meine Frau nicht werden können.

Ich habe mich nicht mit Ihrer stillen Abweisung beschieden. Ich ahnte und fürchtete, daß Sie Gaal lieben, verleugnete aber meine Ahnungen vor mir selbst und entriß Ihnen das Geständnis. Und hörte Ihren Entschluß: frei zu bleiben, so lange Gaal frei ist — um des winzigen Hoffnungsflämmchens willen — für die unberechenbare, unwahrscheinliche, himmelferne Möglichkeit, daß er Ihre Liebe doch noch einmal erwidern könnte.

Wie töricht ich war! Meine Mitwissenschaft hat Ihren Entschluß fast zum Eid gemacht. Man bricht Eide leichter, wenn man nur Einen Ankläger zu scheuen hat: den nachsichtigsten, sich selbst.

Bei Aglaja sprachen wir, in der kleinen Palmenecke. Um uns her lachten

zwanzig Menschen, die vielleicht fröhlich waren — vielleicht nur so aussehen wollten.

Ich sah Gaal mit Aglaja flüstern. Da glitt über Ihre Stirn ein schmerzhafter Gedanke. Ich litt mit Ihnen. Ich kenne Sie ja so gut, wie niemand Sie kennt. — Und schrieb Ihnen zum erstenmal.

Mein Brief hat Sie befreit. Sie erfuhren, daß Viktor Gaal Frau Aglaja nicht liebt — und Aglaja ihn nicht. Besser als alle Frauen des Salons zusammengenommen kenne ich meinen Freund, und ich habe Gaal an Sie verraten. Ich sagte Ihnen Dinge von ihm, die er niemand vertraut als mir. Jedes Gespräch mit ihm berichtete ich Ihnen getreulich, berichtete Ihnen seine Ansichten über das Leben — über Frau Aglaja — über Sie selbst; alles sagte ich Ihnen — weil ich als Jurist meinen Vorteil wahrnehme, wo ich ihn finde — und weil ich Sie über alles liebe. Ich, der Fremde, bin Ihnen nah und vertraut, wenn ich Ihnen in stiller Nacht von Ihrer Liebe rede. Dieses geheime Band ist mein Judaslohn. Meine Briefe bringen Ihnen den Trost, daß noch das winzige Hoffnungsflämmchen glimmen darf —, daß Gaal nicht Sie, meine arme, kleine Gabi —, aber auch keine andre liebt.

Sie brauchen um Gaal und Aglaja nicht zu bangen. Aglaja ist ihm nichts als ein Spielzeug — und Gaal ihr der Spiegel, worin sie geschmeichelt ihre Eitelkeit beguckt. Viktor — die kleine Delfter Vase mit dem gelben Mimosenzweig — die Emotionen, die sie vor einem Bild von Akseli Gallén erlebt haben will — eine stimmungsvolle Abendröte — alles Steinchen, aus denen Aglaja sich ihr Luftschlößchen mauert. Steht sie auf der Zinne des Miniaturbaues, dann seufzt sie: „Wie schwindlig hoch bin ich!" — und sieht uns alle, auch ihre Schwester, die blonde Lisi, weit unten im Tal.

Wissen Sie noch, Gabi? Heute vor einem Jahr schrieb ich Ihnen meinen ersten Brief. Wir waren am Abend bei Aglaja gewesen. Ich zitterte vor Ihnen. Sie begegneten mir so ruhig und kühl, wie ich es von meiner Gabriele erwartet hatte. — Ich harrte mit klopfendem Herzen, atemberaubt auf ein Zeichen, ob Sie mich verstanden, den Brief verziehen hätten. Ich mußte lange warten. Erst kurz vor dem Auseinandergehen standen Sie auf, Gabriele, und schritten ans Klavier. Sie, die man vergeblich bestürmt — Sie, deren Musik eine königliche, seltene Gunst ist — sangen uns ungebeten ein Lied. Text und Melodie waren so seltsam wie unser beider Geschick: eine Romanze von einem gefangenen Prinzeßlein und dem Spielmann, der vor dem Turm fiedelt. Der Schlußvers:

„Dein Mund hat mir von ihm gesprochen —
„Er sei gegrüßt, er sei bedankt."

Sie blickten grade vor sich hin — mit großen, weit offenen Augen — und nicht nach mir in meiner dunklen Ecke. Dafür hätte ich Ihnen zu Füßen fallen mögen.

Ich habe dem Lied nachgeforscht mit jenem fanatischen Eifer, den ich allem widme, was Sie betrifft. Nirgends eine Spur. Das schönste Mädchen hat dieses Lied für mich erdacht und mir gesungen. — Mir? Sie brauchen nicht — auch in Gedanken nicht — zu protestieren. Ich weiß — ich weiß . . . .

Ihr Hoffnungsflämmchen glühte damals und flimmert noch heute. Wenn der Tag kommen sollte, wo Sie das Ihre erlöschen müssen, dann flammt meines auf. Wenn Gaal einem andern Weib angehört — dann, Gabi — ich weiß, daß Sie dann meine Frau werden.

Kann es ein schrecklicheres Dilemma geben? Als fürchten zu müssen, was ich erhoffe? Aus Ihrer Enttäuschung soll mein Glück erstehen. Ein karger Bissen für den Bettler, aber doch etwas für den wütendsten Hunger.

Ich küsse Ihre Hände, Gabriele!

Ferdinand.

(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Schluß.)

Der König hob die Hand. Er tat das mit so gebietender Gebärde, daß Prinz Hermann jäh verstummte.

„Es wird an Uns sein," sagte er langsam, „das Land vor dir zu retten."

Er gab ein Glockenzeichen. Der Adjutant eilte herzu.

„Graf Raxen!" befahl der König.

Der Schloßkommandant trat auf der Stelle ein.

„Nehmen Sie dem Prinzen Hermann den Degen ab! Er ist Gefangener. Führen Sie ihn ab! Sie haften dafür, Graf, daß niemand — niemand — ohne mein Wissen zu ihm gelangt."

„Zu Befehl, Majestät!"

Bebend vor Zorn übergab der Prinz seine Waffe, dann eilte er ohne Gruß sporenklingend hinaus — vom Schloßkommandanten begleitet.

Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, war einen Augenblick tiefes Schweigen im Raum. Der König sah seinen Sohn forschend an, dieser stand abgewandt und starrte ins Leere. Endlich warf er sich mit einem Aufschrei in einen Sessel. „Eine Kugel," rief er, „eine Kugel durch meine Schläfe! Was bleibt mir anderes übrig?!!!"

Der König trat auf seinen Sohn zu, packte ihn am Arm und sagte fast drohend: „Jetzt nimm deine Kraft aber zusammen! Die Stunde fordert einen Mann! Deine menschliche Erschütterung hat Worte gefunden — sie hat sich Luft gemacht. Aber jetzt — jetzt verlangt die Lage — Entschlüsse!!"

Wie in der Beschwörung dieser ernsten Anrede erhob sich der Kronprinz aus dem Sessel und stand jetzt da — schon in seiner Haltung Willen und Bereitschaft ausdrückend, sich zu fassen.

„Wir stehen hier nicht als Menschen, Wilhelm, deren kleines Ich im engen Kreise ihrer persönlichen Schicksale sich abschließt. An deiner Willenskraft, Knabe, hängt jetzt eines Landes Schicksal. Ein Kapitel der Geschichte soll hier anheben. Wer bist da du — wer Ingelheim — wer sein Weib — kleine — zwerghafte Existenzen im Vergleich mit dem Ganzen. Wirf sie ab — wirf deine kleinen persönlichen Schicksale ab von dir, — denn du mußt schwerere Lasten tragen."

„Hast du Hermann gehört, Vater?! Hast du gehört, was Hermann hier sagte?!"

„Die Stimme der Verleumdung hörte ich, ja! Aber auch diesen Hermann schickte dir das Schicksal. Trittst du feige zurück, so wird Hermanns Verleumdung zur öffentlichen Meinung. Weichst du ins Dunkel, so erklärst du dich selbst zum Ehebrecher — der du nicht bist, weil das Schicksal selbst dich davor bewahrt hat. Setzest du der Verleumdung keinen Widerstand entgegen, so häufst du Schmach auf das Andenken der Frau, die für dich starb. Siehst du das nicht?!"

„Das ist wahr!" brach Wilhelm aus — „das ist wahr!" Er schlang seine Arme wie hilfesuchend um seines Vaters Hals. „Ja — ja," rief er — „auch um Giselas willen, auch für sie — muß ich auf meinem Platz ausharren!"

„Siehst du es — siehst du es endlich!" rief der König befreit aufatmend.

„Vater — Vater — was würde jetzt aus mir — hätt' ich dich nicht!?"

„Du hast mich, Willy!"

Der Kronprinz griff nach des Königs beiden Händen.

„Ja," rief er, „ja — ich habe — halte dich! Ich klammere mich an dich! Lasse mich blind von dir führen! Was du befiehlst — soll geschehen! Aber . . . aber"

„Hast du noch immer Zweifel?! Noch immer Bedenken, mein Sohn?!"

„Vater, ich will dir folgen! Will dir in allem — in allem gehorsam sein! Aber ich sehe doch — klar, daß mir der Weg zum Thron seit heute für immer sich verschloß."

„Ich wiederhole dir: Einer lebt, der dir diesen Weg wieder frei machen kann — Ingelheim."

„Wie — wie könnt' er das?"

„Er kann es — wird es — — —"

„Für wen sollte er das wohl tun, Vater?"

„Für das Land, mein Sohn. Ihm opfern wir uns, ihm leben — ihm sterben wir — wir — die Hochburger — und sie — die Ingelheims. Das ist in beiden Geschlechtern seit Jahrhunderten so Brauch gewesen. Ingelheim kennt seine Pflicht gegen das Reich so gut wie ich — und besser als du. Wenn die schweren seelischen Qualen dieser ersten Stunden von ihm gewichen sein werden, dann wird er tun, was ich von ihm erwarte: die persönlichen Fragen — nichts. Das Heil des Ganzen: alles! So denkt ein Ingelheim. Wenn Alfred nun aber scheidet, und falls auch mir der Abschied vom Leben rasch vielleicht sich naht, dann soll es deine erste und höchste Pflicht sein, des großen Werkes dich anzunehmen, das Ingelheim verlassen muß, unvollendet verlassen, damit du König wirst. Über diese Sache informiere dich, so eilig du kannst. Jetzt sind wir im klaren — wir beide — dünkt

mich — mit allem, und nun gib mir die Hand darauf, daß auch du mich in dieser schicksalreichen Entscheidungsstunde, die nun kommt, nicht enttäuschen wirst."

Der Kronprinz reichte dem Vater die Rechte und küßte dann des Königs beide Hände . . .

Dieser ging zum Schreibtisch. „Ich muß mit meinen Ministern Rats pflegen," sagte er und läutete. „Du wirst der Beratung beiwohnen."

28.

Der Flügeladjutant vom Dienst war eingetreten und hatte die Meldung erstattet, daß das königliche Staatsministerium in corpore im Vorzimmer versammelt sei.

Der König beschied es vor sich. In Eile wurden acht Sessel aufgestellt, die dem Schreibtisch schräg gegenüber im Halbkreise sich reihten. Als die acht Herren unter Vortritt des Kabinettchefs, Fürsten Bertheim Durchlaucht, eintraten, stand der König vor seinem Arbeitstisch, der Kronprinz zu seiner Linken.

„Guten Morgen, meine Herren Minister!" rief der König in ganz unbefangenem Tone. „Ihr Präsident, Fürst Bertheim, wird die Güte haben, mir den Grund Ihres so frühzeitigen und gemeinsamen Erscheinens hier zu erklären!"

Auf einen Wink des Königs nahmen die acht Herren Platz. Der König saß ihnen gegenüber, den Rücken zum Schreibtisch, der Kronprinz neben seinem Vater. Fürst Bertheim, eine schlanke Kavaliererscheinung im eleganten schwarzen Gehrock, das volle kurzgeschnittene weiße Haar in der Mitte gescheitelt, der weiße buschige Schnurrbart wohl gepflegt, einen Zug von Freimut und Menschenfreundlichkeit in dem vornehmen hageren Gesicht, erhob sich.

„Majestät," begann er, „am heutigen Morgen haben sich in der Nähe der Hauptstadt Dinge zugetragen, die Eurer Majestät getreuen Dienern und Ratgebern das Bedürfnis weckten, die zweifellos gefährliche Lage des Augenblicks mit unserm verehrten und geliebten Staatsoberhaupt eiligst zu beraten. Hierin, Majestät, sind meine Herren Kollegen mit mir eines Sinnes. Und so erschienen wir hier."

Der König entgegnete: „Ich danke Ihnen, meine Herren! War ich doch gerade im Begriff, Sie sämtlich zu mir bitten zu lassen. Was haben Sie mir zu sagen?!"

Fürst Bertheim zögerte, sichtlich verlegen, einen Augenblick, dann erwiderte er langsam, jedes Wort erwägend und häufig stockend, folgendes: „Die — — Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen — — — diese — diese Tatsache läßt mich voraussetzen, daß — daß — — daß Majestät bereits über alles — alles, was geschehen ist, genau unterrichtet sind, so daß

mir — mir der Schmerz und die Pein erspart bleiben, — die Peinlichkeit, den — den König mit — — mit erschütternden Nachrichten unvorbereitet heimsuchen zu müssen . . ."

„Sie vermuten richtig, Fürst," sagte der König in festem Ton. „Ich weiß alles."

Bertheim atmete auf. Sichtlich freier und im Tone unbefangener fuhr er fort: „Nun denn: die Baronin Ingelheim wurde heute früh im Wald von Sophienruh erstochen aufgefunden, der Baron in einem Zustande ausgesprochener Geistesverwirrung ins Allgemeine Krankenhaus eingeliefert."

Der Fürst machte eine Pause, der König nickte stumm.

Der Fürst fuhr fort: „Da ohne jeden Zweifel die Staatssicherheit durch diese Affaire gefährdet ist, so werden für den Fall eines Eingreifens der Justizbehörden alle die Vorschriften zu beachten sein, welche der Paragraph 175 des Gerichtsverfassungsgesetzes zur Sicherung des Staates vorschreibt."

Der Minister des Innern erhob sich. „Darf ich mir erlauben?"

Der König, der damit den Vorsitz in dieser Ministerkonferenz übernahm, sagte: „Der Minister des Innern wünscht zu bemerken?"

„Kurz dieses: Fürst Bertheim sprach hypothetisch von dem Falle eines Eingreifens der Justizbehörden . . ."

„Das tat ich," bemerkte der Fürst.

Der Minister des Innern, Herr von Marnen, entgegnete: „Ich bin aber der Meinung, daß die Justizbehörden in jedem Fall eingreifen müssen."

„Was meint der Herr Justizminister dazu?" fragte der König.

Der Befragte, ein behäbiger Fünfziger mit wallendem grauen Vollbart, erklärte: „Wenn Seine Majestät zu bestimmen geruhen, daß der Paragraph 175 des Gerichtsverfassungsgesetzes zur Anwendung gelange, weil die Sicherheit des Staates gefährdet erscheint, so könnte diese Sache, meines Erachtens, auch ohne ein öffentliches Gerichtsverfahren geordnet werden."

„Auch ohne ein geheimes", sagte der König.

Der Minister des Innern warf ein: „Es ist ein Mord geschehen, Majestät."

„Gewiß, Herr von Marnen, und zwar durch einen geistig Gestörten oder Kranken."

„Das Letztere", erwiderte von Marnen, „geruhen Majestät anzunehmen."

„Die Ärzte tun es auch!" rief der König. „Ingelheim ist, so wurde mir berichtet, in einem Zustande totaler Geistesverwirrung aufgefunden und ins Krankenhaus gebracht worden."

Herr von Marnen sprang wieder auf. Es war, als ließe ihm die Erregung nicht die Ruhe, sitzen zu bleiben.

„Verzeihung, Majestät!" rief er. „Gewiß war Ingelheim bei seiner Einlieferung in so hochgradiger Seelenerregung, wie sie die Verübung eines Mordes an der eigenen Frau nur ganz natürlicherweise in ihm hatte auslösen müssen. Wie mir berichtet wird, hat der Mörder sich inzwischen aber derart beruhigt, daß seiner Vernehmung durch den Untersuchungsrichter und Überführung in Untersuchungshaft nun nichts mehr im Wege steht . . ."

„Nichts als mein Wille!" sagte der König, den Minister mit erhobenem Haupte unterbrechend. „Fürst Bertheim", fuhr er fort, „hat in richtiger Erkenntnis der Lage die Staatssicherheit als gefährdet erklärt. Dieser Auffassung schließe ich mich durchaus an. Es wird also der Paragraph 175 des Gerichtsverfassungsgesetzes für diese Sache Anwendung finden. Hieraus folgt ein absolutes Schweigegebot aller Beteiligten — in erster Linie. In zweiter aber eine durchaus individuelle Behandlung der gesamten, höchst heiklen Angelegenheit. Bei dem ganzen Verfahren hat als oberstes Gesetz dieses zu gelten: kein Schritt in der Sache ohne meine spezielle Genehmigung! Es wird also weder eine Vernehmung des Täters durch den Untersuchungsrichter, noch seine Überführung ins Untersuchungsgefängnis statthaben."

Herr von Marnen ließ nicht nach. „Wenn aber," warf er ein, „der Mörder selbst seine Vernehmung und die Einleitung der Untersuchung verlangt?"

Der König erwiderte sofort: „Der Fall ist noch nicht eingetreten und steht hier nicht zur Diskussion."

„Die Frage drängt sich aber auf! Was soll der Justizminister tun, wenn Ingelheim die Einleitung des Verfahrens fordert?!"

Fürst Bertheim sagte: „Wir sind damit an einen Kardinalpunkt gelangt. Das Kabinett ist leider uneins. Die Lage erfordert doch ein durchaus einiges Ministerium. Ich habe seit einiger Zeit schon die Beobachtung gemacht, daß Herr von Marnen im Schoße des Ministeriums diesem selbst Opposition macht. Der Herr Minister des Innern hat seinerzeit sich in unser durchaus und offenkundig liberales Kabinett berufen lassen und weicht jetzt in fast allen Hauptentscheidungen in Gemeinschaft mit einem zweiten Minister von der Mehrheit der Kollegen ab. Ich habe seit dem Eintritt der beiden Herren ins Kabinett das Gefühl, daß sie mit ihrer ganzen politischen Richtung in dieses Ministerium nicht hineinpassen."

Der König griff sogleich die Sache auf.

„Es ist keine Frage," warf er ein, „daß in einem Augenblick wie dem gegenwärtigen König und Land nur ein vollkommen einiges Staatsministerium brauchen können. Herr von Marnen hat bereits seinen abweichenden Standpunkt klargelegt. Wer von den Herren hat sonst noch an dieser Angelegenheit Kritik zu üben?"

Der Kriegsminister, Graf Pfeil, stand auf, ein schneeweißer General der Infanterie in Uniform. Mit seiner rostigen alten Kommandostimme bemerkte er in abgehackter knapper Rede: „Möchte Seiner Majestät bemerken, daß — ä — daß es eine verhängnisvolle Sache ist, in diesem — ä — kritischen Augenblick — sozusagen — in dieser sehr gespannten Situation den Prinzen Hermann, Königliche Hoheit, in ein Disziplinarverfahren zu verwickeln. Herr von Marnen teilt diese Ansicht!"

„Das tue ich entschieden!" rief der Minister des Innern. „Graf Pfeil ist natürlich, genau wie ich selbst, weit davon entfernt, Seine Majestät in ihrer Kommandogewalt irgendwie beschränken zu wollen. De iure ist gar kein Zweifel, daß der König das Recht hat, einen Offizier und Königlichen Prinzen disziplinarisch zu bestrafen. Aber das eine steht doch ohne weiteres fest: Es ist untunlich, in diesem Augenblick gerade den Agnaten in Arrest zu setzen, der heute dazu bestimmt werden muß, unter Umständen, für den minderjährigen Sohn des Kronprinzen die Regentschaft zu übernehmen, nachdem Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Höchstselbst seinen Verzicht auf die Thronfolge in der Öffentlichkeit bekannt gegeben."

Alle horchten auf, und sehr erstaunte überraschte Blicke richteten sich allseitig auf den Kronprinzen.

Der Ministerpräsident sprang auf. „Wo und wann hat Seine Königliche Hoheit der Kronprinz der Öffentlichkeit bekannt gegeben, daß er auf die Thronfolge verzichte?"

„Beantworten Sie diese Frage, Herr von Marnen!" rief der König.

„Majestät — diese Nachricht hat sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet. Das Polizeipräsidium sowie die Ministerien sind von den Zeitungen mit telephonischen Anfragen in dieser Sache geradezu bestürmt worden. Die Zeitungen bereiten Extrablätter vor, die diese Nachricht verbreiten sollen."

„Auf der Stelle sollen sie beschlagnahmt werden!" rief der König.

Fürst Bertheim warf ein: „Das Polizeipräsidium hat diese Order bereits!"

„Sie wird wenig mehr helfen!" rief Herr von Marnen, „denn die Kinder auf der Straße erzählen einander, daß Kronprinz Wilhelm mit Frau von Ingelheim in dieser Nacht ins Ausland geflohen sei, daß er allen Rechten seiner Geburt entsagt habe, daß . . ."

Fürst Bertheim unterbrach den Minister des Innern. Sein Kopf war zorngerötet, sein Ton messerscharf. Er rief: „Seine Königliche Hoheit sitzen hier, sind nicht ins Ausland geflohen, haben n i c h t entsagt!!"

„Wieso sitzt der Kronprinz hier? !" rief Herr von Marnen. „Weil sein Fluchtversuch vereitelt wurde!"

„Jawohl" — krächzte der Kriegsminister, „weil Ingelheim seine Gattin vor ihrer Flucht getötet hat!"

„So ist es!“ bestätigte der Minister des Innern. „Hat der Kronprinz wirklich bisher nicht auf die Thronfolge verzichtet, so muß er es jetzt tun!!“

„Er muß es tun,“ rief der Kriegsminister, „er muß, wenn ihm das Wohl des Landes nur ein wenig noch am Herzen liegt!“

Tiefes Schweigen folgte diesem kecken Wort. Der König griff an die Goldlehne seines Sessels, wie um Halt zu suchen, er schloß einen Moment die Augen, wie von Schwäche übermannt. Der Kronprinz saß regungslos und blaß. Er hatte die Zähne in die Unterlippe gebissen und starrte vor sich hin. Daß er litt, konnte man in seinen fast versteinten Zügen nicht lesen.

Fürst Bertheim trat einen Schritt auf den König zu, dessen Schwächeanwandlung er bemerkt hatte.

„Ich bitte Eure Majestät inständigst ruhig zu bleiben, und nicht zu vergessen, daß diese zwei Herren die Vorgänge voreingenommen und vom Standpunkte ihrer Sonderinteressen beurteilen.“

Sie wollten beide auffahren, der Fürst aber brachte sie mit einer ruhigen Handbewegung zum Schweigen.

„Wir haben Sie angehört, bitte, hören Sie jetzt uns! Die beiden Herren gehören der Parteigruppe zu, das hat sich längst gezeigt — jener Parteigruppe, die dem Prinzen Hermann nahesteht. Daß die beiden Herren Staatsminister selbst diesen schmerzlich gefahrvollen Augenblick im Interesse ihrer Hintermänner auszunützen suchen, kennzeichnet ihre Gesinnung. Ich bedaure, hier so harte Worte brauchen zu müssen. Wie können die Herren es wagen, einen so wenig geklärten geheimnisvollen Vorgang, bei dem die tiefsten und rätselhaftesten Gewalten der Seele so grauenvoll mitgewirkt haben, daß ein vorbildlicher edler hochdenkender Gelehrter, gestern noch der Stolz der Menschlichkeit, heute der Mörder seiner Frau wurde — wie können die Herren es wagen, aus dieser dunklen rätselvollen Katastrophe eine Bemakelung des Kronprinzen herleiten zu wollen?! Nichts steht fest in dieser Sache — nichts ist aufgeklärt — nichts! Aber mit ihrer Verurteilung des Thronfolgers sind die Herren auffallend rasch bei der Hand.“

„Ist das ein Wunder?!“ rief der Justizminister. „Ist es nicht die nackteste Parteipolitik, die die Herren in den Schoß des Ministeriums tragen?! Sind das Minister Seiner Majestät oder nicht vielmehr Sachwalter der Junkerpartei des Prinzen Herrmann?!“

Der Handelsminister sprang auf. „Damit hat der Justizminister die Herren treffend gezeichnet. Sie warten die Aufklärung der unglücklichen Angelegenheit nicht ab! Sie beschuldigen den Thronfolger, ohne die geringsten Beweise zu erbringen!“

„Beweise?!“ rief von Marnen. „Ist es nicht bewiesen, daß der Kronprinz in diese Ehebruchs- und Totschlagsgeschichte verwickelt ist?! Für jeden, der sehen will, ist das bewiesen! Der Kronprinz ist an diesem frühen Morgen in seinem Jagdschloß Sophienruh mit der Baronin Ingelheim heimlich zusammengetroffen. Wer leugnet das?! Kann das leugnen?! Ingelheim hat seine Frau in der nächsten Nähe des Jagdschlosses diesen Morgen umgebracht — vermutlich nicht, weil ihn ihre Treue so über die Maßen beseligt hat. Basta! An diesem Gattenmord ist der Kronprinz beteiligt. Das wäscht ihm kein Regen ab. Er kann deshalb nicht mehr für die Thronfolge in Frage kommen. Das ist so klar wie der Tag. Diese Epoche des Sozialismus und der drohenden Revolution fordert und bedarf absolut einwandfreier und makelloser Persönlichkeiten auf den wenigen Thronen, die heute in der Kulturwelt noch feststehen. Als begeisterter Verfechter und treuer Anhänger des monarchischen Gedankens erkläre ich das hier im Angesichte meines Königs. Nie kann der Mann, der in diese Ehebruchsgeschichte verwickelt ist, unser Land regieren! Niemals!“

Der Kriegsminister sprang auf. „Eine dahingehende Interpellation wird heute in der Sitzung des Landtages an die Regierung gerichtet werden. Niemals, niemals darf dieser Prinz die Krone erben!“

Wieder trat tiefes Schweigen ein.

Der König hatte sich erhoben. Er wankte so, daß der Kronprinz nach seines Vaters Schulter griff, ihn zu stützen. Auch Fürst Bertheim war zugesprungen. Der König legte die zitternde Linke auf das Herz, als schmerze ihn die Brust. Er atmete tief und beklommen und trat jetzt, von den beiden gestützt, an seinen Schreibtisch, von dem er eine rote Mappe nahm, die er aufschlug. Leise und matt sagte er: „Den Herren Ministern des Innern und des Krieges, Herrn von Marnen und dem Grafen Pfeil, erteile ich den Abschied aus dem Staatsdienst. Sie haben der Sitzung des Staatsministeriums hier nicht mehr beizuwohnen.“

Die Genannten erhoben sich betroffen und verließen mit den üblichen Verneigungen den Raum.

Der König hatte sich erschöpft in seinen Sessel niedergelassen und sagte, die rote Mappe in der Hand, wiederum mit matter, diesmal zitternder Stimme: „Fürst Bertheim wird das Innere — der Kultusminister das Portefeuille des Krieges bis zur Neubesetzung der erledigten Ministerien provisorisch übernehmen. Den Ministerpräsidenten bitte ich nun diesen Erlaß durch Verlesen dem Ministerium kundzutun und die Order von dem gesamten Kabinett gegenzeichnen zu lassen.“

Der König reichte dem Fürsten die Urkunde, die er der Mappe entnahm.

Der Ministerpräsident las mit lauter Stimme vor: „Da meine Gesundheit bedenklich geschwächt ist, so berufe ich meinen Sohn, Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen, zum Regenten des Landes bis auf weiteres.

Gegeben im Schloß usw.

Wilhelm."

Die Minister fuhren überrascht von ihren Sesseln auf. Der Kronprinz griff an seine hämmernden Schläfen — in diesem Augenblick sank der alte König lautlos von seinem Sitz zu Boden. Ein Herzschlag hatte sein Leben plötzlich jäh geendet.

29.

In der Irrenabteilung des Allgemeinen Krankenhauses waren einige Räume für Straf- und Untersuchungsgefangene abgesondert. In einem dieser Zimmer hinkte Alfred von Ingelheim seit seiner Einlieferung an diesem Morgen rastlos auf und nieder. Dann und wann trat er an eins der vergitterten Fenster und blickte in den fallenden Schnee hinaus, der den Anstaltsgarten mit seinem kahlen Gebüsch und seinen schwarzen frierenden Baumskeletten lautlos verschüttete. Wohin der Ruhelose sich auch wandte, in den tiefsten Schatten der kargen Möbel dieses kahlen Gefangenenzimmers, in dem grellen Schneelicht, das hart durch die Fenster hereinquoll — wenn er die Augen schloß und wenn er sie angstvoll weitgeöffnet hielt — immerfort und überall sah er ein Bild: eine blonde Frau wälzte sich blutend im frischen Schnee und blickte mit totgeängstigten Augen in den graudämmernden sternlosen Himmel hinauf — dann sprangen diese Augen mehrere Male wie hilfesuchend in ihren Höhlen hin und her — und dann brachen und erstarrten sie — als seien sie plötzlich zu Eis geworden . . .

Immer dieses Bild — immer dieses grauenvolle Bild. Er vermochte es nicht fortzuwischen. Aus zerrinnenden Schatten formte es sich stets von neuem, seine Seele mit Grauen und Entsetzen füllend, immer — immer wieder . . . Es wuchs zu solchen Massen an, zu so riesenhaften, daß es die ganze Welt erfüllte. Nichts sah er, als dies eine Bild, das alles andere deckte und verschwinden machte. So also war die Schuld. So geschah eine Untat. Sie wuchs aus den Abgründen. Ihr Keim lag in den Tiefen. Dort schlummerte er lange und geheimnisvoll in den Schächten des Unterbewußtseins wie ein lauernder Drache und harrte seiner Stunde. Ingelheim stand am Fenster und zog die Uhr. Elf. Vormittags elf. Gestern um diese Zeit? Was war da? Wo war er da gewesen? Was hatte er da getrieben? Er fand es nicht. Wie? War denn auch die Erinnerungskraft aus ihm entströmt? War das Gestern so restlos in ihm ausgelöscht? Es schien so. Gestern — ja gestern war er ja doch auch ein Anderer gewesen, ein vollkommen anderer. Professor — so etwas — Geheimer Regierungsrat — Mitglied der Akademie der Wissenschaften — Freund des Königs

— nicht wahr? Hochstehend und höchst angesehen — ein Mann von Weltruf — nicht? Eine Hoffnung politischer Kreise — — ja.— Und heute? Ein Mörder, ein Gattenmörder . . . Seit dieser grauen Morgenstunde. So also wurde ein Verbrechen . . . So?? — Ja — w i e es eigentlich geworden, das wußte er im Grunde nun doch eigentlich wiederum nicht. Seltsam: ein Problem, über das er so namenlos viel gegrübelt, geforscht, gelesen und geschrieben hatte — jetzt — da er es in der eigenen Seele erlebt und erfahren — war er seiner Lösung, wenn er es recht bedachte — doch nicht um Haaresbreite näher gekommen. Gar zu rätselhaft war es! — Er suchte wieder nach dem Gestern und mühte sich, es aus dem Schutt der Erlebnisse herauszugraben. Er hatte nicht geschlafen — jemand telephonierte und machte hohnlachend die Mitteilung, daß Gisela — in Sophienruh . . . Nein! Er strich ungeduldig über seine heiße Stirn. Nein! Das war diesen Morgen, in der heutigen frühesten, noch dunklen Morgenstunde gewesen. Da steckte er den Dolch zu sich, eilte hinaus zum Jagdschloß und wartete an dessen Portal im Schnee. Worauf? Ursprünglich auf den Kronprinzen, den er — ja — ja ja — so war es — den Kronprinzen erwartete er mit der Waffe in der Hand. Ihn. Ja — eigentlich ein Wahnsinn, den bestimmten Thronfolger eines großen Landes ermorden zu wollen — um einer Frau willen. Das war Wahnsinn — Wahnsinn von seinem — von Ingelheims Standpunkt aus. Starb der Kronprinz — so kam nach des alten Königs Tode — Prinz Hermann zur Regentschaft. Zu diesem Unglück hätte er — Ingelheim dem Lande verholfen, wäre der Kronprinz zu Fuß aus dem Portal getreten. Er stieg aber im Schloßhof bereits ins Automobil und fuhr an dem im Waldesdunkel auf ihn lauernden Mörder vorbei. — Es war wie ein tiefer Seufzer der Erleichterung, der jetzt aus Ingelheims Brust kam. Dem Himmel Dank! Er — Ingelheim — hatte dem Lande n i c h t die Regentschaft des Prinzen Hermann aufgebürdet. Der Kronprinz würde zur Regierung kommen — ein bis heute zwar haltloser Mann — aber schwere Prüfungen kamen jetzt über ihn, die mochten ihn wohl zur Festigkeit hämmern — schwere, schwere Leiden. Der Kronprinz verlor die Frau, die er über alles in der Welt heimlich geliebt hatte — durch Mord . . . Der Ehemann dieser Frau . . . Welch' ein seltsamer Ehemann! Die Frau liebte ihn nicht. Kein Wunder. Es war wenig Liebenswertes an ihm. Ein häßlicher, hinkender Mann — ein Arbeitstier — ein ewig Überlasteter, der das Lachen nicht kannte — kaum das Lächeln. Dieser Schwarzalbe — dieses auf der Schattenseite des Lebens erwachsene Geschöpf hatte den unfaßlichen Wunsch, von jener Lichtalbe — von jenem Gold- und Sonnenwesen geliebt zu werden. Irrsinn! Der Dunkle betörte die Lichte so, daß sie sich — aus Mitleid am Ende ihm schenkte — und raste — raste darüber, daß die Fee den Kobold nicht mit Leidenschaft lieben wollte. Der Schattenmann war ein Narr, ein eitler Tropf — idiotisch vor Eitelkeit. Wäre er nur ein ganz klein wenig zu verständigem Nachdenken fähig gewesen, so hätte er selbst sich sagen müssen: diese Frau war nicht für dich ge-

schaffen. Sie lief zu dem anderen, der sie liebte, den sie liebte. Sie lief zu ihm, denn sie gehörte wahrscheinlich zu ihm, wennschon auf Grund keines anderen, so doch auf Grund des einen Rechtes, daß es die beiden Menschen zueinander trieb — über alle Gefahren hinweg — zueinander trieb — und da kam er — er, der Schattenmann — neidisch — mißgünstig — rachgierig mit seinem dummen Dolch dazwischen — weil er nicht sehen konnte, daß andere glücklich waren, während er selbst — der Neidbold — —

Pfui! — Er sprach es laut aus! Er spie ihn sich ins Bewußtsein, diesen Abscheu, diesen — Ekel, den er jetzt vor seiner Tat empfand. — Du liebst mich nicht, du liebst einen anderen — stirb! So dachte, so fühlte, so folgerte ein Barbar — ein rückständiger, verknöcherter Kastenmensch — ein Klein- und Pfahlbürger, der tief in rudimentären Ehr- und Ehebegriffen stecken geblieben war. Wie dachte — wie fühlte der Mann der Kultur? Wie fühlte der, der erkannt hatte, daß Liebe und Haß sich von Gesetzen nicht gebieten lassen? Daß sie frei erstehen — wie der Sturm, dem auch niemand die Wege weisen darf? Der Mann der Erkenntnis fühlte so: Du liebst den anderen, — sieh zu, wie du zu ihm gelangst. Ich verlege dir den Weg nicht, der zu deinem Leben führt . . .

Aber nein — er — er Ingelheim — griff zum Dolch. Wie — wie — wie — war das geschehen?! Wo war das Gestern? Er mußte es wiederhaben. Es mußte sich finden lassen, sollte er das Heute begreifen. Diese Liebe hatte ihn vergiftet. Der Kampf um die blonde Frau, der durch Jahre gegangen war, hatte ihn entnervt. Jene Szene bei der Universitätsfeier, in der er die Wünsche und Sehnsüchte der beiden wie in einer Vision plötzlich klar enthüllt sah — sie allein hätte ihn schon dazu bewegen müssen, Gisela freizugeben. Aber dazu hatte er die Kraft nicht, nicht die Großmut — nicht die Größe. Er biß sich in seinen rohen Besitztitel fest und machte ihn auf seine Frau geltend wie auf eine Sache . . .

Pfui — pfui — er schrie sich's wiederum in die Ohren . . .

Dann kam dieser Telephonruf mit dem aufstachelnden Hohngelächter: Ihre Frau — haha — im Jagdschloß beim Kronprinzen — haha — — —

Dieser Telephonruf — — Von wem — von wem mochte der wohl gekommen sein? ? ?

Doch ohne Frage von einem, dem daran lag, daß der Kronprinz ermordet wurde . . .

Wer den Ehemann gegen den Liebhaber hetzt, — der hat doch ein Interesse am Untergang des Liebhabers.

Wer konnte wünschen, daß der Kronprinz von Ingelheims Hand fiel?

Es gab deren — oh es gab deren im Lande. Die ganze reaktionäre Sippe des Prinzen Hermann — dieser — — — selbst!!!?

Mit einem Ruck blieb Ingelheim auf seinem rastlosen Gang durch das Zimmer

jetzt mitten in diesem stehen — und schlug sich vor die Stirn. — Oh! stieß er heraus. — Es klang wie das Erstaunen eines Menschen, vor dem sich plötzlich Nebelwolken lösen . . . Hier lag's — hier lag die Erklärung. Wer konnte wissen, daß Gisela in dieser frühen Morgenstunde mit dem Kronprinzen in Sophienruh zusammentreffen würde? Nur der Kronprinz selbst und seine Allervertrautesten. Ein Diener vielleicht. Ein Diener. Gelangte die Nachricht dieses Zusammenseins auch an ihn, an Ingelheim — so konnte das nur durch Verrat geschehen. Durch Verrat eines Menschen, der den Liebenden Verderben bereiten wollte. Dem Kronprinzen vorerst — denn Gisela selbst — wer sollte sie wohl so gehaßt haben? Aber stieß dem Kronprinzen bei dieser Begegnung mit dieser verheirateten Frau von seiten des betrogenen Ehemannes etwas zu, dann — — dann waren die liebsten Pläne der reaktionären Partei leicht zu verwirklichen. Der Tod des Kronprinzen — ja — allein schon seine Verwicklung in diese Ehebruchsgeschichte sie — sie allein konnte den Weg zur Regentschaft des Prinzen Hermann frei machen, wenn der alte schwache König starb . . . In voller Klarheit stand jetzt alles vor Ingelheim. So war der Teufelsplan ausgeheckt worden — und so hatte sich Ingelheim zu seiner Ausführung hetzen lassen — durch das Hohnlachen eines Buben, durch den Spott eines Feiglings, der aus dem Hinterhalt die Dinge leitete und seine Ränke übte . . . Und wie ein dressierter Bluthund raste er — er, Ingelheim — davon — das Opfer zu apportieren — wie eine abgerichtete Bestie brachte er das den Feinden des Königs erwünschte Opfer prompt zur Stelle und bahnte der politischen Intrige den Weg mit seinen eigenen blutbefleckten Händen. So niedrig — so roh, so kulturlos sie ihn eingeschätzt hatten, die Schurken hinter den Kulissen, sie hatten ihn dennoch nicht unterschätzt. Er hatte ihren Erwartungen in jedem — jedem Punkte entsprochen . . . Er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Er hieb die geballten Fäuste gegen die Wand, — er neigte die Stirn, sie gegen die scharfe Ecke der Zimmerwand zu rennen — denn jetzt griff die Verzweiflung mit Krallen in sein Herz — jetzt — da er erkannt hatte — wie namenlos gemein er mißbraucht worden und wie unaussprechlich blödsinnig er ins Netz gegangen war . . . Aber ehe er sein Gehirn verspritzte, drängte es ihn doch — in diesem noch immer dichten Dunkel klar zu sehen. Die Tat — die Tat — die Tat selbst — wie konnte er sie vollführen, wie war sie seinen Händen möglich geworden? War sie geplant gewesen? Nein. Denn der M a n n war es, den er umbringen wollte. Der Mann war ihm entgangen. Da kam Gisela des Weges — sie kam aus dem erleuchteten Schloß verschleiert — dicht verhüllt — noch heiß von den Küssen der Liebe, nach denen er verschmachtete — da — da — da brach der Drache in ihm aus — es schoß aus seiner Brust hervor wie ein Lavastrom. — Etwas schleuderte seine Rechte hoch — die die Waffe hielt, und jagte sie ins heiße Herz der Frau — die liebte — die den Anderen liebte . . .

Er war nicht Täter in dem Moment. Das sah er klar. Er war Objekt der Handlung. Nicht er, — nicht Ingelheim stach zu in dem Augenblick — es

— es — es mordete in ihm — es tötete — es führte seine willenlose Hand zu jenem Todesstreich . . .

Er lächelte. Ja — er lächelte fast glückselig — denn der Wissenschaftler in ihm hatte den Beweis für eine These jetzt in sich selbst erlebt — für eine These, auf der er sein ganzes Lebenswerk aufgebaut hatte, für eine Wahrheit, in deren Dienst er sein Leben verbracht hatte. Und jetzt mit eins stand sein Werk vor ihm, seine heilige Aufgabe, die ihm Bubenhände zugleich mit allem anderen in Trümmer geschlagen hatten. Sein großes Lebenswerk — nur die Grundlagen erst hatte er aufbauen können — nur die tragenden Quadern hinlegen — da kam dieses Schicksal — riß ihn aus der Bahn — und jagte ihn vom Bau. Der blieb nun liegen — eine Ruine vermutlich für lange, lange Zeit — bis einmal in späten Jahren einer kommen würde, das Werk da fortzuführen, wo ihm, Ingelheim, die Hand erlahmt war . . .

Sein Werk . . . Sein Werk . . . Mit einem Wehlaut sank er auf das Bett, in dessen Kissen er das Haupt vergrub . . .

30.

Wie lange er so gelegen — am Ende in einem dumpfen Schlaf versunken — wußte er nicht. Der Abend dämmerte schon herein, als Ingelheim sich an der Schulter gepackt fühlte und jäh aufschreckte.

Der Kronprinz stand vor ihm.

Ingelheim rieb sich die Augen, denn er meinte zu träumen. Dann aber — als die Gedanken sich sammelten und er den Prinzen wirklich leibhaftig vor sich sah — da nahm er mit einem heftigen Ruck die Hände auf den Rücken — ihm war, als müsse er sie verstecken — —

Dort stand der Kronprinz. Er zitterte am ganzen Leibe. Es zuckte wie von fressender Pein in seinen gespenstisch blutlosen Zügen, und lautlose Tränen rannen aus seinen Augen. Mit bitterlich flehenden Augen sah der Prinz auf Ingelheim, und plötzlich sank er auf beide Kniee und hauchte etwas — etwas Unverständliches . . .

Ingelheim dünkte das wieder ein Traumerlebnis, denn er starrte fast unbeweglich auf den Knienden, mit einem Ausdruck in den Augen, der wie Bestürzung und Ratlosigkeit sich ausnahm.

Aber der Mann dort am Boden schluchzte jetzt wie ein hilfloses Kind. Ingelheim neigte sich zu ihm herab. Es kostete ihn Willenskraft, seine Rechte, die den Mord begangen, vom Rücken zu nehmen und mit ihr den Prinzen zum Aufstehen zu bewegen. Jetzt stand der Mann vor Ingelheim, trocknete sich die Augen und rang nach Fassung.

„Mein Vater — der König — ist tot . . .," sagte er leise mit zitternder

Stimme. Ingelheim fuhr entsetzt auf und sah mit großen, starren, staunenden Augen auf das Fenster, durch das die Abendschatten hereinquollen.

Tot — tot — — Das Wort klang in Ingelheims Seele wie dumpfer Glockenton. Tot — — der König tot — Gisela tot. — Eine namenlose Sehnsucht — auch zu sterben, reckte sich in Ingelheim auf. Er stürzte auf den Prinzen zu, packte ihn an der Schulter — und flüsterte: „Hast du eine Waffe? Eine Waffe?!"

Wieder ging dieses Zittern durch Wilhelms Körper — da reckte Ingelheim die Arme, schlang sie um des Jugendgenossen Hals, und in Schluchzen ausbrechend, das Haupt an Wilhelms schwer atmender Brust — klagte er: „Ich will sterben! Befreie mich von diesem Leben! Ich will — ich will — in den Tod. Erbarme dich! Erbarme dich meiner — eine Waffe schaffe mir — ich will dir diesen Liebesdienst danken — in alle Ewigkeit . . ."

Mit einem Ruck löste Ingelheim seine Arme von Wilhelms Hals, trat zurück und versteckte wieder seine Hände auf dem Rücken. Er hatte das Gefühl, als dürfe sie niemand sehen.

„Höre, Alfred —", sagte Wilhelm. — „Seit fünf Stunden bin ich König. Mein Vater wünschte und befahl meine Thronfolge, obschon ich selbst sie aufgab, weil ich mich ihrer nicht würdig und fähig hielt. Mein Vater sagte in seiner letzten Stunde: Ingelheim wird dir den Weg zum Throne bahnen. Aber nicht er, der König, nicht er, der Tote, — du — der Lebende — du — der Beraubte, du, den ich beleidigt und tief gekränkt habe — — du sollst entscheiden. Ich hätte erwartet, du tötetest mich, nicht dein Weib. Jetzt flehst du mich um eine Waffe an. Ich habe sie mitgebracht. Hier — hier — nimm den Revolver. Er ist geladen und nicht gesichert. So. Du hast ihn in der Hand!" Er trat fünf Schritt zurück.

„Jetzt steht es bei dir, mich so zu strafen, wie es dein Recht ist. Hier meine Brust!"

Ingelheim blickte nicht auf. Seine Augen waren wie von einem Magneten von der blitzenden Waffe in seiner Hand angezogen. Er wendete sie nach allen Seiten und prüfte sie mit Kennerblicken. Dann sicherte er den Revolver und steckte ihn in die Brusttasche. Jetzt hinkte er wieder mehrere Male hastig durch den dunkelnden Raum und blieb schließlich am Fenster stehen, die Hände unter seinem Rock versteckend.

Mit gespannten Blicken war Wilhelm ihm gefolgt.

„Du verschmähst die Rache an mir?" sagte er.

„Rache —", entgegnete Alfred, — „Rache ist eine atavistische Regung. Hochstehende dürfen eine solche nicht haben. Wir alle — du und ich — ich besonders — ich vor allem — wir haben nur zu leicht vergessen, wie hoch wir standen, und unsere Sünde war die, daß wir uns Regungen hingaben, die unsere hohe Verantwortlichkeit in der Welt niemals hätte aufkommen lassen dürfen. Aber

die Minuten sind kostbar. Der neue König hat am ersten Tage seiner Regierung gewiß andere Pflichten, als die, bei einem Aufgegebenen sich zu verweilen."

„Höre, Wilhelm —", er wandte sich jetzt voll dem Könige zu, der dicht an ihn herantrat. „Höre — du brachtest mir die Waffe. Damit schenktest du mir das, was auf dieser Welt mein letzter, mein brennendster Wunsch war. Dies Geschenk nehme ich als ein Symbol aus deiner Hand. Den Frieden gibst du mir, also auch die Verzeihung, — wie ich auch dir vergebe. Unsere Menschenrechnung ist damit beglichen. Und hätte diese grauenvolle Hand Gisela nicht getötet — ich reichte sie dir jetzt zum Abschied. Nun laß uns miteinander alles das bereden, was wichtig bleibt für dich und die anderen, die zurückbleiben — und für mich — der ich scheiden muß. Sprich mit mir jetzt, wie mit einem, der halb schon aus dieser Welt geschieden ist — und in einer Stunde sicher, — in einer Stunde sicher und geborgen in den großen Schlaf versinkt. Was also sagst du mir?"

„Ich, der König, sage dir, daß ich deiner denken will in ehrfürchtiger Reue, deiner denken will in großer treuer Dankbarkeit für alle Freude, die du meinem Vater geschenkt, für alle Erlösung, die du meinem Volke zugedacht. Wir sollten dir die höchsten Ehren schenken — und geben dir den Tod. Wir sollten dein Heilandsleben als unseren kostbarsten Besitz bewahren — und stehen vor der Notwendigkeit, es enden sehen zu müssen . . ."

Das Gefühl übermannte den jungen König — er konnte nicht weiter. Stumm weinend stand er da.

„Mein Heilandsleben — ich hatte es geplant — ja wohl einzig dem Glück und der Erlösung der Bedrängten hatte ich leben wollen. Natur und Schicksal hatten mich mit diesem Körpergebrechen dazu bestimmt, daß ich für mich kein Glück sollte fordern dürfen. Den Brüdern sollte ich gehören, sollte ihnen leben ohne Weibesliebe, ohne Familienbeengung — so wie die Erlöser gelebt haben, die der Menschheit gehörten und nicht sich. Ich geriet aus der Bahn. Ich verlor mich an Weibesliebe. War zu klein, zu schwach, zu wenig Heiland, um jedes Glückes für mein eigenes Herz zu entbehren. Das war meine Schuld. Das brachte meinen Untergang. Dafür büße ich heute, da ich fort muß — fort vom unvollendeten großen Werke fort . . ."

Wilhelm hatte sich gefaßt. Die Hand wie zum Schwur erhebend sagte er: „Aus diesem Raume fort begebe ich mich ins Parlament, um dort den Eid auf die Verfassung zu leisten. Alfred, ehe ich ihn schwöre, lege ich einen anderen Eid hier vor dir ab — den ersten Schwur, den ich als König leiste. Was du begonnen hast, die große, tiefgreifende, menschenerlösende Reform des Strafrechtes, wie sie in deinen Hauptwerken niedergelegt und in den Gesetzentwürfen fest umrissen ist, die du selbst der Volksvertretung hattest unterbreiten wollen, diese große grundlegende Reform ist die erste Aufgabe meiner Regierung. Ich werde

sie mit Hilfe deiner Schüler genau so durchzuführen streben, als weiltest du noch unter uns — als wäre es dein lichter und schöpferischer Geist selbst, der das große Werk zum Ende brächte. Dies schwöre ich dir hier in Gottes Angesicht — bei dem Andenken meines Vaters — bei dem Andenken der Frau, die wir beide geliebt haben — schwör ich's dir und schwöre zugleich, daß diese Reform sofort in meiner ersten Thronrede schon angekündigt wird. Ich erfülle damit nicht nur eine heilige Pflicht gegen dich und dein Andenken und gegen mein Volk — nein — ich überkomme diese Pflicht vielmehr als ein beglückendes Geschenk, das ich aus deiner gesegneten Hand empfing, die Wohltat, die Befreiung, das hohe Glück, sogleich mit einer so positiven und zukunftreichen Reformaktion vor das Land treten zu können. Dafür danke ich dir, und dafür wird dir nicht allein unser Volk — nein — die ganze Welt wird dir noch einmal dafür danken. Es wird ein rührendes Gedächtnis sein, die Erinnerung an jenen Mann, der selbst so glückarm, dennoch Ströme goldenen Glückes wie aus einem Götterfüllhorn der Menschheit reich erfließen ließ! Heiland! Heiland!"

Hochaufgerichtet hatte Alfred von Ingelheim diesen Worten gelauscht. Erhobenen Hauptes stand er da. Ganz seherhaft glänzten seine Augen.

„Mein König," sagte er, „wenn nie in meinem Leben zuvor — in meiner Sterbestunde war ich glücklich!"

Jetzt fiel er auf die Knie nieder, faßte des Königs Rechte und küßte sie.

Der König hob den Jugendfreund auf, schloß seine Arme um ihn, und ihn erschüttert an sich drückend, öffnete er die Lippen zu einem letzten Lebewohl, — aber er blieb stumm. Schweigend riß er sich los, ging langsam zur Tür. Dort angelangt, winkte er wortlos den letzten Abschied mit der Hand — — und dann schloß sich die Tür hinter dem jungen König — —

Ende.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Die nervöse Welt.

Beschaulichkeit und Geruhsamkeit sind anscheinend nur noch bei unzivilisierten Stämmen und Halbwilden zu finden. In den Kulturländern und Halbkulturländern brodelt's wie in einem Hexenkessel. Rousseaus geflügelt gewordenes: „Kehren wir zur Natur zurück" dürfte in dieser politisch bewegten Zeit einen noch lebhafteren Widerhall finden, als vor der großen französischen Revolution. Die neue chinesische Republik leidet unter den Geburtswehen der sich ausbauenden Konstitution genau so wie andere Staaten mit neuen Verfassungsformen. China war für uns jahrhundertelang der Typus des Starren, Stabilen, Unveränderlichen. Jetzt kriselt's dort nicht anders, als in der Türkei oder in Mexiko. Ministerwechsel stehen auf der Tagesordnung. Während die portugiesische Republik sich, wie unsere portugiesische Sondernummer zeigt, auf dem Wege der wirtschaftlichen Gesundung befindet, weiß man weder in China, noch in Mexiko, was der kommende Tag bringen wird. Die ökonomische Solidarität aller Kulturvölker bringt es indes mit sich, daß alle diese Erschütterungen nicht bloß die Länder selbst treffen, in denen sie sich vollziehen, sondern die Konstellation der gesamten Weltpolitik merklich beeinflussen. Denn kein Kulturvolk kann heute internationale Politik treiben, ohne das wirtschaftliche Moment, die Frage der „open door", den Schutz des nationalen Handels, die Absatzmöglichkeiten für seine Industrie, die Interessen seiner Share-Holders usw., kräftig ins Auge zu fassen. Eine neue Revolution in China würde uns ebenso in Mitleidenschaft ziehen wie das Duell Wilson-Huerta, wenn es zu einem Kriege kommen sollte.

Die geruhsamen Zeiten der Kleinstaaterei, in denen man nicht ohne Beigemisch von Schadenfreude das Unglück der Nachbarstaaten bemitleiden konnte, ohne selbst mitzuleiden, sind im Zeichen der Weltpolitik für immer dahin. Wir haben mexikanische und chinesische Anleihen bei uns untergebracht, und es kann daher unserer Volkswirtschaft nicht gleichgültig sein, was in China oder Mexiko sich abspielt. Durch unser Anleihesystem ist die wirtschaftliche Gemeinbürgschaft des zivilisierten Erdenrundes gewährleistet. Daher rührt unsere politische Nervosität. Keine politische Frage irgend eines zivilisierten Staates kann uns heute ganz kalt lassen. Wie einschneidend hat beispielsweise auf ganz Europa nicht nur, sondern auch auf Nordamerika wirtschaftlich zurückgewirkt, daß die Völker im Osten aufeinander losschlugen. Vor

einem Jahrhundert noch konnte man darüber lächeln. Heute hängt unser wirtschaftliches Wohl und Wehe von der Ordnung im Osten ab. Ein nochmaliges Aufflammen des Balkankrieges, sei es auch nur zwischen Griechenland und der Türkei, würde für unser ganzes Wirtschaftsleben namenloses Unheil bedeuten. Schon jetzt sind Zehntausende von Existenzen, nicht bloß in den betroffenen Balkanstaaten selbst, sondern in Österreich und weiter im Westen, infolge der Balkanwirren vernichtet und proletarisiert worden. Kommt es zu einem nochmaligen Balkankriege, dann werden Hunderttausende von wirtschaftlichen Existenzen ins Elend gestürzt, sintemal jede Unternehmungslust unterbunden und alle Schaffensfreudigkeit lahmgelegt ist.

Deshalb werden die beiden Mächtegruppen im wohlverstandenen Selbsterhaltungstrieb das Äußerste und Letzte aufbieten müssen, um den Londoner und Bukarester Vertrag zu respektieren, die albanische Frage endgültig zu lösen, und zwischen Griechenland und der Türkei einen endgültigen Frieden herzustellen. Rumänien sucht ja, sicherlich im Einverständnis mit allen Mächten, zwischen Griechenland und der Türkei zu vermitteln. Die Einigung ist denn auch gelungen. Eine Kollision zwischen den beiden Mächtegruppen würde bei unserer heutigen Rüstung zu einem „Inferno" führen, gegen welches alle Unheilrufe der Apokalypse und alle Schrecken in Dantes „Hölle" sich wie armselige Winzigkeiten ausnehmen würden. Denn die Machthaber dürfen nicht übersehen, daß der Militarismus mit dem Kapitalismus eine enge Waffenbrüderschaft geschlossen hat. Ohne die Hilfe des Kapitalismus wäre das Rüstungswerk des Militarismus undenkbar. Kommt es nun zu einer Weltkatastrophe, was bei einem feindlichen Aufeinanderplatzen der beiden Mächtegruppen zu befürchten ist, dann haben wir mit der sozialen Revolution auf der ganzen Linie unseres Kultursystems zu rechnen. Nicht als Forderung der Moral und der religiösen Menschenliebe allein, sondern und vor allem als Gebot der Selbsterhaltung unseres Kultursystems halte ich ein schiedliches Zusammengehen der beiden Mächtegruppen behufs Aufrechterhaltung des Friedens in Europa für unausbleiblich.

Deutschland wird nach wie vor seine mächtige Stimme zugunsten des europäischen Friedens erheben. Zwei Ereignisse der letzten Wochen, die Thronbesteigung des Cumberländers in Braunschweig, sowie die glückliche Lösung der Königsfrage in Bayern, haben nicht wenig dazu beigetragen, die Geschlossenheit des Reiches nach innen wie nach außen aller Welt vor Augen zu führen. Eine Welfenfrage gibt es nur noch auf dem Papier. Das „fait accompli" wirkt stärker und überzeugender, als vergilbte Urkunden, wie das Leben sieghafter ist, als alle Theorie. Das Ausland hat mit der unumstößlichen Gewißheit zu rechnen, daß Deutschland nie einiger war, als in diesem Augenblick. Selbst der Krupp-Prozeß, der zu einer Staatsaffäre ersten Ranges aufgebauscht wurde, hat überzeugend dargetan, daß die deutsche Armee ebenso unantastbar dasteht wie die deutsche Justiz. Mit Recht sagt ein bekannter freisinniger Nationalökonom und Politiker (Bernhard): wie anständig muß eine Verwaltung und ein Offizierkorps sein, wenn aus einem derartig günstig disponierten Boden nur eine so geringe Anzahl von Korruptionspflanzen aufsprießen konnte. Daß es in Berlin noch Richter gibt, gilt heute wie vor einem Jahrhundert. Wollte man in die Verwaltungen anderer Staaten so mikroskopisch hineinleuchten, wie es der Oberstaatsanwalt rückhaltlos hier getan hat, so

würden noch ganz andere Dinge zutage gefördert werden, als es hier geschehen ist. Der Richterspruch hat die Krupps nicht etwa in ihrer Ehre getroffen, sondern nur dargetan, daß der preußische Richter auch dort noch empfindlich ist, wo man in anderen Ländern die ganze Krupp-Affäre mit einem trop de bruit pour une omelette naserümpfend und achselzuckend abgetan hätte. Vergleicht man diesen Sensationsprozeß in Berlin mit dem gleichzeitig sich abspielenden in Kiew, dann weiß man erst den wahren Segen einer preußischen Verwaltung und einer preußischen Justiz seinem vollen Gehalte nach zu würdigen.

Unser armes Nervensystem hat unter der Wucht der politischen Ereignisse nicht minder, als unter den dramatisch sich zuspitzenden Spannungen dieser beiden Sensationsprozesse nicht wenig leiden müssen. Wären doch unsere Dramatiker nur halb so erfinderisch, wie es das Leben ist. Von allen Dramen, die zu Anfang dieses Winters auf unseren zahlreichen Bühnen aufgeführt wurden, hat nicht ein einziges die Belebtheit, die Geschehensfülle und die Durchschlagskraft jener beiden Prozesse. Nur verspürten wir beim Krupp-Prozeß, insbesondere bei der Schlußrede des Direktors Eccius, das tiefe menschliche Erschauern angesichts einer wirklichen Tragödie, während wir im Beilisprozeß, ungeachtet des freisprechenden Urteils für Beilis, durch die Begleitumstände das Gruseln eines Schauerdramas im Stile des „geschundenen Raubritters" im Kinotheater empfanden.

Aus diesen hypernervösen Spannungen muß der Mensch sich hinausflüchten, sei es in die freie Gottesnatur, sei es in die lichten Höhen unserer Dichter und Denker. Wir müssen daran arbeiten, unser Gleichgewicht wiederzugewinnen, wenn anders unser Dasein noch einen Sinn haben soll. Agrippa von Nettesheim schrieb in seinen bittersten Nöten ein Buch, das den bezeichnenden Titel führte: de utilitate ex adversis capienda (über den Nutzen, den die Menschen aus ihrem Ungemach ziehen sollten). An dieses Buch mußte ich denken, als ich vor kurzem in zwei Rundschreiben des Ministeriums der Justiz und des Ministeriums für Volksaufklärung in Bulgarien Einblick erhielt. Bulgarien ist augenblicklich das am meisten heimgesuchte Land der Welt. Bei seinen Siegen wurde ihm allerorten zugejubelt, nach seinen Niederlagen wurde es verhöhnt und gelästert. Die „bête humaine" zeigte sich in ihrem Verhalten gegen Bulgarien und seinen König von der widerwärtigsten Seite. Such is life. Wenn es gut geht, hat man lauter Freunde, und sobald man den Niedergang spürt, verlassen die Ratten das sinkende Schiff. Aus allen Schlupfwinkeln kriechen die ehemaligen Freunde als Schmäher hervor. Das herbe Schicksal hat Bulgarien zwar gebeugt, aber nicht gebrochen. Mit hohem Ernst und mit nationaler Würde arbeitet das Land an seinem kulturlichen Wiederaufbau. Hier nur einige bezeichnende Stellen aus den beiden Rundschreiben:

I. Ministerium der Justiz.

Die Opfer, die unser Vaterland dargebracht hat in der Verfolgung großer, heiliger Ziele, haben dem ereignisschweren Ringkampfe eine hohe Würde gegeben; und kein Fleckchen unseres Vaterlandes, keine Familie, keinen Stand gibt es, der zu diesem unerhörten Opfer nicht sein Teil mit hingegeben hätte, der sich nicht eine schmerzende Steuer an Gut und Blut auferlegt hätte, um das Vermächtnis der Nation zur Ausführung zu bringen. Und neben allen andern sind auch die Pfleger des Rechtes nicht zurückgeblieben, und sonst berufen, Streit zu schlichten, haben sie begeistert das Schwert ergriffen und

sind willig und freudig zu den Fahnen geeilt. Und da bei ihnen Heldenmut mit hoher Bildung und Einsicht zusammenwirkte, haben sie mit einer Hochherzigkeit ohnegleichen ihrem Vaterlande auch auf dem Schlachtfelde gedient.

Die Zahl derer unter unsern Standesgenossen, deren Blut die thrakische und makedonische Erde getrunken, die in fernen, unbekannten Gräbern ruhen, auf die keine Träne der zurückgelassenen Lieben fällt, und an denen kein klagender Seufzer eines Freundes hörbar wird, ist eine erschütternd große.

Darum soll uns, den Überlebenden die erste und heiligste Pflicht diese sein, den für des Vaterlandes Ideal gefallenen Helden unter uns Richtern und Advokaten die höchste Ehre zu erweisen, die wir ihnen in dieser Stunde bezeugen können; und beugen wollen wir unser Haupt beim Gedenken der erhabenen Hingabe dieser hochherzigen Männer für das höchste Gut unseres Vaterlandes.

II. Ministerium für Volksaufklärung.

Obwohl die schweren Tage bitterer Schicksalsschläge und der Trauer noch nicht ganz durchgekämpft sind; obwohl die tiefen Spuren in unserem verwundeten Gemüte noch nicht vernarbt sind, ruft uns das Vaterland doch zu neuer Arbeit auf. Es muß das kommende Leben Schritt für Schritt uns das Verlorene zurückerobern helfen. Wie bisher müssen wir auch weiter unverdrossen an der Gestaltung unserer Zukunft arbeiten, um uns inmitten der Familie der zivilisierten Völker auf dem Felde der Kulturarbeit ebenso hoch zu erheben, wie uns der bulgarische Soldat mit seinem kriegerischen Geist und seinem durch kein Unglück zu brechenden Patriotismus erhoben hat.

Große Opfer hat der Krieg von uns gefordert; laßt uns auch ebenso große und größere mit noch angespannterer Ausdauer für das allgemeine Beste bringen. Gleichen wir dem Landmann, der die Waffen des Krieges niederlegt, um den Pflug aufs neue in seine Hand zu nehmen und vom grauenden Morgen bis zur sinkenden Sonne stark in dem Glauben an die kommende Frucht seine Furchen zu ziehen und in sie hinein den Samen einer künftigen Ernte zu streuen.

Unser Acker sind die Seelen des jungen Geschlechts. Unser Pflug ist der Wille zum schöpferischen Gedanken und zu mühevoller Arbeit. Unser Same ist die große Idee vom Glück des Vaterlandes.

Dieser Mut zu sich selbst, diese politische Selbstbejahung, hat etwas Befreiendes und Erlösendes. Weder der Einzelne, noch ein Volksstamm soll sich vom Schicksal unterkriegen lassen. Die Bulgaren haben, ungeachtet aller schweren Schicksalsschläge, die Flinte nicht ins Korn geworfen und den Lebensmut nicht sinken lassen. Das ist echter und ehrlicher Optimismus. Der Bulgarenkönig hat sich mit dem ehrwürdigen Kaiser von Österreich in einstündiger Audienz ausgesprochen, und er arbeitet unverdrossen an jenen Lebensaufgaben, die er sich gesetzt hat. Das Land in seiner Not im Stiche lassen, wäre gleichbedeutend mit Fahnenflucht und politischem Selbstmord. So lange es noch ein Ziel gibt, das des Lebens wert ist, wird man auf dem Posten ausharren, den es zu verfechten gilt.

Das Unglück Bulgariens mag uns allen eine Lehre sein. Die „frohe Botschaft", welche diese Lebensbejahung kündet, heißt: fort mit aller Schwarzseherei und Trübsalbläserei! Die nervöse Unkraft macht uns schlaff und energielos. Und wenn die Welt voller Teufel wäre, so müßten wir immer wieder den Lebensmut in uns aufbringen, den Schicksalsmächten zu trotzen und ihnen unsere Persönlichkeit entgegenzusetzen. Das gilt von ganzen

Völkern wie von einzelnen Individuen. Arbeiten, und nicht verzweifeln, sagt Carlyle. Unser Kultursystem ist, wie wir gezeigt haben, von mannigfachen Gefahren bedroht. Aber das alte Wort: ora et labora hat die Menschheit immer wieder emporgerüttelt und aufrechterhalten. Für die kommende Weihnachtszeit gilt das: ora, für das beginnende Jahr 1914 das: labora!

Sozialpolitische Rundschau.

Von Dr. W. Meyer (den Haag).

Die Kinderfürsorge.

Zu den Errungenschaften der Neuzeit, die wohl am meisten das Erstaunen jedes Nachdenkenden erregt haben, gehört die endgültige Einführung der Kindergesetzgebung.

Wunderbar nämlich ist, daß die Gesellschaft, solange schon mit der Fürsorge der personae miserabiles beschäftigt, bis heute es nicht gewagt hat, die Kinder, die in der Gewalt des Vaters waren, ordentlich zu beschützen.

Überall und überrasch sind denn auch die Fürsorgegesetze eingeführt, sobald ein Staat die Initiative dazu ergriffen hatte. Sie sind populär geworden und werden fortwährend verbessert. Damit sind aber schwierige Fragen sogleich in den Vordergrund getreten, und eine dieser Fragen ist besonders in Holland diskutiert worden.

Die Sachlage ist folgende: Wenn der Staat zur Handhabung des Rechts und zur Erfüllung seiner Kulturaufgabe seine schirmende Hand über Kinder ausbreitet, die von ihren Eltern mißhandelt oder vernachlässigt werden, und sie von deren Gewalt befreit — eine unausbleibliche Forderung der sozialen Politik —, dann ist er auch verpflichtet, für die weitere Erziehung der Kinder zu sorgen. Es entsteht demzufolge eine umfangreiche staatsbürgerliche Erziehung: d. h. eine Erziehung nicht sosehr für den Staat, als wohl von Staats wegen. —

Wo nun, wie beinahe überall, noch eine Staatskirche besteht, hat der Staat seine Kinder einfach in diesem Glauben zu erziehen.

Die Idee der Staatskirche ist jedoch auch da, wo sie allgemein offiziell anerkannt wird, nicht lebendig genug mehr im Volksbewußtsein, um dieses Prinzip auch da, wo eine Staatskirche besteht, durchzuführen. In Holland aber erheben sich dabei ganz andere Fragen. Dort ist die Staatskirche schon seit Napoleon aufgehoben, und es ist in der Diplomatie, Jurisdiktion und Verwaltung fast überall die Kirche ausgeschaltet — eine Ausnahme von allen anderen Konstitutionen, die offiziell modern, in dieser Hinsicht aber immer noch mittelalterlich geartet sind. Die französische Republik selbst, von der die Holländer ihre Konstitution empfingen, hatte so sehr ihr Grundprinzip im 19. Jahrhundert vergessen, daß man überall wie von einer Neuerung sprach, als vor einigen Jahren die Trennung von Staat und Kirche wirklich durchgeführt wurde.

Indem man nun aber in Holland das Prinzip gehandhabt hat, wurde daselbst die obengenannte Frage also erledigt, daß die Kinder, welche dem Staate überlassen oder von ihm übernommen wurden, in der Religion erzogen werden sollten, „zu der sie gehörten". Die Schwierigkeit war nun aber, ein Kriterium zu finden, wodurch diese neue Frage beantwortet werden könnte. Die einfachste Beantwortung war die folgende: In die christliche Kirche werden die Kinder durch die Taufe eingeführt; in die jüdische Gemeinde durch die Beschneidung.

Man braucht also nur nach diesen objektiven Tatbeständen zu suchen, um

die Art der künftigen staatlichen Erziehung zu bestimmen.

Nun ist aber das Christentum entwickelt, vorzüglich in Holland, und zwar in der Weise, daß man sogar auf die Taufe keinen Wert mehr legt, sie vergißt, oder auch wohl mit Absicht vernachlässigt, um, wie es heißt, den Kindern später die freie Wahl zu überlassen, zu welchem Glauben sie sich bekennen werden. Sie werden dann irgend einem modernen Prediger anvertraut, und so am Ende doch wieder in einer spezifischen Richtung erzogen.

Man meinte nun zuerst folgerichtig, daß Kinder, die nicht getauft waren, durch den Staat völlig ohne Religionsunterricht erzogen werden sollten. Die Kirche aber protestierte gegen diese Konklusion; sie negierte die Behauptung, daß aus der Taufe die Religion der Kinder abzuleiten sei — was doch buchstäblich aus der Zeremonie der katholischen Kirche hervorgeht —, und forderte, daß man bloß dem Wunsche der Eltern Gehör leihen möchte. — (Die Kirche hat nämlich einen schweren Stand in Holland, wo bei der letzten Volkszählung 290 000 Menschen erklärt haben, nicht zu einer Kirche zu gehören.)

Dieses neue Kriterium hatte aber noch viel mehr Schwierigkeiten für die neutrale Staatsbehörde.

Erstens war's doch widersinnig, Eltern in dem Augenblicke, wo man ihnen das Erziehungsrecht entzog, zu fragen, in welcher Konfession sie ihre Kinder erzogen haben möchten. Dazu waren sie in ihrem Zustande nicht geartet.

Zweitens entstand die Frage, wie man es dann bei gemischten Ehen einzurichten hätte; ob in diesem Falle der Mann oder die Frau zu entscheiden hätte.

Die Konservativen behaupteten, der Mann sei dazu befähigt, die Modernen sagten, die Frau wäre es, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß in den meisten Fällen der Mann in Fürsorgefällen der Hauptschuldige ist. Auch blieb immer noch fraglich, was man bei Findlingen zu beschließen hätte. Die größte Schwierigkeit war aber, daß sich kein Verein bereit finden wollte, Kinder ohne Religionsunterricht zu erziehen. Solche Vereine gab es nicht, und das Gesetz forderte Übergabe des Kindes an irgend einen staatlich anerkannten Verein. Diese Frage schloß eine weitere in sich:

War es überhaupt möglich, Kinder ohne religiösen Unterricht zu erziehen?

Aus allerlei Gebieten des Lebens hat man die Kirche allmählich ausgeschlossen: aus Handel, Verkehr und Gewerbe, aus Kunst und Wissenschaft; auf dem Gebiete der Moral und der Erziehung aber hat sie noch bei den meisten Menschen unseres Jahrhunderts ihre Hegemonie behalten.

In den letzten Jahren tagten da und dort, mit glänzendem Erfolg, Kongresse für Moraledukation.

Diesen Kongressen lag die Idee zugrunde, daß Moraledukation etwas in sich selbst Abgeschlossenes bildet, und doch kam immer wieder die Frage zur Erörterung, ob sie konfessionell oder nicht konfessionell sein sollte.

Die klerikale Regierung Hollands, die, als der Kongreß im Haag zusammenkam, eingeladen wurde, an ihm teilzunehmen, hat sich dessen geweigert.

Ihr kam die Frage überflüssig vor; und wenn man selbst die Höchstmodernen sich darüber aussprechen läßt, vernimmt man, daß die Kirche wohl für sie persönlich keine Bedeutung mehr habe — was auch daraus hervorgeht, daß sie von den meisten Religionsbegriffen bloß einige vage Reminiszenzen behalten haben —, daß die Religion aber für die Menge und für die Kinder unentbehrlich sei. Was sollte nun der Staat unter diesen Umständen mit seinen Zöglingen anfangen? Er hatte in Holland vorgeschrieben, daß die Kinder unter

seiner Kontrolle irgend einem anerkannten philanthropischen Verein mit Staatssubsidien übergeben werden müßten.

Es gab aber keinen philanthropischen Verein, der sich auf dieser wirklich humanistischen Grundlage der unabhängigen Moral aufgebaut hätte.

Um nun hierin dem Staat zu Hilfe zu kommen und vorzubeugen, daß Kinder, die religionslosen Eltern entstammen, der Hierarchie der Kirche nicht mehr angehören, wieder mit Staatsgeld der Kirche zurückgegeben würden, haben einige Freidenker einen Verein gegründet, „Zedelijke Opvoeding" genannt, der amtlich anerkannt ist.

Bald kamen Fälle vor, die das Gericht zwangen, die Sorge für religionslose Kinder ihm zu überbinden. Als dann aber der Verein in üblicher Weise bei dem Ministerium um Subsidien anfragte, welche dafür gesetzlich festgestellt waren, wurden diese vom Ministerium der Justiz verweigert.

So etwas war in Holland ohne Beispiel. Es steht zu hoffen, daß die jetzt einsetzende antiklerikale Regierung in dieser Hinsicht wieder der alten Überlieferung der Holländer folgt, die seit Willem I. als erstes Regierungsprinzip die Toleranz verkündet hat.

Es sei hervorgehoben, daß diese Regierungshandlung von allen bedeutenden Politikern, Juristen und Journalisten in Holland verurteilt worden ist und die allgemeine Unzufriedenheit mit der Herrschaft der klerikalen Partei nicht wenig gemehrt hat, was am Ende zu ihrer Niederlage bei der jüngsten Wahl geführt hat.

Auf diese Weise ist nun endlich die große Frage der Neuzeit, ob wirklich religionslose Erziehung möglich und erwünscht sei, in Holland eine politische und praktische geworden.

Erwünscht wäre, daß sie überall auf die Tagesordnung käme.

Die Religion, die echte, braucht man nicht zu bekämpfen; sie kann sehr gut ohne Konfession bestehen und „Privatsache" bleiben. Sobald aber irgend eine Kirche in Fragen der Sittlichkeit zu beschließen hat, ist die wahre Humanität in Gefahr.

Und für diese Humanität haben wir unsere Kinder zu erziehen.

In der Tat also wäre es Staatspflicht, weil der Staat eben vor allem Ruhe und Frieden zu erhalten hat, alle Kinder, die ihm zufallen, einfach staatsbürgerlich zu erziehen.

Überall dort, wo das kanonische Recht nicht mehr im Staate gilt, muß auch die kirchliche Erziehung laïzisiert werden.

Erst dann, wenn der Staat die Erziehung konfessionslos in die Hand nimmt, was er bis jetzt in Holland bloß mit der Schule versucht hat, kann ein Geschlecht herangebildet werden, das keine andere als humanitäre Verpflichtungen kennt, unter denen wohl das erste Gebot sein und bleiben wird: „Du sollst nicht töten".

Man soll sich nie mehr einbilden, was im Mittelalter geschah und noch geschieht, daß man ad maximam Dei gloriam einander zu Tode verfolgen darf. Man soll nicht mehr behaupten, daß Dieu le veut, wenn Menschen aufeinander losstürmen.

Bloß derjenige, welcher übernatürlichen Gesetzen gehorcht, wagt es, allgemeinmenschliche Gesetze zu überhören. Bei diesen allein kann es heißen, daß der Zweck die Mittel heilige.

Die Moral liegt innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Außerhalb dieser Grenzen gibt es keine. Es soll die mehr und mehr sozial und ethisch werdende Gesetzgebung der neueren Zeit dazu führen, die Frage nach der von allen Konfessionen unabhängigen Moral in ihren praktischen Folgen für Politik und Pädagogik eingehend zu erörtern.

Literarische Rundschau.

Von Arthur Silbergleit.

Man kann unser Schrifttum in seiner Gliederung mit der Anlage einer großen Stadt vergleichen, die reich an Steinwüsten und blühenden Gärten, an alten sowie neuen Straßen und Gassen, an Fußsteigen und Fahrdämmen, an Vorder- und Hinterhäusern und Palästen, an Vergnügungshallen und Tempeln ist und einem jeden eine wunschgemäße Wohnung zu bieten vermag. Wer gern in den Niederungen des Daseins weilt und sich im Erdgeschoß der Wirklichkeitskunst ansiedeln will, findet in jenem Bautengewirr eine ebenso gastliche Aufnahme wie in der Dachkammer seiner Träume der Höhenfreund, der Nacht um Nacht zu den Sternen späht und im Jenseits seine ewige Heimat sucht. Die Fülle von Geschmackskurven schenkt jeder Straße besondere Spaziergänger, und der geradezu verschwenderische Formenzauber gibt dieser Stadt eine starke Anziehungskraft, denn der sonst gewiß unanfechtbare Segen einer bestimmten Bauordnung würde dieses Gebilde bald mit dem Fluch der Langweile bedrohen.

Von einem solchen Gefüge Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit zu verlangen, dürfte selbst ein so eifervoller Freund strenger Stilgeschlossenheit ablehnen, wie es Karl Scheffler ist. Freilich würde er beanspruchen, daß jede Straße ihr eigenes Gepräge wahrte und ihr Antlitz nicht durch fremde Züge entstellen ließe. Denn diese Forderung erfüllt er selbst in seiner Schilderung von Stadtbildern in seinem umfangreichen Bande: „Italien, Tagebuch einer Reise". (Im Insel-Verlag, Leipzig.) Scheffler hatte von jeher eine stärkere Liebe zur Linie als zur Farbe, und weil seine geistige Kraft ursprünglicher ist als seine Sinnlichkeit, gleicht er weit eher einem Bildhauer als einem Maler der Sprache. Nicht hurtig hingetupft, sondern nach und nach stückweise aus den Blöcken einer starken Kunstanschauung herausgehoben und herausgemeißelt erscheinen daher seine Darstellungen, und obgleich sie nichts von dem sprühenden Lichterreichtum besitzen, der etwa in dem Tagebuch einer spanischen Reise von Meyer-Gräfe aufglänzt, erfreuen sie uns dennoch als wertvolle Gaben eines reinen, redlichen und gedankenreichen Menschen voll schlichter Größe, welcher der berauschenden Glut des Südens allerdings mit zu geflissentlicher Verstandeskühle naht und zu reich an Grundsätzen ist, als daß er die falterhaft hinschwebende und launisch bunte Leichtigkeit des Augenblicks einzufangen vermöchte. Wir begleiten Scheffler nach Verona, Vicenza, Padua, Bologna, Venedig, Ravenna, Florenz, Siena und Rom und treten weniger an Lebensvorstellungen als an kunstwissenschaftlichen Kenntnissen bereichert mit ihm wieder den Heimweg nach Deutschland an. Den schöngedruckten Band schmücken zahlreiche, erlesene Abbildungen von Bauten und Kunstwerken.

Ebenfalls im Insel-Verlag, Leipzig, erschien „Das Buch der Fabeln", das C. H. Kleukens zusammenstellte und Otto Crusius mit einer gehaltvollen und lehrreichen Einleitung versah. Der Band enthält zahlreiche märchenhafte Gebilde, seltsame Legenden und besonders Sagen aus der Tier-, Pflanzen-, Gestein-, Sternen- und Geisterwelt. Das wertvolle Werk, das auf den verschiedensten Schauplätzen der menschlichen Einbildungskraft schönste und bunteste Spiele aus Vergangenheit und Gegenwart an unseren Sinnen vorüberführt, verdient die Aufmerksamkeit dichterisch empfänglicher Naturen.

Mit dem Räderwerk einer Seele,

ihren zartesten Verzahnungen, ihren heimlichen Druckkräften und mit einem folgerichtigen Schicksalslauf macht uns ein junger Wiener Dichter, Ernst Weiß, in seinem Roman „Die Galeere" (im Verlage von S. Fischer) vertraut. Die Überschrift des Werkes deutet die Bestimmung eines jungen Gelehrten, Dr. Erik Gyldendals an, gleich einem Galeerensträfling an die Ketten seines wissenschaftlichen Ehrgeizes sowie seiner maßlosen, leidenschaftlichen Hinneigung zem Weibe geschmiedet zu werden. Erik, der Sohn einer begüterten Familie, die ihm die Möglichkeit schenkt, in einem eigenen Laboratorium die Wirkungen der Röntgenstrahlen zu erproben, wird uns als ein Mensch ohne Mitgefühl, ohne Mitleid und Mitfreude geschildert, der wie jede seiner Versuchsröhren einem durchaus leeren Raum mit einem Mantel von Glas gleicht. Die Lebensruhe dieses jungen Forschers rauben drei wesensverschiedene Mädchengestalten: Dina Ossanskaja, sowie Helene und ihre Schwester Edith Blütner. In der Erregung seiner Sinne taumelt er von einer zur anderen und er überwirft sich schließlich wegen seines unsteten Lebenswandels mit seiner Mutter. Diese entzieht ihm die monatliche Unterstützung, so daß er sich gezwungen sieht, die Hilfe Helenes in Anspruch zu nehmen. Aber trotz jener drückenden Verpflichtung zur Dankbarkeit wendet sich der auf Grund seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Leistungen bald zum Professor Emporgestiegene eine Zeitlang von Helene ab, und er schenkt seine Neigung ihrer Schwester Edith, bis er in der Stunde der Not, da er als Opfer seines Berufes von einer bösartigen Wucherung mit Lebensgefahr bedroht wird, die reine Güte seiner früheren Geliebten erkennt. Sehr fein ist besonders Eriks Beziehung zu seiner Mutter gekennzeichnet, die der Verfasser als treibende Kraft des Buches andeutet, und recht eindrucksvoll wird der Lockerheit abenteuerlicher Seelen die Festigkeit bürgerlicher Naturen entgegengestellt. Der Roman erfreut uns vornehmlich durch die verhaltene Kraft seiner Empfindungswerte, durch seinen Reichtum an scharfen Beobachtungen, durch seinen gutgegliederten Aufbau sowie durch seine treffliche Menschenschilderung.

Einen Anspruch auf Beachtung darf auch Wilhelm Rubiner mit Recht erheben; denn der Roman dieses Verfassers: „Das hohe Ziel" (im Deutschen Verlagshaus Bong u. Co., Berlin) vermag den Leser nicht nur durch seinen zeitgemäßen Inhalt zu fesseln, der sich mit der Entwicklung des Luftschiffes beschäftigt, sondern dieses Werk besticht uns auch durch seine künstlerischen Werte, durch die starke Darstellungsgabe des Erzählers sowie durch seine Fähigkeit zu scharfer Seelenzergliederung. Fast eine jede Seite des Buches läßt Rubiners gründliche Vertrautheit mit dem Stoff erkennen, und es bleibt ein besonderer Ruhm des Verfassers, daß ihn dieser Inhalt nicht wie eine wuchtige Last am Boden des rein Tatsächlichen festhielt, sondern daß der Verfasser über ihn spielend leicht Gewalt gewann, ohne durch ihn auch nur im geringsten am Aufschwunge seiner kühnen Einbildungskraft behindert worden zu sein. Von bemerkenswerter Feinheit ist hier die Wahrung des Gleichgewichtes zwischen den Mächten der Außen- und Innenwelt; die Beobachtung ist in der Tat reizvoll, wie hier den steten Schwankungen der emporschwebenden Maschine des Flugzeugerfinders Erhard Höfer die Hebungen und Senkungen seiner Liebesgefühle entsprechen.

Auf dem stolzen Fluge in das Wolkenreich der Dichtung wäre Ernst Goll sicherlich immer steiler gestiegen,

hätte ihm nicht ein jäher Tod die Schwingen gebrochen. An die Höhensehnsucht dieses Musenlieblings gemahnt ein schmaler Versband: „Im bitteren Menschenland". (Im Verlage von Egon Fleischel u. Co., Berlin.) In diesem Buche finden sich Strophen voll süßer und herber Reize und farbiger Lichter, in deren Abglanz oft Freund Hein seinen drohenden Schatten hineinwirft. Die künstlerische Reife des jungen Dichters aus der grünen Steiermark, den übrigens eine starke Neigung zum Volkslied hinzog, mögen wenigstens die folgenden Verse bezeugen:

Die Liebenden.

Sie sahen ein Licht von ferne
Und gingen nach ihm aus.
Waren es himmlische Sterne
Oder ein funkelndes Haus?

Sie schritten mit heiligem Mute
Durch Sturm und Regen und Schnee.
Auf ihren Stirnen ruhte
Die Krone von Sehnsucht und Weh.

Nun schlafen sie bei den Toten,
Wegmüde Hand in Hand. — — —
Sie waren der Schönheit Boten
Im bitteren Menschenland.

In Ricarda Huch verehren wir seit langem eine außerordentlich begabte Dichterin, denn sie hat uns bereits oft das Herz bewegt, an das sie sich wiederum mit einem Bande: „Liebesgedichte" (Im Insel-Verlag) nicht vergebens wendet. Ein wundersamer Zauber umfängt uns hier bei der geheimnisvollen Vermählung eines beherrschten griechischen Formenadels mit einer beinahe bacchantischen, zügellosen Seelenglut. Es ist nicht Mangel an Maßgefühl, wenn ich die Schöpfung dieser bedeutenden Künstlerin nur mit wenigen Zeilen bedenke; allein Ricarda Huch vermag bereits durch ihren Namen für ihre Werke zu werben.

Mit der Stärke dieser gottbegnadeten Frau kann Georg Trakl keinesfalls wetteifern. Trotzdem verdienen seine „Gedichte" (im Verlag von Kurt Wolff, Leipzig) Beachtung, weil sie in der sorgfältigen Wiedergabe von Einzelzügen oft an die Bilder altholländischer Meister gemahnen. Man darf der Entwicklung dieses Gestalters mit Spannung entgegensehen.

Keine kleinen Zustands- und Seelenzeichnungen, vielmehr ein großes Daseinsgemälde schenkt uns Friedrich M. Kircheisen in seinem Werke: „Napoleon I., sein Leben und seine Zeit". Diese auf 8 bis 9 Bände berechnete Ausgabe, von der einstweilen 2 stattliche Bücher mit je 150 hochkünstlerischen Abbildungen vorliegen (im Verlage von Georg Müller, München), stellt die Lebensarbeit eines Menschen dar. Kircheisen schöpfte hier mit fast beispiellosem Eifer aus allen Quellen verrauschter Tage sowie aus der Hochflut des mächtig angeschwollenen Schrifttums über den großen Korsen alle Tropfen, in deren Winzigkeit sich einst das Abbild jenes Riesen gespiegelt hatte. Wissenschaftlicher Ernst und begeisterte Anteilnahme des Verfassers an den Geschicken seines Helden sind die Kennzeichen des wirklich wertvollen Werkes.

Ganz in die Gegenwart führt uns „Das Kinobuch" des Verlages von Kurt Wolff, Leipzig, hinein. Aber gerade weil der Band Beiträge so bewährter Schriftsteller und dichterischer Naturen enthält, wie dies zweifellos Richard A. Beermann, Else Lasker-Schüler, Max Brod, Kurt Pinthus, Albert Ehrenstein, Otto Pick, Ludwig Rubiner, Paul Zech und Heinrich Lautensack sind, ist er als Unzulänglichkeit abzulehnen. Denn die Kinostücke erweisen sich meist als eigens zu diesem Zweck umgeschriebene Novellen, die zwar der starken Schilderungskunst ihrer Verfasser das ehrenvollste Zeugnis ausstellen, jedoch sehr oft den eigentlichen Lebensnerv jener

Dramen, die ständig aufreizende Spannung, vermissen lassen. Es ist, als hätten die Verfasser der Arbeiten beabsichtigt, an zahlreichen Schulbeispielen darzutun, wie derartige Schöpfungen nicht sein dürfen.

Eine Annäherung an die Wirklichkeit des Daseins erstrebt auch Egon Erwin Kisch in seinem Novellenbande „Prager Kinder". (Im Verlag von A. Haase, Prag I.) Der Verfasser geht den Spuren Gorkis nach und gibt mit wenigen Strichen packende, starke Augenblicksbilder, die in ihren festen Umrissen der oft zerfließenden Zartheit der sog. österreichischen Kunst spotten.

In feierlicher Gemessenheit dem Alltag fern bleibt Dr. M. Krakauer in seinem Werk: „Bausteine und Denksteine" (Verlag von Th. Schatzky, G. m. b. H., Breslau). Diese lesenswerten Glaubensbetrachtungen und gedanklichen Bearbeitungen des Gotteswortes reißen uns durch ihren hohen Geistes- und Gefühlsschwung unwillkürlich mit. Das in einem festlichen Deutsch geschriebene Werk Krakauers zeigt den Verfasser nicht nur als einen scharfsinnigen Ausdeuter von Bibel- und Talmudstellen, sondern auch als einen Mann von weichen Herzensregungen, und weil dieser Band in der Großstadt unseres Schrifttums neben den zahlreichen Bürgerhäusern und Palästen eine Art Tempel darstellt, sei er zu feierlicher Einkehr zuletzt empfohlen.

Historische Romane.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Doris Wittner gibt uns ein neues Buch, den historischen Roman: „Drei Frauen. Das Liebesleben Napoleons"*). Notwendig war ihr die Gabe, wie stets ein Zwang da ist bei Kunst. Wir spüren wohl die gewesene Not im Rausch, mit dem Geist und Herz in uns ihr antworten; wir grüßen sie mit Andacht: „hast du nicht alles selbst geglüht, heilig glühend Herz?" Und lassen dann voll Innigkeit den Blick nach allen Schönheiten gehen, die im Werke sind. Da wird ihm großer künstlerisch-intellektueller Eindruck, wie ihn die Plastik gibt, oder die malerischen Konturen von Leonardoscher Exaktheit: klare, zielsichere, runde Linien in der Fabel des Geschehens, in welcher Historie den „Goldgrund" bildet für die Dichtung von den „drei Frauen, die um einen Mann — „den Mann der Jahrhunderte" — lebten und liebten, lachten und litten, logen und trogen": Menschenformen, Menscheninhalt mit taghellen, unverrückbaren Grenzen, schleierlos, wie die Gebilde vor dem thronenden Meister liegen, voll Meistersicherheit, mit der seine Hand sie entläßt. Und so geschieht es, daß sie uns kristallen sind: Josephine Beauharnais, Marie Walewska, Marie Louise, diese drei, und die Frauen auch, die um sie sind: die Mutter, die Schwestern des Übergroßen; oder Silhouettenschärfe ist da, unvergeßlich, gefühlbestimmend: Talleyrand-Macchiavell; der schöne, mutige, unglückselige Knabe von Enghien; der aber, dem drei Frauen zu seinem Leben der Liebe dienen, ist Marmor. Und so geschieht es, daß Gebärde und Bewegung verharren: Krönungszüge, Glockenläuten, Ehescheiden, Geborenwerden, Lieben, Leiden. Das ist ein großes Buch der Geste, das den Naturgewalten Gebärde verleiht: dem Polarsturm und dem Schnee über Rußlands Gefilden; der Beresina; dem Meer, das Elba schickt, seinen großen Gast einzuholen. Das ist ein großes Buch der Gebärde, das von ihrem Wert

*) Verlag von Grethlein und Co., Leipzig.

und der Kostbarkeit ihrer Realität zu überzeugen weiß. Das ist ein großes Buch des Physischen, Somatischen, nämlich der Hände, der Stirnen, des Haares, der Augen und ihrer Lider und Brauen, das es zum Symbol setzt für Abstraktes, für Psychisches. Und deshalb leben in den Banden von dieses Buches hohem Intellektualismus echte Menschen. In ihnen finden wir das Genießen, das alles Pulsierende, Vibrierende und — alles nach Sternen Spähende uns schafft, finden wir: die Poesie. Die Poesie, die aus Josephine, der Kleinen, der Engen, die weder die großen weiten Maße hat für Rausch, für der Seele Unermeßlichkeit, noch die Intuition für die Stundenüberwinderin Zeit, einmal eine Märtyrerin macht; die aus Marie, Seiner Königin, Seiner, des westlichen Aars, Taube des Ostens keuscheste, sinnen-süßeste, gedanken-bitterste, schwertdurchschnittene, gnadenvollste, erbarmungsvollste Weibesliebe selbst schafft; die von Marie Louise, diesem nicht Voll-Weib, diesem Weibchen, in der Stunde, da sie Mutter wird, etwas hinfluten läßt zum Vater des Königs von Rom, das er liebhaben muß. Die Poesie, die dem Soldatenkaiser zärtliche Weichheit gibt zum silberlockigen jungen Kind; die ihm Tränen gibt um den Verrat am Weib seiner Jugend; die ihn zu dem macht, was er ist: zu diesem Ergreifenden, Erhabenen, zu dieser brennenden Sehnsucht gen Sonnenaufgang, zu diesem über die Grenze Schauen im Genie des Wollens und Könnens, einmal auch im Müdesein bis zum Tod; zu diesem primitiven Allesumsichselbsttun des Genies, zu seinem „An-sich"; zu diesem gütigen Lächeln des Genies, wenn es sich selbst erblickt, zu seiner Angst vor dem Schicksal, das es jetzt meistert, das hernach sein Meister ist. Die Poesie, die das Märchen dichtet vom Secondeleutnant, der fast ganz Europas Kaiser wird, und der Welt-Kaiser werden will; die Poesie, die vom ewigen Stachel weiß in der Seele des Niedriggeborenen, wenn auch übergroß Gewordenen, im Angesicht der Souveränität durch die Geschlechter und von der eingepflanzten, unausrottbaren, wenn auch nie bekannten, Ehrfurcht vor der Tradition. An den Pforten der Menschenseelen hat die Poesie gestanden, hat gelauscht und ergründet; in Mondenschein und Sternenbahn, in nächtlich-tiefer Stadt, in Gefilden von Schnee und Tod, im Wehen des Windes hat sie ein Wesen und ein Weben gefunden; aus Mensch, Ding und Natur hat sie die großartige Synthese kosmischen Lebens geschaffen. Aber die Seele des Menschen ist ihr immer das Größte. Auf ihrem fließenden Grund sind die Menschen projiziert, sind die Ereignisse projiziert, und sind nun Tatsächlichkeiten, gedankenumkreist, empfindungdurchbebt, willengeflügelt. Psychologie, Kultur-, Rassen-, Individualpsychologie, Seelenanalyse dünken das höchst Gewollte zu sein in diesem Buch; aber die Reflexionen hemmen nicht den Gang der Epik; sie tragen selbst episches Bewegtsein; der eilende Fluß ist da, und wir sollen ihn sehen, aber viel mehr noch sollen wir sein Rauschen und Raunen, seine Farben, seinen Hauch, den er atmet, vernehmen. Wo etwas wie elementare Primivität der Herzen, ihr Ur-Grund, ihre Ur-Richtung das höchst Bedachte ist, da findet sich auch ein — und zu hohem künstlerisch-ästhetischen Genuß — die klassische Sprache solcher Offenbarung: die um Menschheits- und Gottsachen mit innigster Inbrunst je geführte, die des alten und neuen Bundes; aber der biblische Stil ziemt auch und Homerisches Epitheton ziemt in dieser Feier unmittelbarer Wirklichkeiten.

Wem ereignisgedrängte, wechselvolle, gestaltenreiche Geschichte zum „brokatnen Unterstoff" wird, auf dem er drei Blumen erblühen läßt im Liebes-

leben des Einen, der lächelt wie ein Meister und Künstler alle Spuren eines großen Mühens hinweg. Wer so reichen Maßes mühsame Geschichtstreue bezeugt, so voll den Geist von Kulturen umfaßt, um in verflossene und vergangene Kultur Herzensdichtungen zu sticken von Gegenwartsgeltung, von Ur- und Ewigkeitsgültigkeit, der übt, und sei es auch ungewollt, ein ethisches Geben.

Und um alles dies und wohl noch mehr tragen wir Doris Wittner unseren Dank entgegen. Es ist doppelt reizvoll, nach diesem ganz auf der Historie aufgebauten Roman sich in drei Bände des Insel-Verlags zu vertiefen*): was dort künstlerische Wiedererweckung der Vergangenheit ist, sind hier lebensvolle Berichte von Augenzeugen, Dokumente von Mitakteuren, Briefe von Zeitgenossen, zeitgenössische Bilder. Wenn dort der Mittelpunkt der Ereignisse der korsische Aar ist, so sind es hier deutsche Leiden unter dem Fluge dieses Aars und deutsche Wehr, ihn zu hemmen. In unseren Tagen des Erinnerns an Deutschlands Erhebung, in diesen Tagen der Feier des Nationalgefühls umkreisen die Gedanken wie in der Reaktion auf die Hochstimmung das Opfer des Individuums, das im Dienst, der an der nationalen Idee, am „objektiven Geist" geschieht, begriffen ist. Vor uns ersteht die Vernichtung, die Auslöschung der Einzelexistenz in der brutalen Notwendigkeit der Freiheitskriege. Gedanken, Fragen quälen, auf die es nie restlose Antwort gibt. Das aber ist gewiß, daß es wohltat, mitten in Kriegsnot und Nationalruhm vom Einzelglück zu erfahren; wie an einem feinen Stern freut man sich am Erwecker solches Einzelglücks. Deshalb strahlt Johannes Falks Ruhm so leuchtend wie nur der eines siegreichen Schlachten-Feldherrn der Befreiungskriege. Er ist der Stifter der „Gesellschaft der Freunde in der Not" (Weimar 1813), der ersten freien Vereinigung zu Zwecken der inneren Mission in Deutschland. „Wir liehen Geld aus ohne Zinsen; wir kauften den Armen Saatkorn; wir bezahlten das Schulgeld für verwilderte Knaben, brachten sie bei Handwerkern unter." Er ist der Gründer einer Sonntagsschule zu Weimar; der jungen verrohenden, verwahrlosten Geister und Herzen der Kinder des Volkes hat er sich angenommen und so Eltern ein wenig von der Bürde des furchtbaren Gedanken- und Gefühlskonfliktes befreit: hier deine Nation; hier dein Kind. Sein Dichterherz hat inmitten nationalen Eiferns einen Ruhepunkt gesucht für alle, jenseits der Nationalitäten, und einen Brennpunkt für das einzelne Ich, das einzelne Du: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit".

Die Erinnerungen des Weimarischen Kanzlers Friedrich von Müller, des großen Goethe-Verehrers und Goethe-Anwalts, die A. Schöll herausgibt, gewähren neben den interessanten, vornehm geschriebenen Berichten aus seinem verantwortungsvollen, ereignisreichen Posten in der äußeren Politik Karl Augusts von Weimar den Genuß einer hohen Menschenkultur. Eine Blüte Weimars ist sie. Sie sind die Offenbarung einer feinsinnigen, gütigen Menschenseele, die gestellt ist auf Adoration. Und sie haben kulturhistorische Bedeutung von weiten Grenzen; denn neben Karl August, Goethe, Wieland, Johannes von Müller stehen Napoleon, Talma, Denon, und steht das Erbe Voltaires und das Erbe Roms.

Im zeitlich letzten der drei Bände, der herausgegeben und eingeleitet ist

*) „Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815". „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813". „Johannes Falks Kriegsbüchlein".

von Friedrich Schulze, ist die Symphonie von Stimmen der schicksalwendenden Zeit 1806—1815. Da schreiben in Vorgefühl und Ahnung kommender Ereignisse im Jahre 1806 Arnim an Brentano, Wieland an Johannes Müller, Falk an Johannes Müller. Da erscheint Falks napoleonfeindliches „Elysium und Tartarus". Da zeigt sich Karl Augusts Verwicklung in Preußens Kriegsführung. Da leben die Schreckenstage von Weimar, leben in den impressionistischen Berichten der Herzogin Louise, Wielands, Frau von Steins, Charlotte Schillers. Da ist Weimars Versöhnung mit dem Kaiser, sind die Weimarer Festtage, der Erfurter Kongreß, sind die Taten des weimarischen Militärs 1807—1811, seines russischen Feldzuges; da geschieht der Sturz des flügellahmen Aars; da ist das Lösen der Fesseln.

Es ist ein Buch, dessen Kultur wiederzuleben unsere Tage vor allen geneigt sein werden. Goethes „Kulturprogramm" aus Briefen von ihm, aus Berichten über ihn werden sie für neues tiefes Studium begrüßen, auch mit Freuden in sein rein persönliches Menschentum dringen, das an Christine Vulpius teilhat.

Kommt einer von Goethe, so wird ihm belebter die Lust, den Sinn der Erscheinungen zu suchen und ihn vor allem zu werten. Es trifft uns ein Hauch von des großen Jahrhunderts humanem Geist.

Daß dieser gleiche, das All-Menschliche und All-Seiende erfassende Geist aufsteigt, das will das Hinreißende an Walter Bloems „Schmiede der Zukunft" dünken*). In des Buches Schlußakkorden offenbart er sich triumphierend, wo der Sehnsuchtsgruß der erträumten Stunde nationaler Versöhnung und sozialen Friedens gilt. Aber auch sonst führt er uns, gerade da, wo es uns not tut, aus der Drängnis des Gegenständlichen heraus auf hohe Warte: zu den Ideen, die, wenn sie überweltlicher Wahrheit angehören, zuletzt aller Hemmnisse ihrer Verwirklichung und Vollendung spotten werden; oder dieser selbe Geist gewährt Ausblicke in die Rassenpsychologie: Kants kategorischer Imperativ ist ihm Ausdruck und Ausfluß des Teutonentums; aber Frankreichs heißes Temperament ist dem Germanen leicht Torheit. Dieser selbe Geist eint sich oft mit feinstem künstlerischen Verständnis, wenn er im deutschen Munde Frankreich ein Lob bereitet im französischen Deutschland eine Anerkennung, wenn er Frankreichs Kultur und Frankreichs Glorie wie zum Goldgrund schafft für den Kaisertag zu Versailles. Weil nie ein besserer Deutscher, ein wärmerer Patriot war, dessen Wunsch und Fühlen zur Jubelhymne der Kaiserproklamation anschwillt, deshalb ist das gütige Auge, das in Frankreich das Gütige erblickt, die Schmiede deutscher Zukunft zu bedeuten, eine menschliche Schönheit. Und dieses selbe Auge findet Großes und Erhabenes auch an einem Deklassierten, auch an zwei Frauen, die sich nicht für gesetzliche Formen aufsparten; mit diesem Auge sehen wir auf grauenvollen Pfaden des Krieges, in dem fast zu Tode erschöpften belagerten Paris, im Schloß des Sonnenkönigs, in den Städten der Provinz, im Sitzungssaal des Berliner Abgeordnetenhauses, auch im Tassozimmer von Hohenschwangau Tugenden des Körpers, des Geistes, des Herzens, Menschentugenden.

Von einem Meister der Epik ist das Buch. Es ist ein Buch des Mannes, der Mannesarbeit und des Mannesstolzes, der Sinnenkeuschheit, die in harter Mühe des Geistes und Körpers wird.

*) Grethlein und Co., Leipzig.

Ethische Rundschau.

Von Theodor Rudert.

Wie man die Nächstenliebe organisiert.

Alles organisiert sich heute, weil durch die modernen Verkehrsbedingungen die Solidarität wenigstens faktisch, wenn nicht praktisch nach jeder Richtung hin unentrinnbar eng geworden ist; organisieren wir also endlich auch das Solidaritäts-Bewußtsein: die rein menschliche, über aller Verschiedenheit der Anschauungen und des direkten Interesses stehende Nächstenliebe! —

Nun ja, aber ist das nicht längst geschehen, nämlich soweit dergleichen überhaupt möglich ist? —

Meinen Sie wirklich? Ich meine, es müßte dann denn doch etwas anders in der Welt und im Leben aussehen! Einen solchen Kampf aller gegen alle, wie ihn das moderne Erwerbsleben bedeutet, und gar die unausdenkbare Gefahr von Weltkrieg und Revolution mit modernsten Waffen dürfte es schon lieber nicht geben, sollte so viel Respekt vor dem bereits Erreichten im Ernst zu verlangen sein!

Wir haben zwar Organisationen, welche Nächstenliebe voraussetzen, und auch Organisationen, welche Nächstenliebe fordern, zum Teil sogar fördern, aber es hat bisher keine Organisation gegeben, die rein als solche darauf abzielte, Nächstenliebe zu wecken! Und mit Fordern oder selbst Fördern ist es ja bekanntlich in dem Punkte noch nicht getan; am wenigsten mit bloßem Voraussetzen.

Also das Wie. — Nun was macht denn den Menschen selbstsüchtig? Und als gesetzmäßige Folge der innerlichen Vereinsamung, welche die Selbstsucht bedeutet, zugleich „unvernünftig“ und „gottverlassen“ in jedem beliebigen anderen Sinn? Doch offenbar einfach der Umstand, daß er an niemandem sonst als sich selbst einen ausreichenden bezw. vertrauenswürdigen Rückhalt findet, daß ein jeder gezwungen ist, sich sein eigenes „Vermögen“ zu halten und zu verteidigen, gezwungen nicht allein durch die äußeren Verhältnisse, sondern überdies durch die ganze Wucht des inneren Antriebs, den das Urteil der gesellschaftlichen Umgebung auslöst, welche ja durchschnittlich auch unsern inneren Wert danach einschätzt, mit welchem Erfolg diese seine Erwerbstätigkeit gekrönt ist. Solange aber der äußere Zwang besteht, bleibt diese Wurzel aller Unmoral und Unsolidität, die weltfremde Verwechselung der Faktoren „das Verdienst“ und „der Verdienst“, beim Durchschnitt unausrottbar (trotz sogar gewissen Bestrebungen, die wirklich und an sich aussichtsreich bereits darauf hinauswollen, das Gute in uns zu wecken, nämlich auf dem Umweg körperlicher Regeneration), bleibt unausrottbar schon, weil unter der allgemeinen Menschenunwürdigkeit der Daseinsbedingungen — Geld- und Zeitbedrängnis einerseits, Verweichlichung anderseits — unser Unterscheidungsvermögen überhaupt, unser aller Fähigkeit zu logischem Denken degeneriert!

Wollen wir also im gekennzeichneten Sinne die Nächstenliebe organisieren (wozu es weltgeschichtlich höchste Zeit wird, soll es keine beispiellosen Katastrophen geben!), so bleibt uns schlechterdings nichts anderes übrig, als jenen Zwang abzuschütteln: wir müssen mit solcher Energie (zu schöpfen eben aus organisatorischer Zielbewußtheit) das Prinzip der wirtschaftlichen Gegenseitigkeit bezw. Gemein-

schaftlichkeit praktisch zur Geltung bringen, daß alle direkte Bezahlung, Bezahlung von Person zu Person, und damit alle private Vermögenshaltung überhaupt, durch prinzipiell unbeschränkten Rückhalt jedes Einzelnen an der Gesamtheit von selbst überflüssig wird, womit ein wahrer Rattenkönig von unwirtschaftlicher Kräfte-, Güter- und Zeitvergeudung nebst sonstiger Rückständigkeit von der Bildfläche verschwinden würde.

Das ist nun natürlich nicht mit einem Schlage und nicht künstlich zu erreichen, sondern setzt eine gewisse (wenn auch noch so modern-rapide) spontane Entwickelung voraus: dadurch verbietet sich von vornherein der Weg der Gesetzgebung oder gar Verfassungsänderung, bietet sich als einzig gangbarer Weg der politisch und konfessionell absolut neutrale privater Selbsthilfe, wie er mit verheißungsvollstem Erfolg bereits beschritten worden ist von den Konsum- und Produktionsgenossenschaften (vergleichen Sie darüber Prof. Dr. R. Wilbrandts allseitig warm begrüßte gehaltvolle Aufklärungsschrift „Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften" [bei Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen, 50 S]).

Die Konsum- und Produktionsgenossenschaften aber unternehmen erstens nur einen relativ untergeordneten Teil dessen, worauf es ankommt, und lassen zweitens ein gewisses obligatorisches Moment vermissen, welches die Erfüllung der Haupt-Aufgabe (Ausschaltung bezw. Unschädlichmachung aller privaten Gewinnsucht) auch erst ermöglicht. Was zu dem Zwecke geschehen müßte, wäre das folgende:

Erstens müßte von vornherein und obligatorisch alles überhaupt verfügbare Kapital zusammengelegt werden, wofür jedem Einzelnen ein vorläufig unantastbar abgegrenztes und jederzeit frei zugängliches Guthaben bei der Zentralkasse zu eröffnen und in einer den verwaltungstechnischen Vorteilen entsprechenden Höhe zu verzinsen wäre.

Zweitens müßte alle Wohltätigkeit und familiäre wie soziale Fürsorge seitens der Mitglieder ehrenwörtlich verpflichtet werden, sich fortan nur im Rahmen der Genossenschaft zu betätigen, auf dem bequemeren, dabei absolut reibungslosen und zielsicheren Wege einer freiwilligen Abtretung vom Guthaben an die Gesamtheit der übrigen, deren jedes dadurch prozentual zur Höhe der Selbsteinzahlung anwächst — Betätigungsbedingungen, unter denen überdies die Fürsorge an sich ein Maximum des Möglichen erreichen müßte, statt wegen Unsympathischkeit der Prozedur auf ein Minimum beschränkt zu bleiben.

Drittens müßte für den Ausnahmefall besonderen Bedarfs wo nötig, gegen Genehmigung einer Begutachtungskommission) auch über den Betrag des jeweiligen Guthabens hinaus eine Beanspruchung der Zentralreserve gestattet werden, in der Form unverzinslichen Kredits, wobei das Risiko von der Gesamtheit und zwar natürlich auch dieses prozentual (zur Höhe der jeweiligen Guthaben: Selbsteinzahlung plus Zuwachs) zu tragen wäre. Damit wäre eine so gut wie absolute Sicherstellung jedes Einzelnen erreicht.

Viertens müßte innerhalb der Genossenschaft von vornherein Unentgeltlichkeit aller Leistungen von Person zu Person obligatorisch gemacht werden und gleichzeitig Bevorzugung gleichwertigen innergenossenschaftlichen Angebots sowie Berücksichtigung jeder (auch zunächst als Wunsch registrierter) innergenossenschaftlichen Nachfrage bei Produktion und Ausbildung, wofür ein universal-zentraler Bedarfs- und

Arbeitsnachweis (in Form laufender öffentlicher Buchführung bezw. Marktstatistik) zu schaffen wäre, und *wodurch* infolge der allseitigen Ersparnis an Reklame, Repräsentation und Sicherungsbetrieb das Maß der zentral verfügbaren Reservewerte (Kapitalien) eine geradezu unberechenbare Steigerung erfahren müßte, bis zu schließlicher Entbehrlichkeit alles privaten Geldes überhaupt und Überflüssigkeit fester Abgrenzung selbst der Zentralguthaben gegeneinander. Es würde nämlich dann der Zentralbetrieb, d. h. eine schrittweise möglich und empfehlenswert gewordene konsum- und produktionsgenossenschaftliche *Anlage* der Zentral*kasse*, sich allen Individualbetrieb organisatorisch *eingegliedert* haben, und dadurch in die Lage gekommen sein, die *Gesamtheit* des Verkehrs nach *außen* hin *zu vermitteln*. In größerem Maßstab durchgeführt wäre das der reale Idealstaat, im größten die reale Weltwirtschaft und der Weltfrieden.

Zum Schluß sei nur noch mitgeteilt, daß der praktische Ansatz zu einer solchen Entwickelung bereits vorliegt; wer eine genauere Darstellung und Begründung wünscht oder das Nähere über die Bedingungen der Beteiligung erfahren will, die ja einem jeden, sei er Angestellter oder Kapitalist, risikofrei die glänzendsten persönlichen Vorteile in den Schoß zu werfen verspricht, wende sich unter Beifügung von 10 ₰ in Postwertzeichen für Zusendung nötiger Drucksachen an die „*Zentralstelle der Neutralpartei, Berlin-Halensee*“.

Kunst-Rundschau.

Von W. St.

Zu Rilkes Rodinbuch.

In seinen Niederländischen Briefen (erschienen 1834) erwähnt Schnaase, wo er vom Geist des 17. Jahrhunderts spricht, neben der exakten Forschung, der scharfen Erfassung des Einzelnen, das Bestehen einer mystischen Strömung, und er findet, den beiden Richtungen liege ein Gemeinsames zugrunde: „Überall sehen wir das Gefühl der Abhängigkeit von den leblosen Dingen, deren auch sonst nicht unwirksame Macht gerade durch die genauere Kenntnis, durch den häufigen Umgang mit ihnen einen zauberischen Schein erhielt; sie wurden gleichsam geistige Gestalten, welche anhaltende, liebevolle Betrachtung verdienten.“

Mit solch einem starken Gefühl für das Leben der Dinge begabt, sucht *Rilke**) uns an *Rodins* Werk heranzuführen. Und es sei gleich herausgesagt: der Kunst dieses Dichters ist gelungen, den namenlosen Stil von Rodins Plastik faßbar zu machen. Wo jede kunstkritische Analyse versagen mußte, gibt Rilke uns die Nähe des Künstlers so intensiv, daß die Welt seiner Gestalten fast mit Gewalt sich uns erschließt.

Wenn ich an ein Wort Schnaases anknüpfte, geschah es nicht allein, weil etwas darin ausgesagt ist, was unsere jüngste Entwickelung wieder bestätigt. An Schnaase wurde ich auch sonst bei der Lektüre des Rilkeschen Buches vielfach erinnert. Nicht durch das Stoffliche und ebensowenig durch die Gesamtanlage. Rilke hüllt uns mit dem Wohllaut seiner Wortkunst völlig ein in ein Gewand sensueller Abstraktion, er stellt uns zum Werke und läßt es einsam werden um das Ding und den Schauenden, und erst wenn beide sich durchdrungen, entläßt er uns aus dieser Isolierung in den Strom des lebendigen Ganzen; während Schnaase wesentlich Historiker bleibt. Nein, hier liegt nicht das Verwandte. Sondern

*) Auguste Rodin von Rainer Maria Rilke. Mit 96 Vollbildern. Leipzig, Inselverlag.

es liegt in der Gesinnung dem Künstlerischen gegenüber, die sich heute langsam wieder Bahn bricht. Seit Jacob Burckhardt war es auch dem Laien selbstverständlich geworden, mit Prinzipien an die Kunst heranzutreten. Da galt es z. B., die Überlegenheit des Klassischen an den Kunstwerken zu demonstrieren. Oder man machte sich im Anschluß an die Wiener Schule anheischig, an der Hand der Entwickelung die Weltherrschaft des Impressionismus zu beweisen. Wer all die widerstreitenden Tendenzen in der Literatur verfolgte, mußte zum Schluß kommen: die Kunst ist tot, es lebe die Kunstgeschichte. Schnaase konnte Historiker sein, ohne die Kunst einer These zu unterwerfen. Wir wollen es begrüßen, daß neuerdings sich Zweifel regt, ob die Polemik der Fachgelehrten wirklich den Weg zum Kunstwerk bahne.

Den Zweiflern aber ist es zu wünschen, daß sie zum „Rodin" von Rilke greifen. Ich wüßte keinen neuern über Kunst Schreibenden, der mit diesem Mut zur Geistigkeit die Werke eines Künstlers in den Zusammenhang des Lebens zu rücken verstünde. Bei Rilke ist wieder das große Staunen wirksam, die Demut vor dem, was über unsern Tag hinausweist. Sie macht ihn beredt, ohne daß seine Rede darüber den mühevollen Dienst der Hand, die den Meißel führt, vergäße. Ein Satz aus seinem Buch, der Zeugnis davon ablegt, möge diese Betrachtung beschließen:

„Denn, ob etwas ein Leben werden kann, das hängt nicht von den großen Ideen ab, sondern davon, ob man sich aus ihnen ein Handwerk schafft, ein Tägliches, Etwas, was bei einem aushält bis ans Ende."

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

OneeeuOeMmalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertsiebenundvierzigster Band
z8. Jahrgang : 191z : Oktober-Dezember
Schlefische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. eteln»««. Velth»ld e»tter. <l>lM1ch«K.»,H!>fbuchhllndI. cK»ln, H basselb»lch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
«.«, Fr!h«, I>iKl»ll!s Iluy»!s. I»c»t D,b»»d Vnchhdlg. ÄWI»m, H M»lg»t«. Internat, Vuchhandl, Ott» ««ll.
fUr dl« Vinilnzen in Lchnxden und In Dänemark: Ve»l« «!>r. Urs!«» »«chl»lge», <l«p«nl,««»«.
für die Lchweiz: »laden,, «ntiau. u. »uchftandlun« v. »»n ««««««, Jülich I.
Ven«r»lV«rtiewng für Holland: W.P. »an«l»cku« und ««!>n, H»««, «u!l«nh«f36.
»«r »uchhllndlerllch« Veltrieb für Rußland bei der Veftlllch»ft «. v. »«M» ßofbuchhandlunaen ln «p«<«»«»««:
l!»«Uim7^ N»»r 18 ». «s»«lll I>l<>«pe!!t 13, ««»»»«: Lchmledebrücke 12 u. Zli»ed»v^» 22.

Inhalt des 147. Bandes:

Oktober / November / Dezember 191z

> », >! j ' »

Schlesische Buchdruckern v. S. Schottland«, Breslau.

EmeKuOeMmochM
Begründet von Paul kindau
Herausgeber: Pwsessor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laen der, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin >ss.io Budapest Kopenhagen
«. F. etelnack«. V«lth»ld Lutt«. »rMIch« K.K, H»stuchhandl. «l»l«» «l basselbalch.
Stockholm Christian« London Konstantinopel
l.«, Flitz«, I.Ibn>irIs Ilu?»Is. Hu»» Dyl»»»» Vuchhdl». llMiam» K!!l»l»»t«. Internat, Vuchhandl. 0U» K«ll.
fill dl« Provinz«! l n Vchnxdn, und In DlnnnarK: «<«»g «hl. Ulfin» »«chl»!«»«, <l«p«nh«g««.
fill «« Schn«!,: «««,««. «ntt««. «. »uch!l«n»lun« «. »«n «,»««n, güllch I.
«<n«r«lv«itiewng fUr solland: l».V. v«»«l«,l«« «n» ««lin. H«««» Vultnch«k3s.
D« bnchhsndlerllch« Veltlieb für Rußland bei der <l>«l«llfch»ft «. v. W»lff» y»fbuchhandlung«n in ist«»«»»»«»«:
L»stlim^ ll»nr 18 ». Ke»M ?i.»«?slit 13, «««,n»: schmi«debrück« 12 u. sll»eduv^H 82.
38. Jahrgang. Band 147. Heft 469 Oktober 1913

Oscar S. Straus,
ehemaliger Botschafter der Vereinigten Staaten in Konstantinopel:
Der amerikanische Geist.

Über den Geburtstag Washingtons sind über 180 Jahre dahingegangen. Was bedeutet indes ein solcher Zeitraum im Vorwärtsschreiten des Menschentums? Nicht mehr, als eine kurze Spanne. Wir dürfen einen besonderen Segen für uns in der Tatsache erblicken, daß unsere ganze Geschichte ein offenes und leicht lesbares Buch ist, dessen Berichte weder durch Alter verdunkelt, noch durch Tradition verschleiert sind. Die Lebensbilder der Väter sind in den Rahmen der Wirklichkeit gesetzt; und so lange wir ihr Andenken wach erhalten, werden sie uns in unseren patriotischen Bestrebungen leiten, das Staatsschiff mit dem Lichte ihrer Erfahrung, ihrer Weisheit und ihres Fernblicks zu steuern. Ein Irländer soll einmal bei einem Besuche des britischen Museums vor Neros Denkmal den Hut gezogen und dies damit erklärt haben, daß er fürchte, der alte Knabe könne wieder einmal zu Macht gelangen. Heute ziehen wir voller Verehrung vor Washington den Hut, in der Hoffnung und im Gebet, daß er von Geschlecht zu Geschlecht in seiner nachhaltigen Wirkung verbleibe.

Jedes Geschlecht hat seine eignen Probleme zu bewältigen, und von der Richtigeit ihrer Lösung hängen die Festigkeit und die Wohlfahrt des Staates ab. Die Prüfungen des Mißgeschicks fielen den Vätern zu; die Prüfungen des Wohlergehens sind unser. Ihr Schicksal war, die Grundsteine der Freiheit unter volkstümlicher Regierung zu legen; das unsrige ist, diese Freiheit unter den stets wechselnden Bedingungen, welche dem Anmarsch der Zivilisation begegnen, zu bewahren. Seit dem Tage, da Washington durch einstimmige Wahl der Vertreter der Nation zum ersten ausübenden Beamten der Republik ernannt worden ist, ist die Bevölkerung von weniger als 4 Millionen zu 69 Millionen auf unserem Kontinent gewachsen; unsere Inselbesitzungen sind hierbei außer Betracht gelassen. An Territorium haben wir uns in dieser Zeit von 13 spärlich bevölkerten, dem atlantischen Ozean entlang gelegenen, seebespülten Staaten zu einem Reiche entwickelt, das von Ozean zu Ozean, von den großen Seen zum Golf reicht. Wir haben die Macht des Menschen hundertfach durch Dampf, Elektrizität und Wasser vergrößert, die Ergiebigkeit der Erde vervielfacht, und

die Lebensdauer durch Erforschung der Ursachen von Krankheit und Vorbeugungen gegen Epidemien verlängert. Diese und unzählige andere Erfolge sind Siegesmerkmale der verflossenen hundert Jahre; die meisten derselben sind während der Lebenszeit vieler derjenigen errungen worden, die noch heute im Streben und in hoffnungsfreudiger Ausschau nach ergiebigerer Verwendung der Naturkräfte für die Dienste des Menschentums mittätig sind.

In allen Zeitaltern und Klimaten ist der Ausbau eines bürgerlichen Gesellschaftssystems zur Vereinigung der Menschen unter irgend einer Form methodischer Verwaltung oder Regierung, die der Selbstsicherung oder dem Angriff dienen sollte, eine der hauptsächlichsten Maßnahmen des Menschen gewesen. Unter allen Systemen — ob unter Häuptlingen, Tyrannen, Oligarchen, Königen, Kaisern, Zaren, ob in Form von Stämmen, Geschlechtern, Staaten oder Nationen — sind Freiheit und Wohlfahrt des einzelnen Individuums zum guten Teile Abwehr- oder Angriffszwecken, zur Verherrlichung oder Sicherheit von Herrschern, Dynastien und bevorzugten Klassen geopfert oder unterstellt worden.

Die fruchtbarsten Kriegsursachen sind Rassenhaß, nationale Erbitterung und religiöse Feindseligkeit gewesen. Kirche und Staat waren in jedem, zivilisierten oder unzivilisierten, Staate so eng verbunden, daß sie die Welt in ständigem Widerstreit hielten, und Patriotismus zum Deckmantel für Verfolgung und Verfolgung zum Merkmal für Patriotismus machten. Hierzulande, in dieser Stadt, wurden vor 276 Jahren die roh gehauenen, aber unverkennbaren Grundblöcke niedergelegt, auf denen zum ersten Male eine politische Gemeinschaft aufgebaut wurde, welche nicht allein die Kirche vom Staat trennte, sondern auch jedem ihrer Mitglieder bedingungslose Gewissensfreiheit sicherte. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben", und „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst", diese zwei Gebote wurden zum ersten Male richtig gedeutet und richtig angewandt durch einen zweiten Moses, — den Apostel des amerikanischen Systems einer freien Kirche in einem freien Staate, — den unsterblichen Roger Williams. Er heiligte diese Stelle, diese Niederlassung der Vorsehung als „eine Zufluchtsstätte für die Armen und Verfolgten entsprechend ihren verschiedenen Glaubensbekenntnissen", wo „alle Menschen wandeln mögen, wie ibr Gewissen sie treibe, ein jeder im Namen seines Gottes". Im Lichte der Entwickelung gesehen, welche diese Gründung auf unserem Kontinent und anderwärts geschaffen hat, war sie die segensreichste Tat zur Förderung der Wohlfahrt der Menschheit, welche die bürgerliche Gesellschaft je in der Geschichte einem Eroberer, Könige oder Kaiser zu danken hat.

Ich bin nicht der Ansicht, daß ohne das Eintreten Roger Williams und des Rhode-Island-Geistes religiöser Freiheit die Garantien unter unseren 8tato l»n6 ?eäeral lüoli»titntiou» in irgend einer Beziehung andere oder weniger ausgiebige wären. Es ist indessen eine Tatsache, daß der Geist Rhode-Islands,

der das materielle Gedeihen und das geistige Glück der Kolonie förderte, einen weitreichenden Einfluß auf die anderen Kolonien ausübte; er hat das Volk davon überzeugt, daß die Trennung von Kirche und Staat weder zu bürgerlicher Anarchie, noch zur Aufhebung der Religion führe; er hat zugleich einen pädagogischen Wert für die Erziehung der Volksmeinung für die völlige Trennung von Kirche und Staat als die einzige in Übereinstimmung mit wahrhafter demokratischer Gleichheit und der Freiheit des Einzelindividuums stehende Verfassungs, form gehabt. Religiöse Toleranz in dem römisch-katholischen Maryland und der anglikanischen Kolonie von Virginia mit ihrem bedeutenden Kontingent Andersgläubiger hat wesentlich zum Erfolg beigetragen.

Zwischen der Begründung religiöser Freiheit und der der politischen, zwischen dem Freiheitsbrief Rhode-Islands und der Unabhängigkeitserklärung, lagen nur 113 Jahr; aber es waren Jahre wundervollen Wachstums und mächtiger Entwickelung von Freiheitsidealen in einem jungfräulichen Boden. Der kleine, in Rhode-Island eingewurzelte Schößling war zu einer majestätischen Eiche ausgewachsen, deren Zweige sich über 13 Staaten breiteten; in ihrer Kraft und Größe bildete sie ein Sinnbild dafür, daß religiöse und bürgerliche Freiheit eins und unzertrennlich sind. Der Unabhängigkeitskrieg war von der ausgesprochenen Hoffnung und Absicht beseelt, individuelle Freiheit breiter zu gestalten und zu sichern; diese Hoffnung wurde von weisen, mit prophetischer Regierungsklugheit begabten Männern in dem Charter unserer verbündeten Einheit, der Konstitution der Vereinigten Staten, zur Verwirklichung gebracht. In der Einleitung der Konstitution lesen wir, sie sei angenommen worden „zur Sicherung der Segnungen der Freiheit für uns selbst und unsere Nachkommenschaft". Im Gegensatz zu den geschichtlichen Republiken, welche Regierungsformen von Stadtstaaten oder umschriebenen Gebieten darstellten oder undemokratische Republiken aristokratischer Klassen waren, blieb es unsern Vätern vorbehalten, eine demokratische Republik für gleiche Rechte aller Menschen zu errichten und ihre Grundfesten auf die breite Basis eines gemeinsamen Menschentums zu stellen. Damit die demokratische Regierungsform die Irrtümer alter Republiken vermeide und ihren Unglücksfällen entgehe, anderseits aber der Regierung eines Kontinents mit immer anwachsender Bevölkerung angepaßt werde, wurde das Repräsentativsystem für jede Einheit und für das Ganze angenommen, so daß der Regierungskörper gleichsam eine verkleinerte Photographie des Volkes in dessen einzelnem und gemeinsamem Umfang wurde.

Allgemeine Wahl hat, wie die Willensfreiheit, ihre Fallen und Gefahren; sie verschärft die prophetische Mahnung, daß „ewige Wache der Preis der Freiheit" sei. Zu keiner Zeit unserer Geschichte ist diese Wache strengere Pflicht des Volkes dieses Landes gewesen, als jetzt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Regierungsformen in keiner Zeit der Geschichte sorgsamerem Studium und gewissenhafterer Analyse unterworfen worden sind, als es von der Seite der Väter

unserer Republik und den Mitgliedern der Konvention, welche die Konstitution durchberaten und geformt haben, geschehen ist. Die Republiken alter und moderner Zeit wurden einer Zergliederung und der strengsten Durchforschung ihrer unterscheidenden Merkmale ausgesetzt, um die wahren Ursachen ihres Verfalls und Niederganges zu ergründen; der Föderalist ist ein Denkmal dieses Studiums.

Daß eine volkstümliche Regierung der Verderbtheit und dem Mißbrauch unterworfen ist, erkennen wir voll an. Wir haben stete Erinnerungsmomente und Beispiele dafür in Überzahl; und zwar keine fruchtbareren, als in unserer munizipalen Verwaltung und den verderblichen Machtgewalten der „dos»es", die sich bereichern, indem sie die willigen Werkzeuge räuberischen Reichtums werden, der ihnen die Mittel gibt, die Wahlmacht vom Unwissenden und Verderbten zu erkaufen. Das ist nicht der Fehler unseres demokratischen Systems, sondern das liegt ausschließlich an der Vernachlässigung der Bürgerpflicht auf seiten des Durchschnittsbürgers, so daß die Regierung, welche die Vertretung der höchsten Interessen des Volkes sein sollte, einer Verschwörung gegen jene Interessen zur Beute fällt. Zu keiner Zeit aber und in keinem Staate, in dem solche Mißbräuche aufgetaucht sind, haben sie gegen das wachgerufene öffentliche Gewissen der Wählerschaft standhalten können; diese Tatsache ist in sich selbst der beste Beweis dafür, daß der Fehler nicht am System, sondern ganz einfach und allein an der Wählerschaft liegt.

Wir weisen mit Stolz auf unsere ungeheuren Hilfsquellen, unseren Reichtum, unsere Bevölkerung, unsere nationale Größe und innere Kraft hin. Eine übertriebene Hingabe an Bescheidenheit und Demut ist niemals ein amerikanisches Charakteristikum gewesen; unsere patriotischen Festtage haben ein Selbstbewußtsein und ein Gefühl des Selbstvertrauens erzeugt, die — ob auch im Auslande streng kritisiert — in unseren Errungenschaften und unserer Geschichte ausgiebige Unterstützung finden. So lange wir den Geist, der uns in der Vergangenheit geleitet hat, lebendig erhalten und ihn auf Probleme verwenden, die uns vor Augen stehu, können wir getrost auf unsere Fähigkeit bauen, eine Lösung zu finden, welche unserer Größe entsprechend unsere wahre nationale Bedeutung stärken wird. Kein größeres Unglück kann eine Nation heimsuchen, als daß sie sich von aller lebenden Verbindung mit ihrer eigenen Vergangenheit abschneidet, wie Frankreich es in seiner Revolution getan hat. Wir haben den Einwanderer und vor Verfolgung und Intoleranz Flüchtigen von allen Nationen freiherzig aufgenommen, ihm die Menschenrechte übertragen und ihn in unser politisches System eingebürgert. Diese Einwanderer haben alle unsere Industrien offen, ebenso sind die öffentlichen Schulen für ihre Kinder unentgeltlich; und welcher Art Ubelstände auch immer der durch ihre Zahl verursachte Andrang von Zeit zu Zeit im Gefolge hatte — sie sind lediglich temporäre; sie verschwinden in dem großen Schmelztiegel der Assimilation und der patriotischen Hingabe an die Segnungen amerikanischer Freiheit.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die neuen Ankömmlinge in jeder Krise unserer Geschichte, im Frieden und im Kriege, zu unserer ökonomischen Wohlfahrt und der Unterstützung der Regierung, sogar über ihre Quote hinaus, beigesteuert haben. Das Kriegsministerium schätzte in einem, 1905 veröffentlichten Memorandum die Gesamtzahl der während des Bürgerkrieges in Militär- und Flottendienst der Vereinigten Staaten eingegliederten Personen auf 2 213 385; von dieser Zahl war, entsprechend dem im Jahre 1908 vom Vorsteher des statistischen Bureaus, O. P. Austin, nach allen zugänglichen Daten vorgenommenen Abzug, der Prozentsatz von Personen ausländischer Geburt nicht weniger als 20, und nicht mehr als 25. Demnach war die Gesamtzahl der Personen ausländischer Geburt, die während des Bürgerkrieges im Bundesdienst standen, annähernd eine halbe Million. Präsident Lincoln erwähnte in seinen Botschaften wiederholt mit Dankesgefühl die große Hilfe, welche die neuen Ankömmlinge dem Lande geleistet haben, und in seiner Jahresbotschaft von 1864 sagte er: „Ich betrachte unsere Einwanderer als einen der hauptsächlichsten nachfüllenden Ströme, welche von der Vorsehung bestimmt sind, die Verwüstungen inneren Krieges und dessen Zerstörung von nationaler Kraft und Gesundheit auszugleichen."
Das amerikanische Ideal von der Freiheit des Individuums umschließt das Recht der Zuwanderung. Das wurde von Anfang an anerkannt; durch den Akt vom 27. Juli 1868, der in den revidierten Bundesstatuten Aufnahme gefunden hat, ist vorgesehen: „Das Recht der Erpatriierung ist ein natürliches und angeborenes Recht eines jeden, das für den Genuß der Lebensrechte, der Freiheit und das Suchen nach Glück unerläßlich ist . . . Deshalb wird jede Erklärung, Anweisung, Meinung, jeder Befehl, jede Entscheidung jedes Beamten der Vereinigten Staaten, die das Recht der Erpatriation versagt, einschränkt, beeinträchtigt oder in Frage stellt, als mit den Grundprinzipien der Republik für unvereinbar erklärt." Erst neuerlich, Dezember 1911, hat es sich darum gehandelt, die Heiligkeit und Solidarität unseres Bürgertums im eigenen Lande und im Auslande aufrecht zu erhalten und zu bewahren. Es galt, Rußlands willkürliche unterschiedliche Behandlung gewisser Klassen unserer Bürger auf Rassengrundlage hin und anderer Klassen auf Grund der Religion — eine Behandlung, welche den ausgesprochenen Bedingungen unseres Handelsvertrages von 1832 entgegenlief — zu verhindern; und unsere Regierung kündigte Rußland den Vertrag; derart kennzeichnete sie nachdrücklichst unsere historische Stellung und erklärte, daß wir, wo auch immer menschliche Interessen mit materiellen zusammenfließen, die Menschenrechte über Eigentum stellen, „den Menschen über den Dollar".
Wir sind eine kommerzielle Nation, aber keine kommerzialisierte. Der amerikanische Geist ist im Frieden und im Kriege ein Geist der Freiheit und der Humanität. Mit einziger Ausnahme unseres Krieges mit Meriko vielleicht, ist kein Krieg von uns je unternommen worden, es sei denn zur Verteidigung von Menschenrechten. Für sie nahmen wir den Krieg mit Groß-Britannien im

Jahre 1812 auf, ebenso den Bürgerkrieg von 1861 und den Krieg mit Spanien
im Jahre 1898.
Um diese Rechte in Frieden und Freundschaft zu sichern, waren wir die ersten
unter den Nationen, welche die Sache des Schiedsspruchs, wie auch die Errichtung
des Haager Schiedsgerichtshofs förderten. Unter Inspiration und Führerschaft
des Präsidenten Taft haben wir Schiedsgerichtsverträge für alle internationalen
Differenzen, unter Einschluß von Ehrenfragen und Fragen von vitalen Interessen,
mit Groß-Britannien und Frankreich geschlossen. Unser Ruhm und unsere der
Menschheit geleisteten Dienste werden bei weitem größer und von längerer
Dauer sein, als die Lorbeeren, welche entscheidende Weltschlachten den siegreichen
Nationen gewähren, wenn wir beim Abschluß dieser einzelnen Perträge nicht stehen
bleiben und hierdurch den Weg weisen, auf dem wir die Nationen von den
Schrecknissen des Krieges unter die Majestät des Gesetzes bringen. Dann wird
es wirklich wahr werden, was Sumner prophezeite: „Das Vorbild der Ver-
einigten Staaten wird für die Eroberung der Welt mächtiger sein, als Armee
und Flotte."
Wenn wir zum Schlusse die großen Epochen unserer Geschichte von den
frühesten Zeiten bis auf unsere Tage zusammenfassen, so sind es diese: Die Begrün-
dung religiöser Freiheit, die Sicherung unserer politischen Unabhängigkeit, die
Bildung einer Bundesrepublik unter einer festgelegten Konstitution, die Ab-
schaffung der Sklaverei und die Erhaltung der Union, die Belebung der Prin-
zipien sozialer Gerechtigkeit und unsere Führerschaft in der Förderung des
Schiedsgerichtswesens, des Weges zum Frieden unter den Nationen. Das sind
die rühmlichen Beiträge unseres Landes zur Wohlfahrt seines Volkes und der
Menschheit.
Mit diesen Ausführungen des amerikanischen Staatsmannes, die das erste
Kapitel seines jüngst erschienenen Buches: „^lip .^lueric.au ßpirit," bilden,
vergleiche man die nachfolgenden Beiträge des früheren Präsidenten der Har,
vard-University, Dr. Ch. W. Eliot, und die Antwort des bekannten deutsch-
amerikanischen Philosophen Hugo Münsterberg von der Harvard-University.
Die Amerikaner waren einstmals unsere Schüler. Jetzt treten sie vielfach als
Lehrer auf. Osear S. Straus, der dreimal amerikanischer Botschafter in
Konstantinopel und zuletzt Handelsminister unter Taft war, gehört zu jenem
Typus des „königlichen Kaufmanns", der seine Mußestunden wissenschaftlich-
literarischen Neigungen widmet. In England ist dieser Typus seit George
Grote heimisch. Grote gehörte einem allerersten Bankhause der City an, und
schrieb im „Nebenberuf" seine „Nistor? «t Oreece", die uns auch in einer sechs-
bändigen deutschen Ausgabe zugänglich ist. Oscar S. Straus stand einem Welt-

hause in New» ork vor, was ihn nicht hinderte, als aktiver Staatsmann an sichtbarer Stelle hervorzutreten und daneben Werke wie ,,1°de orißiu ot Itevudlieau I'orm ot Ooverumeut in tdo Huiteä ßtates", „Ito^er V^illmius, tds ?iouier ot Itelißiou» I^idert^" usw. herauszugeben. Von den 23 Kapiteln seines neuen Buches haben wir mit gütiger Erlaubnis des Verfassers gleich das erste, das dem Buche die Richtung weist, hier wiedergegeben. Den politisch Interessierten möchten wir aber auch das zweite Kapitel „2umallitarin,u Divlomac:? ot tde Huiteä ßtate»" warm ans Herz legen.

Der Herausgeber.

Dr. Ch. W. Eliot,

Er-Prä'sident der Harvard-Universität:

Amerikas Dankesschuld an Deutschland.

Festrede.

Amerikas Schuld an Deutschland ist das mir zugedachte Thema. Ich soll hauptsächlich über die Schuld im Erziehungswesen sprechen. Amerikas Verpflichtungen gegen Deutschland sind in der Tat große und tiefgehende; sie beziehen sich auf Literatur, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Religion. Diese sind von dem einen Lande zunächst durch Einzelpersonen ins andere übertragen worden. Pioniere gingen von Amerika hinüber, um im deutschen Lande, nachdem sie hier eine Teilerziehung genossen hatten, gründlicher und tiefergreifend zu studieren. Diese Errungenschaften kamen dann aber auch von Instituten, jenen deutschen Universitäten, welche die ersten amerikanischen Studenten im ersten Teil des 19. Jahrhunderts bezogen; und doch wie reich, wie frei, wie stark waren sie! Ich entsinne mich einer Gruppe junger Männer, die im ersten Fünftel des 19. Jahrhunderts aus der Nähe Bostons an eine deutsche Universität zog. Einer unter ihnen war George Tichenor, der hernach der Historiker der spanischen Literatur und der Autor des noch heute besten Buches über dieses Thema wurde. Ein anderer war Geo. Bancroff, der nach seiner Rückkehr zuerst Lehrer, dann Verfasser der Geschichte der Vereinigten Staaten und dann später amerikanischer Botschafter in Berlin wurde. Ein Dritter war Frederick H. Hedge, auch aus Neu-England stammend, der in späterer Zeit zuerst Minister und dann Professor deutscher Literatur an der Harvard-Universität wurde. Das war eine Gruppe von drei Männern, die voll von intellektueller Eroberungslust nach Deutschland zogen, um alles, was sie an Literatur, Wissenschaft oder Kunst finden konnten, sich anzu»

eignen. Sie bestrebten sich, die erzieherischen Institutionen Deutschlands zu studieren, in der Hoffnung, wertvollen Samen und gute Früchte heimwärts zu tragen, welche hier, in diesem verhältnismäßig unentwickelten, handelsbeflissenen Lande mit seinen vielfach von ungemessenen Wildnissen kaum abgegrenzten Gebieten zur Anpflanzung kommen könnten. Und was heimsten sie nicht alles ein! Sie brachten verschiedene Wissenschaften, mannigfache Fertigkeiten nach Hause. Die Vielfältigkeit von Wissen, die an den deutschen Universitäten in dieser frühen Zeit zu erlangen war, war ihnen etwas Staunenswertes, unbeschreiblich reich und mannigfach; zudem zeigten sie zu gleicher Zeit dem Amerikaner jene edle deutsche Politik akademischer Freiheit, einer Freiheit, die dem Studenten wie dem Lehrer im gleichen Maße galt. Sie beobachteten den Aufbau der deutschen Universität, ihre Gliederung, ihren Formenbau; sie brachten die Kenntnis der Institution heim, welche damals auch in Deutschland noch jung war, der großen Lehrsätze, die aus der deutschen protestantischen Reformation keimten, sich aus einer Saat entwickelten, welche zu dieser Zeit in Deutschland von Deutschen angepflanzt worden war. Zuerst Volkserziehung, allgemeine Bildung, die dem Einzelnen Verantwortlichkeitsgefühl einpflanzte, dann bürgerliche Freiheit, Freiheit in Industrie, Gesellschaft, Regierung, Freiheit mit gesetzlicher Ordnung. Diese zwei großen Prinzipien haben im protestantischen Deutschland ihren Aufstieg genommen, und Amerika ist der größte Benefiziat dieser Lehre gewesen.

Jenen Pionieren von Neu-England ist nun ein großer Strom amerikanischer Jünglinge gefolgt, welche hinüberzogen, um an den deutschen Universitäten jene Erfahrung zu vergrößern, neue Beobachtungen zu machen, die Lehren der Wissenschaft aufzunehmen, zu lernen, tief, gründlich und scharf zu denken. Und dieser Strom ist rückwärts über unser ganzes Heimatland geflossen und hat es mit deutschem Denken und deutscher Methode befruchtet.

Und diese Männer, die nach Tausenden zählen, haben noch ein Anderes von Deutschland nach Hause gebracht, nämlich den Geist wissenschaftlicher Forschung, der jetzt in der gleichen Methode und im gleichen Geiste auf allen Gebieten des Wissens zur Entwickelung kommt. Wissenschaftliche Forschung ist von Tausenden amerikanischer Studenten und Lehrer in Deutschland erworben worden. Bedenken wir, welch' eine intellektuelle Gabe Deutschland hiermit Amerika dargeboten hat! Es ist wohl wahr, daß Amerika Deutschland, England, Frankreich und Italien für diesen vollendeten Geist und die Methode der Forschung verpflichtet ist; Amerika schuldet indes Deutschland deshalb mehr, als allen genannten Ländern, weil der Umfang deutscher Forschung größer und breiter ist, als der in irgend einem der genannten Länder sichtbar gewordene.

Es gibt noch ein weiteres Band, das Deutschland und Amerika vereinigt und einmal, wie ich glaube, in eine Phase praktischer Greifbarkeit treten wird. Die teutonischen Völker legen einen höheren Wert auf Wahrheit in Rede, Gedanken und Handlung, als irgend welche andre Völker. Deutschland und

Amerika, England, Skandinavien und Holland sind in diesem Betracht eins; sie alle lieben Wahrheit, suchen sie, werben um sie, sie achten den Mann, der selbst zu seinem eigenen Schaden wahr spricht und handelt.

Bacon, der Engländer, sagt von der Wahrheit: „Sie ist das erhabenste Gut der Menschennatur". Wohlan, das ist, was alle Teutonen glauben. Sie lieben die Wahrheit, werben um sie, sie wollen ihre Handlungen auf Tatsachen, nicht auf Einbildung, auf Wahrheit, bewiesene Wahrheit, nicht auf Phantasie gründen. Ich behaupte: hier ist ein Verbindungsband gefunden, eine wirkliche Gleichheit von Geist, eine Gemeinsamkeit von Hingabe, von Verehrung unter allen teutonischen Völkern. Wollen wir hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit diese gemeinsame Verehrung und Hingabe in gemeinsamer, segensreicher Handlung ihre Krönung finden wird.

Professor Hugo Münsterberg
(Harvard-Universität):

Deutschland und Amerika.

Antwvrt auf die Festrede von Eliot.

Unsre zwei großen Universitätspräsidenten haben zu den jungen akademischen Geschlechtern Amerikas in äußerst eindrucksvollen und erhebenden Worten über deutsche Gelehrsamkeit im Laufe des Jahrhunderts gesprochen. Sie hinterließen für mich das Gefühl, daß die Universitätspräsidenten, wie gewöhnlich, etwas vor uns Professoren voraushaben, indem sie mir nichts übrig gelassen haben; wollte ich doch gerade über jenes Thema sprechen. Ich beabsichtigte, über jene Inspirationen zu sprechen, welche während des Jahrhunderts von jenen großen Philosophen und großen Gelehrten auf uns überkommen sind, wie sie zu ihrem Trieb, zu ihren Ideen, zu ihrer Forschungsweise gekommen seien usw. So bleibt mir denn offenbar kein anderer Weg, als die Vergangenheit zu verlassen und den gefährlicheren Boden der Frage zu betreten, wie es heute aussieht. Wir dürfen nicht vergessen, daß seit jenen Tagen, in denen Präsident Eliot und seine Freunde als junge Studenten die deutschen Universitäten bezogen, große Kriege geführt, große Industrien ausgebaut worden sind, Deutschland reich und stark geworden ist und für viele sich die Frage erhebt: Wie ist in der Wissenschaft dieser wunderbare Wechsel von den seltsamen alten Sitzen von Forschung und Poesie zu dem übermodernen Marktplatz, auf dem wir Lärm und Gedränge finden, vor sich gegangen? Wir hören hier sehr oft die Stimmen derer, welche mit einer gewissen Herablassung über modernes, deutsches Gelehrtentum sprechen.

Wir treffen Bewunderer des französischen Glanzes, die behaupten, deutsches Gelehrtentum entbehre heute der Gedankenfeinheit und -schärfe; ebenso Freunde englischer Kultur, denen deutsches Gelehrtentum eng und pedantisch ist; zuletzt stürmische Pioniere westlicher Wissenschaft, die deutsches Gelehrtentum für zu unpraktisch, zu abstrakt erklären. Nun wohl! Ich bin davon überzeugt, daß ein guter Teil dieses Tadels mehr auf Erörterungen von unbeholfenen Anfängern, als von Meistern hinausläuft. Trotzdem ist es leicht zu verstehen, wie im Augenblicke, da hierzulande die nämliche Unabhängigkeit von dem staffelweise aufsteigenden Schulwesen deutschen Vorbildes einsetzte, ein gewisses Mißtrauen aufstieg, eine Reaktion gegen die alten Lehrmeister sich erhob. Zudem muß anerkannt werden, daß Deutschland heute nicht so viele führende Gelehrtenzentren besitzt, wie vor 30, 50 oder 100 Jahren. Die Entfaltung politischer und ökonomischer Energien hat die zugänglichen Quellen der Führerschaft untergraben, ja es darf geradezu behauptet werden, daß die Wissenschaft in unsern Tagen sich nicht mehr auf das einzelne Genie, sondern eher mehr auf Zusammenarbeit zu stützen hat. Die Methoden industrieller Wirksamkeit haben auch in gewissem Maße die Verjüngung gelehrter Kreise behindert, und vor allem hat der Abstand des amerikanischen vom deutschen Gelehrtentum eine immer größere Minderung erfahren und ist auf vielen Gebieten ganz geschwunden. Wenn dies alles aber auch anerkannt wird, bleibt immer noch eine Überzeugung, ein Element im deutschen Gelehrtentum auch heute übrig, das immer noch einzig geartet ist und nahezu unnachahmbar zu sein scheint. Ich glaube, es ist nicht eine Frage der Forschung, der Methode oder überhaupt irgend einer besonderen Artung, vielmehr etwas, das weit tiefer liegt. Als ich vor zwei Jahren Austauschprofessor in Berlin war, veranlaßte ich im Namen des amerikanischen Instituts bei 300 z. Zt. an deutschen Universitäten immatrikulierten Studenten eine Umfrage zur Feststellung, was sie am meisten an den deutschen Universitäten gefesselt habe, und worin sie den größten Nutzen von ihnen gezogen zu haben glaubten. Es war eine überraschende Erfahrung für mich, aus den Antworten der Studenten zu sehen, daß sie als den wichtigsten Teil nicht irgend einen Lehrgegenstand ansahen. Sie waren davon überzeugt, daß sie diesen in ihrer Heimat ebensogut hätten haben können. Alle aber behaupteten, es herrsche dort ein Element von Begeisterung für Wissen, eine Haltung studentischer Hingabe und ein Drang nach Gelehrsamkeit, die sie in ihrer Stärke niemals zu Hause gekannt haben; und ich glaube, ihr Instinkt führte sie den rechten Weg. Dieser treue Glaube an den Ewigkeitswert von Wissen und Gelehrsamkeit ist im letzten Grunde die geheime Quelle der deutschen Gelehrten-Errungenschaft. Die amerikanischen Studenten lesen gerade so viel wie die deutschen; unter den deutschen Studenten sind aber mehr solcher, die ein glühendes Verlangen nach Wissen in sich tragen, die alle ihre Hilfsmittel in Forschung senken und wundervolle Nächte in erregten Debatten über wissenschaftliche Probleme mit ihren Freunden verbringen.

Ich bin der Überzeugung, daß ebenso, wie jeder junge Künstler noch heute seine Wanderfahrt nach dem geheiligten Boden Italiens unternehmen muß, jeder junge amerikanische Student immer noch an die deutschen Universitäten gehen sollte; nicht, um ihre besondere Methode der Forschung oder irgend etwas anderes zu lernen, sondern um in Berührung mit jenem einzigartigen Geist zu kommen. Die Krone intellektueller Meisterschaft kann dieser Nation nur dann werden, wenn jener Geist einmal ihre intellektuelle Atmosphäre gänzlich durchdringen wird.

Vor einigen Tagen brachte eine führende Newvorker Zeitung einen Leitartikel über die Mißachtung, mit der die Amerikaner den Beruf der Lehrer, Gelehrten und Professoren bedenken. Die „Newvorker Times" wies darauf hin, daß der amerikanische Durchschnittslehrer und -Professor, nach amerikanischen Begriffen von Literatur, nicht ein notwendigerweise hervorragender, sondern ein Mann sei, der unpraktisch und nahezu grotesk sei. Der Hauptgrund hierfür — sagt die „Times" — ist offenbar die Überzeugung, daß die meisten Mitglieder dieses Berufs während ihres Lebens arm oder so gut wie arm bleiben, so daß die mehr unternehmungssinnigen und ehrgeizigen jungen Leute nicht in diesen ' Beruf wollen. Nun! Ich habe das Empfinden, daß dies ungerechtfertigt, stark übertrieben ist. Zu einem gewissen Teile mag dieses Vorurteil in bezug auf Schullehrer noch vorherrschen; aber die amerikanische Nation hat heute zu unterscheiden gelernt zwischen dem Schullehrer und dem produktiven Gelehrten, welcher der einzig wahre Lehrer einer wirklichen Universität ist; und die Kultur der Nation hat den Standpunkt erreicht, auf dem die öffentliche Meinung im ganzen wohl zu unterscheiden weiß zwischen jenen, die kein Geld verdienen, weil ihnen die Fähigkeit hierzu fehlt, und jenen, die kein Geld verdienen, weil sie viel wichtigere Dinge zu tun haben.

Wenn nun aber auch jene pessimistische Schilderung m. E. übertrieben ist, glaube ich nicht, daß jemand das Recht hat, abzuleugnen, daß ein Körnchen Wahrheit in ihr steckt. Gelehrtentum hat in unserm Lande noch nicht die Stellung erworben, die ihm gebührt. Es ist kein Zufall, daß die Stellung eines Universitäts-Professors lediglich durch ihren sozialen Charakter und öffentliche Anerkennung die feinsten und edelsten Geister stets angezogen hat; und ich bin der Ansicht, daß dieser Zustand gerade auf jenem Unterschied der Haltung gegründet ist. Es ist nicht eine Frage der Wirksamkeit und Errungenschaft von Forschung und Methode. Lediglich eine Frage der Haltung. So lange wie Gelehrsamkeit im ganzen von einem individuellen Gesichtspunkt betrachtet wird, können höchste Stellung und große Gelehrsamkeit nicht zur Gntwickelung gelangen. Dieser Gesichtspunkt gibt der Gelehrsamkeit die Bedeutung und wohl abgegrenzte Wirksamkeit, daß es für des Menschen Lebensarbeit nur dann von Nutzen sei, wenn es für den Einzelnen in seinen Errungenschaften und Kämpfen von Nutzen ist. In Deutschland herrscht gerade die entgegengesetzte Vorstellung.

Gelehrsamkeit, Schönheit und Sittlichkeit sind Werte in sich selbst; ihnen zu dienen, gilt als ein Ziel, das nicht in Anbetracht der Nutzbringung gerühmt wird. Die Amerikaner sind immer noch zu sehr der Gelehrsamkeit mit der Absicht zugeneigt, ihre Herren zu sein, während die Deutschen danach suchen, ihr zu dienen. Den Amerikanern ist Gelehrsamkeit ein Handwerkszeug, den Deutschen ein Altar. Den Amerikanern ist deshalb der Gelehrte ein Handwerker, den Deutschen ein Priester; Handwerker können nie die Führer einer Nation sein.
Nun könnten manche behaupten, dieses sei wohl die wirkliche Sachlage, wir haben sie aber hinzunehmen, wie sie ist; der deutsche Gesichtspunkt sei des Deutschen, der des Amerikaners des Amerikaners. Entspricht aber ein solcher Gedanke in der Tat unserm heutigen Gesichtspunkt bzw. der amerikanischen Nation? Die amerikanische Nation war lange Zeit mit einer willkürlichen Konstruktion amerikanischer Geschichte zufrieden, in der die englischen Abkömmlinge die Gastgeber und alle andern nationalen Elemente die Gäste waren, so daß die Gäste nur eine Pflicht hatten, die nämlich, sich zu assimilieren, die Gedanken des Gastgebers anzunehmen und ihrer Förderung beizustehn. Das ist wahr. Der Gedanke hat aber langsam eine Änderung erfahren; wir verstehen allmählich mehr und mehr, daß diese Nation eine Mischung all der starken Nationen ist, die nicht von gemeinsamer Vergangenheit, sondern von gemeinsamem Glauben an die Zukunft zusammengehalten wird, daß nicht England, sondern das ganze Europa amerikanisches Land sei. Wenn dies aber ihre Ansicht ist, ändert es sicherlich die Stellung; es befreit die nicht-englischen Elemente von jener künstlichen Pflicht und künstlichen Aufgabe, ihre charakteristischen Züge zu unterdrücken, und setzt heute an Stelle derselben als ihre höchste Pflicht die Hergabe des Besten, was sie in sich tragen, d. h.: ihre höchsten und edelsten Ideale werden für das Land, in dem sie gelebt haben, dienstbar gemacht.
Und ich glaube, wir Deutsch-Amerikaner, wir Deutsche in Amerika, können sicherlich nicht vergessen, daß wir am Vorabend der Enthüllung des Denkmals von Carl Schurz nicht ruhig die Entwickelung der Ideen über Gelehrsamkeit und die Stellung zum Gelehrtentum, die niemals zum höchsten Ziele führen kann, mitansehen können. Wieviel wir auch immer von den charakteristischen amerikanischen Idealen lernen können, auf allen andern Gebieten haben wir Deutsche die Pflicht, unseren Gedanken über Gelehrsamkeit und Wissen, welche wir über den Ozean gebracht haben, treu zu bleiben; und wir wissen und sollten niemals vergessen, daß wir dem Lande, dessen Fortschritt wir dienen wollen, nichts Edleres und Feineres bringen können, als gerade diese Religion der Gelehrsamkeit, diesen Glauben an den ewigen Wert von Wahrheit und Schönheit.

Sir Francis Trippel (London),
Ehrensekretär der „Vuropeau I'eäeratiun I^a^ue":
Wilhelm II. als Fnedensfmst,

Der menschliche Charakter ist keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Wesenheit. Das gilt von den meisten Menschen, trifft aber besonders zu in seiner Anwendung auf einen so vielseitigen und reichbegabten Herrscher wie den Deutschen Kaiser, der jetzt das sechsundzwanzigste Jahr seiner Friedensregierung angetreten hat. Wilhelm II. ist ein Mann vieler Talente und eines großen Gesichtstreises. Wir haben ihn Armeen und Flotten kommandieren und dirigieren sehen. Wir haben ihn mit fachwissenschaftlicher Kenntnis über Architektur, Kunst, Literatur, Schiffbau und Agrikultur abhandeln gehört. Wir haben ihn predigen, malen, komponieren und ein Orchester leiten gesehen und gehört. Allgemein sieht man in ihm vornehmlich den Kriegsherrn Deutschlands, die Verkörperung der gepanzerten Faust, einen Mann mit Helm und gleißendem Küraß, der den Frieden Europas in seinen Händen hält. Den meisten ist er ein Rätsel. Der Schreiber dieser Zeilen hat die Ehre gehabt, ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in den norwegischen Gewässern zu treffen; und der unauslöschliche Eindruck, den er von ihm mitgenommen, ist der eines liebenswürdigen Gastgebers, eines Mannes, sprühend von Lebenskraft, der mit seltener Kenntnis über jedes Thema sich zu unterhalten und seine Zuhörer mit dem unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit gefangenzunehmen weiß.

Wilhelm II. liebt Armee und Flotte; viele glauben, daß er auch den Krieg liebe und gern in den Krieg zöge, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. Es ist wahr, daß die deutsche Regierung in Südafrika, den Philippinen, Venezuela, China, Marokko und anderwärts eingegriffen hat, aber nach meiner Ansicht hat der Deutsche Kaiser ebensowenig je den Krieg gesucht, wie er ihn jetzt sucht. Wenn er Krieg gesucht hätte, würde Deutschland kaum während seiner Regierung in ununterbrochenem Frieden gelebt haben, denn an Vorwänden für Kriege hat es nicht gefehlt.

Der Deutsche Kaiser ist vor allem ein gewissenhafter Mann, sowie ein Mann strengen Gefühls für Verantwortung. Wie jeder religiöse und strengdenkende Mann strebt er danach, seine Pflicht zu tun und den besten Gebrauch von seinen seltenen Gaben und den sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu machen. Er sieht in der Herrscherwürde ein großes Vertrauensgut, das mit gewissenhafter Vorsicht verwaltet werden muß. Sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl läßt ihn keine persönliche Politik verfolgen. Vor allem ist er ein guter Deutscher. Wie er häufig betont hat, hält er sich vor Gott nnd Nachwelt für seine Handlungen

aufs strengste verantwortlich; er strebt danach, Deutschland auf dem rechten
Wege zu leiten und das Glück seines Volkes zu vermehren.
Die deutsche Konstitution hat für Wohl oder Übel gewaltige Machtmittel
in die Hand des Kaisers gelegt. Er erklärt Frieden oder Krieg, hat den Ober-
befehl im Kriege über Armee und Flotte, beruft seine Minister, ernennt und
entläßt sie. Er hat die erste und entscheidende Stimme in vielen Staats-
angelegenheiten. Seine Macht ist bei weitem größer, als die des Königs von
England oder die des Präsidenten der Vereinigten Staaten, denn das deutsche
Parlament hat nur begrenzte Macht.
Da der Kaiser in der Tat der Verwaltungsdirektor des Deutschen Reiches
ist, ist es seine Pflicht, die Wohlfahrt seines Volkes zu befördern. Die größten
Segnungen, welche der Kaiser aber seinem Volke bringen kann, sind Frieden und
materielle Wohlfahrt. Diese Segnungen hat Wilhelm II. den Deutschen gebracht.
Während der fünfundzwanzig Jahre der Regierung des Kaisers hat Deutschland
Frieden gehabt. Ich könnte leicht Zahlen beibringen, welche beweisen würden, daß
Deutschlands Reichtum während seiner Regierung sich wenigstens verdoppelt hat.
Wilhelm II. kann also das Verdienst für sich beanspruchen, den Frieden erhalten
und Deutschlands Reichtum verdoppelt zu haben oder noch mehr.
Frieden und materielle Wohlfahrt gehen Hand in Hand. Da letztere
ohne Frieden nicht eristieren kann, strebt Wilhelm II. danach, seinem Volke die
Segnungen des Friedens zu sichern. Jedoch, si vi» pacem, para dellum.
Deutschlands geographische Lage ist eine ungünstige. Ein Blick auf die Landkarte
zeigt, daß Deutschland an zwei und vielleicht noch mehr Seiten angegriffen
werden kann, während Frankreich nur seine östliche, Rußland seine westliche und
Italien seine nördliche Grenze gegen einen Einfall von seiten mächtiger Armeen
verteidigen muß. Überdies sind Deutschlands Landesgrenzen nicht durch un-
geheure Bergzüge geschützt, sondern stehen offen. Infolge seiner zentralen Lage
ist Deutschland in der Vergangenheit stets das Schlachtfeld Europas gewesen.
Was aber durch das Schwert gewonnen worden ist, kann durch das Schwert
verloren gehen. Da Deutschland im Zentrum Europas liegt und einem gleich-
zeitigen Angriff von seiten verschiedener der großen Militärmächte Europas
ausgesetzt ist, kann es nur in Frieden leben, wenn es eine überaus starke
Armee hat.
Eine beispiellose Reihe siegreicher Kriege hat das moderne Deutschland
geschaffen und Deutschlands Selbstvertrauen zur höchsten Staffel gesteigert.
Dieses Gefühl von Selbstvertrauen könnte aber zur Vernachlässigung mili-
tärischer Schlagkraft führen, die der ähnelte, die nach dem Tode Friedrichs des
Großen Preußens Sturz herbeigeführt hat. Aus diesen Gründen hält es
Wilhelm II. für seine Pflicht, sein Land durch Wort und Tat auf der Höhe zu
erhalten; er predigt deshalb bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Bereitschaft
für den Tag der Prüfung.

Deutschland ist bedeutend kleiner, als der Staat Teras. Es hat 67 000 000
Einwohner, und seine Bevölkerung wächst jährlich um nicht weniger als acht-
hunderttausend Seelen. Das Land ist jetzt schon weit dichter bevölkert als
Frankreich und nahezu ebenso dicht wie das Vereinigte Königreich Britannien.
Deutschland wird von Jahr zu Jahr mehr von der Einfuhr von Nahrungs-
mitteln und Rohmaterial abhängig; es kann nicht mehr lange dauern, daß der
anwachsende Druck der Bevölkerungsfrage eine sehr bedeutende Auswanderung
verursachen muß. Es ist sehr natürlich, daß die meisten der führenden Männer
in Deutschland dafür halten, die deutsche Auswanderung, die kommen muß,
nach den in gemäßigter Zone gelegenen deutschen Kolonien lenken zu lassen.
Der Einfuhr steht die Ausfuhr vollwertig gegenüber. Nahrungsmittel und
Rohmaterial, die Deutschland einführt, werden mit der Ausfuhr fertiger Ware
bezahlt. Von Jahr zu Jahr wird Deutschland für seinen Lebensunterhalt immer
mehr vom Auslandshandel abhängig. Von Jahr zu Jahr wächst sein Bedarf
an auswärtigen Märkten und Kolonien. Da der Handel und die Küsten Deutsch-
lands zudem im Kriegsfalle nicht unbeschützt bleiben können, ist eine mächtige
Flotte nötig. Der Deutsche Kaiser ist teils zum Zwecke des Schutzes des Aus-
landshandels Deutschlands und seiner sehr stark anwachsenden Handelsmarine,
zum anderen Teile zur Erwerbung sicherer Überseemärkte und Kolonien, welche
für die Niederlassung weißer Bevölkerung sich eignen, für die Schaffung einer
großen Flotte eingetreten.
Die Hohenzollern sind eine Familie von Kriegsfürsten. Sie sind durch
Krieg groß geworden. Sie leben und sterben in der Uniform. Vor zwei Jahr-
hunderten nahm Preußen eine ähnliche Stellung in Europa ein, wie etwa
Bulgarien oder Serbien heute.
Die Hohenzollern übernahmen ein kleines Fürstentum in den heidnischen
Wildnissen Osteuropas und verwandelten eines der schwächsten, ärmsten und
meist vernachlässigten Territorien in den mächtigsten, reichsten und höchst ent-
wickelten Staat auf dem Festland Europas. Sie haben dieses dadurch erreicht,
daß sie den Reichtum und die Macht ihres Landes dadurch förderten, daß sie
gleichzeitig seiner ökonomischen und militärischen Entwicklung gleiche Aufmerk-
samkeit spendeten; und Wilhelm II. verfolgt lediglich die Tradition seiner
großen Vorfahren, indem er mit gleicher Aufmerksamkeit Deutschlands Wohlfahrt
und Sicherheit vergrößert. Wie stark er an Deutschlands ökonomischem Fort-
schritt interessiert ist, ist allen bekannt, die seine Tätigkeit verfolgt haben. Er
nimmt das lebhafteste Interesse an jedem Erfolge deutscher Industrie, an der
Fertigstellung jedes Riesenschiffes, an der Eröffnung jedes wichtigen Fabrik-
unternehmens, an dem Fortschritte deutscher Agrikultur und an der Entwicklung
des deutschen Auslandshandels. Die größte Errungenschaft seiner Regierungs-
zeit ist nach meiner Ansicht nicht die Schaffung der deutschen Flotte, sondern der
phänomenale Aufstieg des industriellen Deutschlands.

Sir Francis Trippel Wilhelm II. als Friedensfürst

Während der Regierungszeit Wilhelms II., und zum sehr großen Teile infolge seiner Tätigkeit, ist Deutschland, das vor fünfundzwanzig Jahren in Industrie und Handel im Hintergrunde stand und arm war, eine blühende Nation in Industrie, Handel und Schiffahrt geworden. Wilhelm I. hat Deutschland mächtig gemacht. Wilhelm II. hat Deutschland noch mächtiger und überdies reich gemacht. Er hat den Frieden aufrecht erhalten und wird ihn weiter aufrecht erhalten. Er wird die Interessen seines Landes wohl auch durch Krieg schützen, wenn es nötig sein sollte, aber nur dann in den Krieg ziehen, wenn er sich hierzu gezwungen glaubt. Er wird sich nicht in einen Abenteuerkrieg einlassen, denn er ist ein Mann des Friedens. Das ist meine feste Überzeugung.
Bei der Reichstagseröffnung nach seiner Thronbesteigung (1888) beteuerte der Kaiser: Meine Bemühungen zielen unaufhörlich auf die Erhaltung und Stärkung des Friedens hin. Das ist ebenso das Ziel des deutschen Bündnisses mit Österreich und Italien. Die Leiden, die ein unnötiger Krieg, selbst wenn er sieggekrönt wäre, über Deutschland bringen würde, sind derartige, daß ich die Verantwortlichkeit für sie nicht übernehmen könnte, denn ich würde nicht glauben, daß ein solcher Krieg in Übereinstimmung mit meinem christlichen Glauben und den Pflichten stehe, welche ich als Kaiser dem deutschen Volke gegenüber übernommen habe. In dieser Überzeugung habe ich es für meine Pflicht gehalten, bald nach meiner Thronbesteigung nicht allein meine Verbündeten innerhalb des Deutschen Reiches, sondern auch die nachbarlichen Herrscher zu besuchen, um mit ihnen zu einem Einvernehmen zu kommen zu suchen, so daß wir die Aufgabe, die Gott uns gesetzt hat, unseren Völkern Frieden und Wohlfahrt zu sichern, erfüllen können. Das mir und meiner Politik an allen von mir besuchten Höfen dargebrachte Vertrauen läßt mich hoffen, daß es mir, meinen Verbündeten und Freunden gelingen wird, mit Gottes Hilfe den Frieden Europas zu erhalten.
In diesen Worten hat Wilhelm II. bald nach seinem Regierungsanfang sein Programm niedergelegt, und er hat unbeirrt an dieser abgegebenen Erklärung festgehalten. Taten sind überzeugender als Worte. Durch seine Taten hat Wilhelm II. gezeigt, daß er ein „Friedensfürst" ist, denn der Versuchungen zum Kriege waren nicht wenige.

B. Huldermann,
Direktor der Hamburg-Amerika-Linie:

Deutschland und San Francisco.

Die Diskussion über die deutsche Beteiligung an der Ausstellung in San Francisco auf der Generalversammlung des Bundes der Industriellen in Leipzig bedeutet in gewisser Beziehung eine prinzipielle Entscheidung in der Frage, ob eine deutsche Beteiligung erwünscht und möglich ist. Frühere Diskussionen waren auf ein völlig falsches Geleise geraten, insofern als man eine Diskussion in einer von der „Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie" berufenen Versammlung zur Richtschnur genommen hatte. Das ist, wie ohne weiteres ersichtlich, ein sehr schwankender Maßstab, denn erstens hat in dieser Sitzung etwas wie eine Abstimmung über die Frage der Beteiligung nicht stattgefunden, zweitens ist es unmöglich, festzustellen, ob in dieser Sitzung alle Stimmen für und wider, die vertreten waren, zu Worte gekommen sind, und endlich ist es keineswegs sicher, daß alle Industriellen, die ein Interesse für die Ausstellung haben, zugegen gewesen sind. Die Gegner der Ausstellung berufen sich außer auf diese Versammlung auf eine Umfrage, die durch die Handelskammern vorgenommen sein soll, die aber, wie jetzt ebenfalls festgestellt ist, so vorgenommen wurde, daß man unmöglich ein bejahendes Resultat erwarten konnte. Denn die Industriellen sind zu einer Entscheidung innerhalb weniger Tage aufgefordert worden. Es war mir nicht uninteressant, bei dem Besuch eines englischen Freundes vor kurzem zu hören, baß man eine ähnliche „Umfrage im Galopptempo" auch in England veranstaltet hätte. Mein englischer Freund bemerkte dazu, daß es selbstverständlich für einen Industriellen, zumal wenn er ein größeres und kostspieligeres Objekt, etwa eine komplizierte Maschine, auszustellen habe, ganz unmöglich sei, innerhalb einer Woche sich zu entschließen. Man müsse ihm doch wenigstens Zeit für eine Kalkulation, für einen Entwurf und auch für eine genaue Prüfung seines Beschäftigungsstandes, ob er ihm eine solche Ertraarbeit erlaube, geben. Eine solche Anfrage, meinte mein englischer Freund, könne in dem Kopf der Befragten nur den Gedanken auslösen, daß der Frager ein wenig verrückt geworden sei. Die vergangenen Monate, in denen die Erörterung über die Frage der Ausstellung in der Presse so lebhaft war, haben nun aber den Industriellen Zeit gegeben, reiflich über die Sache nachzudenken, und das Resultat ist das erwartete. Wir haben in Deutschland eine Anzahl von Industrien, die für den Erport nach der amerikanischen Westküste bereits jetzt arbeiten. Diese Industrien wünschen bei der Ausstellung vertreten zu sein, um ihr Absatzgebiet nicht zu vernachlässigen und um von der Erweiterung des Absatzgebietes Nutzen zu ziehen. Daß die Sonneberger Spielwarenindustrie sich entschlossen hat, aus-

zustellen, daß aus dem württembergischen Industriebezirk eine erhebliche Anzahl von Anmeldungen für die Ausstellung bereits vorliegt, daß aus Sachsen und aus Bayern, ferner aus den Kreisen des deutschen Kunstgewerbes und der deutschen Kunst die Erklärung gekommen ist, daß man bereit sei, die Ausstellung zu beschicken, bestätigt die Vermutung, die jeder mit den Verhältnissen Vertraute von Anfang an haben mußte, daß man die Bedeutung des Absatzgebietes an der amerikanischen Westküste in bestimmten Kreisen unserer Industrie viel zu genau kennt, als daß man geneigt sein könnte, die Ausstellung in San Francisco unbeachtet vorübergehen zu lassen. Ich möchte konstatieren, daß ich etwas anderes als eine derartige Ausstellung eines Teils der deutschen Industrie niemals für möglich und auch nicht für angebracht gehalten habe. Millionen lediglich für repräsentative Zwecke aufzuwenden, würde ich vom Standpunkte unseres reinen Erportinteresses nicht befürworten. Aber es kommen ja bei San Francisco auch noch andere Interessen in Frage, Interessen politischer und allgemeiner Art, die aber dem Schutze der deutschen Kaufleute nicht anvertraut sind, und für deren Vernachlässigung andere Stellen verantwortlich gemacht werden müssen. Daß ich es trotzdem für falsch halte, wenn Deutschland gar nicht repräsentativ und nicht mit einer Ausstellung allgemeiner Art vertreten ist, will ich nicht verschweigen. Ob die aufzubringenden privaten Mittel ausreichen werden, auch in dieser Hinsicht in die Lücke einzutreten, die die Regierung gelassen hat, steht dahin. Sehr interessant war mir, daß auf der Leipziger Versammlung ein sächsischer Industrieller, Herr Dr. Steche, lebhaft auch für eine Ausstellung allgemeiner Art, die den Stand unserer Kultur und unserer sozialpolitischen Fürsorge darzustellen hätte, eingetreten ist.

Aber auch wenn es bei einer Teilausstellung industrieller Art bleibt, so bedeutet das niemals einen Schaden, sondern nur einen Gewinn. Diejenigen Stimmen, die das Gegenteil behauptet haben, sind wohl von der falschen Annahme geleitet worden, daß die Ausstellung in Abteilungen der einzelnen Nationen eingeteilt werden würde, wie es auf anderen Ausstellungen der Fall gewesen ist, oder z. B. auf der Ausstellung 1914 in Malmö der Fall sein wird. In San Francisco wird nach Branchen ausgestellt, und der deutsche Maschinenbauer stellt also in der Maschinenabteilung aus, das Kalisyndikat, das sich zu der Beschickung der Ausstellung auch bereits entschlossen hat, in der landwirtschaftlichen Abteilung usw. Der Zweck, den die Freunde unserer Bestrebungen verfolgen, die deutsche Industrie in ihrer Leistungsfähigkeit auf bestimmten Gebieten, die für die Westküste in Frage kommen, zu zeigen, wird also bestens erreicht. Hoffen wir, daß die Opferfreudigkeit in Deutschland und in Amerika uns ermöglicht, darüber hinaus auch noch ein Bild der allgemeinen Kultur unseres Reiches zu geben.

Verschiedene der Handelskammern im amerikanischen Westen haben an deutsche Handelskammern Kabel gesandt, in denen sie auf die Bedeutung ihrer

Wirtschaftsgebiete hinweisen. In einem dieser Kabel sind so interessante und instruktive Angaben enthalten, daß ich sie hier wiedergeben möchte. Das Kabel stammt von der Handelskammer in Seattle und erwähnt, daß im dortigen Distrikt in den letzten zehn Jahren die Bevölkerung um 120 Prozent gestiegen sei, das landwirtschaftlich bebaute Areal sich verdoppelt habe, die Bankdepositen in Seattle von 17 auf 81 Millionen Dollar, die Bankumsätze um 200 Prozent gestiegen seien. Ähnliche Steigerungen gibt das Kabel für die landwirtschaftliche Produktion an. Es scheint mir eine absurde Zumutung zu sein, wenn ein Teil der deutschen Industrie, der an dem amerikanischen Absatzgebiet gar kein Interesse hat, verlangt, daß ein kleinerer Teil, der ein Interesse hat, von der Möglichkeit einer nachhaltigen Reklame in einem so wichtigen Absatzgebiet Abstand nehmen soll.

Siegmund Feldmann:

Die kanadische Rasse.

Ein Gemeinplatz spricht den Franzosen die Fähigkeit zu kolonisieren ab. Sie haben dieses Urteil durch die Erfolge Lügen gestraft, die sie in einer überraschend kurzen Zeit in Tonking und Annam, in Tunesien und an der Westküste Afrikas, zumal in Dahome, erzielt haben. Das Gedeihen dieser Kolonien, die bereits seit einem Jahrzehnt für ihre militärischen Bedürfnisse aufkommen, ihre Anleihen selbst verzinsen und ihre Verkehrsbauten aus eigenen Mitteln bestreiten, zeigt, daß Frankreich aus seinen überseeischen Besitzungen wohl Nntzen zu ziehen versteht. Der Aufschwung ist unleugbar. Er wird noch zunehmen, wenn einmal das bisher so zaghafte Kapital abenteuerlustiger geworden ist und reichlicher nach den Kolonien abströmt.

Dieses Kapital wird sich zweifellos finden, das Kapital von Menschen, dessen man bedarf, wird jedoch schwerer zu beschaffen sein, da Frankreich von seiner Bevölkerung keinen Überfluß abzugeben hat und seine Erwerbsverhältnisse, trotz aller ökonomischen Störungen, immer noch die günstigsten auf unserm Kontinent sind. Das weiße Geld allein tut es nicht, erst die weiße Arbeit setzt es in Leben um. Fehlt es daran, dann kann Frankreich über kurz oder lang vor die Entscheidung gestellt sein, entw«der auf eine weitere Entwickelung dieser Gebiete zu verzichten oder aber die fremde Einwanderung in einem Umfange zu begünstigen, die später einmal, im Geschiebe einer europäischen Verwickelung etwa, seine Besitzrechte ernstlich bedrohen könnte. Die Geschichte lehrt uns, daß Frankreich seine Kriegskosten zumeist mit Kolonien bezahlt hat, und es muß sich noch

erweisen, ob auch die Republik, ebenso wie einst das Königtum, wohl stark
genug ist, Kolonien zu erwerben, aber nicht stark genug, sie zu behalten.
Unter den Einbußen, die Frankreich auf diese Weise früher erlitten, ist die
Kanadas die empfindlichste. Ostindien hatte es wohl erobert, aber nie eigentlich
besessen und auch nichts von seinem Geiste und seiner Volksart daselbst eingepflanzt.
Aber das ungeheure Reich im Norden des amerikanischen Kontinents, das in
so machtvoller Blüte steht, ist noch erfüllt von seinem lateinischen Blute, und
die historische Melancholie, die diesem Verluste nachzittert, wird nur durch die
Erkenntnis einigermaßen gemildert, daß dieser Same nicht verweht wurde, daß
er im Gegenteil die Scholle befruchtet und so kräftig Wurzel geschlagen hat, als
ob das Lilienbanner von den Türmen Montreals nicht längst verschwunden wäre
— das Banner der „I'rance ä'Outre Hier", wie das Land heute noch von
jenen elegischen Naturen genannt wird, die ihre Harfen trauernd an die Weiden
der Seine hangen und vergangenen Herrlichkeiten nachsinnen.
Doch was vor einem halben Jahrhundert noch ein leeres Gedenkwort war,
ist jetzt eine staunenswerte Wirklichkeit geworden: es gibt in der Tat eine Kranes
ü'Outre.ölei', und nach den Fortschritten, die sie gemacht, nach den Kund-
gebungen, in denen sie sich betätigt hat, kann man sagen, daß drüben über dem
Ozean eine neue französische Nation zukunftssicher und lebenstrotzig begründet
ist. Obgleich in mehrere, verschiedenen Eristenzbedingungen unterworfene
Zweige geteilt, ist diese Nation einig im Gefühl ihres Ursprungs und ihrer un-
zerstörbaren Zusammengehörigkeit. In der Provinz Quebec allein nahm die
französische Bevölkerung in den letzten zwei Jahrzehnten um mehr als 400 000
Köpfe zu, so daß die Provinz nunmehr über 1700 000 Franzosen zählt. In
dem benachbarten Ontario wohnen 250 000, die sich in einem geschlossenen
Haufen an Quebec anlehnen, und die Bundeshauptstadt Ottawa, die zwischen
beiden Provinzen liegt, ist heute fast vollständig französisch. Hier ist mithin eine
kompakte, ganz undurchdringliche, verblüffend fruchtbare und kühn ausgreifende
Masse von über zwei Millionen Franzosen beisammen, der Hauptherd des
französischen Einflusses in Amerika, dessen Wachstum die Jankees wie die Briten
mit einigem Mißvergnügen zu verfolgen beginnen.
Die Mankees sind hierin eines Sinnes mit den Briten, weil die französischen
Kanadier auch das Gebiet der Union immer dichter überfluten. So haben sie
nach den sechs Staaten Neu-Englands und nach dem Norden des Staates New
Merk nicht weniger als 750 000 Stammesgenossen erportiert, wie aus den Ziffern
der Volkszählung von 1900 — neuere sind mir gerade nicht zur Hand — erhellt,
dir höchstwahrscheinlich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, da der Iingoismus
derartige ethnographische Unannehmlichkeiten gern verschleiert. Jedenfalls haben
sie sich seither auf diesem Gebiete noch sehr vermehrt, und man wagt sich wohl
nicht zu weit vor mit der Annahme, daß es auch hier gut eine Million ist. Noch
viel bedeutsamer jedoch ist die Wahrnehmung, daß die französischen Kanadier

das Flachland jenseits der Grenze überziehen und sich auch die Dörfer Neu-Englands erobern, deren angelsächsische Bewohner — man erklärt sich nicht warum — mit einer immer ungünstigern Geburtsstatistik abschneiden, während die französischen Nachzügler sich eines kaum glaublichen Kindersegens erfreuen. In dieser Beziehung haben die Gallier von Wild-West mit den Galliern von Montmartre gar nichts gemein, und das „Einzige" des Pariser Kaufmannes, das „Paar" des französischen Bauern gelten ihnen nicht als nachahmungswerte Beispiele. Sie befleißigen sich wahrhaft puritanischer Sitten, heiraten sehr jung und setzen ihren Stolz darein, die Häupter ihrer Lieben nach Kräften zu mehren. Familien mit einem Nachwuchs von 10 bis 12 Köpfen sind fast die Regel und solche mit 15, ja selbst mit 20 Sprößlingen keineswegs seltene Ausnahmen. Hält diese Bewegung nur noch eine kurze Reihe von Jahren mit gleicher Intensität an, dann wird dies Gebiet einen ganz französischen Stempel tragen und die „Kanadisch e Rass e", wie sie sich im Gegensatz zu den Engländern selber bezeichnet, eineu Weg zum Meere besitzen, ohne den San Lorenzostrom hinunterzufahren.

Man muß der kanadischen Rasse das Zeugnis ausstellen, daß sie sich — gleichviel ob zu ihrem Vorteil oder zu ihrem Nachteil — in ihrer Besonderheit fühlt und sich bemüht, sie durchzusetzen. Dieses Gefühl schwächt sich in der Entfernung nicht ab, im Gegenteil, es erstarkt im Verhältnis zur Distanz, und je weiter eine Gruppe vom „alten Land" in die Union hinein abgesprengt ist, desto heiliger hält sie die Stammestreue. Die ungefähr 70 000, in dünnen Haufen durch Illinois, Dakota und Minnesota verstreuten Auswanderer verteidigen ihr Galliertum gewiß viel leidenschaftlicher, als die im sicheren Besitz ein wenig erschlafften Bürger Ottawas. Selbst in kirchlichen Dingen lassen sie mit sich nicht markten. Die Franco-Kanadier Neu-Englands leben im ewigen Zank mit ihren irischen Pfarrern, obschon sich diese zumeist zur französischen Sprache bequemen, und sie bestürmen die römische Kurie um Abordnung nationaler Seelsorger, die sie aus der eigenen Mitte nicht bestellen können, weil ihnen der Zölibat der grausamste aller Schrecken dünkt. Und ihre dreißig Zeitungen behandeln diese Forderung in endlosen Leitartikeln und geharnischten Beschwerden, die nicht verstummen werden, bevor der letzte irische Priester einem französisch«n gewichen ist.

Die Kanzelfrage steht auch obenan auf der Tagesordnung der Kongresse, die die Franco-Kanadier alle fünf oder zehn Jahre — der letzte fand 1902 in Winfield statt — einberufen, um ihre Nationalität auf dem Unionsgebiete zu organisieren und ihre Schulen, Kirchen und Vereine fester zusammenzufassen. Auf diesen Kongressen wird das Wort aller anderen Teilnehmer durch den stürmischen Gesinnungsdrang der in Neuschottland, Neu-Braunschweig und auf der Prinz-Edward-Insel ansässigen „Akadier" übertönt, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts keine Zehntausend waren und heute Zweimalhunderttausend

sind: die fanatischsten Francophilen von allen, deren Nationalheld Montcalm, deren Nationalflagge die französische Trikolore mit einem weißen Stern, deren Nationalhymne das ins Französische übersetzte ,,^ve, Hlaris ßtellil!" und deren Gebot es ist, daß in ihren Versammlungen, Gesellschaften und Kinderstuben kein englischer Laut ihr empfindliches Ohr verletze. Und diesen wie den anderen, wo immer hausenden Kanadiern schließen sich, schon aus religiösen Gründen, die zahlreichen italienischen Kolonisten überall an: eine stattliche Reserve, der noch als Landwehr ein buntes Gewimmel von Mestizen folgt, die gerade, weil ihnen ihr Blut nur einen geringen Anspruch darauf verleiht, durch Eifer zu ersetzen trachten, was ihnen an Reinheit mangelt. Die Anziehung der Kanadier auf diese Mischlinge erklärt sich vornehmlich auch aus deren glühendstem Wunsch, sich mit Weißen zu verheiraten. Und da sie von den Anglo-Amerikanern unerbittlich abgewiesen werden, während die kanadische Rasse, zumal auf dem Lande, derartigen Verbindungen immerhin zugänglicher ist, vollzieht sich der Aufstieg der unteren Schichten in die oberen zugunsten der Franzosen und zuungunsten der Engländer, deren Bauernstand von den ersteren immer weiter verdrängt wird. In Manitobe beispielsweise und in mehreren Bezirken des Nordwestens wohnen die Engländer in den Städten, die Acker gehören jedoch den Kanadiern, und immer häufiger geschieht es in diesen Gegenden, daß die englischen Grundbesitzer auswandern, weil sie allmählich von einem französischen Zirkel eingeschlossen wurden, in dessen Umschlingung ihnen das Leben verleidet ist.

Der Acker ist das unerschöpfliche Ersatzgebiet der Menschheit. Wer den Acker hat, der hat die Zukunft. Soviel, daß sie der Zukunft vorschreiben kann, wird die kanadische Rasse ihren auf Britanniens Weltmacht gestützten, mit den Jankees kulturlich verknüpften Landsleuten anderer Zunge doch nie abjagen. Aber die Tatsache bleibt, daß die Franzosen in ihrer europäischen Heimat nicht mehr, hingegen aber jenseits des Ozeans unter fremder Führung so gewaltig zu wachsen vermögen, daß man ohne Übertreibung von der Geburt einer neuen französischen Nation sprechen könnte. Diese neue Nation ist zu einem erheblichen Teil nach denselben Grundsätzen entstanden, nach denen sich die alte in Europa auf ihrer Höhe erhält: indem sie, unter ängstlicher Wahrung ihrer historischen Erbgüter, alle brauchbaren Elemente aufsaugt und sich einverleibt, die den Willen hegen und bekunden, ihre Sprache zu sprechen, ihres Geistes zu werden und ihres Sinnes zu sein. Und sie ist erstarkt, weil in ihrer fast noch physiokratischen Lebensordnung auf einem fast noch jungfräulichen Boden von unermeßlicher Weite alle Bedingungen des Gedeihens und der Ausbreitung gegeben sind.

Und nun darf man sich fragen, welchen Lauf diese Entwickelung nehmen, welchen Zielen sie zustreben, welche Bedeutung sie gewinnen kann. Ein nationaler Gegensatz ist unleugbar vorhanden, er prägt sich in lokalen Händeln und Reibungen immer schärfer aus, und er kann, er wird aller Voraussicht nach, trotz aller Elastizität der verfassungsmäßigen Einrichtungen gelegentlich zu

inneren Verlegenheiten führen. Doch daß diese inneren Verlegenheiten sich
jemals zu äußeren steigern und in internationalen Verwickelungen mitspielen
könnten, das wäre eine ebenso vermessene, wie grundlose Zeichendeuterei. Die
Franco-Kanadier sind keine Europäer; sie sind genau so wie ihre Nachbarn in
der Union, Amerikaner, die es, um mit unserm Goethe zu reden, „besser als unser
Kontinent, das alte", die keine verfallenen Schlösser haben „und keine Basalte".
In Freiheit geborene und herangewachsene Menschen, bleiben sie unbenebelt von
Ahnendunst und Abstammungsmystik und lassen sich ihre Politik vom Leben, nicht
vom Tode machen. Trotz der langen Trennung und der ökonomischen Unab-
hängigkeit hat die kanadische Rasse ihrer Sprache die Treue gehalten und kein
Opfer gescheut, ihr überkommenes Franzosentum zu verteidigen und zu stärken.
Doch die „Rasse" ist für sie ein Kennwort, das sie in ihr Wappen geschrieben
haben, kein politisches Programm, und nichts liegt ihnen ferner als der Gedanke,
daß ihr geistiger Zusammenhang mit Frankreich je wieder durch ein staatliches
Band besiegelt werden könnte oder sollte. Unter allen Kanadiern sind gerade sie
immer die festeste, zuverlässigste Stütze des englischen Imperiums gewesen und
geblieben. Dies haben sie zuletzt wieder am 22. Februar 1911 in ganz feier-
licher Weise im Parlament von Ottawa dargetan. Bei der Beratung des
Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten erklärte die französische
Nationalpartei mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblick auf gewisse pan-
amerikanische Bestrebungen, daß die Zollunion nur wünschenswert sei, wenn sie
nicht als der erste Schritt zu einer Annerion gedeutet werde. Kanada sei mit
England unlöslich verbunden. Und die Akadier, ungeachtet ihrer Trikolore und
ihrer Marseillaise, fügten hinzu, daß nur ein Narr an die Lockerung dieses Ver-
hältnisses denken könne.

Es gibt aber keinen solchen Narren, weder drüben in Ottawa, noch hüben in
Paris. Die Franzosen mögen Chauvins sein (sie sind es weniger als wir), aber sie
bleiben mit ihren Fiebergefühlen fein zu Hause. Es fällt ihnen keinen Augenblick
lang ein, die Bürger von Jersey und von Guernsay, deren Amts- und Gerichts-
sprache, heute, nach einem halben Jahrtausend, neben dem Englischen noch das
Französische ist, als „unerlöste" Brüder in Anspruch zu nehmen oder mit tränendem
Auge irredentistisch nach Genf und Lausanne hinüberzuschielen. Solche irredentisti-
sche Erhitzungen finden sich nur bei jungen, im Bewußtsein noch unsicheren, von
ihrer Größe selber noch überraschten Nationen. Dort mögen sich die wehleidigen
Überpatrioten, ohne ausgelacht zu werden, in Qualen winden, weil die Sprach-
grenzen mit den Staatsgrenzen nicht zusammenfallen. Was sie fordern, wider-
spricht nicht nur der geschichtlichen Erfahrung, es widerspricht auch der Zweck-
mäßigkeit. Es ist für ein Volkstum kein Nachteil, sondern im Gegenteil ein
Vorteil, sich in ein fremdes Land stark genug hinüberzuzweigen, um dort seinen
Einfluß auszuüben. Es ist klar, daß Trient von dem Tage, da es an die savoyische
Krone fiele, aus einem regsamen, werbenden Vorposten italienischen Wesens die

gleichgültige Hauptstadt einer italienischen Provinz vom Range Leccos oder Savonas würde.

Aber sagen Sie dies einmal den Irredentisten jenseits der Alpen! Und sagen Sie unseren Irredentisten an der Donau und der Spree, daß, wie die Dinge einmal geworden sind — daß sie anders hätten werden können, ist freilich denkbar —, die große germanische Volksgemeinschaft mehr zu gewinnen hat, wenn die acht Millionen deutscher Österreicher den Slaven gegenüber ihr Primat tapfer verteidigen, als wenn diese acht, von böswilligen Nachbarn umschlossenen und durchwachsenen Millionen sich dem Deutschen Reich als ein Schwergewicht an den Leib hängen würden. Man würde Sie als Verräter brandmarken, denn niemals wird man diese Träumer überzeugen, daß auch der heutige Nationalstaat kein Endpunkt der geschichtlichen Bewegung, sondern eher eine Art von Sammlungsformation ist, die alle verstreuten Kräfte nützt und alle schlummernden weckt, um ein besseres Zeitalter vorzubereiten, das vielleicht gerade dadurch den Weltfrieden begründen wird, daß jedes Kulturvolk in jedem Kulturland seine kanadische Rasse frei, stolz und gleichberechtigt sitzen hat.

F. L. Graf Voltolini:

Albanesische und griechische Kolonien in Italien.

Die Balkanvölker haben heute den Vorzug des allgemeinen Interesses. Ein Albanese, ein Epirote, denen man früher nur mit dem vielleicht ungerechtfertigten hochmütigen Mißtrauen des Mitteleuropäers gegen alles, was dort unten, jenseits der Denan ist, entgegentrat, ist heute Gegenstand des Interesses und des Mitgefühls Europas.

Doppelt interessant aber sind jene Albanesen und Griechen, welche seit langen Jahrhunderten sich ein neues Heim in Italien gegründet und trotzdem bis heute ihre Sprache und Sitte bewahrt haben.

Die Albanesen dieser Kolonien sind auch bereits während des Albanesenkongresses in Triest recht aktiv hervorgetreten, und ein Besuch in ihren abgelegenen Bergdörfern überzeugt uns, daß dort die Wiedergeburt Albaniens allenthalben frohen Widerhall erweckte. Fern im Süden unseres schönen Nachbarlandes Italien, teils auf dem kalabresischen Festland, teils im Herzen Siziliens, haben diese Albanesen vor langer Zeit ihr neues Vaterland gesucht und auch gefunden, als die Türken unter Muhamed II. nach ihres Heldenkönigs Skanderbeghs Tod im Jahre 1460 über dessen Erbe schonungslos hergefallen waren. Von Vallona

und Mensachese, von Durazzo und Dulcigno kamen sie in hellen Haufen, um jen-
seits der Adria Schutz vor dem Halbmond und die neue Heimat zu finden. Papst
Paul II., der „heilige Papas", wie die Albanesen sagen, war es, dem die Flücht-
linge die Fürsprache bei König Ferdinand I. von Neapel verdankten, wodurch
ihnen dieser manch geräumiges Stück seiner Lande zu eigen gab. Viereinhalb
Jahrhunderte sind seither vergangen — fast ein halbes Jahrtausend! —
Wieviel hat sich in solch' langer Zeit bei andern Völkern geändert! Reiche
wurden gegründet und Reiche zerfielen, Sprachen und Menschen änderten sich, —
aber die Albanesen blieben sich gleich, wie in ihren heimatlichen Balkanbergen,
so auch in Italien!
Wer die Mühe nicht scheut, von Palermo aus der lachenden und üppigen
Oouea, ä'oro („goldenen Schüssel") in das sizilianische Bergland hinaufzu-
steigen, der kann, wenn er am Mittag aus Palermos Toren gezogen ist, am Abend
schon im ersten Albanesenstädtchen Siziliens nächtigen.
?iana üe' (^reel nennt der Sizilianer diese mitten im Bergland gelegene
Stadt, während die Albanesen selbst sie Khora nennen. Der Name besagt
übrigens Irriges, denn die Bewohner von Griechisch-Piana sind keineswegs
Griechen, sondern echte und wahre Albanesen, die der Sizilianer auch nur des-
halb „Griechen" nennt, weil sie den griechischen Ritus in ihren Kirchen bewahrt
haben. Man muß an einem Sonn- oder Feiertag sich diesem oder den andern
Albanesenstädtchen Siziliens, die sich von hier einer Kette gleich bis Corleone
erstrecken, nähern, um sogleich den tiefgehenden Unterschied dieses Völkchens von
den umwohnenden Sizilianern zu erkennen. Da sehen wir hohe schlanke Männer-
gestalten, Frauen in würdevoller Haltung, in leuchtenden Seidengewändern
reich mit Gold- und Silberstickerei geziert, angetan mit rotseidenen Miedern,
spitzenreichen Blusen, über dem Haupt das typische, das Haar verbergende, weiß«
Seidentuch, dessen Stickereien den Stolz der Trägerin ausmachen und ihren
Reichtum bekunden; dann wieder die Priester in ihren weiten faltigen Talaren,
die hohe randlose Mütze auf dem Haupt! Jedem wird sofort die Rassenver-
schiedenheit dieser Albanesen von den Italienern Siziliens, die sie weit an Größe
überragen, auffallen.
Es war freilich nicht der beste Boden, den die Könige von Neapel den
fremden Einwanderern gaben, aber der niemals rastende Fleiß derselben wußte
auch dieses rauhe Bergland fruchtbar zu machen, und wo einst den Sizilianern
der Boden nicht der Bearbeitung wert schien, da wissen die Albanesen heute
reich«n Gewinn aus demselben einzuheimsen. Ackerbau gibt ihnen ihr Brot, und
Ackerbau ist auch ihre Leidenschaft! So sind alle diese Albanesenstädtchen, und
zwar Piana de' Greci, wie Contessa, Palazzo und Mezzojuso echte und rechte
Bauernstädtchen. Darum ist ihnen aber unter der harten Arbeit, dem Boden
das tägliche Brot abzuringen, keineswegs der Sinn für ihres Volkes Art und

Sitte verloren gegangen! Merkwürdig und rührend zugleich ist der Brauch, daß zur Pfingstzeit das junge Volk dieser Albanesendörfer den höchsten Berg der Gegend, Santa Maria del Bosco besteigt, von dem man durch eine Kulisse der ringsumher aufsteigenden Bergeswelt im Osten das ferne jonische Meer sehen kann: von dort oben senden sie dem fernen, nie geschauten Vaterland jenseits dieses Silberstreifens alljährlich ihre Grüße! Bei dieser Gelegenheit kann man die außerordentlich melodischen Lieder dieses Volkes hören, Lieder, deren Dichter unbekannt sind, deren Worte aber von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Es ist mit diesen Liedern ebenso wie mit ihrer Sprache. Ohne Lehrer erhält sich diese unverändert, und obwohl das moderne Italien ihnen italienische Lehrer gesandt und Schulen errichtet hat, so bleibt doch der Brauch des Italienischen auf jenen der offiziellen Schriftsprache beschränkt: unter sich sprechen sie ausschließlich ihre von den Vätern ererbte Sprache.

Trotzdem diese Albanesen Siziliens wie auch jene Kalabriens fast durchweg dem bäuerlichen Berufe treu geblieben sind, so haben sie doch manchen bedeutenden Mann ihrem Adoptivvaterland gegeben. Selbst jener große Staatsmann, dem wir den Anschluß Italiens an den Dreibund verdanken, Francesco Crispi, entstammt einer im 18. Jahrhundert nach Ribera übersiedelten albanesischen Familie. Gleich diesem sind manche Albanesen hervorragende Patrioten Italiens geworden. Bekannt ist der interessante Vorgang, der sich bei Victor Emanuels Einzug in Palermo nach der Besitzergreifung Siziliens durch den ersten König des geeinten Italiens im Jahre 1861 abspielte, als ein albanesisches Mädchen in ihrer eigenartigen Tracht denselben mit poetischem Gruß begrüßte, ihm Blumen bot und seinen Schutz für ihre Volksgenossen erbat!

Heute hat jedoch ein neuer Patriotismus diese stillen Städtchen erfüllt. Alt und Jung ist dort erfüllt von dem Gedanken an die Auferstehung des alten Vaterlands. Und wenn auch die meisten nur aus der Ferne an den großen Ereignissen, die sich jenseits der Adria abspielen, teilnehmen können, mancher junge Bursche trägt sich bereits mit dem Gedanken, die Reise dorthin demnächst anzutreten und selbst Anteil an der Wiedergeburt Albaniens zu nehmen und dem alten Vaterland mit seiner jungen Kraft zu dienen!

Ganz anders als diese Albanesen sind die Griechen geartet, welche im äußersten Süden Apuliens sich angesiedelt haben. Es sind diese keineswegs Nachkommen jener griechischen Kolonisten, die in den Tagen des klassischen Altertums die Städte Süditaliens gründeten und dann im Laufe der Jahrhunderte völlig mit der Bevölkerung des Landes sich verschmolzen, sondern es sind Griechen, welche im Mittelalter als Flüchtlinge hierher kamen. Wahrscheinlich werden es die immer kühner werdenden Angriffe der Sarazenen gewesen sein, welche sie veranlaßten, gegen Ende des 11. Jahrhunderts über das Meer nach Apulien, dem Sitz des mächtigen Herzogs Robert Guiscard, der kurz vorher ihren Kaiser

Alenos Komnenos besiegt hatte, zu fliehen. Robert Guiscard gab diesen griechischen Flüchtlingen die fruchtbare Ebene zwischen Lecce und Otranto, und hier entstanden damals an zwanzig griechische Ortschaften. Allein die Zeit hat sie zum großen Teil mit der italienischen Bevölkerung verschmelzen lassen, und heute sind es nur noch neun Städtchen, mit etwa dreißigtausend Einwohnern, welche sich der Väter Brauch, Sprache und Sitte getreu erhalten haben!

Kalimera ist der Hauptort dieses griechischen Bezirkes, mitten in Italien, und wie sein Name echt griechisch lautet, so auch jene der übrigen Dörfer, die in der fruchtbaren Ebene rings um Kalimera liegen. Ihre Sprache ist griechisch, und zwar ähnelt sie weit mehr dem Altgriechischen als das heutige in Griechenland gesprochene Neugriechisch. Viele altgriechische Worte, die sich in jenem nicht mehr finden, haben sich dagegen in dem Griechisch jener apulischen Bauernkolonien erhalten. Dagegen haben sie ihren Ritus verloren, denn schon 1627 zwang ihnen der Erzbischof von Otranto den lateinischen Ritus und Roms Kirchensprache auf. Dagegen sind jene poetischen Züge, welche wir bei den Albanesen Italiens fanden, bei diesen Griechen nicht vorhanden, und obgleich auch sie Ackerbau als ihre Hauptbeschäftigung treiben, so ist dieser durchaus nicht wie bei jenen nur zur Befriedigung des eigenen Bedarfs bestimmt, sondern bildet die Grundlage eines mannigfach gestalteten Handelswesens. Der griechische Handelsgeist, einst die Quelle des Reichtums von Hellas, später der Grund seines nationalen Niedergangs, zeigt sich in allen jenen Griechenstädtchen Apuliens äußerst lebendig.

Einen ganz eigenartigen Brauch, den man sonst wohl nirgends bei einer bäuerlichen Bevölkerung findet, weisen diese Griechen auf: im Hochsommer, wenn die Hitze auf dem völlig ebenen Tafelland von Apulien einen unerträglichen Grad erreicht, zieht die Bevölkerung zum größten Teil nach der benachbarten Küste, wo sie in geräumigen natürlichen Grotten sich häuslich niederlassen, von des Jahres Last und Mühe ausruhen und fleißig baden. Nach zwei Wochen kehren sie in die heimatlichen Dörfer zurück, worauf jene anderen, welche zurückgeblieben waren, die gleiche Reise antreten. Aber auch schon im Mai machen die Bewohner von Kalimera eine Reise nach der Küste, und zwar, um dort bei den Ruinen der uralten Stadt Roca zu Ehren der Madonna von Roca ein höchst eigenartiges religiöses Festspiel aufzuführen. Nach diesem Festspiel folgt eine traditionelle Prozession auf dem Meere in Barken und Gondeln, und abends, wenn die Pilger nach stundenlanger Wagenfahrt nach Kalimera heimgekehrt sind, wird das Fest nach echt südländischer Weise mit Freudenschüssen und Feuerwerk beschlossen !

Eigenartig ist auch der Brauch der „Erzählung der Passionsgeschichte" in der Fastenzeit. An einer hohen Stange ist ein Reif befestigt, an welchem die Bilder der Kreuzwegestationen hängen. Unter eigenartigen Gesängen wird diese Stange von drei jungen Männern von einem Platz der Stadt zum andern ge-

tragen, und hier erzählt einer derselben dem Volk die Leidensgeschichte Christi in volkstümlicher Ausschmückung in eigentümlich singendem Tonfall. Auch manche Hochzeits- und Totenbestattungsbräuche finden sich bei diesem Völkchen, welche die umwohnenden Italiener als „griechische Überbleibsel" einer langentschwundenen Vorzeit bezeichnen.

Viele Jahre sind vergangen, ohne daß von diesen Griechenkolonien gesprochen wurde. Auf sie hat der Balkankrieg keineswegs jenen Einfluß gehabt, wie auf die Albanesen. Nur einmal während des italienisch-türkischen Krieges wurde ihrer gedacht, als General Ameglio bei der Besetzung von Rhodos zwei Soldaten aus jenen Griechendörfern als seine Dolmetscher benutzte, um mit den Einwohnern der weltberühmten Insel zu verhandeln. —

Still und einförmig verläuft das Leben in diesen beiden Koloniengruppen, denen wir hier einen Besuch abgestattet haben. Nicht die Kunst ist es, die uns dorthin zieht, wie in so manche andere abgelegene Winkel Italiens, nicht die Schönheit der Natur, die uns in andern Teilen von Ausonias prächtigen Gefilden weit großartiger entgegentritt, und doch verfehlt ein Besuch bei diesen Völkchen, sei es bei den Albanesen, sei es bei den Griechen, nicht seinen Eindruck: dieser aber besteht in beiden Fällen darin, daß diese Kolonien in sich ein Stück Weltgeschichte verkörpern und in kleinem Ausschnitt die zähe Lebenskraft und große Entwicklungsfähigkeit dieser nichtslawischen Balkanvölker beweisen! —

Professor Adolf Mayer:

Autorität und Individualismus.

Man stelle sich den Zustand der Menschheit vor, wenn es keine Autorität gäbe, wenn ein jeder für sich nach eigenem Ermessen dächte und handelte, wenn es keinen Kanon gäbe, von dem, was erlaubt ist, und von dem, was rätlich ist zu tun. Die Menschheit würde bei der unendlichen Verschiedenheit der Begabungen und der Entwicklung auseinander fallen in Einzelgrößen; ein atomistischer Zustand der Gesellschaft, unberechenbar in seinen Strömungen und Bestrebungen, und wenn sich auch eine Durchschnittsrichtung ermitteln ließe, so hoffnungslos zersplittert, daß in keiner Richtung eine kräftige Resultante übrig bleiben würde.

Aber auch umgekehrt; und hier brauchen wir nicht einmal die Phantasie zu Hilfe zu nehmen; denn hier lehrt uns die Geschichte sowohl wie die Umschau auf große noch bestehende Zustände, welch einen Anblick die Welt gewähren würde, wenn die treibenden Kräfte des Individuums erstickt wären durch eine vollstän-

dige Durchführung des autoritativen Prinzips. Ein Blick auf unser Mittelalter genügt, wo der Papst alle Autorität für sich in Anspruch nahm und es sogar wagen konnte, den deutschen Kaiser durch seine Krönung zum römischen König unter seinen Willen zu beugen. Oder ein Blick auf den Islam, in welchem ein einziges Buch der Weisheit jede individuelle Forschung unnötig machen sollte; oder auf China, wo ein Eramen in den Klassikern seiner alten Kultur auch bis jetzt darüber entschied, ob einer zu der Laufbahn sogar eines Verwaltungsbeamten zugelassen werden konnte oder nicht.

Daß diese Äußersten vom Übel sind, darüber ist es leicht sich zu verständigen, selbst in Kreisen, die in ihren Urteilen sonst weit auseinanderstreben, und auch darüber, daß die Lösung nicht heißen darf: Autorität oder aber: Individualismus, sondern das eine und das andere in irgend einer geeigneten Mischung. — Aber was ist die geeignete Mischung? Man kann sich rasch mit den Hygienikern und Soziologen der verschiedensten Richtung darüber einigen, daß unsere menschliche Nahrung zweckmäßig aus vegetabilischen und animalischen Stoffen gemischt sein solle, die Frage ist nur immer, wie viel von dem einen, wie viel von dem andern und in welcher Verteilung und Zubereitung. Es handelt sich also um Fragen der Quantität und der Mengung.

Viele werden hier geneigt sein, die Entscheidung zu treffen dadurch, daß sie strenge die beiden Gebiete des Denkens und des Handelns von einander scheiden: Auf dem Gebiete des ersteren die Freiheit des Individuums, auf dem des letzteren die Gebundenheit durch bleibende Vorschriften und unter den Willen Einzelner, die Träger der Autorität sind; siehe da eine Trennung, die auf den ersten Blick als zweckmäßig erscheint. Wissen wir doch, was unsere moderne Kultur der Freiheit des Gedankens schuldet, welche riesenhaften Fortschritte namentlich in den Naturwissenschaften und ihren technischen Anwendungen erfolgt sind, seitdem sie sich von dem Ioche frei gemacht haben, unter das sie die starren Dogmen eines mißverstandenen Christentums und beinahe nicht weniger die scholastischen Formen einer der Kirche liebedienerisch zu Gefallen denkenden Philosophie gebeugt halten wollten.

Und dem gegenüber ist ja auf dem Gebiete des Handelns mit Händen zu greifen, wohin es führt, wenn ein zusammengehöriger Haufen von Menschen jeder seinem individuellen Impulse im Handeln folgt, wie, um ein unvergessenes Beispiel herauszugreifen, vor 10 Jahren die Buren in Südafrika die Früchte ihrer großen persönlichen Tapferkeit und einer unvergleichlichen Taktik bald wieder verloren durch die Willkürlichkeit, mit der jeder Einzelne focht oder ruhte, auf seinem Posten blieb oder nach Hause kehrte. — Hier also muß der Eigenwille, der im Denken und Träumen so Unvergleichliches schuf, sich seiner Souveränität begeben und wieder ein Kind werden in Unterwerfung und Gehorsam. Ein „Schweigender" zu sein ist für den Soldaten ebenso sehr wie für den Bediensteten

überhaupt ein schmückendes Eigenschaftswort, wie es für den Wahrheitsforscher von Galilei bis auf Zola ein abfälliges Urteil gewesen sein würde.

Aber so einfach liegt die Sache denn doch wohl nicht, und daß sie nicht so einfach liegt, geht aus nichts deutlicher hervor, als daß es auch auf dem Gebiete des Handelns gar manche wenigstens scheinbar autoritative Handlungen gibt, die absolut schädlich wirken. Ich brauche nur an das eine Wort „Panik" zu erinnern, um unsern Gedanken sofort den Zugang zu einer ganzen Kategorie von Handlungen zu erschließen, bei welchen die Hingabe der eigenen Persönlichkeit geradezu verderblich wirkt. — Panik: was ist das? Furcht, Angst — jawohl! Aber bei manchen Menschengruppen haben diese instinktiven negativen Erregungen individuell statt, ohne daß sich die Erscheinung der Panik einstellt. — Also Massenangst.*) Ganz wohl, aber wie kommt Massenangst zustande? Keineswegs dadurcy, daß jeder Einzelne in der Masse Angst hat; denn, wenn das der Fall wäre, wäre es überflüssig, die Erscheinung einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen, und es würden auch keine Mittel gegen dieselbe zu bedenken sein, die andere wären, als jeden Einzelnen im Mute zu stärken. Dieselben würden nur auf eine hundertfältige Wiederholung des individuellen Ratschlages hinauslaufen.

Die Panik, die Massenangst, ist keine so einfache arithmetische Funktion; sie hat vielmehr, wie jede Massenerscheinung, wie Elan, wie Hurrapatriotismus und andere, ihre ganz besondere Struktur, die untersucht sein will, ehe man weiter über diese Dinge redet. Aber worin besteht diese Struktur? — Meine Antwort ist diese:

Die Stimmung Einzelner verpflanzt sich suggestiv auf andere, deren Gemüt keineswegs besonders ängstlich oder besonders heroisch ist, die sich nur durch ihre große Bestimmbarkeit auszeichnen. Dadurch wird die Erscheinung nicht einfach multipliziert mit der Zahl der ängstlichen Gemüter und dividiert durch die Masse der Anwesenden, in welchem Falle man sich mit der Betrachtung eines Durchschnittsmenschen begnügen konnte, sondern sie wird in einem hohen Maße potenziert, und die einfache arithmetisch«

*) Ursprünglich ist der Begriff freilich ein anderer, da das Wort von Pan, dem plötzlich erscheinenden Gott« der einsamen Hirten, abgeleitet ist. Also war die erste Bedeutung wohl mehr die der Sinnlosigkeit und des Zwingenden der Erscheinung und wurde erst später auf die Massenerscheinung übertragen, bei der freilich die Sinnlosigkeit und das Zwingende auf den Einzelnen erst recht deutlich wird.

E. Gothein hat auf dem Soziologenkongreß von 1911 eine geistreich« Darstellung der Panik gegeben, die von ungewöhnlicher Belesenheit Zeugnis gibt. Doch vermisse ich bei dessen Charakterisierung (der Gegensätzlichkeit von Negation der Mass« zur Massenerscheinung) der «infachen Begründung, daß die Erscheinung in ihrem Ursprünge notwendig eine Massenerscheinung und nur in ihren Folgen eine Zersplitterung dieser Massen ist, wozu im übrigen die später von ihm selber gegebenen Ausführungen reiche Belege liefern.

Behandlung des Problems läßt infolgedessen so gut wie ganz im Stiche. Es wird vermöge der komplizierten Struktur zu einem neuen Problem von einer zunächst unübersehbaren Kompliziertheit. Es handelt sich um ein soziologisches Analogen einer chemisch-katalntischen Erscheinung oder eines Fermentprozesses, die auch mathematisch anders behandelt werden müssen als einfachere mechanische Probleme.

Jedenfalls gibt es also Gebiete des menschlichen Handelns, auf denen das Autoritative höchst schädlich wirkt, und zwar gibt es Gebiete, die ein und dieselbe Gruppe von Menschen, die einen und denselben Beruf ausüben, betrifft, wo autoritativ zu handeln höchst notwendig, in andern Fällen aber höchst schädlich ist. — Wir brauchen hier nur an den Drill zu denken gegenüber der eben gesprochenen Massenfurcht, beides Erscheinungen auf militärischem Gebiete.

H « 5

Wie soll man sich nun bezüglich der Einteilung stellen, welche Wahl doch wichtig ist, da so manche praktische Folgerungen davon ihren Ausgang nehmen.

Vielleicht kann uns d i e Tatsache als Leitfaden dienen, daß die eben erwähnte Erscheinung der Panik eine instinktive Erscheinung ist, die noch ganz dem animalischen Leben in uns angehört. In der Tat treffen wir in dieselbe Kategorie gehörige Erscheinungen im Leben der Tiere überall. Viele Vögel und Säuger besorgen ihr Ernährungsgeschäft in Scharen, also daß z. B. die Paviane oder die Stare gemeinsam in ein Feld einfallen und bei drohender Gefahr auch wieder gemeinsam fliehen, resp. auffliegen. Ja bei den Tauben und andern Vögeln ist der Flug so vollständig nach den Grundsätzen des militärischen Drills organisiert, daß eine Wolke von Vögeln bei einer Wendung, die sie machen, plötzlich zu verschwinden scheint, um dann ebenso plötzlich wieder zu erscheinen. Natürlich ist das so zu erklären, daß die Wendung aller Vogelleiber gleichzeitig statthat, infolge wovon die ausgebreiteten Flügel uns plötzlich die hohe Kante zukehren und dann wieder die breite, wodurch das Zurückwerfen des Lichts auf einen Bruchteil des vorigen zurückgebracht und dann wieder auf die ursprüngliche Größe ergänzt wird. Oder das Gefieder hat auf verschiedenen Seiten verschiedene Farben. — In jedem Falle aber lehrt die Erscheinung, da von einem eigentlichen Kommando wie bei militärischen Übungen nicht wohl die Rede sein kann, daß die Handlung eines einzelnen Erfahrenen für die andern mit absolutem Zwange wirkt, so daß hier mittelbare, erst durch die Überlegung wirkende Zwangsmittel unnötig sind.

Das ist aber dieselbe Erscheinung, die wir auch bei der Panik bemerken. Es ist das Willenlos-Mitgerissenwerden, und in der Tat bedienen wir uns auch der bekannten Erscheinung aus der Tierwelt, um ähnliche Vorkommnisse bei uns Menschen als in die gleiche Kategorie gehörend treffend zu charakterisieren. In diesem Sinne sprechen wir vom Leithammel, der die

andern unwiderstehlich mit sich zieht, gedenken aber dieses Beispiels keineswegs im lobenden Sinne, da nicht selten hinzugefügt wird: selbst, wenn er in die Flammen springt, springen Alle hinein.

Im Zusammenhange mit dieser Herleitung finden wir die Panik bei denjenigen Völkern mehr verbreitet, bei denen das instinktive Gefühlsleben über das Verstandesleben vorherrscht (ohne daß aber im übrigen von einer besonderen Tierähnlichkeit die Rede zu sein braucht). Bei den Italienern und Franzosen ist mehr Neigung dazu als bei den besonnenen Engländern und Holländern. Unter den alten Völkern waren die phantastischen Griechen der Panik mehr zugänglick als die verstandesmäßig disziplinierten Römer. Auch die nervösen Israeliten sind der Panik besonders ausgesetzt, und unter unserem eigenen Volke finden wir den Gegensatz zwischen den impulsiveren Franken und den schwer beweglichen Niedersachsen, denen sich in dieser Beziehung auch die besonnenen alemannischen Schweizer zugesellen, und ziemlich frei von panikartigen Volksstimmungen scheinen die Japaner zu sein, die uns Europäern beinahe nicht mehr wie Menschen, sondern beinahe wie Verstandesautomaten erscheinen.

Freilich ist die Erscheinung in der Tierwelt selber vorteilhaft. So braucbt in einer Gruppe von äsenden Gemsen nur eine, und das wird gewöhnlich die wachsamste und erfahrenste sein, die Annäherung des Jägers oder des Bären zu bemerken, und ihre Flucht reißt die andern sogleich unwiderstehlich mit sich fort, obgleich natürlich nicht geleugnet werden soll und die in Rede stehenden Er» scheinungen auch zum Teil hierauf zurückgeführt werden können, daß auch von Tierherden wirkliche Wachen ausgestellt werden, die die herannahende Gefahr durch Pfiff oder anderswie wunderbar zuverlässig signalisieren, da eben manchmal schon hier die Anfänge vernünftigen Handelns gefunden werden können, oder wenigstens instinktive Vorgänge durch die natürliche Auslese sich so vervollkommnen, daß sie den Anschein von solchen gewinnen. Solche Kollektivhandlungen, auch panikartiger Natur, sind bekanntlich vorteilhaft, weil sie dem Einzelnen die Aufmerksamkeit, die auf die Gefahr gerichtet sein müßte, ersparen. Das Einzelne kann sich dann ganz dem Geschäfte der Ernährung widmen, das ja in vielen praktischen Fällen, z. B. im Winter im Schnee schwierig genug ist, um nicht die ungeteilte Aufmerksamkeit für dies Geschäft erwünscht zu machen.

Freilich ist der Vorteil nur in der Regel auf der Seite der autoritativen Handlungen. Irrt der Führer, so reißt er die Andern mit sich in die unnötige Flucht und vielleicht gerade ins Verderben. Dann wäre der Individualismus besser gewesen als diese Anfänge der Autorität, und auf solche Fälle im Menschenleben erstreckt sich dann auch gewöhnlich unsere etwas verächtliche Benennung irgend eines Rädelsführers als Leithammel. Im günstigen Falle wird er dagegen als Heros und Vaterlands-Erretter gefeiert.

Hierdurch wird aber auch klar, daß mit der Menschwerdung sich unser Urteil über Panik und andere rein mechanisch wirkende Handlungen, die den Keim des

Autoritativen in sich enthalten, wesentlich ändern muß. Zwar gibt es noch Fälle, wo wir von der ererbten Neigung der Menschen zu solchen einen nützlichen Gebrauch machen, aber sie werden doch mit der steigenden Kultur wesentlich ein, geschränkt, und gerade, daß diese Einschränkung immer das Richtige trifft, dazu ist eine genaue Unterscheidung der verschiedenen Fälle hinsichtlich der Motive und der Folgen vorteilhaft. Als Wegweiser muß uns hier natürlich die Entscheidung darüber dienen, ob eine autoritative Handlungsweise nützlich oder schädlich ist.

Diese ist immer oder ganz vorherrschend nützlich, wenn sie einer zweckmäßigen Arbeitsteilung entspricht, wie schon aus den gewählten Beispielen aus dem Herdenleben der Tiere deutlich war. So ist bei den Soldaten im Gefecht die Arbeit geteilt zwischen dem Offizier und dem Gemeinen. Der eine, der auch keine Muskete trägt, leitet die andern, die eigentlichen Kombattanten. Jener erwägt die Chancen und gibt Befehle; diese gehorchen und schießen, rücken vor, werfen sich nieder, usw. Alles auf Kommando. Zuweilen wird, aber dann nur widerruflich, z. B. beim Ausschwärmen der Tirailleure einige persönliche Freiheit gewährt; doch nur im äußersten Falle, und der noch dazu von den strengsten Militaristen als unmöglich hingestellt wird, ertönt in dem „»mive yui peut" das Zeichen, das dem Einzelnen die volle individuelle Freiheit zurückgibt.

Das muß so sein, denn in den Bewegungen des Krieges hat man es mit Kollektivhandlungen zu tun. Der Einzelne kann keine Schlacht gewinnen, und auch der einzelne Führer ist dem Generalissimus strengen Gehorsam schuldig, und wenn er denselben versagt, so muß er, selbst nachdem er den Erfolg für sich hat, wie der Prinz von Homburg oder Jork, der Kugel gewärtig sein.

Ganz anders aber ist es in den Fällen der Panik und der damit ähnlichen Erscheinungen im Menschenleben. Mag dergleichen auf niederen Stufen der Entwicklung noch durchschnittlich vorteilhaft gewesen sein; hierbei drängt sich der Angstlichste oder sonst in seinem Gefühlsleben am meisten Überreizte gewissermaßen in die Rolle des Autorisierten ein und reißt die Andern mit sich fort. Im Theater ein leises Knistern oder ein unerklärter Feuerschein. Da ertönt nicht von den dazu autorisierten, sondern von den ängstlichsten Lippen der Ruf: Feuer! und alsbald stürzt die Menge dem Ausgange zu, und es zertreten und ersticken die Einen die Andern. Mag ein einzelner Behender auf diese Weise rasch den Ausweg gewinnen, im Kollektivinteresse der Gesamtheit liegt nun jedenfalls Ruhe und Besonnenheit jedes Einzelnen, die dann auch gepredigt*) und wohl gar nach besonders eindrucksvollen Katastrophen in besonderen Veranstaltungen geübt wird.

*) Julius Cäsar war ein berühmter Bändiger der Panik. (Gott) ein a. a. O.) Es ist die dem Schlecken nicht zugängliche Persönlichkeit, die eine größere Autorität erzwingt als die zufällige des meist Erschrockenen.

Genau ebenso ist es auf untergehenden Schiffen. Die Vernunft tritt freilich im Menschenleben an die Stelle der rohen Instinkte. Aber in dem Zustand des Übergangs, in dem wir uns befinden, macht sich der Übelstand geltend, daß gerade die Zurückgebliebenen noch am meisten den instinktiven Impulsen unterliegen und so einen Einfluß gewinnen, der ihnen nicht zukommt, und der — ihnen also wieder abgenommen werden muß.

Der Panik ähnliche Erscheinungen gibt es nicht bloß bei Gefahren, sondern auch sonst vielfach im Leben, und ihre Zergliederung ist von der größten Bedeutung für alles soziale Leben. Ich nenne das Sichhinreißenlassen in Lob und Tadel von dem Ersten-Besten z. B. oder von Leuten, die als Autoritäten gelten. Denn auch hier, wo sie mehr schaden als nützen, gibt es solche. Eine Folge davon ist das beinahe regelmäßige Verkennen der wahrhaft Großen bei ihren Lebzeiten und der übertriebene Kultus für den Namen der Verstorbenen. Bismarck, der doch alt wurde, versagte der Reichstag noch die Ehrung zu seinem 70. Geburtstage, und jetzt, da schon die dreijährigen Kinder seinen Namen kennen, stellt man Denkmal neben Denkmal in immer phantastischeren und zuletzt ganz mythisch anmutenden Formen, obschon inzwischen deutlich geworden sein könnte, daß der Heros seine Größe der geschickt und mannhaft geleiteten äußeren Politik verdankt, während er in der inneren Fehler machte.

Dieselbe Erscheinung überall, auch bei unseren Künstlern, wie z. B. eben jetzt bei Feuerbach zutage tritt, der bei Lebzeiten durch die Aufopferung seiner unvergleichlichen Mutter über Wasser gehalten werden mußte, während jetzt seine Bilder mit Golde aufgewogen werden, was auch wieder eine Übertreibung ist, denn er arbeitete wohl mit edlem Streben, aber nie aus dem Vollen wie ein großer naturwüchsiger Künstler, da er sich mühsam in eine ferne Zeit hineinzwang. Selbst bei G o e th e, der doch bei Lebzeiten seines Ruhmes in vollen Zügen genoß, ist die gleiche Erscheinung nachzuweisen. Man braucht nur die Faustkritiken seiner Zeit nachzulesen und damit zu vergleichen, wie man jetzt der lendenlahmen Greisenpoesie des zweiten Teiles dieses sonst unsterblichen Gedichtes mit unendlichem Aufwand künstliches Leben einzuhauchen versucht, — nur weil eine Suggestion von dem großen Namen ausgeht und das Werk von Goethe ist. Der größte Dichter, so lautet das erzwungene Urteil, kann nur Größtes geschaffen haben.

Auch auf dem Gebiet der Wissenschaft ist es kaum anders. Bis in sein Greisenalter mußte Schopenhauer warten, daß seine Werke auch nur gelesen wurden, und heute datiert man in umgekehrter Übertreibung die Epochen der modernen Philosophie nach seinem Auftreten.

Eine mäßige Einsicht in diesen Zustand hat bekanntlich mit der Jahrhundert-

feier von Schillers Geburt, der ja geradezu als Typus eines verhungerten Dichters erschien, den Schillerverein ins Leben gerufen. Doch hat derselbe nicht geleistet, was er sich vorgesetzt, da er von der falschen Prämisse ausging, daß das Elend des Genies eine bloße Frage des Geldes sei. Es ist aber eine Frage des Charakters der Mitlebenden, und daß hierin Veränderung kommt, ist auch weniger im Interesse der genialen Menschen selber, auf die Lob in den meisten Fällen noch übler wirkt als Vernachlässigung, als vielmehr in dem dieser Mitlebenden und der Nachlebenden, durch deren übertriebene Bewertungen die Weltgeschichte sich in den weiten Pendelschlägen von kostbaren Aktionen und noch kostbareren Reaktionen bewegt, während sie bei guter Besonnenheit ein Wertmaß geben könnte von bleibender Gültigkeit und sich selbst verstärkender Kraft.
Der Grund dieser weitverbreiteten Erscheinung, die wir, wie gesagt, im Interesse der Menge bedauerlicher finden als im Interesse der genialen Menschen selber, aber ist wieder der, daß nicht jeder Einzelne sich äußert, wie er empfindet, sondern daß er sich sein Urteil von Scheinautoritäten, denen man gefahrlos folgen darf, aufdrängen läßt. Denn ganz unmöglich ist es ja, anzunehmen, daß sich das Durchschnittsurteil der Einzelnen von einer Generation zur andern so von Grund aus ändern könnte. Erst verhält sich die Masse ablehnend, weil noch keine Autorität für dieselbe eingetreten ist; und später küßt man den Gefeierten die Rockschöße, weil nun die ablehnende Haltung gefährlich zu werden beginnt. Und dieses Umstandes wegen reiht sich die Erscheinung an die in dieser Hinsicht der Panik ähnlichen, an die soziologischen Massenerscheinungen.
Im Interesse der Gesamtheit also ist es jedenfalls aufs innigste zu wünschen, daß ein jeder sich womöglich selbst über die Bedeutung einer Erscheinung und über die Weise, wie er sich dabei zu benehmen hat, orientiere. Dann wird die Handlung der Masse vielleicht irrtümlich, aber wenigstens die sein der mittleren Vernunft, über die sie zur Zeit verfügt, und nicht, entflammt durch den Eindruck an ihrem schwächsten Punkte., weit hinter diesem Maße zurückbleiben. Dann werden sich bei dem Rufe Feuer nur einige wenige Unvernünftige zur sofortigen Flucht rüsten, von der besonnenen Mehrheit aber noch in vielen Fällen beruhigt und zurückgehalten werden können, bis von wirklich autoritativer Seite eine Mitteilung über den wirklichen Stand der Dinge erfolgt.
Das ist also nicht so sehr eine Frage der Entwicklung des Verstandes, denn dieser ist wohl der oberste, aber nicht der stärkste unserer Triebe, als vielmehr des Charakters, sonst würden sich nicht die amerikanischen Indianer, die nur in der Entwicklung des letzteren zu einer märchenhaften Vollkommenheit gelangten, in dem Widerstande gegen panikartige Erscheinungen auf eine so große Höhe gebracht haben.
Wenn nun ein Jeder über einen großen Staatsmann oder Künstler schweigt, bis er imstande war, sein eigenes Urteil zu bilden, nicht aber sich dies Urteil von

dem Ersten-Besten suggerieren läßt, dann wird auch die Beurteilung von vor- und nachher nicht so verschieden von einander ausfallen, dies wird so sein, einfach weil die Menschen ein Lebensalter früher oder später nicht so ganz verschieden in ihrer natürlichen Anlage und Fassungskraft zu sein pflegen, während die Autoritäten, denen man Heerfolge leistet, kommen und gehen.
Ich mache auf diese Komplikation aufmerksam, weil man sonst wohl im Zusammenhang mit dem Gesagten geneigt sein möchte, den gegenwärtigen Zustand, den wir aufzuzeigen versuchten, und wozu auch der Hurrapatriotismus mit allen seinen gefährlichen Auswüchsen gehört, lediglich einem Rest der tierischen Instinkte zuzuschreiben, die auch im iioiuu sapwn» nach Jahrtausenden neben der vielgepriesenen Vernunft, nach der er seinen Artnamen empfangen hat, tätig sind, so daß also die tierischsten Menschen am meisten diesem Übelstande ausgesetzt wären. Hiergegen haben wir schon in mehreren unseren Beispielen Front gemacht, und es ist auch sonst nicht zu verkennen, daß noch andere Dinge hinzukommen und die Erscheinung verstärken.
Der Zorn ist z. B. ein bloßer Instinkt, der nützlich ist, weil er die Kraft des Individuums über sich selbst steigert und zwar gerade in Augenblicken, wo es dieser Kraft am notwendigsten zur Verteidigung bedarf. Auch ist er blind, wie andere Instinkte, und fragte nicht, ob er gerade im gegebenen Fall die richtige Handlung auslöst. Dasselbe gilt von der geschlechtlichen Liebe. Auch bei dem epidemischen Schrecken der Panik handelt es sich noch wesentlich um rein Instinktives. Aber schon komplizierter sind die anderen Erscheinungen, die wir gleichwohl schon als Beispiele herangezogen haben. Die Unterschätzung unserer Großen bei ihren Lebzeiten, ihre Überschätzung nachher geschieht nicht bloß aus instinktivem Nachahmungstrieb, zufolge der natürlichen Eigenschaften des Herdentieres, das noch im Menschen fortlebt, sondern auch aus gemeinem Eigeninteresse, weil moralischer Mut dazu gehört, seine Meinung zu sagen oder auch nur zu schweigen. Man kann sich sonst blamieren und' sogar vielleicht sich seine Karriere damit verderben. Bedienten spucken nach den Bettlern und zeigen sich, wenn sie die Laster ihres Standes haben, den Großen gegenüber bereit, deren Auswurf mit Grazie entgegenzunehmen, und so gelangt der Unberühmte nur mit Mühe zu Ansehen, und der Berühmte hat wiederum Mühe, das klebende Gesindel, das ihn soviel Zeit kostet, von sich ferne zu halten.
Es handelt sich also nicht bloß um Vernunft und um Instinkt, sondern die erste«, die die blinden Instinkte bändigen sollte, wird oft selber im Schach gehalten durch schwächliche Charakterzüge, die keineswegs den Zeiten der ansteigenden Kultur, sondern viel eher denen des Zerfalls angehören. Das ost, römische Reich mit seinem Byzantinismus ist jünger, als die alte römische Republik mit ihren Gracchen, ihrem Regulus und ihrem Cato, und auch im weströmischen Reiche ist dieselbe Dekadenz nicht unschwer nachzuweisen.

»
Also die autoritativen Instinkte wachsen zuweilen wieder, wenn auch die Vernunft vorhanden ist, wenn diese aber durch Charakterschwäche in ihren Wirkungen auf die Entschlüsse nicht zur Geltung kommen kann. Dann wird das Tun der Menschen wieder so schematisch und scheinbar tierisch instinktiv, als ob noch keine Vernunft geboren wäre, die den Entschluß bestimmt.

Autoritativ sollte also auch das Handeln des Menschen nicht sein mit Ausnahme, wo die Arbeitsteilung zwischen Herren und Knechten (ohne jede gehässige Nebenbedeutung dieser Wörter) ein Befehlen und Gehorchen notwendig macht, in welchem Falle aber auch nicht das eigene Urteil stille steht, sondern nur seine beschränkte Aufgabe erfüllt und überdies dazu unerläßlich ist, die Notwendigkeit des Dienstverhältnisses einzusehen.

Aber auch bei dem Denken, wo wir uns im Anfange dieser Betrachtung für das „nicht autoritativ" entschieden zu haben schienen, ist die Frage nicht ganz so einfach, wie sie aussieht. Denn auch hier gibt es eine Arbeitsteilung. Nicht jeder kann als Forscher tätig sein; aber es ist jedem und seiner Umgebung nützlich, daß er ein guter und tüchtiger Mensch sei. So bleibt ihm nicht die Zeit, sich selbst sein Weltbild zu entwerfen, dessen Annahme ihm die Ausübung seiner moralischen und gesellschaftlichen Pflichten erleichtert. Also muß ihm dies Weltbild geliefert werden wie dem Mathematiker seine Logarithmentafel, die auch dieser gewisseste aller Wissenschaftler nachzurechnen nicht imstande ist. Dem Fortschritt der Menschheit in jeder Richtung aber ist Genüge geleistet, wenn nur die Möglichkeit der Kontrolle dieser Grundlage des Wissens- und Glaubenslebens auf ihre Wahrhaftigkeit und Zweckmäßigkeit besteht. Jeder Einzelne kann sich dieser nur von Zeit zu Zeit nötigen Kontrolle nicht unterziehen.

Das also ist die Scheidung zwischen Autorität und Individualismus. Sie ist nicht so einfach, als wir dachten. Gleichwohl gewährt die Erörterung Ausblicke von bedeutender soziologischer Wichtigkeit.

Georg Brandes:

August Bebet.

Einen Artikel von einiger Bedeutung oder auch nur von etwas größerem Umfang über August Bebel zu schreiben, bin ich außerstande. Dazu kannte ich ihn nicht genau genug. Doch selbst flüchtige Berührung mit einer so starken und ungewöhnlichen Persönlichkeit hinterläßt einen tiefen Eindruck.

In diesem Augenblick gedenke ich der letzten Worte, die ich aus seinem Munde vernahm. Vor zwei Jahren saß ich in einem Berliner Theater, vorn in einer kleinen Parterreloge. Die Vorstellung hatte noch nicht begonnen. Als Bebel in den Saal kam und seinen Sitz im Parkett suchte, machte ihn eine Dame, die uns beide kannte, auf meine Anwesenheit aufmerksam. Er kam zu mir hin und reichte mir die Hand. — „Wie lange das her ist", sagte er, „seit wir beisammen waren, und nun sind wir beide grau geworden! — Sie haben es, antwortete ich, inzwischen ungleich weiter gebracht, als ich. Sie haben zwanzig Millionen Menschen, vier Millionen Wähler hinter sich. Sie sind von Sieg zu Sieg geschritten. —

Mit einer Wendung, die mich überraschte, sagte er: „Sie mögen keine so große Zahl hinter sich haben; aber wer weiß, ob Sie nicht auf andere Weise ebensoviel Einfluß besitzen. Sie sind mehr mit den Offizieren in Berührung gekommen, ich mit den Gemeinen". — Das war artig gesagt. Doch in Wirklichkeit war selbstverständlich kein Vergleich möglich zwischen dem Schriftsteller eines kleinen Landes und dem mächtigen Gründer und Führer der deutschen Arbeiterpartei.

Die Lauterkeit seines Charakters, seine Uneigennützigkeit waren die Grundlage seiner Größe. Er war zudem groß als Agitator, Organisator und Stratege; nicht minder als Redner. Da er sich aus kleinen Verhältnissen hatte emporarbeiten müssen und genötigt war, ohne andere Grundlage als der des Unterrichts einer Volksschule, sich mit willensstarkem Fleiß, unter Entbehrungen, die ungemeine Fülle von Kenntnissen anzueignen, die er besaß, hatte er das in sich gefestigte Wesen des Autodidakten, den felsenfesten Glauben an die Lehre, die er in sich aufgenommen, und an die Überzeugungen, zu denen er sich durchgerungen hatte. Er zweifelte nie an der Wahrheit des Systems von revolutionären Meinungen, zu denen er sich bekannte, und daß dieses unter allen Umständen schwer durchführbar sei, war ein Gedanke, der ihm fern lag. Seine Kenntnisse hatte er zum Teil in den 57 Monaten erworben, die er in Gefängnissen zugebracht, und auf diese Weise erworbene Kenntnisse setzen naturgemäß mehr Salpeter, bitterere Galle im Blute ab, geben dem Gemüte größere Triebkraft und dem Manne eine rücksichtslosere Entschlossenheit, als Kenntnisse, die man auf dem Sofa in sich aufgenommen.

August Bebe! Georg Brandes

Nach meinem ersten Gespräch mit Bebel war mein Eindruck: Er ist grund-
ernst, bis ins innerste Mark überzeugt, flammend heftig, voll sichern Glaubens
an die Zukunft seiner Sache. Seine Beredsamkeit ist die des Kampfes. — Ich
empfand damals aber auch sofort seine Schwäche: Er ist ein Mann, der glaubt,
was er wünscht, eine Schwäche, von der sich leicht der freihält, der seine Sache
und sich selbst von vielen Niederlagen betroffen sah. — Er bildete sich damals
(1891) ein, daß binnen fünf, sechs Jahren, jedenfalls, ehe das Jahrhundert zu
Ende gehe, wir den völligen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft er-
leben würden. Als ich beharrlich meinen Zweifel daran aussprach, äußerte er:
„Glauben Sie denn an gar nichts?", worauf ich antwortete: „O ja, an die
menschliche Dummheit, an die Langsamkeit der Entwickelung, und außerdem noch
an ein halbes Dutzend höherer Mächte, die ich nicht in einer Formel zusammen,
zufassen vermag". — Er blieb natürlich bei seiner Ansicht.

Von seinem 22. Jahr an hatte Bebel sich der deutschen Arbeiterbewegung
angeschlossen. Schon mit 25 Jahren war er Obmann des Deutschen Arbeiter-
vereins; mit 27 der Mitbegründer der sozialistischen Arbeiterpartei, deren fast
unangefochtenes Haupt er durch einige vierzig Jahre war.

In allen diesen Jahren hat er seine Anhängerschar wachsen und seine Macht
steigen gesehen. Als er am Anfange stand, zählte die Partei einige tausend
Wähler, jetzt zählt sie mehr Millionen als damals Tausende. Er hat der Wider-
wärtigkeiten genug erlebt, die langen Kerkerstrafen, die Ausweisung aus Leipzig,
Bismarcks Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie. Doch alles kam der
Sache und der Partei zustatten. Sie schwoll unausgesetzt an Kraft. So geschah
es, daß alles, was dieser Mann erlebte, in ein und dieselbe Richtung wies.
Alles, was er gelernt und gelitten hatte, erwuchs zum Glauben. Alles Miß-
geschick, das ihm widerfuhr, schlug schließlich zum Heile aus. Dies stärkte das
Selbstvertrauen und den Willen in ihm, konnte jedoch naturnotwendig den Zweifel
und die Kritik nicht entwickeln. Er hatte die Scheuklappen, die ein Mann der Tat
haben muß. Pferde können die Scheuklappen entbehren; ein Held nicht.

Männer wie Georg von Vollmar oder Bernstein haben eine geschmeidigere
Intelligenz und schärferen Wirklichkeitssinn, als Bebel besaß. Der Gegensatz
zwischen ihm und ihnen war jedoch stets ideell, nie persönlich. Vollmar und er
waren sogar intime Freunde. Die Uneinigkeit galt nur der Taktik. Besser läßt
Bebel indes sich mit Jaurös vergleichen. Jaur^s' Beredsamkeit ist feurig, ge-
waltig dahinströmend, während die Bebels scharf und schneidend war. Ihre
Bildungsgrundlagen sind verschieden, bei Bebel die praktischen des Drechsler-
meisters, bei Jaurös die theoretischen des Professors der Philosophie. Aber beide
sind oder waren in ihrem Auftreten gleich volkstümlich, die geborenen Volks-
führer, Jaurös zumeist durch seine Stimme, des guten Rufers Stimme im Streite,
Bebel durch seine Inbrunst und sein glühendes Rechtsgefühl.

Für den fernstehenden, unparteiischen Beobachter waren Bebels Stärke als unbestrittener Häuptling und seine Begrenzung als Geist von jenem Unvergleichlichen bedingt, ein Mensch zu sein, der sein Leben lang die Sache, der er sich angeschlossen hatte, weil er an sie glaubte, von Jahr zu Jahr immer mehr Ausbreitung, immer mehr Anhänger, immer größere Macht gewinnen sah. Er fühlte sich demnach mit jedem Tage überzeugter, daß die Menschengruppe, die unter seinen Augen und seiner Hut mit fast übernatürlicher Sicherheit und Raschheit wuchs, in nicht mehr ferner Zeit als das siegreiche Heer dastehen, dem heutigen ökonomischen Elend ein Ende machen, die soziale Wiedergeburt und Wiedertaufe Deutschlands, sodann, dank dem Zusammenfiel)u der Arbeiter, die der ganzen Welt herbeiführen würde.

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Wilhelm Ostwald als Philosoph.

sZu seinem sechzigsten Geburtstag, 2. September 1913.)

Der Name Wilhelm Ostwald bedeutet ein Programm. Soweit die deutsche Zunge klingt, verbindet sich mit diesem Namen unter den Gebildeten aller Stände eine bestimmte Assoziation. Jedermann hat irgend ein Buch von Ostwald gelesen; die große Mehrzahl mit enthusiastischer Zustimmung, eine nicht zu unterschätzende Minderheit mit wachsender Abneigung. Der Naturforscher Ostwald, der Mitbegründer der physikalischen Chemie, der gemeinsam mit van 't Hoff diesem immer fruchtbarer sich erweisenden Zweig der Wissenschaft die Wege gewiesen hat, ist und bleibt eine unumstrittene Größe. Die meisten wissenschaftlichen Akademien haben ihn zum Mitglied erwählt und als Zierde seines Faches gefeiert. Als man die glückliche Institution einer Austauschprofessur mit Amerika ins Leben rief, dachte man sogleich an Ostwald als würdigen Vertreter der deutschen Wissenschaft. Als Wilhelm Ostwald vor einigen Jahren, bevor er seinen Lehrstuhl aufgab, um sich seiner wissenschaftlichen Lieblingsdisziplin, der Philosophie, restlos widmen zu können, das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Professur feierte, da scharten sich die führenden Männer seiner Wissenschaft um ihn. Sein nächster Fachkollege, van 't Hoff, sein früherer Assistent, Svante Arrhenius (in Stockholm) feierten in mir unvergeßlichen Reden die unvergänglichen Verdienste Ostwalds.

Damals hielten sich die Philosophen noch etwas abseits, weil man seine im Ausbau befindliche „Naturphilosophie" noch nicht recht unterzubringen wußte. An jenem großen Abend in Leipzig war es mir beschieden, die philosophische Festrede auf Ostwald halten zu dürfen. Als Herausgeber des „Archiv für Philo-

sophie" hatte ich vom Anbeginn seiner philosophischen Wirksamkeit Stellung zu Ostwald's „Energetik" genommen und schon den Lübecker Vortrag (1895) in einer Reihe von Abhandlungen als befreiende Tat gepriesen. Die Zunftphilosophen gingen freilich sehr zögernd und mißtrauisch an Ostwalds „Naturphilosophie" heran, aber das beweist nichts gegen Ostwald. Wäre es nach den zeitgenössischen Zunftphilosophen Schopenhauers gegangen, so wäre der Weise von Frankfurt der vergessenste und verschlossenste Denker aller Völker. Haben sie doch Schopenhauer glattweg totgeschwiegen. Als aber das Parkett, der Salon, das Boudoir, vollends die Redaktiousstuben für den Philosophen des Pessimismus — natürlich erst nach seinem Tode — warm und eindringlich eintraten, dann mußten sich endlich die Kathederphilosophen dazu bequemen, zu Schopenhauer Stellung zu nehmen. Heute gehen die Abhandlungen und Doktordissertationen über Schopenhauer in die Hunderte. Kuno Fischer, Volkelt, Simmel und viele andere haben prächtige Werke über ihn verfaßt. Hätte er doch nureines dieser Werke erlebt!
Wilhelm Ostwald lebt unter uns und ist mit seinen sechzig Jahren von einer Frische, Regsamkeit und geistigen Fruchtbarkeit, die alle Welt in Erstaunen setzt. Es macht fast den Eindruck, als ob sein energetischer Vorn von unerschöpflicher Ergiebigkeit wäre. Als Forscher und Denker hat er seine eigene Note. Dic Wenigsten kennen ihn als ausübenden Maler, dessen Arbeiten von Kundigen hoch bewertet werden. Seine feurige, propagandistische Natur warf sich in den letzten Jahren auf kulturpolitische Probleme. Die Leser von „Nord und Süd" werden sich noch erinnern, mit welchem Temperament Ostwald im Kaiser-Iubiläumheft unserer Zeitschrift (Juni 1913) die Fortschritte der Wissenschaften unter der Regierung des Kaisers in großen Linien gezeichnet hat.
In den letzten Jahren hat sich der „kulturologische" Agitator großen Stiles in ihm herausgebildet. Eine Reihe von Kulturproblemen trat in seinen engeren Gesichts- und Interessenkreis. Zunächst das Problem der Weltsprache. Ostwald trat mit jenem Enthusiasmus, der das beste Stück seines Wesens ausmacht, zuerst für Esperanto, sodann für ein Reform-Esperanto („Ido") ein. Sodann schloß er sich mit Feuereifer der pazifistischen Bewegung an. Nicht bloß in geschriebenen „Sonntagspredigten", sondern im gesprochenen Wort kündet er allerorts seine „kulturologischen" Ideale. In uneigennütziger Selbstaufopferung zieht er durch die Lande, um für das mannhaft und tapfer einzustehen, was sich ihm zur ehrlichen Überzeugung verdichtet hat. Das hat ihm, wie nicht anders zu erwarten war, viele Gegner (keinen persönlichen Feind) zugezogen. Insbesondere hat sein heftiges, vielleicht allzuheftiges Auftreten gegen das humanistische Gymnasium, gegen die klassischen Sprachen, viele Kreise, und nicht die schlechtesten, tief verstimmt. Endlich und insbesondere hat seine Stellungnahme zum Monismus, seitdem er Nachfolger Haeckels in der Präsidentschaft des deutschen Monistenbundes wurde, eine heftige Gegenbewegung seitens der Dualisten heraufbeschworen. Aber Ostwald ist und bleibt hieb- und stichfest. Je

größer die Zahl seiner Gegner, desto umfassender wird seine Wirksamkeit. Sein geistiger Energieverbrauch scheint die Kraft des Radiums zu haben: leuchten, ohne merklich abzunehmen. Daß der Monismus eine antikirchliche Wendung genommen hat, beklage ich, wie Ostwald sehr wohl weiß, weil ich nicht einzusehen vermag, warum der Monismus seine Spitze gegen die Kirchen richten müsse. Ich habe in den letzten Jahren in zahlreichen Vorträgen den Erweis zu erbringen versucht, daß der philosophische Monismus sich mit der strengsten religiösen Weltanschauung verträgt. Ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte, jede wahre, tiefe, verinnerlichte Religion muß monistisch sein (vgl. meine Schrift: Dualismus oder Monismus, 1909). Ostwald tann Widerspruch vertragen.
Wir haben im Berliner Mozartsaal vor einem großen Auditorium anfänglich nebeneinander, später gegeneinander gesprochen, als sich die abweichenden Standpunkte herausstellten, aber nicht eine Sekunde war das persönliche Einvernehmen durch unseren sachlichen Gegensatz gestört. Wer Ostwald mit seinem Kindergemüt, seiner Freude am Gestalten, seiner Redlichkeit im Wollen und seiner Güte im Umgang mit Menschen beobachtet hat, muß ihm Freund und Bewunderer sein. Ungeachtet der tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten, die zwischen uns in Einzelfragen obwalten, möchte ich an dieser Stelle, anläßlich seines 60. Geburtstags, das hervorheben, was nach meiner innersten Überzeugung Wertvolles und Bleibendes in der Philosophie Ostwalds steckt. Den Agitator Ostwald sollte man mit warmem Herzen beurteilen, den Denker aber gilt es mit kühlem Kopf auf seinen dauernden Gehalt zu prüfen.
Unser hochentwickeltes Kultursystem, so führte ich anderwärts aus, kann auf die Dauer ebensowenig ohne Philosophie auskommen, wie ohne Religion oder ohne Kunst. So gut unsere Gefühlsfaktoren ihre Befriedigung in Religionen und unsere Phantasietätigkeit ihre Auslösung im künstlerischen Schaffen oder Genießen finden, ebensogut bedarf auch unser Denkprozeß einer Regelung und einer dem wissenschaftlichen Gewissen der Zeit adäquaten Ausdruck leihenden philosophischen Einheitsformel. Diese Einheitsformel schmiegt sich in der Regel eng der wissenschaftlichen Grundüberzeugung eines Zeitalters an.
Unsere Weltanschauungen sind natürliche Reflere unseres seelischen Habitus. Überlieferung und Erziehung, Anlage und Neigung, I'acults maltre»»e und Hlilieu — wie Taine sich ausdrückt — sind die natürlichen Komponenten unserer individuellen Weltanschauungen. Mögen wir nun vermöge unserer inneren Artung und äußeren Umgebung diesem oder jenem Denktypus zuneigen —, irgend eine Weltanschauung müssen die Gebildeten zumal dann haben, wenn die herkömmliche kirchliche ihrem inneren Wesen nicht nur nicht entspricht, sondern geradezu widerspricht. Ein Gebildeter ohne Weltanschauung ist wie ein Mensch ohne Schatten — ein Peter Schlemihl der Logik. Der Wilde hat im Fetischismus genau so eine geschlossene, seinem Erkenntnisgrad durchaus angemessene Weltanschauung, wie der strenge Kirchengläubige, gleichviel welcher

Konfession, in Lehre und Leben seiner Religion ein in sich gerundetes Weltbild besitzt. Und wer sich heute noch dabei bescheidet, der bedarf keines philosophischen Ersatzes. Diejenigen aber, die sich bei ihrem traditionellen kirchlichen Weltbilde nicht beruhigen können, weil es Lücken und Risse aufzeigt, die durch theologisches Flickwerk wohl notdürftig verhüllt, aber nicht vollgültig ausgefüllt werden können, werden nicht umhin können, sich nach einer philosophischen Weltanschauung umzutun, die ihrem inneren Menschen angemessen ist. So wenig wir heute in einer Behausung leben können, in welcher die Fensterscheiben durch Papierfetzen ersetzt sind oder das schadhafte Dach mit Pappdeckel verklebt ist, die jeden Regentropfen durchlassen, ebensowenig halten wir es auf die Dauer seelisch in einer Weltanschauung aus, die wissenschaftlich undicht oder logisch unfest ist. Die Naturwissenschaft hat seit Kopernikus dem kirchlichen Weltgebäude der großen geschichtlichen Religionen immer wieder die Fenster eingeschlagen und das Dach durchlöchert. Die wissenschaftliche Theologie aller Konfessionen hat sich redlich bemüht, iu den Riß zu treten und die morsch gewordenen Stellen geschickt zu verdecken. Den dialektisch Anspruchslosen genügt diese Reparatur völlig. Sie freuen sich an der Sonne, die durch offene Dachluken hindurchscheint, und verschmerzen leicht die Feuchtigkeit, welche die nur halb verhüllten Risse durchlassen. Die Empfindlichen aber vertragen keine Zugluft. Sie reagieren schon auf die leisesten Reize. Wenn die kirchliche Erklärung wissenschaftlich unzulänglich erscheint, dann halten sie es in der Kirche nicht aus. Und doch müssen sie Unterkunft finden. Ihr unaufhebbares Einheitsbedürfnis — eine verdoppelnde Widerspiegelung ihres Ichbewußtseins — drängt nach Anerkennung eines obersten Ordnungsprinzips, einer einheitlichen Welterklärung, eines logisch abgeschlossenen Weltbildes. Sie müssen daher bei irgend einem philosophischen System Unterschlupf suchen. Denn nichts lähmt unsere Schaffenskraft, unsere Daseinsfreude, unseren Gestaltungsdrang nachhaltiger, als seelische Obdachlosigkeit.

Eine energetische Weltanschauung beginnt neuerdings in naturforschenden Kreisen sich durchzusetzen: die von Wilhelm Ostwald mit leidenschaftlichem Nachdruck vertretene „Naturphilosophie", die er zuerst in seinem berühmten Lübecker Vortrag unter dem Titel „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus" (1895) verkündet, in seiner „Naturphilosophie" ausgebildet und in den von ihm begründeten „Annalen der Naturphilosophie" seit 1900 nach allen Fronten tapfer verteidigt hat. Seit Juli 1913 gibt Ostwald übrigens die „Annalen" mit Rudolf Goldscheid heraus, indem er die kulturphilosophische Seite stärker betont. Ostwald löst nicht bloß die Materie, sondern auch die Empfindungskomplere in ein neutrales Drittes, in den obersten Gattungsbegriff: „Energie" auf. Materie ist für Ostwald nichts als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe von Energien, und alles, was wir von ihr aussagen, sagen wir nur von diesen Energien aus. Der Antimetaphysiker Mach verhält sich

dieser Substanzialisierung des Energieprinzips gegenüber neutral, wenn nicht gar abweisend. Da Mach grundsätzlich aller Polemik abhold ist, bemerkt er einmal im Vorbeigehen, die Substanzauffassung des Energieprinzips habe ebenso wie die Blacksche Substanzauffassung der Wärme ihre natürlichen Grenzen in den Tatsachen, über welche hinaus sie nur künstlich festgehalten werden könne. Nichtsdestoweniger verehren die Energetiker in Mach ihren Meister, zumal der Mach'sche Hauptbegriff der Denkökonomie, den er gleichzeitig mit, aber unabhängig von Avenarius geformt hat, der Energetik erkenntnistheoretisch nahesteht, wenn Mach auch, seiner antimetaphysischen Tendenz getreu, der „Naturphilosophie" der Energctiker kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht.

Der eigentliche Stammvater der Energetik ist kein anderer als Leibniz. Wie die Monisten Häckelscher Prägung auf Spinoza schwören, so gehören die Energetiker aller Stufen und Grade, gewollt oder ungewollt, bewußt oder unbewußt, gedanklich zu Gottfried Wilhelm Leibniz. Die Gedankenlinie: Aristoteles-Leibniz wird heute von den Energetikern aus der Schule Ostwalds weitergeführt. Wie der Maler nur wenige Grundfarben, der Tragödiendichter nur wenige wirklich tragische Grundmotive, der Komponist nur wenige Grundtöne zur Verfügung hat, so bat der Philosoph nur eine begrenzte, vergleichsweise winzige Anzahl logisch möglicher Denktypen oder Weltanschauungen vor sich. Vielleicht nicht mehr, als wir nach der Volkspsychologie Temperamente, oder nach den Lehren der formalen Logik Kategorien besitzen. Schon Aristoteles bevorzugte die Vierteilung, die im Gefüge seiner Weltanschauung genau dieselbe Rolle eines snstembildenden Faktors spielt, wie die Dreiteilung in der dialektischen Architektonik seines Meisters Platon. Und einer unserer ernstesten Denker der Gegenwart, der Däne Harald Höffding, findet, daß sich die gesamte philosophische Forschung im letzten Grunde nur um vier Hauptprobleme dreht: das Erkenntnisproblem (das logische Problem), das Eristenzproblem (das kosmologische Problem), das Wertschätzungsproblem (das ethisch-religiöse Problem) und das Bewußtseinsproblem (das psychologische Problem). Wie es vier Haupttypen der Problemstellungen gibt, so recht eigentlich nur vier konsequente, logisch zu Ende denkbare Problemlösungen. Die Geschichte der Philosophie ist kein Wirrsal grüblerischer Einfälle, sondern, mit Hegel zu sprechen, ein Pantheon ewiger Gedanken. Die Anzahl der rivalisierenden Weltanschauungen ist im letzten Grunde eine eng begrenzte. Die zahllosen Gedankenperlen lassen sich ungezwungen auf vier Schnüre reihen, die von den Anfängen des strengen philosophischen Denkens bis in unsere unmittelbare Gegenwart hinabreichen.

Zwischen vier großen Denkrichtungen wird heute der „Kampf um die Weltanschauung" wieder einmal durchgefochten, wenn auch nicht zum Austrag gebracht. Ich betone: wieder einmal. In Tat und Wahrheit hat dieser Kampf um die Weltanschauung niemals geruht. Jedes Zeitalter muß diese Probleme auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und geschichtlichen Einsichten in einer

dieser vier Grundformen von Weltbildern noch einmal durchdenken, durchleben, durchkämpfen. Was dazwischen liegt, ist Mischung. Seitdem uns die Weltanschauung nicht mehr wie im mittelalterlichen Feudalsystem von oben herab diktiert, sondern seit Humanismus, Renaissance und Reformation von unten hinauf geformt wird, ist unser logisches Verantwortlichkeitsgefühl mächtig erstarkt. Unser unaufgebbares Einheitsbedürfnis — die „transzendentale Einheit der Apperzeption" heißt es in der Schulsprache Kants, das „Ichbewußtsein" in der Sprache des Alltags — fordert gebieterisch die Anerkennung oberster Ordnungsprinzipien in Natur, Geist und Geschichte, kurz den einheitlichen Abschluß der Weltordnung, heiße sie nun Gott oder Natur, Atom oder Monade, Wille oder Unbewußtes. Wie jeder individuelle Organismus auf Geheiß seines Selbsterhaltungstriebes sein physiologisches Gleichgewicht anstrebt, so wird jedes Kultursystem im Interesse seiner Selbsterhaltung sein logisches Gleichgewicht zu behaupten suchen. Weltanschauungen sind daher nichts anderes, als nnaufhebbare Kämpfe um das logische Gleichgewicht eines gegebenen Kultursystems. Inmitten dieses Kampfes stehen wir.

Der energetische Monismus kämpft nun augenblicklich — in naturforschenden Kreisen zumal — um das logische Übergewicht. Der materialistische Monismus bläst auf der ganzen Linie zum Rückzug. Eine Psychologie der Systembildung hat den Beweggründen nachzuspüren, welche den offensichtlichen Verfall des Materialismus als Weltanschauung herbeigeführt und das Vordringen der energetischen Weltanschauung begünstigt, wie ihr Umsichgreifen beschleunigt hat. Neu an der Energetik ist eigentlich nur die Rührigkeit ihres Auftretens und die Bewußtheit ihrer inneren Überlegenheit. Die Tendenz zur Energetik ist fast so alt wie die Philosophie selbst.

Man versteht es, warum die Weltanschauung der Energetiker darauf und daran ist, den mechanisch-atomistischen Materialismus zu entthronen. Unser Vereinheitlichnngsbedürfnis, das die Pyramide alles Geschehens mit Gott oder der Natur abzuschließen pflegt, fordert gebieterisch einen Generalnenner, eine Konstanz oder Invariable, kurz einen obersten Gattungsbegriff oder ein oberstes Ordnungsprinzip, unter welche alles Mannigfaltige des Geschehens, aller Wandel und Wechsel in Raum und Zeit, alles Wirre und Regellose im scheinbaren Chaos des kaleidoskopisch-bunten Weltgeschehens untergebracht, d. h. logisch subsumiert werden kann. Ein Ordnungsprinzip nach dem anderen wird in Natur und Geschichte entdeckt. Können nun alle diese einzelnen, scheinbar zusammenhanglosen Ordnungsprinzipien — Naturgesetze, Denkgesetze, historische Gesetze — anarchisch gegeneinander wirtschaften, einander gegenseitig aufheben und neutralisieren, oder gehorchen sie vielmehr allesamt einem obersten Ordnungsprinzip, heiße dieses Gott oder Natur? Führen diese zahllosen Gesetze oder Kräfte in Natur und Geist einen Kampf gegeneinander bis zur Vernichtung, oder fügen sie sich vielmehr einer obersten Gesetzeseinheit?

Diese Gesetzeseinheit streben die Energetik« natürlich ebensosehr an, wie die Materialisten. Nur halten die Energetiker den materialistischen Zentraltegriff der „Masse" angesichts der Elektronen und des heute vorherrschenden elektromagnetischen Weltbildes für ebenso ungeeignet, die Magistrale Würde eines Weltimperiums zu bekleiden, wie sie dem Energiebegriff die Eignung zuschreiben, alle jene majestätischen Attribute auf sich zu vereinigen, welche dem obersten Ordnungsbegriff, der Gesetzeseinheit, zur Beherrschung des Universums nach einheitlichen Prinzipien zukommen. Der Energie eignet insbesondere der Vorzug, daß auch die geistigen Erscheinungen sich auf Energien zurückführen und ihr gesetzmäßiges Wechselverhältnis, wie es in den Assoziationsgesetzen z. B. zutage tritt, durch das Weltgesetz von der Erhaltung der Energie erklären lassen.

Der Materialismus als Weltanschauung mußte schon am Bewußtseinsproblem logisch scheitern, zumal es wohl denkbar war, die Materie als bloße Vorstellung aus dem Bewußtsein herauszuholen, aber nicht umgekehrt, das Bewußtsein, schon die einfachste Empfindung, aus der Materie abzuleiten. Hier zeigt sich die Energetik in ihrer ganzen logischen Überlegenheit. Sie macht mit der Gesetzeseinheit in Natur und Geist vollen Ernst, indem es ihr gelingt, Ausdehnung und Denken, Leib nnd Seele, Natur nud Geist auf einen gemeinsamen Generalnenner zu bringen: die Energie. In den Energiebegriff läßt sich das Bewußtsein als in seinen Oberbegriff ungezwungen eingliedern. Denn das Bewußtsein zeigt keinen Stoff, keine Masse, keine räumliche Ausdehnung, wohl aber Kraft, Spannung, Energie. Von Bewußtseinsenergie zu sprechen, enthält keine eoutrn6ic!tlo in nn'jeclo. Das Bewußtsein ist nach Ostwald nur eine besondere Art von Nervenenergie, welche im Zentralorgan betätigt wird. Die Bewußtseinsvorgänge selbst sind energetischer Natur und gehorchen somit in ihrer assoziativen Gesetzmäßigkeit dem Weltgesetz der Erhaltnng der Energie. Denn kein geistiger Vorgang vollzieht sich ohne entsprechenden Energieaufwand. In der „Aufmerksamkeit" ist die Nervenenergie gesammelt, in der „Erschöpfung" ist sie zerstreut. Also handelt es sich auch bei geistigen Vorgängen nur um die Entstehung und Umwandlung einer besonderen Energieart, die Ostwald vorläufig mit dem Namen „geistige Energie" belegt. Die in dem gesamten nervösen Apparat tätige Energieform nennt Ostwald „Nervenenergie".

Die Weltanschauung der Energetiker ist durch zwei Phasen charakterisiert. Die erste knüpft unmittelbar an das Helmholtzsche Prinzip von der Erhaltung der Kraft an, das man jetzt als Gesetz von der Erhaltung der Energie anspricht, und welches in der anfänglichen Fassung hieß: die Summe der vorhandenen lebendigen und Spannkräfte ist konstant, während die spätere, heute geläufige Formel lautet: die Summe der kinetischen und potenziellen Energie ist konstant. Helmholy, Thomson, Llausius und die älteste Schule der Physiker glaubten, vor Entdeckung der neuen Strahlen von Hittorf, Lenhard und Röntgen, das Energicgeset z lasse sich mit der Molekularmechanik ungezwungen verbinden. Und so entstand jene

mechanistische Energetik, welche heute von Helm und Ostwald, unter Wieder-
anküüpfuüg an Robert Maper, in die reine Energetik umgebildet wird. Die
mechanistische Energetik hatte nämlich die Bewußtseinserscheinungen noch nicht
dem Erhaltnngsgesetz unterstellt, sondern erst die Ostwaldsche Lehre von der
Nervenenergie, welche die Bewußtseinserscheinungen ebenfalls als Energie-
formen ansprach, konnte mit der Energetik vollen Ernst machen und die Energie
zum Generalnenner alles Geschehens, einschließlich des geistigen, erheben. Standen
sich früher Körper und Geist, Masse und Bewegung gegenüber, so wurden jetzt
auch Vorstellungen, Gefühle und Willenshandlungen in energetische Werte um-
gesetzt, und es blieb nur die Bewegung als Zentralbegriff zurück, dem sich Körper
und Geist oder Masse und Empfindungen als Grundeigenschaften oder Attribute
unterzuordnen haben. Wie Spinoza die beiden Substanzen seines Meisters
Descartes: Ausdehnung und Denken, zu Attributen eines neutralen Dritten
(lleu» »iv« uatuia) degradierte, so läßt Ostwald und mit ihm die energetische
Naturphilosophie unserer Tage Körper und Bewußtsein oder Masse und Emp-
findung nur als parallele Erscheinungsformen eines neutralen Dritten, eines
monistischen Zentralbegriffs gelten, nämlich der Energie.
In seinem „Grundriß" der Naturphilosophie stellt sich Ostwald rückhaltlos auf
den Boden jener „neueren" Naturphilosophie, der energetischen nämlich, welche der
älteren, an Fichte und Hegel anknüpfenden naturphilosophischen Phase der
Universitätsphilosophen ebenso entschlossen aus dem Wege geht, wie er sich der
relativistischen Linie der Phänomenalisten aus der Schule von Mach und
Avenarius, sowie der pragmatistischen Bewegung des Amerikaners James
und des Engländers Schiller, die von Pythagoras und Hume herkommen,
offensichtlich nähert. Ihm ist, wie Bacon und James, die Philosophie nicht
„Selbstzweck", sondern „ausschließlich um menschlicher Zwecke willen"
da. Mit Comie, dessen Klassifikation der Wissenschaften Ostwald sich vorbehalt-
los anschließt, sieht er in aller Philosophie eine vollständig vereinheitlichte Er-
kenntnis nach der Formel: voir, pour prsvuir. „Voraussagen" oder „Er-
wartungsgefühle für die Zukunft" bilden für Ostwald wie für Mach, Comte und
Hume den Sinn aller Wissenschaft. Auch Naturgesetze dekretieren nicht, was
geschehen soll, sondern sie berichten, was geschehen ist und zu geschehen pflegt.
Die Schlüsse werden nach dem Schema gezogen: bisher haben sich die Dinge so
verhalten, darum erwarten wir, daß sie sich auch künftig so verhalten werden.
Selbst das Kausalgesetz löst sich bei Ostwald wie bei Mach in funktionelle Be-
ziehungen auf. Unter Mitanfnahme des Spencerschen Anpassungs- und Aus-
lesegedankens, um den Spencer die Humesche Fassung des Kausal-
problems biologisch bereichert und ergänzt hat, bemerkt Ostwald: will
man ein solches Verhältnis „a piiori" nennen, so steht dem natürlich
nichts im Wege. Aber das empirisch-induktive Verfahren ist, wie Ostwald
mit Mill annimmt, das einzig fruchtbare, und die Deduktion nur eine umgekehrte

Induktion, die als Kontrolle der Induktion, als Abbreviatur, als „Memo-
randum" fürs Gedächtnis ihren heuristischen Wert behält. Die Schlußform der
Induktion aber laute: weil es bisher so gewesen war, erwarte ich, daß es auch
künftig so sein wird. Ja, Ostwald ist der Meinung, daß sich gegenwärtig die
Erkenntnis Bahn breche, die deduktiven Wissenschaften würden eine nach der
andern ihre Forderung nach Absolutheit der Geltung aufgeben. In diesem
Punkte freilich dürften ihn Husserls „logische Untersuchungen", dieses Standard
>vork der neueren Logik, eines andern belehren. Es ist indes für Ostwald
bezeichnend, daß ein „Grundriß der Naturphilosophie" zwei Abschnitte: „All-
gemeine Erkenntnistheorie" und „Logik, Mannigfaltigkeitslehre und Mathematik",
voranschickt, bevor er zur eigentlichen „Naturphilosophie", zu den „psychischen
und biologischen Wissenschaften" gelangt. Ostwald erweist sich hier durchweg als
erkenntnistheoretischer Vertreter der Machschen Weltanschauung. Und so stehen
denn auch hier wieder Psychologisten und Logisten, Relativisten und
Absolutisten, Positivisten und Idealisten, genetische Methode und kritische
Methode einander schroff und unversöhnlich gegenüber. Wie in der Metaphysik
Spinoza oder Leibniz, so heißt in der Erkenntnistheorie: Hume oder Kant die
Parole des Tages. Die Naturphilosophen metaphysischer Richtung und
logistischen Gepräges scharen sich heute ebenso um die kritizistische Methode
Kants, wie sich die „neueren Naturphilosophen" unter Führung Machs und
Ostwalds um die genetisch-psychologische Standarte von Protagoras und Hume
gruppieren. Als energetische Metaphysik« bevorzugen die neueren Naturphilo-
sophen Aristoteles gegenüber Platon, Leibniz gegenüber Spinoza, und als Er-
kenntnistheoretiker wie Logiker bekennen sie sich zu Hume gegen Kant.
Ostwald gehört nach alledem zu jenem Denktypus, der sich von jeher gegen
alles dogmatisch Verhärtete auflehnt. Sein philosophisches Modell ist nicht der
Philosoph des „Seins" (Parmenides), sondern der Philosoph des „Werdens"
(Heraklit). Ostwald ist selbst im ständigen „Werden" begriffen. Wenigstens als
Sechziger. Solange seine Energiequelle sich als unausgeschöpft erweist, wird er
wohl ein „Werdender" bleiben. Er versteht es meisterlich, aus der Pechblende
unzähliger Aufsätze und Vorträge das kostbare Quintchen leuchtenden Radiums
herauszupräparieren. Möchte ihm diese Radioaktivität noch recht lange er-
halten bleiben. Den Theoretiker der Energetik können wir uns nur als rastlos
Werdenden, Schaffenden, Gestaltenden, nicht aber als quieszierten „Seienden"
denken.

Kuno Mittenzwey.

Henri Poincar6.

Es ist verhältnismäßig selten, daß der Tod eines Gelehrten der reinen Wissen» schaft von der Tagespresse so stark bemerkt wird, wie der Tod Henri Poincar6s. Was mag die Ursache davon gewesen sein? Denn man wird kaum behaupten wollen, daß die Beachtung aus einer klaren Vorstellung von Poincarss Werk hervorgegangen sei. Wissenschaftliche Taten wie die Entdeckung der Fuchs- schen Funktionen sind nicht geeignet, ins Gesamtbewußtsein der Öffentlichkeit überzugehen. Oder wäre die allgemeine Aufmerksamkeit lediglich durch den Nimbus des Superlativs erregt worden, den Namen des unwidersprochen größten Mathematikers Frankreichs, wohl gar der Gegenwart nennen zu hören?

Es ist gewiß mehr als das. Poincarss Name hat eine ganz eigentümliche wissen- schaftliche Popularität erlangt. Zur rechten Zeit, nachdem ihm seine spezialwissen- schaftlichen Leistungen eine unzweifelhafte Autorität erworben hatten, hat Henri Poincars begonnen, über die allgemeinphilosophischen Grundlagen seiner Wissen- schaft zu schreiben, so bezeugend, daß er stets auf das Prinzipielle eingestellt war und seine Arbeit stets unter großem Gesichtswinkel gesehen hat. Er hat aber dabei niemals, wie etwa Ostwald, auf praktische Wertfragen übergegriffen und nie den Anreiz verspürt, letzte Dinge des Lebens von spezialwissenschaftlichem Ressort herkommend entscheiden zu wollen. Erkenntnismensch von reinstem Geblüt, eristierten für ihn im Grunde nur zwei Dinge, die beiden klassischen rationalen Wissenschaften der Mathematik und der mathematischen Physik, und seine philo, sophischen Arbeiten nehmen nichts weiter in Angriff, als die erkenntnistheoreti- schen Grundlagen dieser Wissenschaften und den Geltungswert ihrer Ergebnisse zu diskutieren.

Dieser Stoff ist gewiß spröde und genügt noch nicht, um den Erfolg seiner Schriften zu erklären. Man hat diesen Erfolg dem espritvollen Stil, der apho- ristischen, oft pointierten Form zuschreiben wollen. Wohl möglich, daß Poincarss Anschauungen nicht so bestechend gewirkt hätten, wenn sie in streng systematischem Aufbau dargestellt worden wären, weil bei solch systematischer Darstellung das vielfach Kompromißhafte ihrer Natur deutlicher hätte zum Vorschein kommen müssen. Indessen ist auch durch diese formalen Qualitäten die literarische Wir- kung noch nicht erklärt.

Man hat Poincars einen Positivisten, einen Pragmatisten, einen Imma- nenzler, einen Skeptiker genannt. Alle diese Bezeichnungen tendieren ln einer Richtung, ohne daß doch eine erschöpfend wäre. Was ist nun das Eigenartige an seinen Anschauungen?

Poincars erstrebt nicht wie die unmittelbar vorhergehende Generation eines
Kirchhoff, Mach, auch Ostwald, eine „hypothesenfreie" Wissenschaft, eine reine
„Beschreibung", ganz im Gegenteil. Aller Inhalt der Wissenschaft überhaupt ist
Hypothese, „jede Verallgemeinerung ist eine Hypothese". Poincars kennt „natür-
liche", „notwendige" Hypothesen. — Es ist klar, daß hier das Wort „Hypothese"
in einem weiteren Gebrauch genommen ist, als der herkömmliche ist. Wenn Kirch-
hoff, Mach u. a. von Hypothesen nichts wissen wollten, so wehrten sie sich gegen
die Aufstellung einer anschaulich hingestellten Welt der Atome und Moleküle,
welche gegenüber der sinnenfälligen Welt die wahrere sein sollte, und strebten dar-
nach, die erschöpfende Darstellung der Naturgesetze durch bloß formale Prinzipien
der Energieerhaltung usw. zu liefern. Für Poincars sind auch diese formalen
Prinzipien „Hypothesen". — Zugleich ist der Sinn dieses erweiterten Gebrauches
klar, warum alle diese Sätze unterschiedslos Hypothesen genannt werden: über
ihre Gültigkeit soll nur entscheiden, ob sie durch die Tatsachen verifizierbar sind.
Eine derartige hypothetische Überschreitung der Erfahrung ist keine eindeutige
Aufgabe, sie ist auf vielfältige Art möglich. Unter den vielen möglichen Hypo-
thesen soll dann diejenige den Vorzug verdienen, welche die bequemste und ökono»
mischste ist, welche den größten Kreis der Tatsachen zu umspannen gestattet. Es
wird also ein rein immanentes Kriterium für den Wert der Hypothese aufgesucht,
das von der Beziehung auf eine äußere Welt möglichst frei sein soll: das bekannte
„bkonomieprinzip".

Diesen ökonomischen Gedanken verfolgt Poincars mit besonderer Liebe für
die Frage nach dem Wahrheitswert der Mathematik und Geometrie, deren „apri-
orische" Sätze ja der erperimentellen Verifikation nicht bedürfen, und Poincarös
Ausführungen über diese Gegenstände haben vielleicht am meisten den allgemeinen
Eindruck seiner Philosophie bestimmt. Es hat keinen Sinn zu fragen, ob die Sätze
der Geometrie wabr oder falsch seien, sie sind bequem. Wir könnten die Natur-
beschreibung auch mit einem geometrischen System liefern, in dem die Parallelen
sich schneiden: nur würden dann die Formeln über die Fortpflanzung des Lichtes
wesentlich komplizierter ausfallen. Es hat keinen Sinn, zu sagen, die Erde dreht
sich, denn es ist uns eine Absolutheit unerreichbar, von der aus wir die Frage der
Bewegung der Erde entscheiden könnten. Es ist lediglich bequemer für die Zu-
sammenfassung einer großen Zahl von Tatsachen, zu sagen, daß die Erde sich dreht.
Diese letzte Äußerung hat vielleicht am alarmierendsten gewirkt und am
meisten für Poincarss erstes philosophisches Buch (.,5<a »cieuce et l'nvpotll^e")
die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erweckt. Die klerikale Presse Frankreichs
hat diesen Satz aufgegriffen und ihn in der Form weitergegeben, der erste Mathe-
matiker Frankreichs habe die Verurteilung Galileis für gerechtfertigt erklärt —
ein bezeichnendes Symptom dafür, welche Kreise sich immer zuerst einstellen, wenn
Vernunft und Wissenschaft in ihrem Rang beeinträchtigt erscheinen. Aber auch
die Vertreter der Wissenschaft haben diese Äußerungen in dem ertremen Sinne

genommen, den Poincars durch die zugespitzte Art seiner Formulierungen selbst
nahelegt, und haben darin den Ausdruck davon erblickt, daß Poincars den Wahr-
heitsgehalt der Sätze der Naturwissenschaft auf einen bloß nominalistischen herab-
drückt. Wenn die Wissenschaft ihre Sätze nach den rein immanenten Kriterien
der Bequemlichkeit aufstellt, so klingt das allerdings unmittelbar wie die nomina-
listische These, daß die wissenschaftlichen Tatsachen von der Wissenschaft selbst
gesetzt sind, während von ihnen keine Brücke zu den Dingen selbst führt.
Poincars hat seine Abgrenzung gegen den Nominalismus namentlich in einer
Polemik gegen Le Roy gegeben. Er unterscheidet zwischen der wissenschaftlichen
Tatsache und der „rohen" Tatsache, d. i. die Tatsache der naiven Anschauung.
Die Wissenschaft schafft höchstens die wissenschaftliche Tatsache, d. h. sie über-
setzt die rohe Tatsache in eine bequemere Sprache. Galilei und der Großinquisitor
waren nicht uneinig über eine Tatsache, sondern über deren Deutung. „Konnten
Galilei und der Großinquisitor, um sich zu verständigen, sich auf das Zeugnis der
Sinne berufen? Im Gegenteil, sie waren einer Meinung über die Erscheinungen,
und welche Erfahrungen auch angehäuft worden wären, sie würden einer Meinung
über die Erscheinungen geblieben sein, ohne sich je über ihre Deutung zu ver-
ständigen. Gerade darum waren sie genötigt, ihre Zuflucht zu einer so wenig
wissenschaftlichen Art der Verhandlung zu nehmen." Alles, was der Gelehrte an
einer Tatsache schafft, ist die Sprache, in der er sie ausdrückt. Diese Sprache ist
aber keine Schöpfung bloßer Konvention, sondern sie ist an die rohen Tatsachen
gebunden und hat ihren Wahrheitswert darin, daß sie den Eintritt dieser Tatsachen
voraussagt.
Das ist das Comtesche „pl4v«ii". Damit scheint es, daß Poincars von
seinem zu weit getriebenen Konventionalismus aus einen positivistischen Rückzug
genommen habe. Es wäre zu erwarten, daß nun auch der Wahrheitswert
der Wissenschaft von hier aus bestimmt würde und die Wissenschaft einem
Handeln untergeordnet würde, dem die „Voraussage" diene. Zwingend
führen jetzt alle Gedanken auf die Frage nach dem Wert des so bestimmten
Erkennens hin, und der Titel des zweiten philosophischen Buches („1^ vnleur
6e III seience") ist kein Zufall, so wenig wie der Titel des ersten („1^» »cieul'e
et l'dvpotbese") ein Zufall war, in dem er die hypothetischen Elemente aller
Nissenschaft so breit herausarbeitete.
Aber hier erhebt sich Poincars, um für den Selbstwert der Wissenschaft mit
einem Nachdruck einzutreten, wie es kein Rationalist emphatischer tun könnte.
Der Skeptiker findet hier Töne eines intellektuellen Pathos, wo es sich um Dinge
handelt, die ihm Herzensangelegenheit und Lebensdirektive gewesen sind. „In
meinen Augen ist die Erkenntnis das Ziel und das Handeln das Mittel. Wenn
ich mich über die Entwickelung der Industrie freue, so tue ich es nicht nur, weil
sie dem Anwalt der Wissenschaft ein gutes Beweismittel an die Hand gibt, sondern

hauptsächlich, weil sie dem Gelehrten den Glauben an sich selbst stärkt. Wer weiß, ob er nicht ohne diesen Rückhalt, von der Vorspiegelung irgend einer neuen Scholastik ergriffen, den festen Boden verlassen würde, oder ob er nicht verzweifelte, in der Meinung, nur geträumt zu haben?" Aber worin besteht nun der Wert der Wissenschaft, da sie uns nicht zur Anschauung der Dinge selbst führen kann? Das Glück kann sie uns nicht geben. „Können wir ein Paradies auf Erden ersehnen, wo der Mensch gleich dem Tiere wirklich unsterblich wäre, weil er nicht wüßte, daß er sterben muß? Wenn man den Apfel gekostet hat, vergißt man den Geschmack durch kein Leiden mehr, sondern kehrt stets zu ihm zurück. So kann auch der Mensch wohl nicht glücklich werden durch die Wissenschaft, aber heutigentags kann er noch viel weniger glücklich werden ohne sie." Aber auch nach alledem erschiene die Wissenschaft eher als eine Art unentrinnbarer Such», als daß damit ihr Wert aufgewiesen wäre.

Wo das Interesse von den inhaltlichen Zielen abgleitet zu den formalen Eigenschaften, die damit zu selbständigen Wertträgern werden, resultiert die subjektive Haltung des Asthetizismus. So ist auch Poincarss Stellungnahme letzten Endes die eines intellektuellen Asthetizismus (das Wort ohne jeden Beigeschmack). „Der Gelehrte erforscht die Natur nicht, weil das nützlich ist, sondern weil es ihm Vergnügen macht, und er hat Vergnügen daran, weil sie schön ist. Ich spreche hier wohlverstanden nicht von jener sinnenfälligen Schönheit, sondern ich meine die innerliche Schönheit, welche aus der harmonischen Ordnung der Teile hervorgeht. Dieser intellektuellen Schönheit zu Liebe verurteilt sich der Gelehrte zu seinen langwierigen und mühsamen Arbeiten vielmehr, als um des künftigen Wohlergehens der Menschheit willen." Man sieht, es ist ein erklusiuer Standpunkt, den nur der durchhalten kann, der diese intellektuellen Schönheitsfreuden in eigener gestaltender Arbeit erfährt. Und damit sind wir schließlich bei den persönlichen Grundlagen der Poincarsschen Anschauungen angelangt. Sein Zweifel ist nicht der erkenntnismüde Zweifel des Skeptikers und auch nicht ein Cartesianischer Zweifel, der die subjektive Wendung vorbereiten soll. Sondern das Grundverhältnis zur Welt ist eine energische intellektualistische Bejahung der Erkenntnis, die sich in unermüdlicher Forschungsarbeit betätigt, und der Zweifel dient nur der Revision und der Übersicht.

Es wäre leicht, die Inkonsequenzen von Poincarss Aufstellungen aufzuweisen und die Flächen zu zeigen, da sich Gedanken verschiedener Herkunft durchdringen. Indessen hätte das keinen rechten Zweck, Poincars hat nie die Absicht gehabt, eine lückenlose Systematik zu geben. Für jede Weltanschauung kommt es darauf an, was für ein Mensch man sei, und für eine Persönlichkeit, die wie er stets in spezialwissenschaftlichen Interessen ihre sichere Orientierung hatte, war das theoretische Gewand gerade das rechte, das er sich bereitet hatte. Für die historische Bewertung wäre zu beachten, daß Poincars wohl die Gültigkeitsgrenzen ausgezeichnet aufgewiesen hat, die in der wissenschaftlichen Methode der Wahr-

heitsgewinnung beschlossen sind, daß er aber niemals diese Methoden selbst bis auf ihre letzten Erkenntniselemente aufgelöst hat. Er ist, um ein schwieriges Ding mit einem bekannten Terminus zu bezeichnen, nie bis zur „synthetischen Einheit der Apperzeption" vorgedrungen. Der bleibende Wert seiner philosophischen Aufstellungen wird wahrscheinlich in der scharfen Heraushebung einiger konventionalistischer Elemente, sowie in den philosophisch-mathematischen Formulierungen über die Wahrscheinlichkeit gefunden werden.

Die Bedeutung von Poincarss Philosophie für unsere Zeit reicht aber darüber hinaus. Sie ist — und damit kommen wir zu dem, was u. E. ihre starke Wirkung begründet hat — doch der Ausdruck einer philosophischen Geistesrichtung, die eine große Zahl unserer theoretischen Physiker beherrscht, und darin liegt der große symptomatische Wert von Poincarss Schriften. Um die Wandlung recht zu ermessen, vergleiche man diese Grundanffassung mit der Zeit etwa eines Laplace, oder auch, was uns näher liegt, mit der Materialismuszeit des 19. Jahrhunderts. Damals glaubte man wirklich den Geheimnissen der Natur bis auf Sprungweite nahe zu sein. Die Welt ist im Grunde einfacher, als sie uns erscheint, die bunte Fülle der Sinneswirklichkeit ist eine Folge der „sekundären Qualitäten": das war die Grundüberzeugung. Wie ganz anders jetzt. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bleibt unangetastet, die Wissenschaft gibt nichts weiter als eine abkürzend zusammenfassende Sprache dafür. Die Sätze der Wissenschaft sind Hypothesen, die hinsichtlich ihrer erperimentellen Verifikation nicht minder wahr, doch einem fortgesetzten Umbildungsprozeß der Wahrheitsfindung unterworfen sind. Von da aus bestimmt sich auch das Grundverhältnis, das die Wissenschaft in uuserem geistigen Besitzstand einnimmt. Jene Zeit des Rationalismus (und in schwachem Abbild davon auch die Zeit eines billigen Materialismus) lebte des Glaubens, daß der einfachen, wenigen Grundgesetzen gehorchenden Welt, die uns die Wissenschaft erschlösse, eine ebenso einfache Welt der moralischen Dinge entspreche, von der aus die soziale Regelung unternommen werden könnte. Jetzt erscheint die Wissenschaft gegen die Tatsachen der Anschauung zurückgeschoben. Die Wissenschaft nur eine bequeme Sprache zum Ausdruck der rohen Tatsachen: das besagt doch, daß das Primäre alle Zeit die naive Anschauung ist, von der sich die Wissenschaft in unendlichem Prozeß ablöst. Wie die Wissenschaft niemand um ihren Wert fragt, so will sie auch niemandem ihre Werte vorschreiben. „Es kann keine unmoralische Wissenschaft geben, so wenig wie es eine wissenschaftliche Moral geben kann. Moral und Wissenschaft haben ihre eigenen Gebiete, die sich berühren, aber nicht durchdringen. Sie können sich darum nie widersprechen, weil sie sich nie begegnen." Das ist nichts anderes als die kategoriale Selbstständigkeit der verschiedenen Wertgebiete. So glaubt der moderne Physiker nicht mehr, gegenüber der Erscheinungswelt eine realere Welt aufzudecken, von deren Erschließung wir eine tiefere Aufklärung über den Sinn unseres Daseins erwarten könnten, sondern er beschränkt sich darauf, auf seinem Gebiet in unend-

lichem Erkenntnisprozeß eine Reihe objektiver Beziehungen aufzustellen, die sich in weiterem Fortgang durch vereinheitlichende Zusammenfassung im selben Maße vereinfachen, wie sie sich durch' verfeinerte Berücksichtigung der Abweichungen, durch Einbeziehung der „höheren Dezimalen" komplizieren.

Kurt Walter Goldschmidt:
Feminismus und Moderne.

Ein „femininer Einschlag" ist der allgemeinen modernen Kulturbewegung wie den besonderen Richtungen der modernen Literatur und Kunst wiederholt nachgesagt worden. Und zwar im vorurteilslos objektiven wie im freundlichen und mißgünstigen Sinne. Man grenzt freilich oft ein wenig willkürlich eine bestimmte, unleugbar stark feminine Moderne ab und stellt dann mit wissenschaftlichem Brustton das Dasein des femininen Elementes fest. <Hu«cI eint äe moii8ti.nncInm. Es wäre auch sicher eine Einseitigkeit, behaupten zu wollen, daß schlechthin alles Zeitlick)-Moderne, ja auch nur alles Geistig-Moderne diese femininen Züge trägt. Immerhin geben „Modern" und „Feminin" schon beim flüchtigen Hinhören einen gewissen Zusammenklang. Und wenn wir dae „Moderne" in einer engeren, prägnanteren und den kultivierten Mitlebenden mehr oder minder geläufigen Bedeutung verstehen, dann treten allerdings die femininen Werte in ihm plastisch genug hervor. Es fragt sich aber zunächst einmal, was wir unter dem „Femininen" zu verstehen gezwungen und gesonnen sind. Der Begriff schillert natürlich, je nach der Stellung des Betrachters, in den verschiedensten Farben. Vorzüge und Fehler, Schwächen und Werte eines Einzelnen, einer Gruppe, eines Geschlechtes bedingen sich aber stets gegenseitig, und es ist ein gefährlicher und überdies billiger Hang der Analyse — das, was zusammen erst das Wesen ausmacht, was nur verschiedene Seiten dieses Wesens spiegelt, auseinanderzureißen und eben damit zu entlebendigen. Es ist ein tiefte Wort Spinozas, daß alle Bestimmtheit Verneinung sei — und wirklich bedarf es eines Ausschlusses, einer Ablehnung gewisser Züge, um gewisse andere zu einem geschlossenen Eigengebilde zu kristallisieren. Jedes Individuum, jeder Typus ist so in sich gefangen und begrenzt, und der Geschlechtstypus am entschiedensten und deutlichsten. Denn hier sind Werte, an denen die menschliche Gattung als solche hängt, und wie sich auch noch im Äußeren und Inneren die Spezies Mensch wandeln möge — an den physischen und psychischen Bedingungen des Geschlechts wird nichts zu ändern seiu. Darum ist es auch vom höheren Standpunkt aus so belanglos, ob einmal das Männliche oder das Weibliche in höherem oder geringerem Kurse steht, ob man an dem einen oder anderen Geschlechte vorzugsweise

das Positive oder das Negative sieht, ob man sich zum „Männerhaß" oder zur „Frauenfreundschaft" oder zum Umgekehrten bekennt. Mit Fanatismen, Begriffsschablonen und Schlagworten jeder Art ist wenig ausgerichtet. Freilich soll auch nicht jene heut so beliebte Unpersönlichkeit gepredigt werden, die sich gerade aus Schwäche und Armut des Gefühls „objektiv" gebärdet; von dieser Heuchelei und Prahlerei der Impotenz haben wir hent schon mehr als genug; und der Einzelne wird natürlich je nach Eigenart, Temperament, Erfahrung sein ganz persönlich gefärbtes und gefühlsmäßig betontes Verhältnis zum anderen Geschlechte haben. Nur soll uns das nicht hindern, auch ohne willkürlich verengten Gesichtswinkel an diese, weit über das Persönliche ins Typische und Universelle hinausreichenden Probleme heranzugehen.

Schon die unbedingte Trennung des Männlichen und Weiblichen gehört zu jenen Abstraktionen, denen die Wirklichkeit nicht voll entspricht. Zwar scheint keine Grenze besser in der Natur der Dinge begründet zu sein, als eben die zwischen den Geschlechtern. Aber über ihrer Zweiheit wölbt sich die Einheit des Menschlichen, und aus ihm sind sie ja auch erst durch nachträgliche Differenzierung an einem bestimmten Punkte der beseelten Schöpfung und ihrer Entwicklung hervorgegangen. Es sind also nicht bestimmte seelische Eigenschaften, Vorzüge, Fehler nur-männlich oder nur-weiblich, sondern sie sind immer ursprünglich und allgemein menschlich, und nur nach der Verschiedenheit der physischen Organisation mehr auf das eine oder das andere Geschlecht verteilt. Übrigens ist ja auch schon rein physisch und seruell die Geschlechter-Scheidung nicht absolut, denn es gibt Rudimente, Übergänge, Zwitterformen jeder Art, und selbst die sogenannten Perversionen üben hier eine Funktion der entwicklnngsgeschichtlichen Vermittlung. Man kann und muß auch zunächst einmal von jeder Höher- oder Geringer-Bewertung der überwiegend „männlichen" oder „weiblichen" Qualitäten absehen und sich einfach daran halten, daß es überhaupt nach dem Willen der Natur eine solche relative Grenzlinie gibt. Eine relative: denn völlig rein erscheint sie doch nur in der Abstraktion, während sich in der Wirklichkeit die Elemente mannigfach mischen und kreuzen. Es gibt gewiß ausschließlich entwickelte „Männer" und „Weiber", und in gewissem Sinne sind sie die ausgeprägtesten und bezeichnendsten Typen ihrer Art — d. h. sie haben in sich fast nur jene Menschlichkeitszüge ausgebildet, die in der Regel und im Vorzug dem eiuen oder anderen Geschlechte zukommen und irgendwie in seiner Geschlechtsnatur begründet sind. Aber selbst dann werden wenigstens gewisse leiseste Möglichkeiten einer entgegengesetzten geschlechtlich-seelischen Artung nicht fehlen — eben weil es allgemein-menschliche Möglichkeiten sind und die Geschlechtsseelen in unmerklichen Übergängen von und zu einander streben. Es ist ja auch z. B. dem rohesten Menschen wenigstens eine ferndämmernde Ahnung menschlicher Zartheit gegeben, und umgekehrt schlummert auch im Seelengrunde des zartesten Menschen die Bestie. Es fließt eben alles, es ist alles mit allem verknüpft, und

das Entfernteste berührt sich irgendwie. Der Mensch ist auch stets mehr oder minder entwicklungsfähiger seelischer Rohstoff, und das All ist an Unberechenbarkeiten und Überraschungen reicher, als unsere kümmerliche Erfahrung annehmen möchte. So mischen sich auch die abstrakte Männlichkeit und Weiblichkeit in immer neuen Verhältnissen, Verschiebungen und Quoten zu den lebensvollen Gestalten des wirklichen Mannes und des wirklichen Weibes.

Ja, gerade je abstrakter wir Männlichkeit und Weiblichkeit fassen und gegeneinanderhalten, desto mehr geht uns eben der Sinn für die Mischung männlicher und weiblicher Züge in jedem realen Manne oder Weibe auf. Es ist also unter diesem Gesichtspunkt auch nichts so Unerhörtes, daß die modernen Kultur-Männer, vor allem die Dichter und Künstler, deutlich ins Feminine schillern.

Denn erstens einmal ist, wie wir sahen, ja überhaupt eine gewisse Andersgeschlechtlichkeit auf jedes Geschlecht verteilt, und sodann hat insbesondere die Dichter- und Künstler-Seele diesen typischen Zug zum Femininen. In ihr sind von jeher das spielende, selbstgenügsame Kind, der abgelöste Greis und das zartempfängliche und empfindende Weib vereint. Also: nicht eigentlich die Feminität des modernen Dichters und Künstlers als solche, sondern die wirklich oder scheinbar abnorm starke und überwiegende Feminität dieses Typus gibt zu denken. Das Hervortreten gewisser vorzugsweise weiblicher Züge in der modernen Kunst und Dichtung ist nun eine nicht wegzuleugnende Erfahrungstatsache. Und es mag seltsam genug erscheinen, daß plötzlich ein Geschlecht über die Literatur eines ganzen Zeitabschnitts Herr wird und ihr auch, und vor allem in ihren andersgeschlechtlichen Trägern, ihre Art aufprägt. Man mag darin einen einfachen Wechsel, einen Gegenschlag, eine Ergänzung sehen — denn wirklich haben vielleicht früher und zumal kurz vorher (die naturalistische Episode!) die einseitig männlichen Züge geherrscht — aber es scheint hier doch ein tieferer Kultur-Zusammenhang zu bestehen; denn diese Invasion des Ewig- und Zeitlich-Weiblichen beschränkt sich doch eben nicht auf Kunst und Dichtung, sondern das moderne Leben steht überhaupt im Zeichen des wertvollen und berechtigten wie des unkritischen und überspannten Feminismus. Neue große Wellenbewegungen der Kultur pflegen sich ja niemals nur auf ihr kleines Teilgebiet zu beschränken, sondern im Gegenteil sich unbegrenzt fortzupflanzen und auf die benachbarten, ja auch die entferntesten Bereiche überzugreifen.

Der Emanzipationskampf des Proletariats zum Beispiel ist weder eine bloß proletarische noch eine bloß politische Bewegung geblieben, sondern er hat im Gegenteil unserem ganzen sozialen und moralischen Empfinden neue Anstöße und Weglinien gegeben, hat die gesamte Struktur unseres Gesellschaftskörpers in Frage gestellt und auch eine Art Umwertung aller Werte angebahnt, die längst notwendig war, aber erst durch die revolutionären Sturmzeichen in Gang gebracht wurde. Wie stark vollends die Literatur an diesen Kämpfen teilnahm, ist noch in aller Erinnerung. Das Proletarische, Wirtschaftlich-Technische,

Sozial-Revolutionäre, Empirisch-Erakte der ganzen Bewegung fand seinen völlig deckenden dichterischen Ausdruck im Realismus und Naturalismus jener Tage. Und neue Erweckungen, Bereicherungen, Befruchtungen des Stoffes und der Seele gingen also hier von den zunächst nur ganz einseitigen Flutungen einer bestimmten Bevölkerungsschicht aus. Hlutatis mutauüis gilt Gleiches vom Feminismus. Und man kann sogar noch tiefer graben und gerade aus den allgemeinen Wirkungen dieser „Spezialitäten" auch auf ein tieferes und allgemeineres menschliches Entwicklungs- und Erweiterungs-Bedürfnis zurückschließen. Jede, auch die bedeutendste, Teilbewegung wäre dann nur Organ der Menschheitsseele, des Menschheitswillens. Der Sozialismus, der Feminismus usw. wollen zunächst natürlich nur sich selbst — aber sie sind unbewußt größer als sie selbst (wie auch der Einzelne im Unbewußten stets sich selbst überragt); sie überfliegen gleichsam sich selbst in ihren Folgen und schenken der menschlichen Seele schlechthin neue, ungeahnte Werte, Möglichkeiten, Erlebnisse, Zartheiten. Die Wirkung wird freilich auch ihrerseits wieder zur Ursache, die im Sinn« des ersten Anstoßes wirkt — und etwa die sozialistische oder doch soziale Umformung der menschheitlichen Seele treibt wiederum sozialistische Werte der allgemeinen und künstlerischen Praris aus ihr hervor. Das Gleiche gilt vom Feminismus. Hat er erst einmal weitere Kreise und Gruppen durchtränkt, so wird wiederum von da her eine feministische Welle in das geistige Leben und Gestalten einfluten. Was das eigentlich Primäre sei, ist im Grunde dann garnicht mehr eindeutig zu entscheiden. Die einzelnen großen Kulturbewegungen greifen ineinander, und wieviel von ihnen der Rasse, dem Geschlecht, dem Typus, den Einzelnen zuzuschreiben ist, läßt sich nicht peinlich auseinanderhalten. Selbst in welthistorischen Erscheinungen wie dem Christentum mit seiner gegen die Antike unendlich erhöhten und verfeinerten Seelenhaltung mag man eine feminine Mitschwingung entdecken — aber die nationalen, zeitlichen, religiösen Motive waren hier doch wohl ausschlaggebend. In großen künstlerischen Persönlichkeiten ferner, wie etwa in Goethe, wirkt das Typische und Individuelle zusammen; denn der Künstler ist eben überhaupt ein Stück „Weib"; dieses bestimmte Individuum ist es aber noch in eigenem und besonderem Maße. Auch vollzieht sich das Werden der Menschheit in unaufhörlichen Flutungen und Wandlungen, die den Gesetzen des Gegensatzes und des Ausgleichs unterstehen. In der Antike hatte eine harte und einseitige Männlichkeit geherrscht — im Christentum, in der Moderne, in der Romantik forderte die weibliche Seele ihr Recht. Die Starrheit der Grenzen drängte zur Milderung: das Weib wurde männlicher, der Mann weiblicher. Und zum höchsten Typus oder doch Ideal des Menschen schien nun eine Vereinigung bester männlicher und weiblicher Eigenschaften erwachsen zu sollen. In der Moderne und Romantik kehrt dieser androgyne Idealtyp wieder, der bezeichnenderweise von Künstlern, also seelisch androgynen Individuen, konzipiert und auf sie zugeschnitten ist. Dies Mann-Weibliche, Weib-Männliche drückt

in der Tat unserer psychologischen, ethischen, ästhetischen Kultur den Stempel auf. Was ist nun dies Spezifisch-Weibliche, das sich hier wie dort auswirkt?!
Es ist sehr interessant, wie stark es mit einer bestimmten, literarisch-künstlerischen Richtung unserer Tage, mit der sogenannten Neu-Romantik, zusammenklingt. Neu-Romautik: das ist ja leider heut schon größtenteils die Modekunst der Virtuosen und Poseure geworden — aber in einem tieferen Sinne knüpft sie doch an die Linie der älteren Romantik an, die sie geradezu bis zu ihren höchsten und gefährlichsten Steigerungen fortgeführt hat. Und diese ältere Romantik reicht wieder tief in die Ursprünge der „sentimentalischen", am Geiste des Christentums und der modernen Völker genährten Dichtung überhaupt hinein. Alle Romantik ist ja Wirklichkeitsflucht, Innenversenkung, Scheidung zwischen Ideal und Leben. Und trotz aller oberflächlichen Zeitgebundenheit wirkt dieser Geist auch noch in der Neu-Romantik nach. Eine sehr tiefe welthistorische Verwurzelung des modernen „Feminismus" iu Kultur, Kunst, Dichtung ist also hier aufgedeckt. Nun ist die bestimmte Art Menschlichkeit, die hier zur Entfaltung kommt, gewiß auch wiederum kein Monopol der weiblichen Seele. Es ist garnicht abzusehen, warum gerade nur die weibliche Geschlechts-Organisation die Bedingung dieser seelischen Züge sein soll, die, wie alles Menschliche, ihr Gutes und Böses, ihren Wert und ihre Gefahr haben. Hier stellt sich einfach ein im Positiven wie Negativen gleich bezeichnender und folgenreicher Typus der Seele dar, der auch völlig unabhängig von der geschlechtlichen Differenzierung, allgemein-menschlich betrachtet werden kann. So m u ß eben der Mensch einer bestimmten Anlage und Entwicklungsstufe, ob Mann, ob Weib, empfinden. Trotzdem ist der Einklang zwischen dieser und der weiblichen Gefühlswelt auffällig und eindringlich genug, wenn er auch natürlich nicht mathematisch umschrieben und nicht dogmatisch festgelegt werden kann. Die romantische Natur ist vor allem passiv und suggestibel — empfangend, anregbar und anregungsbedürftig. Dies wiederum hat seinen Grund in dem starken Übergewicht des Instinkt-, Phantasie- und Affektlebens über die Logik, den Tatsachensinn und den bewußten Willen. Die regulierenden Hemmungen des Bewußtseins, die stimulierenden Spannungen der Energie sind gleichermaßen mehr oder minder ausgeschaltet. Jeder Romantiker ist Phantasie- und Gefühlsschwelger und das äußerste Gegenteil des Verstandes- und Tatmenschen. In allen diesen Feststellungen soll zunächst mir eine Charakteristik, keine Bewertung ausgedrückt sein. Der Reichtum der Menschheit an seelischen Formen, deren jede eine Art naturwissenschaftliches und ästhetisches Interesse weckt, darf nicht durch die einseitige Verketzeruug eines bestimmten Typus verkümmert werden. Zumal wenn es sich, wie hier, um einen vielfach neuartigen, reizvollen nnd in sich geschlossenen Typus handelt. Einmal herrschen eben die Nerven-, ein ander Mal die Muskelkräfte; einmal Intelligenz nnd Wille, ein ander Mal Phantasie und Gefühl. Zu Zeiten führt den Menschen eine schöpferische Notwendigkeit in sein eigenes Innere

hinein; zu anderen Zeiten drängt sie ihn wieder in die Außenwelt, ihre Erscheinungen zu packen, zu meistern, zu gestalten. Das löst sich ab, ergänzt und rundet sich, und an sich ist keiner der beiden Typen wertvoller als der andere. Nur kann freilich jeder zum Übermaß entarten, zur Konvention verblassen, zur Modesuggestion herabsinken — und dann ist er freilich bekämpfenswert und zur Ablösung durch den Gegentypus reif. Die Verweiblichung, die Verinnerlichung und Verzärtlichung unserer dichterischen Werte ist in der Tat schon fast bis zur lähmenden Hypnose durch die aufgewühlten Innerlichkeiten, bis zum völligen Abbruch der Brücken zur Realität gediehen. Jede geistige Richtung kommt übrigens einmal auf den Punkt, wo ihr Neues und Eigenes selbstverständlich und einverleibt ist und der Gegenstoß einsetzen muß. Die neu-klassische Reaktion gegen die Neu-Romantik konnte nicht ausbleiben; die ist einfach die Korrektur ihrer weiblich-subjektiv-affektiven Einseitigkeit durch die männlich-logisch-energische Gegenkraft. Und so sehr uns die Romantik an menschlichen und künstlerischen Wundern der Eigenseele bereichert hat — sie droht sich im Abgrund des Ichs und der Innerlichkeit zu verlieren, wenn sie sich nicht zur Klassik vollendet und überwindet. —

Aber freilich darf „Männliches" und „Weibliches" eben immer nur mit größter Vorsicht geschieden werden; denn jedes tiefere Eindringen stößt hier sofort auf die seltsamsten und heikelsten Paradora und Antinomieen.

Ist denn nun wirklich die Phantasie auch nur vorwiegend dem Weibe eigentümlich und die Intelligenz dem Manne? Man könnte das Verhältnis geradezu umdrehen; denn die eigentlich produktive Phantasiekraft hat sich doch gerade im männlichen Genie am stärksten verkörpert und ausgewirkt, und die Frau ist, weil an Gattung und Geschlecht gebundener, auch erdgebundener, begrenzter, folglich auch mehr Logikerin, Realistin, praktische Willens- und Tat-Natur als der Mann, der sich gern ins Phantastische und Abstrakte verfliegt. Auch über die Vorherrschaft des Instinkts im Manne oder Weibe kann man Zweifel hegen. Die Frau hat oft, namentlich für Gefühlsfeinheiten, auch für kulturelle und künstlerische Werte, ein unmittelbares nnd überlegenes Instinkt-Verständnis, das nicht erst des plumpen und tappenden Nachdenkens bedarf, uud darin liegt ihre wunderbar erfrischende und anregende Wirkung; andererseits aber ist der aktive uud schöpferische Instinkt wiederum Sache des Mannes, uud die kühlen, klaren Logiker-Köpfe, die garnicht so seltenen, mathematischen Begabungen unter den Frauen scheinen das so reizende, scherzhaft ernste Goethe-Wort Lügen zu strafen, das dennoch wohl im Großen und Ganzen zutrifft: „. . . Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt." Es wäre also ein leichtes und billiges dialektisches Kunststück, etwa gerade im Naturalismus statt in der Neu-Romantik das „weibliche" Element aufzuspüren und diese womöglich als die „männliche" Erscheinung auszuspielen. Auch die starke Betonung des Cernellen in der modernen Literatur ließe sich auf femi-

nistische Einschläge zurückführen; aber die letzte logische Notwendigkeit würde auch da fehlen, und man geriete in die Haltlosigkeit der Sophistik, die das Für und das Wider zugleich beweisen kann. —

Im allgemeinen steht auch über diesen Entwicklungen das große Gesetz der Differenzierung und Integrierung. Eine schärfere Sonderung, eine eigentümlichere Ausbildung und dock) auch wieder eine stärkere Annäherung der Geschlechter lösen sich ab, gehen aber heut oft auch schon verheißungsvoll zusammen. Der echte Mann wird heute gerade ganz Mann, das echte Weib ganz Weib sein wollen — den Zerrbildern des Zeitgeistes zum Trotz. Aber dennoch gesellt sich jedem Geschlecht ein Etwas der besten Andersgeschlechtlichkeit hinzu, und eben diesem andrognnen Typus verdanken wir doch die Anfänge einer reineren Kultur, einer edleren Kunst, einer gesünderen und höheren Sittlichkeit. In seinem Zeichen wird sich auch das verschobene und mißbrauchte Verhältnis der Geschlechter wiederherstellen; Mann und Weib werden sich besser kennen, verstehen, schätzen lernen — und sich, als verschieden und doch identisch, im gemeinsamen Menschlichen wiederfinden. —

Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoi:
Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Die von Ludwig Berndl herausgegebene Tolstoi-Bibliothek, die jüngst bei Georg Müller in München erschien, konnte kaum glücklicher eingeleitet werden, als es durch den Briefwechsel Leo Tolstois mit seiner entfernten Verwandten, aber nächsten Freundin Gräfin A. A. Tolstoi geschehen ist. Der Briefwechsel umspannt die Jahre 185?—1903. Die russische Ausgabe dieses denkwürdigen Briefwechsels erschien 1911. Die Gräfin, 181? geboren, verbrachte die letzten dreißig Jahre ihres Lebens als Ehrendame am Hof der Kaiserlichen Familie im Petersburger Winterpalast. Sie starb, siebenundachtzigjährig, am 31. März 1904.

Der Herausgeber, Ludwig Berndl, der sich als Mitarbeiter am philosophischen Sammelwerke von Fritz Mauthner bereits hervorgetan hat, bietet der deutschen Tolstoi-Gemeinde eine köstliche Gabe. Wir gewinnen einen tieferen Einblick in die Psychologie Tolstois, als seine Biographen uns bisher zu geben vermochten. Zwei Weltanschauungen platzen hier aufeinander: dort die schlichte Herzensfrömmigkeit der unentwegt Gläubigen, die sich ihre Welt lückenlos an der Hand des Dogmas aufgebaut hat, und hier das titanische Ringen einer großen Seele, die nie ist, sondern immer wird. Dort die unbeirrbare Ausgeglichenheit der Fertigen, Abgeschlossenen, seelisch Umfriedeten, hier der unerbittliche Kampf gegen alles Erstarrte, Gesackte, Vereiste, so daß dem Dichter einmal

in einem jugendlich aufschäumenden Brief an die Freundin das kennzeichnende Wort aus der Feder fließt: Ruhe ist eine seelische Gemeinheit.
Gewiß ist auch Tolstoi G»fühlsphilosoph in jenem Goetheischen Sinn: Gefühl ist alles. Aber seine Gefühlsphilosophie ist nicht jener satte Sentimentalismus, dem die Probleme nicht mehr wehe tun. Was Tolstoi als Ziel aller Erkenntnis preist, nämlich die göttliche Lebensauffassung, das ist die unterirdischeste Schicht des Gefühls, des Affekts aller Affekte, des „Eros" bei Platon oder des „Willens" bei Schopenhauer. So tief zu schürfen und so abgründig zu bohren wie ihr, großer Vetter vermag natürlich die feinfühlige, glaubengefestete Hofdame nicht. Sie stellt vielmehr das Überkommene als Gefestetes der Unrast des Werdenden entgegen, und zwar mit der Selbstsicherheit und Selbstgenügsamkeit des Strenggläubigen dem „Ketzer" gegenüber. Aber die Gegensätzlichkeit beider Naturen treibt auf beiden Seiten so viel Bedeutsames und Bedachtsames hervor, daß man sich dem Reize dieses Wechselspiels von Meinungen ganz gefangen gibt.
Kennzeichnend für die einfühlende Art, wie die „Gläubige" den „Abtrünnigen" erfaßt und schonend begreift, scheint mir besonders eine Stelle aus den „Erinnerungen" der Gräfin, die ich mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers und des Verlegers hier heraushebe.
Mehr als zehn Jahre sind vergangen, so schreibt die Gräfin Tolstoi, seitdem ich die letzten Zeilen meiner Erinnerungen an Lew Nikolajewitsch niedergeschrieben habe . . .
Eigentlich könnte ich mich mit dem, was ich als eine Art Einleitung zu den Briefen geschrieben habe, begnügen, besonders da es mir, bei meinem infolge meines Alters geschwächten Gedächtnis, nicht eben leicht ist, Dinge, die der Vergangenheit angehören, noch richtig zu beurteilen; aber die verführerische Erscheinung Lew Tolstois interessiert alle so sehr, daß ich auf die Bitte einiger mir nahestehenden Personen, denen ich meine Erinnerungen an Lew Nikolajewitsch vorgelesen habe, gerne noch einiges aus meinen persönlichen Erinnerungen hinzufügen will.
Es wird dies übrigens nur wenig sein, weil ich L^w Nikolajewitsch in dieser Zwischenzeit nur selten, und auch da immer nur im Vorübergehen, gesehen habe, mit Ausnahme meiner zweiten Reise nach Jaßnaja-Poljana, über die ich später berichten werde. Die hitzig geführte Korrespondenz aber, die einst zwischen uns war. brach ab, und unser fernerer Briefverkehr waren eher gegenseitige Zurufe, als ein eigentliches Korrespondieren; und auch dies nur mehr bei besonderen Anlässen. Indessen haben unsere freundschaftlichen Beziehungen zueinander nie, mals aufgehört, sie wurden durch seine Frau und seine Kinder aufrechterhalten; und ich fuhr außerdem fort, ihn, wenngleich nur aus der Ferne, zu beobachten.
In diesem Zeitraum von zehn Jahren hat Lew Nikolajewitsch seinen Rang in der Literatur nicht nur keinem andern abgetreten, sondern sich vielmehr mit stetig wachsendem Ruhme auf dem Welttheater behauptet. Jedes neue Werk

von ihm rief in allen Schichten der russischen Gesellschaft und auch im Ausland
eine ungeheuere Begeisterung hervor.
Man kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, wie es war, als
;. B. die „Kreutzer-Sonate" und die „Macht der Finsternis" erschienen. Von
diesen Werken, die damals noch nicht zum Druck zugelassen waren, wurden
Hunderte, ja Tausende von Abschriften angefertigt, die von Hand zu Hand
gingen, sie wurden in alle Sprachen übersetzt und mit einer unglaublichen Leiden-
schaft gelesen. Man hätte zuweilen glauben können, das Publikum habe seine
eigenen Sorgen gänzlich vergessen und lebe nur noch in und mit der Literatur
des Grafen Tolstoi . . . Nur selten haben wichtige politische Ereignisse die
Gemüter so zu erregen vermocht.
Was mich betrifft, so konnte ich diesen beiden Werken nicht ungeteilten
Beifall spenden. Man konnte hier sagen, was Iw. Serg. Aksakow über Dosto-
jewski) gesagt hat: ci"^ cle p^ilo» cI»u» c^ tunner! Aber die Menschen lieben
offenbar alles, was überschwenglich und grausig ist.
„Der Tod des Iwan Iljitsch" z. B., den ich viel höher stelle als die beiden
genannten Werke, fand beim Publikum eine viel kühlere Aufnahme. Übrigens
halte ich mich nicht für einen unfehlbaren Kritiker, ich meine nur, daß dort, wo
das ästhetische Gefühl verletzt wird, der Autor nicht ganz von Sünden freizu-
sprechen ist.
Die zweit genannten Werke erschienen in den letzten Jahren der Regierung
des verstorbenen Kaisers Alerander Alerandrowitsch, welcher Lew Nikolajewitsch,
ohne es nach außen zu zeigen, außerordentlich liebte; Aufsätze, die nicht völlig
zu billigende Ansichten vertraten, und die man Lew Nikolajewitsch zuschrieb,
glaubte er jedem anderen Autor eher zutrauen zu dürfen als ihm.
„Nein", sagte der Kaiser, „mein Tolstoi wird so etwas nicht schreiben".
Oft fragte er mich über ihn aus, und wenn von einem neuen Zensurgericht
über die Werke Tolstois die Rede war, beriet er sich mit der zarten Bescheidenheit,
die ihm eigentümlich war, mit mir über den jeweiligen Fall. So war es auch
mit der „Kreutzer-Sonata^, d. h. er fragte mich: darf man sie oder darf man
sie nicht zum Druck zulassen? Ich erlaubte mir, meine Meinung in bejahendem
Sinne auszusprechen, indem ich dem Kaiser vorstellte, daß ja schon ganz Rußland
die Werke gelesen habe, so daß bei erteilter Druckerlaubnis der Leserkreis nur
kleiner werden könne, da das Publikum ein leidenschaftlicher Liebhaber von ver-
botenen Früchten sei. Am selben Tage sprachen wir von der ungewöhnlichen
Popularität Tolstois, und ich sagte mit Überzeugung, es gebe bei uns in Rußland
nnr zwei wirklich populäre Menschen: den Grafen Tolstoi und den Vater Iohann
von Kronstadt.
Über den Vergleich fing der Kaiser herzlich zu lachen an, gab jedoch zu, daß
er ganz richtig sei, wenn man von der Verschiedenheit dieser beiden Typen ab-
sehe: gemeinsam hätten sie nur das eine, daß sich Menschen aus allen Ständen

an beide in gleicher Weise um Rat zu wenden pflegten. In der Tat: sogar vom Ausland kamen Leute zu diesem Behufe angereist, und oft geschah es auch, daß sie, in der Meinung, ich könnte ihnen eine gute Fürsprecherin sein, sich an mich wandten.
In der Regel gab ich ihnen dann zu wissen, daß meine Hilfe in diesem Falle nicht vonnöten sei, da Lew Nikolajewitsch alle ohne Ausnahme bei sich aufnehme. So kamen einst unter anderem zwei Amerikaner zu mir: der eine ein Theologe und Vorsteher irgendeiner Sektierergemeinde, der andere ein Professor der Philosophie, beide waren, wie ich später erfuhr, in ihrem Vaterlande bekannte Leute. Ich fand in ihnen sehr anständige und angenehme Menschen, nahm sie selbstverständlich sehr lieb auf, bewirtete sie mit Tee und süßen kleinen Pirogen, und als sie in der gastfreundlichen Atmosphäre meines Salons ein wenig aufgetaut waren, fing ich an, sie über den Zweck und das Ziel ihrer Reise ein wenig auszufragen. Sie erzählten mir treuherzig, sie seien über den Ozean herübergekommen, um mit dem Grafen eine sehr wichtige Sache zu besprechen.
„Es wird ihnen ja vielleicht bekannt sein", sagte der Theologe, ein hübscher und noch ziemlich junger Mensch, „daß wir in Amerika zwar eine Unzahl von Sekten, aber nicht die Spur einer Religion besitzen. Da habe ich mir nun gedacht, ob sich nicht wenigstens ein Teil dieser Sekten sozusagen unter einen Hut bringen ließe, d. h., ob man die Menschen nicht zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis zusammenschließen könnte. Aber das ist keine ganz leichte Aufgabe, und ich muß gestehen, daß wir absolut nicht wissen, an welchem Ende wir die Sache anpacken sollen."
Es ist möglich, daß ich gegen die Gesetze des guten Tones verstieß, aber ich vermochte mich bei dieser feierlichen Ankündigung des Lachens nicht zu enthalten. „Wie?!" schrie ich auf, „ist es denn möglich, daß Sie nur einzig und allein deswegen diese ungeheuere Reise hierher gemacht haben? Wahrhaftig ich bedauere Sie. Wissen Sie denn nicht, daß Graf Tolstoi ein Feind jeglicher Kirche, und nicht nur seiner eigenen ist, und daß er nicht nur keinerlei religiöse Zeremonien wünscht, sondern sogar jeder Art einer äußeren Gottesverehrung den Krieg erklärt? Schwerlich werden Sie in ihm einen praktischen und nützlichen Führer finden. Ich errate sogar, was er Ihnen auf Ihr Ansinnen erwidern wird. Aber es wird jedenfalls etwas anderes sein, als Sie erwarten."
Die armen Amerikaner waren ein wenig bestürzt, das scheint sie aber nicht gehindert zu haben, dennoch nach Moskau zu reisen — zum Gerichte Salomonis. Ich weiß nur nicht, wie die Sache geendet hat, und was für einen Tempel sie nach dem Gespräch mit dem Weltpatriarchen errichtet haben. Meine Amerikaner sah ich niemals wieder, sie werden wohl, wie die Weisen aus dem Morgenlande, auf einem anderen Wege in ihre Heimat zurückgekehrt sein.
„Wenn die Sonne glänzt zu hell, dann sind die Wolken nicht mehr weit."
— Dieses nicht allen bekannte Sprichwort bewährte sich auch an unserem Helden.

Auch in seiner Geschichte tauchten einst dunkle Wolken auf. Auf der einen Seite zollte man ihm eine unbegrenzte Verehrung, und dicke Wolken Weihrauchdampfes stiegen zu ihm empor, auf der anderen Seite aber erhob sich Feindschaft, Haß und Neid wider ihn.
Nach meinem Dafürhalten kann es gar nichts Häßlicheres und Traurigeres geben als einen Iourualkrieg. So fing in Moskau damals eine ganze Schar von Ratten unter der Diele, wo sie hausten, zu rumoren an; es waren dies Leute, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, Lew Nikolajewitsch nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit zu verleumden, indem sie längst vergessene literarische Sünden des Grafen, wie sie jeder Autor und Poet sich in seiner Jugend, eil ssui»e ü'air öe dravoure, erlaubt, aus ihrem schmutzigen Loche hervorscharrten.
Aber das schlimmste Ungewitter entlud sich erst später, dank der Unvorsichtigkeit des Grafen, der ja jede menschliche Meinung überhaupt und die des Zensurgerichtes insbesondere verachtete: er erlaubte einem englischen Iournalisten, einen (nicht für den Druck bestimmten) Aufsatz von stark regierungsfeindlicher Tendenz mit sich fortzutragen, und dieser wahre Sohn äe la pertiä? .^Idion druckte natürlich diesen Aufsatz, mit der Erklärung, vom Grafen dazu ermächtigt zu sein, unverzüglich in seiner Zeitung ab.
Man kann sich vorstellen, mit was für einer dämonischen Schadenfreude die Moskauer Ratten sich über diesen Artikel herwarfen. Sie druckten ihn in ihren „Nachrichten" ab, versahen ihn mit ihren Kommentaren und gaben natürlich den Gedanken des Autors einen völlig anderen und schlimmeren Sinn.
Ich nehme es nicht auf mich, das alberne Gerede, das dieser Artikel in ganz Europa erregte, zu wiederholen. Unzählige Züchtigungen waren dem armen Lew Nikolajewitsch schon zugedacht: Sibirien, Festung, Verbannung, ja fast der Galgen wurde ihm von den Moskauer Iournalisten prophezeit.
Auch die Spalten der ausländischen Zeitungen waren von diesem Zwischenfall überfüllt, und innerhalb zwei, drei Monaten bekam ich unaufhörlich von allen Seiten, Amerika nicht ausgeschlossen, Briefe mit der Bitte, ich solle doch mitteilen, zu welcher Strafe der allbekannte Schriftsteller verurteilt worden sei.
Als ich einst bei dem Grafen Dmitrij Andrejewitsch Tolstoi, dem damaligen Minister des Innern, abstieg, traf ich ihn in großen Bedenken an.
„Wahrhaftig, ich weiß jetzt nicht mehr, was ich tun soll", sagte er zu mir.
„Lesen Sie hier diese Denunziationen, die sich alle auf Lew Nikolajewitsch beziehen. Die ersten habe ich beiseite gelegt, aber ich kann doch nicht vor dem Kaiser diese ganze Geschichte verbergen."
„Das selbstverständlich nicht", erwiderte ich, „aber der Kaiser liebt ihn sehr et peut Otre yue cela aüoucira se» imprt»»8iou»".
Es zeigte sich, daß der Kaiser all unsere Erwartungen übertraf: seine Weisheit löste die Frage auf eine völlig andere Art.

Als er den Bericht des Ministers über das Geschehnis und die Aufregung
des Publikums bis zu Ende angehört hatte, sprach er die folgenden Worte:
„Ich bitte, Lew Tolstoi nicht anzurühren; es liegt nicht in meinem Sinn,
einen Märtyrer aus ihm zu machen, und den Unwillen von ganz Rußland auf
mich zu lenken. Wenn er schuldig ist — um so schlimmer für ihn."
Vollkommen glücklich kehrte Dmitrij Andrejewitsch aus Gatschina, dem
Sommersitz des Kaisers zurück. Im Fall eines strengen Urteils hätte freilich auch
ihn mancher Tadel getroffen.
Wie groß war meine Freude, als ich nun nach allen Enden Europas und
über den Ozean berichten konnte, Graf Lew Tolstoi sitze ganz ruhig bei sich zu
Hause in Jaßnaja-Poljana, und unser großmütiger Zar habe ihm nicht einmal
ein Wort des Vorwurfs gesagt.
Mit Lew Nikolajewitsch sprach ich später über diese Episode nicht, da ich
in dieser Geschichte manchen Widerspruch und wenig Klarheit sah.
Einst — ich erinnere mich nicht, ob es vor oder nach dieser Begebenheit
war — kam die Frau Lew Tolstois nach Petersburg, mit dem festen Entschlusse,
eine Audienz beim Kaiser zu erwirken und seinen Schutz gegen den Moskauer
Zensor zu erbitten, der sich in Schikanen gegen Tolstoi und seine Familie nicht
genug tun konnte.
Der Kaiser nahm die Gräfin Sophia Andrejewna sehr liebenswürdig auf,
stellte sie der Kaiserin vor, unterhielt sich lange mit ihr und gab zu allen Wünschen,
die sie vorbrachte, seine Zustimmung.
Leider veränderte sich einige Zeit hernach diese gnädige Stimmung des
Kaisers wieder: schuld daran war zum Teil die Unvorsichtigkeit der Tolstois, zum
Teil auch eine neuerliche Verleumdung. Unter anderm trug zu dieser Ver-
stimmung auch der Umstand bei, daß der Kaiser die „Kreutzer-Sonate" zu drucken
erlaubt hatte, jedoch nur in den gesammelten Werken, und nicht als einzelnes
Buch, und dann plötzlich — man weiß nicht durch wessen Schuld, aber jedenfalls
ohne Willen der Gräfin Sophia Andrejewna — die „Kreutzer-Sonate" doch als
einzelne Broschüre im Buchhandel erschien. Die nie schlummernden Feinde des
Grafen brachten die Sache zu Ohren des Kaisers, und als ich es nun auf mich
uahm, die Tolstois (ohne ihr Vorwissen) zu verteidigen, erlaubte mir der Kaiser
die Erklärung, die ich vorbereitet hatte, nicht bis zu Ende vorzutragen; er brauste
auf und sprach in sehr harten Worten seinen Unwillen über die Tolstois aus.
Übrigens rächte er sich auch später niemals; ich aber war darüber tief
betrübt, daß der gegenseitige gute Eindruck für immer vernichtet war.
Der hervorstechendste Charakterzug des Kaisers Alerander III. war ein
unerbittlicher Haß gegen Lüge und Betrug; er selbst war rechtschaffen — un

Kerimee Hanoum:
Kaisertage vor 2z Jahren in Konstantinopel.

Voller Jubel erzählen die Zeitungen von den Kaisertagen in Posen und Breslau. Von längst vergangenen Kaisertagen möchte ich heute erzählen, von den Kaisertagen vor 23 Jahren in Konstantinopel, von jenen Kaisertagen, da in heller Begeisterung Deutsche und Muselmänner unserm Kaiseipaar zujubelten, jeder auf seine Art!

Was verloren, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück; und leuchtend gingen sie nieder, jene Kaisertage, da vor 23 Jahren die Majestäten zum ersten Male in Konstantinopel weilten. Leuchtend wird wohl auch jetzt noch oft vor dem innern Auge jenes einst so mächtigen Sultans — dem jetzt einsam Gefangenen am Bosporus — jene Zeit erstehen, da er sich des Besuches des Kaisers und seiner hohen Gemahlin erfreuen durfte. 23 Jahre sind seitdem verflossen, reich an schweren und freudigen Erlebnissen, wie der Allmächtige sie in wechselvoller Wirkung dem Sterblichen sendet! — 23 Jahre! Doch durchleben wohl viele noch in der Erinnerung jene Zeit, da leuchtende Sonne und der alte Glanz des Orients alles noch verschönten, was der Sultan in der Freude seines Herzens seinem hohen Besuch zu bieten versuchte. Die Kaisertage von damals, sie leben aber nicht allein fort in deutschen Herzen am Bosporus — nein! Auch die Muselmänner, die damals heraus-getreten waren aus ihrer Ruhe, sie erzählen jetzt noch ihren Kindern von jenen Iubeltagen, denen so tiefe Trauer folgte. Wenn auch die Zeit schwindet, das Alter kommt — Eines aber bleibt einzig jung — Erinnerung —, sie ist die Patina am Erz des Lebens und in Erinnerung an jene glanzvollen Zeiten, die ausklangen in so begeistertem Jubel, möchte ich nun ein Tagebuch erzählen lassen!

2. November 1889.

„So trüb der Himmel am 2. November 1889 über Stambul hing, so hell durchbrach und verklärte leuchtende Sonne alles in dem Augenblick, als unter dem Donner der Geschütze Seine Majestät der Deutsche Kaiser in Dolmabagdsche landete; dem Donner der Kanonen vermischte sich der Jubel der Bevölkerung, als Seine Majestät mit seiner hohen Gemahlin den Fuß auf türkischen Boden setzte.

Sultan Abdul Hamid erwartete seine hohen Häste an der Landungstreppe und die Begrüßung war eine überaus herzliche. Zum ersten Male wohl in seinem Leben bot der Padischah einer Dame, Ihrer Majestät der Kaiserin, seinen Arm und führte Hochdieselbe, gefolgt von Seiner Majestät dem Kaiser, dem Prinzen Heinrich, dem Großherzog von Mecklenburg, in den Thronsaal von Dolmabagdsche, wo die Begrüßung und Vorstellung der Botschaft, sowie der Würdenträger stattfand. Bald darauf stieg alles in die bereitstehenden Gala-

wagen, deren Kutscher und Spitzenreiter in den reichen, goldgestickten orientalischen Gewändern prachtvoll aussahen, und die Wagenreihe von 21 Gala-Equipagen bewegte sich nach Iildiß-Kiosk hinauf, wo die hohen Herrschaften Wohnung nehmen sollten. — Selten ist wohl ein glänzenderer Zug gesehen worden. Zehn Wagen mit Viererzügen und Spitzenreitern folgten dem Wagen Ihrer Majestät der Kaiserin und Konigin, die an der Seite des Sultans Platz genommen hatte und lieblich lächelnd nach allen Seiten hin grüßte. Eine Eskadron Kavallerie eröffnete und schloß den glänzenden Zug unter den Klängen der preußischen Nationalhymne. — Der Wagen der Kaiserin ward eskortiert von hohen Paschas und Würdenträgern zu Pferde. Neben dem Wagen Seiner Majestät des Kaisers ritten General von der Goltz-Pascha und rechts der Oberstallmeister des Sultans, General von Hobe-Pascha, ferner Fuad-Pascha, Mehmed-Pascha, alles General-Adjutanten des Sultans. In Iildiß angekommen, fanden die üblichen Visiten statt; der Sultan stellte die Würdenträger des Reiches und die Suite vor — und gleich darauf begaben sich die allerhöchsten Herrschaften in den eigens dazu erbauten Kiosk, um der militärischen Revue beizuwohnen, die glänzend verlief. Die Majestäten nahmen allein ihr Dejeuner ein, und es folgte dann die Besichtigung der Aja Sofia und eine Fahrt nach Stambul. Am Abend war Galadiner von 120 Gedecken, wozu die Botschafter und Botschafterinnen, sowie die Damen der deutschen, in türkischen Diensten stehenden Generäle und Beamten befohlen waren. Das Fest schloß ein brillantes Feuerwerk. Ihre Majestät die Kaiserin trug eine schwere blaßlila Robe und ein prachtvolles Diadem von Edelsteinen. In aller Frühe am zweiten Tage machte Seine Majestät bereits eine Ausfahrt, und dann fuhr das hohe Paar, jubelnd begrüßt, in die protestantische Kirche, wo Pastor Suhle, der deutsche Botschaftsprediger, die Ansprache und Hofprediger Dr. Kögel die Predigt hielt. Nach der Kirche fand ein Dejeuner von 30 Gedecken in der deutschen Botschaft statt, danach der Empfang einer Deputation der deutschen Kolonie, sowie Vorstellung der Zöglinge der Bürgerschule, welche in der Kirche gesungen hatten, dann Vorstellung der Damen der deutschen Offiziere und Beamten. — Ihre Majestät die Kaiserin fuhr darauf nach dem deutschen Hospital, wo sie längere Zeit verweilte, während Seine Majestät der Kaiser vom Balkon der deutschen Botschaft aus das herrliche Panorama betrachtete, das sich dort vor seinen Blicken ausbreitete. Die Serailspitze des alten Serail, Kadikeu, Skutari, die Prinzen-Inseln, alles lag in goldenes Licht getaucht da, und die schlanken Minarets, die goldenen Kuppeln und Tore, die weißen Marmorpaläste spiegelten sich wieder in den Fluten des tiefblauen Bosporus. Seine Majestät, der so empfänglich für Naturschönheiten ist, genoß das herrliche Bild mit vollen Zügen, und ließ den ganzen Zauber des Orients auf sich einwirken, wo alles so unmittelbar von der Hand des allmächtigen Schöpfers gegeben an den hohen Herrn herantrat, ihn immer zu neuer Bewunderung anregend. Um 7 Uhr abends fand bei dem Kaiser ein

Diner von 50 Gedecken statt, wozu die Familie des deutschen Botschafters, Frau v. Radowitz und deren Töchter, sowie Frau v. Höbe befohlen waren. Das Diner währte IV- Stunde. Die hohen Gäste waren sehr wohlwollend und befriedigt von allem, was sie noch gesehen im Tresor und alten Serail, wohin die Fahrt nach dem Besuch im deutschen Hospital gegangen war. — Die Kaiserin, ihrem Gemahl vis.K.vi» sitzend, hatte zu ihrer Rechten den Prinzen Heinrich, zur Linken den Herzog von Mecklenburg, während rechts vom Kaiser die deutsche Botschafterin Frau v. Radowitz und links von Seiner Majestät Frau v. Höbe plaziert waren. — Nach dem Diner folgte unter Leitung der Letzteren der Besuch im kaiserlichen Harem. Derselbe dauerte eine Stunde und entzückte die Kaiserin besonders die kleine sechsjährige Prinzeß Naile, die „Heil Dir im Siegerkranz" mit einer Sicherheit vortrug, die erstaunlich war. Als der Sultan die Kaiserin aus dem Harem zurückführte, wünschte er, daß die kleine Prinzeß folgen sollte. Sie erschien zum ersten Male außerhalb des Harems im Chalet-Kiosk, und es war bewundernswert, wie außerordentlich verständig sich die kleine Prinzeß benahm. Sie ward ans Klavier gesetzt und spielte dem Kaiser nochmals „Heil Dir im Siegerkranz" vollständig richtig vor, was den hohen Herrn sehr entzückte. Die Kaiserin belohnte eigenhändig das liebe Kind mit einer Brosche. Montag früh ward viel vorgenommen: Ein Ritt in der Frühe mit dem Ober-Stallmeister von Hobe-Pascha, Besuch der Militärschule, Besichtigung der Artillerie, und um 2 Uhr Einschiffung auf der „Sultania" zur Bosporus-Fahrt nach Therapia und dem Schwarzen Meere. Wer dies wundervolle, große Schiff nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von der Pracht machen, die darauf herrscht. Es ist schwer, dergleichen zu beschreiben. Die Fahrt war vom herrlichsten Wetter begleitet, das nur später trüber ward. In Therapia ward gelandet und unter dem brausenden Zuruf der Bevölkerung fuhren die Majestäten im zwölfruderigen Staatskaik der deutschen Botschaft an Land, wo die Botschaft besichtigt ward, sowie das Moltke-Denkmal. Alsdann schiffte man sich wieder ein und die Fahrt ging ins Schwarze Meer, dann zurück, wo die herrlichsten Illuminationen, sowohl auf der asiatischen, als auf der europäischen Seite begannen. — Es war nur eine Stimme, wie feenhaft schön dieselben waren. Der Palast, die Gitter, die Bäume im Garten des Khedive z. B. waren mit Milliarden von Lichtern übersät, die wie Perlen sich aneinander reihten; so folgten viele Paläste. Die Majestäten waren von dieser fremdartigen Beleuchtung, die an „Tausend und eine Nacht" erinnerte, entzückt und sprachen ihre Bewunderung unverhohlen aus. Gegen ? Uhr erst kehrte man nach Dolmabagdsche zurück, wo schnell ausgeschifft wurde, da es höchste Zeit für das Diner war. Nach dem Diner fand die Übergabe der prachtvollen Geschenke an die Majestäten statt — woran sich das Haremfest schloß. Dieses dauerte bis 2 Uhr morgens. Nunmehr brach der letzte Tag des hohen Aufenthaltes an — und er war bestimmt zu Ausflügen zu Pferde. Seine Majestät ritt, begleitet vom Oberstallmeister Hobe-Pascha, nach Haidar-Pascha

und nach Djamlidja — stieg dann in die bereitstehenden Kaiks und fuhr nach Modar, wo das Dejeneur eingenommen ward, setzte sich dann wieder zu Pferde und machte den Ritt um die Mauern. Am Abend war Diner bei den Majestäten im Mldiß-Kiosk. Die Kaiserin trug eine prachtvolle Robe, durchwirkt mit Gold, und das kostbare Kollier in Diamanten, das Seine Majestät der Sultan Ihrer Majestät als Souvenir geschenkt hatte. Nach dem Diner war Theater. Mittwoch früh besuchten die Herrschaften mit der Suite die Industrie-Ausstellung, die der Sultan in einem Kiosk für die hohen Herrschaften hatte arrangieren lassen mit der Bitte, daß Ihre Majestäten, sowie die ganze Suite sich Gegenstände zum Andenken auswählen möchten. Darauf fanden die Abschiedsbesuche der Herrschaften und das Abschiedsdejeuner in Dolmabagdsche statt. Die Kaiserin am Arm, hielt der Sultan noch Cercle im großen Vestibül des herrlichen Schlosses, während der Kaiser noch hier und da einen Händedruck erteilte und lange mit Hobe-Pascha sprach inbetreff der Pferde, die Seine Majestät der Sultan den höchsten Herrschaften als Souvenir angeboten hatte. Gleich darauf geleitete der Sultan die Kaiserin bis an die Treppe, wo das Boot des „Hohenzollern", auf dem sich die Kaiserin, sowie das Boot des „Kaiser", auf dem Seine Majestät der Kaiser sich einschiffte, zur Abfahrt bereit lagen. Nachdem der Kaiser seine hohe Gemahlin umarmt hatte, stieg dieselbe in ihr Boot, der Kaiser in das seinige, und unter dem Donner der Geschütze, dem Iubelruf der Menge erfolgte die Einschiffung und die Abfahrt. Unvergeßlich werden die Kaisertage in Konstantinopel bleiben, unvergeßlich den Zurückbleibenden, unvergeßlich den hohen Herrschaften nebst ihrem Gefolge! Mehr als einmal äußerte Graf Bismarck, und vor allen Dingen die höchsten Herrschaften, daß alles ihre Erwartungen überstiegen und ihnen die Zeit wie ein schöner Traum sei. Seine Majestät der Sultan war von seiner gewohnten Liebenswürdigkeit und tat, was in seinen Kräften stand, um es dem hohen Besuch so angenehm zu machen, wie möglich. — Mit welcher Sorgfalt waren die Pferde, Landesprodukte und Teppiche ausgesucht, die als Souvenir für die Herrschaften bestimmt waren, mit welchem Geschmack der Säbel, die Waffen, die Seine Majestät der Kaiser erhielt, und mit welcher Sorgfalt endlich war der Chalet-Kiosk zum Empfang der höchsten Herrschaften bereitet worden! Während an der Tafel beim Dejeuner nur von Gold gespeist wurde, war im Toilettenzimmer der Kaiserin alles von gediegenstem Silber. Das Bett, ein wahres Meisterstück der Tapezierkunst, von den herrlichsten Seidenstoffen mit Seide abgefüttert, erregte die Bewunderung der Damen, sowie die Sorgfalt, mit der an die geringste Kleinigkeit gedacht worden war, von den Essenzen an, die den Toilettentisch zierten, bis zu den Blumen, die täglich frisch in den Vasen prangten. Seine Majestät der Kaiser hat viele Orden und Andenken ausgeteilt, ebenso wie seine hohe Gemahlin; von der Goltz-Pascha erhielt als Andenken eine sehr schöne goldene Zigarettendose, sowie ein Bild Seiner Majestät, ebenso von Hobe-Pascha. Über Erwarten günstig war auch der

Himmel, und so wird bis in die spätesten Zeiten dieser Kaiserbesuch fortleben in dem Gedächtnis aller, die das Glück gehabt haben, ihm beiwohnen und ihn mitgenießen zu dürfen."

So endet der Bericht des Tagebuches, der uns gütigst zur Verfügung gestellt ward.

Wie anders sieht es jetzt in der Türkei aus, und wie oft mag der gefangene Sultan noch jetzt an jene leuchtende Zeit zurückdenken, da alles einem Wink von ihm Untertan war. — Mir aber kommen dabei Pierre Lotis Worte in Erinnerung, die er am 7. November vorigen Jahres im „Figaro" veröffentlichte:

„Gnade für die Türken, schonet die unter ihnen, die noch übrig geblieben sind. Denn bei ihnen finden sich auch mehr als irgendwo anders die Redlichkeit und Tapferkeit, bei ihnen findet sich die letzte Zufluchtsstätte der Ruhe, des Respektes und der Nüchternheit, des Schweigens und des Gebets. — Das Volk kann nicht dafür, daß es falsch geleitet wurde, daß Hunger und Krankheit niederbrach. Aber alles, was dafür geschrieben und gesagt werden mag, gleicht jenen Kränzen, die man auf Gräber legt — das Recht des Stärkeren gilt in der Welt, und neues Leben blüht aus den Ruinen." —

Therese Lehmann-Haupt:
Griechische Reisebriefe.
in.

Athen, den 10. April 1912.

Heute waren wir bei einem großen Fest, das Professor Karo, Dörpfelds Nachfolger am Archäologischen Institut, gab. Es war ein Konzert mit Streichquartett, und der stattliche Kronprinz saß eine Reihe vor mir, zwischen Frau Lambros und der Baronin von B . . . .-München. Nachher wogte alles zu den reichhaltigen Büfetts. Karo stellte mich dabei dem Kronprinzen vor; wir hatten eine sehr lustige Unterhaltung, und er lachte herzlich über allerlei scherzhafte Geschichten von meinen Kindern.

Gestern war unser Hochzeitstag. Daß wir ihn jemals in Eleusis feiern würden, hatte ich mir nicht träumen lassen.

Als wir nach dem Piräus kamen, lag ein stolzes Schiff bereit für die Delegierten und deren Angehörige. Die Seefahrt war dann auch wirklich prächtig: Wir hatten uns mit unseren Freunden einen günstigen Platz auf Deck gesucht, die Herren hielten uns abwechselnd Vorträge an der Hand von Karten, und so konnten wir die Schlacht von Salamis ganz genau verfolgen. Vor uns

lag die kleine Insel Psyttaleia, auf die terres die Blüte des jungen persischen
Adels gesandt hatte. Dort sollten sie nach dem Siege, auf den die Perser sicher
rechneten, den schiffbrüchigen Griechen den Tod bringen, und mußten ihn dann,
als alles verloren war, selbst erleiden, hingemordet unter den Augen des teries,
der am Vorsprung des Ägaleos-Gebirges auf seinem silberfüßigen Throne saß.
Wir durchfuhren zwischen Psyttaleia und der attischen Küste die Enge, durch die
die Perserschiffe, je zu dreien, gekommen waren, und sahen zu unserer Linken
die Bucht von Salamis, in der die Griechenschiffe in breiter Reihe gelagert sie
erwartet hatten. Es war alles so greifbar und so verständlich, daß man mit
3erres hätte mitweinen und mit Äschylos, der unter den todesmutigen griechischen
Kämpfern focht, hätte mitsingen mögen:
„Ihr Söhne der Hellenen auf!
Befreiet Euer Vaterland, befreit
Der Vatergötter Heiligtum, der Ahnen
Grabstätten. Jetzt um alles gilt's den Kampf!" —
Die Ausbootung vor Eleusis war recht schwierig; die Boote schwankten auf
der stark bewegten See so heftig hin und her, daß man keine Treppe ansetzen
konnte, doch schließlich kamen wir alle glücklich ans Land und zogen nun hoch
hinauf.
Oben hatte die Stadt Athen uns lange Tische aufschlagen lassen. Riesen-
schüsseln mit belegten Broten, allerdings auch hier mit Schafsbutter bestrichen,
— mächtige Körbe voll roter Eier, Orangen, Gebäck und Bier. Mit den Ge-
tränken hier stehe ich aber auf feindlichem Fuße: an den grundigen, süßen
türkischen Kaffee bin ich noch nicht gewöhnt, auch nicht an den mit Harz ver-
setzten Wein, „Rezinato" genannt, der sehr gesund sein soll, aber abscheulich
schmeckt. Direkt für schädlich halte ich das hiesige Bier. Es schmeckt leicht
und gut, ist aber mit Glyzerin versetzt, das ihm zwar eine wundervoll gold-
glänzende Farbe gibt, es aber unbekömmlich macht und immer wieder Durst
erregt.
Das ganze arme Volk von Eleusis — meist Albanesen — umstand uns,
viele kümmerliche, von Fieber ausgezehrte Gestalten, und ich konnte es mir nicht
versagen, ihnen allerlei von den guten Sachen zuzustecken. Da sah man die selt-
samsten Trachten und Typen, und alle waren voll rührendster Höflichkeit, ja
Unterwürfigkeit gegen die Gäste. Übrigens wurden nachher all die Massen
von Resten unter sie verteilt, und da sah ich die reizendsten Szenen, die mir
unerlaubter Weise interessanter waren, als die sachkundigen Erläuterungen
unserer Führer.
Nein, Eleusis möchte ich noch einmal ohne Menschen sehen. Möchte
hoch oben auf den uralten Tempelmauern sitzen, von den Mysterien der
Demeter und ihren „vollkommenen Glückseligkeiten" träumen und hinaus-
blicken auf die Trümmer, die steinigen, mit Agaven- und Feigengesträuch be-

deckten Berge bis zum blauen Meere, das weiße Schaumkrönchen wirft, — weit hinten wieder von dämmernden Hügeln und Bergen begrenzt.

Plötzlich tauchte Isadora Duncan auf — ganz passend griechisch gekleidet — und machte sich in der Landschaft gegen die felsigen Trümmeihügel so dekorativ, daß ich mit meinem Apparat hinter ihr herging. Sobald sie es bemerkte, blieb sie stehen, nahm, mit ihrem Begleiter sprechend, eine Pose an, und so knipste ich sie schnell.

Da wir mit der Zeit sehr knapp wurden, tauschten wir mit Bekannten die Billetts und fuhren per Bahn nach Athen, wo es keinen Augenblick Ruhe gab, denn wir mußten nur schnell Toilette machen und kamen dreiviertel Stunden zu spät zu einem Diner bei Professor Politis. Trotzdem hatte ich, wie es unser Wirt mir gleich sagte, den Rekord erzielt: ein Teil der Gäste erschien gar nicht mehr — das Diner fand nämlich eine Stunde hinter Athen, am Meer in Neuphaleron statt —, und kurz vor uns war ein anderer Teil der Gäste, direkt vom Schiff, das dort auf der Heimfahrt von Eleusis anlegte, in Straßenkleidung gekommen. Sie hatten aber doch das Beste getan, indem sie wenigstens erschienen waren.

Diese widrigen Umstände beeinträchtigten glücklicherweise die ritterliche Liebenswürdigkeit unseres verehrten Wirtes kein bißchen. Ein erlesenes Diner in jeder Beziehung, auch mit Toasten wohl vorbereitet, und es wurde trotz der vielen Platzlücken bei Tisch sehr animiert.

In demselben Hotel war der große Empfang des Rektors — durch die Portiere hatten wir uns schon mit den vorbereitenden Damen zugetrunken, und so gingen wir nach Beendigung am Arm unserer Herren direkt in den großen Prunksaal, wo schon König, Königin und Kronprinz standen, von Vorstellungsbedürftigen umgeben. Ein anderer, ebenso großer Cercle bildete sich um Isadora Duncan, die in ganz phantastisch griechischer Kleidung, mit einer in Goldfransen herabhängenden Brokathaube, die bloßen Füße in goldenen Sandalen steckend, etwas affektiert Hof hielt; faszinierend wirkte nachher ihr Tanz. Eine reizvolle Erscheinung war auch die junge Andromache, geb. Schliemann, der der Kronprinz meist zur Seite blieb. Doch auch wir bekamen einen freundlichen Händedruck, indes der König sich lange mit uns unterhielt. Die liebenswürdige erste Hofdame der Königin fragte, als ich sie begrüßte, vertraulich, ob ich noch irgendwelche Wünsche hätte, — aber ich erwiderte ihr lachend, meine Begrüßung gelte ihr persönlich, was sie sichtlich erfreute, denn ich glaube, daß sie das nicht oft hört.

Athen, den 11. April 1912.

Heute waren wir zum Tee beim Kronprinzen geladen. Kalte, prächtige Staats-Räume, ohne das geringste individuelle Leben, schönes Büfett, eine Unzahl galonierter Bedienten, langes ermüdendes Stehen, bis sich der Zwang allmählich legte. Die Glycinien blühten zu den Fenstern hinein. König und Königin machten mit dem Kronprinzen in Abwesenheit der Kronprinzessin, die bei ihrem kaiserlichen Bruder auf Korfu weilte, aufs liebenswürdigste die Wirte.

Als ich dem König erzählte, daß ich in Brindisi beinahe arretiert wäre,
lachte er sehr herzlich und meinte: „Wie können Sie auch so unvorsichtig sein
und bei den Italienern »holographieren!" Als er von unseren weiteren Reise-
plänen erfuhr — Delos, Thera, Kreta —, sprach er zunächst sehr viel von Delos,
wo er die Ausgrabungen genau kannte, und sagte dann: „Kreta soll ja sehr inter-
essant sein, leider kenne ich es nicht." Als ich etwas ungeschickt meinte: „Aber
wie ist das möglich, Majestät", lachte er: „Ich darf ja nicht hinkommen, man
erlaubt es mir ja nicht." Nun fiel mir erst ein, wie heikel die Sache sei. Aber
er lachte und ging spaßend darüber hinweg. (Jetzt, da diese Zeilen in den Druck
gehen, ist die Vereinigung von Kreta und Griechenland gerade vollzogen, aber
der, der Kreta sehen wollte, ist nicht mehr. Eine Mörderhand raffte ihn hinweg.)
Die kronprinzlichen Kinder waren auch zugegen. Ich fragte die Prinzessin
Irene, ob sie wohl deutsche Märchen lese. Der Kronprinz meinte: „In einigen
Monaten wird sie so weit sein", und als ich ihr sagte, ich würde ihr gern einig«
schicken, die ich selbst gedichtet, nahm er die Sache erfreut und lebhaft auf. So
bestellte ich gleich meine beiden Reklams: „Wie Klein-Else das Christkind suchen
ging" und „Warum der Frühling kommen mußt'" in ein Bändchen eingebunden —
weiße matte Seide mit Gold.
Sonst verlief der Empfang wie alle derartigen Veranstaltungen, eng und
trubulös, — aber ich hatte die Freude im Herzen, meine „Klein-Else", an der
sich jedes Jahr zu Weihnachten die deutschen Kinder freuen, nun auch nach
Griechenland zu bringen.
An den Empfang schloß sich ein Konzert in dem Klublokal „Parnaß", auf
das ich verzichtete, um mit einem archäologischen Freund durch die Bazars zu
schlendern. Zum Essen kamen verschiedene Freunde zu uns, mit denen wir die
Inseltour verabredeten. Der griechische Professor Sotiriadis will uns führen
und ein gutes Schiff besorgen, nur wird leider die Sache wegen des Kohlen-
streiks in England, dem wir uns glücklich entronnen wähnten, recht teuer, —
pro Person und Tag 80 Drachmen.
Das Mahl verlief wirklich reizend: Die Damen in großer Toilette, da wir
ja um 10 Uhr in die Galavorstellung mußten, gehobene Stimmung bei allen,
und besonders die reizende Frau L . . ., selbst eifrige Sanskritistin, sprudelte
förmlich vor Übermut und Frische. Die Unterhaltung war so lebhaft, daß ich
unsere Gäste nur mit Aufbietung aller Energie zum rechtzeitigen Aufbruch be-
wegen konnte. Kaum konnte ich im Theater rechte Sammlung für den Ödipus
wiederfinden.
Es war uns doch recht eigen zumute, ihn in Athen zu sehen, in griechischer
Sprache von wirklichen Griechen zu hören. Nur gut, daß ich ihn kurz zuvor
deutsch wieder gelesen hatte, denn verstehen konnte ich von dem Neu-Griechisch
nichts. Die Dekorationen waren echt und stimmungsvoll, das Spiel z. T. vor-
züglich. Nur die Iokaste war nach meiner Ansicht eine ganz unmögliche Person.

Sie trug ein Pariser Korsett, das auch „die leiseste Andeutung von Leib" fort-
nimmt. Ich muß immer an die in den römischen Katakomben aufgereihten, ver-
storbenen Kapuzinermönche denken, denen man nach dem Tode den Leib und die
Gedärme ausgebrannt und dann eine Kutte übergezogen hat. Dazu trug sie
hohe Stöckelschuhe, die selbst wenig Ähnlichkeit mit Kothurnen hatten. — Aber
ungeheuer ergreifend wirkte die letzte Szene, und die stummen, aber lieblichen
Gestalten von Antigene und Ismene, die von Kindern gegeben wurden.
Nach langer Pause sollten zwei Bilder kommen: das alte und das neue
Griechenland. Und in dem ersten, als der Vorhang hochging — sahen wir das
Schönste in dieser Art, was wir uns überhaupt erinnern, je gesehen zu haben: Die
Korenhalle des Erechtheion war dargestellt: Marmortrümmer rings umher, ge-
stürzte Säulen — und daraus aufragend, wie in göttlicher Unvergänglichkeit —
der Tempel. Und das Dach der Halle tragend sechs der schönsten lebenden
Griechinnen, unter ihnen Fräulein Lambros: in marmorweißen griechischen Ge-
wändern, die schönen Arme leicht herabhängend, die Gesichter wie lebender
Marmor, klassisch schön, nur mit ganz leisem, rosigem Farbenhauch — dunkle
Locken an den Wangen niederfallend. Und dann plötzlich lächelte die eine —
ganz leise nur, fast unmerklich —, sie hatte wohl ihre Mutter unter den Zuschauern
erkannt. Das wirkte in dem Moment erschütternd. Ich habe nie geglaubt, daß
man über bloße Schönheit weinen könne, aber ohne daß man es wußte, wurden
die Augen feucht. Ein beinahe rasender Beifallssturm erhob sich. Immer wieder
und wieder. Das zweite Bild zeigte dann die verschiedenen neugriechischen
Typen, in allen bunten Farben und Trachten, — auf den alten Trümmern, zu
Füßen desselben Tempels mit seinen lebenden Karyatiden, lagernd.
Heute, Donnerstag früh um 5 Uhr, brachen unsere Herren nach Marathon
auf, während wir Strohwitwen nach einem vergnügt zusammen eingenommenen
Mittagsmahl zu den olympischen Spielen nach dem Stadion gingen. Ein offener
Raum von überwältigenden Dimensionen. In länglichem Kreis, amphithea-
tralisch aufgebaut; für die Gäste waren Kissen gelegt. Griechische Pünktlichkeit:
Um 3 Uhr sollte der Anfang sein, um "/< 4 fingen sie an zu spritzen und die
Plätze für den Hof mit purpurnen Sammetdecken zu belegen. Ich saß — wie
meist — im englischen Viertel und fühlte mich sehr wohl da —, ich lerne den
Charakter der Engländer immer mehr schätzen. Herzlich, aufrichtig und ohne
Strebertum, selten ein scharfes Urteil. Entspringt das der großen, auch äußer-
lichen Frömmigkeit, — ist es Erziehung oder Leidenschaftslosigkeit . . —? In
bezug auf Strebertum kann man hier übrigens die schönsten Beobachtungen
machen. Manchmal bedaure ich, daß ich so viele Leute kenne. Es wäre oft
amüsanter und fruchtbarer, sich still und unangefochten in einer Ecke zu halten
und nur zu beobachten.
Da ist z. B. Dr. W., ein reicher, stark in sich verliebter Junggeselle,
der aus so absolut anderem Material gemacht ist, als andere Sterbliche, daß nur

seine Ansichten und Aussprüche Wert haben, und da er auch bei jeder Gelegenheit betont, wieviel besser er alles täte, hätte und bedächte, kurz, wie er immer „in jedem Ei zwei Dotter habe", nannten wir ihn bald allgemein nur noch den „Doppeldotter".

Geradezu aufreibend ist auch die lange hagere Frau N. N.: spießig und anspruchsvoll, verblüht und kokett, plump naiv — und überselig in eingebildeten Triumphen. Prof. O. wird bleich, wenn er sie sieht. Und mir fällt sie so auf die Nerven, daß ich noch immer stundenlang hinterher an sie denken muß.

Aber die olympischen Spiele packten mich. Ringen, Kämpfen und Wettlaufen, wundervoll geschmeidige, feste, muskulöse Körper, — nur möchte ich nicht die Mutter eines der Kämpfenden sein, denn trotzdem sie unausgesetzt mit gespanntester Aufmerksamkeit in allen Windungen und Verrenkungen von zwei Ärzten beobachtet werden, denkt man manchmal, sie sind tot oder gänzlich zerbrochen.

Plötzlich kam Isadora Duncan von der entgegengesetzten Seite zu uns herüber, sprach auch viel, aber nichts Fesselndes. Sie hatte eine grüne, gelbgetigerte Haube auf und trug einen kolossalen Sonnenschirm ohne Spitze, nur mit großer Rosette am Ende, weshalb sie ihn nie auf die Erde stützen, sondern immer zärtlich im Arm wiegen mußte.

Vom Stadion aus fuhren wir alle in die American School of Archaeology, wo in dem ausgedehnten schönen Garten Empfang war. Wie überall schöne Büfetts: warme und kalte Getränke, Eis, Sandwiches, tausenderlei Kuchen, und zum Schluß guter französischer Champagner. Sehr lieb war mir eine Unterredung mit der hervorragend anziehenden Frau Schliemann, der Geist und Güte aus den Augen spricht.

Amüsant war es mir dann noch, einer langen Unterhaltung zwischen dem Kronprinzen und Isadora Duncan zuzusehen. Wie leid tat es mir, daß mein Mann den Apparat mit nach Marathon genommen hatte. Diese Aufnahme wäre aktueller, seine ist freilich wissenschaftlich wichtiger gewesen. Der Kronprinz ist eine fesselnde Erscheinung: groß, prächtig gewachsen, ein schönes Gesicht mit zwei richtigen Schelmengrübchen — nur leider der Haarwuchs etwas „durchgedacht", auch hat er in unbewachten Augenblicken etwas Schwermütiges, worüber man sich bei den herrschenden politischen Verhältnissen nicht wundern kann. Aber sehr interessiert, warm und herzlich gibt er sich immer.

Spät erst, gegen 10 Uhr, kamen unsere Herren von ihrem Marsch nach Marathon heim, mit wundervollen, unvergeßlichen Eindrücken, aber todmüde. Sie hatten den größeren Teil des Anmarsches der Athener durchs Gebirge bis zur Ebene von Marathon hin und zurück zu Fuß zurückgelegt. Mein Mann brachte mir einen Strauß großblumiger weißer Erika aus den Bergen über dem Schlachtfelde mit.

Kurt Bauchwitz
Kurt Bauch Witz:
An Marjorie.
Deine Tage gleiten wie bunte Nachen über dunklen Strom, —
Oder sie sind wie angereihte Perlen, die Du mit einem gebenedeiten Lachen
Langsam ins Ungewisse rollen läßt ....
Für Dich ist das Leben ein heiteres Fest,
Ein sonniges Wachen und ein Staunen, daß die Menschen kämpfen und streiten,
Und Du fühlst, es seien die Leisen, die das Getöse der Lärmenden dämpfen,
Und es seien die Schwachen, die schließlich die Starken niederreiten.
Aber die Welt ist ein Dom von Antithesen,
Der ins Licht strebt, weil in seiner Krypta Männer und Weiber schlafen —
Bankerte von Knechten und Königinnen, von Stalldirnen und Grafen —
Die nun allesamt wie stinkende Köder verwesen ....
Der Einzige.
Zu meiner Höhe dringt kein Glockenton,
Kein Schrei, kein Lied und keines Menschen Weh. —
Die ungezählten Stunden starr ich schon
Mit weiten Augen in die kühle Bläue, —
Das dehnt sich wie ein uferloser See
Und reckt sich wie ein Riese ohne Reue.
„Nichts außer mir — bedeutet Kraft und All!",
Schweigt mir der Einzige Ich bin wie Du
Selbst eine Stimme und kein Widerhall,
In Wahrheit aber sind wir eins, wir beiden,
Ich lache Dir Dein eigenes Schweigen zu.
Du seligster und klügster aller Heiden.
„Nie außer mir — bedeutet All und Kraft!"
Nimm meine Worte, wie ich Deine nahm.
Wenn auch der echte Sinn zwiespältig klafft,
Das wird Dich Rätselrater nicht verdrießen;
Schamlosigkeit ist noch die tiefste Scham,
Und leben heißt uns immer noch genießen.
Wir sind die Selbstgewissen, unser Fuß
Tritt fest auf alles, was da schwankt und krankt.
Dem Vielbewegten bieten wir den Gruß,
Weil wir nichts sind als ungetrübte Einheit,
Die zuversichtlich nach dem Spiel verlangt
Mit jeder Feinheit, Kleinheit und Gemeinheit.

Brüder
Herman Bang
Herman Bang:
Vrüder.
Ein Trauerspiel in einem Akt.
Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Marie Franzos.
Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.
Personen:
Erich, 22 Jahre. Frau Ella Holm.
Emil, 30 Jahre. Der Diener.
Die Handlung spielt bei Erich und Emil.
Elegante« Wohnzimmer. Recht«*)
im Vordergrund Chaiselongue. Link«
Emil« Schreibtisch. In der Mitte link«
Tür mit Portiere in Erichs Schlafzimmer;
daneben «in großer Spiegel vom Boden
bi« zur Decke, vor dem Spiegel Iardinier«
mit Blumen. Tür im Hintergrund und
in de« letzten Kulisse recht« (zu Emil«
Schlafzimmer). Es ist früh am Abend.
Die Lampen sind angezündet.
1. Szene.
Erich beim Aufgehen de« Vorhang«
vor dem Flügel. Einen Augenblick späte»
klingelt es draußen. Der Diener öffnet
die Tür« und läßt Frau Ella eintreten,
die verschleiert ist. Erich ist aufgesprungen,
und nachdem der Diener die Türe ge-
schlossen hat, führt er Frau Ella zur Chaise-
longue, auf die sie sich seht, während
Erich vor ihr niedersinkt.
Erich (vor ihr): Wie ich Dich doch
liebe!
Frau Ella (mit Zärtlichkeit die
Hände um seinen Kopf): Und ich Dich.
*) Vom Schauspieler.
Erich (mit unruhiger Innigkeit):
Und wie ich mich nach Dir gesehnt habe
und gefürchtet, daß Du nicht kommen
würdest, daß etwas dazwischen ge-
kommen sei, und ich vergebens warten
würde... Ach, ich habe es ja nur bei
Dir gut.
Frau Ella: Und ich bei Dir.
Erich (seht sich zu ihr): Ella, —
daß ein Mensch einen anderen Menschen
so ganz besitzen kann. Ich habe ja
keinen Gedanken mehr, der nicht Du
wäre — es gibt keinen Winkel in meiner
Seele, wo Du nicht bist... Ella, ich
lebe nur bei Dir...
Ella: Du...
Erich: Aber bist Du meiner nicht
überdrüssig — ach Du, ich wollte so
gerne neue Worte finden, um Dir zu
sagen, wie gut ich Dir bin... wie ich
nur Dich fühle und denke ... Aber ich
finde nur das eine Wort, das all das sagt,
und das ich immer wiederhole und
wiederhole ... Ella, bist Du schon müde,

es mich flüstern zu hören, wie ich Dich liebe....
Frau Ella: Glaubst Du..?
Erich: Meine Geliebte... (erhebt sich). Und Du bist wirklich hier... Hast Dich all dem mir zu Liebe ausgesetzt ... Wie gut Du bist...
Frau Ella: Ja Dir zuliebe.
(Steht auf.) Aber der Diener, Erich?

Hermcm Bang
Brüder
Erich: Ich habe ihm gesagt, daß
Du die Sängerin bist, die meine Lieder
singen soll ... im Konzert.
FrauElla (zu ihm hin, ltichelnd):
Und Du kannst nicht lügen!
Eri ch (ihrnahe): Man muß ja.
Frau Ella (dreht sich um): Und
hier wohnst Du — Ihr...?
Erich: Ja — so sieht es hier aus.
Frau Ella (geht herum): Wie
ich alles erkenne!
Erich (lächelt): Erkenne?
Frau Ella (ohne sich zu ver-
wirren): Ja — Dichin allem erkenne...
Da sind die Hyazinthen. (Bleibt vor
de» Iardiniere stehen, pflückt eine Blume
und befestigt sie an ihrem Kleid.) Und da
(weist auf ein Bild) Dein Herr Rubinstein.
(Summt halb im Scherz:) „Ich heiße
Mahomet, ich bin aus Yemen, und mein
Stamm sind jene Asra, welche sterben,
wenn sie lieben."
Erich (schlägt die letzten Takte auf
dem Flügel an): Ja.
Frau Ella (hat sich über ihn
gebeugt, sieht ein Porträt auf dem Flügel;
rasch): Da ist Dein Bruder!
Erich: Kennst Du ihn?
Frau Ella: Aber mein Freund,
wie sollte ich wohl?... Aber (zeigt
auf da« Bild auf dem Flügel) daß er das
ist, war wirklich nicht schwer zu raten ...
Ihr seht Euch ja so ähnlich wie zwei
Tropfen Wasser...
Erich (nimmt ein anderes Bild und
^igt es ihr): Wir haben uns ähnlich
gesehen ... Sieh ... (Innig) Jetzt, finde
ich, fängt er an, alt zu werden.
Frau Ella (betrachtet das Bild):
Ja— als ob Ihr ein und derselbe wäret.
Erich (hinter ihr): Das sagen alle ...
Ach Du, das begreifst Du nicht, was es
heißen will, einen solchen Bruder zu
haben.
Ich war ja erst sechzehn Jahre, als
Mutter starb. Von diesem Augenblick
an habe ich niemand auf der Welt
gehabt, nur ihn. Aber von diesem
Augenblick an hat er auch sein ganzes
Leben für mich hingegeben — sein
ganzes Dasein, weißt Du. Hier haben
wir gelebt, — er war mein Vater und
mein bester Freund — ach nein, er
war mein einziger: Wir haben ja so
wenig mit anderen verkehrt, ich
weiß nicht, aber wir hatten immer das
Gefühl, daß Fremde nur störten und
daß es hier daheim am besten war...

Er hat mich erzogen. Wieviel Vertrauen
doch wert ist (lächelt). Ich glaube
wirklich nicht, daß ich in allen diesen
Jahren auch nur einen Gedanken
gedacht habe, den ich ihm nicht an-
vertraute, (etwas düster) — bis jetzt.
Ella (lächelt).
Erich (macht ein paar Schritte):
Ja, ja. Du lächelst, Ella, aber es ist wahr:
Wenn ich Dir heute meine Seele geben
kann, wie ich es tue, meinen ganzen
Körper, jung und stark, wenn alles
Dich lieben kann, wie es Dich liebt,
Leib und Seele, und Augen und Ohren ..
so ist er es, der mich Dir gibt, er, der
mich Dir gibt, so wie ich jetzt bin ...
Ella: Ja er.
(Stille.)
Ella: Und das hat sein ganzes
Leben ausgefüllt?
Erich: In diesen Jahren — ja.
(In anderem Ton): Ella, warum kannst
Du Emil nicht leiden?

Brüder
Herman Bang
Ella: Leiden, mein Freund? Ich
kenne ihn ja gar nicht. Aber ich möchte
doch gerne, — um Deiner selbst willen,
daß Du ihn nicht für mehr hältst als
für einen Menschen... Es könnte der
Tag kommen, an dem Du siehst, daß
er wohl doch (lilchelt) nur... eben so
menschlich ist wie wir anderen..
Erich (sieht sie an): Ella — wie
ganz allein Du in meinem Herzen sein
willst.
Ella: Willst Du es anders?
Erich: Nein.
Aber Ella, warum kann ich es ihm
nicht sagen? Begreifst Du denn nicht,
daß es mir ein Bedürfnis ist, von Dir
zu sprechen? Wenn man jung ist, so
wie ich, hat das Glück Worte. Ich
könnte ja diese Räume mit seligen
Worten von Dir erfüllen, mit Deinem
jubelnden Preis, mit ewigen Hymnen
an Dich . . . Und ich könnte mein
Glück mit ihm teilen: er kennt keine
Vorurteile, und er würde es verstehen:
er weiß nur eines: daß er glücklich ist,
wenn i ch es bin.
Ella: Glaubst Du?
Erich: Und Ella, außerdem ich —
kann ihn nicht belügen. Ich habe nie
gelogen bis jetzt.
Ella: Belügen?
Erich: Ja — ich m u ß ja lügen;
ich muß lügen, wenn ich zu Dir gehe,
ich muß über die Zeit lügen, wenn ich
von Dir gehe, ich muß früh und spät
lügen, Tag für Tag. Er kennt ja mein
ganzes Wesen, er weiß, wie umdüstert ich
herumgehe, wenn ich betrübt bin, und
daß ich plötzlich singe, wenn ich froh bin.
Und wenn er mich dann fragt, wie so
oft: Erich, warum bist Du so vergnügt? —
Dann muß ich einen Grund erlügen
oder schweigen, was auch nur eine Lüge
ist. über den Grund aller meiner
Stimmungen muß ich lügen, denn Du
bist ja der Ursprung aller.... Und wenn
ich hier am Flügel sitze, und die Hände
mir in den Schoß fallen, und ich lächle,
weil ich an Dich denke, und er dann —
wie immer — plötzlich einmal aufblickt
und fragt: warum lächelst Du, Erich? —
Dann muß ich mehr als lügen, ich muß
Dich verleugnen. Und ich kann ihn
nicht belügen, und ich kann Dich nicht
verleugnen.
Ella: Oh, Du!
Erich: Ja — aber Ella, ich leide ...
All diese Geheimniskrämerei stiehlt

unser Glück.
Ella: Wie Du irrst! Sie erhöht
es nur. Fühlst Du denn nicht, daß es
das Glück verdoppelt, es hinter dem
Rücken all der Heuchler zu stehlen? Es
gibt keinen Menschen, der nicht weiß,
daß dies (betrachtet ihn zärtlich und
lang) das Einzige ist, was des Atmens
wert ist ... .
Erich: Ella —
Ella: Und dennoch „verleugnen"
sie es alle.
Ist es da nicht gut, hinter ihrem
Rücken zu genießen, sie auszulachen,
wir zwei allein. Du — wir zwei zu-
sammen — — Du und ich ... in
unserem Glück
E r i ch: Wenn Dusprich st, glaube
ich Dir.
Ella (macht ein paar Schritte durch
da« Zimmer): Wie alt ist eigentlich Dein
Bruder?
Erich: Dreißig Jahre.
l)'

Herman Bang
Brüder
Ella: Also war er vierundzwanzig,
als Deine Mutter starb...
Erich: Ja. Weißt Du: Jetzt,
wo ich selbst so glücklich bin — ja, ich
weiß ja erst jetzt, was es heißt, zu leben ..
denke ich so oft daran, wer es wohl war,
der ihm das Schmerzliche antat....
Ella: Schmerzliche?
Erich: Ja.
Ella: Hat er denn etwas Schmerz-
liches erlebt?
Erich: Er hat nie davon ge-
sprochen — aber ich weiß es doch.
Ella (leichthin): Er muß damals
sehr jung gewesen sein.
Erich: Vielleicht wie jetzt ich.
Wie Mutter doch damals litt...
Ich war ein Knabe, aber ich verstand
es so gut. Meine Schlafkammer war
dort neben Mutters Zimmer. Und
nachts hörte ich sie rastlos drinnen auf
und ab gehen ... Eines Abends schlich
ich mich aus dem Bett zur Türe hin
und sah sie... Ach, wie blaß sie war.
Du.... Und sie sagte immer nur den
einen Satz: Sie richtet meinen Jungen
zugrunde — sie richtet meinen Jungen
zugrunde — und ballte die Hände.
Das war das erstemal, daß ich
haßte, Ella —diese fremde Person ...
Ella: Und Du hast nie erfahren,
wer „diese fremde Person" war?
Erich: Nein.
Eines Nachts kam Mutter herein,
an mein Bett. Ich tat, als schliefe ich,
um sie nicht zu kränken... Sie stand
da und sah mich an — wie gut ich mich
daran erinnere — und dann sagte sie ...
Ella: Was...
Erich: Ob sie wohl auch einmal
kommen und ihn zugrunde richten werde?
Ella (lächelt).
Erich (glücklich). Ach — wenn
Mutter doch jetzt lebte!
Ella: Und jetzt ist „diese fremde
Person" vergessen...
Erich: Nein — Du. Bei Emil
sitzen die Gefühle zu tief. Wie gut ich
mich an die erste Zeit erinnere.. nachdem
es geschehen sein muß. Sie hat ihn
wohl verlassen, denke ich.
Ella: Ode? er sie...
Erich: Ach nein...
Mutter ließ ihn nachts bei mir
schlafen. Ich lag wach und hörte ihn
schluchzen — ach, das vergesse ich nie.
Es war das erstemal, daß ich einen
Mann weinen hörte. Und er warf sich

im Bett herum, und er biß in sein
Polster — — und er setzte sich auf,
und er saß stundenlang da, ohne
sich zu rühren ... schlaflos.
Ach, Ella, jetzt verstehe ich, daß er
litt, so wie ich leiden würde, wenn Du
mich verlassen könntest...
Und er leidet zu Zeiten noch, ich
weiß es.
Ella: Sollte es wirklich so treue
Männer geben?
Erich: Ja.
Ella: Du machst mich wirklich ganz
neugierig. Deinen Bruder zu sehen.
Erich (hastig): Wenn Du es doch
wolltest!
Ella (lachend): Würbest Du nicht
eifersüchtig werden?
Erich: Aber Ella....
Ella: Nun ja.
Erich: Ich würde nie eifersüchtig
werden, glaube ich, Wenn Du mich nicht
mehr liebtest, dann würde ich nur..
Ella: Was würdest Du...

Brüder
Herman Bang
Erich: Nur wie er werden...
betrübt, zu Tode betrübt...
Ella (augenscheinlich in ihren eigenen
Gedankengang vertieft). Ja, ich würde
ihn gerne sehen.
Erich: Da ist er — ich höre ihn
draußen.
Jetzt legt er den Überrock ab. Bleibe
jetzt hier...
Ella (schlingt den Schleier um den
Kopf): Nein, ich glaube doch ....
Erich: Aber wenn Du fort willst,
dann eile Dich. Geh' durch mein Zimmer.
Er kommt gleich.
Ella (dicht an der Türe, bleibt
stehen): Du, ich liebe die Gefahr...
Sag' es mir noch einmal, daß Du mich
liebst — sag' es mir hier.
Erich: Ich liebe Dich.
Ella: Ist das wahr?
Erich: Ich liebe Dich.
Ella: Morgen?
Erich: Ja.
Ella: Lebe wohl (Geht zu» TU« im
Hintergrund).
Zweite Szene.
Erich (zum Flügel hin). Emil (aus dem
Vorzimmer).
Emil: Guten Abend, mein Junge.
Woran denkst Du denn? Du stehst
da und siehst so glücklich aus.
Erich (der dagestanden und glücklich
vor sich hingesehen hat): Was? Ach
weißt Du, ich stand eigentlich so da
und freute mich nur auf den Ball
heute abend.
Emil (zum Schreibtisch hin): Ja
richtig. Du gehst ja auf einen Ball.
Aber dann wird es wohl Zeit sein,
daß Du Toilette machst, mein Freund.
Erich (geistesabwesend).
Emil: Eben habe ich Professor
Kjaer getroffen. Also das Konzert ist
von Donnerstag in acht Tagen ... Deine
Lieder kommen als dritte Nummer.
Erich (ohne Interesse): So so...
Emil: Wie wir darauf gewartet
haben!
Erich (wie früher): Ja. (Plötzlich
ausbrechend): Ach Emil, Du weißt nicht,
wie froh ich bin.
Emil (hebt den Kopf und lächelt):
Worüber denn?
Erich: Ach — über das Leben,
weißt Du... (streckt die Arme in die
Luft). Und dann jung zu sein und zu
wissen, daß das Leben lang ist...
Emil: Ja recht lang.

Erich: Und Dir verdanke ich es
alles... Du hast mich zu dem gemacht,
der ich bin... zu dem, der... (hält
plötzlich inn«) so glücklich ist, wie ich es
bin. (Schlingt die Arme um Cmil« Hals.)
Emil: Großer, guter Junge.
Erich (mit veränderter Stimme):
Na, ich soll mich ja ankleiden ... Ich habe
keinen Schlips.
Emil: So nimm Dir einen bei mir.
Erich: Danke — ja. (Er geht in
Emils Zimmer und dann hinüber in sein
eigene«. Die Tür bleibt offen stehen.)
Dritte Szene.
Der Diener (mit einem Paket):
Es ist vorhin ein Paket für Herrn Doktor
gekommen. Aber ich wollte es nicht
hereinbringen, solange die fremde Dame
da war.

Herman Bang
Brüder
Emil: Die fremde Dame?
Der Diener: Ja, Herr Doktor,
die Sängerin, die Herrn Erich's Lieder
singen soll.
Emil: Ja so ist sie da
gewesen... Danke. (Nickt.)
Der Diener (geht).
Emil (laut): Aber Erich
Erich (aus dem Schlafzimmer): Ja.
Emil: Ist Frau Presch denn da-
gewesen?
Erich (leiser von drinnen): Ja.
Emil: Und das erzählst Du mir
gar nicht.
Erich (von drinnen): Ach, weißt Du,
ich habe wirklich nicht daran gedacht.
Emil: Aber was hat sie denn
gesagt — zu den Liedern?
Erich (antwortet nicht).
Emil: Was?
Erich (gleichsam mUde): Ach —
nichts ... nichts weiter
Emil: Aber sie hat sie doch wenigstens
gesungen?
Erich (kommt im Frack herein):
Ach — willst Du mir nicht helfen? Das
hält absolut nicht.
Emil (mit Erich vor dem Spiegel,
bindet ihm den Schlips): Laß mich...
(als der Schlips gebunden ist, betrachtet
er Erich im Spiegel.) Wie Dir der Frack
doch steht.
Erich: Ja ... (mit seinem Arm in
dem de« Vruders.) Wir sind doch schöne
Menschen, alle zwei.
Emil (etwas müde): Ach, von mir
ist es wirklich — nicht der Mühe wert zu
reden.
Erich: Na — Du warst es doch
einmal. (Plötzlich) Emil, warum sprichst
Du nie von der Zeit?
Emil (ein paar Schritte fort).
Erich: Ich denke so oft daran —
namentlich in letzter Zeit — was Du
damals gelitten haben mußt... Ja, ja,
ich war nur ein Kind, aber Kinder haben
auch Augen... Und etwas verstand ich
schon damals. Jetzt würde ich es ganz
verstehen ... Ich bin doch wohl endlich
alt genug geworden ...
Emil: Was ist da zu verstehen ...?
Und dennoch wäre es vielleicht
besser, zu sprechen und es von sich
abzuwälzen.
In den letzten Wochen ist es, als
ob etwas Unsichtbares, Unbestimmbares
wieder alle meine Gedanken zurück
in die alten Bahnen zwingen würde —

als wäre mir all das Alte wieder ge-
heimnisvoll nahe gekommen — als
bedrohte es mich... Ich weiß selbst
nicht warum ... oder wieso.
Aber was ist da zu erzählen? Daß
ich Mutter in den letzten Jahren, die
sie lebte, Kummer machte, und daß ich
eine Unwürdige liebte und —
wußte, daß sie es war.
Wir trafen uns, und vom ersten Tage
an war ich ihr Sklave, ihr Knecht, fast
noch bevor ich es wußte.
Sie verlor keine Zeit. Sie lähmte
meinen Willen sogleich, — fast bei der
ersten Begegnung.
(Bewegung bei Erich.)
Unser Verhältnis war ein Ge-
heimnis — sie liebte die Geheimnis-
tuerei — weil ihre Folge die Lüge ist,
und es ihr Wesen war, zu lügen ...
Zuerst trafen wir uns außer Hause —
unter tausend Verwänden, die sie fand —
wie wahrscheinlich sie immer aussahen —

im Anfang fand sie sie... Dann
lernte ich es selbst, zu lügen...
Sie lehrte mich es. ..
(Bewegung bei Erich.)
Später, als unser Verhältnis einige
Zeit gedauert hatte, kam sie hieher. .'.
(Erich kommt immer näher.)
Sie war hier nachts bei mir, während
Mutter drinnen hinter dieser Türe
schlief — schlief? — schlaflos lag. Das
kitzelte ihre Lust. Und ich ließ es zu.
Im Anfang ließ ich es zu. — Bis,
Erich, gerade diese Zusammenkünfte
auch mir ...
Sie kam auch am Tage her...
Wir hörten Mutters Schritte drinnen
durch das Zimmer näherkommen —
und sie blieb dennoch und hielt mich
fest mit ihren Küssen ...
Die Gefahr reizte sie.
Erich (still): Wie doch alle Frauen
einander gleichen.
Emil (nach einer Pause): Das war
die erste Zeit — die Zeit — als sie mich
liebte. (Steht unruhig auf.) Ja ja —
denn es gab Tage, an denen sie mich
geliebt hat... (Setzt sich wieder.)
Nachdem sie mich so gelehrt hatte,
zu lügen und meiner Mutter Haus
zu besudeln — lehrte sie mich noch eines:
betrogen zu werden.
Sie verliebte sich in einen andern..
Sie liebte mich nicht mehr, aber sie
wollte mich nicht loslassen ... Doppel-
züngigkeit war ihr ein Genuß. Sie
hatte das Bedürfnis, zu be-
trügen. All die Vorwände, die sie
früher gefunden hatte, um zu mir zu
kommen, sie fand sie jetzt, um mir zu
entgehen, — und ich erkannte sie alle
wieder — und sie quälten mich zu Tode,
so wa hrscheinli ch, wie ihre Lügen
klangen...
Ach Gott, ach Gott, wie war das
Elend dieser Tage groß... Die Steine
würde es gerührt haben, sie rührte es
nicht.
Ich sah sie zusammen — ihr
ganzes Wesen war Zärtlichkeit und Glück;
jeder Blick war ein Geständnis — und
sie leugnete alles — — und ich blieb.
Ich fand Briefe von ihr an ihn,
die alles offenbarten, und sie erklärte
alles fort, und ich blieb.
Wo alles gestand, wollte ich — so
feige war ich geworden, so elend feig —
ein Geständnis in Worten haben —
das ich niemals bekam. Es gab Tage,

wo ich in der Verzweiflung eines
Mannes, der sich nicht mehr ent-
würdigen will, flehte, um ein einziges
Wort flehte: sag, daß es vorbei ist. Sag,
daß Du mich nicht mehr liebst...
Aber nein, ich konnte es ihr nicht
abringen, ich riß ihr die Wahrheit
nicht aus der Seele.
Da fand ich mich auch in dies.
Erich: Ich winde daran sterben.
Emil: Wie ich gelernt hatte zu
lügen, so lernte ich jetzt zu betteln.
Ich bettelte um leere Küsse, um Brosamen
vom Tisch eines andern. Und als ich
gelernt hatte zu betteln, lernte ich zu
stehlen: Ich stahl die Liebkosungen,
die eines andern Eigentum waren...
Ich würdigte mich dazu herab, mit
einem anderen zu besitzen, und ich besaß
und wußte, daß sie keine Liebe fühlte.
Aber ich blieb und liebte wie
ein Narr, wie ein Hund.
(Lange Pause.)

Dann — eines Tages — gewann
ich soviel von meinem Stolz zurück,
daß ich ging.
Da war Mutter tot, und ich war ein
zugrunde gerichteter Mensch.
Erich: Emil... Hast Du ihr nie
verzeihen können?
Emil: Verzeihen?... Man verzeiht
nicht, man liebt...
(Stille.)
Jetzt waren wir zwei allein auf der
Welt geblieben... und durch Dich
fand ich mich selbst wieder.
Jetzt bist Du jung, Erich und
Deine Jugend ist das einzige, was mir
im Leben geblieben ist...
(Cr blicht plötzlich in Schluchzen aus.)
Erich: Emil, Emil, Du liebst sie
noch?
Emil (hebt den Kopf): Ja.
Erich: Wie ohnmächtig man doch
dasteht.
Emil (matt): Hm ja, ohn-
mächtig.
(Stille.)
Jetzt denke ich nur oft mit Angst,
daß auch Deine Stunde einmal kommen
wird...
Aber, Erich, versprich mir nur eines
ach nein, versprich es nicht, aber
bestrebe Dich: nicht anzufangen, zu
lügen...
(Bewegung bei Ctich.)
Die Frauen haben so viele Waffen,
und sie gebrauchen sie so grausam...
(Stille.)
Sie hatte keine Kosenamen, keine
Liebesworte, die konnte sie nur schreiben.
Sie kannte nur ein Wort, Erich, aber
das stahl den ganzen Willen eines
Mannes. (Leiser) Du ... Du ...
Erich (steht auf).
Emil (in die Erinnerung versunken):
Und sie log mit einer Stimme, so daß
Gott ihr glauben mußte, einer Stimme,
so offenherzig, ihrer schönen Stimme.
Es war ein Alt, ach, wie er sich weich
um die Worte hüllte, mit denen sie mich
betrog.
Erich (vor sich hin): Nein, nein —
wie sollte das möglich sein?...
Emil: Was ist denn?
Erich (verwirrt): Ich leide ja, weil
Du leidest.
Emil (wie zuvor): Und mitten
in ihrer Lasterhaftigkeit war sie ein
Kind — ach dieses Kindergesicht in den
weißen Kissen... Werde ich es denn

nie vergessen?
Erich (in Angst): Emil.
Emil (wie erwachend verwirrt): Mein Gott, mein Gott... Und Dir erzähle ich all das...
Erich: Du mußt, Emil...
Sage mir, wie — — sah sie aus? Dunkel?
Emil: Ja... dunkel.
Aber ihre Augen waren blau. Man spähte sich müde in ihren Augen.
Erich: Und ihr Name?
Nein, nein, ich will ihren Namen nicht wissen...
Ich würde sie zu tief hassen ...
Emil: Ja laß ihren Namen zwischen uns tot sein.... Sie ist ja ohnehin jetzt weit weg von hier...
Erich (aufatmend): Ja — so.
Emil: Sie reiste fort... mit ihm.
(Vlickt auf.)
Wie blaß Du bist.

Erich (gefaßt): Wie kann Dich das
wundern?... Von Deinem Kummer
zu hören...
Emil (zärtlich): Erich.
Erich: Aber wenn nun ich...
Wenn nun ich, Emil, glücklich würde...
Wenn ich es wäre...
Emil: Wäre?
Erich (jubelnd): Ach ja, Emil, ja..
Es gibt auch Frauen, die uns glücklich
machen.
Vierte Szene.
Der Diener (mit Tee).
Emil (geht auf und ab, will seine
Gemütsbewegung beherrschen): Danke ,.
Nun, vorhin haben sie wohl hier ge-
sungen ...
DerDiener: Nein, Herr Doktor.
Emil (bleibt stehen).
DerDiener: Es war dieSängerin,
denn Herr Erich hat es gesagt, aber
gesungen wurde nicht.
Emil: Und Erich sagte... Haben
Sie sie gesehen, Mogens?...
DerDiener: Nein, Herr Doktor,
es war im Vorzimmer noch nicht ange-
zündet. Ich glaube nicht, daß ich sie
wiedererkennen könnte...
Emil: Nein — natürlich...
Ja, danke, Mogens... Ich brauche
nichts mehr. Herr Erich ist auf einem
Ball und kommt spät nach Hause.
Der Diener: Ja, Herr Doktor,
ich bleibe schon auf.
Fünfte Szene.
Cmil — Frau Ella — Erich.
Emil: Es wurde nicht gesungen ...
<s wurde nicht gesungen ... Aber sagte
i>enn Erich nicht...?
Der Diener (öffnet die Türe
im Hintergrund): Es ist eine Dame da,
Herr Doktor, die Sie zu sprechen wünscht.
Emil (zerstreut): Eine Dame?...
Nun ja, bitten Sie sie herein.
Der Diener (öffnet Frau Ella
die Türe).
Ella (sagt, nachdem der Diener ge-
gangen ist): Ja, ich bin es.
Emil: Sie hier...
Ella: Wie Sie sehen Und ich
bin schon seit vier Wochen da... (Sie
setzt sich.)
Emil: Ich glaubte, unsere Rechnung
sei abgeschlossen.
Ella: Das glaubte ich selbst — bis
ich hierher zurückkam... Oder richtiger
gesagt, bis vor ein paar Stunden.
Aber jetzt will ich auf jeden Fall mit

Ihnen sprechen — Emil.
Emil (schweigt).
Ella (die im ganzen lügt, ohne sich
zu verwirren, in einem sehr schlichten Ton):
Sie haben mir damals unrecht getan.
Emil (lächelt): Unrecht!
Ella (im selben Ton): Ja. Dieser
Mensch war nicht mein Geliebter.
Emil: Schön...
Ella: Er war es nicht — glauben
Sie mir doch...
Warum sollte ich wohl jetzt lügen?
Emil: Also früher...
Wollen wir nicht doch lieber das
ruhen lassen, was so vorbei ist.
Ella: Vorbei?
Es bleibt immer ein Rest von Zärt-
lichkeit in der Seele zweier Menschen
zurück, die sich so heiß geliebt haben
wie wir... Ich brauchte nur dieses
Zimmer wiederzusehen...

Herman Bcmg
Brüder
Emil: Haben wir einander noch
nicht genug gequält?
Ella (traurig): Gequält?
Ist denn die Erinnerung an alle
Stunden unseres Glücks wirklich ganz
aus Deinem Herzen ausgelöscht?
Emil: Die Erinnerung — und
davon sprechen Sie?
Ella: Emil — Warum hast Du
mich damals verlassen, so plötzlich, ohne
ein Wort, ohne ein Lebenszeichen ...
Emil: Warum — Warum?
(Mit erhobenen Händen.) Ich, der ich der
Betrogene, der Verratene, der Ver-
höhnte war!
(Plötzlich ganz ruhig:)
Aber Sie wollen den letzten Schlag
wissen, der mich mitten ins Gesicht traf.
Sie wollen vollen Bescheid über Ihre
eigene Grausamkeit haben?
Erinnern Sie sich an eine kleine
Kette aus Gold, fein und dünn? Eines
Abends befestigte ich sie — hier in diesem
Zimmer — da um Ihren Arm — Sie
sagten: Sie wollten sie als ein unsichtbares
Treuepfand tragen, so wie ich in dieser
Stunde an ewige Treue glaubte ...
Diese Kette wurde sozusagen — die
Mitwisserin unseres Verhältnisses.
Und ich ging an dem Tage, an dem
ich sah, daß Sie sie an seinen — des
Anderen Arm gehängt hatten ...
Ach ja — (hebt den Kopf) — das war
der furchtbarste Augenblick in meinem
ganzen Leben — ich glaubte, ich müßte
daran sterben — aber es gab mir doch
wenigstens den Mut, zu brechen.
Ella: Sie sahen die Kette?
Emil: Ich habe sie gesehen.
Sie sprechen von der „Erinnerung"?
(Bitter) Da sah ich ja, daß Sie selbst
die Erinnerung an mich über Bord
geworfen hatten, die Erinnerung an
alles, was mein war, selbst die Er-
innerung an unsere tote Liebe war
ihm geschenkt So war ich ganz,
geopfert....
Ach, noch gibt es Augenblicke, wo
ich mich frage: Wie konnte sie es tun?
(Betrachtet sie in stillem Ausbruch:)
Ach Ella, wie müssen Sie
ihn in der Stunde geliebt
haben, in der Sie sie ihm
gaben!
Ella (hastig und heftig): Emil —
Du bist noch mein.
Emil: Nein — ich bin es nicht
und ich will es nicht sein.

Ella: Du mußt — so wahr Du
der Einzige bist, den ich geliebt habe...
Emil: Aber Ella...
Ella: Emil, Du kennst unser Herz
nicht, ich liebte Dich, Deine Jugend,
Deine ersten Küsse, Deine Seele, die sich
bang und überströmend der meinen
anschloß... Ich betete das alles an...
Es gab für mich nichts auf der Welt, nur
das... Aber eines Tages warst Du nicht
mehr derselbe ... Du warst ein Anderer
geworden...
Emil: Unter Deinen Händen...
Ella: Ich stand fremd neben einem
Menschen, den ich nicht kannte ...
Aber seit dem Tage, an dem Du
mich verließest, habe ich nach Dir ge-
sucht — nur nach Dir gesucht.
Emil (hastig): Nach neuer Jugend.
Ella (hastig): Nach Deinem Bild
der Jugend.
Emil: Wie gut Du die Kunst
Deines Lebens bewahrt hast.

Brüder
Hermcm Bang
Ella: Nein, jetzt lüge ich nicht,
und ich will, daß Du mir glaubst, und
wenn es mir das Leben kosten sollte —
Du mußt mir glauben....
So heiß habe ich Dich geliebt. Dich,
Du Einziger.... So heiß habe ich Dich
geliebt.. glaubst Du mir nun? — daß
ich, wie ich hier vor Dir stehe, die Geliebte
Deines Bruders geworden bin — Deines
Bruders, weil er Dein Ebenbild ist.
Emil (mit einem Schrei): Du
(Verzweifelt):
Das ist unmöglich, das ist unmöglich ..
Du warst vorhin da... in diesem
Zimmer....
Ella: Ja.
Emil: Das ist unmöglich — das ist
unmöglich.
Ella: Ich sah ihn, als ich vor
einigen Wochen hierher zurückkehrte,
und ich glaubte, die Jahre seien aus-
gelöscht .... und ich begegnete Dir zum
ersten Male ...
Emil (wie halb wach): Ja, er hat
mich belogen.... Das Werk der Zer-
störung hat begonnen.
Ella: Er verliebte sich in mich...
Emil (mit geballten Händen): Du —
befreie mich von....
Ella (hastig, heftig): Nein, Du
mußt mich hören.
Ich glaubte vielleicht, daß auch i ch
ihm angehörte. Aber ich brauchte nur
dieses Zimmer zu betreten, Dein Bild
wiederzusehen, die Luft zu atmen, die
Du atmest, damit meine Küsse auf
seinen Lippen kalt wurden, seine Lieb-
kosungen eine Last, die ich von mir
abschütteln wollte... sein Ntemhauch
ein Greuel für den meinen... Emil,
Emil, glaubst Du jetzt, daß ich lügen
könnte: Mein Leben möchte ich hingeben,
um eine einzige Stunde die alte Süßig-
keit Deiner Stimme zu vernehmen
die alten Worte mit nur etwas von dem
alten Klang.
Emil: Ella, Ella — Was für
Verbrechen gibt es, die Du nicht begehen
könntest...
Ella: Ja, ich könnte dem zu Liebe
stehlen, dem ich gut bin, ich kann um
seinetwillen lügen, ich kann um seinet-
willen betrügen...
Aber Liebe fühlen, das kann ich.
Emil: Ja.
Ella: Mein... Du.
(Sie kniet vor der Chaiselongue, auf
der er sitzt, und sein Kopf fällt auf ihre

Schulter.)
Du Lieber.
Emil: Ella, warum kann unser
Herz nicht sterben ...
Ella (löst ihre Flechten): Weißt
Du weißt Du noch, wie ich Dich
mit meinem Haar band?
(Legt eine Flechte um seinen Hals.)
Emil (steht auf): Was für einen
Menschen willst Du aus mir machen...
(Plötzlich zusammenfahrend:)
Erich — in seinem Zimmer ...
Ella: Er ist ja fort…
Emil: Er ist hier… Geh, geh.
Ella (will nach dem Hintergrund
gehen).
Emil: Nein, nein, er könnte die
Tür in den Gang öffnen. (Er öffnet
ihr die Türe seine« Schlafzimmers.) Hier.
(Verschließt.)
Er darf mich nicht so sehen.
(Löscht rasch die Lampe aus.)
Erich (kommt): Ist niemand hier?
Emil: Ja, ich.

Herman Bang
Brüder
Erich: Du hast die Lampen aus-
gelöscht... Eben war ja noch ange-
zündet — ich sah es von unten.
Emil: Ja, mir war... mir war
nicht wohl...
Erich: Mir auch nicht. Darum ging
ich nach Hause ...
Kann ich mir ein wenig Eau de
Cologne bei Dir nehmen... Mein
Flaeon ist leer. (Leise.) Nein, ich halte
es nicht aus. Ich kann diesen Verdacht
nicht aushalten.
Emil (steht auf): Ich will Dir...
Erich (rasch an de« Tür de« Bruders):
Aber laß mich doch selbst.
Emil (legt die Hand auf seinen
Arm): Nein, ich hole es.
Erich: Wie Deine Hand zittert...
Emil: Ja, ich habe Fieber...
Erich (nach Emll« Tür greifend).
Emil: Du kannst nicht hinein...
Erich («°n einer plötzlichen Idee
gepackt): Warum?
Emil: Du kannst nicht...
Erich: Aber warum?
Emil: Es ist jemand bei mir.
Erich: Jemand bei Dir?
Emil: Ja...
Erich: Emil...
Emil: Geh nicht...
Erich: Emil, ich muß — und wenn
es mein Tod ist.
(Reißt die Türe auf, da« Licht au«
dem Schlafzimmer fällt auf die Viihne,
er schreit):
Ja — ja,... Das Unmögliche ist
möglich.
(Er fährt zweimal mit den Armen
durch die Luft.)
Du... Du .. So habe ich auch
keinen Bruder mehr.
(Bedeckt da« Gesicht mit den Händen
und stürzt hina»«. Man hört aus seinem
Zimmer einen dumpfen Fall.)
Emil (ist wie sinnlo« zum Schreib-
tisch hingegangen und setzt sich).
Emil (springt wieder auf, stürzt der
Schlllfzimmertüre zu. Er blickt hinein und
schreit).
Ella (ist von Emil« Tür« vorgegangen).
Emil (an den Türstock gelehnt):
Warum mußtest Du zwei Leben zer-
stören?...

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)
Jetzt aber wurde es ihm unerträglich, all' diesen drohenden und
finsteren Möglichkeiten weiter in quälender Ungewißheit entgegenzugehen.
Er mußte Klarheit haben und schrieb, als er heute gegen Mitternacht heim-
kehrend, wieder alles stumm und in drohendem Schweigen gefunden und
in voller fiebernder Ratlosigkeit stundenlang in seinem Arbeitszimmer auf
und ab gegangen war — endlich gegen vier Uhr morgens diese Zeilen an
seine Frau:
„Ich habe wohl ein Recht zu fragen, was Du planst und was dieses
unerhörte Betragen bedeuten soll. Ich verlange eine Erklärung von Dir,
eine Aussprache. Ich muß wissen, wessen ich mich von Dir zu versehen
habe. Es ist nicht gerade sehr menschlich, mich in dieser Zeit meiner höchsten
amtlichen Inanspruchnahme auch noch seelisch so zu belasten. Ich bin
gespannt, zu erfahren, wie Du das verantworten willst. Du bringst mich
langsam zum Wahnsinn und forderst mich geradezu leichtsinnig heraus. Ich
brauche Dir nicht zu versichern, daß ich eine etwaige Bemakelung meiner
Ehre mit voller Hintansetzung aller anderen Rücksichten unnachsichtlich an
Dir zu rächen fest entschlossen bin. «^ „
Dies war der fünfte Brief, den Ingelheim in dieser grauenvollen Nacht
an seine Frau aufsetzte. Die ersten vier hatte er, weil ihm der Ton des
Flehens darin zu erbärmlich mitgeklungen hatte, sämtlich immer wieder zerrissen.
In diesem fünften Schreiben klang ein anderer Ton. Der der eisernen Ent-
schlossenheit, ja der Drohung. Es war vier Uhr nachts, als er den Brief
mit fliegender Hand entworfen hatte und mit übernächtigen brennenden Augen
las. Ihm selbst mißfiel der Brief in Inhalt und Form durchaus, er bedachte,
daß einer Frau wie dieser mit Drohungen am allerwenigsten beizukommen war.
Er rief damit nur ihren Trotz zum Widerstande auf und trieb sie selbst nur
immer ferner von ihm fort. Aber in seiner zerrütteten Seele war nun endlich
auch der Trotz stark geworden und bäumte sich hoch gegen all' die Martern auf,
die er in diesen furchtbaren Tagen hatte erdulden müssen. Er sah, es ging
jetzt hart auf hart. Hier gab es kein Einlenken, kein vermittelndes Zureden
mehr. Die Dinge spitzten sich auf ein Geschehen zu, das anscheinend unab-

wendbar zu sein schien, und dem man nicht anders als in gestraffter Gefaßtheit begegnen und entgegentreten konnte. So wie er jetzt war, war der Zustand ganz unerträglich geworden. Ihm mußte ein Ende gemacht werden, so oder so und zwar auf der Stelle. Kein weiterer Tag durfte so noch verstreichen.
Alfred legte den Brief auf den Schreibtisch seiner Frau verschlossen nieder, kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, sank auf den Tod erschöpft in einen Sessel und fiel sogleich in bleiernen Schlaf. Mit einem Schrei fuhr er auf, als am nachtdunklen Morgen der Diener vor ihm stand, der wie alltäglich um diese sechste Stunde seinen Herrn zu wecken gekommen war und ihn hier von gestern noch angekleidet, übernächtig, mit wirrem Haar und unruhig flackernden Blicken fand. Geblendet sah Ingelheim in dem von den Fluten elektrischen Lichtes durchstrahlten vornehmen wohnlichen Raum umher. Die Hand an der Schläfe, schien er sich zu besinnen, wie er in diesen Sessel gekommen, und jeden Zusammenhang der Dinge von gestern und von heute nur mühselig wiederzufinden. Dann zog er hastig die Uhr. Fünf Minuten nach sechs. „Rasch das Bad!" befahl er — aber der sonst so flinke und dienstbereite Diener stand verlegen auf seinem Fleck, sah seinen Herrn unschlüssig an — und suchte nach Worten. Ingelheim war ungeduldig aufgesprungen.
„Das Bad —" rief er, „das Bad — hören Sie nicht? !" . . .
„Verzeihung — — Verzeihung," stotterte der Diener — „Herr — Herr Geheimrat — ich — ich höre eben, — von den . . . von dem Portier — daß die — die gnädige Frau — Frau Baronin — vor einer halben Stunde schon — das Haus verlassen haben."
Alfred griff nach der Lehne des Sessels, neben dem er stand. Er glaubte zu wanken, stand aber fest und aufrecht. Ohne ein Wort zu erwidern — ging er nicht übermäßig eiligen Schrittes ins Wohnzimmer seiner Frau, schaltete das Licht ein und sah den Brief, den er ihr diese Nacht geschrieben — unerbrochen auf der Platte ihrer altertümlichen holländischen Schreibschatulle liegen. Alfred ging langsam hinaus, die Treppe hinauf zum Schlafzimmer seiner Frau, das in voller Unordnung verlassen und schweigend lag. Das Haupt ein wenig gesenkt, wie von schweren Gedanken belastet, stieg er wieder ins Erdgeschoß herunter und setzte sich in die finstere Bibliothek. Er zog die Vorhänge der Fenster zurück, die Straßenlaternen warfen ihr ungewisses Licht hinein, von dicken treibenden Schneeflocken umtanzt.
Sie war fort. Sie war gegangen. Hatte ihm alles hingeworfen und war gegangen — schweigend — ohne ein Wort. Kein Brief, keine Zeile war er ihr wert. Sie tat ihm das, ohne mit der Wimper zu zucken. Heute — heute mittag schon wird es die skandalsüchtige Presse dem Lande mitteilen, was dem Ministerialdirektor von seiner Frau angetan worden. Sie war gegangen. Wohin? Wenn er das wüßte. In den Tod vielleicht? Der Gedanke rührte ihn wie mit versöhnender Gebärde an. Es war, als legte sich eine beschwich«

tigende Hand auf seine Schulter. In den Tod ist sie gegangen. Oder doch —
doch vielleicht anders wohin? Er reckte in Gedanken eine Schwurhand hoch,
er gelobte sich, falls sie gegangen war, zu leben und ihn zu verraten, so wollte
er sie finden und sie strafen. Strafen für den Raub an seiner Ehre, an
seinem Namen, an seinem Leben. Falls sie lebte, falls sie lebte . . .
Er sprang mit einem Aufschrei auf. Die Telephonglocke im Arbeits-
zimmer nebenan gellte durch das bange schweigende Haus. Er stürzte hin,
riß die Tür auf, jagte zum Apparat, hob ihn ans Ohr — sein Herz pochte,
als wollte es zerspringen. Eine rauhe, häßliche Männerstimme wurde laut.
„Ist dort Herr von Ingelheim?"
„Ja," antwortete Alfred tonlos.
„Der Baron selbst?"
„Ja. Ich selbst."
„Hören Sie, Herr Ministerialdirektor. Ihre Frau ist heute ein bißchen
zeitig aufgestanden und trotz des gemeinen Wetters fortgegangen. Interessiert
es Sie, zu wissen, wohin?"
„Mit wem spreche ich?"
„Das tut zur Sache gar nichts. Ich erweise Ihnen den Liebesdienst,
Sie wissen zu lassen, daß Ihre Frau zu dieser eigentümlichen Zeit eine Zu-
sammenkunft mit dem Kronprinzen im Schloß Sophienruh hat, von der sie
voraussichtlich nicht so bald wieder heimkommen wird — hahahaha. ..."
Ein Teufelslachen schloß diese Mitteilung. . . .

24.

Noch war es nicht Tag geworden. Nur der rieselnde Schnee brachte
«in weißlich graues Glänzen in die schwarze Morgenfrühe des Dezembertages,
der aus tiefen Finsternissen nicht erwachen wollte. Dieses stille, endlose Nieder-
schweben der großen Flocken war wie ein stummes Zudecken allen Lebens.
Aus unsichtbaren schwarzen Höhen senkte sich diese begrabende Decke unauf-
haltsam nieder, die den stummen Tod über die beklommen schweigende licht-
lose Welt zu breiten schien. Es war, als wolle es nie. ... nie wieder Tag
werden, und die Bäume des Waldes standen regungslos in der stillen Luft starr
wie unheimliche riesenhafte Totenwächter . . .
. . . Im Herrenzimmer des Jagdschlosses Sophienruh schritt der Kron-
prinz im grauen englischen Reiseanzuge unruhig und fröstelnd vor dem großen
Kaminfeuer auf und nieder. Dann blieb er stehen und lauschte hinaus —
nichts . . . nichts ... Er ging leise zur Tür, die rauh in ihren Angeln knarrte,
als er sie öffnete, und rief mit gedämpfter Stimme seinen Leibdiener: „Bethke!"
Ein glattrasierter, etwa fünfzigjähriger Mann im schwarzen Gehrock
und weißer Krawatte trat ein.
„Königliche Hoheit?"

„Der Chauffeur ist auf seinem Posten?"
„Zu Befehl."
„Der Kastellan?"
„Ist instruiert. Bleibt in seiner Dienstwohnung eingeschlossen, bis die Herrschaften das Jagdschloß wieder verlassen haben. Er hat Verschwiegenheit zugeschworen."
„Danke. Danke, Bethke. Rasch — noch ein paar Scheite in den Kamin. Es ist eine so verbissene klamme Kälte hier."
„Zu Befehl."
Jetzt prasselte und knisterte das Feuer, und die Stehlampen in den Ecken, die Armleuchter auf dem Schreibtisch, die vielen Kerzen in der Bronzekrone, die vom schwarz getäfelten Plafond herniederhing, hatten Mühe, ihr gedämpftes wohliges Licht gegen die Brandröte der Flammen und deren grellen Feuerschein zu behaupten, der den stillen Raum flackernd durchzuckte...
Der Kronprinz ging ruhelos umher, blieb hier und da lauschend an der geschlossenen Tür, an einem der hohen Fenster stehen, deren purpursammetnen Vorhang aufhebend und durch die geschlossenen Fensterläden hinauslauschend in das beklommene Schweigen. Jetzt knarrte auf dem Gange draußen eine Tür. Mit einem Satze sprang der Kronprinz vom Fenster fort, blieb einen Augenblick in lauernd geduckter Haltung beim Kamin stehen — da trat eine hochgewachsene Frau rasch in beschneitem schwarzen Persianerpelz, ein Barett auf dem dichtverschleierten Kopf, herein. Mit ausgebreiteten Armen stürzte der Prinz auf die bang Erwartete zu — in langer inniger Umarmung standen sie schweigend und unbeweglich — dann tasteten des Prinzen zitternde Hände nach den Schleiern, zerrten sie zurück — enthüllten die todblasse Schönheit dieses Gesichts — und seine Lippen suchten die ihren und fanden sie in einem verdursteten schier endlosen Kusse. . .
..Gisi - Gisi "
Sie blieb stumm, sah ihn nur immer wieder mit glückseligen Augen an — als dünke es sie unfaßlich, was sie sah, als traue sie diesem Märchen nicht, als fürchte sie, alles könne wie ein trügerisches Traumbild sogleich in nichts wieder zerrinnen. Jetzt nahm der Kronprinz Gisela Mantel und Barett ab und rückte einen der Sammetsessel zum Feuer.
„Hierher, Gisi, hierher zum Kamin. Der Pelz ist naß vom Schnee — ich breite ihn hier über die Lehne — das Zimmer ist kalt..." Sie rührte sich nicht. Mit seltsam verklärten Blicken sah sie umher. Es war, als liebkosten ihre wunderbaren weichen, glänzenden, jungen Blauaugen den Raum. Mit einem Ausdruck seligen Entzückens streiften sie die dunklen altväterlichen Eichenmöbel, die breitlehnigen roten Sessel, die schwere Standuhr in der Ecke, den ungefügen Schreibtisch, die riesigen Porträts alter Fürsten und hochgeborener Frauen in den breiten schweren Goldrahmen an den purpur-

sammetbespannten hohen Wänden, die schwarzgetäfelte düstere Decke, von der
die vielarmige Lichterkrone herabhing.
Er sah, wie ihre Seele all' diese Dinge grüßte. Er lächelte: „Weißt
du noch, Gisi? ..."
Sie sah ihn mit schwimmenden Augen an, ihr goldumrahmter Kopf
nickte.
„Weißt du noch . . . Willy? . . ." flüsterte sie mit bebendem Munde.
„Aber damals war es Mai..." sagte der Prinz, „alle diese Fenster
standen weitgeöffnet — die Sonne glänzte herein — der grüne Wald grüßte
von allen Seiten und hauchte seinen Duft in diesen alten Raum ..."
„Wie lag die Sonne prall auf der Terrasse, Willy."
„Ich sehe dich noch in deinem Strohhut und deinem hellen Sommer-
Neide ... wie vom Himmel herabgestiegen standest du plötzlich vor mir."
„Hier an dieser Tür, Willy, küßtest du mich zum erstenmal."
„Dort am Schreibtisch — zum letztenmal, Gisi — und dann nie —
nie wieder . . . Neun Jahre sind es, neun Jahre . . . Mit den Augen, Gisi —
mit den Augen haben wir uns seitdem nur küssen dürfen ..."
„Mit den Augen — ja Willy —"
„Seit jenem einzigen, herrlichen, hellen, glänzenden Maimorgen ..."
Er brach ab und sah, wie ihr Gesicht erstarrte. Ein Schatten ging
darüber. Leise sagte sie: „Als das Pfauenauge durch das Fenster hereinflog
und sich auf meine Hand setzte — der Sendbote des Todes ..."
Sie sah ihn Nagend an. „Sprichst du heut' vom Tode?" fuhr er auf.
Mit einem Schrei der Angst flog sie an seine Brust, ihn fest umklammernd
sagte sie: „War ich denn nicht tot alle, diese endlosen Jahre!? War ich denn
nicht tot!? Schlimmer, schlimmer als gestorben war ich! Diese Sehnsucht,
diese furchtbare Sehnsucht, verdurstend nach dir — verschmachtend nach einem
Hauch deines Mundes, einem Blick deiner Augen, einem lieben Worte von
dir "
Sie nahm ihm fast den Atem in ihrer krampfigen Umklammerung,
er fühlte, wie hier ein Leben an seines drängte, bei dem es einzig zu leben
imstande war. Sie ließ von ihm ab, trat einen Schritt zurück und sah
ihn wieder mit diesem unsicheren, fassungslosen, ungläubigen Blicke an, als
kämen ihr wieder Zweifel an dieser Wirklichkeit. Dann zuckte es in ihrem
zu einem wehen Lächeln verzogenen Gesicht, und aus den Augen, aus diesen
von Liebe weichen, von Hingegebenheit schimmernden Augen tropften stumme
Tränen. Ihre Züge nahmen einen wundersamen Ausdruck an, etwas Ma-
donnenhaftes goß sich über sie — es strahlte aus ihnen von Seligkeit, und
doch schattete ein schneidendes Leid über all' diesen Glanz, und der rätselhafte
aus Seelentiefen steigende Widerstreit dieser großen und gegensätzlichen Emp-
findungen warf eine Verklärung über dieses Frauengesicht, bei deren Anblick

der Prinz so ergriffen ward, als müsse er die Knie beugen vor der Erscheinung, die wie ein überirdisches Bild der Gnade beseligend auf ihn blickte. Auch in seinen bleichen Zügen zitterte und bebte es.
„Gisela," flüsterte der Prinz, „Gisela — wie soll ich ohne dich leben?"
Er faßte ihre beiden Hände. Ihr Haupt neigte sich zu seinem Ohr.
Sie flüsterte: „Ich sterbe — ohne dich ..."
Sie drückte ihr Taschentuch an die Augen, und jetzt brach es aus ihr, die gehäufte, angestaute, wie über ein Wehr wild und reißend hervorbrechende, darüber hinbrausende, tobende Sturmflut ihres Leidens, in Jahren duldenden Schweigens, peinvoller Wertlosigkeit angewachsen, auf ratlosen Irrwegen umher-geschleppt, getragen in zuckender Hoffnungslosigkeit, in Verzweiflung erduldet, ohne Trost, ohne Ziel — ohne Ende. ... Ein Schluchzen brach aus ihr — eine Klage so herzzerreißend, daß der, der sie hörte, und dem sie galt — im Innersten erbebte. Er sank vor der Weinenden in die Knie, umschlang die ihren und barg sein Gesicht in ihrem Schoß. Sie sollte nicht sehen, wie auch ihm die Augen überströmten. Dann wurde sie ruhig. Ihre Finger griffen in das weiche dunkle Gelock seines Hauptes in ihren. Schoß, und leise hauchte sie zu ihm nieder, was die Pein aus ihr geboren an letzten Entschlüssen, an Entschließungen zur Änderung eines Lebens, das sie so nicht weiterschleppen konnte.
„Seit ich dich wiedersah, bei jener Universitätsfeier, Willy, seitdem habe ich kein Wort mehr mit meinem Mann gesprochen. Ich habe ihn nicht mehr gesehen seit dem Tage und habe um einen Entschluß gerungen, der von dem Augenblick, da ich dies Zimmer betrat — eisenfest in mir geworden ist. Ich kehre nicht mehr zu meinem Mann zurück. Ich betrete sein Haus nicht mehr."
Der Prinz richtete sich mit einem Ruck aus seiner knienden Stellung auf, sprang auf die Füße und sah der Geliebten mit sprachlosem Staunen ins Gesicht.
Gisela fuhr mit erzwungener Ruhe fort: „Ich habe an Ingelheim gesündigt, aber ich vergrößere meine Schuld an ihm, wenn ich bei ihm bleibe. Er leidet dabei unsäglich. Ihn martert die Liebe zu mir, die ich ihm angehöre, und die doch mit keiner Fiber ihres Lebens sein ist. Er sieht die himmelhohen Schranken zwischen uns. Ich habe schwer an ihm gesündigt. Ich kann das nie — nie wieder gut machen, aber das Schlimmste tue ich ihm, wenn ich bei ihm bleibe. Ich muß fort — muß fort. ..."
„Wohin — wohin - Gisi?"
Ratlos sah sie ihn an.
„Ich weiß es nicht", sagte sie leise und blickte furchtsam umher, als drohe aus den Winkeln des Zimmers eine Gefahr.
Er sah diesen furchterfüllten Blick, wollte nach den Gründen dieser sichtbaren Angst fragen, aber das, was er Gisela zu sagen hatte und was er

ihr mitzuteilen gekommen war, nahm ihn so ein, daß ei sofort davon zu reden
sich gedrängt sah. Er rückte einen Sessel dem ihren gegenüber, faßte ihre
beiden Hände, zwang sich zur vollen Ruhe und sagte: „Gisela — uns hat
Gott — Gott selbst an diesem rauhen und düsteren Morgen in dieses alte
Schloß geführt. Hier — hier — wo wir uns zum ersten Male fanden, hier
wo wir uns trennen mußten für endlose Jahre — hier — du wirst es sehen,
hier vereinen sich unsere Wege wieder. Du wirst es sehen, vereinen sich für
alle Zukunft."
Sie lächelte ungläubig wie ein Erwachsener, der ein schönes Märchen
hört, so lächelte sie über diesen Traum, der so himmlisch schön war, daß er
gewiß — gewiß auf Erden nie und nimmer Wirklichkeit werden konnte.
„Höre, Gisela — auch ich, auch ich kann so nicht weiterleben. Ich kann
es nicht. Ich gehe zu Grunde. Ich brauche dich, brauche dich wie die Luft
zum Atmen, das Licht zum Sehen — ich verkümmere, sterbe ab, ich bin nicht —
ohne dich. Gisela — wir fliehen — wir fliehen auf der Stelle — von diesem
Zimmer aus. Wir gehen über diese Schwelle da — direkt — direkt in ein
neues Leben — mit einander — Hand in Hand — zusammen — ungetrennt
für immer zu einer Vereinigung, Gisela, die ohne Trennung bleiben soll bis
— bis zum Tode. Gisela — gehst du mit mir?"
Er war aufgesprungen. Mit geballten Fäusten stand er vor ihr, das
Bild eisernen Entschlusses. Mit Festigkeit hatte er gesprochen, klar und ein-
dringlich. Da stand er vor ihr, die Augen groß auf sie gerichtet, und dachte,
jetzt springt sie auf und reißt mich mit einem Iubelschrei an ihr Herz. Aber
sie blieb in gebeugter Haltung sitzen, sah lange, ohne sich zu regen, vor sich
nieder und schüttelte jetzt leise den goldmähnigen schönen Kopf. Mit starren
Augen hing der Prinz an ihrem süßen üppigen lockenden Munde, an diesem
Lippenpaar, das seine Sehnsüchte in Träumen suchten, an diesem Munde, den
zu küssen ihn das Seligste dünkte auf der weiten, weiten Welt ... Sie schüttelte
den Kopf noch einmal. „Willy," sagte sie, „das sind Träume."
„Gisela," fuhr er auf, „das sind Entschlüsse! Entschlüsse, hörst du, in
Jahren reiflich erwogen, langsam herangereift, Entschlüsse, Gisela, — nicht etwa
Einfälle von einer weichen Stimmung eingegeben — nein — du — Pläne .^ ge-
faßte Pläne — sorgsam durchgedacht bis in die Einzelheiten ausgearbeitet."
Jetzt hob sie den Kopf, namenlose Blässe war auf ihr. Sie sah den
Geliebten fast strafend an: „Fliehen," sagte sie, „fliehen — mit mir? Vergißt
du, wer du bist?"
„Sprich," sagte er, „sprich, gib allen Bedenken Worte — dann höre
mich an."
„Höre erst du mich", sagte sie ernst, und nun war es ihre Stimme,
die feste Entschlossenheit kündete.

„Du bist der Erbe der Krone. Dich binden Pflichten. Was soll ich von
einem Manne halten, den die Liebe zu einer Frau, und wäre es die reinste,
heiligste, wie unsere es ist, dazu verleiten könnte, alles, alles, Pflicht und Geburt,
Herkommen und Amt, Beruf, Dienst und Familie vergessen machen könnte?
Dein Platz ist hier! Auf den bist du gestellt, auf dem mußt du aushalten.
Das erwartet die Welt von dir, und das mußt du tun, willst du nicht aller
Pflicht vergessen in den Augen deines alten Vaters, des Landes, der Welt er-
scheinen. Ich habe meine Leiden heut hier vor dir ausgeschüttet, weil ich sie
einmal jemandem Nagen mußte — dir — dir — um den ich sie trage. Ich
kam hierher, um meine unerträgliche Sehnsucht nach deinem Anblick, deiner Stimme,
deinem Kusse endlich — endlich eine arme Stunde lang zu stillen. Ich sagte
dir, ich kehre nicht zu meinem Mann zurück. Du fragtest mich, wohin ich ginge.
Ich wußte vorhin hierauf keine Antwort. Jetzt weiß ich sie. Ich gehe ins
Ausland — nach dem Süden. Dort lebe ich in stiller Zurückgezogenheit, fern
und geschieden von meinem Mann. Ich werde selig sein, wenn du ein, wenn
du zweimal im Jahre unerkannt und heimlich mich für Stunden oder Tage
besuchst. Ich werde dieses Leben herrlich nennen und dieses Glück mit voller
Seele genießen, ohne den Fluch des Landes tragen zu müssen, dem ich die
Hoffnung gestohlen hätte, des Königs, dem ich den Sohn, deiner Frau, der ich
den Mann genommen, wenn du jetzt mit mir zu gehen deinen Platz verließest.
Dein Sohn soll und muß seinen Vater behalten. Ich kann die Verantwortung
dafür nicht tragen, daß du all diese Bande pflichtvergessen zerreißest und einzig
einer Leidenschaft folgst, die ich zwar teile, ebenso heiß wie du — ohne deshalb
weltvergessen ins Unmögliche mich zu stürzen ... Ich fasse es selbst nicht,
woher mir die Kraft kommt, dir dies entgegenzuhalten. Denn das brauche ich
nicht erst zu sagen, daß es mir wohl am liebsten wäre, mit dir ins neue Leben
zu gehen. Das Nachdenken einer Minute aber reicht hin, um mich zu über-
zeugen, daß solch ein Traum nichts anderes sein kann, als eben nur ein Traum."
Groß und ruhig sah sie ihn an. Er faßte ihre Rechte, die er mit Ehr-
furcht küßte.
„Du sprachst", sagte er, „genau wie ich es erwartet hatte, du Ideal einer
Frau — schön und gut — schön — gut und klug. Wie wunderbar vollkommen
schuf Gott dies Meisterwerk. Aber zwischen uns liegen Jahre völliger Getrenntheit.
Ich war durchaus darauf gefaßt, daß du nicht wußtest, wie es jetzt in mir aus-
sieht. Wie sollten die Wandlungen, die ich inzwischen durchgemacht, denn auch
zu deiner Kenntnis kommen? Es ging ja gar kein Weg von mir zu dir —
und was ich in diesen Jahren erlebte, wie solltest du davon erfahren haben?
Dem Einfluß einer weichen Stunde schreibst du meinen Entschluß zur Flucht zu?
Gisela — er ist das Ergebnis jahrelangen schweren Ringens mit mir selbst, ist die
naturnotwendige strenge Folge der Entwicklungen, in denen ich mich endlich jetzt ge-
funden habe."

Er brach ab, sah einen Moment wie suchend in die Luft, sagte dann:
„Es ist mir unsäglich schwer, in dieser hastigen Stunde alles das rückblickend vor dir aufzubauen — alles das, was in langen Jahren ward und sich bildete. Aber ich muß es versuchen. Höre mir gut zu, Gisela, die Stunde drängt, und wenn du gehört hast, wirst du unser beider Schicksal mit einem Entschluß besiegeln müssen."
Er sprang, von der Unrast seiner Seele gepeitscht, auf und ging hastig durch den Raum. Am Schreibtisch, der Geliebten gegenüber, blieb er stehen, und die Augen fest auf sie richtend, sagte er: „Siehst du, wenn ich dich jetzt aus meinem Leben hinwegdenke, wenn du nicht darin wärest, wenn mein Schicksal mich dir nie zugeführt hätte, so würde ich heute dennoch dahin gelangt sein, meinen Platz, wie du es nennst, zu verlassen, um mich in die Verborgenheit zu flüchten."
„Willy," warf sie ein, „es bedarf wohl der Mahnung nicht, daß in dieser Stunde zwischen uns beiden lauterste Wahrheit und Klarheit werden muß."
„Gisela, ich rede mit dir — wie mit mir selbst. Ich rede mit mir selbst — wenn ich mit dir spreche. Mein Platz also — mein Platz in der Welt: ich bin der Erbe einer Krone, bin von der Willkür der Geburt dazu verflucht verflucht sage ich, ein Amt zu überkommen, von dem meine Erkenntnis mir sagt, daß es nur die Starrheit und Versteintheit der Überlieferungen noch möglich macht. Ich behaupte, der moderne Staat, wie er geworden ist, ist ein so kompliziertes Ding, daß es einfach über Menschenkraft geht, es als Einzelner zu überblicken und für Lebenszeit, für Lebenszeit sage ich, regieren und leiten zu wollen. Ein Genie mag das können. Ich bin keins. Mein Vater ist keins.
Es war in dreihundert Jahren einmal, daß unser Haus ein wirkliches Genie auf den Thron gesetzt hat. Der moderne konstitutionelle Staat vertritt den Gedanken, daß die Königsverantwortlichkeit allerdings über Menschenkraft gehe — und so nahm er einen Teil dieser Riesenlast und wälzte sie von dem einen Gekrönten auf Minister und Volksvertretung ab. Jetzt ist das Staatsoberhaupt nur noch die Instanz, in deren Namen die Entscheidungen geschehen, deren Unterschrift den Gesetzen das wirkende Leben gibt. Wie ein Ertrinkender hat mein Vater nach dieser Entlastung gegriffen. Er hat gehofft, daß der freiere Spielraum, den seine so spät erst möglich gewordene liberale Politik den mitschaffenden Kräften schenkte, eine große und rasche Verbesserung der elenden Zustände im Lande nach sich ziehen wird. Er sieht sich heute in diesem Hoffen bitter getäuscht. Es steckt ein Kardinalfehler in der Struktur unserer Gesellschaft. Sie ist so gebaut, daß nur eine Oberschicht leben kann, die breite tragende Masse aber, sie, die letzten Endes alles schafft und alles in Gang hält — sie bleibt dazu verurteilt, in Not und Bedrägnis, in Unbildung, Häßlichkeit und Roheit zu leben. Ich leide unter dieser Erkenntnis. Ich leide mit dem Volke. Ich sehe keinen Weg, ihm im monarchischen Staate, keinen, in der bürgerlichen Republik ihm zu seinem Rechte zu

verhelfen. Es gärt in den Tiefen. Der vierte Stand schmiedet mit Macht an den eisernen Stufen, auf denen er empor ans Licht stürmen will. Der große Umsturz bereitet sich vor Schritt für Schritt, der Umsturz, aus dessen Feuergluten die neue Menschheit sich erheben will. Weder ich noch sonst ein Lebender — kein Wissenschaftler, niemand, kein ökonomisches Genie sieht heute ihre Formen, erkennt die Grundlinien ihres Aufbaues. Das ist alles noch dunkelstes Rätsel. Aber der Weg zu dieser Menschheitserlösung führt über Staatsformen, die anders aussehen, als die, in denen wir heute leben. Die Aufgaben der Staatenlenker von heute sind schwerer und gewaltiger, als sie es je gewesen. Geniale Kräfte, nicht durch Erbschaft und dynastische Inzucht zu beschaffen, aus der Blüte der Volksintelligenz frei gewählt, in kurzen Amtsperioden rasch aufgerieben, gehören heute an die Steuerruder der Staatsschiffe. Das sehe ich. Mein Arm ist zu schwach für solche Dinge. Ich fühle mich nicht berufen. Meine Kraft versagt vor meinem streng prüfenden Urteil. Ich halte es für Hochverrat an der großen Staatsidee, nur weil die Laune der Geburt das von mir fordern will, ein Königsamt zu übernehmen, zu dem ich mich nicht berufen fühle, das über meine Kraft geht, das ich nur stümperhaft ausüben könnte. Die Zeiten sind zu hart, zu ernst, zu fordernd, um so unerhört törichte und frevelhafte Erperimente zu erlauben. Ich gehe von hier fort, um damit mein Bekenntnis vor aller Welt frei und offen abzulegen, meine in mir lebende Überzeugung zu verkünden: die Gesellschaft bedarf der Neugeburt, der Umformung. Ich bin der Mann nicht, dies zu vollziehen. Ich kann, ich darf, ich will den Meineid auf die Verfassung nicht schwören. Ich darf, kann und will ein Königsamt nicht übernehmen, das alle meine Ansichten, Überzeugungen und Urteile als rückständig, als überlebt, als seinen Zwecken undienlich erkennen müssen. Das alles kann ich nur mit einer Tat vor der Welt bekennen mit meiner Flucht in die Verborgenheit. Mein Gewissen, meine Ehre, meine Wahrheitsliebe, alles, alles das treibt, zwingt, drängt mich zu dieser Bekennerschaft. Ich ersticke, wenn ich mir mit ihr nicht Luft schaffe. Ich muß sie wagen, wenn ich leben will.

Und, Gisela, leben will ich! Ich fühle einen brennenden Durst, endlich, — endlich — zu leben. Heraus aus diesem Scheindasein nichtiger Repräsentationen, hohler Tagewerke, unverstandener Dienstleistungen. Ich soll den Soldaten mimen, ich bin keiner, ich soll den Staatsmann tragieren — ich habe keinen Blutstropfen von einem solchen. Ich will ich sein. Will mein bleiben. Das nenne ich leben. Will mich so betätigen, wie es in meiner Natur liegt, in meinen Gaben, in meiner Bestimmung. Ein Jugendfreund von nur, Specht, er lebt, ein Geflüchteter aus europäischer Hoffnungslosigkeit, in Kanada, als freier Mann, auf freier Scholle. Ich will sein Farmnachbar werden, will Wälder roden, Saaten bestellen, auf jungfräulichem Boden den Pflug führen, will im engsten Leben mit der Natur mein eigenes finden. Will in der Masse der um ihr täglich Brot heiß

sich Mühenden untertauchen und mir ,nein eigenes zubestimmtes Menschenglück
bauen wie irgend ein anderer junger freier gesunder werkfroher Erdensohn. Dort,
Gisela, ist das Leben und hier der Tod. Dort ist das Hoffen. Hier die Verzweiflung.
Dort ist die Zukunft. Hier starrt uns die Vergangenheit aus grinsenden Totenmasken
an. Ich will — ich muß dorthin! Kommst du nicht mit? Kommst du nicht mit?..."
Atemlos hielt er ein. Sie sah ihn groß und ernst an. Seiner jubelnden
Frage stand noch keinerlei Antwort in ihren regungslosen Zügen . . .
Er wurde betroffen. „Ja," sagte er hastig, „die ehernsten Bande, die
mich hier fesseln, scheinen dir noch nicht gelöst. Ich bin Ehemann, Vater —
ja ja. Auch diese Zwänge wurden nur über den Kopf geworfen, niederträchtige
hinterlistige Fangnetze. Diese Ehe, in die ich, ein ganz Unentwickelter, gejagt
wurde, an der ich leide, die mein Leben zerstört, die zerreiße ich wie alle die
anderen Lügenstricke, die mich an den Leichnam dieser Gesellschaft binden. Meine
Ehe war nie eine solche, wird nie eine. Meine Frau haßt mich, und ich hasse
sie. Ich heile und befreie mich und die Kronprinzessin, wenn ich diese Ehe ende.
Meinen siebenjährigen Sohn, ihn bringe ich dem System zum Opfer. Ihn gebe
ich her an mein Haus, an mein Land, an meinen König. Meine Gabe ist
wahrlich groß und königlich. Ich gebe mein Liebstes — nächst dir — gebe mein
Geliebtestes auf der Welt mit einem Herzen, das blutet. Aber der Thron wird
einen Erben haben in meinem Kinde. Das Land wird einen Regenten haben.
Prinz Hermann drängt ja darauf, nach des Königs Tode die Regentschaft zu führen.
Er fühlt sich berufen. Er glaubt ausersehen zu sein. Er empfindet die Kraft.
Mag er denn Regent sein. Ich gönn' es ihm und ,nach' ihm den Weg frei . . .
Und nun keinen Blick mehr zurück. Nur vorwärts geblickt . . ."
„Und dein Vater?"
„Oh — wie werd' ich ihm wehe tun! Ach Gisi, wie schwer, wie schwer
machst du mir diese Stunde! Mein Vater, der Gedanke an ihn bürdet mir
Zentnergewichte auf. Aber ich muß — ich muß auch über ihn hinweg! Wenn
er, dieser Edelste, diese Heilandnatur, in einem Menschenalter rastloser Mühen,
Sorge und Arbeit seinen, Volke nicht um einen Deut hat helfen können, wie
soll ich das hoffen dürfen?! Der Blick auf den König stärkt meinen Entschluß.
Sehe ich auf ihn und sein Lebenswerk, so wird es nur klar, daß der Thron
nichts anderes ist, als der Sitz der Ohnmacht und der Ratlosigkeit. Mein Vater
wird Schmerz über mich empfinden. Er ist der Schmerzen gewöhnt in seinem bitteren
Leben. Mein Vater wird es beklagen, aber er wird mich verstehen. Sein gütiges
Herz versteht jeden. Und nun genug. Nun habe ich mich dir erschlossen. Nun hast
du alles gehört. Ich muß fort — muß. Ich müßte fort, auch wenn du
nicht wärest. Ich muß fort, da du bist — du meines Lebens Leben. Du
meine Sehnsucht, mein einziger Besitz in der Welt. Was blieb nur aus den
Tagen meiner Jugendzeit? Nichts, nichts — alles fiel von mir ab, welkte,
verblich — nur du, nur du — du goldenes Gotteswunder stehst heute vor mir

in der gleichen seelenberückenden Pracht" wie einst, als ich im Frühling zum ersten Male hier dich küßte. Heiligtümer sanken mir seitdem in Staub, Idole verblichen, Altäre entweihten sich, Hoffen und Glauben sank hin. Ein Heiliges blieb — der drängende reißende Strom meines Blutes, der zu dir will. Der Glaube an das Glück, das du mir bist. Das Vertrauen, daß eine Seligkeit auf Erden lebt, du — du und das Beidirsein, du — deine Gegenwart, dein Sein, dein Besitz. Mein Blut singt und jauchzt, wenn du neben mir atmest. Daß du bist, du — du, das schmückt mir die Welt. Wo du bist, blühen Rosen. Ein Glanz ist um dich her, ein Sonnenglast und Duft. Ein Glücksgefühl strömst du durch mein Herz, daß es aufschwellt und in Seligkeit sich weitet. Ich trinke deinen Anblick bis zum Rausch. Ich sehe in deine Augen wie in Traumland. Ein Blick auf dich versöhnt mich der Welt. Wenn du lebst und bei mir bist, so branden Ströme von Glück über mich hin. Ich gehe — Gisi — gehst du nicht mit? Lockt dich das Glück nicht, mit mir zu gehen? Schwindelt dir der Kopf nicht bei dem Gedanken, draußen in der Ferne, in Frieden und Stille mit mir diesen Traum von Glück zu erleben? . . .

Sie sah ihn mit großen Augen ratlos an. Seine Hingerissenheit beschleunigte ihren Puls und trieb ihr Gluten auf die Wangen. Aber ein seltsames Angstgefühl lähmte sie. Es lag bleiern auf ihr. Sie mußte allen Willen zusammenraffen, um ihm zu antworten.

„Es wäre schön," flüsterte sie, „es müßte himmlisch sein . . ."

In seiner Mimischen Erregtheit hörte er den Unterton der Angst in ihren Worten nicht, sah er die seltsame Starrheit ihres Gesichtes nicht, in das kein Schimmer jener Entzückung kommen wollte, die auf ihm selber lag, die all sein Wesen in bacchantischen Taumel gerissen hatte.

„Siehst du es nun?!" frohlockte er. „Siehst du es nun! Jetzt aber raff' deinen Willen zusammen. Denn beraten, erwogen, bedacht — ward schon zu lange. Jetzt kommt der Entschluß, ihm folgt die Tat. Die Zeit drängt zu raschestem Geschehen. Alles muß nun mit Gedankenschnelle sich vollziehen. Höre zu. Höre genau und aufmerksam zu."

Er zog einen verschlossenen Brief aus der Tasche.

„Hier ist der genaue Plan deiner Flucht. Du findest in diesem Umschlage alles vorbestimmt, was du zu tun hast, wenn du in der nächsten Minute aus diesem Zimmer gehst. Du begibst dich zur Bahnstation und fährst auf Umwegen zu jenem Hafen, wo das Schiff liegt, das übermorgen früh die Anker lichtet. Ich bin an Bord. Die Mittel zur Reise sind in diesem Brief. Auch jeder Hinweis, den du brauchst, jeder notwendige Aufschluß. Handle genau nach diesen Winken und zögere mit keinem Schritt. Die Schiffsplätze für uns und den einen Diener, der uns folgt, sind belegt. Er reist im gleichen Zuge mit dir. Du nimmst nichts mit. Nichts. Wie du hier bist, gehst du auf die Reise. Es ist für alles vorgesorgt."

Er zog die Uhr. „Höchste Zeit. Jetzt kein Zaudern mehr. Was sagst du? Was fühlst du in diesem Augenblick, wo wir die Fesseln sprengen? Jetzt kommen wir zu einander. Jetzt endlich sollen wir uns gehören. Was denkst du von einem solchen Leben für uns zwei?"
„Es müßte schön sein."
Wie tonlos klang das.
Sie stand auf und sah ihn so seltsam an, als stünde er nicht dicht vor ihr, als müßten ihre Augen ihn weither suchen. Es war, als kämen sie mit ihrem Blick aus großen Fernen her . . .
„Wie seltsam du bist?" sagte er in seiner Hast befremdet.
Da griff sie plötzlich nach seinem Kopf mit klammernden Händen, sie riß sein Haupt an ihre Brust — die schwer und in Bedrückung atmete.
„Fürchtest du dich?" fragte er.
Sie antwortete nicht, aber er fühlte, wie ein Schauder durch ihren Körper ging.
Er riß sich los. „Nun ans Werk!" sagte er. „Und allen Mut zusammengenommen! Diese kurze Trennung ist unvermeidlich. Auf der Stelle trittst du deine Reise an. Ich folge heute abend nach. Morgen früh sind wir vereint an Bord. Bis dahin ..."
Er riß sie in seine Arme und fühlte wieder dies seltsame Zittern, das ihren Körper erschütterte. Er küßte sie mit Inbrunst. Ihre Lippen waren kalt und leblos.
„Was ist es nur?" fragte er hastig. „Du bist bei alledem so anders, so ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte. Ich hatte geglaubt, du würdest mit Jauchzen an alles das herangehen. Ich fürchte, du zauderst, du bangst. Das darfst du nicht, das darfst du nicht!! Jetzt ohne Bedenken — vorwärts!!! . . Jetzt muß ich fort."
Noch einmal riß er sie an sich. Dann klingelte er. Der Diener kam.
„Bethke, ich verlasse jetzt das Schloß im Automobil. Zwei Minuten nach meiner Abfahrt folgen Sie dieser Dame hier zur Station und von da ab — Ihrer Instruktion gemäß auf die Reise. Ich danke Ihnen für Ihre Treue und verlasse mich auf Sie."
Er wandte sich zu Gisela. „Lebe wohl! Auf Wiedersehen." Er küßte ihr die Hand und eilte zur Tür. Als er die Schwelle erreicht hatte, schrie Gisela gellend auf. Im nächsten Moment war sie bei ihm, riß ihn noch einmal an ihre Brust, hielt ihn noch einmal in minutenlanger klammernder Umarmung fest. Dann legte sie beide Hände auf seine beiden Schläfen und sah ihm in die Augen, als gelte es, seine Züge wie für die Ewigkeit sich einzuprägen. Dann küßte sie seinen Mund zum letzten Male. Starren Auges, mit Blicken, die irrend wie in ein unfaßliches, furchtbares Schicksal sahen. Er riß sich los und stürzte hinaus.

»
Draußen hnlf ihm der Diener in den Pelz . . .
Gisela war in einen Sessel gesunken.
B^thke kehrte zurück, half der Herrin in den Mantel, reichte ihr Barett
und Handschuhe. Den Brief steckte sie in den Muff und dann ging sie' —
einen letzten abschiednehmenden Blick auf diesen Raum werfend, in dem sie Schick-
sale erlebt hatte, gebeugt mit schleppendem Schritt aus der Tür, vom Diener
gefolgt. . .
Der Kastellan, ein weißhaariger Greis in grüner Försterjoppe, kam mit
knarrenden Stiefeln aus seiner Wohnung. Er betrat das rote Zimmer, das die drei
soeben verlassen, und löschte die Kerzen eine nach der anderen mit einem Schwamm,
der auf eine Stange genagelt war. Erst die der Krone, dann die der Wand-
arme. Sie zischten leise, die flackernden Flämmchen, als der nasse Schwamm
sir erstickte. Ein feiner Wachsgeruch zog von glimmenden Dochten in die Luft ..
Jetzt brannten nur die zwei Kerzen noch auf dein Schreibtisch, und mit den
Schatten, die das Zimmer sogleich durchkrochen, kämpfte die sinkende Rotglut
des Kamins und die beiden letzten flackernden Flämmchen der Kerzen auf dem
Tische.
Der Alte ging zun« Fenster, öffnete es und stieß die hölzernen Läden
auf. Eine fahle Morgendämmerung flutete herein, blaß, bleich, matt wie ein
Sterbender . . . Selbst das Schneegetriebe war vom Frühnebel des tauenden
Morgens jeden Schimmers beraubt und war blaß und gedämpft. Aus der Schwüle
und Beklommenheit des Schloßzimmers reckte der Alte das weiße Haupt der feuchten
Waldluft entgegen und atmete tief. Dann plötzlich schrak er zusammen. Aus der
Nähe des Waldes drang ein schrecklicher Schrei zu ihm, wie im wahnsinnigen Schreck
von einem Weile ausgestoßen, dann ein zweiter, ein langgedehnter furchtbarer
Todesschrei . . .
„Was ist das?" sagte der Alte. „Da schrie jemand! Herr Jesus
Christus ... da wird einer umgebracht . . ."

25.

Wie ein Peitschenschlag hatte jenes am Telephon gehörte Hohnlachen Alfred
von Ingelheim getroffen. Ihm war, als habe ihn jemand ins Gesicht geschlagen.
Seine Stirn brannte, als hätte eine Faust ihn dort getroffen. Er stand am
Apparat gesenkten Hauptes — mit knirschenden Zähnen.
Wer hatte ihm diese Meldung machen können? Wer freute sich seiner
Schande? Wer hatte einen Genuß davon, sie ihm ins Gesicht zu speien?
Ein Schurke offenbar. Ein feiger Lump, der nicht einmal sich zu nennen
wagte. Was lag an dem? Aber die Frau, die ehrvergessene Frau, die ihn
zum Gelächter der Welt machte, was tat man mit ihr? . . .

Seine geballten Fäuste öffneten sich. Seine Finger krümmten sich, so daß
die beiden Hände zu Raubtierkrallen sich formten. Er dachte an Giselas weißen
Hals. Erdrosseln wollte er sie . . .
Aber dann griff er an seine brennende Stirn. Was für atavistische Raub-
tiergelüste. Er war der Mann nicht der barbarischen Kavaliersgefühle, die das
Leben der Frau forderten, wenn sie die Ehre von ihr verraten und besudelt wähnten.
Dazu stand er doch wohl mit seinen Erkenntnissen von Welt, Leben und Seelen-
geschehen zu hoch. Die Frau liebte den Anderen, und es trieb sie zu ihm. Der
Drang war stärker als sie selbst. Sie litt gewiß dabei — sie litt — und nun
sie im Kampfe mit den moralischen Hemmungen, die solange bei ihr wirksam
gewesen, schwach geworden und unterlegen war, was konnte ein Mann von wahrer,
lebendiger, ethischer, nicht von starrer, klischeemäßiger Kavaliersehre, nein von
Menschlichkeitsehrempfinden tun? Nichts anderes, als die Gestrauchelte mit einem
Achselzucken ziehen lassen. So mußte er handeln. Nicht anders. Er seufzte
tief. Nun also sollte er fortan ohne sie leben. Sollte leben in dem Bewußt-
sein, daß sie in den Besitz eines Anderen übergegangen war. Dieser Andere
war der Kronprinz, war verheiratet. Die Baronin von Ingelheim würde also
fortan des Kronprinzen Geliebte sein. Wieder ballten sich seine Fäuste. Er blieb
mitten im Zimmer hochaufgereckt stehen. „Nein — nein, nein!" Das war
wohl eine volle Unmöglichkeit, solange er lebte. Das mit anzusehen, war ihm
wohl nicht erträglich. In dem Bewußtsein zu eristieren, überstieg jede Mög-
lichkeit.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

8i vis paceiu, para — pileem. Der große Generalstab des Friedens hat anläßlich der am 28. August erfolgten feierlichen Eröffnung des Haager „Friedenstempels" in der gastlichen Residenzstadt der Niederlande getagt. Den Auftakt bildete der 20. Weltfriedenskongreß, welcher der eigentlichen Eröffnungsfeier unmittelbar voranging; im Mittelpunkte stand die Eröffnung des „Friedenspalastes", wie der Volksmund ihn getauft hat, in Gegenwart der Königin, der Königin-Mutter und des Prinzgemahls. Das Finale stellte die 18. interparlamentarische Konferenz dar, die vom 3. bis 5. September im Haag getagt hat. Dazu tritt der zweite Verbandstag des deutschen „Verbandes für internationale Verständigung", welcher vom 4. bis 6. Oktober 1913 in Nürnberg abgehalten wird. Am 20. Weltfriedenskongreß ergriff der damalige Ministerpräsident Hecmskerk das Wort, bei der Eröffnung des Carnegie-Institutes hielt der Minister des Auswärtigen, Baron Marees van Swinderen, eine vielbemerkte Rede, an die 18. Konferenz der interparlamentarischen Union hat der neue holländische Ministerpräsident das Begrüßungswort gerichtet, und an der Nürnberger Tagung des Verbandes für internationale Verständigung nehmen der Regierungspräsident Dr. von Blaul in Ansbach und Oberbürgermeister Dr. von Schuh als Ehrenvorsitzende teil.

Wir erwähnen alle diese Äußerlichkeiten nur, um an der Hand der kennzeichnenden Tatsache, daß die amtlichen Kreise der Friedensbewegung in allen ihren Schattierungen ernstliche Beachtung schenken, darzutun, daß man diese Bewegung, welche sich über das ganze zivilisierte Erdenrund erstreckt, nicht mit abschätziger Geste als „Utopismus" abzuweisen oder gar mit dem Stigma der Staatsgefährlichkeit zu brandmarken vermag. Der Utopismus von vorgestern ist, wie die Geschichte hundertfach gezeigt hat, in unzähligen Fällen die nackte Realität von über-

morgen. Aus den anfänglich ver-
lachten und verhöhnten Bewegungen
sind die größten weltgeschichtlichen Bil-
dungen hervorgegangen. Ironie und
Spott sind taktische Behelfe, aber keine
Gegenargumente gegen eine tiefgehende
Bewegung. Von ihrer „Staatsgefähr-
lichkeit" vollends kann keine Rede sein.
Abgesehen davon, daß sie ursprünglich
von religiösen Sekten ausgegangen ist.
die ihr heute noch anhängen, haben sich
ihr führende Staatsmänner aus aller
Herren Länder angeschlossen, die in
Wort und Schrift für die Bewegung

eintraten. Und so sehen sich denn die offiziellen Kreise veranlaßt, die Vertreter dieser Richtung mit Ernst und Würde zu begrüßen. In den englisch sprechenden Ländern zumal werden die „Pazifisten" als berechtigte politische Strömung anerkannt, und ihre Vertreter werden daher von den Organen der Regierung auf dem Fuße voller Ebenbürtigkeit mit ihren politischen Gegenfüßlern behandelt.

Ein bemerkenswertes Sympton der Annäherung zwischen den einzelnen Schattierungen dieser Bewegung trat im Haag besonders deutlich zutage. Die Schiedsgerichtsbewegung, die interparlamentarische Union und die Friedensgesellschaften pflegten ihre alljährlichen Zusammenkünfte — nicht ohne Absicht — in verschiedenen Ländern abzuhalten. Diesmal trug der „ßeuiu» loci" dazu bei, die Vertreter dieser drei Hauptrichtungen menschlich einander näher zu bringen. Das „In»titut du droit international", dessen hervorragendste Mitglieder als Richter an der Eröffnungsfeier teilnahmen, schlägt seiner Natur nach andere Wege ein als die „interparlamentarische Union", und diese wieder andere als der „Weltfriedensbund", der seinen ständigen Sitz in Bern hat, wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß mehrere Staaten, darunter auch die Schweiz, das internationale Friedensbureau in Bern offiziell unterstützen. Mögen indes die verschiedenen Richtungen, welche für eine friedliche Verstän, digung unter den Völkern eintreten, in Methode und Taktik von einander erheblich abweichen, so dürfte eine persönliche Aussprache unter den Führern aller dieser Gruppen, die sich anläßlich der Eröffnung des „Friedenspalastes" im Haag zusammengefunden, die Überzeugung befestigt haben, daß man zwar getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen gesonnen ist. Was diese Gruppen von einander trennt, das ist der einzuschlagende Weg, was sie allesamt eint, das ist das Ziel.

Den Lesern von „Nord und Süd" wird nicht entgangen sein, daß unsere Zeitschrift dieses Ziel beharrlich verfolgt, seitdem ich ihre Leitung übernommen habe. Namhafte Vertreter der hier geschilderten Bewegung, insbesondere Wortführer der interparlamentarischen Union, haben an dieser Stelle

ihre Ansichten entwickelt. Der jetzige Direktor des internationalen Bureaus in Bern, Dr. Albert Gobat, früherer Generalsekretär der interparlamentarischen Union, hat im Augustheft, das als schweizerische Sondernummer erschien, an dieser Stelle das Wort ergriffen, ebenso in unserem Septemberheft Ihr. Dr. B. de Iong van Beek en Denk, der die Friedensbewegung in den Niederlanden geschildert hat. Die Haltung von „Nord und Süd" ist, solange die Zeitschrift unter meiner Leitung steht, durchaus auf den Ton de« friedlichen internationalen Verständigung gestimmt. Die deutsch-englischen Verständigungsnummern vom Juni und Juli des vorigen Jahres dienten lediglich und ausschließlich diesem Zwecke. Die russische Sondernummer vom Dezember vorigen Jahres galt der friedlichen Verständigung der beiden großen Nachbarreiche. Die schweizerische Sondernummer vom August und die holländische vom September waren von dem Gedanken getragen, daß die hochentwickelten kleineren Kulturstaaten Europas den geschichtlichen Anteil aufdecken sollten, den sie an der Entwickelung der gesamtmenschlichen Kultur genommen haben. Durch gegenseitiges Kennenlernen sollte jene internationale Verständigung gefördert werden, die ich in einer Reihe von Schriften seit einem Menschenalter etwa verfochten, und deren Grundgedanken ich in den letzten Monaten in einer Serie von Aufsätzen in „Nord und Süd" zusammengefaßt habe. Aus dieser Grundgesinnung

heraus wurde auch an dieser Stelle die Formel von .Mtente entie Nu tentc et .^Uiliuee" geprägt, die in der Diplomaten-Konferenz in London, welcher wir die Erhaltung des europäischen Friedens danken, ihre Feuerprobe bestanden hat.

Daß eine Zeitschrift, welche mit Vorliebe weltpolitischen Problemen nachgeht, gelegentlich auch Meinungen zu Worte kommen läßt, die den Ansichten des Herausgebers nicht nur nicht entsprechen, sondern unter Umständen sogar widersprechen, gehört zum „nc, dile otticium" eines Blattes, das kein ausgesprochenes Parteiorgan ist und sein will. Es muß dem „audin t»i' et n!te>'ll Mi'»" gebührend Rechnung tragen. Ich hebe diese selbstverständliche Anstandspflicht an dieser Stelle mit besonderem Nachdruck hervor, weil der im Septemberheft von „Nord und Süd" erschienene Aufsatz von Georg Erdmann, „Deutschlands nächste Aufgaben", der französischen Presse, in erster Reihe dem „Matin", Anlaß zu politischer Aufregung gegeben hat. Der Sachverhalt ist folgender: Vor Monaten bereits hat mir Georg Erdmann diesen Aufsatz zur Verfügung gestellt, aber ich mußte ihm die Gastfreundschaft von „Nord und Süd" versagen, nicht, weil er meinen Ansichten widersprach, sondern weil er gegen andere Staaten aggressiv uud verletzend war, was ich unter keinen Umständen in „Nord und Süd" zu dulden gesonnen bin. Der auswärts lebende Autor kam persönlich zu mir, und wir vereinbarten, daß alle Stellen seines Aufsatzes, welche aggressive Tendenzen verfolgten oder verletzende Spitzen enthielten, gestrichen werden. Ich selbst nahm diese Streichungen in Anwesenheit und mit Zustimmung des Autors vor. Unter den gestrichenen Stellen befand sich auch der von der französischen Presse beanstandete Passus über Frankreich, dessen Bedenklichkeit ich dem Autor klar machte, so daß er, wie sein nachfolgender Brief zeigt, in die Streichung dieser Stelle über Frankreich willigte. Daß dieser Passus gleichwohl stehen blieb, ja daß der seit Monaten im Satz befindliche Aufsatz Erdmanns in die holländische Sondernummer hineinkam, beklage ich aufs tiefste. Zum

Ton des holländischen Sonderheftes, an welchem hervorragende holländische Staatsmänner mitwirkten, und an dessen Spitze das Bildnis des Ministers des Auswärtigen stand, paßt der ganze Aufsatz, insbesondere der beanstandete Passus, wie die Faust aufs Auge.
Den verantwortlichen Redakteur, I>i'. Sylvius Bruck in Breslau, trifft keine Schuld, da er nicht zugegen war, als ich in Gegenwart von Georg Erdmann und mit dessen Zustimmung die Stelle über Frankreich und Holland gestrichen habe. Ich selbst weilte während der Herausgabe des holländischen Sonderheftes in Scheveningen und habe dem holländischen Teil meine volle Aufmerksamkeit zugewendet — den holländisch geschriebenen Aufsatz des Kriegsministers Colijn habe ich selbst ins Deutsche übertragen — den nichtholländischen, politischen und belletristischen Teil dem vorhandenen Vorrat an abgesetzten Manuskripten entnehmen lassen. Das holländische Sonderheft sollte zur Eröffnung des „Friedenspalastes" — 28. August — schon im Haag sein, so daß die letzten Bogen überhastet ausgedruckt wurden. Ich selbst las nur noch die Korrektur des holländischen Teiles der Sondernummer, den übrigen Teil den anderen Organen der Redaktion überlassend. So kam es, daß der von mir gestrichene Passus über Frankreich zu meinem schmerzlichen Bedauern stehen geblieben ist. Georg Erdmann, den ich zur Rede stellte, schrieb mir am 6. September wörtlich: „Auch ich war überrascht, in dem Septemberheft von

„Nord und Süd" den Passus über Frankreich nicht in der abgeänderten Form zu finden. Wenn die Schuld hieran bei mir liegen sollte, so kann es nur dadurch geschehen sein, daß eine Verwechslung zwischen den drei mir von Ihrer Verlagsbuchhandlung zur Korrektur gesandten Eremplaren stattgefunden hat. Ich erinnere mich genau, daß ich zwei dieser Eremplare ganz in dem zwischen uns besprochenen Sinne korrigiert, und daß ich das Betreffende gestrichen habe. Das dritte Eremplar hatte ich des Vergleichs wegen unkorrigiert neben mir liegen. Die einzige Möglichkeit, wie das betreffende Mißgeschick erfolgt sein kann, ist also die, daß ich aus Versehen ein Blatt des nicht korrigierten Eremplars mit dem gleichen korrigierten vertauscht habe.. . Jedenfalls bin ich aber bereit, so weit ich es vermag, den Fehler zu verbessern."

Das ist die geradsinnige Erklärung von Georg Erdmann. Ich habe diesen Vorgang etwas umständlicher geschildert, als es manchem unter unseren Lesern angezeigt sein mag. Aber ich bin diese ausführliche Erklärung den holländischen Staatsmännern und Gelehrten von Weltruf, die an der Sondernummer mitgearbeitet haben, schuldig, damit man ihnen nicht irgend eine Verantwortlichkeit für den Erdmannschen Passus über Frankreich aufbürdet. Keiner dieser Männer hatte von dem Inhalte des Erdmannschen Aufsatzes irgend welche Kenntnis. Den holländischen Mitarbeitern an der Sondernummer von „Nord und Süd" bin ich zu so tiefem Danke verpflichtet, daß ich zur Vermeidung jeder Ungelegenheit, die ihnen aus dem Erd-, mannschen Aufsatz erwachsen könnte, den Inp»«» r«l<lmi hier klarlegen mußte. Wem von den Leitern einer Zeitschrift noch kein ähnliches Mißgeschick widerfahren ist, der werfe den ersten Stein!

Von dieser häuslichen Angelegenheit, die ich bereits am 6. September im Abendblatt der „Xieu^t» <!o>nant" im Haag richtiggestellt habe, wenden wir uns wieder den politischen Ereignissen der letzten Wochen zu. Die Verständigung zwischen Bulgarien und der Türkei steht vor dem Abschluß.

Wer für die tiefe Tragik Bulgariens
ein Herz hat, der kann diesen „Preußen
des Ostens", wie man sie noch vor
wenigen Monaten mit Stolz betitelte,
nur wünschen, daß sie Ruhe und innere
Sammlung finden, um alles das wieder
mühsam aufzuerbauen, was sie in drei
Jahrzehnten an kulturellen Werten ge-
schaffen haben. Das Schicksal
Preußens wird den Bulgaren Vorbild
sein, wie man aus innerer Kraft und
aus sittlicher Macht heraus Verlorenes
wiedergewinnen kann. Der Zwischen-
fall wegen der Rede des Griechen-
königs Konstantin wird bald abklingen.
Wir sind leider von einer politischen
Hnpernervosität. Jedes gesprochene
oder geschriebene Wort hier löst so-
gleich ein erregtes Echo dort aus.
Diese gegenseitige „Reizsamkeit" ist ein
Schicksal. Die eigenen Worte leg«
man auf die grobe Salzwage, die der
„Anderen" auf die subtile Goldwage.
Die eigenen Fehler sieht man nur
mikroskopisch, die fremden aber makro-
skopisch. Wir brauchen eine lange poli-
tische Ruhepause, bis das Nerven-
system der „reizsamen" Nationen
wieder sein Gleichgewicht gefunden hat.
Einen solchen Gottesfrieden bis zur
nächsten Haager Konferenz könnte uns
vielleicht die einstimmig erfolgte An-
nahme der interparlamentarischen
Union bescheiden, nach welcher alle
Nationen aufgefordert werden sollen,
ihre Kommissionen für die dritte
Haager Konferenz (1915 oder 1916)
mit tunlichster Beschleunigung zu er-
nennen.

Literarische Rundschau.

Von Paul Friedrich.

EinFranzose über deutsche Dichtung.

In Kürze erscheint bei Figuiöre in Paris, dem verdienstvollen Förderer des „jüngsten Frankreich", ein für uns Deutsche ganz besonders interessantes Buch: eine „Xntdulo^ie allemauüe" der gegenwärtigen Lyrik Deutschlands, übersetzt von dem uns schon seit längerer Zeit nicht mehr fremden Dichter und Schriftsteller Henri Guilbeaur. Er bringt zum erstenmal in geschlossener Übersicht nicht weniger als 35 lebende oder für die moderne Lyrik tonangebende deutsche Dichter, z. B. Bierbaum, Conradi, Dehmel, Liliencron, Holz, Mackay, Henckell, Schlaf von den Älteren, George, Greiner, Rilke, Hofmannsthal, Münchhausen, Salus von den Jüngeren, Lissauer, Paquet, Werfel, Zweig, Zech u. a. von den Jüngsten dem französischen Publikum nahe.

In einer langen und außerordentliches Verständnis beweisenden Vorrede sucht er seinen Landsleuten klarzumachen, aus welchen Gründen die Lyrik in Deutschland zu so unvergleichlicher Höhe wie z. B. in Goethe, Hölderlin, Heine, Lenau, Mörike, Eichendorff, Liliencron, Dehmel sich entwickeln konnte, so daß in dieser Dichtart Deutschland die Palme gebühre, obgleich es doch in der Prosa im allgemeinen sich mit den Franzosen nicht gleichstellen kann.

Er begnügt sich aber nicht mit einer reinen Betrachtung der Lyrik, losgelöst von der übrigen „Kultur", wie dies vielleicht nach dem Geschmack der Artisten wäre, die er nicht hoch einschätzt, sondern er verbreitet sich auch über die veränderten sozialen Zustände und Lebensbedingungen, die zu einem Umschwung auch in der Dichtkunst führten. Hierbei empfindet er sehr richtig und instinktiv treffend den inneren Zusammenhang zwischen dem älteren Naturalismus und den Vertretern eines „neuen Pathos", wie ich und Stefan Zweig fast gleichzeitig die jüngste Richtung tauften. Und er sieht den neoromantischen Ästheticismus als solchen richtig als Übergangserscheinung an. Nur mangelt für mein Empfinden eine klarere Unterscheidung zwischen den doch wesentlich verschiedenen Tendenzen jenes älteren Naturalismus und den

Jüngsten. Während jene nur „Wirklichkeit geben" wollen, wollen diese „Wirklichkeit formen". Dort blieb es oft beim „Schmiß", beim „Wurf", wie so oft bei Liliencron, hier wächst das Ganze aus einem eben durch die Wiener Artisten geweckten Formhunger heraus zum „Bild".
Doch wer wollte mit einem Mann von solch großem und vorurteilslosem Streben nach Erfassen und Lieben fremder Eigenart wegen eines kleinen Übersehens eines Punktes rechten. Im Gegenteil gebührt dem Mut und der Objektivität dieses „freidenkendsten" Franzosen unsere stärkste und innigste Dankbarkeit.
Und ich unterstreiche jedes Wort aus der schönen Einführung dieses äußerst notwendigen Buches, die der große Emile Verhaeren an den Herausgeber gerichtet hat.
Besonders die Stelle, wo er schreibt: „Sie, lieber Guilbeaur, gehören zu denen, die der Gegenwart und der Zukunft mehr nützen wollen, als der Ver< gangenheit. Obwohl Sie die Taten der Vorfahren verehren und bewundern, wollen Sie doch andere tun. Die Idee eines nicht mehr mit alten Mitteln, sondern mit der neuen Wirklichkeit zu formenden Europa ist Ihnen teuer. Sie fühlen, wie sehr all denen, die sie für künftige Kämpfe zu trennen suchen, zum Trotz die Massen danach fiebern, sich kennen zu lernen und näher

zu kommen, wie sehr die Arbeit, der Austausch und der Handel die Interessen und die Ideen annähern, wie rasch zwei Völker — England und Frank« reich —, die sich lange Zeit nicht ausstehen konnten, dahin gelangten, sich zu verbrüdern, zu achten und zu lieben, wie sehr der Gedanke einer Schranke, des Zolls und der Grenze durch das immer erfinderischere Genie des Menschen widerlegt und nahezu geleugnet wird."

Und am Ende der Vorrede schreibt Verhaeren: „Ihre Menschlichkeit und, Ihr gesunder Menschenverstand bäumen sich dagegen auf, einen Krieg zwischen diesen beiden gewaltigen und im höheren Sinne zivilisatorischen Mächten für unvermeidlich zu halten."

Henri Guilbeaur möchte vermitteln, dadurch, daß er nicht nur, wie das schon oft und stets mit Erfolg geschah, die Deutschen auf die geistigen Werte und Kräfte Frankreichs aufmerksam macht, sondern, daß er es einer leider teilweise oft noch recht chauvinistischen Presse zum Trotz wagt, deutsches Geistesleben zu bewundern und den eigenen Landsleuten verständlich zu machen.

Die Leser dieser Zeitschrift werden im Novemberheft in meiner Übertragung einen Essay Guilbeaur' über Richard Dehmel finden, der das Behauptete beweist.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. Freiherr von Thüna.

Die deutsche Ostmark.

Während Preußen die Wacht am Rhein nicht nur treu gehalten, sondern zusammen mit den anderen deutschen Stämmen den Rhein aus Deutschlands Grenze zu Deutschlands Strom gemacht hat, versagt es an der Warthe und Weichsel. Obwohl es die sogenannte Ostmark, d. h. die Provinzen Westpreußen und Posen, seit weit mehr als hundert Jahren besitzt, ist es ihm nicht gelungen, diese slavischen Gebiete zu germanisieren, noch viel weniger sich wirklich einzuverleiben. Denn deren überwiegend polnische Bevölkerung, dank der geordneten Rechtspflege und Verwaltung Preußens wirtschaftlich ganz außerordentlich erstarkt, durch ein Netz von Genossenschaften und Vereinen unzertrennlich verbunden, von glühendem Patriotismus beseelt, steht heute mehr denn je als erbitterter

Feind Preußen-Deutschland gegenüber. Es hilft nichts, sich aus irgend welchen Rücksichten dem zu verschließen, daß sich hier Preußen seiner vornehmsten Aufgabe im Osten nicht gewachsen gezeigt hat. Es durfte sich nicht drei, vier Tagemärsche von der Reichshauptstadt entfernt ein feindliches Heerlager bilden, welches, germanischer Kultur abhold, panslavistischen Ideen dient, oder wenigstens allem deutschen Wesen in Sprache, Gesinnung, Handel und Wandel Abbruch zu tun bemüht ist. Denn wohin die Gestaltung solcher Staaten im Staate führt, sehen wir an unserem verbündeten Nachbarreich, in welchem die Slavenvölker, mögen sie nun Polen oder Tschechen, Slovaken oder Slovenen oder sonstwie heißen, an den Grundfesten der Monarchie rütteln. Unsern Staat, unser Reich wollen wir dagegen als einheitlichen Nationalstaat erhalten, um unserer hohen Kultur willen und um den Feinden von rechts und links gewachsen zu sein. Und darum müssen wir Wert darauf legen, daß unsere Ostmark von zuverlässiger Bevölkerung besetzt ist. Da nun die Polen eine solche nicht sind, so muß in den verhältnismäßig dünn bevölkerten Gebieten des Ostens deutsche Bevölkerung, Bauern und Landarbeiter, angesetzt und zu diesem Zweck freihändig oder durch Enteignung zunächst polnischer

Besitz, im Notfall aber auch deutscher Großbesitz erworben und aufgeteilt werden. Das ist der Kern der ganzen Polenfrage und das einzige Mittel zur Heilung des Grundübels. Gedanklich ist es sehr einfach. In der Ausführung aber stößt es auf zahllose Schwierigkeiten, die nur Begeisterung für das hohe Ziel und unbeugsamer Wille überwindet. Einige Male während des über hundertjährigen Besitzes waren diese sittlichen Mächte an der Arbeit, zunächst in Friedrich dem Großen nach Erwerbung Westpreußens und des Netze-Distrikts (1772), dann in dem vortrefflichen Beamtenpaar v. Flottwell, Oberpräsident, und v. Grolman, kommand. General, deren reiche Erfolge versprechende Tätigkeit aber bald durch die dilettantischen Regierungskünste unter dem irrlichterierenden König Friedrich Wilhelm IV. gelähmt und beendet wurde. Endlich, nach dreißig Jahren erschien der Retter aus der Schmach der Kapitulation des preußischen Staates vor den Polen, unser eiserner Kanzler, der von 1872 an, also ein Jahrhundert nach der ersten Erwerbung polnischen Gebietes, wieder an Grolmans Grundsätze anknüpfend, die Unterdrückung des polnischen Übermutes und die Germanisierung des preisgegebenen Gebietes begann und sein Werk durch das Ansiedelungsgesetz von 1886 krönte. Nach Bismarcks Entlassung versuchte man wieder durch Nachgiebigkeit die Polen zu gewinnen. Es braucht nur an die Namen Caprivi und Zedlih, Stablewski und Koscielski erinnert zu werden. Bis dann unter Fürst Bülow wieder entschieden germanisatorische Kräfte tätig wurden, die aber nach dessen Sturz ebenfalls wieder abflauten und langsam dahin schwinden. (Vergl. die entmutigenden Erklärungen des preußischen Landwirtschaftsministers im Winter und Frühjahr 1911.) Beharrlich ist sonach in der preußischen Polenpolitik nur das Schwanken gewesen. Unter diesen Umständen war es denn eine natürliche Regung des Volksgewissens, daß sich in den Ostmarken die bedrohten Deutschen damals zusammentaten und unter der Einwirkung des Altkanzlers den zum Schutz des Deutschtums bestimmten Ostmarkenverein gründeten (1894). Dieser Verein, inzwischen über ganz Deutschland ausgedehnt, mehr als 50 000 Mit-

glieder umfassend, hat eine reiche Aufklärungs- und Sammlungstätigkeit entwickelt, Gewerbe und Landwirtschaft in den gefährdeten Gegenden unterstützt, Schulter an Schulter mit der Regierung den Schutz des Deutschtums in der Ostmark betrieben, aber auch eindringlich gewarnt vor den verderblichen Folgen des seit etwa drei Jahren (seit Bülows Stnrz) wieder zu spürenden Nachlassens in der Aufrechterhaltung der zielbewußten Ostmarkenpolitik. Neben dem im 18. Jahrgang stehenden Monatsblatt „Die Ostmark" (Berlin, W. Ißleib) hat er jetzt ein umfangreiches Werk herausgegeben: „Die deutsche Ostmark" (Lissa i. P., O. Eulitz. SS. VIII. 633, mit drei Karten und zahlreichen Abbildungen., geb. °^. 10.—). Dieses Buch enthält im wesentlichen alles Wissenswerte über diese Lebensfrage Preußens und damit des Reichs.
Die geschichtliche Einleitung (62 SS.) stammt von unserm hervorragenden Historiker Dietrich Schäfer und enthält namentlich ausführlichen Aufschluß über die vorzugsweise friedliche Besiedelung des Ostens durch Deutsche im Mittelalter. Die Teilungsgeschichte, die Verdienste Friedrichs des Großen und das verhängnisvolle Schwanken der preußischen Politik sind nicht übergangen. Für die maßvolle Beurteilung der ernsten Frage seitens des Historikers nur ein paar Sätze aus dem Rückblick: „Die Geschichte kennt keinen Polenhaß der Deutschen. Wir können in unserm Staats-

wesen Angehörige des Nachbarvolkes dulden, auch in ihrer Sprache und in ihrer Volksart, wie es Zeiten gab, in denen unsere Landsleute, in beiden unbeeinträchtigt, unter polnischer Herrschaft lebten. S i e haben nie versucht, diese Herrschaft abzuschütteln, nie auch nur einen solchen Gedanken gefaßt. Wollen unsere polnischen Mitbürger ebenso handeln, so werden sie bei uns ihre Art nicht weniger gesichert finden, als einst unsere Volksgenossen bei ihnen die ihre. Wie wir in diese Gebiete und zu diesen Gebieten gekommen sind, das ist vor Gott und Menschen ge« rechtfertigt, wie nur irgend etwas aus dem Gebiet irdischer Machtverteilung gerechtfertigt sein kann." Es folgen drei naturwissenschaftliche Abhandlungen der Professoren Könnemann, Pfuhl, Preuß und Sonntag über Klimatologie, Geologie, Pflanzen- und Tierwelt, getrennt für Posen und Westpreußen (hier mehr als 1900 Seen). Aus den Abschnitten über Land undLeute, von Oberlehrer Braun, und das Städtewesen in den beiden Provinzen, von vin. Warschauer und Stephan, nur ein paar Stichworte, um den Reichtum der Ausführungen anzudeuten: Verschiedenheit der Lebenshaltung der Deutschen und Polen, Weinbau an der Oder, Städtegründungen, regelmäßig wiederkehrende Stadtgrundrisse; Kämpfe zwischen dem deutschen Orden und dem polnischen Adel beeinflussen die Stadtverhältnisse; Lissa Zufluchtsort der böhmischen und mährischen Protestanten, unter ihnen der berühmte Comenius. Danzigs Wohlstand, das sich zu einer der ersten Handelsstädte Europas aufgeschwungen hatte, zerstört der dreißigjährige Krieg, Konkurrenzneid und -Streit der Städte Thorn, Elbing, Danzig. Vernichtung des Wohlstandes Westpreußens durch den gewissenlosen Aussauger Napoleon usw.

Über die Bau- und Kunstdenkmäler berichtet Dr. Krollmann: Deutsche Mönche veranlassen im 12. und 13. Jahrhundert die ersten kirchlichen Steinbauten im Ostland, so die Dome in Gnesen und Posen. Bis etwa 1250 herrschte der romanische Baustil. Die Frühgotik ist spärlich, die Spätgotik reich bis ins 16. Jahrhundert hinein vertreten. Zur Zeit der Macht-

höhe Polens drangen Werke von Veit Stoß und Peter Vischer, aber auch der italienischen Renaissance nach Gnesen und Posen, so z. B. das Rathaus Posens. In Westpreußen war der deutsche Orden der Baumeister, der im 13. und 14. Jahrhundert an 60 bis 70 Burgen und gegen 80 Städte er» richtet. Schon um 1244 Ziegelbau an Stelle des eingeborenen Holzbaues. Glänzendste Beispiele: Schloß und Dom zu Marienburg aus dem 14.. anderseits die kirchlichen und weltlichen Bauten Danzigs aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Land- und Forstwirtschaft (von Dl'. Wagner, Posen) befinden sich in blühendem Aufschwung, dank der Tüchtigkeit der Landwirte und der staatlichen Fürsorge in Ansiedelungen, Kreditwesen, Verwaltung usw. Land des Großbesitzes, der in Posen mehr als V-, in Westpreußen mehr als V-, der Wirtschaftsfläche ausmacht. Roggen die sicherste und ausgedehnteste Frucht. Erfolgreiche Pferde- und Rindviehzucht. Aber auch hier Arbeiternot, d. h. wenige, teure und fast nur noch ausländische Arbeiter. Daher Arbeiteransiedelung erforderlich. Posen an der Spitze der preußischen Provinzen in Anwendung von Dampfpflügen und Kaliverbrauch.

Für Handel und Industrie (von Di'. W. Iohn, Danzig) und V e r - kehrswes en (von Regierungsrat Rüge, das.) ist maßgebend einmal der Mangel an den Bodenschätzen Eisen und Kohle, anderseits die ausgedehnte

Schiffahrtsgelegenheit auf der See (Danzig und Elbing) und auf den zahlreichen Flüssen (Weichsel, Warthe, Netze, Brahe, Elbingfluß usw.) und den diese untereinander und mit der Oder verbindenden Kanälen. Durch die Braheschleuse allein wurden 1911 900 000 t Holz befördert. Danzigs Seegüterbewegung 1911: 2 243 496 t, Getreidezufuhr allein auf dem See-, Fluß- und Landweg: 600 000 t. Elbings Schichauwerft von Weltruf. Westpreußen wurde in den letzten Septembertagen 1772 einverleibt, und am 1. Oktober rollten die preußischen Postwagen durch das neu erworbene Land! Anziehende Zusammenstellungen des einstmaligen Post- und Landstraßen- und des jetzigen Eisenbahnverkehrs. Bei diesem Abschnitt besonders vermißt man eine klare Übersichtskarte.

Temperamentvoll beklagt Syndikus G. Poetschke die Schädigung des Handwerks durch den Nationalitätenhader und seine geringe Förderung seitens des Staates, der seine vorzugsweise Teilnahme der Landwirtschaft zuwende. 65 "/,> aller Handwerker vegetierten in den unverhältnismäßig zahlreichen kleinen Stadtgemeinden unter 5000 Einwohner. Gleichwohl unterhalte der Staat vierzehn gewerbliche Fach- und Fortbildungsschulen, sechs Fachschulen für Mädchen, Lehrwerkstätten und Handelsschulen. Auch nach den sonstigen Veröffentlichungen des Ostmarkenvereins scheint das Handwerk in den bedrohten Provinzen einer Hilfe im großen Stil bedürftig zu sein.

Die Genossenschaften der beiden Provinzen (von Verbandsdirektor Dr. Wegener, Posen) unterscheiden sich von allen übrigen durch die nationale Trennung. Sie sind in dem kapitalarmen Land außerordentlich verbreitet und erstrecken sich auf die mannigfaltigsten Gegenstände von der kleinen Darlehnskasse an bis zum Getreidesilo in Danzig für 15 000 t, oder der Kartoffelflockenanlage in Janowitz, die täglich 600 Zentner (für Futter) verarbeitet, oder zu den bäuerlichen Besitzbefestigungsbanken, die den Besitzern bis 1911 jährlich an Zinsen 1135 000 Mark ersparten. Die Genossenschaften sind wirtschaftlich nicht nur unentbehrlich geworden, sondern fördern auch durch die Arbeit für Andere die gemeinnützige Gesinnung, namentlich unter den

Polen, deren Mittelstand: Geistliche, Arzte, Rechtsanwälte u. a., sich der Leitung bemächtigt haben und, von nationalem Patriotismus erfüllt, unermüdlich an ihnen arbeiten.

Wir kommen zu den Abschnitten: Das Ansiedelungswerk von Ob.-Reg.-Rat H. v. Both, Posen, und Unterrichtswesen von Prov.-Schulrat W. Bock, Posen, Verwaltungsgebiete, in denen die nationalen Leidenschaften der Polen besonders hoch aufschäumen, und die in der Presse ausführlich behandelt worden sind und werden. Daher hier nur einige Stichworte: bis 1911 sind 450 Dörfer mit 366 000 da neugegründet, ebensoviele Schulen und 50 Kirchen erbaut worden. Von den bis Mitte 1912 erstandenen 407 000 K«. entstammen nur 29 °/° aus polnischer Hand. So zäh halten die Polen ihren Besitz vor der verhaßten Ansiedelungskommission fest. „In den blonden Rückwandererkindern, die das deutsche Blut unverkennbar in sich haben, besteht der Wert und die ganze Hoffnung der Wiederaufnahme", insofern nämlich, als gehofft werden muß, daß diese Kinder dereinst, wenn sie herangewachsen, die Lücken ausfüllen, die der neuste preußische Kurs durch seine verminderte Ansiedelungstätigkeit in das bisherige segensreiche Werk reißen läßt.

Die mit beruhigender Sachkenntnis und eindrucksvoller Lebendigkeit vorgetragenen Ausführungen über das Unterrichtswesen (SS. 473 bis 515) müssen an Ort und Stelle nachgelesen

werden. Aus der Fülle der Einzelheiten, Gesetze, Kabinettsordern, Ministerial- und Oberpräsidialverfügungen, die sich zum Teil aufheben oder ergänzen, ist es nicht möglich, in einigen Zeilen ein klares Bild wiederzugeben. Nur soviel: Auch hier fuhr der gewaltige Kanzler mit eisernem Besen in den unglaublichen Schlendrian hinein, der es gestattet hatte, daß die fanatische polnische Geistlichkeit die ihr anvertraute Schulaufsicht dazu benutzte, Tausende von Deutschen zu polonisieren! Nachdem ihr aber durch Gesetz von 1872 die Schulaufsicht entzogen war, wirkte sie derart auf die Eltern ein, daß die verhetzten Gemeinden nur noch polnische Lehrer anstellten, bis ein 86er Gesetz die Lehreranstellung auf den Staat übertrug. Nur noch zwei historische Erinnerungen, einmal: 1772 keine einzige Volksschule im Netzedistrikt, jetzt im Regierungsbezirk Bromberg deren 1225; und sodann aus Friedrich Wilhelms IV. verhängnisvoller Regierungszeit: Unter den im Jahre 1846 des Hochverrats angeklagten 254 Polen befanden sich 10 Seminaristen, 9 Studenten, 18 Schüler, 5 Lehrer, 10 Geistliche, unter diesen nicht weniger als 43 ehemalige Schüler des polnischen Mariengnmnasiums in Posen, der Stätte „klassisch-revolutionärer Bildung". (Auf S. 485 ist die unmögliche Jahreszahl 1904 in 1894 zu verwandeln).

In dem folgenden Abschnitt Kunst und Wissenschaft weisen die Verfasser Stadtbibliothekare G. Minde-Pouet, Bromberg, und Fr. Schwarz, Danzig, die Behauptung der Rückständigkeit der beiden Provinzen in bezug auf Kunst und Wissenschaft zurück und begründen diese Abwehr mit dem Nachweis einer großen Anzahl wissenschaftlicher Veranstaltungen auf allen Gebieten sowohl staatlichen und städtischen Ursprungs, als auch aus Vereinstätigkeit erwachsen. Zusammenfassend wirken seit 1901 und 1902 die Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Posen und Bromberg. Ferner dienen dem Studium eine Reihe von Bibliotheken, z. B. die Raczynskische seit 1829, die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek seit 1902, ferner das Königl. Staatsarchiv seit 1869, das Kaiser-Friedrich-Museum seit 1904, alle diese in Posen, eine Zentralstelle für Volks-

unterhaltung, die Königl. Akademie in Posen, Einrichtungen, die sämtlich in Monumentalbauten untergebracht worden sind. Auch in Westpreußen eine Menge historischer und naturwissenschaftlicher Vereine mit ihren regelmäßigen Veröffentlichungen, das westpreußische Provinzialmuseum, die technische Hochschule und das Königl. und rühmlich bekannte Stadtarchiv in Danzig. Stadttheater in Bromberg, Posen, Danzig, Elbing, Graudenz, Thorn.

Der Abschnitt Verfassung und Verwaltung enthält die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung im ersten Jahrhundert seit der Besitzergreifung Westpreußens und des Netzedistrikts (1772) von Privatdozent Dr. Laubert, Breslau, und des jetzigen Zustandes von Prof. Dr. v. Hoffmann, Düsseldorf, gibt u. a. die Anregung, das gesamte Gebiet, in dem eine Polenfrage besteht, ohne Rücksicht auf Provinzgrenzen einem Oberpräsidenten zu unterstellen (wie ja auch die Ansiedelungskommission zwei Provinzen versorgt), und diesem Oberpräsidenten Sitz und Stimme im Staatsministerium zu verleihen, und schließt mit dem Hinweis, daß der Deutsche die Beschränkung der politischen Rechte, die er sich in Posen wegen der Polengefahr gefallen lassen muß, im Interesse der nationalen Sache „nur willig tragen wird von einer Regierung, die fest gewillt ist, dieser Sache zum Siege zu verhelfen".

Der siebzehnte und letzte Abschnitt Nationalitäten-Kampf und

Rundschau
-Politik von dem verdienten
Forscher Prof. Dr. O. Hötsch, Berlin,
wird wohl von den meisten, die das
Werk zur Hand nehmen, zuerst gelesen,
und kann auch nur warm empfohlen
werden als eine lebensvolle Einführung
in diese wichtigste Frage der preußischen
Gesetzgebung und Verwaltung. Mit
Spannung folgt man der gewandten
Darstellung dieses Kampfes und der
außerordentlichen Kulturleistung, die
Preußen hier vollbracht und mit der es
die Polen befähigt hat, sich auf eine
bis dahin nicht dagewesene Höhe zu
heben, und sie trotzdem zu seinen er-
bitterten Feinden gemacht hat. Auch
hier wiederholt sich der Treppenwitz der
Weltgeschichte, daß man hinterher
klüger ist als vorher. Hätte Preußen
die Vorschläge des Generals von Grol-
man beherzigt, so gäbe es heute keine
Polenfrage für Deutschland. Die
Worte dieses vortrefflichen Mannes
mögen die Besprechung enden: — —
„Jeder, der es ehrlich mit seinem Vater-
land meint, muß seine letzte Kraft an-
spannen, um dieses Land dem preußi-
schen Staate nicht nur zu erhalten,
sondern es auch gut gesinnt, d. h. deutsch
zu machen."

Soziale Rundschau.

Vom Hansabund.

Die freiwilligen sozialen Wohl fahrts ein rich tungen in Gewerbe, Handel und Industrie im Deutschen Reich.

Anläßlich des 25jährigen Regie-
rungsjubiläums Seiner Majestät des
Kaisers hat der Hansa-Bund ein Werk
mit obigem Titel herausgegeben, welches
auch die allerhöchste Annahme gefunden
hat. Das Werk wird nunmehr der
Öffentlichkeit unterbreitet. Eine große
Zahl hervorragender deutscher Werke
und bekannter Firmen in Industrie,
Handel und Gewerbe, darunter solche,
die einen festbegründeten Ruf in ihrer
Fürsorgetätigkeit haben, stellten dem
Hansa-Bund selbstverfaßte Mono-
graphien ihrer Wohlfahrtseinrichtungeu
zur Verfügung, in denen diese in Wort
und Bild vorgeführt werden. Das
Werk enthält aber auch eine von dem
Bibliothekar Peter Schmidt in Dresden,
der 1883 die „Deutsche Ehrentafel"
gründete und sie bis zum Jahre 1905
in der Zeitschrift des „Zentralvereins
für das Wohl der arbeitenden Klassen",

dem „Arbeiterfreund", veröffentlichte,
eine zahlenmäßige Zusammenstellung
der Aufwendungen des letzten Viertel-
jahrhunderts über die freiwillige soziale
Fürsorge innerhalb des Deutschen
Reichs. Obwohl für die Ermittlung
der Spenden für freiwillige Fürsorge
amtliche Feststellungen nicht zur Ver-
fügung standen und obwohl die
regelmäßigen jährlichen Zuwen-
dungen, die deutsche Arbeitgeber,
Aktiengesellschaften und Gesellschaften
mit beschränkter Haftung ihren Wohl-
fahrtseinrichtungen zukommen lassen,
sehr spärliche Berücksichtigung fanden,
weil sie nur selten veröffentlicht werden,
stellt doch das Werk als Ganzes ein
ausgezeichnetes Bild der freiwilligen
sozialen Fürsorgetätigkeit dar. Nach
den angestellten Ermittlungen stellen sich
die Ergebnisse der freiwilligen sozialen
Fürsorge innerhalb des Deutschen
Reiches vergleichsweise für 1901, 1905
und für 1912, sowie zusammengefaßt
für 1883 bis 1912 wie folgt:

1901 für 1135 ermittelte Fälle
80 740 383 -<

1905 für 1492 ermittelte Fälle
116 222 729 ^.

1912 für 649 ermittelte Fälle
165 028 636 «L.

l883—1912 (Zahl der Fälle
nicht festgestellt) 1 654 956 369 °«.

Diese Summen geben Zeugnis von der hochherzigen Gesinnung und Opferwilligkeit in weiten Kreisen der deutschen Arbeitgeber; das ganze Werk aber bildet einen neuen Faktor für die Beurteilung unserer sozialpolitischen Verhältnisse und der praktischen Wohlfahrtspflege. Hinzu kommen noch die gewaltigen Summen aus der öffentlich-rechtlichen Sozialpolitik.

Technische Rundschan.

Von I. F. L. de Balbian Verster in Amsterdam.

Ein historisches Schiffs-modell.

Eine der zahlreichen in den letzten Monaten in Holland zur Feier des Hunde»tjährigen Jubiläums der Unabhängigkeit veranstalteten Ausstellungen ist dic „Erste niederländische Ausstellung auf Schifffahrtsgebiet" (Eerste Nederlaudsche Tentoonstelling op Scheepvaartsgebied, nach den Anfangsbuchstaben im Verkehr kurzweg „Entos" genannt). Sie enthält auch eine historische Abteilung, welche durch eine mit der Geschichte des holländischen Seewesens sich beschäftigende Vereinigung eingerichtet worden ist. Letztere hat aus öffentlichen und Privatsammlungen wertvolle Gemälde, sowie verschiedene Dokumente zu diesem Zweck erhalten, wodurch die Ausstellung außerordentlich merkwürdig ist. In dieser historischen Abteilung bildet aber eine Einsendung einen besonderen Anziehungspunkt; es ist dies ein historisches Schiffsmodell aus dem Hohenzollern-Museum in Berlin, das Eigentum des Deutschen Kaisers ist, und von diesem der Ausstellung in Amsterdam zur Verfügung gestellt worden.

Vis jetzt wußte man über Herkunft und Geschichte dieses Modells nichts; bekannt war nur, daß es ein Geschenk des oranjischen Hauses für den Großen Kurfürsten war, wie auch, daß es im Jahre 1800 durch König Friedrich Wilhelm III. „der Kunstkammer" gegeben wurde. Erst jetzt ist es — dank den Forschungen des Vorsitzenden der genannten Vereinigung, Herrn C. G, 't Hooft — gelungen, die Herkunft und Bedeutung dieses Modells mit Sicherheit feststellen zu können.

Das Modell hat eine Länge von drei Metern und ist eine genaue Repro-

duktion der „Hollandia" (80 Geschütze), die im Jahre 1665 das Ad, miralschiff von de Runter war, nachdem es eben von der Werft in Amsterdam gekommen war. Im folgenden Frühjahr lag die ganze niederländische Flotte vor Terel segelfertig, und sie erhielt dann, am 1s. Mai 1666, vor, nehmen Besuch. Der Kurfürst von Brandenburg mit seinem 15jährigen Neffen, dem Prinzen Wilhelm von Oramen (dem späteren Statthalter nnd König von England), der Prinz Moriz von Nassau-Siegen, der „Brasilianer", damals Statthalter von Brandenburg in Cleve, die Fürsten von Anhalt und Dessau, die Grafen von Solms und Dohna und andere hohe Herren befanden sich an Bord des Admiralschiffes. Sie wurden von de Ruyter festlich empfangen und dieser ließ ihnen zn Ehren einige Flottenmanöver ausführen. Es war zum ersten Mal, daß der junge Oranier öffentlich auftrat, wobei die Matrosen ihm begeistert zujubelten; bei dieser Gelegenheit überreichte ihm die Admiralität von Amsterdam ein Geschenk, welches in eben diesem Modell des Admiralschiffes, des neuesten und größten Kriegsschiffes, bestand. Es trägt ans dem Spiegel das Wappen dieses Prinzen, darunter das Wappen von Holland, neben den zwei gekreuzten Ankern, dem Merkzeichen der Amsterdamschen Admirali-

tät. Auf den beiden Schaluppen
kommt letzteres neben dem Stadtwappen
von Amsterdam wieder vor. Man kennt
also sowohl den Geber, wie auch den
Beschenkten und auch den Zeitpunkt, in
welchem dies geschah. Man wird an-
nehmen dürfen, daß dieses Modell im
Besitz des Prinzen von Oramen geblie-
ben ist, und daß es, nachdem Wil<
helm III. im Jahre 1702 kinderlos ge-
storben war, aus seinem Nachlaß in den
Besitz seiner Verwandten in Potsdam
gekommen und damit unveräußerliches
Eigentum des Hauses Hohenzollern ge-
worden ist.

Medizinische Rundschau.

Von Ernst Marbod.

Ein Buch für alle.

Im S. Hirzelschen Verlag, Leipzig
1913, ist ein Buch herausgekommen,
das verdient, der Laien-, aber auch der
ärztlichen Allgemeinheit angelegentlich
zur Beachtung empfohlen zu werden:
Dr. me6. Georg Groddecks,
Ernst Schweninger zugeeignetes, Werk:
„Der gesunde und kranke
Mensch, gemeinverständlich
dargestell t."

Den Laien, denen das Buch zunächst
zugedacht ist, wünsche ich seine Lektüre
und mehr: seinen Besitz zu oft zu
wiederholendem Studium, weil hier
einer die Laien aus den Lagunen ihrer
Unwissenheit und aus den gärenden
Sümpfen ihrer Ängste und Furchtsam-
keiten heraus- und hinauslockt in die
offene See besseren Wissens, wo die
frische Brise der Ermutigung weht,
ihnen Sinne und Sinn und Herz er-
füllt und stärkt zu zielbewußtem Wollen
und Wehren.

Und die Ärzte, zu deren Mithelfern
Groddeck die Laien erziehen möchte,
seien auf seine Publikation hingewiesen;
denn auch sie werden manche Anregung
darin finden können, wenn sie wollen,
— zu weiterbauendem Denken über den
normalen, abnormen und pathologischen
Menschen und dessen Behandlung, zur
Überwindung manches Vorurteils und
manches Usus, der die Laien angstkranl
macht.

„Alle Menschen müssen Arzte sein,
alle Arzte müssen Menschen sein!"
ist des Buches Losungswort. Und als
Überschrift ober dem Titel, als obersten
und Hauptgrundsatz hat der Verfasser
das vielsagende, auch trosthaltige Wort
aufgestellt: Xatura sauat, meäieu»

curat.
Manches ist in dem Buche von
anderen als den gewohnten Seiten be-
trachtet.
Es ist interessant, unterhaltend und
belehrend wie eine gute schönliterarische
Gabe, seine Physiognomie zeigt Züge
eines Künstlers wie eines Gelehrten,
eines Forschers.
Manch selbständiger, eigenwüchsiger
Gedanke grüßt uns aus ihm.
Ein energischer, frohgemuter ärzt-
licher Geist spricht aus dem Buch.
Mit sicherer Hand legt Groddeck
das nxite Geflecht seines Gegenstandes
auseinander; erläutert aus dem, was
bekannt, und dem, was er anders sieht,
was er mehr zu erschauen und zeigen zu
sollen glaubt, aus den normal- und
pathologisch-anatomischen Verhältnissen
und biologischen Kompleren des mensch-
lichen Körpers bezw. der menschlichen
Psyche und den therapeutischen Maß-
nahmen das Wichtigste und fügt seinen
Betrachtungen, da und dort an geeigne-
ter Stelle auf weitere — z. B. soziale,
politische, ethische — Gegenstände über-
greifend, Bemerkungen ein, aber immer
nur, soweit sie der Hauptsache dienen.
Es muß dem Buche als ein be-
sonderer Vorzug angerechnet werden,
daß es trotz seines Charakters als Lehr-
buch nicht durch unangenehme Lehr-
haftigkeit ermüdet, daß es meisterlich ist,

ohne schulmeisterlich zu sein. Gerade in der Berücksichtigung dieses Erfordernisses, um sich als erquickliches, vor allem als Laienlehrbuch zu qualifizieren, liegt ein Hauptteil seiner Befähigung zur Volkstümlichkeit.

Wie es, als selbst gesundes und zur Gesundung der Menschen beitragsfähiges Buch, würdig ist eines ärztlichen Autors, so ist es auch würdig der Popularisierung angesichts der Art seiner Mitteilung und des Mitgeteilten selber, — des wohl wichtigsten Wissens: der Kenntnisse vom gesunden und kranken Menschen, die selbst immer weiterer Verbreitung wert sind, ja deren Kommunisierung nötig und, reichen Lohn in sich bergend, eine unserer wichtigsten sozialen Aufgaben ist.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Und siehe — es konnte alles neu geworden sein. Im Berliner Theaterleben nämlich. Von außen betrachtet, ein Wechsel an vielen Orten. Ein neuer Herr im Lessing-Theater, ein neuer Herr im Kleinen Theater, ein neuer Herr im Komödienhaus, ein neuer Vize-Herr im Königlichen Schauspielhause (mit etwas, was dort schon lange nicht gewesen, einem Tätchen, beinahe: Strindbergs Schwanenweiß) und vor allem: ein ganz neues Theater mit dem Anspruch, unter der Marke, ein Altes fortzusetzen, eine neue Note in das Berliner Theaterleben zu bringen: das „Deutsche Künstler-Theater. Societät" (so schreiben sie sich selbst).

Wird mit dem äußerlichen Neuen ein innerlich Neues kommen? Die Zeit dafür ist reif. Es hieß einmal Berlin die Theaterhauptstadt Deutschlands, ja, bei manchen Enthusiasten, Europas. So bejubelte man es hier, so beklagte man es dort. Und Broschüren erschienen, mit dem Motto: Los von Berlin — worin Ratschläge erteilt wurden, wie „die Provinz" (worunter alles deutschredende Land vom finnischen Meerbusen bis zum Genfer See und den Transsylvanischen Alpen verstanden wurde) sich von dem lastenden Drucke der Berliner Vorherrschaft befreien könnte.

Die Ratschläge waren ganz und gar vergebens. Berlin selbst befreite „die Provinz", indem es nämlich die Macht lähmte, auf der seine Vorherrschaft beruhte: das war die dramatische Pro-

duktion der Gegenwart. So lange die Berliner Bühnen ihre Bedeutung darin suchten, jedes neue, der Aufführung würdige Werk zuerst ans Licht zu stellen, suchte jedes Werk zunächst eine Berliner Bühne. Was blieb der Provinz übrig, als nachzuspielen, was Berlin vorspielte? Dann kam die Zeit, wo bewiesen wurde, daß eine Bühne ohne den Dichter, allein durch die Künste der Regie und der Aufmachungl bestehen könne; und diese Künste wurden bald als pikanter, unterhaltender, neuer, aufregender als das Dichterwort empfunden. Der moderne Dichter wurde minder beachtlich, bald beinah unbeachtlich für die Berliner Bühne. Und nun sprossen die „Uraufführungen" an allen Ecken und Enden des Reiches — des deutschen Sprachbereiches — „der Provinz" hervor. Heute wird selten noch ein Stück in Berlin zuerst gegeben. Und was die Regiekünste anbelangt, — mein Gott, das kann man anderwärts auch. Seinen eigenen Dichter oder gar seine eigenen Dichter konnte nicht jede Bühne haben; aber seinen eigenen Reinhardt kann jede haben und hat jede. Die Differenz vom echten ist durch die leicht anlernbaren Tricks und die noch leichter nachahmbaren Dekorationen und Kostüme nicht leicht erkennbar. Und so hatte Berlin selber

die „Provinz" von seiner Vorherrschaft befreit.

Und die Stunde kam, wo den hell um sich Schauenden das Ahnen dämmerte, daß Berlin dem Geschick entgegenginge, in die Abhängigkeit der Provinz zu geraten. Wo diese Zukunft sich monumental durch Theater-Ertrazüge ankündigte, die die Zuschauermenge nicht nach Berlin, sondern von Berlin hinausführte. Und man fragte sich: wie kann man diese Zukunft verhüten?

Natürlich nur durch das Mittel, das Berlins Herrschaft begründet hatte: Rückgabe des Theaters an das Dichterwort. Durch allen Taumel der Regie- und Blendwerkkunst fing dies Sehnen an zu keimen, und man hielt Umschau: woher kommt der Retter diesem Lande? Und man merkte auf die heurige Theaterjahreswende und fragte schüchtern: kommt jetzt die neue Zeit? Die Periode der Berliner Vorherrschaft, die Periode des „literarischen Theaters", hat anderthalb Jahrzehnte gedauert; die Periode des absoluten Bühnentnms (des absoluten Komödiantentums, wo's an künstlerischem Anstand fehlt) ein Jahrzehnt: zeigen sich jetzt die Ansätze zu neuem Umschwung?

Die ersten Schritte der neuen Spielzeit können noch nichts beweisen, als etwa Absichten. Das Vollbringen beim Theater wird ja bekanntlich nicht von Absichten bestimmt, sondern von äußeren Notwendigkeiten, oder, wo diese durch eine glückliche Laune des Zufalls fehlen, von dem Naturell der Bühnenleiter. Eine deutliche Absicht, eiu klares Programm hat das „Deutsche Künstler-Theater. Societät" (so schreibt es sich selbst) ausgesprochen. Willy Grunwald, der Direktor, trat hervor und sagte: „Wir, ehemals Schauspieler Brahms, wollen Brahms Werk fortsetzen". Und Gerhart Hauptmann, auch Sozietcir, dazu Ehren-Dberregisseur, stellte in der Eröffnungsaufführung einen „Wilhelm Tell" auf die Bühne, der zu sagen schien: „das Bild ist nichts, die Koulisse ist nichts, die Massenbewegung Nebensache (darum schlecht), selbst das Wort ist nicht viel, aber alles ist der Geist." Das ist sehr schön als Tendenz.

Nicht als Vollbringen. Aber als Tendenz, weil das heut herrschende Ertrem

nur durch das entgegengesetzte Ertrem korrigiert werden kann. Herr Grunwald will Brahms Werk fortsetzen. Natürlich wird er etwas anderes tun, denn Brahms Werk ist nicht fortsetzbar. Brahm selber hatte in den letzten Jahren seiner langen Theaterlaufbahn ganz deutlich eingesehen, daß die Art von Schauspielkunst, die ihm seit Anbeginn vor dem geistigen Auge stand, nur an Ibsen und Hauptmann zu verwirklichen war. Demgemäß hatte er sich, wenn er Freude an seinem Werk haben wollte, schon lange vor seinem Tode auf Ibsen und Hauptmann beschränkt (die „Cyklen" der Dichtungen beider) und das andere Repertoire, das er zulassen mußte, um der leidigen Kasse willen, seinen Leuten überlassen. In einer Ernst Hardt, Aufführung etwa: wo sah man da irgend etwas Brahmsches? Also Herr Grunwald, der nicht daran denkt, sich auf Ibsen und Hauptmann zu beschränken, wird nicht Brahms Werk fortsetzen, sondern er wird sein Werk oder das seiner Genossen schaffen, von dem er glaubt, daß es mit Brahms Werk Ähnlichkeit habe.

Im Negativen wird es gewiß eine Ähnlichkeit mit Brahms Werke haben; es wird den Schwerpunkt von dem Äußerlichen wegrücken. Aber wohin rücken? Zum Dichterischen? Zum Schauspielerischen? Das ist die Frage. Hauptmanns (und Grunwalds) „Wilhelm Tell" war zunächst nur eine Wiederholung eines Brahmschen (von Brahm selber längst aufgegebenen)

Irrtums: des Irrtums, man könne Schiller, wie einen Kuchenteig, in eine beliebige Schablone (die sogenannte naturalistische natürlich) pressen. Die berüchtigte Eröffnungsaufführung von „Kabale und Liebe" der Brahmschen Direktion im „Deutschen Theater" 1894 — mutnti» mntaliäi» wiederholte sie sich 1913 im „Deutschen Künstler-Theater. Societät" an Wilhelm Teil. Beide Male hat sich Schiller spröd erwiesen wie Kristall. Und beide Male hat er mit der imperativen Geste eines Künstlers, der sein eigenes Gesetz in sich trägt, den unbegreiflichen ästhetischen Irrtum eines kritischen Kopfes wie Brahm, eines dichterischen Kopfes wie Hauptmann aufgedeckt: zu glauben, ein in sich vollendetes Kunstwerk könnte je seinem mit ihm organisch verwachsenen Stilgesetz entfremdet werden.

Aber das schadet für den Anfang nichts. Die neue Stätte mit der neuen Kunsttendenz ist da; warten wir ab, wie sie sich auswirken wird. Über die anderen neuen Herren das nächste Mal.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Es scheint, als sei der Sommer keine besonders günstige Zeit für die Arbeiten der Frauenbewegung. Und nun gar dieser Sommer allgemeinsten Mißvergnügens, zu dem die politische Lage, das Kriegsgeschrei im fernen Osten, von dem man heute nicht mehr achselzuckend behaupten kann, es bekümmere uns nicht, wenn dort die Völker aufeinanderschlagen, endlich das ewige Regenwetter allerorten sich vereinigten. Wenig Bemerkenswertes hat sich in diesen Sommermonaten zugetragen. Die Erfolge der unermüdlichen Kongresse, die bald da, bald dort, bald überall tagen, bleiben abzuwarten. Ich fürchte, sie werden sich, wie die Weltausstellungen, überleben. Die gleichen Sitzungen, die gleichen Reden, und Ia»t uot Iea»t die gleichen Feste: Empfänge, Ausflüge, Bankette, Sekt md Ungarwein, Toaste, Hurra! Mein Geschmack ist das nicht, und so oft ich's versuchte, es ohne jedes Vorurteil mitzumachen, der Eindruck war fast immer der gleiche, die Art erschien mir zu männlich für die Frauenbewegung. Oder sollte gerade dies die Absicht sein? Vielleicht! Es gibt verschiedene Kampfesweisen, und die langweiligsten sind diese Kongreßreisen

gerade nicht. Man feiert und ehrt die Gäste, sie reden sehr viel, die Debatten machen meist einen recht guten, parlamentarisch geschulten Eindruck, aber es kommt nicht viel dabei heraus. Das kann man übrigens auch anderwärts beobachten, nicht nur auf den Tagungen der Frauenkongresse; man begnügt sich im wesentlichen mit dem sogenannten „moralischen Erfolg" und wählt den Vorort für die nächste Versammlung, Der Arbeit folgt dann das Vergnügen, nochmals betone ich, das haben die Frauen den Männern vorzüglich abgeguckt, und wenn dies der Weg zu bedeutsamen Resultaten sein sollte, so wird das Frauenstimmrecht, dessen nächster Internationaler Kongreß in Berlin stattfinden wird, sich schließlich doch durchsetzen lassen. Als Leitmotiv wäre zu empfehlen: „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen." Die Aussichten allerdings sind nicht sonderlich verheißungsvoll. Von den Suffragetten abgesehen, die durch Mord und Totschlag, durch Feuer, Hungerstreiks und sonstigen lieblichen Unfug die Frauenstimmrechtssache in England immer wieder zurückbringen, hat auch die Budapester Tagung keine besonderen Fortschritte gezeitigt. Nach mir zugegangenen Berichten, die durchaus objektiv und der Frage geneigt sich erwiesen, war wenig Stimmung in den

Versammlungen, was schließlich auf die allgemeine Verstimmung in Österreich-Ungarn, wegen der Balkankonflikte und der unsicheren, von Tag zu Tag wechselnden politischen Konstellationen zurückzuführen wäre. Es fehlte nicht an einem großen Aufwand von Anträgen, Debatten, Vorschlägen, und von Südafrika bis Böhmen strebte aller Länder Weiblichkeit dem gleichen Ziele zu, aber es kam zu keinen bemerkenswerten, fördersamen, zielsicheren Ent- und Beschlüssen, denn ob die Errichtung eines Hauptquartiers für Frauenstimmrecht, die allerdings beschlossen wurde, sich als ein kräftiger Stützpunkt der Bewegung erweisen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wurde eine recht ansehnliche Summe für diesen Zweck aufgebracht/ so daß man von einem unnütz vertanen Aufwand glücklicherweise nicht sprechen kann. Und sonst? Bei der Eröffnungsfeier des Kongresses waren die Regierung und die städtischen Behörden vertreten, und es fehlte auch nicht an einem Feste, das die Stadt den Gästen zu Ehren gab. Man muß Budapester Festtage kennen im Glanz und der lebensprühenden Fülle dieser temperamentvollsten Nation, um zu verstehen, was es heißt: „Keine rechte Stimmung". Waren es die unfrohen Zeitläufe, die daran schuld trugen, oder die Häufigkeit derartiger Veranstaltungen, die eine Übermüdung und Abkehr mit sich bringen, wer weiß das? Ich aber kann aus diesen Sommertagen auch sehr Schönes und Herzerfreuendes melden von der Frauenbewegung, denn alles, was ich Großes, Wertvolles und Segensreiches auf dem Gebiete sozialer Fürsorge sehe, führe ich auf sie zurück. Sie hat die Frauen sehen und denken gelehrt und Kräfte geweckt, die fortdauernd wirksam sind. Aus dem Samariterdienst und den Leistungen der Hilfsbereit. schaft, die als die ersten Bausteine der Bewegung zu betrachten sind und im sicheren Anstieg zur heutigen Ethik der gesellschaftlichen Anschauungen führten, haben diese Bestrebungen die ersten Anregungen empfangen. Und neben der Betätigung des Freiheitsdranges und den anfangs sehr bescheidenen Wünschen zur Verbesserung des Frauenloses klang immer vernehmlich der Ruf: Sorget für die Jugend, helfet den Kindern, mildert das Los der Ent-

erbten. Frauenstimmen waren es, die das soziale Gewissen weckten! Und mit wie herrlichen Erfolgen! Ein Kinder-Erholungsheim, das in seiner Anordnung von einer Frau erdacht, von ihr bis in die kleinsten Details bei der Ausführung überwacht und mit Herz und Geist durchgeführt wurde, dessen hochherzige Stifter das Deutsche Kaiserpaar ist, sah ich in den letzten Tagen. Es ist das von Frl. Marie Kirschner, der Tochter des verstorbenen Oberbürgermeisters von Berlin, geleitete Ahlbecker Kinder-Erholungsheim. Ausgezeichnet gelegen, in einem großen Waldterrain, das bis dicht an den Meeresstrand hinabreicht, erheben sich die hübschen, freundlichen, im Cottagestil errichteten Baulichkeiten. Die Seeluft streicht durch die duftigen Nadelwaldungen, die weiten Wiesenflächen, die prächtigen gärtnerischen Anlagen dieses Sommerasyls der Kinder, deren bleiche Großstadtsgesichter bald die kräftige Farbe der freien, frischen Luft annehmen. Alles ringsum Gesundheit, Freimut, Frohsinn und Schönheit. Denn mit liebevollem, feinem Verständnis für die Regungen der Kindesseele ist, neben den hygienischen, rationellen Einrichtungen dieses Heims, auch der ästhetischen Seite volles Genüge geschehen. Wohin der Blick des Kindes sich auch wendet, findet er überall die Segnungen der Ordnung, die es vielleicht nur instinktiv empfindet, die es aber froh und fast stolz machen. „Und gurgeln ooch", sagte ein kleiner Knirps, als

wir aus den Schlafsälen kamen, die so bildsauber, so luftig, so ruhevoll und friedlich mitten im Grünen liegen, ausgestattet mit „jedem Komfort". Und diese Spielräume und Wandelhallen, durch die Zentralheizung für das bekannte Berliner Volkswort: „Ob schön, ob Regen" prädestiniert. Besonders hübsch wirken in dem Spielsaal die kleinen Schränkchen, zu denen jedes Kind seinen eigenen Schlüssel hat, um die am Strand und im Walde gesammelten Schätze an Muscheln, Tannenzapfen usw. aufzubewahren. Da darf niemand darüber. Auch die Schwestern nicht. Das Schlüsselrecht hat nur sein jeweiliger Besitzer. Und die Türfüllung der kleinen Spielschränke ist mit Blumen, Früchten, Vögeln und sonstigen Emblemen bemalt, die mit denen der Garderobeschränke, von denen jedes Kind auch einen eigenen besitzt, korrespondieren, so daß nicht eine Nummer, sondern eine zierliche Malerei, das Kennzeichen bildet. Also dem Kinde gehört nicht Nr. 1, 2, 3, 4 . . ., sondern Kornblume, Taube, Rose, Apfel . . .; ist das nicht ein reizender, inniger Gedanke? Und von solchen Gedanken ist alles erfüllt. Der Speisesaal mit den anmutend mit weißem Linnen gedeckten Tafeln, die mit Blumen und Waldesgrün geschmückt sind, auf denen gerade das appetitliche Menu des Tages angerichtet war: falscher Hase, Bratkartoffeln mit Gemüse, dann Flammeri. In zierlichen Näpfen, daneben das blitzblanke Besteck. Die Näpfe tragen das Zeichen der Königl. Porzellanmanufaktur, und auch die Waschschüsseln und anderen notwendigen Gebrauchsgeräte entstammen durchaus dieser weltberühmten Manufaktur. Am oberen Ende des Speisesaales steht auf etwas erhöhter Estrade ein großer runder Tisch, mit Klöppelspitzen garniertem Tischtuch, einem Blumenarrangement aus dem eigenen Garten, einladend gedeckt, an dem die Leiterin, Frl. Kirschner, und die Schwestern mit den Kindern gleichzeitig die Mahlzeiten einnehmen. Am unteren Ende des Saales befindet sich auf gleicher Erhöhung ein Harmonium, eine Art Kanzel, ein Klavier. Da wird vor dem ersten Frühstück ein Psalm gesungen; abends werden zur Klavierbegleitung Lieder angestimmt und fröhliche Spiele gespielt. An dem runden Tisch haben der Kaiser und die Kaiserin bei

den Kindern schon Schokolade getrunken, „janz jemütlich", vertraute eine echt Berliner Iöhre uns an. Aber die Kinder sind artig, fröhlich und gar nicht verschüchtert. Sie fühlen sich in dieser ihnen doch immerhin fremden Umgebung wie zu Hause und haben im Walde und an der See rasch die Straße vergessen, ihr sonstiger Sommerspielplatz. Die zum Betriebe des Ganzen gehörigen Räume sind mit den Errungenschaften der modernen Wirtschaftstechnik eingerichtet; Küche, Waschküche, Keller, Trockenplätze, kurz, was irgend erforderlich, in musterhaft tester Aufmachung. Ein Isolierpavillon für erkrankte Kinder, die Liegehallen für schwache, die Badezimmer, überall der Geist höchster Wohlfahrt. Sehr hübsch ist die Villa, in der die Schwestern wohnen. Mit bestem Geschmack und echtem Behagen ausgestattete Zimmer, zu denen man von einer reizenden, hellen Diele nach oben gelangt, um die herum das für den Kaiser bestimmte Zimmer, mit angrenzendem Schlafzimmer für nächtlichen Hofbesuch, der Empfangssalon, das Wohn-, Schlaf- und Fremdenzimmer der Leiterin liegen. Alles in feinstem Sommervillenstil eingerichtet. Blumen überall in reicher Fülle, die duftige Zier. Nirgends Prunk. Aber über aller Schlichtheit ruht Schönheit. „Springbrunnen haben wir auch und — viel Stullen", belehrte uns heimlich ein kleines Mädchen, als wir im Begriff standen, das Kaiser-Wilhelms-Erholungsheim zu verlassen. Das ist der In-

halt dieser gesegneten Anlage: Schönheit und gute Körperpflege. Man sinnt, wenn man sie verläßt und strandwärts heimkehrt. Man sinnt und träumt. Wenn solche Einrichtungen beispielgebend sich fortentwickelten, weiter und immer weiter, — der Kronprinz hat jetzt auch 100 arme Kinder zu Gast — auf den Gütern, in den großen Villenanlagen, je nach Gaben und Kräften? Ob dies die Wege wären, die dereinst zu den Domen der Menschheit führen?! Man träumt, jedoch vom erschauten Wirklichkeitsbilde inspiriert.

Auch zwei gute Bücher gehören in meines Sommers Ernte. Neben den praktischen Ausführungen sozialer Hilfsarbeit, wie sie dieses Heim aufweist, die theoretischen, die tüchtige Frauenrechtlerinnen in beflissener Arbeit niedergelegt haben. Es sind Rosa Mayreders: „Zur Kritik der Weiblichkeit"*), und Eliza Ichenhaeusers: „Frauen-Ziele" — Aufgaben der Frauenbewegung**).

Mit viel feinem Geist und starkem philosophischen Einschlag behandelt Rosa Manreder ihren Gegenstand und weiß von Anfang bis zu Ende zu interessieren, auch dort, wo man anderer Meinung ist als sie, und von der Fülle ihrer Apercus, oft auch Paradoren, mehr geblendet als überzeugt ist. Es ist aber ein lesenswertes Buch; bekundet, was Frauen über ihre Geschlechtsgenossinnen denken und sagen, und nimmt gelegentlich auch die Hilfe der Männer in Anspruch, um ihre Ideen zu illustrieren. Aus der sehr merkwürdigen und amüsanten Blütenlese, die sie zu diesem Zwecke veranstaltet, sei nur etwas zitiert: „Nach einer sehr verbreiteten Auffassung ist die Sanftmut eine so allgemeine Begleiterscheinung der Weiblichkeit, daß

') Eugen Diederichs Verlag, Jen«,
**) Verlag Alfred Schall, Berlin.

Virchow Sanftmut geradezu als eine Eigenschaft des Eierstocks bezeichnet. Havelock Ellis aber sagt: Zornmütigkeit ist eine Affizierbarkeit, die von jeher, und wohl mit Recht, dem Weibe zugeschrieben wird." Man kann nun wählen, aber um dies zu können, muß man das Buch lesen, was sich durchaus verlohnt. Mit einfacheren 'Mitteln macht Eliza Ichenhaeuser sich bemerkbar. Ihr Buch ist der Popularisierung der

Frauenfragen geweiht. Für alle diejenigen, die sich für die Frauenbewegung interessieren und zu eingehenden Studien des Materials keine Ge, legenheit und keine geeignete Vorbildung haben, ist dieses Buch eine wahre Quelle der Aufklärung und Belehrung. Die Verfasserin behandelt den Stoff mit großer Sachkenntnis, mit eisernem Fleiß und mit einem Sammeleifer des Materials, sowohl nach der betrachtenden, als nach der statistischen Seite, die rühmenswert sind. An nichts geht sie achtlos vorüber, und von den Anfängen der Frauenbewegung bis zu ihrer heutigen Entwicklung nimmt sie alle in das Gebiet einschlagenden Phasen durch, sowohl in wirtschaftlicher als sozialer, politischer und rechtlicher Hinsicht. Es lassen sich in kurzer kritischer Beurteilung die Vorzüge dieses Werkes nicht im einzelnen aufzählen, aber als einen sicheren Führer durch die verzweigten Pfade dieser bedeutungsvollsten Fragen im Frauenleben unserer Zeit ist es auf das wärmste zu empfehlen.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Horatio.

Die Jahresabschlüsse unserer großen Montanwerke, die im Spätsommer und im Herbst eines jeden Jahres Revue passieren, fallen diesmal in eine Zeit, in der die Sorge um die ungewisse Zukunft die Genugtuung über die erfolg-

und ertragreiche Vergangenheit schmälern und verdunkeln muß. Fast während des ganzen Jahres 1912/13 herrschte bei den Werken noch Hochkonjunkturbetrieb, und erst als man in den Hauptbüchern 1913/14 schrieb, fingen die Aufträge an, spärlicher einzugehen, fingen die Preise an sich zu senken. Die Verwaltung einer Aktiengesellschaft, die so zwischen Tür und Angel steht, die — wenn sie zurückblickt — auf glänzende Verdienste, Rekordergebnisse und zum Teil auf gefüllte Kassen sieht, der dagegen — wenn sie nach vorwärts schaut — bange Zweifel über die Bilanz des nächsten Jahres aufsteigen, steht vor einer schwierigen Aufgabe. Wie weit soll sie den Wünschen der Aktionäre nachgeben, die ein« möglichst fette Dividende wünschen und dabei, wenn auch nicht das moralische, so doch das formale Recht auf ihrer Seite haben, das ja den ganzen verteilbaren Reingewinn als Dividende auszuschütten befiehlt, wie weit sollen sie ans Sparen denken, das der Gesellschaft in schlechten Zeiten das Fortkommen erleichtert? Wenn die Aktionäre, die sich wirklich als Beteiligte der Gesellschaften fühlen, in den Generalversammlungen zu Worte kommen würden und das Wort zu führen verständen, wäre die Sache höchst einfach. Wer dauernd Aktionär einer Gesellschaft sein will, braucht eine dauernde und möglichst gleichmäßige Rentabilität. Ganz anders die Börsenleute, die nicht auf die Dividende sehen, sondern auf den Kurs, denen eine höhere Dividende die Basis für eine zehnmal so große Kurssteigerung bietet. Sic fühlen sich nicht als Beteiligte der Gesellschaft, sondern sie wollen mit dem Erfolg oder auch mit dem Mißerfolg der Gesellschaft spekulieren, ihnen ist darum nicht eine ruhige Fortentwickelung, sondern ein sprunghafter Wechsel in den Geschicken der Gesellschaft erwünscht und dienlich. Es zeigt sich nun in der Gestaltung unserer Kapital, markte die merkwürdige Anomalie, daß die großen, maßgebenden Aktienunter^ nehmungen sich langsam, aber sicher, nach der Seite der ruhigen Stabilität der Erträgnisse hin entwickeln, während aus den dauernden, seßhaften Aktionären immer mehr bewegliche, veränderungssüchtige und profithungrige Spekulanten werden. Die Aktionäre ver-

lieren die Solidität, die Gesellschaften gewinnen sie. Seit die Gesellschaften, deren Papiere an den Ultimomärkten notiert werden, sich finanziell und betrieblich vielfach so konsolidiert haben, daß bei ihnen große Sprünge und große Phantasien nur in recht beschränktem Umfange möglich geblieben sind, ist die Spekulation auf der Suche nach leichtfüßigeren Papieren. Sie verschreibt sich z. B. ausländische Petroleumaktien, wie die der russischen Naphthaindustriegesellschaft Gebr. Nobel zum Berliner Ultimoverkehr, sie wandert nach dem Kassaindustrieaktienmarkt aus, auf dem immer irgend etwas los ist — die Braunkohlenhausse von Herrn Petscheks Gnaden, der Erdölaktien-Rummel, der Streit um die Permutitpatente etc. — oder sie ergeht sich gar auf dem Markte der unnotierten Werte, wo die Benz-Aktien oder die jungen und jüngsten Erdölaktien Trumpf sind.

Von den Papieren, die im Ultimogeschäft die Hauptrolle spielen, sind die Bankaktien — von wenigen Ausnahmen abgesehen — in letzter Zeit fast ganz ruhig geworden. Die Eisenbahnaktien — mit Ausnahme der quecksilbrigen Kanadashares und der aufsteigenden Aktien der Prinz Henribahn — sind es schon lange. Auch bei den großen Kohlen- und Eisenwerken ist der Stabilisierungsprozeß in vollem Gange. Gelsenkirchener, Harpener und Bochumer, Rhein-Stahl und Rombacher gehen ihren ruhigen Gang, ohne große Überraschungen und Sensationen, die Oberschlesier, voran die früher so populären

Aktien der Laurahütte, sind in den Hintergrund getreten, und selbst in der Phönir-Dividende steckt heute lange nicht mehr soviel Phantasie, wie noch vor wenigen Jahren. Ein unruhiges Element stellen die Deutsch-Lurem-burger Aktien dar, denen man noch nicht so recht traut.

Viel lebhafter als auf dem Markte der Montanaktien und selbst der Elek-trizitätsaktien geht es auf dem Schiff-fahrtsmarkte zu. Der schroffen Kon-junktursenkung im Krisenjahre 1908 ist in den letzten Jahren ein unerhört glänzender Aufschwung gefolgt, der Ratenkampf zwischen Pool und Kanada-gesellschaft, der Streit zwischen Hapag und Lloyd gaben noch weitere Punkte, an denen die spekulative Bewegung einhaken konnte. In der letzten Zeit enthusiasmierte die Spekulation beson-ders der glänzende Halbjahrsausweis des Norddeutschen Lloyd. 12 Millionen Mark Mehrverdienst, 61 Millionen Mark bereite Mittel, ein derartiges Re-sultat ist nicht nur dazu angetan, die Börse zu begeistern, sondern den Neid der weniger erfolgreichen Konkurrenz hervorzurufen. Denn Herr Ballin, dessen große Kanone „Imperator" vor-läufig noch Unsummen an Re-klame, Betriebskosten und Ausgaben für vergrößerte Bauanlagen verschlun-gen hat, kann nicht über ein gleich gutes Halbjahr quittieren, und während Lloydaktien ihren höchsten Kurs seit Jahren erklommen, hielten sich Hapag-Aktien bescheiden im Hintergrunde. Damit ist natürlich das letzte Wort nicht gesprochen. Während in Hamburg der zweite Imperator der Vollendung ent-gegengeht, legte der Bremer Lloyd seinen zweiten Columbus auf Stapel. Bis beide die Meere befahren, kann es im Schiffahrtsgewerbe wieder ganz anders aussehen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurllck, wenn ihnen nicht Niickport« beiliegt.
y«n«»g«l>« und cN>«ft«du!,l«ul: Pl»<, 07. Ludwig Vt«ln l n VnNn V 10, Llltz»»us« z». <3«l«l»n »ml liullülfl?lr. «30«>. - V«antn!»rlllch« R«daKt«ul: Dl, Lyluiu» Vluck In V«»lau. — In Nuhlllnd für dl« Redakti»n
«ranlwoltlich: vi.. Ndlian Polly, Lt. Peter»lmiz. «»Icmplah 1. — lllletn»Vnt«tung für Ung»ln:
«lllllch« ». ». ß»fbuchhandlung (I. Venu»), Vudap«!! V, D»l»tty»°ultz» L. — Fltl dn, InIn»tenteU
lxrant»»ilUch: ßelnllch Mittinann ln V«»l»» UI. — Veila» und Druck d« Lchl«! Ich» Vuchdnu»««l
». L Lch»ltla«nd«l. »>«, ««»la» M.

'."."
^ ^ '^b^ ..« "po^ Ä>:.^
dcr' Proftssor Dr. k^dwiq Stein
Guchdcuckercl, Kunst« und Verlagvanstalt
Hchottlaender, A.,G., Breslau.
^i'.,:l Berlin W.io Budapest
Kopenhagen
^»«.-nanic,
»lM1««».»,b«?lmchh»>chl. <l»ln> <^ L«N«!b»Ich.
k.'i'Kon Ho! p..ntinovel
'. ^ ' <,, d: W.» »-^«»t«<«» UN» <»!,», H »«» N«>f»,.il?«.
z». Jahrgang. Band 147. Heft 47^ November 1913

^Â«Â»'

OneömOeMmoHM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. F. Lt«ln»ck«. »«th»ld Sott«. «»Mich« K.K, K»fduchhandl. «»l«» H L»N«l»«lch.
Stockholm Christian« London Konstantinopel
«.«. Flitz«, Ud«lrls It«7»Is. Jac»b «,bn>ad V«chlzdl». «lMIlam» H «Olga»«. Intern»l, Vuchh»ndl. 0»t, K«ll.
fIll dl« Pl»vlnz«n w Vchnxden und in Vann»«»: ««««» «N>«. Ulfin» N«chl«I««, <»«p««h«g««!.
ltll dl« Echnxil: «l«»»«. «ntt,M. «. »nchhandl««« v. v»<» »«««,, Jülich l,
cl>n«lal»erti«tungfül H»lland: »V »«n«w««« «n» «»l>«. Ha««, Vuuenh»f zs.
0«r bochhllndlnlfch« V«tll«b für Ruhland b«l der ««I«UIch»ft «. «. »»lN» Hofbuchhandlungni ln V<<««<b»««:
c»8t!imxl v»ul 18 ». He»8kl ri,»ps!ct 13, M«»l««: echml«d«bil>,»« 12 u. 8ll»eduvl^l> 22.
;8. Jahrgang. Band 147. Heft 470 November 1913

Francis Hagerup,
Norwegischer Delegierter bei der zweiten Friedenskonferenz,
ehemaliger Präsident des Völkerrechtsinstituts:

Die dritte Haager Friedenskonferenz.

Wenn das Wort „Friedenskonferenz" ausgesprochen wird, gibt es eine nicht geringe Anzahl von Leuten, die sofort ausrufen: Wozu neue Friedenskonferenzen? Haben nicht die schon stattgefundenen zur Genüge ihre Ohnmacht bewiesen, den Weltfrieden zu sichern oder den Wettrüstungen der großen Mächte zu steuern? Kurz nach der ersten Friedenskonferenz haben wir den langwierigen und blutigen Krieg zwischen England und den südafrikanischen Republiken, und dann ein paar Jahre spater den russisch-japanischen Krieg erlebt. Nach der zweiten Friedenskonferenz kam zuerst der tripolitanische Feldzug Italiens und dann die Balkankrise mit ihrer geradezu unerhörten Verschwendung von Menschenleben! — Und die Rüstungen der Staaten haben erst recht in den seit der ersten Friedenskonferenz verflossenen Jahren einen ungeheueren Aufschwung genommen. Ist es doch dazu gekommen, daß ein englischer Staatsmann in allem Ernst die Frage aufgeworfen hat, ob nicht bald der Punkt erreicht sei, wo die Völker eher ihr Brot in Unsicherheit essen möchten, als hinter dem Schutz von Kanonen und Bajonetten zu verhungern, und daß ein anderer englischer Staatsmann neuerdings zugestanden hat, daß die Rüstungen nicht ohne Schaden für die Lebensbedingungen der Völker fortgesetzt werden können, daß aber keine Aussicht vorbanden sei, sie beschränken zu dürfen.

Diejenigen, welche glauben, durch solche Betrachtungen die Bedeutung der Haager Friedenskonferenzen aü ad»uräuni geführt zu haben, täuschen sich über den wahren Charakter dieser Konferenzen. Zur Erklärung und zugleich zur Entschuldigung des Mißverständnisses dient aber — das muß zugestanden werden — teils das ursprüngliche Hauptprogramm der Friedenskonferenzen, teils ihr Name.

In der Initiative des russischen Zaren zur Einberufung der ersten Haager Konferenz war bekanntlich das Hauptziel: die Beschränkung der Rüstungen. Dieses Ziel erwies sich aber als unerreichbar. Sowohl die erste wie die zweite Konferenz mußten sich auf einen frommen Wunsch in dieser Beziehung beschränken.

Francis Hagerup Die dritte Haager Friedenskonferenz

Der Name Friedenskonferenz ruft die naheliegende Vorstellung hervor, als handelte es sich hier um ein Bestreben, das sich unter der Losung: „Die Waffen nieder" unmittelbar auf Sicherung des Weltfriedens richtete. So haben sich indes die Arbeiten der „Friedenskonferenzen" nicht gestaltet, und so können sich ihre Arbeiten nicht ersprießlich entwickeln. Der Weltfrieden ist — nach dem treffenden Ausdruck Louis Renault s*) — nicht so sehr Zweck, als vielmehr Resultat dieser Arbeiten. Der unmittelbare Zweck der Konferenzen kann nur der sein: die rechtliche Regelung der internationalen Beziehungen zu fördern und dadurch mögliche Anlässe zu internationalen Konflikten zu beseitigen.

Die hohe Bedeutung dieses Zweckes geht schon daraus hervor, daß die friedliche Schlichtung internationaler Streitigkeiten durch Schiedsgerichtsbarkeit oder irgend eine internationale Jurisdiktion, von der die Pacifisten die Realisierung ihrer Hoffnungen erwarten, überhaupt nur eine allgemeine Anwendung auf Gebieten finden kann, die Rechtsregeln unterliegen.

Daß nun die beiden ersten Friedenskonferenzen für diesen Zweck Bedeutsames geleistet haben, wird kein unparteiischer Beurteiler leugnen können. Sie haben — um nur einige Hauptpunkte zu erwähnen — durch ihre Regelung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und der internationalen Untersuchungskommissionen Mittel zu friedlicher Beilegung der Staatenstreitigkeiten geschaffen, die in den seit der ersten Konferenz verflossenen vierzehn Jahren immer ausgiebiger benutzt worden sind. Sie haben für den Landkrieg Regeln aufgestellt, die in weitem Maße den Anforderungen der Menschlichkeit Rechnung tragen; sie haben die Grundsätze der Genfer Konvention betreffend die Behandlung der Kranken und Verwundeten auf den Seekrieg ausgedehnt. Und sie haben in manchen Beziehungen die Stellung der neutralen Staaten sicherer gestellt. Dies alles in Einzelheiten nachzuweisen, würde zu weit führen, und es ist dies nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Hier kommt es mir eher darauf an, zu zeigen, welche Aufgaben die beiden früheren Konferenzen ungelöst hinterlassen und einer dritten Konferenz als Arbeitsstoff Überbunden haben.

Zuvörderst aber ein paar Worte über das, was meines Erachtens nicht geeignet ist, auf die Tagesordnung einer neuen Konferenz gesetzt zu werden. Dazu rechne ich in erster Linie die Rüstungsfrage. Nicht deshalb, weil ich diese Frage ernster Erwägung für unwert hielte oder glaubte, daß es ausgeschlossen sei, eine internationale Verständigung über diese Frage dermaleinst zu erzielen (Äußerungen, die neuerdings von maßgebenden Stellen in den Parlamenten zweier der größten Staaten Europas gefallen sind, beweisen vielmehr, daß eine derartige pessimistische Anschauungsweise nicht angebracht wäre).

*) Siehe die von der Redaktion der ,,Vrsäs cloor N,scnt" herausgegebene Denkschrift „1^ P»I»,8 äs la ?»ix" (1913) S. 47.

Aber die Erfahrungen haben den zureichenden Beweis dafür erbracht, daß die Haager Konferenzen für die Bewältigung dieses Problemes nicht das geeignete Forum sind. Es dürfte besser besonderen Konferenzen überlassen bleiben. Und so energisch ich auch den Standpunkt vertrete, daß alle diplomatischen Völkerrechtskonferenzen im ausgedehntesten Maße
international sein sollen, so bin ich doch der Meinung, daß die Rüstungs-frage am besten einer Großmäcktekonferenz vorbehalten bleibt. Für die Staaten zweiten Ranges ist die Notwendigkeit erhöhter Wehrkraft gewissermaßen eine abgeleitete, wesentlich durch die Spannungen, die von den Rüstungen der großen Mächte erzeugt werden, hervorgerufene Notwendigkeit.

Ferner sollten außerhalb des Programms einer dritten Haager Konferenz die Fragen bleiben, über welche sich die Mächte in neuester Zeit bereits ver-ständigt haben. Das gilt besonders von dem Haager Abkommen von 1907, das die Stellung der Neutralen im Land- und Seekrieg behandelt, und von den in der Londoner Deklaration von 1909 enthaltenen Regeln über Kriegskonterbande und Blockade. Wenn man auch diese internationalen Vereinbarungen nicht in jeder Beziehung befriedigend finden mag, so muß es doch für jeden, der von den voran-gegangenen Verhandlungen Kenntnis genommen hat, feststehen, daß diese den zur Zeit erreichbaren Fortschritt auf diesem Gebiete bezeichnen, und daß es nicht nur nutzlos, sondern auch für das schon Erreichte gefährlich sein würde, wenn man den Inhalt dieser Vereinbarungen schon jetzt in Frage stellen würde. Die Bestrebungen müssen vielmehr darauf gerichtet sein, die Hindernisse zu be-seitigen, welche dem Inslebentreten dieser Abmachungen im Wege stehen. Wenn das geschehen ist, mag eine Revision, die sich dann gewiß als wünschenswert herausstellen wird, einer entfernteren Zukunft vorbehalten bleiben.

Was bleibt denn für die dritte Haager Konferenz noch übrig? Vor allen Dingen muß hier daran erinnert werden, daß die zweite Konferenz selbst auf zwei ungelöste Aufgaben hingewiesen hat:

Erstens hat sie den Wunsch ausgesprochen, daß eine folgende Konferenz ein Reglement für den Seekrieg ausarbeiten möge, ähnlich dem auf der ersten Haager Konferenz angenommenen und auf der zweiten revidierten Reglement für den Landkrieg. Eine bedeutende Vorarbeit für eine solche internationale Regelung des Seekrieges hat das Völkerrechtsinstitut geliefert, indem es auf seiner diesjährigen Versammlung in Orford den Entwurf eines Handbuches des Seekriegsrechts angenommen hat.

Zweitens hat die letzte Haager Konferenz bekanntlich einen Konventions-entwurf betreffend die Errichtung eines permanenten Gerichtshofes für Streit-fälle unter Staaten ausgearbeitet. Dieser Entwurf enthält aber eine sehr wesentliche Lücke, deren Ausfüllung weiteren internationalen Verhandlungen überlassen bleiben mußte: er enthält keine Bestimmungen über die Zusammen, setzung des Gerichtshofes. Man konnte sich nicht über eine Regelung einigen,

die dem Prinzip der rechtlichen Gleichstellung aller souveränen Staaten gerecht wurde. Das Problem ist gewiß schwierig, aber durchaus nicht unlösbar; und der Fortschritt, den vom völkerrechtlichen Standpunkt aus die Einsetzung einer permanenten internationalen Jurisdiktion darbieten würde, ist so wesentlich, daß ein neuer Versuch einer solchen Lösung als unabweisliche Aufgabe einer neuen Konferenz erscheint.

Dazu kommt, daß in neuerer Zeit das praktische Bedürfnis einer Erweiterung des Wirkungskreises einer solchen Jurisdiktion sich stark fühlbar gemacht hat. Bisher hat man auf diesem Gebiet immer nur auf solche Streitfälle Rücksicht genommen, wo von Staaten als Prozeßparteien die Rede ist. Aber auch für Streitfälle zwischen einem Staat und den Untertanen eines anderen Staates bedarf man einer internationalen Instanz, und dasselbe gilt für alle Fragen von der Rechtsstellung privater Personen oder privater Ansprüche gemäß internationaler Konventionen (wie z. B. der Haager Abkommen, betreffend das internationale Privatrecht, der Berner Konvention u. a. m.). Eine Erweiterung der internationalen Jurisdiktion, die auf solche Streitfälle Rücksicht nimmt, ist deshalb, besonders von deutscher Seite, beantragt worden und wird geeignet sein, den Erwägungen einer dritten Haager Konferenz unterbreitet zu werden.

Neben diesen von der zweiten Haager Konferenz angeregten Fragen sind von verschiedenen Seiten eine Reihe von Vorschlägen gemacht worden, die auf die Tagesordnung einer dritten Konferenz abzielen. Das Völkerrechtsinstitut beschloß in seiner Sitzung in Paris 1910, eine Kommission mit der Aufgabe zu betrauen, einen Bericht darüber abzugeben, welche Fragen sich als Programm für eine dritte Haager Konferenz eignen würden. Der Bericht dieser Kommission wurde von dem Institut in seiner Sitzung in Ehristiania im vorigen Jahre einstimmig angenommen. Die Kommission hatte eine Liste von zwölf Fragen aufgestellt, die in Anbetracht der nächsten Friedenskonferenz dem besonderen Studium anempfohlen wurden. Außer der schon oben erwähnten, findet man unter diesen Fragen folgende von allgemeinerem Interesse: Weitere Entwickelung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit (mit besonderer Rücksicht auf die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit), Bestimmung der Grenze der Territorialgewässer und nähere Bestimmungen für dieselben, Reglementierung des Luftkrieges, die diplomatischen und konsularen Immunitäten, die Kompetenz der Gerichte fremden Staaten gegenüber, die Wirkung schiedsrichterlicher Entscheidungen für die nationalen Gerichte und Behörden u. m. a. — Auch die interparlamentarische Union hat mehrere Vorschläge für die dritte Haager Konferenz gemacht. Unter diesen dürfte besonders die Frage einer näheren Regelung und Organisation der internationalen Vermittlung Aufmerksamkeit verdienen. Sowohl von der interparlamentarischen Union, wie von dem Völkerrechtsinstitut ist die Ausarbeitung eines Reglements für die permanente Organisation der Friedenskonferenzen beschlossen worden.

Wenn eine dritte Haager Konferenz auch nur eine beschränkte Zahl dieser Fragen, die teilweise sehr dringend sind, zur Lösung bringen könnte, würde sie ihre Daseinsberechtigung bewiesen haben. Aber noch mehr Bedeutung als die einzelnen völkerrechtlichen Ergebnisse würde die Tatsache haben, daß überhaupt eine neue Konferenz zusammengetreten ist, und daß dadurch bezeugt wird, daß diese Konferenzen nicht vereinzelte Erscheinungen geblieben, sondern ein konstantes Element im internationalen Leben geworden sind, und daß dadurch die erste Grundlage für eine wahre Organisation der zivilisierten Völkergemeinschaft geschaffen ist. Um eine solche durchzuführen, würde allerdings eine gewisse Reorganisation dieser Konferenzen im Sinne des oben angedeuteten Vorschlages des Völkerrechtsinstituts und der interparlamentarischen Union erforderlich sein. Es muß ein Band zwischen den einzelnen Konferenzen geschaffen werden, wodurch die Permanenz ihrer Organisation und die Kontinuität ihrer Arbeiten gesichert werden könnten.

Die hohe Bedeutung einer fortgesetzten Tätigkeit der Haager Konferenzen drängte sich mit großer Stärke allen Teilnehmern an der zweiten Konferenz auf; und diese sprachen bekanntlich einstimmig den Wunsch aus, daß nach einem ähnlichen Zeitraum, wie dem zwischen der ersten und der zweiten Konferenz verflossenen, eine dritte Konferenz einberufen werden möchte, und daß die Organisation und die Arbeiten dieser dritten Konferenz durch eine internationale Kommission vorbereitet werden sollten.

Es kann meines Trachtens gar nicht bezweifelt werden, daß die Regierungen diesen einstimmigen Wunsch ihrer eigenen bevollmächtigten Delegierten erfüllen müssen und erfüllen werden. Im wörtlichen Sinne wird es allerdings kaum mehr möglich sein, denn nach dem Wortlaut des Wunsches sollte die neue Konferenz im Jahre 1915 einberufen werden; und so rasch wird die von der zweiten Konferenz gewünschte internationale Vorbereitung, die noch nicht in Angriff genommen ist, nicht fertig werden können. Aber diese Verspätung hat erklärliche Ursachen, die hoffentlich vorübergehender Natur sind:

Erstens ist die gesamte politische Lage in den letzten Jahren der Vorbereitung einer Friedenskonferenz nicht günstig gewesen. Selbst wenn man meinen möchte, daß das Zusammentreten einer Konferenz mit dem Zweck, die Weiterentwickelung des Völkerrechts zu fördern, nicht notwendigerweise durch kriegerische Wirren verhindert zu werden braucht, so muß doch zugegeben werden, daß die Kabinette augenblicklich die Hände zu voll haben, um auch noch die schwierige Vorbereitung einer großen internationalen diplomatischen Konferenz in Angriff zu nehmen.

Zweitens hat man von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß es nicht angemessen erscheint, zu einer dritten Haager Konferenz zu schreiten, ehe noch die wichtigsten Beschlüsse der zweiten Konferenz ins Leben getreten sind.

Der bedeutungsvollste Beschluß der zweiten Haager Konferenz war ohne Zweifel

die Konvention betreffend die Errichtung eines internationalen Berufungs-
gerichtshofes in Prisensachen. Diese Konvention ist bisher noch nicht ratifiziert
worden, und damit verhält es sich folgendermaßen: Die englische Regierung fand
es notwendig, ehe dieser Gerichtshof ins Leben trat, die Regeln, nach denen er
urteilen soll, durch eine internationale Vereinbarung näher festzulegen. Zu diesem
Zwecke wurde 1908 eine Anzahl der größeren Mächte zu einer Konferenz in London
eingeladen, und das Ergebnis war die sogenannte, oben schon erwähnte Londoner
Deklaration. Es ist aber bisher der englischen Regierung nicht gelungen, die
Zustimmung des englischen Parlaments zur Ratifizierung dieser Deklaration zu
erhalten. Sie ist auf den Widerstand des Oberhauses gestoßen. Dadurch ist nun
einstweilen die ganze Friedenskonferenzbewegung ins Stocken geraten. Daß aber
die englische Regierung nicht gewillt ist, die Sache fallen zu lassen, ist wiederholt
von maßgebender Stelle ausgesprochen worden. Und daß der Widerstand
schließlich gebrochen werden wird, darf man vielleicht aus folgenden Umständen
schließen.

England brachte selbst (neben Deutschland) den Vorschlag eines inter-
nationalen Prisengerichtshofes vor die zweite Haager Konferenz, und bei dem
Schluß derselben bezeichnete der erste englische Delegierte, Sir Edward
Frey, die Durchführung dieses Vorschlages als das größte Ereignis der
Konferenz, eine Errungenschaft, die an sich allein die Einberufung der Konferenz
gerechtfertigt haben würde. England ist es ferner, wie soeben erwähnt, dem die
Initiative zur Londoner Deklaration zu verdanken ist. Bei dieser Sachlage würde
— wie auch in der gegen die Regierung sowie gegen die Londoner Deklaration und
den Prisengerichtshof abgünstigen Tagespresse (z. B. „Time s" im Februar
1910) hervorgehoben worden ist —, „Großbritannien eine sehr schwere Verant-
wortung auf sich laden, wenn es die Ergebnisse langer internationaler Verhand-
lungen zu nichte werden ließe, in denen es eine führende Rolle gespielt und in
vielen wichtigen Punkten die oft widerstrebende Zustimmung anderer Mächte zu
seinen Ansichten gesichert hat."

Der sachliche Widerstand gegen die Deklaration rührt teils von kauf-
männischen, teils von see-militärischen Kreisen her. Der kaufmännische Widerstand
beruht teilweise auf Mißverständnissen, die aufgeklärt worden sind, teilweise auf
der durch einen etwas unklaren Ausdruck in der Bestimmung des Art. 34 über
Lebensmittel als Kriegskonterbande veranlaßten Furcht, England könnte unter ge-
wissen Umständen während eines Krieges ausgehungert werden. Über den be-
treffenden Ausdruck („Verpflegungsbasis") scheint in der Tat unter den Dele-
gierten bei der Konferenz kein Zweifel zu bestehen, und es dürfte deshalb nicht
ausgeschlossen sein, daß eine offizielle Interpretation, die jede derartige Furcht be-
seitigt, gleichzeitig mit der Ratifikation festgestellt werden könnte. Bei der
Sitzung des <^0iult6 maritime international in Kopenhagen im Mai dieses
Jahres erklärten maßgebende Vertreter englischer Schiffahrtsinteressenten, daß,

falls eine solche Interpretation allgemein angenommen würde, nach ihrer Ansicht die Ratifikation der Londoner Deklaration wünschenswert wäre.
Etwas komplizierter sind die Ursachen des Widerstandes seitens der englischen Seeoffiziere. Es ist aber beachtenswert, daß fast jeder Fortschritt im modeinen Seekriegsrecht mit ähnlichen Widerständen zu kämpfen hatte. Als die zweite bewaffnete Neutralitätsalliance das Prinzip aufstellte, daß feindliches Gut auf neutralen Schiffen unangreifbar sein sollte, sprach Lord Nelson sich dahin aus: daß dieses Prinzip so ungeheuerlich und so schädlich für die maritimen Interessen Englands sei, daß, wenn die Alliancemächte es festhielten, England nicht den Krieg beenden dürfe, solange sich ein einziger Mann, ein einziger Schilling oder ein einziger Tropfen Blut im Land noch fände. Diese Philippica ihres größten Seehelden hinderte England schließlich nicht, durch die Pariser Deklaration von 1856 dem genannten Prinzip beizutreten. Und so darf man wohl auch voraussetzen, daß der Widerstand der heutigen Admiräle keine nachhaltigere Wirkung ausüben wird.

Dr. plul. B. Ischchanian:

Warum gibt es in Armenien keine nationale Bewegung?

(Ein Beitrag zur Klärung der politischen Lage in Kleinasien.)

I.

Man wirft den Armeniern vor, sie besäßen kein politisches Selbstbewußtsein, lägen im tiefsten Schlummer und könnten sich selbst nicht helfen, sich sogar in dem Augenblick nicht befreien, da sie Aussicht hätten, ihre nationale Bewegung mit Erfolg zu krönen. Es ist in der Tat merkwürdig,' daß in den neunziger Jahren und im Anfang unseres Jahrhunderts, bis 1904, gerade damals, als die unterdrückten Völker keine Aussicht haben konnten, sich von der Gewaltherrschaft des alten Abdul Hamid zu befreien, in Armenien eine beständige Gärung vor sich ging. Solche verlustreiche Schlacht, wie die armenischen „Heiduken" (revolutionäre Freischaren) der türkischen Armee im Tal Chanassor bereitet haben, oder jener hartnäckige Widerstand, den die Heidukengruppe unter dem Kommando des bekannten Führers Andranik während der Belagerung der Stadt Wan geleistet hatte, und schließlich solche entschlossene Kühnheit, wie die Eroberung und Sprengung der „Vauyue Ottomane" in Konstantinopel durch die Armenier (1895) war, — das sind Taten, die von einem nationalen B e -

freiungsdrang Zeugnis ablegen dürften. Aber alles dieses blieb vollständig aussichtslos, denn damals konnte man weder durch eigene Faust, noch durch diplomatische Kunstmittel von außen an die Möglichkeit der nationalen Unabhängigkeit oder gar an die Durchführung der von der Regierung versprochenen Reformen denken. Im Gegenteil, die staatsmännische Klugheit eines Hamid benutzte alle diese Aufstandsversuche als Vorwand für chronische und wohlorganisierte Massenmetzeleien der Armenier, nicht nur in entlegenen Wilajets Ostanatoliens, sondern auch vor der Nase Europas, in der türkischen Residenzstadt. Selbst dann rührten die Mächte keinen Finger, als es galt, auf Kosten der 300 000 massakrierten unschuldigen Opfer ihre durch den 61. Artikel des Berliner Vertrages garantierten Reformen in Armenien durchführen zu lassen.

Wie liegen aber die Verhältnisse heute? Es sind bereits zwei Jahre seit dem türkisch-italienischen Kriege und dem großen albanischen Aufstand verflossen. Seitdem hat das jungtürkische Reich die größte Krisis, voll von inneren Wirren und äußeren vernichtenden Katastrophen, erlebt. Seit November des vorigen Jahres war Kleinasien von türkischen Soldaten entleert; die Regierung konzentrierte die ganze Heeresmacht auf die Schlachtfelder der Balkanhalbinsel.

Ist es nun nicht ein Rätsel, daß die Armenier diesen so überaus günstigen Moment verpaßt haben? Gerade zu der Zeit, da jede nationale Bewegung politischsobedeutungsvoll sein konnte, hörte man von Ostanatolien absolut nichts; auch kein schwacher Versuch wurde dort gemacht. Die Armenier sahen es ruhig mit an, wie ihre gestrigen Leidensgenossen, Albanien und Mazedonien, durch die zerschmetternden Niederlagen der Türkei befreit wurden. Nicht um ein selbständiges Tun und Handeln zur Hebung der nationalen Widerstandskräfte handelte es sich in Armenien, sondern um die große Sorge, was für ein jammervolles Schicksal sie erwarten würde, wenn die fanatisch wütenden Soldaten nach dem Kriege aus Thrazien wieder nach Kleinasien zurückkommen würden: sie würden ihre Rache an den Armeniern nehmen. Wie man sieht, dachten die Armenier nicht an aktive Bewegung, sondern an passive Selbstschutzmittel.

Der Vorwurf gegen das Schweigen der Armenier ist insoweit berechtigt, als die jungtürkische Herrschaft ihnen keinen Segen brachte. Die armenische Frage — nicht etwa eine Frage im national-kulturellen Sinne, sondern selbst im Sinne einer elementar rechtsbürgerlichen Eristenzmöglichkeit, Lebens- und Eigentumssicherheit — blieb auch in der Periode des konstitutionellen Regimes vollständig ungelöst: nach wie vor blieben die Armenier wehr- und schutzlos; sie durften keine Waffen tragen, selbst nicht als Schutzmittel gegen die vandalischen Angriffe der Kurden. Seit dem Bestehen der türkischen Verfassung (1908) sind in Armenien zweimal große Massenmetzeleien durch die Kurden vorgekommen: 1910 in Adana (wo 25 000—30 000

Armenier ermordert wurden) und 1912 in Kilikien, und zwar bei ruhigem Zu, sehen der türkischen Behörden, ohne daß die Urheber der Massakers von der Regierung bestraft worden wären. Wir sehen hier ab von den chronischen Einzelermordungen, Mißhandlungen, Vergewaltigungen armenischer Frauen, von den systematischen Raubzügen und Aussaugungen der Kurden und von den Erpressungen auf offiziellen Wegen durch die lokalen Behörden und, was die natürlichen Folgen solcher Zustände sind, von den wieder häufig gewordenen Auswanderungen der Armenier ins Ausland. Es sind also die schlimmsten Traditionen der grauen Vergangenheit in den Grenzgebieten bis auf den heutigen Tag erhalten, ohne daß der „modernisierte" Staatsmechanismus im Zentrum sie abzuschaffen vermochte. Mit anderen Worten: es sind alle Ursachen zur Empörung und zum Aufstand der nationalen Kräfte gegen die Willkür- und Gewaltherrschaft da. Soweit ist, wie gesagt, der Vorwurf gegen die armenische Apathie berechtigt.

II.

Wollen wir aber den Tatsachen nicht ins Gesicht schlagen und der wahren Sachlage der politischen Konstellationen gerecht werden, so müssen wir die objektiven Gründe des Ausbleibens einer nationalen Bewegung in Türkisch-Armenien mit aller Unbefangenheit prüfen. Nicht in der politischen Unreife und nationalen Gleichgültigkeit sind die Ursachen dieses Ausbleibens zu suchen, sondern in der faktisch-technischen Unmöglichkeit der Ausführung einer national-revolutionären Bewegung. Denn ein Volk, dessen Befreiungsgeschichte noch vor zwei Jahrzehnten revolutionäre Parteiorganisationen geschaffen hat, die in allen Teilen Armeniens (in türkischen, russischen, persischen), ja in armenischen Kolonien (in Ägypten, Bulgarien, Amerika usw.) weitverzweigte Verbreitung fanden, und welches noch in den neunziger Jahren, wie bereits erwähnt, gegen die türkische Regierung mit Tapferkeit gekämpft hatte, — ein solches Volk mußte wohl das elementare Bewußtsein zur Erhebung der nationalen Kräfte gerade in dem historischen Moment besitzen, da es durch die gespannte Aufmerksamkeit der Mächte für die Ereignisse im nahen Orient die günstigsten Chancen auf Erfolg hatte.

Während des alten Regimes Abdul Hamids fanden die armenischen oppositionellen Gruppen auf dem legalen Boden der Türkei keinen Platz. Die Reserveplätze, von denen aus die armenischen Freischaren, mit Waffen und Munition versehen, die türkischen Grenzen überschritten und ihre unterirdische Tätigkeit in armenischen Wilajets begonnen haben, waren Rußland und Persien. Es waren zwei revolutionäre Parteien (beide heute noch bestehend): die Partei „Hintschak" (seit 1889) und „Das chnakzutjün" (seit 1892), von denen die zweite die stärkste und einflußreichste war. Die Begründer und geistigen Führer

dieser Parteien waren in der großen Mehrzahl, wenn nicht fast alle, russische Armenier. Aber auch in den Reihen der kämpfenden Heiduken waren sie numerisch überlegen. Gerade der Umstand, daß sich die geistigen und organisatorischen Kräfte dieser Parteien nur außerhalb des Heimatsterritoriums, wo der Befreiungskampf stattfinden sollte, konzentrieren konnten, wie im Kaukasus, in Persien und in Europa, hauptsächlich in Genf und Paris, noch mehr aber der Umstand, daß die technischen Kräfte, die sogenannte „Heidukenarmee" mit allen Munitionen wieder von außerhalb mit größten Schwierigkeiten eingeführt werden sollten, ist in hohem Grade bezeichnend. Die revolutionäre Bewegung in Armenien hat, dank diesen höchst ungünstigen Umständen, n i e einen Massencharakter angenommen, wie dies z. B. in Mazedonien und noch mehr in Albanien der Fall war. Die lokale armenische Bevölkerung war an der Bewegung nicht aktiv beteiligt, erstens, weil sie nicht ausgerüstet war, und zweitens, was die Hauptsache ist, weil sie der Gefahr der furchtbaren Massenmetzeleien ausgesetzt war, obwvhl diese nach jedem Kampf zwischen den Freischaren und der türkischen Armee regelmäßig eintraten, gleichviel ob die lokale Bevölkerung schuldig war oder nicht. Wir sehen also, daß die armenische Freiheitsbewegung schon von vornherein eine stark negative Seite hatte: sie war eine von außen regulierte und durchgeführte Bewegung.

In der Periode des türkischen konstitutionellen Regimes verschwand auch diese einzige Möglichkeit des Kampfes durch die Heiduken. Die Darlegung der Ursachen dieses letzten Faktums ist um so interessanter, als sie uns den ganzen Jammer dieses unglücklichen Volkes klar zu machen vermag. 1903/04 bis 1907/08 ist in der revolutionären Tätigkeit der armenischen Parteien (speziell der Partei „Daschnakzutjün") in der Türkei eine sozusagen gezwungene Unterbrechung eingetreten: sie konzentrierten alle ihre Kräfte im Kaukasus und entfalteten ihre Tätigkeit auf russischem Boden. Die gewaltsame Enteignung der kirchlich-nationalen Güter durch die russische Regierung (1902—1903), der schreckliche armenisch-tatarische Bürgerkrieg (1904—1906) im Kaukasus, und schließlich die russische Revolution (1903—1907) mit ihren Begleitmomenten und Folgeerscheinungen, das waren solche Momente, die armenischerseits einen Kampf nach zwei Seiten: gegen die russische Regierung und die bewaffneten tatarischen Massen, notwendig machten. Die Partei „Daschnakzutjün" („Bund") beherrschte damals das ganze armenische Leben mit zwingender Macht; sie hatte eine tüchtig disziplinierte revolutionäre Armee, deren Kern aus jenen Freischaren-Heiduken bestand, die jenseits der russischen Grenze im Kampf gegen die Türken und Kurden ihre Schulung bekommen hatten.

Da begann im Anfang 1908 eine furchtbare Verfolgung dieser Partei durch die russische Regierung. In den neunziger Jahren war sie für Rußland nicht gefährlich, weil ihre Tätigkeit ausschließlich gegen die Türkei gerichtet war. Jetzt aber stand diese armenische Partei mit den übrigen russischen revolutionären

Parteien in Verbindung und hatte besonders programmatische Forderungen gegen den russischen Absolutismus akzeptiert. Daher wurde sie mit den übrigen Parteien aufs strengste verfolgt. Die Gefängnisse der Hauptstädte vom Kaukasus, wie Tiflis, Baku, Eriwan, Ielisawetpol usw., waren mit den Angehörigen dieser Partei überfüllt, deren Untersuchungs- und Gerichtsprozeß bis 1912 dauerte. Viele entwichen nach dem Ausland, die sich erst nach der Proklamierung der türkischen Verfassung in der Türkei frei niederlassen konnten.

Durch diese Verfassung verschwand der revolutionäre Charakter der armenischen Parteien in der Türkei: sie etablierten sich als konstitutionelle Parteien, bekamen Preß- und Versammlungsfreiheit für ihre politisch-parlamentarische und national-kulturelle Tätigkeit und gaben jeden Kampf außerhalb des Parlaments für die Losung der armenischen Frage auf. Diese letztere Frage aber, die ein Bestandteil des gesamtorientalischen Problems genau so ist, wie die mazedonische Frage, wurde aber bekanntlich durch die Einführung der türkischen Verfassung nicht gelöst. Allerdings in den ersten „honig-süßen" Monaten der neuosmanischen Konstitution redeten und schwuren die der Situation Herr gewordenen Iungtürken im Namen der Verbrüderung der nun vom alten Despotismus befreiten Nationen im gesamtottomanischen Reiche, ohne nationale und religiöse Unterschiede geltend zu machen. Das Vertrauen Europas zu der jungtürkischen Regierung war in dieser ersten Periode so groß, daß es jede Kontrolle über das Reformwerk in Mazedonien fallen ließ und dessen Schicksal den Vertretern der jungen Konstitution überließ.

Erst im Laufe der Zeit, nach der Befestigung des neuen Regimes, kam die wahre Physiognomie des Komitees der „Einheit und des Fortschrittes" der Iungtürken zum Vorschein. Die jungtürkische Partei, nach ihrem ideologischen Wesen die wahre Vertreterin des panosmanischen Nationalismus, richtete auf den Ruinen des altasiatischen Despotismus ihre „parlamentarische Diktatur" auf. Der Druck und die Vergewaltigung des alten Regimes gegen die kleinen Völker erneuerten sich in anderen, nicht minder schlimmen Formen. Wie in Armenien, so unterdrückte die Regierung auch in Mazedonien das arme Bauernvolk. „Mit eiserner Hand gingen die Iungtürken ans Werk. Eine große Heeresmacht wurde in Mazedonien gesammelt. Die Bauern wurden entwaffnet. Harte Strafen erzwangen die Auslieferung der Waffen. Die nationalen Vereine der Bulgaren und Griechen (in Mazedonien) wurden aufgelöst, die Autonomie der Kirchengemeinden aufgehoben. Die christlichen Schulen, bisher von den Kirchen geleitet, wurden unter Staatsaufsicht gestellt. Die Steuern wurden erhöht" usw. (Siehe Otto Bauer „Der Balkankrieg und die deutsche Weltpolitik", Berlin, 1912, S. 19.) Erst jetzt sehen die jungtürkischen Führer ein, wie verkehrt und verhängnisvoll ihre Nationalitätenpolitik vor dem Balkankrieg gegen die unterdrückten Völker war.

Zunächst bildeten die Iungtürken einen parlamentarischen Block mit der stärksten armenischen Partei „Daschnakzutjün", um gemeinsam die Verfassung gegen die Reaktion zu schützen. Ferner gewährten sie den Armeniern alle möglichen Freiheiten, ja ließen sie sogar die berüchtigtsten Kurdenhäuptlinge — so z. B. Schakir Agha, Mir Mihe, Hussejin Phascha, Emin Phascha, Murtala Bey, Mamad Bey, Darausch Agha, die Abkömmlinge Bederchans u. a. m., welche viele armenische Ländereien beraubt, Dörfer verbrannt, zahlreiche schutzlose Armenier ermordet oder mißhandelt hatten — verhaften und in Antlagezustand versetzen. Sie versuchten auch die von den Kurden geraubten Güter wieder den Armeniern zurückzugeben. Da die Iungtürken durch solche scheinbar ernsten Maßregeln die armenische Frage angeblich für gelöst erachteten, zogen sie die Waffen der Armenier ein.

Wenn die Entwaffnung kein spezifisch-nationaler Druck gegen die Armenier (wie auch gegen die Mazedonier) war, sondern eine im allgemeinen gesetzlich bedingte Notwendigkeit, so sollten einem solchen Verfahren alle Staatsbürger ohne Unterschied unterworfen sein. Die Armenier, von denen fast nur die Bergbewohner (die bekannten „Zejtunziner") bewaffnet waren, gänzlich wehrlos machen, und alle übrigen mohammedanischen Elemente in Kleinasien, besonders die bis zu den Zähnen bewaffneten Kurden, mit keinem Finger berühren —, das war ein Verfahren, das auf den ersten Blick den Hintergrund der jungtürkischen Politik klarlegte. Eine solche tendenziöse Parteistellung der neuottomanischen Regierungsgebieter bedeutete, den wehrlosen Teil der kleinasiatischen Bevölkerung dem vollauf ausgerüsteten preisgeben.

So kam es denn auch. Das Komitee des „Fortschrittes" spielte speziell in der Nationalitätenfrage die Rolle des ausgesprochenen Rückschrittes. Es wiederholten sich nach und nach die bitteren Erfahrungen der ruhmlosen Vergangenheit. Schon nach einem Jahr wurden die verhafteten Kurdenchefs ohne gerichtliches Verfahren wieder freigelassen, und es wurden ihnen ihre früheren Machtmittel und Besitztümer zurückgegeben. Und als dann zwei Jahre nach der Verfassung, im Sommer 1910, die große armenische Massenmetzelei in Adana stattfand, ohne daß die Urheber bestraft wurden, da war kein Zweifel mehr vorhanden, daß die Ausrottungspolitik des alten Despoten gegen die Armenier durch die jungen „Konstitutionalisten" den Regierungskurs beherrscht. Abdul Hamid war zwar nicht mehr am Staatsruder, aber sein Schatten regierte in Kleinasien: der kurdische Vandalismus einerseits und die chronische Unterdrückung der Regierung andererseits gingen Hand in Hand und hinterließen in den armenischen Provinzen keine Spur mehr von der Verfassung. Die Krone der jungtürkischen Politik hamidischen Kurses bildeten die letzten Massakers der Armenier in Kilikien 1912.

Wer sollte denn unter solchen Umständen die Aufklärungsarbeit verrichten
und nötig« Vorbereitungen zu einer neuen nationalen Bewegung in Armenien,
parallel mit den neuen Ereignissen in Albanien und Mazedonien, gegen die jung-
türkische Unterdrückung treffen? Die Erkenntnis und die Ent-
täuschung der armenischen Parteien kamen zu spät. Es fehlte ihnen an
Einsicht, das Wesen der trügerischen Versprechungen und der politischen Phraseo-
logie ihres parlamentarischen Bundesgenossen (der Iungtürken) erkennen zu
können. Das Schicksal der armenischen Parteien war besiegelt, als sie es ohne
Widerstand zuließen, daß die Armenier entwaffnet wurden, während die Nach-
barvölker, vor allem die Kurden, nicht berührt wurden; als sie ohne feste Garan-
tien für den Schutz des nun vollständig wehrlos gemachten Volkes blieben. Was
konnten sie also weiter leisten? Rußland war für sie völlig gesperrt; Persien
ebenfalls, dank dem herrschenden Einfluß der russischen Politik in diesem Lande.
Über die Grenzen dieser beiden Nachbarländer war es also unmöglich, sich
Waffen zu verschaffen. Im Innern selbst ließ die türkische Regierung alle
Waffenmagazine der armenischen Händler in Kleinasien konfiszieren, damit die
Armenier keine Möglichkeit hätten, sich zu bewaffnen. Jeder Versuch, jede
Agitation auf diesem Gebiete wurde mit eiserner Härte hamidischen Stempels
unterdrückt.
Man muß einen großen Unterschied zwischen Armenien auf der einen und
Albanien und Mazedonien als geographisch-ethnographische
Einheiten auf der anderen Seite machen. Die Armenier sind verstreut und
durch weitausgedehnte Gebirge von einander getrennt, während die Albanier und
Mazedonier in ihren engen Heimatsgebieten wesentlich lokalisiert sind. Die
Armenier bilden eine schwache Minderheit gegenüber allen mohammedanischen
Gruppen, in deren Mitte sie leben, während die Albanier und Mazedonier in
absoluter Mehrheit gegenüber den fremden Völkern in ihren Heimatprovinzen
sind. Schließlich sind die Albanier und Mazedonier frei von der Nachbarschaft
so barbarischer Räuberelemente, wie die Kurden in Kleinasien sind, abgesehen
von den anderen, nicht minder gefährlichen und kulturfeindlichen Völkergruppen,
wie die Tscherkessen, Kisilbaschen, Lasen usw. Volkselemente, die von vorn-
herein, als Mohammedaner, auf Grund des rechtlich maßgebenden Korans in
der Türkei, den christlichen Armeniern gegenüber bevorzugt sind. Sie alle, be-
sonders die Kurden sind von jeher die reaktionären Stützen des modernen Ge-
bäudes der türkischen Staatsmacht gewesen. Haben z. B. die Organisationen der
nationalen Bewegungen in Albanien und Mazedonien nur mit einem Feind zu
tun: mit der Polizei- und Heeresmacht der türkischen Regierung, so mußte jede
solche Bewegung in Armenien nach zwei Fronten gerichtet sein: nach türkisch-
offizieller, d. h. regierungsseitiger, und nach kurdischer. Haben ferner die
Albanier und Mazedonier günstige Möglichkeiten über die Grenzen ihrer Nach-
barstaaten: Serbien, Montenegro und Bulgarien, Waffen und Munition zu

schaffen und in kritischen Momenten von ihnen, wenn auch inoffiziell, unterstützt zu werden und eventuell dort Zuflucht nehmen zu tonnen, wie dies vielfach der Fall gewesen ist, so sind die Armenier jeder auswärtigen Hilfe beraubt und im engen Rahmen der sie umgebenden blutgierigen Nachbarn bedrängt. Die türkische Regierung braucht nicht erst die Kurden gegen die Armenier zu hetzen, um einen Bürgerkrieg, besser gesagt: um eine Volksmetzelei herbeiführen zu können. Sie stehen jeden Augenblick frohgemut und rüstig da und erwarten nur die Erlaubnis der Regierung. Wenn die armenischen Wilajets von dem türkischen Heer entleert waren, so waren, als willkommener Ersatz für die Regierung, die wohlgerüsteten Kurden da. Es war nicht nur faktisch unmöglich, eine nationale Bewegung durchzuführen, d. h. an ein aktives Vorgehen Hegen die Regierung mit Reformpostulaten zu denken, sondern selbst im passiven Zustande befanden sich die Armenier einer großen Gefahr ausgesetzt: die türkischen Niederlagen auf dem Balkan erregten die mohammedanischen Massen wie überall, so auch in Kleinasien mit fanatischer Wut gegen die Christen; und die vollständig wehr- und schutzlosen Armenier waren mit Recht in großer Panik, unschuldiges Racheobjekt der wütenden Türken und Kurden zu werden. Das bisherige Ausbleiben großer Massenmetzeleien unter den Armeniern während der Kriegszeit ist nicht etwa dem nie bezeugten Wohlwollen seitens der Regierung für das armenische Volk zuzuschreiben, sondern jener nähergerückten russischen Gefahr, die im Falle solcher Anarchie in Kleinasien sehr verhängnisvoll für die asiatische Türkei, speziell für das armenische Territorium werden könnte. Die türkische Regierung sah den Ernst dieser Gefahr klarer als je zuvor ein.

IV.

Angesichts aller dieser Umstände ist es nun begreiflich, warum im Laufe selbst der furchtbaren Katastrophen der türkischen Armee in den vernichtenden Schlachten auf dem Balkan keine nationale Bewegung in Armenien zustande kam. Wohlgemerkt: an dem Ausbleiben solcher Bewegung sind nicht ideelle Gründe schuld: weder das politische Selbstbewußtsein des armenischen Volkes bezw. der armenischen Parteien, noch der Umstand, daß sie es nicht wollten, weilsie esnichtnötig hatten. Schon die Kinderstuben der politischen Erziehung lehren jene elementaren Erfahrungen, daß die Erringung der Freiheit eines unterdrückten Volkes eine gespannte Aufmerksamkeit, ein energisches Vorgehen seitens der Mächte für dieses Volk, durchweg dynamische Wirkungen einer Aktivität, einer kampfreichen und widerstandsfähigen Bewegung seitens dieses Volkes zur unerläßlichen Voraussetzung haben. An dem Ausbleiben einer solchen — lediglich zum reformerischen Zwecke durchgeführten — Bewegung waren also jene von uns geschilderten objektiven Bedingungen schuld, die jedes Wollen und Wünschen, Sehnen und

Streben eines gemarterten Volkes mit eiserner Härte und zwingender Macht
schon im Keime zu ersticken vermochten.
Was erwartet also die Armenier nach der Konsoliderung der neuen Reichs-
verhältnisse in der Türkei?
Die Verhandlungen unter den Mächten bezüglich der Durchführung der
Reformen in Kleinasien gehen nur langsam und schwankend vorwärts. Das Er-
freulichste an allem ist die Tatsache, daß Deutschland, welches industriell, kommer-
ziell wie auch allgemein-kulturell an den wunden Punkten Anatoliens interessiert
ist, sich jetzt begreiflicherweise nicht mehr so indifferent den Neinasiatischen Zuständen
gegenüber verhält, wie das früher der Fall war. Das lebhafte Interesse Deutsch-
lands an Anatolien hat auch im Auslande, besonders in Rußland, Beachtung
gefunden. Am 6. Juni (alten Stils) hat Prof. Miljukow, der bekannte Führer
der Kadettenpartei, in der russischen Reichsduma mit Pathos hervorgehoben, wie
Deutschland sich auf einmal mit dem Schicksal Armeniens befaßt und sich dafür
interessiert, wie es feste Stützpunkte in anatolischen Wilajets zu suchen im Be-
griffe ist. „Deutschland — sagte er unter anderem — hat uns die Augen ge-
öffnet, während wir eigentlich allen voran gehen sollten . . . ."
Der letzte englisch-türkische Vertrag hat nähere Beziehungen zwischen
England und Deutschland auch zugunsten eines kleinasiatischen
Reformwerkes geknüpft. Das lebhafte Interesse der beiden Industrie-
staaten, normale Ordnung in denjenigen Gebieten herzustellen, wo sie berufen
sind, kolonial-wirtschaftlich eine hervorragende Rolle zu spielen, hat zugleich eine
große politische Bedeutung dadurch erlangt, daß der durch den Kuweit-Basra-
Vertrag angekündigte Unantastbarkeitsgrundsatz Kleinasiens jede
Gefahr russischerseits beseitigt.
Gerade dadurch hat das armenische Territorium den Charakter eines Zank-
apfels des Interessengewichts zwischen England und Deutschland einerseits
und Rußland andererseits bekommen: ein Zankapfel zwischen dem Erhal-
tungsprinzip der beiden Industriemächte und den Aneignungs-
tendenzen Rußlands. Hat es an Aktivität und energischem Vorgehen der
nationalen Kräfte bei den Armeniern gefehlt, so sind die Verhältnisse gegen-
wärtig in Kleinasien unter den Großmächten so gestaltet, daß nur die Regelung
der schwebenden Lage der armenischen Provinzen ein Interessengleichgewicht der
Mächte herbeizuführen vermag. Wenn daher die Frage des armenischen Volkes
jahrzehntelang in den diplomatischen Verhandlungen totgeschwiegen worden ist;
wenn, nach einem charakteristischen Ausdruck Sir Edward Greys, „die Mächte bis-
her gewünscht haben, es zu vermeiden, daß aus den Unruhen und Massakers in
Armenien eine politische Frage gemacht wird", so wird jetzt und künftighin die
Frage des armenischen Territoriums dem europäischen Konzert Veranlassung zur
Politischen Aktion geben.
Beim kaltblütigen Kalkül der ökonomischen Interessen und politischen

Einflußsphäre und im sachlichen Grundton der diplomatischen Erwägungen kommt gewöhnlich nicht so sehr das nationale Schicksal eines unterdrückten Volkes in Betracht, sondern in erster Linie der Maßstab der realen Wertgüter des von dem betreffenden Volk bewohnten Erdteiles. Wenn die Armenier in ihrer idealistischen Naivität gehofft hatten, mit ihren tränenreichen Bittschriften an Europa im Namen der Menschen- und Christenliebe bei der Diplomatie etwas erreichen zu können, so müssen sie jetzt, nach den 35jährigen — seit dem Berliner Vertrag von 1878 — bitteren Erfahrungen einsehen, daß nicht ihr Volksschicksal, sondern ihr Landesschicksal Europa in der Hauptsache deshalb interessiert, weil auf ihrem Territorium Interessenfragen der Großmächte eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen sind.

Spiridion Gopcevic:

Albanien und die Schtipetaren.

Die Großmächte haben unter der Einwirkung Österreichs und Italiens die Errichtung eines unabhängigen Fürstentums Albanien beschlossen, welches fast ganz Oberalbanien und den größten Teil von Unteralbanien umfassen soll.

Es fragt sich nun, ob das neue Fürstentum im Sinne des europäischen Friedens eine glückliche Schöpfung war oder nicht. Zu diesem Zweck müssen wir uns aber vorerst über Land und Volk klar weiden. Da ich beides durch längeren Aufenthalt und vertrauten Verkehr kenne (vergl. mein Werk über „Oberalbanien"), glaube ich berechtigt zu sein, den Lesern von „Nord und Süd" darüber Aufschluß zu geben.

Das Land selbst ist ebenso verschiedenartig wie seine Bewohner. Im ganzen sehr gebirgig, enthält es doch größere oder kleinere und sehr fruchtbare Ebenen und Täler, und mit der Zeit könnte es wohl ein Kulturfaktor werden. Das dürfte aber bei dem Charakter der Albanesen wohl mindestens ein halbes Jahrhundert dauern. Das Klima ist ein sehr kontrastreiches. Im allgemeinen wohl sehr gesund (Durazzo und die Sumpfgegenden ausgenommen), leidet Albanien unter dem Umstand, daß im Sommer die Hitze und im Winter die Kälte besonders empfindlich sind und ebenso die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht.

Unter den Bodenprodukten müssen Getreide, Mais, Hafer, Gerste und Bohnen in erster Linie genannt werden. Leider werden di.e vielen fruchtbaren Ebenen und Täler infolge der Faulheit der Albanesen nur schlecht bebaut*).

*) In Tirana sagten mir die Geistlichen, daß man jährlich zweimal «inte, was mir aber doch etwas unwahrscheinlich vorkommt.

Die wunderbare riesige Ebene Fuscha Stoji z. B., die sich von Schkodra (Skutari) bis zu den Seebuchten erstreckt, ist mit wenigen Ausnahmen ganz unbebaut, und die Albanesen begnügen sich, das daselbst wachsende Unkraut als Viehfutter zu verwenden! Getreide wird nur in den Ebenen gebaut. Im Gebirge ersetzt man es durch Mais, aus dem die Leute ein ausgezeichnetes Brot zu backen verstehen. Hanf und Tabak werden in letzter Zeit immer mehr gebaut. Kirschen, Feigen, Pfirsiche und namentlich Weintrauben und Oliven sind vorzüglich. Verstünde man die Kunst, guten Wein zu erzeugen, so würde der albanesische bald geschätzt sein. Ebenso das Olivenöl, das dem besten der Welt gleichkommt. Die ausgedehnten Wälder liefern Bauholz, das nach Malta, Genua und Tunis ausgeführt wird. Man findet Eichen, Tannen, Fichten, Nußbäume, Ulmen und Buchen. Das „Fustel" (Gelbholz) liefert Färbematerial in großen Mengen.

Ob Albanien Metallreichtum besitzt, könnte man erst nach geologischer Durchforschung sagen. Tatsache ist, daß im Altertum Goldminen im Lande der „Pirusten" (Mittelalbanien) bekannt waren. Heute sind sie vergessen. Aus einem venezianischen Dokument des Jahres 1595 ist ersichtlich, daß auch drei Silbergruben damals ausgebeutet wurden, deren eine auch Gold enthielt. Es sollen in Miredita auch Kohlenflötze vorhanden sein, welche von den Bewohnern geheim gehalten werden — „um unbelästigt zu bleiben"!

Den Hauptreichtum der Bevölkerung bilden die zahlreichen Viehherden, namentlich aus Hammeln, Ziegen und Schafen bestehend. In den Ebenen hält man auch Büffel, Ochsen und Kühe, die ersteren als Zugtiere. Ausdauernde Maultiere und kleine Gebirgspferde vermitteln den Verkehr, und die Christen züchten auch die von den Mohammedanern so verpönten Schweine. Bienenzucht und Seidenkultur haben einen großen Umfang angenommen.

An gefährlichen Tieren wären nur die wenigen Bären, Wölfe und Eber zu erwähnen, die gegen die viel gefährlicheren unzähligen Wanzen, Flöhe und Läuse gar nicht in Betracht kommen. Auch Skorpione machen sich oft unangenehm bemerkbar. An zahmen Jagdtieren seien Hasen, Rebhühner, Wachteln und Schnepfen erwähnt. Am Skutari-See auch Wasservögel, namentlich Wildenten. Fische gibt es in den Flüssen und Seen massenhaft, namentlich die „Scoranze" (sardellenartige Fische des Skutari-Sees), Aale, Karpfen, Hechte und Forellen. Ein eigentümlicher Fisch ist der ebenfalls im Skutari-See vorkommende „Tschef", von dem große Mengen geräuchert ausgeführt werden.

Die Albanesen dürften im ganzen anderthalb Millionen Seelen zählen, von denen aber viele außerhalb der Grenzen des neuen Fürstentums wohnen. (In Italien z. B. allein 100 000, in Serbien und Montenegro jetzt vielleicht 200 000 und in Griechenland sicherlich über eine halbe Million.) Im Fürstentum dürften kaum mehr als 600 000 vorhanden sein und diese zerfallen in zwei ethno-

graphisch ganz verschiedene Völker: die Gegen und die Toske n.
Erstere sind (wie die historischen Untersuchungen und die durch Prof. Dr. Hopf entdeckten Dokumente unwiderleglich beweisen) albanisierte Serben, die noch zur Zeit Skanderbegs serbisch sprachen. Viele der heute als „Schkipetaren" betrachteten Maljsoren-Stämme haben erst vor einem Jahrhundert ihre Nationalität gewechselt — meist um der Bedrückung durch die Türken zu entgehen, unter deren Herrschaft der Serbe besonders verhaßt war, weil man ihn als beständigen Rebellen und Aufwiegler betrachtete, während der Albanese vom Türken stets gefürchtet war. (Eine weitere Folge dieses Verhältnisses ist die Tatsache, daß die in Makedonien lebenden Serben sich für „Bulgaren" ausgaben, um von den Türken, welche die Bulgaren für harmlose, friedfertige Rajah ansahen, unbelästigt zu bleiben.)

Wenn also die Gegen, ethnographisch betrachtet, albanisierte Serben sind (bei meiner Bereisung von Makedonien teilte man mir mit, daß es in Mittelalbanien noch zirka 20 000 Kryptoserben gäbe, die öffentlich als mohammedanische Schkipetaren gelten, aber insgeheim serbisch sprechen und Christen sind), so gilt dies nicht für die Tosken, welche Unteralbanien (d. h. das Land südlich des Schkumbi, den Epirus) und Griechenland, einschließlich der griechischen Inseln, bewohnen. Diese sind zweifellos die Nachkommen der alten Pelasger und vielleicht auch der Makedonier aus Aleranders des Großen Zeit, bezw. in Griechenland und auf den Inseln die Nachkommen der Heloten. Denn abgesehen davon, daß das Albanesische, besonders das Toskische, offenbar eine uralte Sprache ist, die an Alter sicher mit dem Baskischen und Gälischen wetteifern kann, weiß die Geschichte nichts von einer Einwanderung der Albanesen oder deren Zügen nach den Inseln zu berichten. Sie müssen also Ureinwohner sein, und, da sie nicht Hellenen sind, jenes Volk, das von den Hellenen bei ihrer Einwanderung in Griechenland vorgefunden und zu Heloten gemacht wurde; also die alten Pelasger. Anders wäre es nicht zu erklären, daß ich auf den Inseln Hydra und Spetsai, ja sogar in der nächsten Nähe von Athen, bei Tatoi, die Leute nicht griechisch, sondern toskisch reden hörte! Fast 50 000 der in Griechenland lebenden Albanesen können überhaupt nicht griechisch, während eine halbe Million beide Sprachen spricht.

Die Tosken sind meist griechische Parteigänger und ihre Vereinigung mit Griechenland wäre kaum auf Widerstand seitens der Bevölkerung gestoßen. Im Gegenteil, ich glaube, daß die Mehrzahl mit derselben einverstanden gewesen wäre. Denn schon im griechischen Freiheitskampfe kämpften die Tosken zusammen mit den Griechen gegen die Türken (natürlich nur der christliche Teil) und viele der gefeierten griechischen Helden (z. B. Marko Bötzaris) waren keine Hellenen, sondern Tosken. Ebenso die Sulioten.

Ganz anders verhält es sich mit den Gegen. Diese zerfallen in vier in Charakter, Sitten und Religion verschiedene Klassen: katholische Bergbewohner

(Maljsoren, Mirediten), katholische Städter, Orthodore und Mohammedaner.
Die 54 000 Maljsoren und 50 000 Mirediten — Bewohner der Gebirge
im Norden und Osten — sind meist Katholiken und zwar entschieden serbischer
Abstammung. Dies bezeugen außer den alten Urkunden und den Überlieferungen
auch die Ortsnamen, Personennamen und Stammnamen. Von vielen Stämmen
weiß man ja genau, wann sie dem Serbentum den Rücken zugewandt haben.
S i e waren es, welche unter Skanderbeg den 24jährigen Kampf gegen die
Türken mit solchem Ruhm ausfochten; nicht etwa die Tosken. Heute natürlich
ist ihnen das Gefühl ihrer ethnographischen Abstammung gänzlich abhanden ge-
kommen und sie hassen die Serben, namentlich die Montenegriner, weil sie mir
diesen so lange Zeit Grenzstreitigkeiten hatten und in Blutrache standen, während
die Türken natürlich ihr Staatsinteresse hatten, diesen Zwist und Haß zu schüren.
Aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß es für die Serben gut war,
daß ihr törichtes Verlangen nach Einverleibung Albaniens nicht befriedigt
wurde.
Die 25 000 katholischen Städter sind die Nachkommen der
alten venezianischen Kolonisten, aus der Zeit, da die Venezianer die Küsten-
gebiete besaßen. Deshalb sprechen sie auch noch heute italienisch neben gegisch.
Die gegischen Orthodoren (nur 10000, wozu noch die 20000 Krypto-
serben kommen) sind jene Reste der serbischen Bevölkerung, die an Religion (und
teilweise Sprache) festhielten. In Unteralbanien dürfte es 50 000 toskische
Orthodore geben. Die 110 000 gegischen und 300 000 toskischen Mohamme-
daner sind ebensowenig Osmanli, wie jene Bosniens, die man fälschlich als
„Türken" bezeichnet, obgleich sie (die Staatsbeamten ausgenommen) gar nicht
türkisch verstehen, sondern serbisch sprechen. Nun, die albanesischen Mohamme-
daner sind die Nachkommen jener stolzen Serben und Griechen, bezw. Tosken,
die nach der Eroberung durch die Türken es nicht über sich bringen konnten, ihre
Waffen und ihren Grundbesitz zu opfern. Weil nämlich die Türken die Waffen
nur jenen ließen, welche zum Islam übertraten, und ebenso ihren Grundbesitz,
zogen es viele vor, ihre Religion dem irdischen Vorteil zu opfern. Anfangs
natürlich war der Übertritt nur ein scheinbarer, denn seine religiöse Überzeugung
kann man nicht im Handumdrehen wechseln; die weiteren Generationen aber, die
schon im Islam erzogen wurden, nahmen diesen ernst und wurden strenggläubige
Moslemin. Von Nationalitätsbewußtsein war dann bei diesen Leuten natürlich
keine Rede mehr; sie betrachteten sich als „Türken". Sie waren auch die Kern-
truppen der Osmanen bis in die jüngste Zeit, namentlich nach Vernichtung der
Ianitscharen (welch letztere ebenfalls keine Osmanen waren, sondern Christen,
die als kleine Kinder geraubt und im Islam erzogen wurden, also genau so wie
die Mameluken in Ägypten).
Von den Maljsoren (40 000 Katholiken, 14 000 Mohammedaner) gibt es
20 Stämme, von denen nur der Stamm der I^uoi DrekHloviöi in

Erinnerung seiner serbischen Abstammung sich bereits 1876 freiwillig den Montenegrinern anschloß, mit ihnen gegen die Türken kämpfte und dann mit Montenegro vereinigt wurde. Die anderen Stämme, von denen viele noch ihre alten serbischen Namen führen (z. B. «Ira»ui6i, ^rijepßi,"'8oZi, LKreli, ^»Li, (3»»i, XuMKi, Oruäa, ?o»rip2), lebten Jahrhunderte lang mit den Montenegrinern in Fehde und Blutrache, deshalb wollen sie von einer Beherrschung durch Serben nichts wissen. Die Klementi und Gruda haben ja kürzlich offen gegen ihre von den Großmächten beschlossene Einverleibung in Montenegro protestiert und gedroht, daß sie sich mit Waffengewalt widersetzen würden. Nachdem aber die Klementi keine 500 Waffenfähigen und die Gruda nur 200 besitzen, kann von ernstem Widerstand kaum die Rede sein.
Vor dem letzten Kriege, als die Albanesen mit den Türken im Streit lagen, flüchteten sich die Maljsorenführer nach Montenegro, wo sie Schutz und Verpflegung fanden. Die Folge davon war, daß die Maljsoren zu Beginn des letzten Krieges an der Seite Montenegros gegen die Türken kämpften, was nie zuvor der Fall gewesen war (d. h. seit 1478 nicht mehr). Bei einiger Schlauheit hätte wohl König Nikola aus der Waffenbrüderschaft eine dauernde Verbrüderung machen können. Er hätte nur den Maljsoren vorschlagen sollen, daß sie unter montenegrinischer Herrschaft vollständige Autonomie behalten würden, also ihre Sprache, Religion, sozialen Einrichtungen etc. Statt dessen sprach er undiplomatisch ganz offen von einer einfachen Einverleibung des Malj-i-zij (— „Schwarzer Berg") in Montenegro, was zur Folge hatte, daß ihn die Maljsoren verließen und er Skutari allein weiterbelagern konnte.
Die Mirediten sind die meist katholischen Bergstämme Mittelalbaniens und zu ihnen zählen auch die DukLäLiu, Natij» und teilweise I^um». Sie sind die Nachkommen der alten serbischen Kampfgenossen Skanderbegs, und ebensowenig wie die Maljsoren erkannten sie die türkische Oberherrschaft mehr als nur nominell an. Das heißt, sie stellten Truppen nur freiwillig und gegen guten Sold oder Plünderungsfreiheit, zahlten Steuern entweder gar nicht oder nur, wenn gerade ein türkisches Heer sie erpreßte, und regierten sich nach ihrem alten Adet (Gewohnheitsrecht). Daß sie der serbischen Invasion im letzten Feldzug gar keinen Widerstand leisteten und ruhig ihre Hauptstadt Oroschi bis vor kurzem noch von den Serben besetzt halten ließen, ohne zu protestieren oder sich irgendwie gewaltsam zu widersetzen, ist mir sehr rätselhaft. Nachdem sie überaus tapfer und freiheitsliebend sind, scheint es, als ob sie entweder durch Geld gewonnen wurden oder daß sie vielleicht von den Serben solche Zusagen erhielten, wie jene, von denen ich oben erwähnt habe, daß sie den Maljsoren von den Montenegrinern hätten gemacht werden sollen. Jedenfalls gibt dieses Verhalten der Mirediten zu denken. Möglich (wenn auch wenig wahrscheinlich) ist es auch, daß sie in Erinnerung an ihre serbische Abkunft sich so verhielten. Denn diese Erinnerung scheint doch nicht überall vollständig erloschen zu sein. Abgesehen von dem er-

wähnten Vorhandensein der 20 000 Kryptoserben, kann man darauf auch aus
den Bittschriften schließen, die 1878 aus Albanien dem Berliner Kongreß über-
geben wurden. Unter den in meinem „Makedonien und Altserbien" auf Seite
325—344 mitgeteilten Bittschriften der Bevölkerung von Makedonien und Alt-
serbien um Vereinigung mit den „serbischen Stammesgenossen" befinden sich
auch solche aus Debar und Elbassan. Debar (Dibra) allerdings liegt
an der Grenze, und wenn auch die Dibraner stets als „Albanesen" angesehen
wurden, fand ich doch 1888, daß sie nicht albanesisch, sondern serbisch sprachen.
Elbassan aber liegt im Innern von Mittelalbanien am Schkumbi, welcher der
Grenzfluß zwischen Ober- und Unteralbanien ist! Daß die Leute dort sich
als Serben bezeichneten und ebenso um Einverleibung in Serbien baten, wie
alle übrigen Serben von Makedonien (den sogenannten „Bulgaren"), Altserbien
und Vr»uiöevo (dem heutigen Westbulgarien westlich des Isker mit S6fija,
dessen Bevölkerung damals ebenfalls nicht bulgarisch, sondern serbisch sprach),
das gibt zu denken! Vielleicht waren es eben jene Kryptoserben.
Noch sonderbarer erscheint es mir, daß nicht einmal die sonst so christen-
feindlichen albanesischen Mohammedaner den Serben Widerstand
leisteten. Die einzige Erklärung wäre der Umstand, daß vielleicht ihre ganze
waffenfähige Bevölkerung in den Reihen der türkischen Armee kämpfte und in
deren Niederlage verwickelt wurde. Daß die katholischen Städter sich nicht
am Widerstand beteiligten, erklärt sich aus ihrer großen Feigheit.
In der Geschichte haben die Albanesen nur einmal eine Rolle gespielt,
und zwar unter Skanderbeg. Aber da war der Schauplatz der Kämpfe aus-
schließlich Mittelalbanien. Unteralbanien spielte nur zur Zeit des All Pascha
Tepeleni eine Rolle, als dieser sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Ioännina
ein fast unabhängiges Reich geschaffen hatte, dem die Türken später den Garaus
machen wollten. Ali Pascha hatte natürlich nur die Gefolgschaft der
mohammedanischen Tosken, denn die christlichen beteiligten sich am
griechischen Freiheitskampf, und zwar gerade gegen All Pascha. Als dieser
sich vom türkischen Seraskier Kurschid Pascha 1822 in die Enge getrieben sah,
erließ er einen Aufruf an alle Albanesen, Griechen und Serben, bezw. Monte-
negriner, ihn im Kampf gegen die Türken zu unterstützen. Aber es nützte ihm
nichts, denn er wurde in Ioünnina eingeschlossen und belagert. Lange verteidigte
er sich, bis er durch Verrat eines französischen Instruktionsoffiziers getötet wurde.
Seine Schätze, die er auf einer Insel im See von Ioünnina aufgehäuft hatte,
wollte er im letzten Augenblick in die Luft sprengen lassen, zu welchem Zweck
sein treuer Sklave Selim beständig mit brennender Lunte bei der angrenzenden
Pulverkammer stand. Kurschld Pascha griff zur Kriegslist, um die Schätze zu
bekommen. Nach Ermordung All Paschas (von der der Sklave auf der Insel
natürlich nichts wußte) hatte der Seraskier das Siegel erbeutet, welches AN
Pascha um den Hals hängen hatte. Dies benützte er dazu, um Sellm durch das

Vorzeigen desselben glauben zu machen, Ali Pascha sende ihm den Befehl, die Schätze zu übergeben, weil er dafür des Sultans Begnadigung bekomme. Sellm küßte das Siegel und zertrat dann die Lunte. Kaum hatte er dies getan, als er niedergemetzelt wurde und die Schätze von den Türken in Besitz genommen wurden. (.Dumas hat diese Episode —die einzig interessante in der ganzen Geschichte von Unteralbanien — geschickt für seinen „Monte Christo" verwendet.)

Interessanter ist die Geschichte Oberalbaniens. Wie schon bemerkt, war diese Landschaft früher serbisch. Dies bezeugte schon 1332 der französische Mönch Brocard, als er sagte, daß die Lateiner nur 6 Städte im Lande bewohnen, das sonst ausschließlich den Slaven gehöre (nicht den Albanesen!). Die Fürstenfamilie Lalsio, welche Montenegro beherrschte, besaß auch ganz Oberalbanien und Unteralbanien bis Argyrükastro und Avlona. Die Fürsten vuliaöiiu (von denen die Landschaft Du!i»dAu ihren Namen hat), die Herzoge von Drivasto, endlich Skanderbeg selbst, der der Familie Thopia, reote lopiö, angehörte — erst sein Großvater nahm den Namen Kastriota an, geradeso wie Musaki, aus dessen von Prof. Hopf entdeckten Aufzeichnungen erst bekannt wurde, daß Skanderbeg und seine Kampfgenossen Serben waren und serbisch sprachen, die Arianiten und Vranaj, alle waren Serben, deren Länder serbische Bevölkerung hatten. Nun waren aber auch die Serben nur Einwanderer, folglich ist es klar, daß vor ihnen andere Leute dort gewohnt haben müssen, die von ihnen unterworfen wurden, und dies dürften vielleicht die Illyrier gewesen sein (oder ein verwandtes Volk). Wahrscheinlich war der Stamm, welchen die Serben in Oberalbanien vorfanden, mit den Pelasgern verwandt und redete eine ähnliche Sprache. Dies würde erklären, woher es kommt, daß heute noch das Gegische als Verwandte des Toskischen eristiert. Zur Zeit Skanderbegs waren vermutlich die Serben der herrschende Teil, und die Ureinwohner spielten daneben eine untergeordnete Rolle. Die Landschaft selbst führte den antiken Namen Albanon oder Albanla, und da war es natürlich, daß man ihre Bewohner einfach als „Albanesen" bezeichnete, ohne auf den ethnographischen Unterschied der beiden Völker zu achten, die sie bewohnten").
Da die Urkunden damals lateinisch oder griechisch geschrieben wurden, so nahm man in den Berichten über die geschichtlichen Ereignisse einfach die Namen „Albania" oder „Arvania" auf, demgemäß Skanderbeg als „Albanesen" oder „Fürst von Albanien" bezeichnend. Wie wenig genau man es damals mit den Namen nahm, kann man daraus ersehen, daß viel öfter noch Skanderbeg als „Epirote" oder „Fürst des Epirus" bezeichnet wird. Und doch hat die antike Landschaft Epirus sich niemals über den Schkumbi erstreckt und Skanderbegs

*) Geradeso wie die Serben von den Byzantinern „Trivalll" genannt wurden, weil sie zuerst das Land der annken Triballer in Besitz nahmen.

Herrschaft niemals nach dem Epirus! (Griechisch Ipiros mit Akzent auf dem ersten I.)
Auch die Hilfstruppen, welche Skanderbeg von seinen oberalbanischen Verbündeten (vullilllöiu, 8tr«2, Vu8iii2ii, 8z>»uü», Llltlllrij« und Oruojevib), sowie von seinen mittelalbanischen (Thopia, Musaki, Arianites) erhielt, werden ausdrücklich von den zeitgenössischen Geschichtsschreibern als „slavische" be< zeichnet. Daraus geht also klar hervor, daß der Kampf gegen die Türken nicht von Schkipetaren, sondern von Serben geführt wurde, wenngleich es möglich ist, daß auch von ersteren welche teilnahmen.
Endlich geht aus einigen Stammessagen der Maljsoren hervor, daß sie teilweise erst nach dem 14. Jahrhundert eingewandert sind und die slavischen Einwohner verdrängt haben, teilweise jedoch von Montenegrinern abstammen (2oti, Nemeuti, LH»tr»ti, Lrjepsi).
Daß meine Auffassung die richtige ist, zeigt ein Blick auf die Geschichte Oberalbaniens. Im Altertum gehörte die Landschaft zu Illyrien, war also wohl von Illyriern bewohnt. Der erste König von Illyrien wird Hyllus genannt und er starb 1225 vor Chr. Sein Enkel Daunius überließ das Land den einfallenden Liburniern, die sich dort häuslich niederließen. Im Jahre 604 vor Chr. kam Nellovesus mit den Galliern nach Illyrien, blieb daselbst, verschmolz sich mit den Einwohnern und gründete ein Reich, dessen Hauptstadt Scodra (Schkodra oder Scutari) war. Von den späteren illyrischen Königen (die meist gefürchtete Seeräuber waren) eroberte Bardyles den Epirus und Makedonien, wurde aber 359 vor Chr. von Philippos dem Makedonier vertrieben. Sein Sohn Klitos bekam dann den Norden als „König der Trivaller", sein Neffe Glaukos den Süden als „König der Taulanter". Gegen Alerander den Großen Krieg führend, unterlagen sie und mußten zu seinem Perserzug Hilfstruppen stellen. Nach Aleranders Tod setzten die Illyrier Pyrrhus auf den Thron des Epirus. Später vereinigte Agron alle Teile von Illyrien und eroberte auch den Epirus und Korfü. Nachdem er an den Folgen eines Rausches gestorben war, übernahm seine Witwe Teuta die Regierung (232 v. Chr.) Die Bocchesen behaupten, sie hätte in Tivat (Teodo) residiert, das nach ihr den Namen führe. Sie eroberte Lissa und kam dadurch mit den Römern in Krieg, die sie tributpflichtig machten. Der letzte illyrische König, Gentius, wurde von den Römern 168 v. Chr. endgültig unterworfen und Illyrien römische Provinz.
Das Land war also damals von einer Bevölkerung bewohnt, die aus der Vermischung von Illyriern, Liburniern, Galliern und etlichen Griechen, Makedoniern und Römern hervorgegangen war. Nach der Teilung des römischen Reiches (395 n. Chr.) wurde Illyrien oströmisch, und zwar schlug man Nordalbanien zur Provinz Prävalis, den Rest zu Epirus. Nun kamen aber 493 die Goten unter Ostrojla ins Land und gründeten das Reich Prävalitana. Aus dem serbischen Namen des Ostgotenkönigs folgern serbische Schriftsteller (z. B.

öülojevi«), daß die Goten Slaven und keine Germanen waren. Auffallend
ist es allerdings, daß die gotischen Namen insgesamt slavisch und nicht germanisch
klingen. (Alarich ^—^.lariH, Totila, Selimir, Teja, Upravda, Velisar.) Nachdem
also auch Goten sich mit dem Volke vermischt hatten, machte die Vermischung im
Jahre 639 weitere Fortschritte, als die Serben einwanderten, denen gegen Ende
des 9. Jahrhunderts einzelne Bulgarenhorden folgten. (Die tatarischen
Bulgaren, die damals noch nicht slavisiert waren.) Das von Serben bevölkerte
makedonische Kaiserreich dehnte im 10. Jahrhundert seine Grenzen über ganz
Albanien aus.

Aber die Völkervermischungen waren damit noch nicht zu Ende! Di«
Byzantiner eroberten im 11. Jahrhundert Albanien, doch blieb Scutari
Residenz der Serbenkönige Michail und Bodin. 1181 kamen die Normannen
und eroberten Mittel- und Unteralbanien. Dann war das Land bald im
serbischen, bald im griechischen Besitz, bis es endgültig den Serben blieb. Als
die Albanesen (d. h. die albanesischen Serben) sich 1320 offen von der ortho-
doren (griechischen) Kirche lossagten und der römisch-katholischen anschlössen, kam
es zu Bürgerkriegen, bei denen sich die Musaki und Vladislav von Doclea halb-
unabhängig machten. Aber der Serbenkaiser Stefan Vu8»u unterwarf ganz
Albanien ebenso, wie er Bulgarien unterworfen und Nordgriechenland, sowie
Thrazien bis Adrianopel erobert hatte, worauf er den Titel eines „Kaisers der
Serben, Albanesen, Bulgaren und Griechen" annahm.

Mittlerweile hatten aber an der Vermischung der Albanesen auch noch
Neapolitaner und Normannen teilgenommen, welche Völker eben-
falls Einfälle machten. Von einer Rassenreinheit der Albanesen kann deshalb
noch weniger gesprochen werden, als von jener der Italiener, Griechen oder
Spanier.

Nach 0n8»u» Tode (1356) erklärte sich L»l3» in Montenegro für unab-
hängig, eroberte ganz Albanien und gründete ein großes albanesisch»
montenegrinisches Reich, das sich bis 1421 hielt.

Nachdem die Türken 1410 unter Evrenös Bej einen verunglückten Angriff
auf Montenegro unternommen hatten, zwangen sie den Despoten Ivan Kastriota
von Matija zur Stellung seiner drei Söhne 8taniß2, Xost» und 6jorßje als
Geiseln. Diese Kinder wurden nach Konstantinopel gebracht und dort im Islam
erzogen. Der jüngste, Gjorgje, war damals 7 Jahre alt und bis zum Tode
seines Vaters kämpfte er als Moslim wacker für den Sultan. Erst als er
40 Jahre alt war, fiel er plötzlich vom Sultan, der ihn mit Wohltaten über-
häuft hatte, ab, wurde Ehrist und beschloß in Albanien die Fahne der Empörung
zu entrollen. Dieser Gjorgje Kastriota, der bis dahin von den Türken
IskenderBej („Fürst Alerander") genannt worden war, ist der albanesisch«
Nationalheld Skanderbeg.

Es scheint, daß ihm irgendjemand zu Gemüte führte, daß er doch von Geburt

aus Christ, Serbe und Sohn eines kleinen Despoten sei, folglich seine gegen--
wärtige Stellung als Diener des Sultans, sowie als Feind der Christen und
Serben demütigend und unpatriotisch genannt werden müsse. Denn anders läßt
sich psychologisch sein plötzlicher Umschwung nicht erklären. Was in Geschichts-
büchern über die Weigerung des Sultans gefabelt wird, ihm Kruja, „sein väter-
liches Erbteil" auszufolgen, und daß dies die Ursache gewesen sei, ist unhalt-
bar, weil jetzt urkundlich feststeht, daß seine Familie niemals Kruja besessen hatte.
Wie dem auch sei, nach der Niederlage der Türken durch Hunyady (1443)
zwang Skanderbeg den Sekretär des Sultans zum Ausstellen einer gefälschten
Vollmacht, durch die ihn der Sultan zum Befehlshaber von Kruja ernannte,
worauf er den Schreiber tötete und mit 300 Serboalbanesen vor Kruja erschien,
wo man ihn auf Grund der gefälschten Urkunde einließ. Im Wald hatte er
noch 300 serbische Dibraner versteckt, die er nächtlicherweile einließ. Alle
800 Getreuen ermordeten in der Nacht die türkische Besatzung, Skanderbeg rief
dann das Volk zur Freiheit auf, bekannte sich als Christ, und nun begann der
24jährige Krieg mit den Türken, der ein wahres Heldengedicht genannt werden
kann. Unaufhörlich machte der Sultan Versuche Skanderbeg zu unterwerfen,
indem er mit Zehntausenden entweder selbst anrückte oder seine besten Feld-
herren anrücken ließ. Und obgleich Skanderbeg niemals mehr als nur wenige
Tausende hatte (in vereinzelten Fällen bis zu 20 000 und zuletzt mit den
montenegrinischen Hilfstruppen 24 000), wurden die Türken trotzdem mit un-
heimlicher Regelmäßigkeit geschlagen. Alle Schlachten rafften Zehntausende
von Türken dahin und brachten keinen Erfolg. Noch als er im Sterben lag
(1467), siegte Skanderbeg nur durch das Gerücht, er nahe persönlich! Er
soll auch eigenhändig an 2000 Türken in den Schlachten getötet haben. Erst
10 Jahre später, als der Sultan 350 000 Mann herbeiführte, erlagen die
Montenegriner und Venezianer mit ihren albanischen Bundesgenossen, so daß
Albanien türkisch wurde.

Die weitere Zeit füllen Kämpfe teils zwischen den Paschas von Albanien
mit den Montenegrinern, teils zwischen Türken und Maljsoren aus. Wie ich
schon eingangs erwähnte, vollzog sich in den mehr als drei Jahrhunderten nach
der Eroberung die Änderung der Nationalität. Das Serbentum verschwand aus
Oberalbanien und machte dem heutigen Albanesentum Platz. Die Bergbewohner
und ein Teil der Städter bewahrten ihre katholische Religion, die Albanesen
der Ebenen und teilweise der Städte wurden Mohammedaner. Die wenigen
Drthodoren, die man heute noch in Oberalbanien findet, sind wohl solche Nach-
kommen der alten Serben und Byzantiner, welche besonders religiös waren und
sich weder beim allgemeinen Anschluß an die römische Kirche noch später an den
Islam zum Abfall bewegen ließen.

Aus dem bisher Gesagten hat der Leser ersehen, daß die Albanesen sich aus
zwei Mischvölkern zusammensetzen: die G e g e n sind ein Gemisch von Illyriern,

Liburniern, Galliern, Römern, Goten, Serben, Normannen, Italienern, Griechen
und Türken; die Tosken eins von Pelasgern, Griechen, Römern, Serben,
Goten, Normannen, Italienern und Türken. Die Gegen, welche noch im Mittel-
alter serbisch sprachen, reden heute gegisch, das vom Toskischen so verschieden ist,
wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschen. Mit anderen Worten: sie verstehen
einander nicht. Das ist schon ein sehr bedenklicher Umstand für das
künftige Fürstentum. Bezeichnenderweise hassen sich auch Gegen und Tosken
und lehnen jede Gemeinschaft miteinander ab. Zwar könnte die Religion den
Zwiespalt überbrücken, soweit Mohammedaner in Betracht kommen; aber
für die Christen ist das nicht möglich. Erstens hassen sich diese und die
Mohammedaner gegenseitig, und ebenso die Katholiken und die Orthodoren. Das
ist der zweite bedenkliche Umstand. Der dritte ist die große Verschiedenheit
im Nationalcharakter und in den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen.
Die Maljsoren gleichen im Nationalcharakter den Montenegrinern,
von denen sie ja zum größten Teile abstammen. Wie diese sind sie kriegerisch,
tapfer, ungemein empfindlich im Punkte der Ehre, aber auch faul und der Kultur
abgeneigt. Die Mirediten haben dieselben Eigenschaften, sind aber zudem
noch geborene Diebe, vor denen nichts sicher ist. Dagegen sind sie im Punkte
der Ehre so ertrem, als man nur verlangen kann. (Den Diebstahl halten sie
nämlich nicht für ehrlos, sofern er außerhalb des Landes geschieht, weil er
zur Bereicherung des Nationalwohlstandes beiträgt. Nur im eigenen Lande zu
stehlen gilt für unehrenhaft.)
Die Katholiken der Städte und Ebenen sind ein bedenkliches
Element. Mit diesem Urteil stimmt der französische Konsul Hecquard völlig
überein, welcher jahrelang dort mit dem Volke zu tun und die besondere Mission
hatte, für es einzutreten.
Die Mohammedaner haben die Eigenschaften der Osmanen: sie sind
tapfer, aber leicht der Panik unterworfen, faul über die Maßen, eingebildet,
auf die Giaurs mit Verachtung herabsehend, sonst aber verläßlich und ehrlich,
gastfrei, freigebig, andererseits gegen den Feind grausam und unerbittlich.
Die Orthodoren spielen eine zu geringe Rolle. In Unteralbanien
sympathisieren sie mit den Griechen, deren Charaktereigenschaften sie auch so
ziemlich angenommen haben.
So verschieden wie die Charaktere sind auch die Trachten. An der Kleidung
erkennt man sofort, ob man einen Maljsoren, Mirediten, katholischen Städter,
Mohammedaner oder Tosken vor sich hat. Das wäre nun das Wenigste; viel
gewichtiger aber ist der Umstand, daß die sozialen Einrichtungen der verschiedenen
Völker auch ganz verschiedene sind!
Die Maljsoren und Mirediten bildeten bis heute tatsächliche unabhängige
Republiken, die nur nominell der Pforte unterworfen waren, sichabervoll»
ständig autonom nach ihren eigenen Gesetzen und dem

Herkommen regierten. Zum türkischen Heere stellten sie nur Frei-
willige und dies auch nur dann, wenn sie gut bezahlt wurden. Steuern
zahlten bloß die Stämme Xa»tr»ti und VKrijeli eine Zeitlang, und zwar frei-
willig, später nicht mehr. Auch dies ist für das künftige Fürstentum sehr be-
denklich! Jeder Stamm bildet eine kleine aristokratische Republik unter dem
selbstgewählten „LnrMtar" (Fahnenträger), welcher mit den „Döobar»",
„vovrlln»" und „Vujvoüen" die „?1eöeiH2" (Volksrat) bildet, welche die
Regierung besorgt. Wichtige Entscheidungen jedoch (z. B. Krieg und Frieden,
Gesetzesänderung) müssen von der großen Volksversammlung („Kuv^nt") ge-
troffen werden. Die sozialen Einrichtungen gleichen in vielem jenen früheren
von Montenegro; z.B. die Wahlbrüderschaft („Pobratimstvo"), die Stellung der
Frau, die Keuschheit und Unverletzlichkeit der Weiber.
Die Mirediten stehen seit 200 Jahren unter eigenen Kapitänen („Fürsten"),
gegenwärtig Prenk Bib Doda, welchen auch die angrenzenden Stämme der
Aktiva und 0UK262W gerne gehorchen. Das Land zerfällt in verschiedene Be-
zirke („Barjaks"), deren jeder unter einem Barjaktar steht, welcher Vojvoden
zur Seite hat, was gewissermaßen den „Staatsrat" vorstellt. Aber Hauptfragen
entscheidet ebenfalls nur die allgemeine Volksversammlung. Die Gesetze heißen
«THuuui I«K Vuk»cl3iuit" (Gesetze des Alerander vul^Mu), reichen also bis
zur Zeit Skanderbegs zurück, und an ihnen wird streng festgehalten. Auch bei ihnen
findet man noch viele Spuren ihrer einstigen serbischen Nationalität: nicht nur in
den Namen und Gebräuchen, sondern auch in den von der orthodoren Kirche ent-
lehnten Zeremonien. Übrigens haben die Mirediten auch eine Überlieferung, nach
welcher sie von den Serben abstammen. Die Katholiken der Ebenen und Städte
und die Mohammedaner allein waren direkt der türkischen Herrschaft unterworfen.
Die ersteren aus Feigheit, die letzteren aus religiösen Gründen. Sie wurden dem-
nach nach den Satzungen des Koran, des Scheriat und überhaupt der bestehenden
türkischen Gesetze regiert. Sie werden sich also sicher nicht anderen Gesetzen
fügen wollen. Somit abermalige Verlegenheit für das künftige Fürstentum!
Die Orthodoren folgen den Lehren der griechischen Kirche und haben teilweise
die Sitten und Gebräuche der alten Serben, teilweise jene der Griechen
(Hellenen) bewahrt. Sie mußten sich den türkischen Gesetzen fügen, da sie sonst
keine Rolle spielten.
Aus dem Gesagten ist schon ersichtlich, wie grundverschieden die Elemente
sind, aus denen sich der künftige Staat Albanien zusammensetzen wird. Bevor
ich über dessen Zukunft und Aussichten' Betrachtungen anstelle, muß ich aber dem
Leser die Stärke der verschiedenen Elemente vor Augen führen, weil diese dabei
natürlich von entscheidendem Einflusse ist. Zwar sind die Grenzen des neuen
Fürstentums noch nicht ganz festgestellt, aber immerhin annähernd bekannt. Bei
dem Mangel einer Volkszählung oder wenigstens sonst verläßlichen türkischen
Statistik sind es allerdings nur sehr rohe Schätzungen, welche ich hier geben

kann; namentlich für Unteralbanien, dessen Süd- und Ostgrenze nicht ganz fest-
steht.

	Katholiken	Mohamme-daner	Orthodoxe	Zusammen
Maljsoren (ohne Hoti, Gruda und Klementi, welche an Montenegro fallen sollen)	30000	14000	250	44250
Mirediten (einschließlich Matija und DukadLin)	45000	13000		58000
Oberalbanesen der Städte...	25000	32000	1250	58250
„ „ Ebenen*) .	9000	85000	8500	102500
Unteralbanesen (Tosken)	3000	300000	50000	353000
Fürstentum Albanien	112000 >	444000	60000	616000

Von diesen Zahlen sind jene für Unteralbanien am wenigsten verläßlich, da-
gegen können jene für Oberalbanien als annähernd richtig angenommen werden.
Aus ihnen ersieht man, daß das neue Fürstentum ein überwiegend moham-
medanisches sein wird, weil auf 444 000 Mohammedaner nur 172 000
Christen kommen**), welche zudem noch in zwei Religionen gespalten sind. Nach
der Sprache kann man annehmen, daß 230 000 gegisch, über 300 000 toskisch,
50 000 griechisch und 30 000 serbisch reden. Allerdings ist es wahrscheinlich,
daß die griechisch und serbisch Redenden daneben auch toskisch (von den Serben
10 000 gegisch) reden. Das staatliche Gebiet würde somit auf 333 000 toskisch
Redende nur 263 000 gegisch redende Bewohner haben. Auch dies ist für die
Verwaltung mißlich.

Unter diesen Umständen kann ich für das zukünftige Fürstentum Albanien
nicht viel Tröstliches voraussehen. Soviel kann man als sicher annehmen,
daß die Maljsoren und Mirediten sich unter keiner Bedingung anderen Gesetzen
unterwerfen werden, welche mit ihrem „Adet" (Gewohnheitsrecht) in Gegensatz
stehen. Wollte man ihnen andere Gesetze aufzwingen, so hätte dies blutige Auf-
stände zur Folge und bei der Schwäche des neuen Fürstentums läßt sich nicht
erwarten, daß sich seine Regierung als stärker erweisen werde, als es die türkische
in den letzten vier Jahrhunderten war, und diese vermochte eben niemals
die Bergbewohner zu unterwerfen! Maljsoren und Mirediten werden also nach

wie vor eine Ausnahmestellung im Reiche einnehmen und zu dieser
Ausnahmestellung gehört, daß sie weder Steuern zahlen, noch Rekruten stellen.
(Freiwillige allerdings genügend, wenn der Sold ein entsprechend hoher ist.)
Alle finanziellen Lasten werden somit auf den Schultern der übrigen Bewohner
liegen.

*) Hier habe ich Dibra (Debar) weggelassen, weil dies zu Serbien geschlagen wurde,
Sonst wären es 100 000 (davon nur 1000 Katholiken, 40 000 Orthodoxe) mehr.

") Sollte Debar doch noch zu Albanien geschlagen werden, so stünden 503 000 Moham-
medaner gegen 213 000 Christen.

Das ist aber noch nicht alles. Die restliche Bevölkerung zerfällt in
Christen und Mohammedaner, und letztere sind es seit Jahrhunderten gewohnt
(und sie können sich dabei auf ihre Religion stützen, die dies so anordnet), daß
der Moslim der Herr, der Christ nur „Rajah" („Vieh") ist. Die Mohammedaner,
welche sich zudem noch in der Mehrzahl befinden, werden deshalb sicherlich
sich bestreben, alle Lasten auf die Schultern der Christen zu wälzen, so daß
tatsächlich die kaum 100 000 Christen der Ebenen und Städte die
Lasten des ganzen Reiches werden auf sich nehmen müssen! Nachdem nun die
Mohammedaner numerisch die Übermacht haben, kann man auch jede Hoffnung
aufgeben, daß durch Gesetze Änderung geschaffen würde. Eine Regierung
gegen die Mohammedaner ist unmöglich, weil diese gleich zu den Waffen
greifen und ihre Rechte behaupten würden. Mithin muß man mit ihnen
regieren. Und wo ist der Naive, der sich einbildet, ein Mohammedaner werde
gegen seine Religionsgenossen und zugunsten der verhaßten Christen
regieren! Im neuen Staate werden somit die Christen bedrückt werden (die
Bergbewohner ausgenommen, welche, wie erwähnt, einen Staat im Staate
bilden und sich ihre volle Unabhängigkeit bewahren werden), und dies führt natur-
gemäß zu ihrer Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge. Die zu
Griechenland hinneigenden toskischen Christen werden wahrscheinlich nach
Griechenland gravitieren und mit diesem Vereinigung anstreben. Die Griechen,
niemals träge, wenn es sich darum handelt, ihr Reich zu erweitern, werden mit
beiden Händen die nach ihnen ausgestreckte Hand der christlichen Tosken er-
greifen, sie als „Brüder" ansehen und wahrscheinlich die erste günstige Gelegen-
heit benützen (z. B. wenn die Großmächte unter sich uneinig oder gar im Krieg
sind), um Unteralbanien zu erobern, was ihnen eine Kleinigkeit sein dürfte, so-
fern sie darin von keiner fremden Macht gestört würden. Die wenigen Krypto-
serben dürften vielleicht insgeheim Vereinigung mit Serbien wünschen, aber bei
ihrer Zersprengtheit ist gar nicht daran zu denken, daß ihr Wunsch verwirklicht
werde — es sei denn die Verhältnisse änderten sich so, daß die Bergbewohner sich
ebenfalls mit den Serben aussöhnen und freiwillig sich an Serbien an-
schließen. Aber dies gehört zu den unwahrscheinlichsten Dingen und kann schließlich
außer Betracht gelassen werden. Jedenfalls werden wir es nicht erleben.
Man kann also füglich annehmen, daß im neuen Fürstentum für lange Zeit
anarchische Zustände herrschen werden, es sei denn, daß man die Bergbewohner
in ihrer bisherigen tatsächlichen Unabhängigkeit und die Mohammedaner in
ihrer bisherigen bevorzugten, die Christen der Ebenen und Städte in ihrer bis-
herigen unterdrückten Stellung läßt.

Dr. Karl Helsferich,
Direktor der Deutschen Bank*):

Deutsche Wirtschafte- und Kolonialpolitik.

Der deutsche Außenhandel ist stärker gewachsen als derjenige der anderen Länder, sogar der Vereinigten Staaten von Amerika; er ist auf etwas mehr als das Dreifache gestiegen, der amerikanische nur auf das Zweidreiviertelfache, der englische auf etwas mehr als das Doppelte, der französische nicht ganz auf das Doppelte. Während der deutsche Außenhandel im Jahre 188? den französischen gerade erst um eine geringe Summe überholt hatte, ist er heute um weit mehr als die Hälfte größer; während er nicht viel mehr als halb so groß war wie der englische, stellt er heute 85 Prozent des englischen Außenhandels dar.

Die gewaltige Entwicklung ist nichts anderes, als der Ausdruck und infolgedessen gleichzeitig auch ein Gradmesser für die außerordentliche Entfaltung unserer industriellen Produktionskraft. Während die Landwirtschaft auf Grund der natürlichen Begrenztheit ihrer Produktionsbedingungen bei Anspannung aller Kräfte nicht einmal ganz mit dem steigenden Nahrungsbedarf der stark wachsenden Bevölkerung Schritt halten konnte, hat es die deutsche Industrie vermocht, ihre Produktion weit über den sich erheblich ausdehnenden Bedarf des Inlandes hinaus zu steigern. Sie hat es verstanden, für ihre Mehrerzeugung durch Güte und Billigkeit ihrer Produkte in wachsendem Maße sich die ausländischen Absatzmärkte zu öffnen und dadurch die Mittel für die Bezahlung unserer mit Bevölkerung und Industrie wachsenden Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen herbeizuschaffen.

Der Warenaustausch mit dem Ausland wird ganz vorwiegend durch die Seeschiffahrt vermittelt.

Der gewaltige Aufschwung der deutschen Kauffahrteiflotte ergibt sich aus den folgenden Ziffern:

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers und des Herrn Verlegers Stilke dem soeben erschienenen Sonderabdruck des Helfferichschen Vüchleins „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913", das demnächst auch in französischer und englischer Übersetzung herauskommen wird, Angesichts der politischen Weltlage halten wir die Ausführungen Helfferichs für doppelt bedeutsam und deren Verbreitung — besonders auch im Auslande — für heilsam. Hier spricht nicht nur der bekannte nationalökonomische Theoretiker und finanzpolitische Praktiker, sondern auch der weitsichtige Politiker. Die Darlegungen Helfferichs werden allenthalben lebhaften Widerhall finden. Die Redaktion,

Bestand der deutschen Seeschiffe (Kauffahrteischiffe).

	1. Januar 1888			1. Januar 1913		
	Zahl	Raumgehalt Netto-Registertons	Besatzung	Zahl	Raumgehalt Netto-Registertons	Besahung
Segelschiff«	3034	758 359	21053	2420	396 904	12 980
Seeleichter	60	11459	167	332	101324	1053
Dampfschiffe	717	470 364	15 856	2098	2 655 496	63 713
Zusammen	3811	1 240 182	37 076	4850	3153 724	77 746

Bei einer Steigerung der Schiffseinheiten um etwa ein Viertel hat sich also der Raumgehalt der deutschen Handelsflotte auf das Zweieinhalbfache erhöht, und ihre Besatzung hat sich mehr als verdoppelt. Dabei ist die Leistungsfähigkeit qualitativ dadurch stark gewachsen, daß die Segelschiffe mehr und mehr durch Dampfschiffe ersetzt wurden: Im Jahre 1913 war der Raumgehalt der Dampfschiffe sechsmal so groß wie im Jahre 1888; und während damals der Raumgehalt der Dampfschiffe nur etwa V., so groß war, wie derjenige der Segelschiffe, ist er heute fast siebenmal so groß.

Von den Dampfschiffen der deutschen Handelsflotte, deren Raumgehalt in Bruttoregistertons am 1. Januar 1913 rund 4,4 Millionen betrug, kam etwa ein Viertel auf Schiffe, die weniger als 5 Jahre alt waren, und mehr als die Hälfte auf Schiffe im Alter von weniger als 10 Jahren.

Hamburg wird, soweit der Auslandsverkehr in Betracht kommt, nur von dem großenteils durch den deutschen Erport- und Importverkehr unterstützten Hafen von Antwerpen und von Newnork übertroffen.

So hat sich Deutschland, trotz der geringen Ausdehnung und der im Verhältnis zu anderen Ländern weniger günstigen Gestaltung seiner Seeküsten, eine herrschende Stellung auf den Weltmeeren erobert, durch zähe Tatkraft und unablässige Arbeit. Die natürlichen Verhältnisse, die vor 400 Jahren nach der Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Indien den Welthandel von

Deutschland weg in andere Bahnen gelenkt haben, sind dieselben geblieben. Aber von innen heraus hat sich die Umwandlung vollzogen, die uns eine alle früheren Begriffe unendlich übersteigende Stellung im Welthandel geschaffen hat. Früher kam die Befruchtung des Verkehrs von außen, von den wirklichen und vermeintlichen Reichtümern der überseeischen Gebiete; und so ging uns der Platz im Weltverkehr verloren, als diese Reichtümer auf neuen Straßen anderen Ländern zuflossen. Heute tragen wir die Kraft, auf der unser Welthandel beruht, in uns selbst; unser Außenhandel und unsere Seeschiffahrt ist aufgebaut auf der sicheren Grundlage unserer heimischen Arbeit und der durch diese so gewaltig gesteigerten Produktionskraft unserer heimischen Volkswirtschaft. Wie mit

unserer Produkticnskraft Handel und Verkehr gewachsen sind, so hat die Entwicklung von Handel und Verkehr anregend und fördernd auf unsere heimische Produktionskraft zurückgewirkt. In diesem Sinne hat das vor zwei Jahrzehnten gesprochene Kaiserwort: „Die Welt steht unter dem Zeichen des Verkehrs" für kein Land mehr, als für unser Vaterland, seine Geltung erwiesen.

Aber so fest begründet unser Welthandel in unserer heimischen Arbeit ist, so wichtig und notwendig hat es sich gezeigt, ihm auch jenseits der deutschen Grenzpfähle dauernde und fest verankerte Stützen zu schaffen. Die Beschränktheit des deutschen Territoriums und die Einseitigkeiten der klimatischen Bedingungen Deutschlands, verbunden mit der Zunahme unserer Bevölkerung und ibren wachsenden und sich verfeinernden Bedürfnissen, nötigen uns zu der gewaltigen Einfuhr von Rohstoffen, Nahrungs- und Genußmitteln, die wir mit unserer Arbeit und namentlich durch den Erport von Industrieerzeugnissen bezahlen müssen. Hiermit ist die Anfgabe gegeben, sowohl den Bezug der benötigten Rohprodukte vom Auslande, wie auch den Absat z unserer Industrieerzeuanisse im Auslande nach Möglichkeit sicherzustellen.

Die Aufgabe liegt zum Teil auf dem Felde der staatlichen Wirtschaftspolitik, insbesondere der Handelspolitik.

Das Problem ist, die Erhaltung und Förderung der heimischen produktiven Kräfte mit der Erlangung möglichst günstiger und beständiger Bedingungen für den auswärtigen Handel, insbesondere für den Absatz unserer Fabrikate und den Bezug der unentbehrlichen Rohprodukte, zu vereinigen.

Die Lösung des Problems ist der deutschen Handelspolitik unter der Regierung unseres Kaisers in befriedigender Weise gelungen. Dies kann ohne die Gefahr ernstlichen Widerspruchs festgestellt werden, so sehr auch gerade in den handelspolitischen Fragen die Meinungen der Interessenten und Parteien auseinanderzugehen pflegen. Die Landwirtschaft und diejenigen Teile der Industrie, die zur Entwicklung ihrer produktiven Kräfte eines Schutzes vor der auswärtigen Konkurrenz bedürfen, haben diesen Schutz in weitgehendem Maße erhalten und sich unter diesem Schutze kräftig entwickelt. Daneben ist es durch das System der langfristigen Handelsverträge gelungen, der erportierenden deutschen Industrie die auswärtigen Märkte, der deutschen Schiffahrt die auswärtigen Häfen offen zu halten und dem deutschen Kaufmann günstige Bedingungen für Niederlassung und Betrieb von Gewerbe und Handel zu gewährleisten.

Der Weg zu diesem Ziel führte nicht nur durch äußerst schwierige Verhandlungen mit den fremden Staaten, sondern auch durch schwere Kämpfe im Innern, bei denen die Leidenschaften von rechts und links oft heftig aufflammten. Es ist ein bleibendes Verdienst unseres Kaisers, der gleich in den ersten Jahren seiner Regierung vor diese wichtigen und durch starke Interessengegensätze verwirrten Fragen gestellt wurde, daß er von Anfang an das Ziel klar ins Auge

gefaßt und an dem eingenommenen Standpunkt mit ruhiger Sicherheit fest-
gehalten hat.
Aber mit der vertragsmäßigen Sicherung unseres Handels und unserer
Schiffahrt durften und dürfen wir uns nicht begnügen. Die Abhängigkeit vom
Ausland, die den großen Vorteilen unseres Hineinwachsens in die Weltwirtschaft
gegenübersteht, braucht eine Verstärkung der Gegengewichte. Eine solche kann
geschaffen werden dadurch, daß heimischer Unternehmungsgeist und heimisches
Kapital sich jenseits der Landesgrenzen ein Feld der Betätigung begründen und
dadurch einen unmittelbaren Einfluß auf die für unseren Bezug und Absatz
wichtigen ausländischen Gebiete gewinnen. Das geschieht in durchgreifender
Weise durch die Erwerbung überseeischen Kolonialbesitzes; denn hier wird der
wirtschaftliche Einfluß durch die politische Herrschaft in der denkbar wirksamsten
Weise gesichert und verstärkt. Soweit aber dieser Weg beschränkt oder gesperrt
ist — und Deutschland hat leider, als es nach der Wiederherstellung der politischen
Einheit die Blicke über See richtete, die koloniale Welt zum größten Teil bereits
vergeben gefunden —, muß das Ziel auf dem Wege weitausschauender finanzieller
und wirtschaftlicher Betätigung verfolgt werden.
Die Politik kolonialer Erwerbungen war um die Mitte der
achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in bescheidenem Rahmen, aber in einer
für die spätere Entwickelung maßgebenden Weise eingeleitet worden. Bis zum
Regierungsantritt unseres Kaisers bestanden die Ergebnisse lediglich in der Fest-
setzung einiger weniger kaufmännischer Unternehmungen und in der Hissung der
deutschen Flagge an einzelnen bisher herrenlosen Plätzen der afrikanischen Küste
und der Südsee. Die von diesen Stützpunkten ausgehende territoriale Aus-
gestaltung des deutschen Kolonialreichs und seine Erweiterung durch wichtige
Neuerwerbungen, die geographische Erforschung, die militärische Unterwerfung,
und die allmähliche Einbeziehung in eine geordnete Verwaltung, die wirtschaft-
liche Erschließung und die kulturelle Bearbeitung — alle diese Leistungen fallen
in die Regierungszeit unseres Kaisers, zum größten Teil in die letzten 10 bis
15 Jahre. Die Leistungen sind nicht gering. Zu den natürlichen Schwierigkeiten
der Gebiete, die wir uns noch in letzter Stunde sichern konnten, gesellte sich der
Widerstand der Eingeborenen; die furchtbaren Opfer an Blut und die großen
Geldaufwendungen, die die Niederwerfung des südwestafrikanischen Aufstandes
forderte, sind in aller Erinnerung. Zu den Schwierigkeiten draußen traten hinzu
die Schwierigkeiten in der Heimat: mangelndes Verständnis, Kleinmut und
Zweifelsucht, daraus hervorgehend mangelnde Opferwilligkeit und mangelnder
Wagemut; schließlich mangelnde Erfahrung, mangelnde Organisation und man-
gelnde Tradition, mit dem notwendigen Ergebnis wirtschaftlicher und administra-
tiver Fehlschläge.
Heute sind diese Anfangsschwierigeiten im wesentlichen überwunden.
Das deutsche Kolonialreich umfaßt jetzt einen Flächeninhalt von 2 900 000

Quadratkilometern, es ist also etwa fünfmal so groß wie das Deutsche Reich.
Die eingeborene Bevölkerung ist auf mehr als 11 Millionen zu veranschlagen;
die weiße Bevölkerung übersteigt 27 000, während sie noch vor 10 Jahren nicht
ganz 10 000 betragen hatte. An Eisenbahnen waren Ende 1912 in den afri-
kanischen Kolonien 3867 Kilometer im Betrieb und 696 Kilometer im Bau.
Der Gesamthandel der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee (Einfuhr und
Ausfuhr) hatte im Jahre 1898 erst 46,6 Millionen Mark betragen, im Jahre 1911
stellte er sich auf 240 Millionen Mark; er hat sich also in einem Zeitraum von
13 Jahren verfünffacht. Daneben hat sich der Handel von Kiautschou von
34,5 Millionen Mark im Jahre 1902 auf 195,2 Millionen Mark im Jahre 1911
gehoben. Der direkte Handel Deutschlands mit seinen Kolonien, der 1896 erst
11 Millionen Mark betrug, beläuft sich heute auf 104 Millionen Mark.
Trotzdem steht die Entwicklung des deutschen Kolonialreichs auch heute noch
in ihren Anfängen. Die Zukunft wird die vielversprechenden Ansätze in der
Schiffung eines kolonialen Absatzmarktes für unsere Industrieprodukte und in
den für die Erzeugung unserer heimischen Volkswirtschaft wichtigen Kulturen —
erwähnt sei vor allem die Baumwollkultur — zu einer für unsere Weltstellung
ins Gewicht fallenden Entwicklung zu bringen haben.
Die Betätigung in den deutschen Kolonien ist nur ein Aueschnitt aus der
Betätigung deutschen Unternehmungsgeistes im Aus-
lande und namentlich über See. Das Leitwort des deutschen Kaufmanns ist:
„Mein Feld ist die Welt". Längst bevor das Deutsche Reich an die Erwerbung
kolonialen Besitzes heranging, ja lange vor der Gründung des Reiches selbst,
waren deutsche Kaufleute in allen wichtigen Handelsplätzen der europäischen und
außereuropäischen Welt zu finden. Viele haben leider ihre Nationalität ver-
loren, viele andere aber haben ihr deutsches Wesen und ihre Beziehungen zur
Heimat gewahrt und gepflegt und bilden einen wertvollen Teil des größeren
Deutschland. Ihre kaufmännischen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Unter-
nehmungen sind, wenn auch in fremder Erde wurzelnd, ein wichtiger Rückhalt für
Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Dies gilt in ganz besonderem
Maße von den Kulturwerken allergrößten Stils, die deutscher Unternebmungsgeist
und deutsches Kapital in außereuropäischen Gebieten im Laufe der letzten Jahr-
zehnte geschaffen haben: von den großen Elektrizitätsunternehmungen, Bewässe-
rungsanlagen und vor allem von den Eisenbahnen, die — wie die Bagdadbabn
und die Schantungbahn — weite Gebiete unter deutscher Führung neu erschließen
und sie ebenso zu Bezugsquellen für unseren Einfuhrbedarf wie zu Absatzmärkten
für unsere Ausfuhr entwickeln. Der Kaiser hat diesen großen Unternehmungen
stets sein besonderes Wohlwollen und seine besondere Förderung gewährt.
Der gewaltige Aufbau ineinandergreifender und sich gegenseitig tragender
wirtschaftlicher Betätigung im In- und Auslande steht nur so lange auf sicherem
Grund, als er gegen jeden Gewaltstreich geschützt ist. Im friedlichen Wettbewerb

weiß sich die deutsche Volkswirtschaft stark genug, um ihren Platz zu behaupten und auszubauen. Aber die Versuchung, im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf von der Überlegenheit der politischen und militärischen Machtmittel Gebrauch zu machen, war zu allen Zeiten für den Stärkeren gegenüber dem Schwächeren sehr groß. Die zahlreichen Handelskriege der Weltgeschichte geben hiervon Zeugnis. Alle Fortschritte der Kultur und Gesittung im Völkerleben dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß jedes allzustarke Auseinandergehen in der Entwicklung der wirtschaftlichen Stärke und der politischen Machtmittel die Tendenz einer gewaltsamen Entladung und Ausgleichung schafft. In dieser Erkenntnis mußte Deutschland, das durch seine geographische Lage und seine geschichtlichen Erfahrungen sich genötigt sieht, ein allen Möglichkeiten gewachsenes Landheer zu halten, sich dazu entschließen, seine immer größer und wichtiger werdenden überseeischen Wirtschaftsbeziehungen durch eine Flotte zu schützen, die stark genug ist, um für jeden Gegner die Versuchung, unseren wirtschaftlichen Wettbewerb durch Gewaltmittel zu Boden zu schlagen, im Keime zu ersticken. In diesem Sinne ist unsere Kriegsflotte, die eigenste Schöpfung unseres Kaisers, der Schlußstein in dem gewaltigen System, dem die außerordentliche Entwicklung des deutschen Volkswohlstandes zu danken ist und auf dem heute die Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes beruht.

Guido Pardo:

Das neue italienische Wahlrecht.

Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Emil Leimdörfer.

Das Jahr 1912 gestaltete sich für Italien zu einem denkwürdigen, an bedeutsamen Ereignissen reichen Jahre. Soweit das innere Leben des Landes in Betracht kommt, erreichte aber kein Ereignis die Wichtigkeit der Wahlreform, die am 30. Juni 1912 Gesetz geworden ist.

Die Wahlreformen sind die politischen Revolutionen unserer heutigen Zeit. Kultur, Bildung und das Vorhandensein von Vertretungskörpern und der stehenden Heere, dieser aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen neuesten Zerstörungsmittel, haben die gewaltsamen, dramatischen Umwälzungen unmöglich nnd nutzlos gemacht. Die Revolutionen kommen heute im Gewande der Reformen des Stimmrechtes, die sozusagen die Friedensverträge zwischen den einander bekämpfenden politischen Mächten eines Landes darstellen ....

Die Geschichte des italienischen Wahlrechtes läßt sich in drei große Abschnitte teilen, nämlich in die Zeiten der Gesetze von 1848, von 1882 nnd endlich von 1912. Jedes dieser Gesetze kennzeichnet den Beginn einer geschichtlichen

Periode und jede einzelne geschichtliche Periode dauert ungefähr dreißig Jahre: eine höchst merkwürdige Übereinstimmung mit der Dauer der Wahlreformzeiten in vielen anderen Ländern Europas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, z. B. in England (1832 — 1867 — 1885), in Belgien (1848 — 1892), in Osterreich (1873 — 1907) usw. Das beweist deutlich das Vorhandensein eines Entwicklungsgesetzes, das hier zu formulieren und zu erörtern nicht der Ort ist.

Im Jahre 1848 gab es auf der Apenninen-Halbinsel so viele Wahlgesetze wie Staaten; indessen blieb von allen nur das piemontesische Wahlgesetz übrig, und in dem Maße, in dem die alten Staaten mit Piemont verschmolzen, wurde es durch königliches Dekret auf die neuen Provinzen des Reiches angewandt. Dieses piemontesische Wahlrecht war aber nicht ein Gesetz im strengen Sinne des Wortes, weil es nicht vom Parlamente ausgearbeitet oder bestätigt, sondern vom König Carlo Alberto kraft der Machtvollkommenheit, die ihm in der Verfassung vorbehalten worden war, erlassen worden ist. Es blieb lange in Kraft, bis zum Jahre 1882, weil das Parlament zur Erörterung der Wahlrechtsfrage keine Zeit hatte. Es war vollständig durch die großen nationalen Fragen in Anspruch genommen, durch die Errichtung des Königreiches und durch die finanziellen, internationalen und inneren Probleme (z. B. die klerikale Gefahr), welche die Eristenz des Reiches in seinen ersten Jahren bedrohten.

Das Gesetz von 1848 verlangte für die Wahlberechtigung das Alter von 25 Jahren, die Kenntnis des Lesens und Schreibens und einen je nach der Provinz veränderlichen Zensus von 20 bis 40 Lire jährlicher Steuern. Infolge dieser Bestimmung ging die Zahl der Wähler niemals über 600 000 hinaus, bei einer Bevölkerung von 28 Millionen, d. h. nicht mehr als zwei Prozent der ganzen Bevölkerung hatten überhaupt das Stimmrecht, und von der männlichen Bevölkerung über 25 Jahre hatten es kaum zehn Prozent. Der Mittelstand und die reichen Leute waren die einzigen am öffentlichen Leben mitwirkenden Bürgerlreise; alle kleinen Leute, in den Städten sowohl wie auf dem Lande, waren von jedem öffentlichen Rechte ausgeschlossen.

Als jedoch im Jahre 1876 die Linke zur Macht gelangte, erschien eine neue Bevölkerungsschicht auf dem Plan. Das Kleinbürgertum in den Städten und auf dem Lande machte sich durch seine Zahl und durch den Reichtum geltend, den es in Handel und Landwirtschaft, für welche die ersten Jahre des Königreiches Italien eine Blütezeit brachten, erworben hatte. Es trat mit der politischen Unerfahrenheit der ungebildeten Volksschichten auf, aber auch mit der Begierde jedes Einzelnen, seinen Anteil an der Beute des öffentlichen Lebens zu erhaschen. So beginnt die Ära der großen Finanzskandale, der unglücklichen Kolonialunternehmungen, der Konflikte in der äußeren Politik, der großen wirtschaftlichen Krisen.

Das Wahlgesetz des Jahres 1882 krönte den Sieg dieser Volksschichte, ein Gesetz, das in Wahrheit zwar noch immer konservativ war, da es den größten

Teil der Arbeiter und Bauern vom Wahlrecht ausschloß, jedoch gegenüber der
Gesetzgebung von 1848 einen Fortschritt bedeutete.
Der Grundsatz des allgemeinen Stimmrechtes war in der Theorie anerkannt.
Zanardelli schrieb damals in seinem Berichte über die Vorlage Folgendes: „Kein
Gesetz ist gerechter als seinem Grundsatz nach das über das allgemeine Wahlrecht.
Denn dieses bewirkt die Vertretung aller Volksschichten, aller politischen Ein-
flüsse, eine Vertretung, die durch das allgemeine Bedürfnis gefordert wird, weil
alle Bürger das gleiche Interesse daran haben, gut regiert zu werden."
Allein der Grundsatz ist nicht zur Ausführung gelangt. Das Alter der Wahl-
berechtigten wurde zwar von 25 auf 21 Jahre herabgesetzt, aber die beiden Be-
dingungen für das Stimmrecht: Steuerleistung (die freilich auf 19,80 Lire per
Jahr beschränkt wurde) und Bildung, d. h. die Kenntnis des Lesens und
Schreibens, blieben bestehen. Jedoch vermochte ein neuer Titel die Steuerleistung
zu ersetzen, nämlich die erfolgreiche Prüfung über die vierte Volksschulklasse. So
setzt also (abgesehen vom Alter, von der Kenntnis des Lesens und Schreibens und
von anderen allen Gesetzgebungen gemeinsamen Erfordernissen) das italienische
Gesetz des Jahres 1882 als Alternativbedingungen für das Stimmrecht fest:
entweder Zensns (19,80 Lire jährlicher Steuerzahlung), oder Prüfung über die
vierte Volksschulklasse. Überdies waren noch verschiedene gleichwertige Rechts-
titel zugelassen, deren Wirksamkeit jedoch die Zahl der Wähler nicht erheblich
vermehrte. Das Gesetz von 1882 war das erste Wahlrecht, das von einem
italienischen Parlament beschlossen worden ist. Man pries es als ein volkstüm-
liches Gesetz, weil es das allgemeine Stimmrecht einführe. Denn, wie Zanardelli
behauptete, wenn auch zwei Drittel der männlichen italienischen Bevölkerung
über 21 Jahre nicht lesen und schreiben und daher auch für den Augenblick
nicht Wähler sein konnten, erachtete man dies doch als eine nur vorübergehende
Erscheinung, weil, wie man glaubte, jedermann schnell die Kenntnis des Lesens
und Schreibens erwerben würde, um das Wahlrecht zu erlangen.
Leider widerlegten die Tatsachen diese Erwartung. Die Analphabeten
blieben sozusagen die offene Wunde am Körper des modernen Italien.
Die Erfahrung vieler Länder beweist, daß, wenn für die Erlangung des
Wahlrechts eine Bedingung aufgestellt wird, deren Erfüllung zum Teil von den
herrschenden Klassen abhängt, diese die Ausdehnung des Wahlrechtes verhindern,
indem sie künstlich die Schranke aufrecht halten. Als z. B. in Belgien durch
das Wahlgesetz von 1848 die Bedingung einer Mindestleistung von 40 Lire
jährlich an direkten Steuern gestellt wurde, ist das Steuersystem des Staates von
den herrschenden Klassen derart ausgebildet worden, daß die direkten Steuern
auf ein Minimum, die indirekten auf ein Manmum gebracht wurden, um eben
die Vermehrung der Wählerzahl zu verhindern.
Das italienische Wahlgesetz war die Hauptursache des Analphabetismus.
Die Zahl der Wähler nahm freilich nach dem Inkrafttreten des Gesetzes zunächst

plötzlich zu, dann aber blieb sie stationär, ja sie verringerte sich sogar ein wenig.
Im Jahre 1881 gab es 621 896, im Jahre 1883 2V2 Millionen und im Jahre
1892 3 Millionen Wähler. Sodann aber ging ihre Zahl infolge der in diesem
Jahre durchgeführten allgemeinen Prüfung und Beglaubigung der Wählerlisten
auf zwei Millionen zurück. Im Jahre 1909 gab es 2 930 473 Stimmberechtigte,
obwohl die Bevölkerung des Staates von 30 Millionen im Jahre 1892 auf
34V2 Millionen im Jahre 1909 emporgeschnellt war.
Der Prozentsatz der Wähler unter der Bevölkerung ohne Unterschied des
Geschlechtes und des Alters, der im Jahre 1892 noch 9,5? betragen hatte, betrug
1909 nur noch 8,60. In Oberitalien, besonders in Piemont und der Lombardei,
erreichte der Prozentsatz der Wähler die Ziffer 17 (in der Provinz Alessandria);
in Süditalien, besonders aber auf Sizilien sank er auf 4,9 Prozent (in Catania)
herab. Diese Ziffern werden noch viel eindrucksvoller, wenn man die Zahl der
Wähler nur mit der Zahl der über 21 Jahre alten Männer, also derjenigen,
die das Alter zur Ausübung des Wahlrechtes besitzen, vergleicht. Während
1909 in der Provinz Novara 63,9 Prozent der männlichen Bevölkerung über
21 Jahre wahlberechtigt waren, genossen in den Provinzen Catania und Cagliari
nur 15,1 Prozent das Stimmrecht. Durchschnittlich kamen also im ganzen Reich
33,6 Prozent Wahlberechtigte auf 100 Männer über 21 Jahre. Allein keine
einzige Provinz von Mittel- oder Süditalien erreichte diesen
Durchschnitt, ja, keine Provinz südlich von Rom überstieg 25 Prozent. Stellt
man endlich das Verhältnis zwischen Land- und Stadtbevölkerung auf, so kann
man behaupten, daß in Mittel- und Süditalien 90 Prozent der großjährigen
Bauern und 70 Prozent der Handwerker (und Arbeiter) vom Wahlrechte aus-
geschlossen waren, während man in Oberitalien und insbesondere in Piemont
tatsächlich das fast allgemeine Stimmrecht hat.
So entsandten in Süditalien einige wenige tausend Wähler, die dem länd-
lichen und städtischen Kleinbürgertum angehörten, Abgeordnete, die in der
Kammer die volkstümlich „Ascari" benannte Gruppe bildeten. Diese Abgeord-
neten hatten nur eine einzige Aufgabe: die Interessen der paar hundert Wähler
zu besorgen, die die Wahlbezirke in Händen hatten. Daher stimmten sie auch für
jedes Ministerium. Die Bedürfnisse des Volkes und namentlich diejenigen der
Bauern wurden vollständig vernachlässigt. In Norditalien dagegen wurden bei
jeder Wahl zwischen den klar geschiedenen Parteien große Schlachten geschlagen;
der einzelne verschwand gegenüber der Volksmasse, die selbst über ihren Interessen
wachte und sie zur Geltung brachte.
Dieses System hatte unheilvolle Folgen. Vor allem den ewigen Widerstreit
zwischen Nord- und Süditalien, der die Tätigkeit des Parlamentes hemmte: ein
ohnmächtiges Hinwelken der gesetzgebenden Faktoren, das jedes wahrhaft parla-
mentarische Regime zu nichte machte. Die Kammern und daher auch die Regie-
rungen repräsentierten nicht das Volk, dessen Bedürfnisse überhaupt nicht bekannt

wurden. Daher ferner eine fortwährende Vergeudung der finanziellen und politischen Kräfte und als letzte Folge die allgemeine Unzufriedenheit der unteren Schichten, die sich in ununterbrochenen, oft sogar gewalttätigen und blutigen Unruhen Luft machte.

Aber noch aus anderen Gründen befriedigte dieses Gesetz die Erfordernisse der Zeit nicht. Im Jahre 1882, als das Wahlgesetz beschlossen wurde, gab es noch keine sozialistische Partei. Sie erschien erst in den Wahlen des Jahres 1892, und im Jahre 1909 war sie schon eine der stärksten Parteien des Landes. Im Parlamente bildet sie im Bunde mit der republikanischen Partei und mit den Radikalen den „Block der Linken", der über 100 Abgeordnete verfügt und das Schicksal des Kabinettes in Händen hat. Die sozialistische Partei verteilt sich über das ganze Land, nicht nur unter den Arbeitern, sondern auch unter den Bauern, deren Massen mächtig organisiert werden. Im Jahre 1910 gab es unter 5100 Gruppen mit 800 000 Genossen schon 1594 sozialistische Bauernvereine mit 400 000 Mitgliedern, während 15 Jahre zuvor in Italien nicht ein einziger Bauernverein eristierte.

Ein Faktor förderte die Organisation der Bauern und die Ausbreitung des Sozialismus auch in Süditalien mächtig, nämlich die Auswanderung, die, indem sie der natio«llen Arbeit Arbeitskräfte entzieht, zwar zur Verteuerung aller Waren beiträgt, auf der anderen Seite aber die ländlichen Volksschichten, die drei Viertel des Arbeiterkontingents stellen, vermittelst der Geldsendungen wirtschaftlich stärkt, welche die Auswanderer ihren Familien daheim schicken. Endlich aber stärkt sie die Organisation geistig und politisch dadurch, daß viele Auswanderer heimkehren, um sich im Vaterlande festzusiedeln, nachdem sie sich durch die Berührung mit den vorgeschritteneren Arbeiterklassen Frankreichs, Englands und Nordamerikas entwickelt haben und selbstbewußt geworden sind. Die sogenannten „amerikanischen" Bauern, von denen Calabrien und Sizilien voll sind, zeichnen sich gerade durch ihre modernen fortschrittlichen Anschauungen aus. Sie kommen zwar noch als Analphabeten in ihr Heimatland zurück, besitzen aber einen gewissen Wohlstand und kennen andere politische Verhältnisse und andere soziale Horizonte. Auf diese Weise bildete sich in Mittel- und Süditalien eine sehr zahlreiche Bauernklasse, die wirtschaftlich stark und sozial fortgeschritten, aber als eine Klasse von Analphabeten vom politischen Leben völlig ausgeschlossen war. Fünfzig Prozent der Bauern befand sich in dieser Lage.

Das Problem der Aufnahme dieser neuen Wähler drängte sich vor allem seit Beginn dieses Jahrhunderts den herrschenden Klassen auf. Von einer Wahlreform begann man in der Tat seit 1902, der Zeit des Kabinetts Zanardelli-Giolitti, zu sprechen: das war aber zunächst nur unbestimmtes Gerede, nicht ein Regierungsprogramm. Die sozialistische Partei machte sich naturgemäß zum Vorkämpfer der Wahlreform. Jedoch nicht mit der Energie und der Lebhaftigkeit, die sie z. B. in Österreich entfaltete. Auch nicht im entferntesten konnte die

Reformbewegung mit der berühmten englischen Volksbewegung verglichen werden, die zur Wahlreform des Jahres 1832 führte. Die Bauern, die Hauptinteressenten, verhielten sich stets größtenteils gleichgültig und rechtfertigten durch ihre Haltung den oft gehörten Einwand: „Ja, warum soll man den Dauern eine Wahlreform geben, wenn sie selbst nicht das Bedürfnis darnach empfinden."
Die Ursachen dieser Erscheinung sind mannigfacher Art, sie bestehen aber vielleicht nicht so sehr in dem Mangel eines lebhaft empfundenen Bedürfnisses, wie in der ganzen Psychologie der Bauern, die die Regierung seit Jahrhunderten als etwas von ihnen selbst Verschiedenes und ihnen Entgegengesetztes, als einen Bedrücker und Räuber betrachten, nicht aber als die Verkörperung aller sozialen Klassen. Andererseits fehlte den Bauern jemand, der ihnen das Bewußtsein dieses Bedürfnisses eingeflößt hätte. Die Sozialisten und die Klerikalen, die beiden allein interessierten Parteien, nahmen stets eine mehr gleichgültige Haltung gegen das allgemeine Stimmrecht ein. In der Theorie befürworteten sie es, in der Praris aber machten sie dafür unter der Arbeiterschaft in den Städten und auf dem Lande keinerlei ernste und tatkräftige Propaganda. Der Abgeordnete Bissolati, der klügste Kopf der Sozialisten Italiens, schwankte noch 1908 in seiner Ansicht über die Angemessenheit des allgemeinen Stimmrechtes. Er betonte, daß in Oberitalien, wo das Wahlrecht tatsächlich ein fast allgemeines war, die sozialistische Partei schrittweise die Wahlkreise eroberte. Dasselbe sei in Mittelitalien der Fall. Daher sei es besser zu warten, bis auch im Süden die Massen für die sozialistischen Lehren und Anschauungen gewonnen sein würden. Auf der anderen Seite aber lief man Gefahr, daß sich, wie in Belgien, eine starke klerikale Partei bildete. Infolgedessen mußte Professor Salvemini, der große Apostel des allgemeinen Stimmrechtes in Italien, lange kämpfen, bis er auf dem italienischen Sozialistenkongreß 1908 seine Tagesordnung zugunsten des allgemeinen Wahlrechtes zum Siege brachte.
Aus diesen Gründen machte die Idee einer Wahlreform unter den herrschenden Klassen nnr geringe Fortschritte. Noch im Jahre 1910 hielt niemand sie für möglich, und als Luzzatti seinen Gesetzentwurf vorlegte, der das Wahlrecht in bescheidenstem Ausmaße erweiterte, ahnte niemand, daß die Kammer ihn ablehnen würde. Allgemein war man überrascht, als in einer geschichtlich denkwürdigen Sitzung im Jahre 1911 Giolitti sich erhob, um feierlich zu verkünden, daß der Augenblick für eine umfassende und gründliche Wahlreform gekommen sei: Giolitti übernahm die Erbschaft Luzzattis und brachte seinen eigenen Entwurf ohne allzuviel Schwierigkeiten glücklich durch. Am 30. Juni 1912 wurde das neue Gesetz beschlossen. Drei Jahre zuvor waren 70 Prozent der Abgeordneten, die jetzt dafür stimmten, Gegner einer Erweiterung des Stimmrechtes, selbst nur in bescheidenstem Ausmaße: im Jahre 1912 erklärte sich in der Theorie nicht ein einziger Abgeordneter, nicht ein einziger Senator gegen das allgemeine Stimmrecht. Die Einwände, die gegen den Entwurf Giolittis gemacht wurden,

betrafen mehr die Art der Abstimmung, die man für die Analphabeten einführen sollte, als den Grundgedanken des Gesetzes; dieser ging fast einstimmig durch. Welche Gründe bekehrten den allmächtigen Giolitti zum allgemeinen Stimmrecht? Waren es Gründe der parlamentarischen Taktik? War es die Beredsamkeit Salveminis? War es die klare Einsicht in die Notwendigkeit, die Bauern für das nationale Leben zu interessieren und den Analphabetismus zu überwinden? Oder die Hoffnung, daß das erweiterte Stimmrecht eine starke konservative Partei hervorbringen würde, die einen Damm aufrichten würde gegen die Flut des Sozialismus? Und aus welchen Gründen folgte die Mehrheit der Abgeordneten ihrem Führer, obwohl sie doch wußten, daß die Ausdehnung des Stimmrechtes ihre eigene Wiederwahl gefährde? Es ist schwer, dies heute mit Sicherheit festzustellen. Es ist wahrscheinlich, daß mehrere Ursachen zusammenwirkten: eine aber war nach meiner Meinung entscheidend. Seit 1902, seit der Bildung des Ministeriums Zanardelli-Giolitti, war es der Grundzug der italienischen inneren Politik, den Ansprüchen der Demokratie zuvorzukommen, freigebig, sogar allzu freigebig mit Zugeständnissen zu sein, um möglichst jede Volksbewegung zu vermeiden. „Huieta non movere!" Das war das Losungswort der italienischen Regierung seit der Ermordung König Humberts. In den Kreisen der hohen Beamtenschaft herrschte ein heiliger Schauder, nicht allein vor jeder Volksbewegung, sondern schon vor der Möglichkeit einer Erregung. Die italienische Regierung hatte das Ziel erreicht, eine Regierung ohne Opposition zu sein. Jede Opposition bedarf eines Programms. Kaum war ein Programm aufgestellt, kaum sammelte sich darum ein Kern von Anhängern, kaum begann eine Agitation, so beeilte sich die Regierung schon, es zu bewilligen. So glich die italienische Politik gewissermaßen dem Toten Meer: Es gibt darin keinen Widerstreit von Meinungen und Interessen. Jetzt aber spürte Giolitti, der seit zehn Jahren letzten Endes in unserer Politik alle Entscheidungen trifft, das erste Rauschen einer starken Agitation für das Wahlrecht. Er war der Überzeugung, daß es die Aufgabe des Staatsmannes sei, ihr zuvorzukommen, statt ihr später nachzugeben. Und diese Überzeugung wußte er auch seinen getreuen Gefolgsleuten einzuflößen. So entstand das neue Wahlgesetz. In aller Stille vollzog sich in Italien eine wahre politische Revolution, ohne Kämpfe, ohne Aufregungen, mit Hilfe der herrschenden Klassen, die sich freiwillig ihrer Macht entäußerten. Von der englischen Wahlreform von 1832 bis heute hat kein einziges Volk mit solcher Leichtigkeit eine so ungeheure Ausdehnung des Stimmrechtes ausgeführt. Einzig das französische Wahlgesetz von 1848 kann mit dem unsrigen verglichen werden. Aber auch ihm war eine Revolution vorausgegangen. Nach den amtlichen Erwartungen wird die Zahl der Wähler von drei Millionen auf mehr als 7 Millionen springen. Das Verhältnis der Wähler zur Gesamtbevölkerung, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, wird sich plötzlich von 9 Prozent auf ungefähr 19 Prozent erhöhen. Das ist das allgemeine Ergebnis

für das ganze Reich. Aber wenn auch die Wählerlisten noch nicht endgültig fest-
gestellt sind, so weiß man doch schon jetzt, daß in einigen Wahlkreisen des Südens
die Zahl der Wähler um 300, ja sogar um 400 Prozent wachsen wird. Auf
diese Weise wechselt aber die Masse der Wähler ihr Äußeres vollständig.
Um die Wesensart des neuen Wähler-Souveräns zu zeichnen, wollen wir die
wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes untersuchen. Jedes Wahlgesetz ist stets ein
Kompromiß zwischen zwei verschiedenen Theorien. Zwischen den Verfechtern
eines allgemeinen uneingeschränkten Wahlrechtes (Typus: Frankreich) und den
Verfechtern eines durch Steuerleistung und Kenntnis des Lesens und Schreibens
eingeschränkten Wahlrechts (das alte italienische Gesetz) hat das neue Gesetz ein
neues Kriterium angenommen: das Alter.
Jeder italienische Bürger, der über 30 Jahre alt ist, hat das Wahlrecht,
wie auch immer sonst seine Bildung und seine wirtschaftlichen Verhältnisse sein
mögen. Nur darf er, wohlgemerkt, nicht durch ein Verbrechen oder durch
Krankheit zur Ausübung unfähig geworden sein. Auch wird er von Amts wegen
in die Wählerliste eingetragen und braucht dies nicht besonders zu verlangen.
Der Gesetzgeber wollte ferner auch diejenigen befriedigen, die das Wahl-
recht als ein Entgelt für die Blutsteuer betrachten. Daher wurde bestimmt, daß
auch derjenige das Wahlrecht haben soll, der seinen Militärdienst geleistet hat,
wie alt er auch sein mag. Nur darf er nicht jünger sein als 21 Jahre. Das
ist das zweite grundlegende Kriterium. Diese beiden Bestimmungen kommen zu
den alten in Kraft bleibenden hinzu, so daß auch weiterhin alle diejenigen Wähler
sind, die es vorher aus dem Rechtstitel der Elementarkenntnisse oder des Zensus
waren. In der Tat wird durch diese Bestimmungen die Masse der Wähler in
zwei große Kategorien geteilt: diejenigen über 30 Jahre, deren Zahl sich auf
etwa 6 Millionen belaufen wird, und diejenigen unter 30 Jahren, deren Zahl
nicht mehr als eine Million betragen wird. In der ersten Kategorie werden die
Analphabeten und die Bauern, in der zweiten die höheren, intellektuellen
Schichten überwiegen. Die erste Kategorie wird sozusagen automatisch, einfach
durch das Alter gebildet. In der zweiten dagegen bedarf es des Willens des
Wahlberechtigten, weil er das Ersuchen stellen muß, in die Liste eingeschrieben
;n werden.
Eine der wichtigsten Aufgaben, die der Gesetzgeber zu lösen hatte, bestand
endlich in der möglichst größten Sicherung der Unabhängigkeit und Geheim-
haltung der Stimmabgabe. Das Gesetz nahm ein sehr verwickeltes System an,
das zum Teil aus dem belgischen und zum Teil aus dem nordamerikanischen
Wahlrecht entnommen ist und den erwähnten Zwecken dienen soll.
Das gesamte politische Italien wartet nun gespannt auf die erste Anwen-
dung des neuen Gesetzes in den allgemeinen Wahlen, die in diesem Jahre statt-
finden werden. Welche Haltung werden die vier oder fünf Millionen neuer
Wähler, die fast alle Bauern sind, einnehmen? Das ist das Rätsel, das alle

Geister quält. Drei Lösungen zeigen sich: entweder wird die neue Wählermasse von einer der ertremen Parteien der Rechten oder der Linken, den Klerikalen oder den Sozialisten, aufgesogen werden; oder sie wird sich unter verschiedenen Parteien verteilen; oder sie wird sich zu einer neuen Partei vereinigen von bäuerlichem Charakter, ähnlich den deutschen Agrariern oder der Arbeitsgruppe der Duma. Es ist schwer zu sagen, welche von diesen Vermutungen sich bewahrheiten wird. Die Bauern in Mittel- und Süditalien, von denen die Antwort auf die Frage abhängt, sind für die herrschenden Klassen ein verschlossenes Buch. Nicht allein weil diese sich niemals die Mühe gaben, es zu öffnen, sondern auch, weil der Bauer selbst gewohnt ist, sie nur in der Uniform des Steuereintreibers, des Gendarmen und des Soldaten zu betrachten, als Unterdrücker und als Räuber, und weil er sich ihnen gegenüber in mißtrauisches Schweigen hüllt.
Jetzt treten dieselben Klassen vor den Bauern hin, um ihm zu sagen: „Laß uns Brüder sein! Wir wollen zusammen arbeiten!" Wird es denjenigen, die seit Jahrhunderten einander als Herren und Sklaven gegenüberstehen, gelingen, einander zu begreifen und sich in die Arbeit zu teilen? Die Sozialisten und die Klerikalen wollen selbstverständlich diese Vereinigung nicht. Alle beide malen das Entstehen einer bäuerlichen Demagogie an die Wand: die einen zugunsten der Kirche und des Papstes, die anderen zugunsten einer Gruppe von Personen, die die Bewegung leiten werden. Die Einen und die Anderen aber warfen sich sofort mit Leib und Seele auf die Arbeit der Propaganda auf dem offenen Lande. Besondere katholische und sozialistische Organisationen wurden gebildet, und Scharen von bezahlten Agitatoren beider Parteien zerstreuten sich über das offene Land des Südens, um das neue Evangelium zu predigen. Die Sozialisten haben den Vorteil einer langen und vollendeten Vorbereitung. Die Zahl der agrarsozialistischen Vereine Nord- und Mittelitaliens, verglichen mit der Zahl der klerikalen Vereine, zeigt den Weg, den erstere schon zurückgelegt haben. Aber der Süden ist noch jungfräulicher Boden. Viele glauben, daß gerade hier die klerikale Propaganda größere Wahrscheinlichkeit des Erfolges besitzt. Es wäre indessen ein Irrtum, zu glauben, daß sich der Bauer des Südens, obwohl er abergläubisch und unwissend ist, in die Arme der Priester werfen, oder daß er, neidisch auf den großen und mittleren Grundbesitzer blind den Sozialisten folgen wird. Er hat sich Heilige im Paradiese geschaffen, weil er keine schützenden Heiligen auf Erden hatte. Und um zu ihnen zu gelangen, bedarf er der Priester. Aber er weiß instinktiv zwischen den Dingen des Himmels und der Erde zu unterscheiden und ebenso zwischen seinen wahren und falschen Freunden. Desgleichen hört er sich die Sozialisten gerne an, welche Erhöhung der Löhne und das Gemeineigentum an Grund und Boden predigen; aber er hat einen so feinen Sinn für die Wirklichkeit, einen so ausgeglichenen Geist, daß es sehr schwer ist, ihn im Namen einer Theorie zu Ausschreitungen fortzureißen. Die im Süden so läufigen blutigen Anfruhre beweisen vielleicht scheinbar das Gegenteil. Man

muß jedoch bedenken, daß jeder einzelne von ihnen lediglich die Schlußszene eines unendlich langen Trauerspiels von täglichen Unterdrückungen und Räubereien ist, die von den am Orte herrschenden Klassen unter dem Schutz der Gesetze und unter dem Vorwand des öffentlichen Wohles begangen wurden.

Der italienische Bauer läßt sich sehr leicht regieren und leiten, wenn er nicht durch Vergewaltigungen und durch Räubereien zur Verzweiflung getrieben wird. Daher hat eine große, italienische, halb geheimnisvolle Organisation die Aufgabe übernommen, die neuen Wählermassen auf einen Mittelweg zwischen Sozialismus und Klerikalismus zu führen. Diese Organisation ist die Freimaurerei, die gerade in den letzten Jahren eine sehr ausgesprochene politische Haltung eingenommen und auch ein Wahlbureau im Palazzo Giustiniani, ihrem Hauptquartier, eingerichtet hat. Aber die Früchte ihrer Arbeit sind bisher sehr kärglich gewesen.

Alle anderen Parteien sind für den Kampf nicht im geringsten vorbereitet. Jeder Deputierte wird ganz allein in seinem Wahlbezirke kämpfen müssen, ohne Hoffnung auf Hilfe von einer Zentralleitung, die ja nicht eristiert, und ohne fernerhin auf die Unterstützung der Regierung rechnen zu können, die bis nun der „dens ex nial,Iiii>a", der große Verderber aller Wahlen im Süden, gewesen ist. Die Regierung findet sich Massen gegenüber, die ihrer Aufsicht entgehen, da sie zu zahlreich sind, um gekauft, und doch zu wenig bekannt, um verführt und eingeschüchtert werden zu können.

Dagegen bildet sich eben jetzt in Italien eine andere, im Wesen bäuerliche, weder sozialistische noch klerikale Partei, eine Partei, deren Programm lautet: „Der Bauer für sich selbst!" Ihre Anhänger lehnen die Klerikalen ab, weil sie antinational und im Grunde eine Partei der Besitzenden sind, die Sozialisten aber aus dem Grunde, weil die Interessen der Industrie nicht mit denjenigen der Landarbeiter in Übereinstimmung gebracht werden können. Kann es denn, so sagen sie, eine Gemeinsamkeit zwischen einem Bauer aus Sizilien und einem Arbeiter aus Mailand geben? Die Bauern müssen eine lange Liste von Ansprüchen zur Geltung bringen, für die sie ganz allein kämpfen müssen. Dieses Panier ist seit einigen Jahren in dem Blatte „Verteidigung des Bauern" und in anderen Provinzblättern aufgerichtet, die zur Bildung einer Partei von rein bäuerlichem und Arbeitercharakter auffordern. Und ihnen gehört nach meiner Meinung die Zukunft.

Allerdings nicht schon heute. Wie die englische Wahlreform von 188? ihre Früchte erst im Jahre 1907 und die französische von 1875 gar erst 25 Jahre später trugen, so wird die gegenwärtige italienische greifbare Wirkungen erst nach drei oder vier allgemeinen Wahlen hervorbringen. Allzu groß ist gegenwärtig noch die Verwirrung, allzu wenig vorbereitet sind die bäuerlichen Massen von fünf Millionen Personen. In den bevorstehenden und vielleicht auch noch in den folgenden Wahlen werden die Enteignungen des politischen Besitzstandes

der Parteien nicht so groß sein, wie viele fürchten oder hoffen. Die Sozialisten, die Republikaner und die Radikalen werden gewinnen, aber nicht so viel, daß sie jetzt schon die Kammer beherrschen werden.

Die Entwicklung der Bauern zu einer selbständigen Partei ist eine unabwendbar notwendige Folge ihrer geistigen und wirtschaftlichen Lage. Was ihr Programm, was ihre letzten Ziele sein werden, kann man unmöglich sagen, weil wir uns noch im Anfangsstadium der Bildung dieser Partei befinden, in dem alles wirr und dunkel ist. Aber das Eine kann man mit Sicherheit behaupten, daß sie nicht klerikal sein wird. Die Gefahr eines päpstlichen Italien ist vollkommen ausgeschlossen.

Prof. Dl. Ludwig Stein:

Wie entstehen unsere Ideale?

Der Hallenser Philosoph, Hans Vaihinger, der Begründer der „Kant-Studien" und „Kant-Gesellschaft", hat neben seinem unvollendeten Kommentar zur „Kritik der reinen Vernunft" ein vollendetes System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus ausgebaut, das er als „Philosophie des Als Ob" bezeichnet. In der ersten Auflage hat sich Vaihinger nur als „Herausgeber" dieses in jedem Betracht merkwürdigen Werkes eingeführt, wobei er freilich durchsichtig genug andeutete, daß der Verfasser dem Herausgeber nicht fernsteht. Soeben veröffentlicht indes Vaihinger die zweite, wesentlich erweiterte Auflage seiner „Philosophie des Als Ob" (Berlin, Reuther u. Reichard), und hier bekennt er Farbe. Inzwischen sind nämlich nahezu sechzig Besprechungen des Werkes, darunter ausführliche Würdigungen, erschienen, die dem Verfasser bei aller Kritik im Einzelnen doch in den Hauptzügen zeigten, daß der Sechzigjährige sich der Iugendschrift des Fünfundzwanzigjährigen nicht zu schämen braucht. Das „nounln preiuatur in aununi" hat Vaihinger dreifach gehalten, aber seine Iugendgedanken haben inzwischen nicht etwa Rost und Schimmel angesetzt, sondern sie haben durch den Gang der philosophischen Entwicklung Zufuhr und Bereicherung erfahren, so daß der Ergraute sich heute rückhaltlos zu seiner wissenschaftlichen „Jugendsünde" bekennen durfte. Die von Amerika ausgehende pragmatistische Bewegung von William James und der geistesverwandte „Humanismus" des Orforder Philosophen F. C. S. Schiller haben vielleicht den Anstoß zum Bekennermut Vaihingers gegeben.

In Tat und Wahrheit geht Vaihinger mit seinem idealistischen Positivismus die gleichen Wege wie der amerikanische Pragmatismus. Nur kommt Vaihinger von Kant, Laas und Steinthal her, James von Hume und Mill. Aber ihr Treffpunkt ist: die Nützlichkeit der Fiktion. Oder, wie Simmel einmal in meinem „Archiv für systematische Philosophie" die Formel geprägt hat: die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt für uns die Gegenstände des Erkennens.

Unser Erkennen setzt sich in seinen höchsten Ausgestaltungen aus Ideen und Idealen zusammen. Ideen bilden ein System von Begriffen über das, was ist oder sein muß, Ideale hingegen sind ein System von Begriffen über das, was sein soll. Ideen fassen die Gesetze des Geschehens, Ideale die Zwecke menschlichen Handelns zu Formeln zusammen. Von den Ideen oder Naturgesetzen erfahren wir, wie sich der Weltprozeß in Wirklichkeit abspielt, von den Idealen aber erwarten wir Wegleitungen über unser Sollen, d. h. Orientierung darüber, wie wir unser Handeln im Einzelnen einzurichten haben. Ideen und Ideale sind die wertvollsten Behelfe, welche die Menschen mit wachsender Geistigkeit hervorgebracht haben, um sich auf der einen Seite in der Außenwelt am sichersten zu orientieren, auf der anderen aber mit den Mitmenschen am schiedlichsten auszukommen. Ohne diese wertvollen Fiktionen wären wir aus dem Tierzustande nicht hinausgelangt. Jede Fiktion von Gehalt und Dauer hat den denkökonomischen Nützlichkeitswert der Auffindung neuer Einsichten. Fiktionen aber, sagt Vaihinger, sind seelische Gebilde. Aus sich selbst spinnt die Psyche diese Hilfsmittel heraus, denn die Seele ist erfinderisch; den Schatz an Hilfsmitteln, der in ihr selbst liegt, entdeckt sie, gezwungen von der Not, gereizt von der Außenwelt. Selektion und Vererbung spielen dabei eine entscheidendere Rolle, als Vaihinger anzunehmen scheint. Wie alle Tiere im Kampfe um die Eristenz ihre Funktionen ausbilden, den Bedürfnissen entsprechend abändern, so daß zuletzt die Funktionen sich ihre Organe schaffen, so hat die Empfindungstätigkeit des Menschen durch ihre weitverästelten Funktionen sich ein besonderes Organ im Zentralnervensystem geschaffen — den Intellekt. Und dieser Intellekt rüstet uns mit den wertvollsten und tauglichsten Waffen für die Behauptung unserer Eristenz aus. Unsere Gehirne sind wie unsere Waffenwerkstätten, so unser Arsenal zur Aufbewahrung der besten und tauglichsten Kampfgeräte. Eine solche Waffe bildet nun nach Vaihinger die „Fiktion", das „Als Ob". Die „fiktive Tätigkeit" gestattet uns, eine Reihe von Hilfsbegriffen zu konstruieren, vermittelst deren wir den Weltzusammenhang erfassen und vor allem auch unser Verhältnis zur Umwelt regeln. Wertvolle Fiktionen werden mit vollem Bewußtsein als solche gebildet, weil sie uns helfen, entweder die Welt besser zu verstehen, oder unser Verhältnis zur Mitwelt besser zu regeln.

Es ist die Tragik des Lebens, sagt Vaihinger, daß die wertvollsten Begriffe,

realiter genommen, wertlos sind. Wir sagen, so fährt Vaihinger fort, statt Ideal
— Fiktion. Denn auch alle Ideale sind für uns, logisch gesprochen, Fiktionen.
Hier möchte ich nun einsetzen und die Vaihingersche Fiktionentheorie, die sich
besonders mit Mach nahe berührt, im Anschluß an meine früheren Dar-
legungen, auf welche sich Vaihinger selbst beruft, für die Psychologie der Ideal-
bildung ergänzen und erweitern. Ich sehe in Ideen und Idealen die ewigen
Schutzmittel der Selbsterhaltung des Menschengeschlechts. Was Lid und Wimper
fürs Auge, das sind Ideen und Ideale für die Seele. Droht dem Auge von
irgend einer Seite Schaden, so zieht sich der Hemmungsapparat reflektorisch zu-
sammen; droht der Seele des Menschen Schaden, so findet der Mensch in seinen
Ideen und Idealen Unterschlupf und Schutz. Was ich bei Vaihinger vermisse, ist
die kräftige Betonung des biologischen Momentes der Fiktion. Alle Fik-
tionen, die sich zu Ideen und Idealen verdichten, sind gleichsam biologische Funk-
tionen zur Höherzüchtung des Typus Mensch. Sie wirken belebend, befruchtend,
anspannend und beflügelnd auf den Menschen ein. Die Fiktion ist gerade darum
eine „nützliche Funktion", weil sie die Lebensenergien erhöht, die Orientierung
in der Außenwelt erleichtert und die Herrschaft des Menschen über die blinde
Natur gewährleistet. Oder wie Nietzsche, dem Vaihinger ein feinsinniges Buch
gewidmet hat und auch in der „Philosophie des Als Ob" in einem Anhang
über Kant und Nietzsche sein Kränzlein windet, sich prägnant ausdrückt: Wahr
heißt: für die Eristenz des Menschen zweckmäßig.
Nichts ist zweckmäßiger für die Erhaltung der menschlichen Gattung, als
ihre Idealbildung. Ideale sind überlieferte Motivquellen für das, was im
Interesse des Stammes, der Familie, der Nation, weiterhin des ganzen
Menschengeschlechtes sein soll. Ihrem Ursprunge nach gehen die Ideale
ebenso auf Illusionen zurück, wie Ideen auf Fiktionen, aber ihrer Geltung nach
sind Ideen und Ideale die Gestalter und Erhalter des ^enus tiumnuum. Ohne
diese „wertvollen Fiktionen" hätten wir das Tierstadium nicht überschritten.
Ohne Fiktionen hätten wir, wie Vaihinger zeigt, weder eine Mathematik, noch
irgend eine beschreibende, erakte Wissenschaft, die letzten Endes immer wieder auf
fiktive Gedankengebilde zurückweisen. Nur vermittelst solcher Kunstgriffe
und Hilfsmittel des Denkens, wie sie das klassifikatorische Verfahren darbietet,
gelingt es uns, die drei Reiche der Natur zu katalogisieren und zu inventarisieren.
Der dreidimensionale Raum ist eine ebensolche Fiktion wie die Materie und
das Atom. In den Idealen sieht Vaihinger praktische Fihfionen, zu denen er in
erster Linie die menschliche Willensfreiheit rechnet.
Für die menschliche Idealbildung kommt indes nicht so sehr die bewußte
Fiktion, wie die unbewußte Illusion in Betracht. Illusionen sind, wie ich im
„Sinn des Daseins" ausführe, ein erquickender Labetrunk in der Wüste des
Daseins, Balsam gegen die unausbleiblichen Trübnisse und Bitternisse des
Lebens. An der Hand der bewußten Fiktionen orientieren wir uns über die

Welt, an der Hand der zu Idealen ausgestalteten ehemaligen Illusionen regeln wir unser Verhältnis zum Leben. Wie wir einige Spezifika gegen körperliche Leiden haben, so sind die Illusionen, wie ich im genannten Werke auseinandersetze, Spezifika gegen die Leiden der Seele. Sie sind gleichsam ein Heilserum gegen allerlei Ungemach im menschlichen Zusammenleben, gegen die unausbleiblichen Unbilden gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Die großen Ideale des Menschengeschlechts, wie sie in Sitte, Religion, Recht, Kunst und Wissenschaft ihren reglementierenden Niederschlag gefunden haben, sind selbst nichts anderes, als wegen ihrer Nützlichkeit eingeübte, infolge ihrer art-erhaltenden Wirkung zur Denkgewöhnung verhärtete, durch Selektion und Vererbung in Fleisch und Blut des Menschengeschlechtes übergegangene ehe-malige Illusionen.

Wie die Begriffe der Menschen nichts anderes sind, als geronnene Empfin-dungen, Aggregate ehemaliger Sinneseindrücke, so sind Ideale nichts anderes als stabilisierte, weil der Erhaltung der Gattung dienliche, vor dem obersten Forum der menschlichen Gattungsvernunft also bewährte und erprobte Illusionen.

Die großen Ideale des Menschengeschlechts, als da sind: Heiligkeit, Seelen-größe, Gesinnungsvornehmheit, Ehre, Nachruhm, Liebe, Patriotismus, Natio-nalismus, Weltmacht e tutti ciuauti — alle diese Granden im Reiche mensch-licher Idealbildungen haben von der Pike auf gedient, also ihre Begriffs-karriere ganz bescheiden als Illusions-Proletarier begonnen. Das soll in einem demokratischen Zeitalter natürlich kein Vorwurf, sondern im Gegenteil ein Ruhmestitel sein. So wenig unsere obersten Begriffe — Natur, Kosmos, Gott, Weltgesetz, Universal-Harmonie — Einbuße an Würde und Geltungswert er-leiden, wenn empirische Erkenntnistheoretiker und Nominalisten sie als not-wendige Zusammenfassungen menschlicher Gattungserfahrungen hinstellen, aber hinzufügen, daß sie allesamt nur im menschlichen Bewußtsein sind, für mensch-liches Bewußtsein eristieren, daß sie sich ursprünglich an der Hand konkreter, sinn-licher Einzelerfahrungen herausgebildet haben, ja daß sie, wie Vaihinger dartut, von Hause aus nur nützliche Fiktionen sind, ebensowenig geschieht den ewigen Idealen des Menschengeschlechts Eintrag, wenn man sie als gefestete, weil das Gattungswohl fördernde, ehemalige Illusionen begreift. So wären zum Bei-spiel Fetischismus und Animismus, Totemismus und beginnender Ahnenkultus, Sage und Mythos jene Ur-Fiktionen, aus denen uns Poesie und Religion, weiterhin Kunst und Wissenschaft erblüht sind. Es ist darum grundfalsch, Ideale dadurch diskreditieren, in der allgemeinen Wertschätzung herabsetzen zu wollen, daß man sie als Illusionen oder Fiktionen denunziert. Mögen sich einzelne Motivierungen unserer religiösen, nationalen oder ästhetischen Ideale als falsch, als logisch unhaltbar erweisen, so sind damit die Ideale selbst noch nicht weg-dekretiert. Die wunderbare Gesetzmäßigkeit der Zahlenwelt hat darum nicht auf-gehört, bindende logische Gültigkeit von uns zu beanspruchen, weil wir jetzt wissen,

daß sie von Hause aus bewußte Fiktionen sind, ja daß unser dekadisches Zahlensystem sich an den zehn Fingern der beiden Hände herausgebildet hat. Wie jeder konkrete Ursprung plump ist, so hat auch die Wiege aller Ideale, die Illusion, etwas Täppisches an sich. Ideale sind aber verfeinerte Illusionen, zusammenhaltende Prinzipien, Gattungserfahrungen der Vernunft über die tauglichsten, zweckmäßigsten Formen menschlicher Handlungsweisen. Was die Instinkte für das Triebleben, das sind Ideale für das Vernunftleben der Menschen: durch Generationen angesammelte, von Hunderten von Geschlechtern aufgespeicherte und durch Vererbung übertragene Gattungserfahrungen. Instinkte, als aufgesparte Erfahrungen unserer Vorfahren, sind in unseren unbewußt-zweckmäßigen Muskel- und Nerventätigkeiten, in Atmung und Verdauung, in Blutumlauf und Herztätigkeit, in Hunger- und Durstgefühlen, in Trieben und Affekten, kurzum in jenen unserer emotionellen Lebensäußerungen niedergelegt, die wir ohne Bewußtsein zu vollziehen vermögen. Was die biologische Gattungserfahrung psychogenetisch im Bau des menschlichen Organismus in der Form von Instinkten, Ueflerbewegungen und automatischen Akten hinterlassen hat, das hat uns die psychologische und logische Gattungserfahrung der Menschenvernunft, der denkenden Bearbeitung dieser Erfahrung, in Sprache und Gesang, in Baudenkmälern und Statuen, in Poesie und Wissenschaft, in rechtlichen Institutionen und sozialen Gliederungen, in Geschichte und Literatur, in Religion und Philosophie aufgespart und von Geschlecht zu Geschlecht zur Weiterbildung überantwortet. Instinkthandlungen sind das Produkt erworbener und vererbter Triebe, Vernunfthandlungen das Erzeugnis eines Spieles bewußter Motive. Wie nun Instinkte nichts anderes sind und ihrer Natur nach nichts anderes sein können, als verhartete, geronnene, automatisch gewordene ehemalige Triebe, insbesondere Auszweigungen und Abspaltungen des Grundtriebes der Selbsterhaltung, so sind Ideale nichts anderes als arterhaltende Gesamterfahrungen über das, was sein soll. Allgemeinbegriffe pressen in einen fiktiven Ausdruck zusammen, was wir uns als eristierend vergegenwärtigen müssen. Ideale sind zusammenfassende Ausdrücke und überlieferte Motivquellen für das, was — im Interesse der Gattung — sein soll, auch wenn es, mit Kant zu sprechen, nie und nirgends i st. Wie sich Instinkte aus Trieben, und Begriffe aus Empfindungen zusammensetzen, so Ideale aus Illusionen. Instinkte, Begriffe und Ideale sind die große Sparbüchse, in welcher die menschliche Gattung die mühsam erworbene Erbschaft aller vorangegangener Geschlechter aufbewahrt. Die Einzelillusion sagt jedem Menschen, der ihrer fähig ist, nur, was für ihn gelten soll, auch wenn es in Wirklichkeit nicht so ist, und die Gattungsillusion oder das Ideal sagt uns, wie die Menschheit handeln soll, auch wenn sie nie und nirgends so handelt. Instinkte belehren darüber, wie wir leben, bewußte Fiktionen schreiben uns vor, wie wir denken, Ideale endlich geben uns einen Fingerzeig, wie wir, der Oattungserfahrung gemäß, handeln sollen. Der Einzeltrieb kann ja jedem Indi-

viduum schädlich sein, wie alles Singulare, Zufällige, Momentane: der
Instinkt selbst ist es nie. Die einzelne Erfahrung mag falsch sein — Sinnes-
täuschungen, Phantasmagorien, Halluzinationen können sie fälschen — der Be-
griff, die Gattungserfahrung täuscht nie. Endlich können einzelne Illusionen,
wie sie uns als Phantome, Schrullen, Ausartungen der Illusion zu Fancy-
Grillen und Gigerltum, zu Mimicry und Snobismus, zu übereifrigem Sport,
Hazardspiel, Verträumtheit, Spekulantentum usw. entgegentreten, die von ihnen
befallene Persönlichkeit bloßstellen, zum unpraktischen espiit, vaßadouä um-
stempeln oder gar zum leichtlebigen Fant und lockeren Zeisig umformen — Ideale
als solche aber verleiten uns nie. Denn mag die einzelne, aus dem Spieltrieb
der Menschen naturnotwendig herauswachsende Illusion „bewußte Selbst-
täuschung" sein, so kann vielleicht die bewußte Selbsttäuschung eines
einzelnen Individuums ihm selbst schädlich sein, weil es Maß und
Ziel verfehlt. Aber eine „bewußte Selbsttäuschung", die sich durch Jahr-
tausende erhält, und die theoretisch geprüft, kritisch zerlegt, skeptisch zersetzt worden
ist und dennoch ihr logisches Daseinsrecht behauptet — eine solche „bewußte
Selbsttäuschung", die Dauer im Leibe besitzt, die Jahrtausenden trotzt und gegen
alle Anfechtungen des bohrenden Verstandes sich gefeit zeigt, ist ebenso unzer-
störbar, wie der Begriff, dem die Nominalisten, und der Instinkt, dem die
Moralisten seit 2500 Jahren ohne jeden Erfolg den Todkrieg erklären. Wie wir
einen Bodensatz von untilgbaren Instinkten und unverwischbaren Fiktionen als
unantastbares Erbe der Kulturmenschheit angetreten haben, so besitzen wir einen
eisernen Fonds von Idealen als säkularisierten Illusionen.
Will man also die ewigen Ideale des Menschengeschlechts mit Nietzsche als
„Erfindung vom reinen Geist" und vom „Guten an sich" als „Niedergang-
Typus" und „Verfallssymptom", als „Rhachitikerbosheit" und „Dscadence-
Philosophie" oder endlich als „Platonismus fürs Volk" bloßstellen, so begeht
man denselben aussichtslosen Windmühlenkampf, den die Moralisten gegen die
Instinkte und die Nominalisten gegen die Begriffe seit 2500 Jahren ebenso be-
harrlich wie vergeblich fortführen. Wie sagt doch Nietzsche? Zum Menschen
sagen: Ändere dich, heißt verlangen, daß alles sich ändert, sogar rückwärts
noch keine kleine Tollheit das!
Man werfe uns nicht ein, man könne dem Menschen unmöglich zumuten,
eine bewußte Selbsttäuschung aufrechtzuerhalten und sie, ungeachtet unseres Ein-
blickes in das Wesen der Fiktion und Illusion, zu perpetuieren. Der Augenschein
lehrt uns, daß wir dies stündlich, ja jede Minute, diesen Prozeß mehr oder weniger
reflektiert wiederholen. Sogar im wissenschaftlichen geschulten Denken sind
Selbsttäuschungen, Einbildungen, Fiktionen und Illusionen unvermeidlich,
vollends im bunten Wechsel unseres täglichen Erlebens.
Von hier aus überblickt man die Höhenzüge des Denkprozesses. Fiktionen

und Illusionen erscheinen, in dieser Beleuchtung gesehen, nicht mehr als Chimäre, also auch nicht mehr als trügerisch und nichtig, sondern als schöner Schein, als nützliches Spiel unserer Einbildungskraft, als energiefördernde, lebenerhöhte, arterhaltende Funktionen. Fiktionen und Illusionen sind, mit Hegel-Schopenhauerscher Terminologie zu sprechen, eine „List der Vernunft", ein heilsames Narkotikon, ein Gegengift der Natur gegen Trübsal und Schlaffheit, wie sie sich im wirklichen Leben unausbleiblich einstellen.

Nicht ist, wie Pessimisten oder sogenannte Solipsisten behaupten, die Natur, Gott, Welt, jeder Allgemeinbegriff eine leere Fiktion, sondern jede Idealbildung ist ein Gnadengeschenk der Natur. Sie ist ein Amulett gegen Schwarzseherei, eine Reliquie gegen Hypochondrie und Melancholie, eine wirksame Zauberformel gegen Verschwörungen von Teufeln in Menschengestalt. Die Logik mag die Illusionen immerhin naserümpfend abtun, als eitel Spielerei zerfetzen und in nichts zerstieben lassen; der Wille zum Leben setzt die Illusionen immer wieder in ihre ewigen Rechte ein. Die äußere Erfahrung spricht allen Illusionen Hohn, die innere liegt ihnen anbetend zu Füßen; jene verwünscht sie als Gehirnspuk oder Ausgeburt der Hölle, diese preist sie als köstliches Angebinde unserer Allmutter Natur und unseres Allvaters Vernunft. Den seelisch Gesunden munden Illusionen erfrischend wie Nektar. Wie die Herzkranken nach Digitalis, so greifen die Mühseligen und Beladenen nach Illusionen; wer sich nicht mehr an der belebenden Essenz von Illusionen aufzurichten vermag, der ist rettungslos verloren.

Nach allem Vorangegangenen dürfen wir auf Grund biologischer und psychologischer Beachtungen das Fazit ziehen, daß der Desillusions die unglücklichste Spezies von Mensch ist, die auf Erden lebt. Wer im Mittelpunkt seiner Vitalität, in seiner Illusionsfähigkeit, getroffen und rettungslos entzwei gebrochen ist, der gehört zu den unheilbar Abgeirrten und Enterbten. Solche Dekadenten haben nicht etwa darum keine Illusionen, weil sie krank sind, sondern sie sind krank, weil sie keine Illusionen haben. Was Speise und Trank für die Aufrechterhaltung und Regenerierung des Körpers leisten, das bedeuten die Illusionen für die Seele. Sobald unser Tagesquantum an Wirklichkeit verbraucht ist, dürstet uns nach perlenden Schaumbläschen, nach herzerfrischenden Illusionen. Wehe dem, dessen Hausapotheke leer, oder dessen seelischer Habitus gegen dieses wohltätige Narkotikon abgestumpft ist. Deshalb sind Dichter, Denker und Künstler, die uns immer wieder aus dem unerschöpflichen Born ihrer Phantasie neue Illusionen schaffen, die großen Wohltäter der Menschheit, und die pessimistischen Philosophen, die sie zerstören, sind die Totengräber des Menschengeschlechts. Menschen ohne Illusion gleichen dem trägen Kahnfahrer, der sich ohne Steuer und Ruder willenlos dem Tanz und Gekräust! des Wellenspiels überläßt. Ein einziger kräftiger Windstoß, und sein Lebensboot kippt rettungslos um.

Illusionsfähige Menschen hingegen halten die Ruder in eisenfesten Händen; sie werden nicht von den Wellen des Lebens widerstandslos getrieben, sondern sie steuern mit sicheren Ruderschlägen unbeirrt auf ihr Ziel zu. Und wenn Wind und Welle sich gegen sie zu verschwören scheinen — sie rudern gleichmäßig und unverzagt weiter. Je stärker die Widerstände sind, desto angespannter ist die Energie. Was nun dem einzelnen Ruderer die augenblickliche Illusion, das sind ganzen Völkern ihre Ideale: die feste Zielsetzung, die zusammenhaltende Einheit, die Gemeinsamkeit der Kraftanstrengung, das Zusammenstimmen und Zusammenklingen vieler Einzelwillen zur Gemeinsamkeit eines Sozialwillens, Nationalwillens oder endlich des allumfassenden Menschheitswillens. Mag man uns das Ziel immerhin als „bewußte Selbsttäuschung" vor Augen führen. Never luiuck! Der Weg ist Selbstzweck, weil er erzieherisch dahin wirkt, den Willen zu stählen, die Tatkraft herauszutreiben, die Spannkraft wach und rege zu halten, eben damit aber die Lebensenergien des Typus Mensch zu wecken und zum Marimum seiner Leistungsfähigkeit anzutreiben. Die Erbsünde, das peceatnm originale, ist die Trägheit, die wir bei Wilden und Barbaren als Arbeitsscheu, gleichsam als Trägheitsgesetz der Volkswirtschaft, durchgehende beobachten. Das Wesen der Kultur hingegen ist: Arbeit.

Wir nähern uns mit unseren Kulturzwecken dem tiefsten Sinn der Natur, die ja selbst nichts weiter ist, als ein System von ewigen Energien — ein unversieglicher Quell von Bewegung und Kraft. Nicht ist, wie Hartmann sagt, die Kultur die höchste aller Illusionen, sondern die Illusionen sind die Voraussetzung allen Aufstiegs von der Barbarei der Trägheit zur Zivilisation durch Arbeit. Die Illusionen erweisen sich als die große Weltpeitsche, die das Tier zum Menschen, den Wilden zum Barbaren, den Barbaren zum Zivilisierten, diesen wieder zum Kulturmenschen emporgezüchtet hat. Denn ohne Illusion hätten wir keine Ideale und ohne Ideale kein lebenswürdiges Dasein. Sind Illusionen durch ihre lebenfördernde und arterhaltende Wirksamkeit im Dienste des Gattungsfortschritts ein unentbehrliches Gefühlsfundament des Lebens, so stellen die aus ihnen erwachsenden Ideale die Tragepfeiler und Querbalken unseres Kultursystems dar.

Daß wir die Erlebnisse der menschlichen Gattung in ihren übereinstimmenden Merkmalen generalisieren und uns diese Generalisationen vielfach als Ideale gegenüberstellen, hat Ludwig Feuerbach richtig erkannt. Durch diese ihre menschliche Abkunft werden aber die Ideale in ihrem Geltungs- und Erziehungswert für den Einzelmenschen nicht etwa herabgesetzt, sondern im Gegenteil gesteigert. Wie die Naturgesetze die Verfassungen darstellen, die wir dem Universum gegeben haben, so sind unsere Ideale die Konstitutionen der moralischen Welt; wie die Verfassungen an Ansehen und Würde nicht nur nichts verlieren, sondern alles gewinnen, seitdem wir sie uns in demokratischen Ländern selber gegeben, ganz so verhält es sich in der moralischen Welt.

Richard Dehmel Henri Guilbeaux
Ohne Ideale keine Kultur. Wer sich für nichts mehr auf der Welt zu
erwärmen und zu begeistern vermag, sondern alle Fiktionen, Illusionen und
Ideale für „Traum und Wahnsinn" hält, der gilt uns als Seelenkrüppel und
Gefühlsinvalide, dem wir nur ein Wort Gottfried Kellers mitleidsvoll zurufen
können: „er wäre besser ungeboren, denn lebend wohnt er schon im Grab!"
Henri Guilbeaux*).
Richard Dehmel,
zum fünfzigsten Geburtstag (18. November 1913).
autorisierte Übersetzung von Paul Friedrich.)
Richard Dehmel! Ich kann diesen Namen nicht ohne große und freudige
Gemütsbewegung nennen. War er doch der erste deutsche moderne Lyriker, den
ich las und übersetzte. In jener Zeit, die mir noch so nah erscheint, und die doch
schon weit zurückliegt, als ich in Berlin wohnte und das Leben, die Sitten,
die Sprache und die Literatur Deutschlands studierte, las ich in einer Anthologie:
„Aus banger Brust", „Der Arbeitsmann", „Manche Nacht" und nach und nach
erfaßte ich ihren kraftvollen Reiz und machtvollen Rhythmus. Ich las sie oft.
Sie und andere. Eines Tages übersetzte ich einige dieser Gedichte, um sie meinem
Gedächtnis besser einzuprägen, ohne an eine Veröffentlichung zu denken. Richard
Dehmel führte mich so in die deutsche Lyrik der Gegenwart ein, und ich verdanke
ihm eine große Zahl bedeutsamer und lebendiger Stunden. Diese Zeilen sollen
mein Dank dafür sein.
Co lebte ich mehrere Jahre in seiner „lyrischen" Gemeinschaft, wie ich
glaube ziemlich heimisch in seinem Gesamtwerk, mit mehreren Porträts von ihm
.vertraut, so daß ich mir einen annähernden Zusammenhang zwischen dem Werk
und dem Menschen herstellen konnte, — denn ich bin der Meinnng, daß ein
Buch, ein Bild, nur insoweit wertvoll ist, als sich der Mensch in ihm völlig
enthüllt und beweist. Aber den Menschen hatte ich nie gesehen. Und mich plagte
«in stürmisches Verlangen, eine wahre „Sehnsucht", ihn zu sehen und zu hören,
um das Bild, das ich von ihm in mir trug, abzurunden.
Endlich, vor einigen Wochen, bei einem vorübergehenden Aufenthalt in

*) Henn Guilbeaux, der Verfasser dieses schönen und temperamentvollen Essays, hat
sich schon vor einigen Jahren in Deutschland mit seinem poetischen Erstling: „Verlin, l'suillsF
<i'un Lolitaire" bekannt gemacht. Als eifrigster Vorkämpfer einer deutsch-französischen Ver-
ständigung hat er eben bei Figuiere in Paris eine Anthologie deutscher Lyrik, die vierzig
deutsche moderne Dichtet in Frankreich einführt, mit einem Vorwort Emil« Verhaeren« er-
scheinen lassen. (Vergl. Literarische Rundschau des Oktoberheftes.)

Berlin, hatte ich das langerhoffte Glück, ihm zu begegnen, zweimal. Namentlich sah ich ihn länger bei Otto Ackermann, einem meiner Freunde, der in Paris einst mit Lson Bazalgette das „maßa^in international" gründete, dem Besitzer einer wertvollen Bildergalerie von Werken des 19. Jahrhunderts. (Gusricault, Delacroir, Daumier, Courbet etc.)

Es war an einem furchtbar heißen Morgen. Die Luft glühte, und die Hitze lähmte Körper und Geist. Nach und nach verfinsterte sich der Himmel. Gewitterschwärze verdrängte das Blau. Die dickaufgetürmten Wolken standen reglos. Wir saßen stumm und warteten — und in meinem Gehirn erwachten diese Strophen Dehmels:

De» Himmel dunkelte noch immer.
Ich fühlte tief bis in mein Zimmer
Der fahlen Wolken vollen Schoß.
Die Wolken wurden immer dumpfer,
Die wunden Töne immer stumpfer,
Wie Messer stumpf, wie Messer spitz;
Und aus dem alten Liebeslied
Klagten zwei Kinderstimmen mit —
Da fiel der erste Blitz.

Und die Blitze zuckten. Und die Luft dröhnte vom Hämmern des Donners. Aber kein Regen fiel. Ein trocknes und desto unheimlicheres Gewitter entlud sich. In dem Augenblick, als krachend eine Feuergarbe flammte, tönte die Klingel. Und Dehmel trat ein. In Muße konnte ich diese Züge voll Willen, Suchen, Gedanken und Schmerz studieren. Seine Kraft schlug auf mich über. Seine Worte waren — analog seinen Versen — klar rhythmisiert, bestimmt und konzentriert. Man sprach von Frankreich, Deutschland, Berlin, den Hansestädten, von Emile Verhaeren usw. Ich sagte nichts. Ich hörte und sah nur. Und während er sprach, prägte ich die kräftigen, tiefen und feinen Züge dieses Ge, sichts, das Feinfühligkeit und eine hervorragende Intelligenz zeigte, für immer meinem Gedächtnis ein

Er betrachtete die Gemälde und bewunderte vor allem einen Delacroir und die Köpfe der Hingerichteten von Gusricault .... Und währenddessen formte ich mir das Antlitz dieses Dichters, den ich zu den bedeutendsten Kulturpionieren und Sängern der Zukunft rechne, zu den größten Barden dieser bewegten und an Wissenschaft, Industrie und Handel so reichen Epoche der Demokratie ....

Richard Dehmel analysiert mit bemerkenswerter Feinfühligkeit die Poesie der Natur. Er ist Meister im Firieren der in jeder Stunde wechselnden Farben. Er hat das Wesen der Morgen- und Abendstimmungen sorgsam beobachtet und

in seinen Gedichten verewigt. Er liebt abendliche Spaziergänge und Wande-
rungen durch die nächtlich einsame schlafende Landschaft. Beispiel: „Manche
Nacht", „Stille Stadt", „Sommerabend". Manchmal überfällt ihn ein geheimer
Schauder, ein grundloses Angstgefühl. Er wandert nachts auf langen, von
Telegraphenstangen eingerahmten Chausseen. Er liebt das Nebelhaft-Unbestimmte.
Er beschreibt nicht, er umschreibt. Aber er bleibt immer Maler, denn er ist in
erster Linie Realist, Bejaher alles Tatsächlichen.
„Richard Dehmel", schreibt Julius Bab, „der Realist im tiefsten Sinne des
Wortes, das heißt ein leidenschaftlicher Bejaher alles Wirklichen, ist auch
ein entschiedener Bejaher der feinsten, differenziertesten Geisteskultur und all der
subtilen Werte und Zwischenwerte, die sich das Bewußtsein der neuen Zeit
geschaffen hat."
Als Weiser und Künstler hat er mit Hilfe machtvoller Rhythmen und innerer
Schwingungen die geheimnisvollen Analogien, die heimlichen Rufe, die unwahr-
nehmbaren Zusammenhänge der Wesen und der Dinge in einer Reihe be-
wundernswerter „Naturstimmungen" festgehalten.
Richard Dehmel ist der grandiose, glühende Dichter der Liebe. Seine
Naturstimmungen: „Aus banger Brust", „Aufblick", „Drückende Luft" enthalten
ein zartes, traumverlorenes Gefühl und die heftige, rote und aufreizende Leiden-
schaft. Er hat sich in die Tiefen der Seele der Liebenden, der Braut versetzt:
„Nachtgebet der Braut".
Er hat die verschiedenen Gesichter der allmächtigen allgegenwärtigen
Venus enträtselt. In „Aber die Liebe" symbolisiert er das Leben, die Kraft, den
durch die Liebe erzeugten Tod. Er ist Mensch und Tier, Engel und Teufel in
einem. In seinem Laboratorium kreist nicht nur ein ätherischer, Himmelsluft
atmender Geist. Manchmal gibt er sich auch seiner erotischen Chemie hin, der
einige Kritiker einen gewissen Schwefelgeruch beigemischt finden, und sie werfen
ihm Immoralität und Blasphemie vor.
Richard Dehmel hat sich nicht darauf beschränkt, die wahre Liebe zu be-
singen; er hat auch alle ihre Erscheinungsformen, alle ihre Nebenerscheinungen
gestaltet. Kühn hat er in seiner ganzen Ausdehnung das seruelle Problem durch-
forscht, wie die Ehe, das Recht des Liebenden, das des Kindes. Namentlich in
diesen drei Werken: „Aber die Liebe", „Weib und Welt", „Zwei Menschen". Er
hat das Recht proklamiert, eine schwache Liebe um einer stärkeren willen fallen
zu lassen (und er ist selbst hierfür ein charakteristisches Beispiel). Seinem Sohn
rät er die vollkommenste Ichbehauptung, ja er verlangt kühn selbst den Un-
gehorsam von ihm: „Lied an meinen Sohn". Die „Verwandlungen der Venus"
enthalten die verschiedenen Stufenformen der Liebe: Venu» ?riiuitiva, Venu»
Oreatrix, Venu» Le»tia, Venu» ?6rver»a, Venu» Locia etc Eine
Folge tiefer und tragischer Lebensbilder. In Venus ßoeia erscheint sein
soziales Ideal.

Denn die Liebe läßt ihn die Ängste der leidenden Menschheit nicht ver-
Hessen: „Störung".
Indem er sich leidenschaftlich der Liebe hingibt, singt er dem ganzen Leben
«in Triumphlied. Er besingt die Menschheit, das All, nachdem er sich gesungen
hat. Er ist der Dichter des Individualismus, aber eines unaufhörlich reiner und
weiter werdenden. Er holt den Stoff seiner Dichtungen aus den letzten Ent-
deckungen der Biologie und den neuesten sozialen Theoremen. So verschwistert
er sich mit Emile Verhaeren, mit Walt Whitman.
Er ist ein Sozial-Individualist, während Nietzsche ein stürmischer und aus-
schließlicher Individualist ist. Nietzsches ekstatischer Individualismus hat seinen
Ursprung in seiner slawischen Abstammung. Richard Dehmel, der Sänger der
modernen Welt, hat germanisches Blut (wohl auch slawisches. Anm. d. Ü.);
daher seine Kraft, sein sozialer Individualismus. Oder wie Julius Bab sagt:
„Demgegenüber tritt in Richard Dehmel eine Persönlichkeit vor uns hin, deren
Schwerpunkt und innerste Kraftquelle ihr Germanentum ist." Daher stammt
seine Philosophie, daher die vollendete Mischung von Christentum und Heidentum,
der eigenartige Kompromiß zwischen der Nietzscheschen Verneinung und der Be-
jahung Lassalles. Dehmel zerstört und baut auf; er ist „lösend und bindend".
Er ist „der Dichter des Ganzen". Er zeichnet das Idealvolk in dem gewaltigen
Gedicht: „An mein Volk".
In mehreren seiner Gesänge weht ein Sturm der Empörung, der fast revo-
lutionär genannt werden kann: so in „Vierter Klasse"; bald empfiehlt er dem
Volk wilden Trotz: „Das Erntelied", „Der Arbeitsmann"; bald predigt er offen
die Auflehnung, wie in „Predigt ans Großstadtvolk". Seine letzten Gedichte:
„Schöne wilde Welt" zeigen, wie stark ihn die jüngsten Erfindungen und Ent-
deckungen gepackt haben: „Gebet im Flugschiff" — „Die Musik des
Mont Blanc".
Seine Poesie ist mehr und mehr klar geworden, je menschlicher sie wurde.
In „Aber die Liebe" erklomm er den Gipfel künstlerischen Raffinements. Er gibt
die feinen, hervorragenden Entdeckungen ebensowenig preis, wie die entzückend
musikalischen Klangverbindungen, aber er wird haushälterischer. Endlich ist
auf seine hohe, vorbildliche Gerechtigkeit, die anstrengende, beständige Arbeit hin-
zuweisen, deren Spuren dem so charakteristischen Gesicht dieses großen Lyrikers
aufgeprägt sind. Jede neue Auflage seiner Werke ist stets von Grund auf durch-
gesehen, verbessert, vermehrt. In seinem „Studio" formt er unaufhörlich das um,
was ihn nicht befriedigt.
Hierin ähnelt er ferner in erstaunlichem Maße Emile Verhaeren. Ähnlich
wie der machtvolle Dichter der „Vilw» ^eiitliculaires" hat er alte Lieder nach-

zuschaffen versucht. Ich zitiere von ihm die Übersetzung eines normannischen Volksliedes aus dem 18. Jahrhundert „Die Rückkehr des Seemanns"*):

Huanä le marin revlent cle zuerre
1'out äc>ux
"lout mal cdlluzzi, tout mal vttu:
„pHuvre m»lin, ä'oü revisus tu
7'out cloux?"

Der Seemann kommt vom Krieg zurück,
So sacht;
Verbrannt so sehr, verstaubt so sehr.
„Wo kommst du, armer Seemann, her
So sacht, so sacht?«

Dehmel ist von Verhaerens Werken ebenso entzückt, wie er es von den Gedichten Verlaines gewesen war, und wir verdanken ihm eine vortreffliche Verdeutschung der „Armen":

Sie sind so, diese armen Herzen,
Ganz ausgehöhlt von stummen Schmerzen,
Blaß und wie Teiche voll Geweine:
Rings Leichensteine**).

Für Verhaeren empfindet er sehr große Sympathie und Bewunderung. Er traf ihn vor zwei Jahren in Hamburg, und er schilderte Julius Bab folgendermaßen seine Empfindung: „Er ist eben doch einer von den paar wirklich großen Geistern, die es heute gibt, einer, der weiß, worauf es ankommt, einer, der mehr will als Gedichte machen: Menschen bilden!"***)

Emile Verhaeren — Richard Dehmel.

Ihr Werk zeigt bemerkenswerte Übereinstimmungen. Sie haben beide ihre Leidenschaften, ihre Liebe, ihre Hoffnungen, ihre Trunkenheiten gesungen — sie haben die Menschheit, die Zukunft, die Wissenschaft verewigt —, sie haben die Helden, die Genies verherrlicht. Verhaeren hat modernere Themen gewählt, aber Dehmel hat radikalere Gedanken geformt.

Verhaeren sieht vor allem die heutige Welt mit Maleraugen; Dehmel hat uns mehr die geistige Quintessenz von ihr geschenkt. Verhaeren schildert und ballt die sich empörende Masse, und sein leidenschaftlicher Appell ist doch weniger unmittelbar und zwingend als der Dehmels, der seinem Sohne zuruft:

Und wenn Dir einst von Sohnespflicht,
Mein Sohn, Dein alter Vater spricht,
Gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!

*) Ioli tambour. Das französ. Volkslied. Herausgegeben von H. H. Ewers und Mare Henry. (W. Borngräber, Berlin.)

**) Schone wilde Welt. (S. Fischer, Berlin 1913,)

***) Julius Bab: Verhaeren. (Neue Rundschau, Juli 1912.)

Verhaeren und Dehmel haben die gleiche Ausdauer, die gleiche Lauterkeit, die gleiche unermüdliche Energie bewiesen.

Man braucht nur ihre Gesichter zu sehen, die ihre Werke so eindrucksvoll repräsentieren. Das Verhaerens ist gequälter, heftiger, tumultuarischer (wie man seinen Lyrismus wohl mit der Erregung van Goghs vergleichen kann); das Dehmels ist willenshärter, strenggefugter (ich möchte — um im Bild zu bleiben — seine Dichtung gern mit Cszannes Werk vergleichen); aber ihre Stirnen haben die gleiche Festigkeit, eine gleiche Stärke — zeugen von gleicher Willensrichtung; ihre Furchen beweisen die harte, beständige Arbeit, das unablässige Suchen, die mannhafte Anstrengung ....

Prachtvolle Energie, ein wunderbares Gehirn, eigenartige und neue Sensi, bilität im kühnen Gegensatz zu gewissen Erscheinungen, Sänger seines Ich, der Liebe, der Menschheit — so ist Richard Dehmel sicher der größte deutsche Lyriker der Gegenwart, einer der tüchtigsten und reichsten Geister unserer Zeit.

Sein Werk ist tief lyrisch und philosophisch. Seine Philosophie hat ihre Quelle in der Erregung. Seine Dichtung ist philosophisch wegen des großen Teils Universalen und Sozialen, das sie enthält.

Liliencron hatte das Genie seines Freundes Richard Dehmel erkannt, als er schrieb: „Keiner von uns Versdichtern wird auf die Nachwelt kommen. Nur einer: Richard Dehmel. Das ist meine feste Überzeugung . . . ."

Professor vi,. Albert Albu:

Sport und Volksgesundheit.

Man kann die Menschen unseres Zeitalters einteilen in Muskelmenschen und Nervenmenschen. Die Beobachtung lehrt dabei, daß der körperliche Arbeiter für seine intellektuelle Bildung meist noch mehr tut, als der geistige Arbeiter für seine körperliche Entwickelung. Seit den Zeiten der Renaissance sieht man auch in Deutschland die vorherrschenden Stände, die soziale Auslese, ihre Kräfte erschöpfen fast ausschließlich in der geistigen Führung der Volksmassen, während die Förderung der Leibeskräfte namentlich jenseits des Schulalters fast nur von den Angehörigen der arbeitenden Klassen systematisch betrieben wird. Ein muskulöser Körperbau, der an klassische Formen erinnert, ist geradezu eine Seltenheit bei den Angehörigen der sogenannten oberen Zehntausend. Das weibliche

Geschlecht trachtet heutzutage sogar methodisch nach der schlanken Linienform des Körpers, die nicht nur den Schwund des Fettpolsters zur Voraussetzung hat, sondern leider sehr oft auch zur Erschlaffung der Muskulatur führt. Ein großer Teil der höheren Gesellschaftsschichten weist in allen Ländern schon di« deutlichen Erscheinungen körperlicher Entartung auf. Einen wesentlichen ursächlichen Anteil an diesem Rückgang der körperlichen Kraft und Leistungsfähigkeit hat die moderne Großstadtkultur mit ihren zahlreichen Schäden. Einen einwandfreien Beweis für die ständige Zunahme der körperlich Minderwertigen liefert der nachweislich ununterbrochene Rückgang der Militärdiensttanglichen in fast allen Kulturländern, am stärksten bei den Stadtbewohnern und bei den Angehörigen der sogenannten gebildeten Stände. So betrug z. B. in Deutschland im Jahre 1906 bei den Einjährig-Freiwilligen die Dienstuntauglichkeit 56,5 Prozent und stieg bei den Studierenden insbesondere sogar auf über 60 Prozent. Als Ursache dieser Minderwertigkeit ist neben der Kurzsichtigkeit in erster Reihe die allgemeine Körperschwäche festgestellt.
Als ein Zeichen natürlicher Reaktion gegen die einseitige Geistesausbildung macht sich seit Jahrzehnten in Deutschland das Bestreben nach einer besseren Körperpflege, nach einer Stärkung der körperlichen Widerstandskraft geltend. An einem System körperlicher Übung hat es freilich auch bei uns nie gefehlt. Ja, Deutschland darf stolz darauf sein, durch Vater Jahn das systematische Turnen eingeführt zu haben. Aber für die große Masse des Volkes beschränkt sich diese Körperübung fast immer auf die Schulzeit. Der Kreis derjenigen, welche in späteren Jahren noch Zeit und Lust dazu finden, setzt sich leider vorwiegend nur aus den Angehörigen der körperlich arbeitenden Bevölkerungsklassen zusammen. Von der fortgesetzten Pflege dieser Körperübungen hat auch viele die schematische Einseitigkeit und der etwas komplizierte technische Betrieb des deutschen Turnens abgehalten, zumal dasselbe sich zum größten Teile in staubigen Hallen vollzieht. In dieser Not des Volkes ist denn seit einigen Jahrzehnten die. Wiederbelebung des Sports als ein willkommener Helfer erschienen. Noch nehmen freilich heute weite Teile des Volkes keinen tätigen Anteil daran. Es fällt bei uns heute schon auf, wenn auch nur die Zuschauerzahl bei sportlichen Veranstaltungen eine sehr große ist. Das war im alten Hellas ganz anders. Da galt die Sportpflege als eine nationale Pflicht, als das oberste Mittel der körperlichen Erziehung, als die allgemein anerkannte Voraussetzung zur Erlangung und Erhaltung von körperlicher Tüchtigkeit und Gesundheit. In sportlicher Hinsicht sind die Deutschen einstweilen noch unerzogen. Aber das Beispiel, das ihnen die Stammesgenossen jenseits des Kanals seit einem Jahrhundert gegeben haben, ist doch auf einen fruchtbaren Boden gefallen, und mit Genugtuung können wir von Jahr zu Jahr einen Fortschritt des Interesses für den Sport in allen Schichten der Bevölkerung feststellen. Als Beweis seien nur einige wenige Beispiele namhaft gemacht. Die deutsche Militärverwaltung läßt jetzt auch schon ganz regelmäßig

Soldaten, neuerdings auch die Offiziere, an sportlichen Veranstaltungen sich be>
teiligen und selbst sogar solche auf den Ererzierplätzen ausführen. Und der typische
deutsche Student, der seine Mußestunden in der Kneipe zuzubringen gewohnt ist —
nur einige wenige Turnverbindungen gibt es von alters her an allen Hochschulen
— fängt auch bereits an, sich umzumodeln. Es gibt schon akademische Sportplätze
und sportliche Hochschulverbände, die an manchen Universitäten mit Fleiß und Er-
folg tätig sind. Ja, die deutsche Turnerschaft selbst hat dem Sport seit einigen
Jahren einen breiteren Platz in ihrem Programm eingeräumt. Noch ist der lang-
jährige Bruderzwist zwischen Turnern und Sportsleuten nicht beigelegt, aber
das Ende dieses törichten Zwiespaltes scheint nahe bevorzustehen. Man sollte
es nicht für möglich halten, daß es notwendig sei, zu beweisen, daß Turnen und
Sport keine Gegensätze sind, sondern nur zwei verschiedene Wege zur Erreichung
ein und desselben Ziels. Wo Licht ist, pflegt doch immer auch Schatten zu
sein, und so hat denn auch jeder dieser beiden Wege seine Nachteile. Daraus
darf man aber nicht die Schlußfolgerung ziehen, daß der eine schlechter sei, als
der andere. Gerade durch ihre gegenseitige Ergänzung kann der Fehler der
einen Methode immer den der anderen ausgleichen.
Weder Turnen noch Sport sollen dazu dienen, Athleten in irgend einem
Zweige körperlicher Muskelbetätigung heranzubilden. Alle körperliche Muskel-
übung wird zum Zerrbild gemacht, wenn sie zur Erziehung von einseitigen Vir»
tuosen mißbraucht wird. Das Ideal kann nur der All-round-Athlet sein, der in
allen Sätteln körperlicher Muskelübung fest ist. Nicht die Übung und .Kräftigung
irgend einer Muskelgruppe des Körpers ist das Ziel systematischer Körperpflege,
sondern die harmonische Durchbildung des gesamten Muskelorganismus. Die
hervorragenden Leistungen einzelner besonders Befähigter haben fast nur den
Wert von Schaustücken, allenfalls sind sie zuweilen ein aufmunterndes Beispiel
für andere, aber sie schaden in dieser Hinsicht fast ebensoviel, als sie nützen. Einen
sozialen und nationalen Wert hat die Körperpflege nur dann, wenn sie eine
volkstümliche Betätigung der großen Massen wird.
Worin bestehen das Wesen und die Vorzüge des Sports? Es ist bisher noch
nicht möglich gewesen, eine allgemein anerkannte Definition des Begriffs „Sport"
zu schaffen. Jedenfalls soll der Sport nur Selbstzweck sein, d. h. um seiner
selbst willen getrieben werden, nicht mit irgend welchen Neben- oder anders-
artigen Hauptabsichten. Dazu ist jedwede geschäftliche oder gewerbliche Aus-
nutzung des Sportes zu rechnen. Als einzig maßgebendes Beispiel darf uns hier
das alte Griechenland dienen, wo der Sport als allgemeines Volkserziehungs-
mittel galt und rein ethische Interessen unentwegt den Anlaß zur Förderung des
Sports gaben. Auch in England und Amerika macht man die erfreuliche Be-
obachtung, daß dort das Prinzip der körperlichen Kräftigung durch Sport seit
Jahrzehnten bereits in weite Volkskreise eingedrungen ist und nicht nur auf den
Universitäten, sondern auch in den Volksschulen allgemein durchgeführt wird.

Soweit ist man in Deutschland noch lange nicht. Bei uns bildet der Sport
bisher im besten Falle nur erst eine Attraktion für die schaulustige Menge an den
Sonntag-Nachmittagen, und große Sportvereine sehen ihre Hauptaufgabe einst-
weilen noch in der Züchtung einzelner hervorragender Matadore, mit denen sie
möglichst viel Ehrenpreise zu gewinnen trachten. Wenn aber der Sport auf die
breite Basis eines körperlichen Volkserziehungsmittels gestellt werden soll, wie
es das Turnen seit einem Jahrhundert bei uns geworden ist, dann muß der Sport
auch von den Spezialvereinen in die Schul« verpflanzt werden. Es ist gar kein
Grund ersichtlich, warum nicht auch schon Kinder sportliche Übungen in dem
ihrem Alter entsprechenden Maße betreiben sollen.
Ohne Zweifel hat der Sport gewisse Vorteile vor dem Turnen. Er wird
durchgehend im Freien und in frischer Luft getrieben, er bietet eine überaus
reiche Fülle von Abwechselungen, welche alle Gruppen der Körpermuskulatur
zur Tätigkeit gelangen lassen. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der klassische
Fünfkampf, bestehend aus Laufen, Ringen, Springen, Speerwurf und Diskus-
wurf. Diese Kombination körperlicher Übungen hat man in neuerer Zeit
mannigfach verändert, u. a. auch zu einem Neun- oder Zehnkampf ausgestaltet,
indem man noch andere Sportarten mit in den Kreis der Übungen hineingezogen
hat. Das erscheint mir aber ganz unwesentlich. Die Hauptsache ist, daß die
sportlichen Körperübungen genügend Mannigfaltigkeit bieten, um die gesamte
Körpermuskulatur zu beteiligen. Die Heranbildung spottlicher Spezialisten, wie
sie sich vielfach in den Sportklubs bemerkbar macht, verdient deshalb durchaus
Tadel. Einseitige Muskelllbungen können niemals den Inbegriff einer ratio-
nellen Leibeszucht ausmachen, dazu gehört stets eine vielseitige Betätigung des
Körpers bei einer Reihe verschiedenartiger Übungen. Es ist durchaus falsch, dem
Sport den Vorwurf der Einseitigkeit zu machen. An sich haftet ihm dieser Fehler
keineswegs an. Er ist ihm nur künstlich aufgedrungen worden durch die Art,
wie der praktische Betrieb des Sports in unseren Vereinen sich abwickelt. Hier
zielt man leider vielfach auf Rekord und Preisjägerei ab, statt eine allseitige
harmonische körperliche Durchbildung aller aktiven Teilnehmer zu erstreben. Das
Beispiel der Besten pflegt fast immer anspornend auf die übrigen zu wirken,
und so erzieht der Sport die jungen Leute denn in der Tat zu kräftigem Wollen,
zu energischer Tat, er regt den Ehrgeiz an und stärkt den Mut. Die regelmäßige
Betätigung im Sport läßt Entschlüsse rascher fassen und Gefahren geringer er,
scheinen. In diesem Einfluß auf die intellektuellen Eigenschaften jugendlicher
Personen sehe ich einen Hauptwert des Sportes.
Es ist aber nicht zu verkennen, daß diese günstige Wirkung auch ihre Kehr-
seite hat. Jeder Sport bringt einen Kampf mit sich. Jeder sollte diesen Kampf
als einen für und mit sich selbst, für seine eigene Vervollkommnung auffassen
und durchführen. Statt dessen wird er meist zu einem Kampfe gegen die anderen,
zu einem Kampfe um die Siegespalme. Ja, große Gebiete des Sportes sind

seit Jahren schon zum Wettsport entartet, dessen ganzer Zweck darin zu bestehen scheint, der sensationslüsternen Volksmenge aufregende Schauspiele darzubieten. Den Gipfelpunkt dieser traurigen Entartung bilden die Sechs-Tage-Radrennen, denen überhaupt gar kein sportliches Interesse mehr zugrunde liegt, sondern nur die rein geschäftliche Gewinnsucht, welche den nervenpeitschenden Anblick wahnsinniger Überanstrengungen einiger Sportprofessionals geschickt auszunutzen weiß. Der Wettsport macht das häufige Vorkommen körperlicher Überanstrengungen mit ihren schädlichen Folgen für die inneren Organe unvermeidlich. Wenngleich die Physiologie und Pathologie des Sportes zur Zeit noch kein abgeschlossenes Wissensgebiet ist, so haben doch fortgesetzte Untersuchungen mit Sicherheit festgestellt, daß jede marimale Muskelarbeit, wie sie die sportliche Anstrengung mit sich bringt, zu gewissen Veränderungen besonders in Herz und Nieren führt, welche als abnorme Erscheinungen mit Sicherheit zu betrachten sind. So entsteht selbst bei den best trainierten Spcrtsleuten nach jeder anstrengenden Übung, so z. B. auch nach einem nur 2 bis 3 Minuten währenden energischen Ringkampf oder gar nur einem Streckenlauf über 100 Meter, sofort eine Nierenreizung, die sich durch die Ausscheidung von Eiweiß und Nierenbestandteilen verschiedenster Art, zuweilen sogar Blut offenbart. Nach langdauernden Märschen, nach übermäßig schnellem Radfahren und dergl. sieht man bei allen Teilnehmern ohne Ausnahme solche pathologische Erscheinungen in stärkerem Grade auftreten, naturgemäß bei dem einen mehr als bei dem anderen, je nach seiner natürlichen Widerstandskraft und der stattgehabten Überanstrengung. Aber nach wenigen Stunden meist, spätestens nach 1 bis 2 Tagen sind diese Reizerscheinungen seitens der Nieren wieder vollkommen verschwunden. Das Herz pflegt bei Anfängern auf solche übermäßig körperliche Inanspruchnahme oft mit einer Dehnung und Erweiterung seines Muskels zu reagieren, und bei der Mehrzahl der trainierten und professionalen Sportsleute, z. B. den Rennradfahrern, tritt allmählich eine Vergrößerung des Herzens ein, welche sie sogar zu vermehrter Arbeitsleistung befähigt. Bei so trainierten Sportsmen ruft dann die einzelne Anstrengung häufig sogar ein« Verkleinerung des Herzens hervor, wie durch die Untersuchung mit Röntgenstrahlen einwandfrei erwiesen ist. Auch die akute Dehnung des Herzmuskels bei Untrainierten geht meist in kurzer Zeit wieder vorüber. Es ist überhaupt erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit der jugendliche Organismus, der noch über die nötige Spannkraft verfügt, sich von diesen übermäßigen körperlichen Anstrengungen zu erholen pflegt. Bei einem gesunden Herzen pflegt der Puls von der enorm gesteigerten Frequenz — zuweilen bis zu 1s0 Pulsen in der Minute unmittelbar nach Beendigung der Übung! — in spätestens fünfzehn Minuten zur Norm zurückgekehrt zu sein, und die blassen erschlafften Gesichtszüge, der keuchende Atem, die Ermattung des gesamten Körpers weicht schnell wieder dem Gefühl des Wohlbefindens, wobei das Bewußtsein einer ruhm- oder siegreich verbrachten Tat ein gut Teil dazu beiträgt, das Nervensystem wieder

zu beleben. Blutkreis- und Säfteumlauf werden durch die angestrengte Muskel-
arbeit energisch angeregt, der gesamte Stoffwechsel des Organismus wird ge-
steigert, die Ausscheidungen aller Zerfalls- und Abfallsprodukte des Stoffwechsels
werden beschleunigt und vermehrt, die Erneuerung von Blut und Säften schneller
in die Wege geleitet.

Die geschilderten Wirkungen sportlicher Höchstleistungen bergen zugleich ihre
Gefahren in sich, und zwar sowohl durch zu intensive Überanstrengungen, als auch
namentlich durch zu häufige Wiederholung derselben. Vollkräftige Naturen
freilich setzen solchen Schädlichkeiten eine Widerstandskraft entgegen, die einen
dauernden Nachteil nicht entstehen läßt. Aber nur ein kleiner Teil der Menschen
ist den äußersten Anstrengungen, wie sie der Sport mit sich bringt, gewachsen.
Oft werden die Glanzleistungen selbst der Besttrainierten nur zustande gebracht
durch die ununterbrochene Anspornung seitens der Zuschauer. Man hat z. B. die
Erfahrung gemacht, daß bei Distanzmärschen die meisten Teilnehmer ihre Energie
und Ausdauer nur aufrecht erhalten können bei ständiger Begleitung durch Mit-
gehende, Radfahrer und dergl. Wenn der körperlich gut Veranlagte die Schädi-
gungen erzessiver Muskelanstrengungen noch überwindet, so trägt der Schwäch-
liche oder Minderwertige Schaden davon. Von vornherein sollte sich niemand
dem Sporte widmen, der nicht durch ärztliche Untersuchung als tauglich dafür
befunden ist. Jeder Sportklub sollte einen Arzt haben, der alle neu Eintretenden
erst prüft und im ersten Jahre sorgfältig kontrolliert. Die stärkeren sportlichen
Anstrengungen sollten auch niemals vor Eintritt der Geschlechtsreife, d. h.
mindestens nicht vor dem 13. Lebensjahre begonnen werden, und bei den sport-
lichen Wettkämpfen soll man niemals Ungleichaltrige sich miteinander messen
lassen, denn der Jüngere wird meistens dadurch zu einer Überschätzung und Über-
anstrengung seiner Kräfte verleitet. Namentlich im Entwickelungsalter bedarf
die Ausübung des Sports sorgfältiger ärztlicher Überwachung. Aber es ist ganz
verkehrt, anzunehmen, daß schwächliche, sonst gesunde Schulkinder. vom Sporte
fernzuhalten seien. Im Gegenteil, er bietet gerade die beste Gelegenheit zur
Übung und Stärkung der Kräfte, zur Förderung der Entwickelung, zur Hebung
des Selbstbewußtseins, zur Stärkung des Muts, der Anstrengungen leichter über-
winden läßt. Es ist großes Gewicht darauf zu legen, daß bei der Jugend der
Sport mehr den Charakter des Spiels als den des Kampfes annimmt. Nach dem
Vorbilde der Amerikaner werden wir auch in Deutschland danach streben müssen,
den Sport in die Volksschulen einzuführen und zu diesem Zwecke allenthalben ge-
eignete Sport- und Spielplätze zu schaffen, an denen es bei uns namentlich in
den kleineren Städten und auf dem Lande noch vollkommen mangelt! Wenn
dann die große Mehrheit des Volkes von früher Jugend an sportliche Übungen
gewöhnt ist, dann wird auch niemand verabsäumen, sie im späteren Leben fort-
zusetzen, soweit es dann eben noch die Berufstätigkeit und das Familien- und
Gesellschaftsleben gestatten. Auch hier können wir uns ein Beispiel an Eng-

ländern und Amerikanern nehmen, welche dem Tennis- und Golfspiel oft bis ins hohe Alter hinein obliegen. Sie bringen ihre freie Zeit eben nicht im Hause, am Biertisch oder im Tanzsaal zu, sondern auf den Spielplätzen im Freien. So erweist sich der Sport als ein ausgezeichnetes Mittel, den Körper bis in die vor» gerückteren Lebensjahre hinein frisch und leistungsfähig zu halten.
Bei der Fülle der Sportarten ist es zweckmäßig, für den Laien die hauptsächlichsten nach ihrem hygienischen Werte kurz zu charakterisieren. Zur Zeit nimmt das größte Interesse des Publikums der Rasensport in Anspruch. Während die oberen Gesellschaftsschichten vornehmlich Lawn-Tennis, Kricket, Golf und Hockey treiben, wird von der großen Volksmenge Fuß- und Faustball bevorzugt, die erheblich stärkeren Kräfteaufwand erfordern und häufiger zu Überanstrengungen führen. Am meisten trägt das Gepräge des Wettkampfes die sogenannte Leichtathletik an sich, wie sie heute auf unseren Sportplätzen üblich ist. Dazu gehören das Schnell- und Dauergehen, von denen das letztere oft zu weiten Distanzmärschen führt. Man hat sich aber in Sportskreisen endlich dahin geeinigt, die Entfernung im allgemeinen nicht über die Größe eines sogenannten Marathonlaufes, d. h. 42 Kilometer zu bemessen. Auch bei den im letzten Jahrzehnt in Aufnahme gekommenen Armeegepäckmärschen, an denen sich in jüngster Zeit auch das Militär in immer stärkerem Umfange beteiligt, pflegt die Distanz nicht über 50 Kilometer bei etwa 40 Pfund Belastung ausgedehnt zu werden. Der beliebteste Sport der Leichtathletik ist das Laufen über Strecken von 100 bis 1500 Meter, das oft auch über Hürden führt. Für die Jugend eignet sich vorzüglich der etwa halbstündliche erfrischende Waldlauf in Mannschaftsreihen; mehr militärisches Interesse beansprucht das Stafettenlaufen, wie es z. B. in jedem Sommer von mehr als 1000 Teilnehmern der Berliner Sportvereine und Militärmannschaften von Potsdam nach Berlin veranstaltet wird, eine Strecke, welche von den Ersten in einer knappen Stunde zurückgelegt zu werden pflegt. Zur Leichtathletik gehören schließlich noch Hoch-, Stabhoch-, Weit- und Dreisprung, die ja auch von Turnern oft geübt werden. In das Gebiet der Schwerathletik gehören der Ringkampf, das Gewichtsheben, Kugelstoßen, Speer- und Diskuswurf, ferner auch das Boren und die japanische Verteidigungsmethode Jiu-Jitsu, in der neuerdings auch die Polizisten in Deutschland ausgebildet werden. Das Fechten wird entweder nach Studentenart mit Schlägern ausgeführt oder sportlich weit zweckmäßiger mit Florett. Auf dem Wasser gibt es zwei sehr gesunde Sportarten: Schwimmen und Rudern, letzteres erfordert erheblich größere Körperanstrengung. Leider fast mehr ein Transportmittel als ein Sport ist das Radfahren geworden, das als eine durchaus gesundheitsmäßige, wenn auch einseitige Musktlübung (Wadenmuskulatur) anzusehen ist, wenn es nicht professionell übertrieben wird. Der Fahrsport zu Lande, zu Wasser und in der Luft ist mehr eine Übung für Pferde und Motoren, als für den Menschen/ Auch dem Angeln und der Jagd kann man kaum ein sportliches

und hygienisches Interesse zuschreiben. Beim Reiten jedweder Art leistet sicherlich das Pferd eine größere Mustelarbeit als der Reiter, aber immerhin werden die Oberschenkelmuskeln dadurch sehr gekräftigt. Den Preis vor all diesen Sportarten verdient das Bergsteigen, weil es eine allseitige und gründliche Durcharbeitung der gesamten Körpermuskulatur, die energischste Anregung des Blutkreislaufs und des Stoffwechsels gewährt.

Zum Schluß noch einige Worte über den Wintersport, der in den letzten Jahrzehnten auch in Deutschland sehr in Aufnahme gekommen ist, zum Teil allerdings noch fast mehr als gesellschaftliche Abwechselung, denn als ernste Sportübung. Wir wollen uns das aber gern gefallen lassen, weil sich ohne Zweifel daraus allmählich auch bei uns ein systematischer Betrieb des Wintersports entwickeln wird. Ganz abgesehen davon, daß bei der Hast des modernen Erwerbslebens sehr viele geistig überanstrengte das lebhafte Bedürfnis empfinden, auch in der Winterszeit eine kurze Ruhepause von der Alltagsarbeit zu machen, hat der Wintersport vor allem den Vorzug, daß er die Möglichkeit schafft, auch im Winter den Aufenthalt in freier frischer Luft zu genießen. Es wird mit Recht behauptet, daß die reine Gebirgsluft im Winter eine noch weit erfrischendere Wirkung auf den Körper autübt, als im Sommer. Dazu kommt der Umstand, daß der Wintersport die Gelegenheit zu zahlreichen andersartigen Muskelübungen gewährt, deren Abwechselung eine willkommene Ergänzung zu den sonst betriebenen Sportarten bildet. Gerade auch der Wintersport ist ein vorzügliches Mittel der Erziehung zu schnellem und selbständigem Handeln, zur Hebung des Mutes und Prüfung der Kräfte. Die große Mannigfaltigkeit des Wintersports (Eislauf, Schlittschuhsegeln, Rodeln, Skeleton, Bobsleigh, Rennwolf, Skilauf, Skikjöring, Eishockey und Curling) verleiht ihm in Verbindung mit dem pittoresken Bilde der Winterlandschaft einen besonderen Reiz für Jung und Alt. Die Förderung des Wintersports sollten sich auch die Schulen in größerem Umfange angelegen sein lassen.

Arthur Wolfgang:
Richard Wagners „Menschen".
Man hat im Mai dieses Jahres den hundertsten Geburtstag Richard Wagners gefeiert und damit noch das Andenken eines Meisters der Moderne geehrt. Nunmehr aber, nachdem der Rausch der Begeisterung verflogen ist, den das Fest mit sich brachte, werden wir uns allmählich daran gewöhnen müssen, Wagner als eine geschichtliche Größe zu betrachten, werden versuchen müssen, ein möglichst unbefangenes Urteil über die Art, Bedeutung, Lebenskraft seines Schaffens zu gewinnen. Was uns bisher hieran hinderte, war — abgesehen von der persönlichen Beeinflussung, die er durch schriftliche oder mündliche Äußerungen, mittelbar auch durch seinen Freundeskreis ausübte — des Meisters ungeheure Vielseitigkeit, die eine zusammenfassende Betrachtung unmöglich zu machen schien, und sein revolutionäres Auftreten, das ihn außerhalb jeder Entwickelungsbahn erscheinen ließ. Jetzt, dreißig Jahre nach Wagners Tode, treten aber die einzelnen Seiten seines Schaffens deutlicher hervor, und man ist so weit, daß man als fernerhin bedeutungsvoll vorwiegend seine musikdramatischen Werke auffaßt. Diese sind jedoch wiederum nur dann voll zu würdigen, wenn man sie nicht für sich allein, sondern erstens im Zusammenhang miteinander, zweitens in ihrem Verhältnis zu der gesamten Entwicklung der deutschen Musikdramatik betrachtet; nur auf diese Weise kann man allmählich die Grundzüge des Wagnerschen Lebenswerkes und ihre geschichtliche Bedeutung feststellen.

1.

Gluck wurde im Kampfe um das Drama in der Oper zum musikalischen Asketen, und seine Gestalten, denen nur die Musik Lebenswärme einflößen konnte, sind Marmorstatuen, die uns ebenso kalt lassen, wie sie selber sind. Mozart hingegen zeigt uns in seinen Meisterwerken durchgängig lebendige, warm empfindende — und darum empfundene — Menschen. Mit welcher Sicherheit der Zeichnung ist der seelische Zustand musikalisch wiedergegeben, in dem sich Belmonte befindet, als er seine Constanze nach langer Trennung wiedersehen soll (Arie: „O wie ängstlich . . .")! Nicht der kleinste Pinselstrich fehlt in diesem Bilde: jetzt banges Zagen, nun wieder freudigstes Erwarten; fieberhafte Spannung und seliges Dahinträumen in stetem Wechsel — wir werden durch das Medium Mozartscher Musik ergriffene Zeugen eines tiefinnerlichen menschlichen Seelenvorgangs. Dieses Beispiel genüge für viele andere. Ich könnte ebensogut Cherubins Arie („Neue Freuden") an-

Leporello, Papageno. Die bloßen Namen müssen hier ausreichen; alle diese
Figuren — man prüfe sie darauf hin — sind psychologisch scharf gezeichnet,
als lebenswahre Menschen, olme eine Spur von Schablone.
Nur eines ist ihnen allen gemeinsam: die Mozartschcn Menschen sind
fertige Charaktere; die Handlung resultiert aus ihnen, wirkt aber nicht
umbildend auf sie zurück. Mozart hat mit unübertrefflicher Kunst
gezeigt, wie musikalische Charaktere sind, — ihr Werden zu veranscbau-
lichen, blieb seinen Nachfolgern vorbehalten. Er gab selbst noch in der „Zauber-
flöte" den Fingerzeig zur Wechselwirkung von Charakter und Handlung, und
Beethoven beachtete ihn wohl: Leonore ist im Quartett des zweiten
Aktes eine wesentlich andere als zu Beginn des Dramas, verändert durch
die fortschreitende Handlung. —
Bei Weber, dem Romantiker, ging die Entwickelung in anderer Richtung
fort. Statt der Schärfe der Zeichnung rein menschlicher Charaktere finden
wir ungreifbare, übermenschliche, geisterhafte Züge, die an den Menschen als
Visionen, Träumereien oder andere abnorme Seelenzustände bemerkbar sind
oder auch als Glieder anderer Welten verkörpert auftreten und selbständig
in die Handlung eingreifen; Beispiele: Samiel, Oberon, der Geist des toten
Udo („Euryanthe").
Immerhin wurden die verkörperten Geister den Menschen von Weber
als eine Art Fremdkörper gegenübergestellt. Marschner ging noch einen
Schritt weiter und verlieh den Geistern — menschliches Wesen. Hans Heiling
ist ein Zwitter, halb Geist, halb Mensch, und geht an seiner Zwiegestalt zu-
grunde. Handelte nun Weber schon nicht unbedenklich, indem er regel-
mäßig Geister ins Musikdrama hineinzog*), so sind Marschners Bestrebungen un-
natürlich; wir Menschen wollen Menschen auf der Bühne sehen, und menschliche
Empfindungen sind es, welche die Musik in uns auslöst! —
So kam es, daß Richard Wagner bei seinem Auftreten große Auf-
gaben vorfand: Reinigung des musikalischen Dramas von dem Geister-
spuk der Romantik, Verschärfung der Charakterzeichnung
nach dem Muster Mozarts, dabei Ausbildung der Wechselwirkung
von Charakteren und Handlung wie im „Fidelio". Und Wagner
erkannte diese Aufgaben und war sie zu erfüllen gewillt;
das geht schon daraus hervor, daß er programmatisch von den „inneren
Seelenmotiven" spricht,
„welche schließlich einzig die Handlung als notwendig
erklären sollen, und zwar dadurch, daß wir selbst im

*) Die Geistergestalten Weber« sind durch»u« wesensverschieden von Mozart« Kom -
thur, dessen übermenschliche Erscheinung als Ausnahmefall zwingend motiviert ist, wogegen
un« die Ge^r bell NomanlÄ Mnlich willkürlich eingeführt sch<ln«». ' '

inneren Herzen an diesen Motiven sympathisch
teilnehme n."
Am besten aber bezeugen uns Wagners zehn große Musikdramen
seinen Kampf um die Erfüllung seiner Mission, und ein jedes zeigt seinen
Schöpfer um einen weiteren Schritt vorgerückt, bis wir ihn schließlich am Ziel
sehen.

2.

Das erste Werk, mit dem Wagner über die Nichtigkeiten der Großen
Oper hinausgeht, ist der „Fliegende Holländer", das Resultat einer
„tiefen Erschütterung", einer „heftigen Umkehr, zu welcher Sehnsucht und Ekel
gleichmäßig beitrugen". Es ekelte Wagner vor der hohlen Theaterei des
„Rienzi", und er sehnte sich nach dem Drama. Wahres mensch-
liches Fühlen wollte er in Handlungen umsetzen, deren Moti-
vierung ihm der „unerschöpfliche Reichtum der Musik" geben sollte. In
diesem Sinne*) ist bereits der „Holländer" ein „Musikdrama", nicht erst der
„Tristan", wie behauptet wird, — freilich nicht revolutionär, im Gegensatz
zur „Oper", sondern durchaus gemäß den Idealen der alteren Meister;
Wagner knüpft sogar mit dem „Holländer" unmittelbar an den „Hans Heiling "an.
Fast möchte man sagen: leider! Wir haben auch hier wieder die krankhafte
Idee der Gemeinschaft zwischen einem geisterhaften Zwitterwesen und einem
Menschenweibe. Immerhin aber liegt uns die Handlung Wagners schon
etwas näher als die Marschners. Heiling ist ein Geist, der Mensch sein will, ^
der Holländer ein Mensch, der wider seinen Willen zum Dämon geworden ist.
Und während Märchen, der Durchschnittsmensch, viel besser zu Konrad paßt
als zu Heiling, ist Senta in ihrer Ekstase von Anfang an dem Holländer stark
angenähert. Auch sollen sie ja nicht zu einer Lebensgemeinschaft verbunden
werden; vielmehr wird Senta die „Ballade" mehr und mehr zum persönlichen
Erlebnis, bis sie imstande ist, durch ihren Opfertod dem Gedicht gleichsam
seinen fehlenden Schluß zu gewähren**). Der Holländer tut dazu nicht viel;
aber Erik hat eine eigenartige Aufgabe: er soll mit seiner „Traumerzählung"
Senta die Gew'ßheit bringen, daß der Holländer sie von ihm reißen wird, —
er gibt in Sentas Herzenskampf den Ausschlag zu seinen Ungunsten und tut
damit unbewußt dasselbe, was später Wolfram, Wotan, Sachs bewußt
vollbringen! Seine Sonderstellung im Drama ist musikalisch in der
„Traumerzählung" gekennzeichnet, deren Ausdruckskraft weit über das durch-
schnittliche Niveau der „Holländer"-Musik hinausreicht. Diese ist im ganzen,
von der Ballade und einzelnen Chorstellen wie dem Vorspiel abgesehen, ziemlich
konventionell-romantisch gehalten; vor allem ist nicht abzuleugnen, daß für

*) d. h. der Intention nach, wenn auch noch nicht ganz in der Ausführung.
**) Wir sehen also bei Senta eine Wechselwirkung von Charakter und Handlung.

Höhepunkte der Handlung wie das Gegenübertreten des Holländers und Sentas oder den Schluß der Oper der adäquate musikalische Ausdruck noch nicht gefunden ist. Die Musik zu den genannten Szenen wirkt wohl theatralisch-pompös, aber nicht dramatisch-zwingend.
Ähnlich gestalten sich die Verhältnisse im „Tan n hä u ser". Hier liegt ein gut Teil Theatralik bereits in der Verwendung großer Balletts und langer Chorszenen. Vor allem aber ist die Titelfigur immer noch zu sehr aufs Geister-haft-Theatralische zugeschnitten; Wagner sagt selbst von dem Werk: „Es ist begreiflich, daß mir etwas Mystisch-Dämonisches durch den Sinn fuhr." Tann-häuser fehlt jeglicher Charakterzug, der ihn als Mensch uns sympathisch machen könnte. Ein Spielball seiner eigenen dämonischen Launen, fordert er nur unseren Widerspruch heraus. Elisabeth heißt der Magnet, der Tannhäuser vom Venusberg hinwegzieht; das hindert ihn, den dort schon halb zum Geist gewordenen, aber nicht, dem Menschenweibe Elisabeth gleichsam die Unmöglich-keit eines Wettbewerbs mit dem Idol Venus zum Vorwurf zu machen. Und als die anderen Sänger sich über seine Unritterlichkeit und Taktlosigkeit empören, Elisabeth aber — durch den „Tod, den er ihr gab", vom Menschen zum Engel (!) erhoben — sich für ihn ins Mittel legt, erfolgt wieder ein plötzlicher Umschlag. Tannhäuser wird zum reuigen Sünder, der büßen will. Hier, verlangt Wagner, müßten wir „endlich zum tiefsten Mitleiden mit Tannhäuser gestimmt werden", wenn anders die Oper überhaupt einen Eindruck hinterlassen soll. Ja, aus welchem Grunde sollen wir denn plötzlich mit dem krankhaft-dämonischen „Helden" so innig mitfühlen? Vloß, weil er hier einmal, statt sich mit allen Wesen der Welt zu verfeinden, klein beigibt? Nein! Nur oberflächliches Bedauern ist es, was sein Verhalten uns abnötigt, nicht „tiefstes Mitleiden"*). Und aus Wagners Ausspruch ersehen wir nichts als einen Gegensatz zwischen seinen (Wagners) Worten und Taten.
Der 'dritte Akt kann unsere Stellung zu Tannhäuser nicht mehr ändern. Wir merken kaum, daß er hier „als Wahnsinniger" erscheinen soll. Sind wir doch die ertremen Vorstellungen und Willensäußerungen bei ihm ge-wohnt. Und dennoch haben wir an diesem dritten Akt ein immer steigendes Interesse. Ein dramatisches Interesse, das, wie zum Ersatz für die dramatische „Impotenz" des Dämon Tannhäuser und des Engels Elisabeth — dessen Askese die rührendsten musikalischen Lyrismen hervorbringt —, von einer scheinbaren Nebenfigur erweckt wird: Wolfram. Wenn in dieser Oper jemand unser „tiefstes Mitleiden" beanspruchen darf, so ist es Wolfram; denn mit ihm können wir mitfühlen, ihn können wir verstehen und lieben.

*) Man vergleiche die „Tannhäuser": Gestalt mit dem „Fedja" in Tolstois „Lebendem Leichnam"; auch gegen diesen wehrt sich etwas in unserem Herzen, so daß wir ihn bedauern, aber nicht eigentlich bemitleiden können.

weil er unseresgleichen ist, — der erste wirkliche Mensch bei Richard
Wagner. Er liebt Elisabeth wahrhaft, im Gegensatz zu Tannhäusers eraltierter
Sinnlichkeit; als er aber sieht, daß für ihn nichts zu hoffen steht, da tritt
er zurück. Er besteht nicht auf Unerreichbarem, sondern er hat die Kraft
zu resignieren! Jawohl, diese Fähigkeit, sich mit Würde in das Unab-
änderliche zu schicken, ist eine Kraft, nicht eine Schwäche, ist das Kennzeichen
menschlicher Größe. Darum ist Wolfram auch stark genug, den mit den
Kräften des Wahnsinns kämpfenden Tannhäuser an der Rückkehr in den Venus«
borg zu hindern und damit die für den Ausgang des Dramas entscheidende
Handlung zu vollbringen.

Weder Tannhäuser noch Elisabeth macht die Oper zum Drama, sondern
Wolfram, — dieses Resultat wird auch von der Musik bestätigt. Tannhäuser
hat, abgesehen von seiner Wahnsinnsszene im dritten Akt (in der er meines
Erachtens vor allem als Kontrast zu Wolfram wirkt), kaum etwas zu singen,
was den späteren großen Ausdrucksmusiker Wagner verriete; sein „Dir, Göttin
der Liebe" ist durchaus romantisch-konventionell, voll Theater-Pathos. Man
vergleiche damit die — allerdings rein lyrische! — Verinnerlichung der meisten
Gesänge der Elisabeth und die edlen Kantilenen Wolframs; Stellen wie „Es
sammelt sich mein Geist", „Und nimmer möcht' ich", „Wie Todesahnung"
oder „Dein Engel fleht für dich", wiegen fast den gesamten Tannhäuser-Part
auf. Daß Wolfram daneben auch Banalitäten wie den „Abendstern" singt,
beweist nur, daß der (bereits beim „Holländer" erwähnte) Mangel des der
dramatischen Situation adäquaten musikalischen Ausdrucks auch hier noch nicht
völlig gehoben ist.

Einen großen Fortschritt gegenüber dem „Holländer" und „Tannhäuser"
bringt der „Lohengrin". Zwar ist auch er noch eine „romantische Oper",
auch in ihm ist der Titelheld noch nicht eigentlich Mensch, sondern ejn himm-
lisches Wesen, das nur in menschlicher Gestalt auftritt*); aber Wagner hat
in Lohengrins Charakterbild — im Gegensatz zum „Tannhäuser" — die Thea-
tralik, die das Nichtmenschliche verdecken oder uns näher bringen sollte, völlig
beseitigt. Die Folge? Es ergab sich mit zwingender Beweiskraft die Un-
möglichkeit eines, wenn auch noch so hochstehenden, außerirdischen Wesens
als Helden eines menschlichen Dramas: Lohengrin wirkt als Fremder im
Kreise der Menschen, ohne ihnen innerlich nahe zu kommen, und „erkennt
ihr ihn, so muß er von euch ziehn"; ebenso mußte auch Wagner, nachdem
er die Dämonen, welche die Romantik in Menschengestalt auf die Opern-
bühne brachte, vermittelst der „Reinkultur" eines Lohengrin endlich in dem

*) Max Graf nennt ihn „Cherub" (vgl, „Wagnerprobleme", Wien 1900, S. 38), Max
Koch „eine zwielichtig mystische Gestalt" (vgl. „Richard Wagner", i»d. II N«M« IMZ, S. tÄ4>

Kern ihres Wesens „erkannt" hatte, einsehen, daß sie im musikalischen Drama keinen Platz haben.
War nun schon diese Erfahrung der Eristenz der ganzen „romantischen Oper" höchst gefährlich, da die Geister in ihr wesentliche Bestandteile bilden, so kam noch ein Moment hinzu, das den Untergang dieser Gattung besiegeln sollte: nicht nur wird in Lohengrin die Unhaltbarkeit der „romantischen Oper" als Drama gezeigt, sondern zugleich durch Ortrud und Telramund die Opern, Musik der Romantik gänzlich aä adzurduiii geführt. Wagner hatte als eine Grundforderung des Dramas an die Musik den Satz aufgestellt, daß diese uns die Kenntnis der „inneren Seelenmotive" vermittele, „welche schließlich einzig die Handlung als notwendig erklären sollen". Eine derartige Funktion der Musik ist bei Telramund vielfach unmöglich, da er fast nur als willenloses Werkzeug Ortruds spricht und handelt; seinem Gesange fehlt also jegliche dramatische Begründung, und er könnte ebenso gut einen großen Teil seines Parts nur rezitieren. Wenn er nun doch singt, so bekommen wir „Seelenmotive" vorgetäuscht — die Musik wird zur Lügnerin. Ebenso wenig dürfte Ortruds Bild musikalisch gezeichnet sein. Ortrud ist nach Wagners eigenem Ausspruch „ein Weib, das die Liebe nicht kennt", und wenn man sich gegenwärtig hält, daß derselbe Wagner auch gesagt hat: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe", so muß man den Schluß ziehen, daß Ortrud eine — im tiefsten Sinne des Wortes — „unmusikalische" Figur ist, zu deren musikalischer Ausstattung die „romantische Oper" geführt hat. Diese ist also auch, was das Rein-Musikalische anlangt, zum Untergange reif. Das war die zweite Erkenntnis, die der „Lohengrin" brachte.
Aber den negativen Ergebnissen der Oper steht auch ein positiver Gewinn gegenüber: die Elsa-Tragödie. Elsa tritt uns anfänglich ähnlich entgegen, wie Elisabeth uns verließ: mehr wie ein Engel oder eine Blume als wie ein Mensch („Einsam in trüben Tagen"). Aber grade dem wirklichen „höheren Wesen" gegenüber bricht ihr menschliches Fühlen durch; das Frageverbot — zwingt sie zu fragen, sie macht unter der Einwirkung der Handlung eine rein menschliche Charakterentwickelung durch — wie zuerst Wolfram*) — und gerät, wie Wagner sagte, „durch den Ausbruch ihrer Eifersucht aus der entzückten Anbetung in das volle Wesen der Liebe". Bedeutsam ist hierbei der Unterschied des weiblichen Menschen von dem männlichen: Wolfram liebt, resigniert und betet an, — Elsa betet an, wird eifersüchtig und gelangt so zur Liebe. Das Mittelglied der Kette ist beide Male entscheidend für den Ausgang des Dramas: der Mann hat die Kraft, sich durch Resignation das Leben allein

*) Die Entwicklung Genta« führte vom Menschlichen fort ins Dämonische; sie ist fast

zu gewinnen; der Frau, die sich in Eifersucht verzehrt, kann nur eins
das Leben retten: die volle menschliche Liebe des Geliebten. Diese
mußte dem „Cherub" fremd sein (man beachte die süßliche Phrasenhaftigkeit
des „Fühl' ich zu dir . . ."), und so ging Elsa, der Mensch, an dem
„G e i st" Lohengrin zugrunde . . . Aber sie starb nicht umsonst; Wagner
hatte zu dem Manne Wolfram „Elsa, das Weib, — das bisher von mir unver-
standene und nun verstandene Weib" gefunden, — es waren „zwei Menschen"
da, und die brachten das Neue, das „Kunstwerk der Zukunft".

3.

Elf Jahre vergingen, bis Wagner den Übergang von der Romantik zur
Moderne im musikalischen Drama vollzog, und der Abstand des neuen Werkes,
des „Tristan", vom „Lohengrin" ist so groß, daß scheinbar nichts die beiden
Schöpfungen verbindet. Dennoch offenbart sich grade hier mit voller Klarheit,
daß Wagner „in der Kunstausübung nicht Revolutionär, sondern
organischer Fortbild n er"*) ist: der „Tristan" ruht auf der Basis
des „Lohengrin" und selbst noch des „Tannhäuser". Die Menschen Elsa und
Wolfram finden wir fortgesetzt und vertieft als Isolde und Marke, Lohengrin,
der Geist, ist endlich als Tristan gleichfalls zum Menschen geworden, und
die Liebe Tristans und Isoldens verscheucht die letzten Nebel der Romantik.
Um ihr Leben und Sterben voll zu begreifen, wollen wir es dem Schicksal
Werthers vergleichen. Der „Tristan" ist die künstlerische Spiegelung des
Verhältnisses Wagners zu Mathilde Wesendonck, ebenso wie „Werthers Leiden"
in Goethes Liebe zu Charlotte Buff ihren Ursprung haben. Doch entsprechen
in beiden Schöpfungen die Vorgänge nicht den wirklichen Tatsachen. Goethe
überwand seine Liebe mit Gewalt, und Wagner schrieb seiner Schwester Klara:
„ . . . wir erkannten sogleich, daß an eine Vereinigung zwischen uns nie
gedacht werden dürfe; somit resignierten wir (!), jedem selbstsüchtigen Wunsche
entsagend, litten, duldeten, aber — liebten uns!" In ihren Werken jedoch
zogen der Dichter und der Musiker die Konsequenzen, die sie im Leben nicht
zu ziehen — sagen wir ruhig: wagten. Isolde und Tristan sind — wie
Werther — von ihrer Liebe so gefesselt, daß diese ihnen keinen Sinn für
Konkretes, Materielles, für irgend eine Aktivität läßt; sie versinken ins Be-
griffliche, Übersinnliche, geben ihr eigenes Ich auf, verhalten sich völlig passiv,
— nur sterben wollen sie, da sie nicht leben können. Alles an ihnen ist
Stimmung, nichts Handlung. Marke, der Wirklichkeitsmensch, der Isolde
innig liebt, aber auch, im realen Leben wurzelnd, zu resignieren ver-
mag, — ist Tristan und Isolde gegenüber ratlos; denn deren Liebe beruht
auf einem „unerforschlich tief geheimnisvollen Grunde", den Tristan selbst

*) Vgl. Guido Adler, Vorlesungen über Wagner, Leipzig 1904, 2. 118.

ihm „nicht sagen kann". Marke könnte dramatisch tätig sein und ist dennoch
dem Metaphysischen gegenüber zur Untätigkeit verurteilt; Tristan und Isolde
aber, freiwillig passiv, verlieren sich selbst in der Unendlichkeit, im — Nichts.
So wird der „Tristan" nie als Drama, nicht einmal als „Seelendrama"
wirken können; denn wir sehen nicht eine dramatische Handlung, sondern
nur die lediglich symbolische, szenische Darstellung eines halb balladesken, halb
lyrischen psychischen Auflösungsprozesses. Es scheint, als hätte Wagner die
seelischen Konflikte, in die ihn das Leben brachte, noch nicht in der beherrschten
Geschlossenheit eines dramatischen Kunstwerks lösen können, sondern sich von
seiner inneren Bedrängnis erst „frei schreiben" müssen mit reiner, unbehindert
ausströmender, tief innerlicher — Musik. Nur musikalisch ist der „Tristan"
zu erfassen und zu werten, nicht als „Musikdrama", sondern eher als „sze-
nische Sinfonie".
Stoßen wir mit dieser Benennung aber nicht auf unüberbrückbare
begriffliche Gegensätze? Nein! Wir dürfen nie vergessen, daß Wagner
„als Musiker . . . das Drama will". Wenn er, nachdem er die
musikalischen und dramatischen Irrtümer und Werte der „romantischen
Oper" erkannt hatte, die letzteren für ein neues „Drama" benutzen
wollte, so mußte er zunächst die brauchbaren musikalischen Elemente
der früheren Werke ausbilden, um eine Musik zu erhalten, welche die erstrebte
nie versagende Charakterisierungsfähigkeit besäße. So legte Wagner es denn
im „Tristan" darauf an, einmal nur die „Seelenmotive" musikalisch zu schildern,
nicht auch aus ihnen resultierende Handlungen vorzuführen; er gestaltete die
kleinen „sinfonischen Dichtungen" — als was wir seit dem „Holländer" die
Vorspiele, Zwischenspiele, „Erzählungen" und ähnliche bedeutsame Musikstücke bei
Wagner ansehen können, zu der großen „Sinfonie" „Tristan" aus, wo er auch
tatsächlich einen Höhepunkt musikalischer Ausdrucksfähigkeit*) erreichte. —
Nun erst konnte Wagner, „von dem unerschöpflichen Reichtum der („Tristan"-)
Musik ausgehend", das „Drama" schaffen, das ihm vom „Holländer" an
vorschwebte: es entstand der „Ring des Nibelungen", wohl der ge-
waltigste Kampf um den „Menschen" im musikalischen
Drama, der je geführt wurde. Hier erst vollzieht sich die endgültige
„Erlösung" — Vorstufen siehe im „Holländer" und „Tannhäuser" — und
zugleich Verdrängung des Geisterhaften im Musikdrama durch
den Menschen.
Eine Oper reichte dazu nicht hin, eine ganze Tetralogie entwickelte
sich unversehens. Die Erpösition bildet das „Rheingold", das den übrigen
„Ring"-Opern als „Vorabend" nur äußerlich und ziemlich überflüssigerweise

*!) Deren Mittel und damit Wagners spezifisch Musika lisch« Bedeutung zu unter-
uchen, ist hie» nicht möglich und muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben.

angefügt ist, insofern als in der großen Wotans-Erzählung im zweiten Akt der „Walküre" alles Wissenswerte der „Rheingold"-Handlung klar zusammengefaßt ist. Auch als selbständiges musikalisches Drama bietet das „Rheingold" wenig: teils die noch nicht „erlösten" Götter, teils menschliche Charaktere, wie wir sie nicht mögen; die Musik steht oft in Widerspruch mit ihnen.

In der „Walküre" jedoch ändert sich das.Bild. Gleich die erste Szene zeigt die nahezu ideale Erposition einer musikalischen Tragödie. Immer deutlicher wird die Übereinstimmung der „inneren Seelenmotive" Siegmunds und Sieglindes: die Seelenverwandtschaft, äußerlich später dokumentiert durch das Band der Geschwisterschaft, die Gemeinsamkeit ihres Strebens nach dem Leben. Und wir hören auch von der „Mißwende", die beiden überallhin folgt. Vor Hundings Auftreten schon wissen wir, daß Bruder und Schwester liebend zueinander kommen werden, und nicht, wie Tristan und Isolde, in Todessehnsucht, sondern im Lebenstrieb; das steigert unsere Teilnahme, bestimmt unser dramatisches Interesse an ihrem Schicksal. Dieses entwickelt sich mit unerbittlicher Konsequenz. Nachdem Siegmund und Sieglinde sich gefunden haben, folgt ihnen mit verdoppelter Gewalt die „Mißwende." Nach den „Verträgen", welche die Götter geschlossen haben, durften sie nicht zueinander kommen, sondern mußten resignieren, um das Leben zu gewinnen; da sie das nicht können, gehen sie zugrunde, und nur die Frucht ihrer Liebe, Siegfried, bleibt erhalten.

Ihr Fall aber hat den Zusammenbruch einer Welt zur Folge. Der einzige, der sie retten wollte, konnte es nicht; denn er hatte die „Verträge" geschlossen, denen sie erlagen, und „der durch Verträge ich Herr, den Verträgen bin ich nun Knecht": die Siegmund-Tragödie zieht die Tragödie Wotans nach sich. Auch ihm folgt die „Mißwende", ihm und allen Bewohnern Walhalls, und um ihr zu begegnen, ringt er sich den gewaltigen Entschluß ab, zu resignieren, als Gott das zu tun, was die Menschen Siegmund und Sieglinde nicht zu tun vermochten. Obwohl er aber dadurch — trotz des Zwanges, unter dem er handelt — auf uns den Eindruck einer menschlich-heroischen Kraftnatur macht*), wird dennoch, — ja, grade durch seine Resignation Wotan zur Untätigkeit verurteilt**); er durfte nur die Vorbedingung für den weiteren Verlauf des Dramas setzen, das andere handelnd zu Ende führen — für ihn: ein Beispiel echter Tragik.

An Wotans Stelle tritt Brünnhilde in den Mittelpunkt der Handlung; sie macht den Anfang ihrer Erlösungstat damit, daß sie Wotans wirklichem Willen gemäß, aber gegen seinen ausdrücklichen Befehl handelt. Beim Anblick der Menschen in ihrer Not überwiegt das Menschliche, das Mitleid in ihr

*) Guido Adler leugnet die „menschliche" Bedeutung Wotans; vgl. a. a. O. S. 201 ff.

") In bemerkenswertem Gegensah zu Wolfram, Sachs, Parsifal.

den Gehorsam gegenüber der Weisung des Gottes. Durch die Betätigung
des Mitleids aber hat sie sich von den Göttern getrennt. Die „Geister"
sind erbarmungslos; das konnten wir am Holländer, an Tannhäuser und
Lohengrin schon bemerken, und hier haben wir dieses Trennungsmerkmal
zwischen Nichtmensch und Mensch noch einmal deutlich vor Augen: zur Re-
signation tritt als Charakteristikum des wahren Men»
schentums das tätige Mitleid hinzu! Der Gott Wotan durfte
trotz seiner Resignation noch nicht Mitleid walten lassen, und Brünnhilde,
die sich mit ihrer Mitleidstat über ihn erhob, muß er bestrafen. Allerdings
ist die Strafe nur eine scheinbare; in Wirklichkeit befreit er Brünnhilde mit
den Worten: „So küss' ich die Gottheit von dir" von dem „Geisterbann",
der auf ihr liegt, und sie fällt darauf in den Zauberschlaf, der den
Übergangszustand symbolisiert, aus dem sie der Mensch in der Voll-
kraft des Lebens, der Sohn des Heldenpaares Siegmund und Sieglinde,
Siegfried, zu ganzem Menschentum erweckt.
Jetzt sind alle Götter vergessen. Brünnhildes starkes Mitleidempfinden
wird nach ihrem Erwachen zur Liebe, und Siegfried ist das einzige Wesen,
dem von nun an ihr Leben geweiht ist. So gerät sie aber auf einen falschen
Weg. Als Waltraute sie mahnt, das Erlösungswerk zu vollbringen, den unheil-
vollen Ring, den Brünnhilde als Liebespfand von Siegfried erhielt, dem
Rhein zurückzugeben, — da wird sie nicht mehr verstanden. „Im engen
Kreis verengert sich der Sinn": Brünnhilde scheint mit der Liebe des Menschen-
weibes auch die Beschränktheit — (im ursprünglichen Sinne des Wortes) —
überkommen zu haben; Siegfried, der sie erst ganz zum Menschen machte, —
steht nunmehr der Erfüllung ihrer Aufgabe im Wege.
So muß er fallen, muß sterben, damit Brünnhilde, von
seinem Licht nicht mehr geblendet, „welthellsichtig" wird. Deswegen
der böse Notbehelf des Vergessenheitstrankes, dessen Wirkung uns so gar nicht
einleuchten will*); deswegen die unbegreiflichen Widersprüche, in die Sieg-
fried sich verwickelt; daher die charakterlosen Geschwister Gunther und Gutrune
und der — wie Ortrud und Alberich — „unmusikalische" Hagen; daher endlich
auch die theatralische Verschwörerszene, die einer Brünnhilde so schlecht ansteht.
Brünnhilde muß auch die Leiden eines Menschenweibes kennen lernen,
um die menschliche Seelengröße zu erreichen, die ihr Erlösungswerk kennzeichnet.
Wagner hat selbst in Worten, die durchaus dem dramatischen Verlauf
des „Ringes" entsprechen, gesagt, daß viele „Motive", viele Personen zu-
sammenwirken müssen, um das Ziel des Dramas zu erreichen: „Wotan
schwingt sich bis zu der tragischen Höhe, seinen Untergang — zu wollen.
Dies ist alles, was wir aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben:

*) Ganz im Gegensatz zum „Tristan", wo der Tran! fast unnötig erscheint.

das Notwendige zu wollen und selbst zu vollbringen. Das Schöp-
fungswerk dieses höchsten, selbstveinichtenden Willens ist der endlich gewonnene,
furchtlose, stets liebende Mensch: Siegfried". Aber auch „Siegfried
allein (der Mann allein) ist nicht der vollkommene , Mensch'(!): er ist
nur die Hälfte, erst mit Brünnhilde wird er zum Erlöser; nicht einer
kann alles; es bedarf vieler, und das leidende, sich opfernde Weib wird endlich
die wahre wissende Erlöserin: denn die Liebe ist eigentlich .das ewig
Weibliche' selbst." Somit wäre das Ziel des Wagnerschen musikdramatischen
Schaffens erreicht: den Menschen zu finden, der durch Resignation
(das „Wollen und Selbstvollbringen des Notwendigen") lebenskräftig
—^ nicht todesmatt! — und durch Mitleid wissend und tätig wirdt
Tatsächlich finden wir alles, was früher Stückwerk war, in diesen drei
Gestalten vollständig verkörpert: Eine gerade Linie geht von Erik über Wolfram
und Marke bis zu Wotan*), bei dem die Resignation endlich dra-
matisch und musikalisch gleich wahr zum Ausdruck gekommen ist;
sein großer Monolog**) im zweiten Akte der „Walküre" und der „Abschied"
von Brünnhilde sowie auch noch die „Wanderer"-Szenen hinterlassen volle
musikdramatische Eindrücke. Eine ebensolche Linie führt von Erik und Wolfram
über Siegmund zu Siegfried, von dessen Lebenskraft und Lebens-
freude der ganze „Siegfried" überzuquellen scheint, von den Wald- und
Schmiedeliedern über das Waldweben bis zum Liebesgesang. In Brünn-
hilde aber ist die Entwickelung der Wagnerschen Frauengestalten zu ihrem
Höhepunkt gelangt. Die Liebe Elsas, das Mitleid und der Opfermut einer
Genta und Elisabeth, Isoldes verzehrende Glut, Sieglindes Liebesqualen, —
alles ist Brünnhilde bekannt. Aber das Hysterische Sentas, die Engelhaftigkeit
Elisabeths, die Schwäche Elsas, das „Unpersönliche" Isoldes ist gewichen;
wir sehen und hören in Wechselwirkung von Charakter und
Handlung Brünnhilde innerlich „wachsen", von der „Todesverkündigung"
und dem Abschied von Wotan in der „Walküre" über die „Liebes- und Licht-
hymne" des „Siegfried" — im Gegensatz zur „Tristan"-Nacht! — und das
Unheil der „Götterdämmerung", bis sie, durch Mitleid wissend ge-
worden, zur Tat schreitet, um mit dem Feuertode das letzte not-
wendige Sühnopfer zu bringen für alle Schuld der — „Geister".
Auf die bis zu erhabenen Wirkungen gesteigerten tragischen Vorgänge
des „Ringes" folgten als eine Art Satyrspiel die „Meistersinger".
Schon nach dem „Tannhäuser" hatte Wagner dieses Werk in Angriff genommen;

*) Andererseits seht Wotan den Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan fort.
") Wieder eine „Erzählung", wi,e bei Erjk, Tannhäuse», Lohengrin, Isolde.

aber er war, wie er selbst ausgesprochen hat, damals für die Stimmung der „Meistersinger" noch nicht reif; erst, nachdem der „Tristan" ganz und der „Ring" zum größten Teil fertiggestellt war, konnte Wagner an die Gestaltung des neuen Stoffes gehen, die den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens bezeichnet.

Was außer dem Charakter des Stoffes in den „Meistersingern" von vorn herein auffällt, ist, daß Wagner, der sich allmählich als der „Revolutionär" gewaltsam in Gegensatz zur Vergangenheit gebracht hat, hier alles tut, um wieder die Zusammenhänge seines Lebenswerkes mit der älteren Oper zu zeigen, im Prinzip auf deren Ausdrucksweise zurückgreift und gegen „revolutionäre Umtriebe" im Bereich der Kunst energisch Front macht (vgl. 3. Aufzug, 2. Auftritt). In dramatischer Beziehung zeigt sich die Stellungnahme zur Vergangenheit am offensichtlichsten in der — bei Wagner seltenen — strengen Scheidung zwischen einer äußeren und einer inneren Handlung und der eigentümlich weitgehenden Ausgestaltung der ersteren. Auch der Personenkreis, der in die Handlung einbezogen wird, ist für Wagner ungewöhnlich ausgedehnt; nicht weniger als sieben Personen müssen heran, um die Geschehnisse zu ihrem glücklichen Ende zu führen: Walther und Eva, Sachs und Pogner, Lene und David, auch der gute Sirtus Beckmesser, — jeder hat bei dem Spiele seinen Part zu agieren. Und sie alle, Beckmesser nicht ausgeschlossen, wurzeln mehr oder minder tief in der älteren Oper, — bis auf den einen, der neu ist, den vor Wagner noch keiner geschaut hat: Hans Sachs. In ihm verkörpert sich restlos die Meisterschaft Wagners; er allein ist Träger der inneren Handlung; Wotan, Siegfried und Brünnhilde sind in Sachs — eins geworden. Und das Beste, was der „Meister" Wagner uns geben konnte, hat er uns in diesem Charakterbild gegeben.

Die Eigenart Hans Sachs' liegt in seiner Doppelnatur: „Schuhmacher und Poet dazu". Es ist ein schlichter Handwerker, ein „Meistersinger" wie die anderen, ein Bürger Nürnbergs. Er fühlt sich mit ganzem Herzen innerhalb seiner Zunft, und hohe Begeisterung für seine Vaterstadt lebt in ihm. Fast den ganzen zweiten Akt hindurch finden wir ihn mit seinem Handwerk beschäftigt, ja, sogar mitten in den Vorbereitungen zum „Künstlerfest" fängt er noch einmal an zu schustern. Und grade in dieser Szene, wo Walther und Eva, nachdem sie sein „Meisterlied" gehört hat, in Glück und Liebe sich in den Armen liegen und Sachs, schusternd und brummend, sich scheinbar gar nicht darum kümmert, trotzdem doch all die Seligkeit sein Werk ist, — da offenbart sich erst ganz die tiefere Bedeutung der Schufterei: sie verdeckt gewisse sentimentale Regungen des Herzens in humoristischer Übertreibung der groben Alltagsarbeit. Hierin liegt eine der größten Neuerungen Wagners. Während Übertreibungen im Musikdrama bisher, von Mozart bis Nicolai und Lortzing — wohl selbst noch in Cornelius' „Barbier"

— den Zweck und die Wirkung hatten, die übertreibende Person mehr oder minder lächerlich erscheinen zu lassen, steigt Sachs grade durch seine Übertreibungen in unserer Achtung, und wir gewinnen ihn um so lieber, je abweisender er scheinen will. Wagner zielte wohl grade auf diesen Charakterzug seines „Schusters" mit dem Ausspruch hin: „Gegen Sachs halten Sie Ihr Herz fest; in den werden Sie sich verlieben!"

Ganz ebenso, wie Sachs den groben, ungeschliffenen Schuster immer hervorkehrt, so will er auch unter den „Meistersingern" — denen schließlich die Kunst auch nicht viel mehr als Handwerk ist: vergleiche den Typus Kothner! — nichts Besonderes scheinen. Fast ängstlich ist er bemüht, alles zu vermeiden, was seine Person aus dem Kreise der Zunft heraushebt, zu den Zunftgenossen in Gegensatz bringt.

Aber es hilft nichts; der Zwiespalt läßt sich nicht vermeiden; denn Sachs ist eben nicht bloß eine Nummer wie die anderen, Handwerker unter Handwerkern, sondern er ist „Schuhmacher — und Poet dazu"! Sachs ist eine bedeutende künstlerische Persönlichkeit; das hebt ihn aus der „Herde" der übrigen heraus — auch gegen seinen Willen —, und Beckmesser weiß sehr wohl, warum er sagt: „Die Meisterzunft, die ganze Schul', gegen den Sachs, da sind wir Null!" Trotzdem Sachs sich energisch dagegen verwahrt, müssen wir Beckmesser recht geben, nur mit dem Zusatz: und es ist gut so! Denn dadurch, daß Sachs nicht nur äußerlich-formell, sondern in Wahrheit ein „Meister" ist, vermag er, trotz dessen fremdartiger Ausdrucksweise und jugendlichem Überschwang („Minnesang" gegen „Meistersang"!), in Walther von Stolzing gleichfalls den Künstler zu ahnen. „Mach' ich, Hans Sachs, wohl Vers und Schuh, ist Ritter der und Poet dazu!" — das ist das Motto des „Flieder-Monologs", wo ein Meister den andern würdigt . . . Doch nicht nur als Künstler, nein, auch als Mensch soll Sachs sich mit Walther auseinandersetzen; denn Walthers Verhältnis zu Eva zwingt Sachs, über seine eigene Stellung zu ihr nachzusinnen. Sie „haust' ihm im Herzen so manches Jahr, da er sie gern auf den Armen trug"; nun „wuchs sie groß — gar groß und schön", und, würb' er um sie, so hält' er „ein Kind und auch ein Weib! 's wär' gar ein lieber Zeitvertreib!" Aber er weiß, zwischen ihnen steht Walther, und Eva kann ihm nicht gehören; denn, wie sie sagt: „ . . . nun hat's mich gewählt zu nie gekannter Qual, und werd' ich heut vermählt, so war's ohne Wahl; das war ein Müssen, war ein Zwang!" Hans Sachs kennt diesen Zwang, und da er „nichts von Herrn Markes Glück" will, so — resigniert er: „Vor dem Kinde lieblich hold mocht' ich gern wohl singen; doch des Herzens süß Beschwer galt es zu bezwingen; 's war ein schöner Morgentraum, dran zu deuten wag' ich kaum." Leicht wird ihm der innere Kampf nicht; seltsame Kontrapunkte finden wir in seinen Weisen: „O Eva! Eva! Schlimmes Weib, das hast du am Gewissen . . .

O Eva! Hör mein' Klageruf, mein' Not und schwer Verdrießen ..."
Aber Sachs bleibt zuletzt Sieger in diesem Kampf; seine Kunst hilft ihm („Gab' nicht ein Engel Trost. . .") und jene souveräne Kraft der Selbstvcrspottung, die wir Humor nennen. Ja, durch seine Resignation ist sein „Menschentum" noch gewachsen, sein Empfinden hat sich vertieft: er ist „wissend geworden" und in „tätigem Mitleid" kann er jetzt frei handeln; er, der sich selbst vom „Wahn" befreit hat, kann „schaun, wie jetzt Hans Sachs es macht, daß er den Wahn — der alle andern umfangen hält*) — fein lenken mag". So „freit" er Walther zum wahren „Meister", indem er ihn zum Verständnis der „Regeln" führt, und gibt dem „Kinde" den Namen, bei dem — in einem tief symbolischen Sinne — „er und die Pognerin Gevatter" stehen; so führt er das Ziel der äußeren Handlung, die Vereinigung Walthers und Evas, herbei und empfängt. den verdienten Huldigungsgruß des Volkes, das „keiner wie er" an seine heiligen Aufgaben zu erinnern weiß: „Was deutsch und echt, wüßt' keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'; drum sag' ich euch: ehrt eure deutschen Meister!"
Es war, hoffe ich, aus dieser Skizze des Dramas bereits zu ersehen, daß Wagner hier ein so wechselvolles und doch in sich geschlossenes Charakterbild gezeichnet hat wie in keiner anderen seiner Opern. Wehmut und Heiterkeit, Ernst und Humor, vornehme Zurückhaltung und absichtliche Derbheit — alle diese Gegensätze sind bei einem Menschen zu finden, und doch werden sie kaum noch als solche gemerkt. Dieses Wunder hat in erster Linie die Musik des Werkes vollbracht, deren „vielseitige Einheit" damit bereits gekennzeichnet ist. Im einzelnen verweise ich hier, ohne auf das Technische einzugehen, nur auf Sachs' Schusterlied und „Wahn "-Monolog und namentlich auf das Vorspiel zum dritten Akt als musikalisch-dramatische Höhepunkte. „Die Einleitung zum dritten Akt", schreibt Guido Adler**), „faßt die Erscheinung Sachsens in ihrer Individualität als Künstler und Mensch. Die Resignation, die in dem mit dem Schusterliede vereinigten „Wahn "-Thema zum Ausdruck kommt, gelangt hier zu milder Verklärung. Die zweimalige Einführung des Reformationshymnus, beim zweiten Male in gesteigerter Klangfülle, symbolisiert zugleich die Ausbreitung seiner Kunst im Volke. Vom Schustergesang ab wendet sich Sachsens Kunst an die deutsche Nation. Als Mensch resigniert, als Künstler vorgreifend und mitreißend — so ist uns Hans Sachs der Repräsentant jedes echten Künstlers. In ihm steht uns Richard Wagner in seiner vollen Reife gegenüber." —

*) Ist «» nicht fast die „Lebenslüge" aus Ibsen« „Wildente"?
**) o. a. O. S. 301 f. Dort finden sich auch ausgezeichnete SpezialHinweis« auf die musikalische Technik der „Meistersinger".

Noch war aber Wagners Lebenswerk nicht abgeschlossen. Es trieb ihn
zur Schaffung eines einfachen, konzentrierten „Seelendramas", in dem er
als letztes die vollständige Entwickelung eines menschlichen
Charakters darstellen wollte. Und so entstand der „Parsifal", dessen
Motto „Zusammenfassung" heißt.
Alles Entbehrliche ist weggelassen, die äußere Handlung wieder auf ein
Minimum beschränkt und ebenso wie die innere Entwickelung fast nur an
Parsifal dargestellt. Das Ziel der äußeren Handlung bedingt zu seiner
Erreichung die Vollendung der inneren Vorgänge: Parsifal soll den Gralskönig
Amfortas von seiner Leibes- und Herzenswunde befreien und damit den Gral
selbst „erlösen" („Erlösung dem Erlöser!"); diese Taten vollenden kann jedoch
nur, „durch Mitleid wissend, der reine Tor", der erkannt hat, daß „groß ist
der Zauber des Begehrens, größer ist die Kraft des Entsagens"*).
Wir finden also endlich ohne Umschweife ausgesprochen, was bisher nur
mittelbar immer klarer hervortrat: Mitleid und Entsagung sind
die Grundpfeiler der Wagnerschen Schöpfungen; durch
sie werden seine Gestalten zu wahren Menschen, die Kraft zum Leben
haben.
Es ist begreiflich, daß Wagner auch diese letzte Erkenntnis von den Grund-
motiven seines Schaffens der Welt unverhüllt preisgeben wollte. Ebenso
verständlich ist aber auch, daß die Form, die den Inhalt dieser reinen, klaren
Idee umschloß, eine erzeptionelle Weihe erhalten sollte, und wir finden so
eine musikdramatische Gestaltung christlicher Mystik, verbunden mit buddhistischem
Symbolismus**). Die Religiosität des dritten Aktes des „Turmhäuser"
und der Lohengrin-Gestalt ist hier fortgesetzt und zu hoher Bedeutung erhoben,
und die Musik erhält eine Weihe des Ausdrucks, wie sie vorher kaum bekannt
gewesen sein dürfte; ich erinnere nur an das Vorspiel, die Tempelszenen, die
Fußwaschung und Taufe.
Leider hält sich aber das Drama nicht auf gleicher Höhe wie die Musik.
Um gleich auf die Wurzel des Übels zu kommen: drei Akte reichen einfach
nicht aus, um die Wandlung des jugendlichen „reinen Toren" in den mit-
leidvoll-wissenden, kraftvoll-resignierenden reifen Mann in organischer Ent-
wickelung vorzuführen. Wir bekommen nur Momentbilder aus diesem Werde-
gang zu sehen, und selbst diese sind teilweise stark verschwommen, — um nicht
zu sagen: verzeichnet. Da wegen des Raummangels noch nicht einmal das
Dargestellte ausreichend aus den „Seelenmotiven" motiviert weiden kann,
so finden wir — wie in der „Götterdämmerung" — an dramatisch wichtigen

*) Mit diesen Worten schloß de» erste Entwurf des „Parsifal".

**) Vgl. Wagner« Fragmente «Jesus von Nazareth" (Nreitkopf K Hlirtel, Neue Aus-
gabe 1895) und „Die Sieger", die für den „Parsifal" genetische Bedeutung haben.

Stellen höchst anfechtbare Äußerlichkeiten, z. B. den „Kuß" Kundrys, die unbegründete Speerwurfszene oder Kundrys Fluch gegen Parsifal, der, an und für sich ungerechtfertigt, an dem „durch Mitleid wissend gewordenen reinen Toren" wirkungslos abprallen müßte. Ist nun aber Parsifal schon Nicht einwandfrei gezeichnet, so die andern noch viel weniger. Bei der Schilderung Kundrys gibt es gleichfalls nur Momentbilder; sie ist in jedem Akte eine andere — Kondrie, Herodias, Magdalena —, ohne daß die Teile sich zu einer höheren Einheit zusammenfänden. Bei ihrem „Meister" Klingsor berührt es schon sonderbar, daß er, den Gurnemanz als kastriert kennzeichnet, — Bariton singt. Amfortas kann als ein „ins Undenkliche gesteigerter Tristan" kaum dramatische Bedeutung haben, und Titurel ist völlig wesenlos. So bleibt also außer Parsifal nur Gurnemanz als menschlich bedeutsame Figur übrig: eine geringe dramatische Ausbeute, die zu dem musikalischen Reichtum in keinem Verhältnis steht. Es ist bezeichnend, daß sich der vor kurzem geführte „Parsifal"-Streit*) lediglich um den Wert der „Grundlagen der Dichtung", also des Tertlich-Dramatischen dreht, während die Musik unangefochten bleibt; auch hierin haben wir ein Zeugnis dafür, daß im „Parsifal" die Musik das Drama überragt und Wagner für seine letzten Ideen wohl noch musikalische, aber keine dramatischen Ausdrucksformen mehr fand. In dieser Hinsicht hatte Wagner mit den „Meistersingern" den Höhepunkt seiner Kunst erreicht.

„Richard Wagners Menschen" sind vorübergezogen — vom Holländer und Tannhäuser über Wolfram und Wotan zu Sachs und Parsifal, von Senta über Elsa zu Brünnhilde. Wir haben erfahren, daß der Meister, in der Entwickelungsbahn der deutschen Musikdramatik verharrend, an das letzte Glied der Kette, die Spätromantik, anknüpft und ihre „Dämonen" allmählich zu den „Menschen" des modernen Musikdramas umbildet, deren Handlungen aus ihren musikalisch dargestellten Charakteren resultieren und fortentwickelnd auf diese zurückwirken. Wir haben endlich auch festgestellt, daß die Kräfte, welche diese Umbildung bewirken, Resignation und tätiges Mitleid sind. Die Kraft des Mitleids können wir auch schon vor Wagner wahrnehmen — „Entführung", „Jauberflöte", „Fidelio", — etwas vollkommen Neues aber ist die musikdramatische Darstellung der Resignation! Die Resignation ist es, die Wagners Schaffen für immer eine Signatur gegeben hat: denn sie ist

*) Vgl. Iejunus, „Die Grundlagen der Parsifal-Dichtung", in den Preuß. Jahrb. (Okt. 1912) und Bemerkungen dazu in derselben Zeitschrift wie in der „Musik", den „Signalen der musikalischen Welt", der „Vreslauer Zeitung" u. a.

nicht nur der Grundzug der künstlerischen, sondern auch
der menschlichen Persönlichkeit Wagners.
Wir dürfen nie vergessen, daß künstlerische und menschliche Eigenart bei
den Vertretern der modernen subjektivistischen Kunst in untrennbaren Be-
ziehungen stehen*); die Kunst hat für sie die Bedeutung einer Sprache.
Wagners gewaltiges Ringen um den „Menschen" der modernen
Oper ist in all seinen Stadien eine künstlerische Projektion seines
Kampfes um seine Lebensanschauung, seines menschlichen Ent-
wickelungsgange s**).
Das Verhältnis des Menschen und des Künstlers in Wagner ist in seiner
Art wohl einzig; beide Naturen sind selbständig voll entwickelt und wirken
ununterbrochen aufeinander ein: nicht nur „lebt" Wagner seine Kunstwerke —
das tut jeder wirkliche Künstler —, sondern seine Kunst entwickelt seine
Lebensauffassung. Es ist das etwas ganz Ähnliches wie die Wechsel-
wirkung von Charakter und Handlung im Drama, deren Ausbildung durch
Wagner, wie man jetzt erkennt, etwas sehr Natürliches war. Die mündlichen
und brieflichen Äußerungen des Menschen Wagner sind daher wichtig für
das Verständnis seiner Kunst, die „Menschen" seiner Opern bezeichnend für
die Entwicklung seiner Weltanschauung***).
Trotzdem w i r ihnen innerlich fernstehen, können wir begreifen, daß Wagner
mit seinen „Geistern" so innig mitfühlte. War er doch selbst nahe mit ihnen
verwandt, war doch in ihm all dieses Hysterisch-Ekstatische und Mystisch-Dä-
monische, — das er als Kimstler bekämpftel Als er menschlich noch tief
in dem Geisterspuk der Romantik befangen ist, sieht der Künstler in ihm bereits
den „Wirklichkeitsmenschen" als Lebensideal. So hält er es vom „Holländer"
an für notwendig, die „Geister" durch Mitleid im Tode erlösen zu lassens);
bald darauf stellt er schon mit einer Art visionären Schauens die Gegensätze

*) Vgl. Leopold Schmidt, „Die moderne Musik", Berlin 1905, S. 2«.
**) Willkürlich und ungerechtfertigt ist es, Wagners Schaffen als da« Produkt eineK
„Krampfes" aufzufassen, wie Cmil Ludwig in dem Buche „Wagner oder die Ent-
zauberten" (Berlin 1913) dies tut, oder anzunehmen, daß Wagner im „Parfifal" noch
derselbe sei wie im „Holländer", wie Mar Graf meint.
***) Wagners Schriften dagegen wirken verwirrend, wie man an Houston Stewart Cham-
berlain sieht (Richard Wagner, München 1901), der nicht nur Leben und Kunstwerke
des Meisters trennt, sondern sogar in einem dritten gesonderten Kapitel Wagners Welt-
anschauung aus — philosophischen Theorien heraus entwickelt. Zutreffend
sagt dagegen Gerhard Schjelderup (Richard Wagner und seine Werke, Leipzig 1913,
S. 222): „Wagner konnte als Künstler unmöglich bei einer pessimistischen Lebensauf-
fassung stehen bleiben." Trotzdem »erweist er auf Ehamberlain. Auch Henri Lichten-
berger (R. Wagner, Dresden 1913) trennt leider Wagners religiöse Überzeugung von
seiner Kunst.
t) Ähnlich wie Ibsen den „Baumeister Solneß", der auch abgewirtschaftet hat.

Tannhäuser und Wolfram nebeneinander, wobei er von seinem damaligen Standpunkt aus in jenem „vor allem den Menschen", in diesem aber „vorzüglich den Künstler" sieht, während wir heute in Wolfram den Menschen spüren und Tannhäuser als den weltfernen, wahnsinnig gewordenen Künstlergenius betrachten müssen. Der Romantiker Wagner fühlt in sich selbst den lebenzerstörenden Zwiespalt, der Tannhäuser zum Dämon macht, und ahnt in der Kunst Wolframs das Mittel, diesen Zwiespalt zu versöhnen, und den Zukunftsmenschen zu schaffen: „ . . . Ich kann mich nicht erwehren zu finden, daß, hätten wir das Leben, wir keine Kunst nötig hätten.
Die Kunst fängt genau da an, wo das Leben aufhört; wo nichts mehr gegenwärtig ist, da rufen wir in der Kunst „ich wünschte". Der letzte Satz deutet auf den „Lohengrin" und „Tristan": der Mensch und der Künstler in Wagner, die anfangs in so schroffem Gegensatz stehen, finden sich zuerst außerhalb des realen Lebens, im Metaphysischen*). Dann aber „hat ihn die Erde wieder", und das bedeutsamste Ereignis seines Lebens, seine Liebe zu Mathilde Wesendonck, bringt die endgültige Lösung seiner inneren Kämpfe; sie schafft aus dem haltlosen, krankhaft-zwiespältigen Spätromantiker den kraftvoll-resignierten modernen Wirklichkeitsmenschen. „Bis dahin", schreibt Wagner an Mathilde, „war alles Verneinung, schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen (!)... Jener Augenblick gab mir ... das Bejahende, Eigene,Sich-mir-vermählende..., und dies weißt Du auch, daß ich seitdem nie mehr in Zwiespalt mit mir war..." Wagner hat resignieren gelernt, — das ist das große Geheimnis seines Lebens; Wolfram ist von dem Künstler Wagner geschaut, Marke von dem Menschen Wagner erlebt. Erst, nachdem der Mensch und der Künstler in ihm so weit geeinigt sind, ist es ihm möglich, den letzten Sproß der romantischen, weltfremden Zwittergestalten, Wotan, durch dramatische Verkettungen zu zwingen, das „Notwendige zu wollen": seinen Untergang. Damit ist die Romantik für Wagner Vergangenheit geworden. Neues Leben ersteht auf den Trümmern Walhalls, kernfrisches, dramatisches Wirklichkeitsleben, gestützt auf die bändigende Kraft der Resignation, die eine Quelle echt menschlicher Lebensbejahung wird, Trägerin des Gedankens der Regeneration, der das Schaffen Wagners krönt: künstlerischer Regeneration in den „Meistersingern", menschlich-religiöser Regeneration im „Parsifal".
Der Mensch und der Künstler Wagner sind durch die Resignation des

*) Da« ist die Zeit de« Schopenhauerischen Einflüsse«; Oskar Walzel fühlt dessen Ideen gleichfalls auf die Romantik zurück (vgl. „R. Wagner in seiner Zeit und nach seiner Zeit", München 1913, S, 17 ff.). Walzel spricht übrigen« auch von der „Gegensählichkeit der beiden Seelen" Wagner« (vgl. S. 36 a. a. O.).

ersteren zu einer höheren Einheit gelangt. Wagner, der noch bei Vollendung der „Walküre" eingesteht: „Es ist mir, als hätte ich eine ungeheure Angst aus dem Leibe geschwitzt", schreibt von der Dichtung der „Meistersinger": „Die vier Wochen Arbeit in Paris waren meine glücklichsten. Das Gedicht hat mir ungeheure Freude gemacht", und: „Nun erst bin ich ganz resigniert." Einst sollte ihm die Kunst das Leben ersetzen, und jetzt sind ihm Lebensglllck und Schaffensfreude zuteil geworden; denn er hat erkennen dürfen, daß „wir im Kunstwerk Eins sein werden, Träger und Weiser der Notwendigkeit, Wissende des Unbewußten, Zeugen der Natur — glückliche Menschen".

Ilse Franke:

Ein fremdes Kind.

Deine Mutter näht und stößt die Scheint die Sonne auf die kahlen
Wiege, Wände,
Armes, unerbetnes Kind. Keiner sieht's und freut sich dran.
Wie von Seufzern ächzt die alte Stiege, Tränen netzen deine kleinen Hände,
Und im Rauchfang weint der Wind. Keine Liebe lacht dich an.

Fremdes Kind, so soll ein Strahl dir
scheinen
Meiner Liebe, die ich ausgesandt.
Heimatlos, bis sie in deiner kleinen
Seele eine Heimat fand.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
v. 8. 8cKottI»snäsr, X..»., Vrsslau.
(Fortsetzung.)
Er griff verzweifelt mit beiden Händen in sein Haar. Großer Gott, in
welcher Finsternis ließ diese Frau ihn irren! Nichts — nichts hatte sie ihm gesagt,
nachdem er ihr ehebrecherisches Einverständnis mit dem Thronerben in jener schreck-
lichen Sekunde von ihren Augen abgelesen. Von da ab war sie verstummt, für
ihn verschwunden. Keine Erklärung, keine Entschuldigung, kein Wort einer Mit-
teilung über das, was sie jetzt vorhatte. Lief fort — einfach. — Lief einfach fort
wie eine Lagerdirne. Lief aus dem Hause ihres Ehemannes hin zum Galan
— ein triebgepeitschtes willenloses Weib — ohne Bedenken, ohne Scham, ohne
Scheu vor der Welt. Mit seinem Namen lief sie davon. Zerrte seinen Namen
in den Schmutz, diesen Namen, den Helden der Geschichte getragen, der in den
Ruhmeshallen des Landes glänzte, den Ahn an Ahn makellos als einziges Erb-
teil der Ingelheims von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben — er — er
sollte ihn so bespeien lassen?
Er lächelte. Da hatte es ihn wieder. Da packte er ihn wieder, der
atavistische Ehrbegriff, von dem er sich als von etwas Abgestorbenem befreit glaubte.
Aber dieses Gespenst war, er fühlte es, doch noch sehr in ihm lebendig. Es peitschte
seinen Willen zu einer Gewalttat. Es drängte ihn jede Sekunde wilder und
mächtiger zur Rache. Es peitschte ihn nun schon fast unwiderstehlich zu einer
Gegenaktion. Das Blut war eben kein leeres Phantom. Es war in ihm das
Ingelheimsche Blut. Es schrie, es raste gegen diese Beschimpfung. Es drohte
ihm die Adern zu sprengen, wenn er noch länger untätig hier stand, während
dort im Jagdschloß — der Prinz und seine Ehefrau — eine Ingelheim . . .
Mit einem Aufschrei stürzte er in sein Arbeitszimmer zurück, riß den Dolch,
den sie selbst, Gisela, ihm, ein Geschenk der Großfürstin, gebracht, vom Schreib-
tisch. Er hielt ihn in den Händen. Er zog die Klinge aus der Scheide. Beim
Anblick dieser blitzenden Waffe kam es wie ein Rausch über ihn. Die ganze
entschlummerte Welt der Vorfahrengefühle, all dieser Plunder von Ehrbegriff,
Kavaliersempfindung, von Rache und Blutsühne für Ehrenkränkungen, all diese
primitiven Wallungen, die er als klarer Denker längst in sich abgetötet zu haben
geglaubt hatte, sie regten sich jetzt wie auf einen Zauberschlag höchst lebendig in
ihm. Die Waffe, der Stahl selbst in seiner makellosen jungfräulichen Fleckenlosigkeit
ward ihm zum lebendigen Symbol, in dessen ritterlichem Glanze seine eigene Be-

makelung ihm um so jämmerlicher, schmutziger, niedriger erschien. Es war, als strahle der Stahl ein magnetisches Fluidum ihm in sein Blut über. Die Waffe in seiner Rechten goß in seine Hand einen Strom, der zur Tat hinriß. Er sah, er fühlte, hier war eine Schmach geschehen, die ohne Blut nicht abzuwaschen war. Eine Schmach — ja eine Schmach. — Er drückte gewaltsam alle Adelsregungen in den Hintergrund. Er wischte sie fort von der Tafel seiner Seele. Er wollte, er wollte sie ausgeschaltet sehen, denn er fühlte sich höher, fühlte sich mehr, wertvoller als ein einfaches Schichtwesen, das seine Standesgefühle zum Herrn über sein Tun und Lassen gemacht und gleichsam mechanisch nur nach dem Ritter- und Adelskoder handelte. Er nahm das absolut und beziehungslos Menschliche des Falles vor sein Auge und sah es an. Und wiederum packte ihn die Wut über eine erduldete schwere Kränkung und riß ihn zu einem gewaltsamen Schritte hin. Dieses Weib, sein Weib hatte ihn fortgeworfen, mit einer verächtlichen Bewegung ihres Fußes aus dem Wege und beiseite gestoßen. Sie war über ihn hinweggeschritten wie über einen Stein, einen welken Ast — ein Stück Abhub, das im Wege lag, und das der Fuß achtlos zertrat. Er war wie eine Sache für sie, denn sie ging, wortlos — abschiedlos — mit keiner Gebärde auch nur seiner achtend. Sie tat, als wäre er nicht. Sie tat, als hätte sie seiner durchaus vergessen. — Deutlicher, krasser konnte die Verachtung wohl kaum sein. Das war ihm klar. Nein — das war keine Behandlung, die ein Mann mit verzeihendem Lächeln übergehen konnte, wollte er zu der erlittenen schweren Beschimpfung nicht noch obendrein sich selbst ins Gesicht schlagen. Diese unerhörte Herausforderung würde der letzte Tagelöhner, sein Messer in der Faust, an seiner Ehre rächen und er — er — ein Ingelheim — er, der den Höhen des Lebens entsprossen war und die eigene wie fremde Ehre, so lange er lebte, rein und heilig gehalten — er sollte das alles hinnehmen? Nein — dieser Gedanke fiel von ihm ab. Er warf ihn über Bord. Es war etwas von Verwesung darin, der Ludergeruch der Selbstentehrung, das Aufgeben seiner eigenen Person. Als gäbe es an der nichts — gar nichts mehr, nicht das geringste mehr zu retten. Hier war zu viel geschehen und zu Frevelhaftes, als daß es mit einer verächtlichen Bewegung des Beleidigten sich hätte abtun lassen. Da stand er in seinem Arbeitszimmer und grübelte, rechnete, erwog, während dort — dort in dem Jagdschloß zwei Ehrvergessene über ihn lachten und von seiner ganzen großen tiefen unauslöschlichen Schande sich Stunden der Vergessenheit und des Glücksrausches schenken ließen. Er steckte die Waffe ein. Gelbe und rote Lichter tanzten vor seinen Augen. Das Blut siedete in ihm. Ihm war, als stürzten die Wände seines Zimmers auf ihn ein, als begrübe die Decke ihn unter sich. Wie von Furien gejagt, stieren Auges stürmte er aus dem Hause, und wenige Minuten später hetzte er in einem Automobil nach dem Jagdschloß Sophienruh. Mit geschlossenen Augen fuhr er den endlosen Weg. Er mußte in seiner fiebernden Seele grauenvolle Bilder schauen, denn er schrie oft wild und gequält auf und griff wie hilfesuchend mit zitternden Händen

ins Leere. Eine Viertelstunde Weges vor dem Ziel ließ er den Wagen halten und schickte ihn zurück. Er selbst Mrmte auf schmalen Waldwegen dem Jagdschlösse zu und langte noch bei voller Dunkelheit vor dessen Toren an. Das frei liegende Schloß lag mit gesperrten Läden stumm und düster da. Kein Lichtschein kündete das Unerhörte, das seine stummen Mauern umschlossen. Ingelheim umschlich das Haus und ächzte auf, als er hinter zweien Fensterläden aus schlecht gefügten Ritzen Licht hervorquellen sah. Dort also war der Ort der Tat. Seine Augen sprangen fast aus ihren Höhlen. Er war ein Rasender, der über dem einen Tatgedanken alles, alles andere restlos vergessen hatte. Er lechzte nach der Tat wie nach dem einzigen befreienden Ausweg aus einem Leiden, das ihm unerträglich war, aus einer Qual, die schnürend und würgend in ihm brannte, daß er wie ein auf den Tod Verwundeter auf seinem Lauerposten hier gegenüber dem Portal des Jagdschlosses ächzte und wimmerte und Töne ausstieß wie ein weidsieches sterbendes Waldtier . . . Sein Leiden wuchs in den endlosen Ewigkeiten, in denen er hier wartend stand. Es erwürgte ihn fast, als er mit all seiner Willensgewalt den Kronprinzen unbehelligt im Automobil im grauen Morgenlicht das Schloß verlassen ließ. Es ward zum Wahnsinn hoch gesteigert, als er sein Weib gleich darauf aus dem Tor treten und herankommen sah, als er Gisela entgegen aus dem Dunkel der Waldbäume mit einem mächtigen Satze sprang, als er ihr treuloses Herz mit treffsicherem gewaltigen Stoße rächend durchbohrte ... Einen Augenblick noch sah er fassungslos und ganz ohne jede Besinnung die Sterbende im tiefen Schnee sich wälzen, dann wandte er sich langsam ob und ging barhäuptig, wie er nun war, durch faltenden Schnee mit schweren schleppenden Schritten und gesenktem Haupt in den tiefen schweigenden Wald hinein . . .

26.

Um die gleiche Stunde läutete der König in seinem Arbeitskabinett. Em Adjutant trat ein; der Herrscher, der in einem Buche gelesen hatte, nahm die Brille ab. „Wer ist im Vorzimmer?" fragte er.

„Seine Erzellenz, der Leibarzt."

„Ich lasse bitten."

Lentze trat eilig ein. „Guten Morgen, Majestät."

„Morgen, lieber Lentze."

Auf einen Wink des Königs nahm der Leibarzt in einem Sessel, dem Könige gegenüber, auf der anderen Seite des mächtigen Schreibtisches Platz. Beide Männer hatten stark gealtert. Lentze war jetzt gänzlich grau geworden, hatte aber seine straffe Haltung noch, während der König an Bart und Haar schneeweiß geworden, stark abgemagert erschien, die Gestalt zusammengesunken, die Züge schlaff und welk. Nur seine Augen zeigten in ihrem Glanz eine stärkere Bewegtheit als vordem und so etwas wie innere drängende Freude. „Majestät," hob Lentze

an, „ich muß den Tag sogleich mit Vorwürfen beginnen. Majestät haben
wieder die ganze Nacht gewacht."
„Die halbe, Lentze."
„Ich sah hier Licht von zwei Uhr ab."
„Ganz recht, Lentze. Bis zwei Uhr schlief ich, dann war es aus damit.
Radikal aus. Ich stand auf und ..."
„Majestät — ich, ich weiß nicht mehr aus noch ein. Wo soll das hin?
Ich kann die Verantwortung für diese Dinge einfach nicht mehr tragen."
Der König lächelte mild: „Lieber Lentze, erregen Sie sich nicht. Alte
Leute brauchen wenig Schlaf. Wenn ich fühle, daß ich genug geschlafen habe,
stehe ich eben auf."
„Das gerade ist das Unrecht! Wenn ich Majestät doch nur dahin bringen
könnte, im Bett zu bleiben, auch wenn Höchstdieselben wach liegen. Aber im Bett
bleiben, darauf kommt es an."
Der König lächelte wieder. Ein wundervoller Ausdruck von Milde und
Zugetanheit trat in das alte Gesicht. „Sie bleiben ja auch nicht im Bett, Lentze.
Sie laufen ja auch schon um zwei Uhr an die Fenster und vigilieren zu mir
herüber."
„Das ist mein Dienst, Majestät."
Der König wies auf seine Akten: „Nun und dies ist der meine."
Lentze wehrte ab. „Ich bin gesund, Majestät. Habe noch keine Spur
von Arterienverkalkung bei mir bemerkt. Brauche mich nicht zu schonen, nicht auf
mich zu achten. Habe nur ein e Sorge: das Leben des Königs. Wie viele Sorgen
haben Eure Majestät?"
Der König seufzte tief auf.
„Die Arbeit ist in Rücksicht auf den augenblicklichen Kräftezustand Eurer
Majestät zu groß. Majestät sollten sich endlich dazu entschließen. Seine Königlich
Hoheit den Kronprinzen zu Ihrer Entlastung heranzuziehen."
„Ich denke manchmal daran, Lentze."
„Das wäre uns allen eine große Beruhigung, Majestät."
„Steht es denn so jämmerlich um mich?"
„Durchaus nicht, Majestät. Aber der allgemeine Kräftezustand bedarf der
Hebung, und das ließe sich nur durch größere Schonung erreichen. Majestät fühlen
ja doch selbst seit Wochen ein größeres Ruhebedürfnis."
„Das will ich nicht abstreiten. Einer stärkeren Heranziehung meines Sohnes
zu den Regierungsgeschäften bin ich nicht abgeneigt. Sie ist mir um deswillen
schon sehr willkommen, weil sie mir mehr persönliche Fühlung mit Wilhelm
bringen wird, als ich zu meinem Bedauern mit ihm bisher hatte. Der militärische
Dienst nahm ihn gar zu sehr in Anspruch. Es soll auch fernerhin nicht sein, daß
mein Sohn seinen Wohnsitz eine halbe Eisenbahnstunde von dem meinen entfernt
inne hat. Ich fühle das Bedürfnis, die paar Jahre, die mir noch bleiben, dazu

zu benutzen, dem Kronprinzen, ich will nicht sagen, Direktiven zu geben, — denn
was er vor allen Dingen zu lernen haben wird, ist Selbständigkeit im Ent-
scheiden. — Nein — ich will ihm in dieser Spanne Zeit, die etwa noch vor mir
liegt, menschlich näher kommen, als das bisher möglich war. Er soll jetzt ständig
um mich sein."
„Wie gut wäre das", warf Lentze ein.
„Das hätte längst geschehen müssen. Da meine erste Ehe kinderlos war,
so wurde mir mein Sohn gar zu spät geschenkt. Ich war ein Greis, als er
erwachsen war. Das ist nicht gut."
„Ich glaube nicht, Majestät, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn
inniger hätte sein können."
„Ich glaube es, Lentze. Wenn ich zwanzig Jahre jünger gewesen wäre,
hätten mir diese Kinder näher kommen müssen."
„Sie lieben den König abgöttisch."
„Es blieb dennoch ein ungeheurer Abstand. Was weiß ich von meinem
Sohn? Es sind Klüfte zwischen uns beiden. Ich habe nach meinem Sohn oft die
gleiche Sehnsucht wie nach meinem Volk. Zu beiden kann ich nicht gelangen.
Zu viel liegt dazwischen."
„Die alte Klage der Könige."
„Im Verhältnis zum Königtum ist diese Klage jung. Wie waren jene alten
Gouherrscher glücklich, vor die jeder Streit um jeden Hufen Landes kam. Sie
sprachen Recht und blickten dabei tagtäglich tief hinein in des Volkes Herz. Wir
aber, wir Chefs der riesengroßen Zentralverwaltungen, können nichts als Voll-
machten vergeben und schweben wie stumme Symbole über dem Ganzen."
.Minima, non curat praetor", bemerkte Lentze.
„Könnt' er's doch! Dies Kleinste ist so wichtig! Und dann: was ist klein,
was groß? Meine Räte entscheiden das. Was ihnen klein dünkt, kommt mir nicht
vor Augen. Wenn man da nicht Glück hat, kriegt man das Beste nicht zu sehen."
Der König brach ab, sah seinen alten Leibarzt mit frohen Augen an und
sagte mit sonnigem Lächeln: „Ich habe aber jetzt mal Glück gehabt."
Lentze horchte auf. „Ich bemerke so etwas, Majestät, seit einigen Wochen."
„Was bemerkten Sie, Lentze?"
„Ich sah den König von einer stillfrohen Freudigkeit gehoben."
„Das sahen Sie?"
„Ich sah in den Augen des Königs etwas aufflammen. Ja — diese Augen
begannen jetzt plötzlich zu leuchten und wie von ganz neuen Hoffnungen zu
glänzen."
Der König nickte hastig. Noch war der ganze Abglanz der Freude in
seinen Zügen.
«Ja/ sagte er, „neue Hoffnungen. So ist es. Mein altes enttäuschtes

Herz ist wie beschwingt von ihnen. Ach, Lentze, was habe ich in diesen letzten Wochen durchlebt!"

„Ein Glück — demnach — Majestät?"

„Ja — eins der heiligsten Art. Eine Erkenntnis. Ihre Augen, Lentze, fragen. Mein alter erprobter Freund, — warum sollten Sie an meiner Freude nicht teilhaben? Sie wissen, wie tief ich unter der Hoffnungslosigkeit der politischen Entwicklungen gelitten habe. Der liberale Kurs, den ich vor Jahren endlich einschlagen durfte, brachte mir die so sehnlich erwarteten schöpferischen Ideen der neuen Männer nicht. Nur die Personen hatten gewechselt, und in Nebendingen nur war ein Abweichen von altausgefahrenen Geleisen zu bemerken. Nichts — keine Idee tauchte auf, die eine hoffnungsvolle Reform bedeuten konnte. Der Verzweiflungsgedanke rückte mir näher und näher, daß ich das Land am Ende meiner Regierung meinem Nachfolger um nichts gefördert übergeben, die Verhältnisse in der alten Furchtbarkeit würde verlassen müssen. Da kommt nun — in letzter Stunde gleichsam, die Erlösung. Wird mir zugebracht. Von naher Seite zugetragen. Zahllos, Lentze, sind die Ideen, die diese unruhige Zeit erfüllen. Wie Schneeflocken wirbeln sie umher. Mit Geschäften überbürdet, bin ich außerstande, auf alle diese Keime zu achten und ihre Lebensfähigkeit zu prüfen. Welch' ein Glück, daß mir ein Liebvertrauter auf einem Lehrstuhl der Universität sitzt, ein Mann, dem der Weg zu mir jederzeit offen stand."

„Ingelheim?"

„Er, ein Mann, Lentze, dessen Vater mir die Krone in einer siegreichen Seeschlacht rettete. Es ist für die Sache so wundervoll glückbedeutend, daß gerade dieser Mann es ist, er, den ich wie einen Sohn liebe, von dem mir jetzt die Anregung zu einer tiefgreifenden Reform im Staatswesen kommt. Zu einer Reform, die allerdings geeignet ist, in die noch immer recht bedrückenden sozialen Verhältnisse unseres Volkes bessernd und segenbringend, versöhnlich und ausgleichend einzugreifen. Es handelt sich um eine totale Um- und Neuschöpfung unseres Strafrechtes, um eine vollkommene Neugestaltung unseres Strafsystems."

„Ein großes Werk, Majestät."

„Das scheint auch mir. Ich bin glücklich, es wenigstens beginnen zu dürfen. Und sollte es mir nicht vergönnt sein, es durchzuführen, so hinterlasse ich damit wenigstens meinem Sohne eine würdige Aufgabe und die greifbare Hoffnung auf eine nahe Besserung unserer Zustände. Ich kann Ihnen in Worten schwer sagen, welchen unschätzbaren Dienst mir Ingelheim hiermit erwiesen hat. Ich lebe auf, seitdem diese Hoffnung mir erstand. Feierstunden habe ich gehabt, wenn ich hier vor meinem alten Arbeitstische saß, vor dem ich so oft an aller Zukunft verzweifelte — und er — Ingelheim ging dort auf und nieder — ganz hingerissen von seinem Gegenstand..."

„Ingelheim kommt seit längerer Zeit schon an jedem frühen Morgen zu Majestät zum Vortrage?"

„Ja, Lentze. Jeden Morgen. Es beglückt mich so, mein Tagewerk mit
diesen Ausblicken in eine bessere Zukunft zu beginnen. Meine Seele ganz mit diesen
Hoffnungen zu erfüllen, ehe noch der Tag mit seinen grauen Geschäften sie er-
nüchtert, und die Larven der Welt mir meine Andacht stören."
„Es ist bewundernswert, wie Majestät in Ihren Jahren so neuen Ideen
sich zugänglich erhalten haben."
„Komplimente, Lentze, bin ich doch von Ihnen nicht gewöhnt und am aller-
wenigsten so schiefe. Ich müßte wegen Altersschwäche abdanken, wenn es mir un-
möglich wäre, solche Dinge zu erfassen. Ich wartete ja doch sehnlichst auf so etwas."
„Majestät warteten? ..."
„Sehnlichst. Es mußte — mußte etwas kommen, ein Ausblick — eine
Hoffnung — denn so — so war es ja nicht länger zu ertragen. Ach, glauben
Sie nur nicht, Lentze, ich sei nun am Ende ein Schwärmer geworden. Das
würde zu meinem weißen Haar schlecht stehen. Aber ich habe nun einmal die
felsenfeste Zuversicht, daß wir an der Wiege eines großen Fortschritts stehen, an der
Schwelle einer besseren Zeit."
„Haben Sie noch eine halbe Stunde Zeit, Lentze?"
„Ich bin ganz zu Diensten."
„Gut, so wohnen Sie Ingelheims heutigem Vortrage bei. Er handelt
von den Strafkolonien. Es ist sieben Uhr. Ingelheim ist schon im Vorzimmer,
wollen Sie ihn hören?"
„Von Herzen gern, Majestät!"
„Gut."
Der König drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke.
Der Adjutant trat im Augenblick ein.
„Ich lasse Herrn von Ingelheim bitten. — Er wird Augen machen, Lentze,
wenn er heut zum ersten Male einen Dritten hier vorfindet."
Der Adjutant war stehen geblieben.
„Verzeihung, Majestät, Herr von Ingelheim ist noch nicht erschienen."
Der König stutzte. „Das ist doch seltsam", sagte er. „Mit der Minute
pflegt er doch sonst hier zu sein. Es ist bereits sechs Minuten nach sieben."
Er wendete sich zum Adjutanten. „Telephonieren Sie nach der Wohnung. Viel-
leicht ist der Geheimrat nicht wohl."
Mit nachdenklichem Blick sah der König dem Adjutanten nach, der das Zimmer
verließ. Fast wie im Selbstgespräch murmelte er vor sich hin: „Das ist noch nie
vorgekommen, daß Ingelheim nicht zur Stelle war."
„Vielleicht ist er unpäßlich", sagte Lentze.
„Dann hätte er unzweifelhaft rechtzeitig abgesagt. Ich kenne keinen korrek-
teren Menschen als ihn. Merkwürdig! Was soll ich davon denken?"
„Majestät werden ja sogleich hören."

Der Adjutant kehrte zurück. „Herr Geheimrat von Ingelheim ist nicht zu Hause", meldete er.
Der König fuhr auf. „Nicht zu Hause?!! Ja, dann müßte er doch hiei sein!!!"
„Vielleicht ein unvorhergesehener Zwischenfall unterwegs!" bemerkte Lentze.
Der König wandte sich zum Adjutanten. „Telephonieren Sie noch einmal. Lassen Sie die Frau Baronin selbst an den Apparat bitten. Fragen Sie, wann der Geheimrat heute morgen fortgegangen ist."
Der Adjutant eilte hinaus. Der König war aufgesprungen und ging unruhig im Zimmer auf und ab.
„Es ist freilich ein wenig zeitig, eine Dame zu stören." Jetzt blieb der König vor Lentze stehen.
„Das beunruhigt mich sehr!" sagte er zum Leibarzt.
„Majestät werden ja auf der Stelle Aufklärung erhalten."
Der König schüttelte das Haupt.
„Sonderbar . . . sonderbar . . . Geht vom Hause fort und langt nicht hier an . . ."
„Der Baron kann ja doch jeden Moment hier eintreffen, Majestät ..."
Der König wehrte ab. „Der Weg von Ingelheims Palais hierher erfordert keine fünf Minuten."
„Majestät werden ja doch sofort erfahren, wann der Baron heute morgen vom Hause fortgegangen ist."
„Ja. Er kommt stets zu Fuß hierher. Es kann ihm etwas zugestoßen sein. Es liegt Schnee draußen. Es ist glatt . . . Der Mann geht unsicher!"
Jetzt kehrte der Adjutant wieder zurück. Er meldete: „Die Frau Baronin ist nicht zu Hause."
Der König war verblüfft. „Nicht zu Hause . . .", murmelte er leise.
Dann blickte er auf, sah den Adjutanten fest an und sagte bestimmt: „Sie haben sich verhört."
„Majestät, ich habe diese Auskunft erhalten."
„Von wem?"
„Vom Diener des Herrn Baron."
„Seltsame Sache. Was soll ich denken? Ingelheim trifft hier nicht ein? Sagt nicht ab, und die Baronin ist morgens um halb acht nicht zu Hause?"
Der König hielt sich die Stirn.
„Majestät," sagte Lentze, „kein Grund zur Beunruhigung. Nicht der geringste."
„Meinen Sie, Lentze?! Das scheint mir denn aber doch — ganz — ganz unverständlich!" Zum Adjutanten gewendet, sagte er: „Verbinden Sie mich mit Ingelheim — ich will — will selbst ..."

Der Adjutant eilte hinaus, der König zum Telephon auf seinem Schreib-
tisch.
Ein zweiter Adjutant trat hastig ein und machte leise dem Leibarzt eine
Meldung.
Lentze fuhr erschreckt zusammen, sammelte sich aber rasch und sagte: „Ver-
zeihung — Majestät!" Sich verneigend hastete der Leibarzt hinaus, während der
König, seiner nicht achtend, am Telephon horchte, das Hörrohr am Ohr.
Jetzt kehrte der erste Adjutant zurück.
„Die Verbindung ist noch nicht da!!" sagte der König ungeduldig.
„Majestät, es meldet sich niemand im Hause des Herrn Geheimtat . ."
In diesem Augenblick kam Lentze zurück. Er war sehr bleich und raffte
seinen Willen sichtlich zusammen, um ganz ruhig zu erscheinen. Es klang
dennoch sehr gepreßt, als er den König jetzt anredete:
„Majestät!"
Lentze ging auf den König zu und winkte dem Adjutanten zu gehen.
Des Königs Mienen zeigten Bestürzung.
„Was ist denn, Lentze? ! Was haben Sie? ! Was ist geschehen?! ! !"
„Nichts Majestät! Nichts! ! ! Ich — ich möchte nur ..."
„Es ist etwas geschehen, Lentze! Ich sehe es Ihnen an. Was haben
Sie?! Was ist es?!!"
„Darf ich Majestät bitten, in aller Ruhe — in aller Ruhe ..."
„Reden Sie, Lentze, reden Sie! Martern Sie mich nicht! ! Heraus
damit! Was ist geschehen?! Diese Ungewißheit ertrag' ich nicht!"
„Majestät!" —
Lentze biß sich auf die Lippen. Sein blasses Gesicht wies den Ausdruck
völliger Ratlosigkeit.
„Majestät," wiederholte er, — wieder brach er ab. Ein scheuer Blick
in des Königs gespannte Züge, seine forschenden und fragenden Augen zwangen
ihn zu reden. Es klang im höchsten Grade unsicher, als Lentze jetzt sagte:
„Der Baron und die Baronin sind seit heute früh verreist..."
„Verreist" — wiederholte der König tonlos.
„Vermutlich — verreist Majestät..."
„Vermutlich — verreist? !"
Eine Blutwelle schoß dem König ins Gesicht. Er wurde zornig. „Lentze —
das ist Unsinn!" sagte er schneidend. „Erzählen Sie mir keinen Unsinn —
wenn ich bitten darf!"
Jetzt strich er mit der Rechten über Stirn und Schläfen. „Verzeihung,
lieber Freund — aber — ich — ich finde im Augenblick kein anderes Wort.
Wollen Sie — bitte — bedenken — der Baron hat keinen Urlaub. Ist im
Dienst. Hat keinen Urlaub. Keinen erbeten und keinen erhalten. Ein

Ingelheim reist nicht ohne Urlaub. Hat sich bei mir nicht verabschiedet. Unsinn, Lentze — purer Unsinn! Heraus mit der Sprache! Was wissen Sie?! Was haben Sie gehört? ! Wer hat Sie hier soeben herausrufen lassen? ! !"
Lentze stand ratlos da.
„Majestät" — murmelte er,
„Ich kann alles hören, Lentze. Nur keine Lügen! Ich bedarf keinerlei Schonung — nur der Wahrheit. Lentze — ich — ich frage Sie — — mit wem haben Sie soeben draußen gesprochen? Wer — wer ist im Vorzimmer?!"
„Der Polizeipräsident — Majestät."
Der Leibarzt hatte es geflüstert.
Der König wurde totenblaß. Sein Auge richtete sich erstaunt und groß auf die Schwelle, als sähe er dort leibhaftig das Schicksal hereinschreiten. Es war einen Augenblick tiefes Schweigen im Raum. Dann raffte der König sich auf, ging entschlossen zum Schreibtisch und läutete.
Der Adjutant trat ein.
‚Aer Polizeipräsident!" befahl der König.
Ein hagerer grauer Fünfziger trat, sich tief verneigend, ein. Er war im schwarzen Gehrock und trug den blitzenden Zylinder in der behandschuhten Rechten.
Des Königs fiebernde Ungeduld machte sich in einem rauhen Tone Luft.
„Welche Meldung haben Sie mir zu machen?" fragte er fast barsch.
„Ich habe Majestät zu melden, daß vor einer halben Stunde die Baronin Ingelheim im Sophienruher Forst, nächst der Einfahrt zum Jagdschlösse, tot aufgefunden worden ist."
Der König schrie auf. Mit entsetzter Miene sah er den Polizeipräsidenten an. „Ermordet?" flüsterte er.
„Vermutlich, Majestät. Ein Dolch stak in der Brust der Toten."
Der König griff nach der Lehne des Sessels, neben dem er stand, als suche er Halt. Er ächzte auf. Dann zog er sein Taschentuch und führte es über seine Stirn. Er ging zum Fenster, vom Fenster zum Schreibtisch. Dort blieb er stehen, richtete sich auf, und mit erzwungener Ruhe tat er diese Fragen.
„Wo ist der Baron Ingelheim?"
„Das wissen wir im Augenblick nicht, Majestät. Er hat sein Palais diesen Morgen gegen sieben bereits verlassen, nachdem die Baronin eine Swnde früher etwa nach Sophienruh gefahren war."
„Um sechs Uhr früh?"
„Zu Befehl. Um sechs."
Der König schien eine hastige Frage tun zu wollen und sagte: „War der? . . ." Er brach kurz hier ab und sprach nicht weiter.
„Weiß man, ob der Baron ebenfalls nach Sophienruh sich begeben hat?"
„Das steht nicht fest, Majestät. Der Baron verließ nach Aussage der Dienerschaft das Haus zu Fuß. Weiteres weiß man nicht."

„Ich wünsche so rasch als möglich Nachricht über das Verbleiben des Barons."
„Majestät, wir haben alle möglichen Schritte in dieser Richtung getan."
„Telephonieren Sie sogleich hier von meinem Tisch aus an den Leiter der Kriminalabteilung, ob inzwischen neue Nachrichten eingegangen sind."
„Zu Befehl, Majestät."
Der Polizeipräsident begab sich an den Apparat und ließ sich mit dem Chef der Kriminalpolizei verbinden.
„Hier von Sternberg. Dort Manteuffel — selbst? ! Gut! In Sachen Ingelheim? Ja! Jawohl! Melden Sie! Gut. Schluß."
Er legte das Hörrohr nieder, und sich wieder zu dienstlicher Haltung emporrichtend, meldete er: „Majestät — Baron von Ingelheim ist im Walde von Sophienruh — etwa eine Stunde vom Tatort gefunden worden . . ."
„Tot?"
„Nein — lebend barhäuptig und in einer solchen Verstörung, daß er einem Wahnsinnigen glich. Er verlangte verhaftet und dem Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden. Man hat ihn vorerst in Anbettacht seines augenscheinlich leidenden Zustandes nach dem Allgemeinen Krankenhause geschafft, woselbst er Aufnahme fand. Er ist in der Abteilung für Gemütskranke. Ein Kommando von drei Kriminalpolizisten blieb vorerst zu meiner Verfügung im Krankenhause."
„Gut," sagte der König. „Telephonieren Sie sofort, daß auf Spezialbefehl des Königs — niemand, weder vom ärztlichen — noch vom Pflegerpersonal des Krankenhauses zu dem Baron eingelassen wird. Er bleibt bis auf weiteres in Einzelhaft in einem der Krankenzimmer der Gefangenenabteilung eingeschlossen. Haben Sie Ihr Dienstautomobil zur Stelle?!"
„Zu Befehl — es steht im Schloßhof."
„Gut. Sie begeben sich auf der Stelle ins Krankenhaus und wachen über die strengste Ausführung meines Befehls. Nur Ihre Beamten allein sollen in persönliche Berührung mit dem Baron treten. Sie, wie alle übrigen, die bisher mit ihm sprachen, sind auf ihren Diensteid hiermit von mir zu allerstrengstem Stillschweigen in bezug auf die ganze Angelegenheit verpflichtet. Sie stehen mir für erakteste Ausführung dieser Order. In der ganzen Angelegenheit werden Sie bis heute mittag zwölf Uhr nur von mir direkt, von da an nur vom Herrn Iustizminister Anweisungen empfangen. Eilen Sie!" —

27.

Als der Polizeipräsident das Königliche Kabinett verlassen hatte, sank der Herrscher in einen Sessel. Lentze sprang hinzu und fühlte nach dem Pulse seines Herrn.
„Was sucht mich heute wieder heim, Lentze?!"

„Könnte ich doch Majestät vor diesen Aufregungen schützen!"
„Sie können es nicht! Ich muß auf meinem Posten stehen! So weit reicht meine Kraft schon — — muß sie reichen. Hier heißt es, das Letzte hergeben. Ich zittere um Ingelheim. Ich zittere um meinen Sohn — denn die Zusammenhänge werden mir in immer schrecklicherer Deutlichkeit klar." Er hatte es in eiserner Ruhe gesprochen und sah mit starrem Blick auf die Tür, durch die der Adjutant jetzt eintrat, der Seine Königliche Hoheit, den Kronprinzen, meldete.
„Sie bleiben im Vorzimmer, Lentze."
„Ich bleibe, Majestät. Darf ich mir nur noch einmal die dringende Bitte erlauben — Majestät möchten nach Möglichkeit die Ruhe bewahren."
Lentze ging.
Im nächsten Augenblick stürmte der Kronprinz herein, der blaß und übernächtig und schrecklich verstört aussah und stumm seinem Vater zu Füßen stürzte. Er brachte keinen Laut heraus. Nur ein Zittern ging durch seinen Körper, den Fieberschauer schüttelten.
Der König neigte sich stumm zu seinem Sohn und strich ihm begütigend über das volle braune Haar. In dem Schweigen des Raumes hörte er das gequälte stürmische Atmen des Prinzen. Es war wie ein mit Willensgewalt unterdrücktes Schuchzen.
„Mein Sohn, antworte mir, warst du diesen Morgen in deinem Jagd-schloß Sophienruh?"
Der Kronprinz schlug beide Hände vor das Gesicht und weinte lautlos.
„Willy, hast du mit einer Tändelei zwei Menschenleben vernichtet?"
„Vater," flüsterte der Kronprinz sich abwendend, „ich ich — ich habe zwei Menschenleben zerstört — ja ^ aber nicht tändelnd. Ich — ich — ich habe — habe geliebt — in Pein und Not — in Qual und Schmerz — geliebt..."
„Mein Sohn, antworte — — als du deine Ehe schlössest — damals opfertest du doch nicht mehr als eine Iugendschwärmerei? ..."
„Ich — ich — ich — opferte mein Glück — ich opferte — alles Vater..."
„Das ist freilich — namenlos traurig — Willy!" Der König seufzte tief auf. „Oh — wie wir mit einander sind — wir Nahen und Nächsten!!! Niemals hast du mir dein Leid anvertraut, Wilhelm!"
„Ich glaubte, Vater, du hättest mir nicht helfen können."
„Alles trägt sich leichter — wenn man sich anvertraut. Aber wir waren einander zu fern. Wir kamen uns nicht nah. Es fehlte an enger Freundschaft zwischen uns. So bleibt man wie durch Welten getrennt. Wilhelm, hast du in all' diesen Jahren deinen Iugendkomeraden, der mein Pflegekind war, den Sohn meines besten Freundes, hintergangen?"

„Nein, Vater. Gisela war mein — einmal. Das war drei Monate
ehe ich heiratete, lange Jahre ehe sie Ingelheims Frau wurde."
„Und dann?"
„Dann, Vater, dann — suchten — wir uns wohl — Gisela und ich —
mit tausend sehnenden Wünschen. Wir sehnten uns krank nach einander.
Aber wir blieben getrennt. Streng und dauernd getrennt. Bis — bis "
„Sprich weiter..."
„Bis wir nicht mehr so wie bisher weiterleben tonnten. Wir waren
beide am Ende unserer Widerstandskraft. Ich bat sie nach Sophienruh."
„Zu heute morgen?"
«3«."
„Zu welchem Zweck?"
„Ich — ich — ich wollte — wollte..."
„Was?! Wahrheit, Wilhelm! Wahrheit — deren bedürfen wir jetzt
durchaus! Was wolltest du?"
„Fliehen." -
Er flüsterte das Wort.
„Fliehen? ! ?" Auch der König sagte es leise. Es war, als habe das
Entsetzen ihm die Stimme gelähmt.
„Fliehen?! Fliehen?!" wiederholte er. „Fliehen mit der Frau eines
Anderen?! Das hast du mir antun wollen? ! Den König — das Reich —
deinen unmündigen Sohn — dein Weib — alles — alles das wolltest du im
Stich lassen — opfern dieser einen Leidenschaft?!"
Der Kronprinz hatte sich erhoben. Er stand jetzt gebeugten Hauptes da
und wandte sich ab. Wieder kam es geflüstert heraus, was er dem Vater
antwortete.
„Nicht diese Leidenschaft allein trieb mich hier fort. Vater! So heiß
sie auch brannte — diese Liebe. . ."
„Was denn noch sonst? !"
„Ich ich — ich verzweifelte ..."
„Du verzweifeltest — woran? !"
„Am — am Königtum. — Vater ..."
Der König sah seinen Sohn ratlos an.
„Ja, Vater, jede Hoffnung daran hatte ich verloren."
„Jede Hoffnung? ..."
»Ja ^ jede — daß es noch einmal besser werden könnte im Lande.
Ich sah ja doch, wie du rangest und dich mühtest — sah — wie du dein
ganzes Leben darüber verlorst, die Zustände im Lande zu heben. Heut bist
du ein Greis — und die Not in deinem Reiche ist härter und bitterer denn je."
„Weil du also an meinem Lebenswerk verzweifeltest, deshalb wolltest
bu gehen?"

„Ja, Vater."
„Und du warfst keinen Blick zurück auf mich, den du verließest?!"
„Ich litt namenlos bei dem Gedanken."
„Keinen Blick warfst du auf dieses Land — das — das — morgen schon deiner hätte bedürfen können?"
„Ich ließ euch meinen Sohn."
„Ein siebenjähriges Kind."
„Prinz Hermann sollte Regent werden."
„Er! Der hochfahrende, jähzornige, lasterhafte Mann! Der schlimmste Reaktionär im Lande. Der Todfeind meiner politischen Richtung. Er! Er, der das Volk haßt und verachtet! Den das Volk wieder haßt!"
„Ja — Vater — alles — alles das drückte gewiß mit Zentnerbürden auf mein Herz — aber — aber ich — ich wußte keinen Ausweg ..."
„Und da warfst du alles hin. Tratst deine Pflicht mit Füßen. Und wurdest so gestraft! Ja — sag mir nun — was denkst du jetzt? Was hältst du von alledem? Was soll jetzt werden?"
„Ich weiß es nicht, Vater. Nichts — nichts ist in mir als das erwürgende Gefühl der Schuld. Ich — ich möchte verschwinden — mich still aus der Welt tun. Ich tät es — wenn eine Stimme in mir mich nicht mahnte — diese bequemste Buße sei zu leicht für mich. Deshalb komme ich zu dir, Vater. Bestimme du über mein Schicksal!"
„Gibst du es jetzt also in meine Hand? Willst du mich richten lassen über dich?"
„Ja. Bestimme, Vater! Befiehl — was — soll — ich tun ..."
„Ein Höherer hat befohlen, Willy. Siehst du das nicht?! Siehst du das nicht, daß Gott selbst eingegriffen hat? ! Mit eiserner Faust zertrümmerte er deine Pläne, riß dich zurück von der Flucht, zerschmetterte deine Liebe. Du sollst auf dem Throne sitzen! Siehst du das nicht? l"
„König sein?! Ich werde es nicht. Alles mangelt mir dazu. Ich bin dazu nicht geboren. Ich fürchte mich davor. Ich glaube, das ist der geborene Herrscher nicht, der bangend zum Throne emporsieht. Der berufene Herrscher stürmt jauchzend die Stufen zum Throne hinauf. Mir ist das nicht bestimmt."
„Ich bestimme es dir, wie Gott es dir bestimmt hat. Du wirst König sein, und du wirst ein guter König sein. Recht wie ein Büßergewand nimmst du den Hermelin um deine Schultern. Wie wenn sie aus Dornen geflochten wäre, so wird dir die Krone die Stirn verwunden. Du wirst König sein — und das wird deine Buße werden."
„Du bestimmst mir das?"
„Ja .^ ich. Denn ich sehe nichts — nichts im weiten Umkreise der Möglichkeiten — als diese Thronfolge. Du bist des Landes Hoffnung. Dich

liebt die Jugend, die die Zukunft ist. Und was Gott — und die Notwendig-
keit erfordern, das muß der unglückliche Mann — das muß Ingelheim vollenden."
„Vollenden? Ingelheim — muß es vollenden — sagst du, Vater? ! !"
„Ja. Er — er muß dir den Weg zum Throne bahnen. Das steht
in seiner Macht. Er hat es in der Hand."
„Ingelheim, Vater? !"
„Er. Ja. Träte er vor Gericht, sagte er dort aus: der Kronprinz
nahm mir mein Weib, und deshalb tötete ich es — so könntest du nicht König
weiden."
»Ingelheim muß und wird so aussagen!"
„Greife Gott nicht vor! Greife Gott nicht vor, Knabe! Er wird
entscheiden!"
„Um was bittest du, Vater?! Gott soll dir zum Nachfolger einen
Menschen geben, der zwei Leben auf dem Gewissen hat? Kannst du das
wünschen? Wer bin ich?! Ein Fahnenflüchtiger — bemakelt — verarmt.
Was ich liebte, liegt ermordet. Ich habe nichts — nichts mehr auf der weiten
Welt..."
„Wichten!" sagte der König im eisernen Ton. „Pflichten hast du
und du wirft — du wirst sie erfüllen! Du wirst sie vorbildlich erfüllen —
eben deshalb — weil du nun so bettelarm so vom Schicksal ausgeraubt worden
bist. Für dich selbst gibt es auf dieser Welt nichts Lockendes mehr. Jetzt
tritt die Pflicht vor dich hin — nimm ihr ehernes Joch auf dich — dies ist
deine große Buße ..."
Ein Adjutant trat ein und meldete:
„Seine Königliche Hoheit, Prinz Hermann, bittet dringend . .
Der König fuhr auf. „Hermann!!" Es klang bestürzt.
Einen Moment sah der König finster vor sich hin, dann winkte er, den
Prinzen vorzulassen.
Als der Adjutant gegangen war, sagte der König zu seinem Sohne:
„Was immer Hermann hier sagen wird, — schweige!"
Prinz Hermann stürmte herein, sein Gesicht war noch tiefer gerötet
als sonst, seine Augen blitzten. Er war in der grünen Husarenuniform seines
Regiments, verneigte sich vor dem König und streifte den Kronprinzen mit
einem scheuen Blick, in dem der Haß lauerte.
„Guten Morgen, Oheim!" krächzte der Prinz mit seiner vom Trunk
und vom Rauchen rauhen Stimme, die in Momenten gefaßter Stimmung dem
Ohre schon weh tat, jetzt in der Erregung geradezu kreischte.
„Verzeih, daß ich zu so früher Stunde hier eindringe. Aber die außer-
gewöhnliche Lage zwingt uns, alle Rücksichten beiseite zu werfen."
Der König richtete sich auf. Es war, als wüchse er plötzlich um Hauptes-
länge. Seine Brauen zogen sich finster drohend zusammen.

„Alle Rücksichten beiseite zu lassen," sagte er langsam und schneidend —
„ich möchte dir das nicht raten, Hermann!"
Der Prinz trat einen Schritt zurück. „Drohungen" — sagte er er-
staunt. „Einschüchterungen! — Ich muß mich wundern! Ich glaubte, als
der einzige noch unbemakelte Prinz des Königshauses hier anders empfangen
zu werden!!"
„Bemakelt?" fragte der König. „Wer ist bemakelt?!"
„Der da!" brauste Hermann auf und wies mit ausgestrecktem Finger
auf den Kronprinzen, der zur Linken des Königs stand, regungslos wie in
Erz gegossen, keinen Blutstropfen im Gesicht, die Augen fest und starr auf den
Ankläger gerichtet.
„Der ist bemakelt," schrie Hermann, „das ganze königliche Haus hat er
bloßgestellt. Hat eine Skandalgeschichte angerührt, die uns mehr schadet als
ein verlorener Krieg. Schimpf und Schande hat er über die Hochburger
gebracht."
In eiserner Ruhe entgegnete der König:
„Mäßige dich, Hermann! Ich rate dir! Was weißt du? Was hast
du erfahren?!"
„Was ich erfahren habe?! Hat der König etwa noch nichts erfahren?
Oder bin ich so im Fieber, daß nur ich dort den reuigen Sünder stehen sehe,
der als Ehebrecher und mittelbarer Mörder hier die väterliche Verzeihung
wohl schon erhalten hat?! Ich natürlich habe jeden unschuldigen jungen
Streich von jeher in strengem Arrest büßen müssen! Wir wollen doch sehen,
wie der König Kapitalverbrechen, für die jeder seiner Untertanen hinter Schloß
und Riegel büßt, an seinem Sohne strafen wird!"
Der König trat einen Schritt auf seinen Neffen zu. In voller Ruhe
sagte er: „Du verleumdest! Ich bin sehr geneigt, dich dafür in Arrest zu
setzen."
„Weil ich die Wahrheit sage!?" brauste Hermann auf.
„Du sagst die Unwahrheit und bist hier nicht Richter!"
„Ich vertrete hier vollberechtigte Interessen, mein König! Die Thron-
folge deines Sohnes ist von heute ab unmöglich. Der nächste Agnat —
dein Enkelsohn — ist ein Kind. . . Wenn eine Regentschaft. . . ."
„Ich lebe noch, Prinz!" sagte der König drohend.
„Und ich verlange die sofortige Einberufung des Kronrates!"
„Es gibt kein Gesetz, Hermann, das dir ein solches Recht zuspricht!"
Hermann ballte die Fäuste.
„Sicherheiten" — zischte er, „Sicherheiten verlange ich! Sicherheiten
dafür, daß — falls dem König etwas zustößt, die Krone nicht an diesen
Ehebrecher fällt!"

„Ich verbiete dir diese Beleidigungen, Hermann! Du hast sie jetzt zum letzten Male ungestraft ausgesprochen! Mein Sohn hat nichts begangen, was irgendwen berechtigt, ihn mit solchen Schandnamen zu belegen!"

„Hat er nicht!!!? Hat er das nicht!!!? Und doch liegt seine Geliebte von ihrem Mann erstochen im Keller des Schauhauses — seine Geliebte..."

„Schweig" — donnerte der König, „du beleidigst Lebende und Tote. Dein arglistiges Herz beurteilt alle Welt nach der eigenen Niedrigkeit!"

„Ich bin der Übeltäter!! Ich!!!? Meine harmlosen Jugendstreiche machen mich zum leibhaftigen Satan in den Augen meines Königs — der mich haßt, weil ich seinen politischen Idealen abhold bin und nur in einem eisenstrengen und eisenharten Regiment die Möglichkeit sehe, die Autoritäten im Lande zu stützen und die Frechheit des sozialistischen Pöbels zu ducken. Oh — wie wirtschaftet ihr hier! Wie wirtschaftet ihr!!! ihr richtet das Reich zugrunde. Ideologen beschwatzen des Königs Greisensinn! Mit Schwärmereien, politischen Utopien wird die kostbare Zeit verzettelt! Aber Gott selbst wacht über der Krone der Hochburger! Ein Ingelheim hat dem König mit Phantastereien den Kopf verdreht. Gott schlug ihn nieder — diesen verrückten Professor — schlug ihn durch die Hand eines gewissenlosen, wollüstigen, charakterschwachen und regierungsunfähigen Kronprinzen! Beide sind erledigt! Der Strafrechtsreformer — und der Kronprinz! Vor beiden hat Gott das Land gerettet! Ingelheim gehört als Mörder ins Zuchthaus, der Kronprinz — wenn wir sehr milde sein wollen — ins Irrenhaus — er — der mit einer Ehebrecherin ins Ausland fliehen wollte! So verstehe ich den politischen Sinn dieser Skandalgeschichte. Das ist der Finger Gottes, den ich darin erblicke! Gott hat das Land aus schwerster Gefahr gerettet!"

(Schluß folgt.)

R
u
u
a
n
s ch

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Die internationale Entspannung und der deutsche Volkswohlstand.

Die unerträgliche politische Spannung der letzten Monate beginnt sich zu lösen. Die Wirren auf dem Balkan, diesem politischen Krater Europas, scheinen nachzulassen. Bulgarien hat sich mit der Türkei endgültig verständigt. Damit ist die Hauptgefahr einer dritten Erplosion beseitigt. Zwar haben die Scharmützel zwischen Albanesen und Serben die Befürchtung neuer Lavaausbrüche geweckt. Aber Serbien wird das Ultimatum Österreichs, hinter welchem der Dreibund steckt, würdigen und die Respektierung des Londoner Abkommens gewährleisten. Der Kriegsherd wird lokalisiert, und heute gewinnt man den Eindruck, als ob der albanisch-serbische Zwischenfall sich im Rahmen eines kleinen Guerillakrieges bewegen würde, bis die Wahl des Albanesenfürsten eine endgültige Grenzregulierung zwischen Neu-Albanien und Neu-Serbien herbeiführen wird.

Empfindlicher war die griechisch-französische Verstimmung, weil sie den internationalen politischen Horizont zu verdüstern drohte. Die Türken sind augenblicklich an der Seine Liebkind, und die sonst so gehätschelten Griechen sind dort stark ins Hintertreffen geraten. Leider färbt dieses Verhältnis auch auf die Beziehungen zwischen der Türkei und Griechenland ab, zumal den Türken jetzt der Rücken gesteift ist. Aber ernstliche Gefahren scheinen gleichwohl ausgeschlossen. Denn alle Balkanstaaten sind samt und sonders ökonomisch zu Tode erschöpft. Der Staatsbankerott ist jener unheimliche Gast, der durch die Balkanstaaten schleicht. Nur Rumänien brachte seine Anleihe noch unter Dach und Fach. Neue Anleihen zur Einlösung der kurzfristigen Schatzscheine und zur Deckung der laufenden Zinsverpflichtungen scheinen in absehbarer Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Selbst Paris hält die

Taschen zu. Nur Desperados können heute zu jenem Verzweiflungsakt schreiten, der einen dritten Balkankrieg heraufbeschwören könnte. Frankreich ist überdies politisch saturiert. Die neue Entente mit Spanien, mag sie auf Pergament geschrieben oder vermittelst der Interessengemeinschaft in Marokko und weiterhin im Mittelmeer nur mündlich vereinbart sein, bedeutet einen Sieg der französischen Politik, so daß sich Frankreich augenblicklich keine Lorbeeren vom Balkan zu holen braucht.

Als Geldgeber wird Frankreich in großem Umfange nicht auftreten und die geldhungrigen Balkanstaaten vorerst nicht sättigen können, da nicht bloß der Krieg, sondern auch der bewaffnete Friede, unter dessen Zeichen Europa steht, Geld, Geld und immer« wieder Geld erfordert. Rußlands Marinebau wird nach dem kleinen Programm eine halbe, nach dem großen mehrere Milliarden verschlingen. Wo soll das Geld für alle diese Bedürfnisse der Staaten und der Gemeinden herkommen? Seitdem vollends Japan und China ebenfalls auf den Plan getreten sind und ihre Anleihen an unseren Börsen unterzubringen suchen, ist die Kapitalkraft des Weltgeldmarktes bis zur Unerträglichkeit angespannt. Alle diese Milliarden an Anleihen sind dem Verkehr und den produktiven Anlagen

entzogen worden, und so erklärt es sich, daß der ökonomische Blutkreislauf allüberall stockt. Ist doch auch die hohe Politik kommerzialisiert worden. Das merkantilistische äo, ut aes hat leider politischen Kurs bekommen. Der Kapitalismus hat unser ganzes öffentliches Leben mit seinen unheimlichen Fangarmen eingekrallt. Schon gilt in der hohen Politik das schicksalsschwere Wort: le» attaire» »out Iss ücktaire». Politische Sympathien und Freundschaften werden auf dem Wege von Anleihen erkauft. Staaten heiraten ein, ander nicht mehr, wie noch Kant das tu telix ^.ustri«. verspotten konnte, wohl aber gehen sie heute Geld, heiraten miteinander ein. Politische Vergünstigungen werden, wie Waren, gegen klingendes Metall, gegen Anleihen, deren großer Teil der Industrie des Anleihegewährenden zugute kommen muß, ausgetauscht. Und so sind denn politische Freundschaften zu Handelsobjekten herabgesunken.

Beneidenswert sind jene Staaten, die ihre Freundschaften nicht gegen Entgelt feil zu bieten brauchen. Sie ruhen in sich. Das Deutsche Reich ist in dieser glücklichen Lage, nicht bloß seinen Bedarf an Cerealien selbst decken zu können, sondern auch seine staatlichen Bedürfnisse aus Eigenem zu bestreiten, ja sogar seinem Verbündeten Österreich-Ungarn zu Hilfe kommen zu können. Bei dem wachsenden Wohlstand Deutschlands wird es nicht gelingen, es finanziell auf die Knie zu zwingen. Gerade in diesem Augenblicke, da wir uns anschicken, wieder eine Milliarde für Heeres- und Marinezwecke auszugeben, ist uns eine Übersicht über Deutschlands Volkswohlstand im letzten Vierteljahrhundert doppelt willkommen. Unsere Leser haben bereits einen Ausschnitt aus dem jüngsten Werke des Geheimrats Dr. Karl Helfferich, Direktors der Deutschen Bank, kennen gelernt. Helfferich, der früher Professor der Volkswirtschaft am orientalischen Seminar, sodann im Kolonialamt an hervorragender Stelle tätig war, ist nicht nur als Theoretiker bedeutsam, sondern ebensosehr als finanzpolitischer Praktiker anerkannte Autorität. Die Deutsche Bank hat mit glücklichem Blick diese Doppeleigenschaft in ihm entdeckt. Helfferich hat eine geraume Weile die

Interessen der Deutschen Bank in der Türkei vertreten, bevor er in die Direktion dieses führenden deutschen Bankinstituts berufen wurde. In Konstantinopel hatte Helfferich im engen Ver, kehr mit Baron von Marschall vollauf Gelegenheit, die hohe internationale Politik, auch hinter den Kulissen, an der Arbeit zu sehen. Und so ist denn Helfferich, der in diesem Sommer die Interessen des Deutschen Reiches an der Finanzkonferenz in Paris zu vertreten hatte, wie wenige dazu berufen, über Deutschlands Volkswohlstand ein maßgebliches Urteil abzugeben. Er tat dies zuerst in dem bei Georg Stilke erschienenen Kaiser - Iubiläumswerke „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt während der ersten 25 Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II." Auf vielfachen Wunsch hat Helfferich (ebenfalls bei Georg Stilke) eine Sonderausgabe veranstaltet, der wir einige Zahlen von weittragender politischer Bedeutung entnehmen. Es beziffert sich das jährliche Gesamteinkommen Deutschlands auf etwas mehr als 40 Milliarden Mark. In den allerletzten Jahren stellt sich der Zuwachs an Volksvermögen in Deutschland auf rund 10 Milliarden Mark. Das Ergebnis seiner Untersuchungen faßt Helfferich am Schlusse seiner ebenso spannenden wie überzeugenden Darlegungen wie folgt zusammen:

Das deutsche Volkseinkommen beträgt heute rund 40 Milliarden jährlich, gegen 22—25 Milliarden Mark um das Jahr 1895.

Rundschau
Von den 40 Milliarden werden jährlich etwa 7 Milliarden Mark, also etwa ein Sechstel, für öffentliche Zwecke aufgewendet, etwa 25 Milliarden Mark dienen dem privaten Verbrauch, und etwa 8—8V2 Milliarden, die sich turch den automatischen Wertzuwachs des vorhandenen Vermögens auf 10 Milliarden Mark erhöhen, wachsen als Mehrung dem Volksvermögen zu, Hegen etwa 4V«—5 Milliarden vor 15 Jahren.

Das deutsche Volksvermögen beträgt heute mehr als 300 Milliarden Mark, gegen rund 200 Milliarden Mark um die Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Diese lapidaren Ziffern fassen, in Geldeswert ausgedrückt, das Ergebnis der gewaltigen wirtschaftlichen Arbeit zusammen, die Deutschland unter der Regierung unseres Kaisers geleistet hat. Gegenüber den Unkenrufen grundsätzlicher Schwarzseher, die ein weltwirtschaftliches Tohuwabohu ankündigen, tut es wohl, einen Fachmann hohen Ranges zu hören, der »ine ira, »eä cum »tuäio die lebendigen Kräfte des deutschen Volkswohlstandes auf Grund umfassender Studien richtig einschätzt. Er warnt mit Nachdruck vor einem rosenfarbenen Optimismus und betont mit dem Ernst einer wissenschaftlich gefesteten Überzeugung, daß es «or allem gelte, die sittliche und geistige Weiterbildung Deutschlands in Einklang zu halten mit den glänzenden Fortschritten unserer Wirtschafts- und Wohlstandsentwicklung.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Friedrich Michael Schiele ist den beiden ihm geistverwandten Freunden Karl Jatho und Karl Schrader nach quälendem Leiden in die Ruhe des Grabes gefolgt, ein Mann von 46 Jahren. Vor etlichen Jahren berief der Berliner Magistrat den Privatdozenten für historische Theologie, dessen jugendliches Haupt bereits der theologische Ehrendoktorhut schmückte, als Pfarrer an die städtischen Anstalten Herzberge, Dalldorf usw. Und erst vor anderthalb Jahren hatte Schiele diese schwere Arbeit an den Gemütskrauken der ärmeren Bevölkerungsschichten, von der er mir in einer schönen Stunde mit Bewegung erzählte, mit dem an-

genehmen Kirchspiel des Zentrums vertauscht; seiue geistvoll-schlichten sozialen Predigten, sein herzhaft-bescheidenes Wesen, sein tiefes Verständnis für Kirchenmusik führten ihm viele anhängliche Freunde zu. Das Scheiden, das ihn nicht unvorbereitet traf, hat einen scharfen Stachel.

Denn D. Schiele wurde abgebrochen mitten in seinem Wirken. Er war mehr als ein Seminarlehrer und Dozent, der Pfarrer wurde; seine eigentümliche Begabung war sein geniales Organisationstalent, das ihn befähigte, die „Chronik der Christlichen Welt" Jahre hindurch zu leiten, diese leidenschaftslos sachliche und doch so charaktervolle, knappe neueste Kirchengeschichte — und das ihn zum berufenen und auserwählten Herausgeber bestellte der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, dieser hundert und mehr schmucken, billigen und gemeinverständlichen Einführungen in das verwickelte Forschen und Finden der Religionswissenschaft als Kirchengeschichte und biblische Einleitungskritik, als Darstellung des alten und des neuen Testaments, als „Apologetik", in der Auseinandersetzung des Christentums mit anderen Religionen, und mit den Zeitproblemen, als Frömmigkeit und als Religionsphilosophie. Mehr als eine halbe Million der Volksbücher sind in die deutsche und außerdeutsche Lesewelt gedrungen, und Schiele schätzte die

klarsten Köpfe und die feinsten Federn
für gerade gut genug zu diesem verant-
wortlichen Aufklärungswerk. Doch er
konzentrierte abermals seine nicht
rastende Kraft, an der der Wurm nagte,
und schuf uns mit seinen tüchtigen Mit-
arbeitern das auf fünf starke Bände
angelegte Handwörterbuch der
Religion in Geschichte und
Gegenwart, das Meisterstück des
liberalen Protestantismus*)! Man
mußte sich von Schiele einmal erzählen
lassen von diesem tausendzelligen Ar-
beitsmechanismus eines solchen Leri-
kons, von der Aufstellung, Sichtung,
Verteilung und Gliederung der Stich-
worte, um diesen königlichen Organi-
sator zu bewundern!
Und wie mutig stand er seinen
Mann, als es die unantastbare Sta-
tistik aus seiner Feder galt von der
parteilichen Stellung des preußischen
Kultusministeriums bei der Besetzung
der theologischen Lehrstühle — unter
der Geheimherrschaft der Orthodorie
und ihrer Hofhierarchen; auch gegen
den Oberkirchenrat gab Schiele nach
Traubs ungerechter Amtsentlassung
sein schwerwiegendes Votum in
einer satirisch blitzezuckenden Broschüre
ab. 2>Hve, pia et calläiüs, auimk!
Dem sturmgewohnten Führer der
kirchlichen Rechten, Adolf Stöcker,
ist in seinem geistlichen Sohn, Pfarrer
Mar Braun, ein geschickter und
liebender Biograph erstanden, dessen
volkstümliches Gedenkbuch über seinen
Meister sich verbreitet"*). Ich fasse
mein Urteil über die glühende und
lebensvolle Schrift in folgenden
Brief an ihren Verfasser:
Wertgeschätzter Herr Pfarrer! Ich
fand bei meiner Heimkehr von England
Ihr Stöckerbuch neben 55 anderen

*) Alles verlegt bei Siebeck - Mohr in
Tübingen.
* *) Max Braun: Adolf Stöcker. Cm
Lebensbild. Berlin, Vaterländisch« Verlag«:
anstatt.

Büchern richtig vor; nach einem ersten
flüchtigen Einblick hat es selbst dafür
gesorgt, daß es bereits in den allerersten
Tagen vom ersten bis zum letzten Wort
gelesen worden ist. Ich habe Ihnen
für einen wirklichen Genuß meinen
Dank auszusprechen; Sie haben Ihre
volkstümliche Aufgabe geradezu glän-
zend gelöst! Das ist ein Dokument des
Herzens, wie vor 10 Jahren mein

„Emil Fromme!". Wenn Sie etwas
mit Ihrem Freunde gemeinsam haben
— der niemals mein Freund war und es
auch nicht werden wird —, so ist es der
unbesorgte Optimismus eines frommen
Stimmungsmenschen, die durch die
Musik genährte Rhythmik und eine ge-
wisse Problemlosigkeit. Das schließt
den Realismus, als Arbeit am einzelnen
Stück, nicht aus. Dietrich von Oertzens
mehr kirchenpolitische und systematische
Biographie Stöckers, die Ihrer
frischeren Arbeit voraufging, hat sich,
mit ehrlicher Begeisterung einsetzend,
an Stöckers problematischer Natur auf-
gerieben; je länger desto unheilbarer
zweifelt von Oertzen an seinem
Helden, und nur mit Mühe täuscht er
schließlich sich und uns darüber hin,
daß er an dem Gottesmanne ver-
zweifelt hat! Die menschlichen Züge
an Stöcker in seinem Hause und
in der Welt haben mir das Herz
warm gemacht, und ich sehe dies und
das — auch die unbarmherzigen Pro-
zesse — in einem milderen Licht.
Aber ich weiß nun auch sicherer aus
Ihrer eigenen Preisgabe Stöckers in'
wichtigen Charakterpunkten — die man
Ihnen hoch anrechnen muß, weil Sie
diese Wahrhaftigkeit Ihrer Verehrung
abringen mußten: wie wenig
Stöcker für die öffentliche
Stellung geeignet war, die
er einnahm. Der Dom und die
Stadtmission und die Reisepredigt und
die religiöse Schriftstellerei und die
Fortführung der Sozialpolitik im Sinne
Wicherns und die Kirchenpolitik auf
23?

den Synoden — diese großen Stücke alle hätten Stöcker ausgefüllt und ihn geschlossener und reiner in seiner Kraft für die Kirche der Vätertradition zur Entfaltung gebracht. Für die Politik war er nicht geschaffen, und seine „Erfolge" dabei sind Scheinerfolge. Sein Kampf gegen das Judentum mußte ihn in unheilvollen Zwiespalt bringen, weil Jesus und Paulus, Petrus und Maria und Iohannes eben doch Juden gewesen sind! Dieser planlose und für den christlichen Prediger seelisch unmögliche Kampf hat ihn in den Abgrund gerissen. Auch Ihrem Buche, so willkommen es Stöckers Freunde heißen, und so interessant es für unbefangene Gegner ist, wird es nicht gelingen — und diese Wehmut zittert durch mehr als ein Kapitel —, die Schatten aus seinem Bilde zu tilgen, die er durch den Leichtsinn seiner Natur und durch das Stück Borniertheit, das in ihm war (und mir zu seiner Größe gehört), sich zugefügt hat. Unter dem Haß der Gegner haben alle bedeutenden Menschen gestanden, von den Propheten und Jesus bis hin zu Bebel — Stöcker aber fehlte die letzte Freiheit genialer Überlegenheit. Er konnte den Geistern nicht gebieten, die er rief, und darum ist er nur ein Zauberlehrling, nicht aber ein politischer Meister gewesen. Der Ehrgeiz des aus kleinen Verhältnissen zur Höhe aufsteigenden knochigen Talentes — welch' glänzender Augenblicksredner auf Kanzel und Tribüne, und wie suggestiv in der Debatte, in der er gern ein bißchen „mogelte"! — hat ihm den Blick getrübt für seine Grenzen; die aufrichtige Liebe zum eigenen Volke kann bei solchem Größenwahn sehr wohl gedeihen. Er hat die Mittel, die er im Gedränge anwandte, nicht immer gewollt und auf ihre Wirkung hin noch weniger immer rechtzeitig durchschaut — die Wellen schlugen ihm über den Kahn. Aber das ist eben der Erweis, daß er ein Talent war und kein Genie. Seine Taktik für Berlin war ebenso unmöglich wie seine Hofpolitik, die zuweilen geradezu kindlich anmutet. Daß er aber bei seinem Versuch, das Lebenswerk von Calvin von Genf nach Berlin zu übertragen, scheitern mußte, das gründet letztlich in jenen Tatsachen, welche Naumann zu seinen

Briefen über die Religion geführt
haben.
Es läßt sich mit dem Christentum
der Bergpredigt kein gesundes
öffentliches Leben auf-
bauen, und das umwertende Gerede
von der „Gesinnung" des Bergpredi-
gers reicht knapp . . bis zu Tolstois
Tode: Witwe und Söhne zerstören
es bereits wieder! Diese Begrenztheit
des Christentums, die in der Weltfremd-
heit des ehelosen und besitzlosen Naza-
reners wurzelt, hat Stöcker nicht einzu-
sehen vermocht. Daher floß auch viel
Unklarheit und Unwahrheit. Die ganze
Predigtgeschichte als Umbiegung der
Bibelworte zu „Terten" ist das echteste
Dokument dieser jüngst wieder von Har-
nack beklagten Unwahrhaftigkeit
in derKirche. Der jüdische Psalm
geleitet die Christen zum Abendmahl,
weil sie zu unfrei und schwach sind,
ihre religiöse Stimmung selber auszu-
drücken, und die Gelegenheitswendung
eines urchristlichen Reisepredigers wie
Paulus wird krampfhaft über moderne
Schwierigkeiten gestülpt als angeblicher
„geheimer" Sinn des heiligen Geistes!
Ehe wir nicht aus diesem Unfug und
dieser Armseligkeit herauskommen,
wird auch die Psychologie
des Priesters keine bessere
werden! Doch das geht über die
Briefgrenze hinaus.
Jede Biographie eines Priesters
der evangelischen, römischen, jüdischen
Konfession erfordert jetzt zu ihrer Er-
gänzung das Studium des Meister-
werkes von August Horneffer:

Rundschau
„Der Priester in Vergangenheit und Zukunft" (zwei Bände, 1912, Jena, bei Eugen Diederichs). Das ist einwandfreier, als durch etliche aus dem Zusammenhang gelöste zustimmende Bemerkungen .... M. Harden zum Kronzeugen für Ad. Stöcker zu berufen.

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt a. M.

Daß Edmund Husserl-Göttingen zu den wenigen, wirklich bedeutenden Philosophen der Gegenwart gehört, die auf die Entwicklung der Philosophie einen derart tiefen Einfluß ausüben, daß sich jeder ernsthaft Philosophierende mindestens mit ihren Anschauungen auseinandersetzen muß, wird auch der zugeben, der prinzipiell oder im einzelnen gegen Husserls Lehren Einwände erhebt. — Der erste Band seiner im Jahre 1900/01 erschienenen „Logischen Untersuchungen" galt dem Kampf gegen den damals herrschenden „Psychologismus", d. h. der Ansicht, daß die Rechtmäßigkeit der logischen Gesetze in irgend einer Weise durch ihre empirisch feststellbare tatsächliche Befolgung erkannt werden könne. Durch die eingehende Darstellung und Kritik der wesentlichen, damals vertretenen Formen des Psychologismus hat das Buch den in der Geschichte der neuesten Philosophie kaum erhörten Erfolg errungen, daß heute die dort bekämpften Anschauungen nur noch von einer verschwindenden Zahl von Fachphilo-. sophen vertreten werden. Jenes polemische Werk sollte aber der Aufnahme Husserls positiver Erkenntnisse nur den Weg ebnen. Bereits der im folgenden Jahre erschienene starke zweite Band der „Logischen Untersuchungen" zeigte in breiter, wenn auch noch nicht sehr klarer Weise, auf welchem Wege Husserl die logischen Probleme glaubte rechtmäßig behandeln zu können. Es waren „phänomenologische" Untersuchungen, wie er sie mit einem zwar nicht neuen, aber mit neuer Bedeutung erfüllten Worte nannte. In dem nun folgenden Jahrzehnte wuchs die Zahl der jüngeren Forscher rasch an, die sich der phänomenologischen Methode bedienen. Neben Göttingen wurde München ihr Sammelpunkt. Zugleich entspann sich aber auch um Wesen, Bedeutung und Rechtmäßigkeit der phäno-

menologischen Methode ein heftiger Streit, den auch ein viel beachteter Aufsatz Husserls im ersten Bande des „Logos" über „Philosophie als strenge Wissenschaft" eher nährte als schlichtete. Umsomehr mußte von allen philosophisch Interessierten die Ankündigung einer neuen, von Husserl herausgegebenen Zeitschrift begrüßt werden, deren erster Band soeben unter dem Titel „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung" in zwei starken Teilen bei Mar Niemeyer in Halle erschienen ist. Mit Recht heißt es darum auch in dem Geleitwort: „in weiten Kreisen bekunde sich ein lebhaftes Verlangen, die Eigenart phänomenologischer Methode und die Tragweite ihrer Leistungen kennen zu lernen". Diesem doppelten Verlangen sucht der vorliegende Band dadurch gerecht zu werden, daß er zunächst eine „allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie" als erstes Buch einer umfassenden programmatischen Schrift Husserls bringt, die „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie" entwickeln will. Außerdem enthält der erste Jahrgang vier speziellere Untersuchungen jüngerer Phimomenologen. Der außerordentliche philosophische Geist und

wissenschaftliche Ernst der Husserlschen Arbeit, die Tiefe und Gründlichkeit ihrer prinzipiellen Erwägungen, die Klarheit der zwar schweren, aber straff disponierten Untersuchung, schließlich die Universalität der Betrachtung, die eine umfassende Beschäftigung mit dem Gesamtbereich philosophischer Probleme bekundet, dies alles muß dem Werk eine überragende Bedeutung für die Entwicklung unserer wissenschaftlichen Philosophie verschaffen, selbst wenn tatsächlich oder sogar aus guten Grün, den Husserls Gedanken nur zum Teil oder gar nicht weiter verfolgt werden sollten. —

Irgend einem Erlebnis, beispielsweise einer Wahrnehmung, könne man in prinzipiell verschiedener Weise fragend gegenübertreten: Entweder mache man irgendwelche Voraussetzungen über etwas, das mit dem Erlebnis selber nicht identisch ist; also etwa, daß die Tatsächlichkeit des Erlebnisses von irgend welchen Bedingungen abhänge, nach deren Beschaffenheit man fragen könne; oder daß der als wirklich wahrgenommene Wahrnehmungsgegenstand tatsächlich wirklich sei und man sich nun nach dessen Verhaltungsweise erkundigen dürfe usw. Die andere, theoriefreie „phänomenologische" Einstellung mache weder eine der angeführten, noch irgend eine andere Voraussetzung (also auch nicht etwa die entgegengesetzte!), sie stelle überhaupt keine Frage, deren Beantwortung nicht lediglich durch eine voraussetzungslose evidente Anschauung des problematischen Erlebnisses als solchen möglich sei, das dabei in der phänomenologischen Intuition als das, was es ist, zur Gegebenheit kommen solle. Das Ergebnis einer solchen zweifelsfreien Erschauung (etwa, daß der Wahrnehmungsgegenstand als unabhängig davon erlebt werde, daß er wahrgenommen wird), kann darum auch selbst durch die richtige Erkenntnis nicht erschüttert werden, daß er abhängig von seinem Erlebtwerden bestehe. Daß er in Abhängigkeit erlebt wird, widerspricht dem nicht, daß er als unabhängiger erlebt wird. Hierin zeigt sich die prinzipielle Selbständigkeit der phänomenologischen Untersuchung. Husserl versucht weiter zu zeigen, wie das „Wesen" der einzelnen reinen Erlebnisarten unabhängig von jeder psychologischen oder sonstigen Theorie

mit unmittelbarer Evidenz erschaut werden könne, ebenso die in diesem Wesen gründenden Gesetze der möglichen Erlebnisgegenstände (also etwa das Wesensgesetz, daß der Wahrnehmungsgegenstand notwendig anschaulich sein müsse). Ferner legt er dar, daß diese unbezweifelbare, weil ihren Gegenstand vollkommen erfassende Erschauung von Wesen und Wesensgesetzen die Grundlage aller möglichen Erkenntnis sei, die solche Wesenserkenntnis darum voraussetze, weil alle Erkenntnis sich auf Erlebnisse od« deren mögliche Gegenstände bezieht. Die Phänomenologie sei also die notwendige Grundlage der übrigen Philosophie, sofern sie nicht mit diese» identisch ist, und aller anderen Erkenntnis auch.

Dieser, hier nur flüchtig skizzierten Lehre Husserls ist unbedingt zuzugeben, daß die phänomenologische Frage nach der Bedeutung eines Erlebnisses neben und vor jeder anderen Frage, die Voraussetzungen über etwas dem Erlebnis Fremdes macht, sinnvoll und notwendig ist, wenn ihre Beantwortung auch manchmal recht schwierig sein mag. Ferner ist es gewiß richtig, daß die apriorische, von aller Empirie freie Er» kenntnis des Wesens möglicher Erlebnisse und der im Wesen ihrer möglichen Gegenstände gründenden Gesetze die notwendige Voraussetzung aller möglichen Erkenntnis überhaupt ist, da sinnvoll von etwas anderem als Erlebnissen und ihren möglichen Gegenständen (nicht etwa nur ihren tatsächlichen!)

nicht geredet werden kann. Die klare Vertretung dieser Gedanken ist sicher ein großes Verdienst Husserls. Die Art ihrer Begründung und Ausführung aber und im Zusammenhang damit Husserls Weg zur Beantwortung der spezifisch phänomenologischen Fragestellung scheint uns weiterer Klarlegung, ja sogar wesentlicher Umgestaltung bedürftig: Auch bei voller Berücksichtigung der Eigenart der phänomenologischen Einstellung macht die richtige Erfassung der Bedeutung eines Erlebnisses zwar keine Voraussetzungen über irgend etwas Fremdes, wohl aber über die möglichen Bedeutungen von Erlebnissen selber. Dem wäre nur dann nicht so, wenn Husserl mit der für seine ganze Lehre entscheidenden, kaum ausgesprochenen Voraussetzung recht hätte, daß die Erlebnisse im Gegensatz zu allen anderen möglichen Gegenständen selber unmittelbar gegenwärtig (in der Wesensschau) erlebt werden könnten, nicht aber bloß als so und so bestehend behauptet würden. Nur im ersteren Falle nämlich wäre ihr klares Erlebtwerden zureichender Grund für die Erkenntnis, daß sie so, wie sie erlebt wären, auch bestünden. Ob Husserl aber hierin recht hat, kann nicht phänomenologisch entschieden werden, da jede phänomenologische Wesensschau von sich aus jene Berechtigung voraussetzt, — falls sie nicht, im Gegensatz zu Husserl, auf anderem, hier nicht zu erörterndem, Wege gewinnbare Erkenntnisse über die möglichen Bedeutungen von Erlebnissen voraussetzt. Jede phänomenologische Wesensschau, die absolut voraussetzungslos zu sein vorgibt, also auch frei von jeder Voraussetzung über die möglichen Arten von Erlebnissen sein will, muß somit, scheint es, mit einer gewissen Willkür behaftet sein, die nur dann nicht ins Gewicht fällt, wenn gleichsam der philosophische Instinkt des Phänomenologen ihn unbewußt und von ihm aus unentscheidbar die richtigen Voraussetzungen machen läßt. Bei Husserl selber ist dies sicher in hohem Maße der Fall, nicht so bei einzelnen seiner Schüler.

Auf die Spezialabhandlungen können wir dennoch hier nur kurz hinweisen, wenngleich sie sachlich sehr interessant und überdies für das Verständnis der prinzipiellen Anschauungen

der phänomenologischen Schule von hohem Werte sind. Am durchdachtesten ist der Aufsatz von Reinach-Göttingen über „die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechtes". Die nach unserer Auffassung der Phänomenologie immanente Willkür zeigt sich am stärksten in der Abhandlung von Scheler-Berlin über den „Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik", in der zwar Kants Formalismus scharfsinnig bekämpft wird, ohne daß die positiven Aufstellungen Schelers ebenso klar und begründet wären. Allerdings bleibt die Fortsetzung der Arbeit im nächsten Jahrbuch abzuwarten. Lediglich der phänomenologischen Klärung bestimmter Erlebnisarten sind die beiden letzten Aufsätze gewidmet: Pfänder-München untersucht das Wesen der aktuellen Gesinnungen, Geiger-München das Wesen des ästhetischen Genusses. Trotz der erwähnten prinzipiellen Bedenken muß auch bei diesen Arbeiten die feine und tiefe Art der Untersuchung anerkannt werden, die auch für solche, die über Grundlage und Methode der Phänomenologie anders denken, zum mindesten überaus reiche und wertvolle Anregung zu bieten vermag. —

Bei der philosophischen Bedeutsamkeit des ganzen Jahrbuchs darf diese Betrachtung, mehr noch, als sonst eine kurze Besprechung es verlangt, nur als Hinweis auf den Wert und die Problematik des Behandelten angesehen werden.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Es ist etwas Heiliges um den Dienst, von Büchern zu sprechen, denn Bücher sind Menschen-Offenbarungen, sind Menschen. Ihnen nur ein wenig genug zu tun, ihr Innerstes, Feinstes, ihre Wesenheit so ahnen zu lassen, daß es wie ein Ruf an die Vielen ist, der ihnen das Sehnen weckt, selbst das Ganze mit eigenen Augen zu schauen, das Ganze mit eigenem Fühlen zu erfahren — zu diesem festen Grund des Könnens mag Liebe und Lust am Menschen, mag Begeisterung für den Menschen, Begeisterung an der Wissenschaft vom Menschen die Brücke sein. Und wohl ist Brücke und Land keine Zweiheit, die schmerzt, kein Zweiklang, dem rechtes Gefühl widerstrebt.

Wenn draußen die Natur, in Farben und Schimmern jauchzend, sich zum Sterben bereitet, und der Mensch im Angesicht des Verlustes von so viel warmem Glanz und Wonne und Frohsein wieder mehr nach dem Menschen bangt, mögen drinnen Mensch«noffenbarungen willkommen sein, wärmer denn je. Und tragen diese Offenbarungen mehr noch das Menschliche, als das Künstlerische an sich, sind sie die Menschen selbst, so mag wie elementar das Band zwischen ihnen und denen, die hineingingen, Menschen zu finden, geschlungen sein.

Nichts Einfacheres gibt es, als die Sprache des Menschen; keiner braucht vor ihr zu verzagen, jeder vermag sie zu verstehen: nichts Höheres und Reicheres gibt es als sie, wenn die Seele an ihr wächst zu ersehnter und getrimmter Höhe und vor ihr aufbricht wie ein rauschender Quell.

Sie hat viele Töne und ihnen gehorchen mitschwingend die vielen Saiten unseres inneren Seins.

Töne, die, weil sie am meisten den Zauber der zärtlichen, gütigen Herdnähe wecken, uns ganz einfach wohltun, sind die „Liebesbriefe Napoleons"*).

Die liebende Sorgfalt des Gatten, die Icsephine Beauharnais und Marie Luise von Osterreich umhüllt, die Sinnen- und Seelenleidenschaft deo Liebenden, die sich um die einzige Iosephine und um Marie Walewska rankt, die freundschaftliche Zuneigung, in die erstes jugendliches Liebesidyll mit Caroline du Colombier ausklingt,

oder die unverbitterte enttäuschte Liebe, die Dssirse von Schweden bewahrt, stehen wie ein Menschenhort in der Flucht weltgeschichtlicher Ereignisse, welche die Zeitspanne 1795—1815 füllen, aufgerichtet von dem guten, warmen Menschen, der auch der geniale Meister dieser Zeit war, bis er an sich selbst zerbrach. Briefe wie gereihte Perlen, bald aufblitzend wie Sinnenflamme, bald warm schimmernd wie seelische Innigkeit, auch mehr als einmal wie Tränen — Tränen über der Liebe Lust und Leid und über Menschenlos. Briefe, wie ein Strauß von Blumen, wo neben der hundertblättrigen Rose, die an hundertmal geküßte Lippen mahnt, an ganze heiße Besitzesfreude, die Lilie keuschen Sorgetragens wohnt, und die dunkle Zypresse des Vergessenmüssens und Vergessenwollens. Briefe voll einfacher Worte, die wie Pfeile die Herzmitte treffen, Briefe voll Philosophie und Weisheit, Briefe voll ehrfürchtiger Anbetung für Frauen, gütiger Vaterliebe gegen Kinder, voll weicher dankbarer Mannes-Freundesliebe. Briefe, die man nicht vergessen will, Briefe auch, in deren Gedenken die bläuliche Feierlichkeit des Invalidendoms mit der marmornen Kälte seines Sarkophags warm die Menschenheimat werden kann.

*) Herausgegeben und zusammengestellt von Gertrud« Kircheisen, Verlag Morawe und Scheffelt.

In die Liebessprache des Herzens, die des ersten Napoleon Briefe sind, klingen die Töne seiner großen Aktionen auf der Weltbühne und der Beginn seiner Tragik von Elba, oder man erlauscht sie zwischen den Zeilen, verbindet sie zu der Folge, die uns die Historie vermittelt hat. Wird das Menschliche durch den Hintergrund schon deshalb bedeutend, weil es in diesem warmen Maße nicht Gewohnheit war, es zu vermuten, so erlangt das Historische auch auf dieser Seite wahres menschliches Interesse, wird menschliches Gemeingut, wie es sein soll. Auch Spiegel ihrer Kulturepoche sind die Briefe, wenn in ihren Daten das weltgestaltende 1789 lebt, wenn aus den Namen des Konsuls und Kaisers die Lust spricht, Rom aufleben zu lassen, aus Iosephines Gewand und aus der Tracht ihrer Haare die Lust, Griechenland auferstehen zu lassen, wenn um den Glanz von Malmaison und Trianon dem geistigen Auge sich die architektonische Plastik schließt.

Von Napoleon, des Einzigen, Art, seiner menschlichen und seiner Heldenart, wie die Briefe der Liebe sie offenbaren, lebt und webt es wie unsterblicher Geist in einem anderen Buch: „Kaiserin Eugenie und ihr Hof"*), .— lebt hier in dem schönen Kultus, den der Sohn von Hortense dem großen Oheim im Herzen, in Worten und wohl auch in Taten bereitet und seinem einzigen jungen Sohne einpflanzt, webt in der Bewunderung, die Eugenie von Montijo, deren Kinderjahre schon erfüllt sind von Stendhals und M^rimses Erzählungen, dem Großen weiht, webt in ihrer Liebe zum Prinzen I^rome, die der „Napoleonmaske" und dem glänzenden napoleonischen Geiste gilt — wenn diese Liebe auch ein Menschenalter lang wie Feindschaft anmutet;

*) Von Ir6n6e Mauget. Verlag von Cdgar Lhamm, Halle a. S.

lebt und webt hier in der Romantik auch. Viel beschwört das Epigonentum die Erinnerung an den Ersten, der Glanz des zweiten Kaiserreiches den des ersten, die Enttäuschungen des zweiten Kaiserhofes an der ablehnenden Art des alten legitimen Adels die gleichen Enttäuschungen des ersten, der Sturz des zweiten Kaiserreiches den des ersten. Irsn^e Mauget, die von Emma Weber-Brugmann über-

tragen ist, schafft aus Memoiren und Dokumenten mit der schönen Mühe historischer Treue eine Auferstehung der Zeit des dritten Napoleon, die Eugenie als Kaiserin an seiner Seite teilt, die sie überdauert als Kaiserinwitwe ohne Land und Thron und als unglückselige Mutter, die des einzigen Kindes vom Schicksal beraubt wird — um als 8?jährige fürstliche Greisin, die unser Geist wohl im Schlosse Farnbourough und seinem köstlichen grünen Park, darinnen es wie eingebettet schlummert, sucht oder in weißer Wintervilla von Cap Martin oder auch in einem Hotel von Paris mit der Fensterflucht auf die Gärten der Tuilerien, noch der Gegenwart anzugehören. Ein anderes, noch höheres ist der Dichterin gelungen: in der historischen Wahrheit über Kaiserin Eugenie, die oft schmerzlich ist, doch auch Gewinn an Menschlichkeit in der Frau zu finden, der wir, weil viel Kummer und Leid ihr nahen mußten, nicht weiche Gefühle versagen können, wie wir auch gern um ihr schönes Haupt ,wenn es in Notre-Dame mit der Kaiserkrone geehrt wird, einen Hauch von der Glorie Frankreichs uns schwebend denken — der Glorie Frankreichs, die auch aus den Reproduktionen vernommen wird, die der Dichterin Buch und , das Buch in Briefen, die Gertrude Kircheisen feinsinnig und intelligent zusammengestellt und herausgegeben hat, beleben, — ja, aus dem künstlerischen Gewande, das der Verlag

der „Briefe Napoleons" mit Unterstützung von Else Gericke dem Kircheisen'schen Buche gegeben hat.

Eine Menschensprache, Sprache des gottbegnadeten Dichters, der die deutsche Muse begriffen hat und unter ihrem Kuß erbebt ist wie nur einer, bittere, verzweifelte, schluchzende, wilde, versagende Sprache des Menschen, dem das Schicksal überreich Qualen beut, für den es fast dämonisch sich ersinnt, was dieser Natur Qual sein muß, Sprache der Herzenslauterkeit, des Herzensadels, Sprache auch deutscher schwerer Seele, die so leicht auf das Empfindsame und Grüblerische gestellt ist gegen die Sünden der eigenen Sinne — ist das Buch „Gottfried August Bürger — Der Roman seines Lebens in seinen Briefen und Gedichten"*). Paul Wolfgang Mederow hat aus den Wirklichkeiten von menschlichem Sein und menschlichem Vergehen eine der erschütterndsten herausgenommen, hat ihr ein Denkmal errichtet, wie es nicht ergreifender sein kann, hat ein Kulturerbe neu gegeben, in welchem Geist und Seele ihre hochgestimmte Trauer und ihre wehmutsvollen Freuden finden müssen. Aus Balladen, die zum deutschen Volk gehören, wie irgend ein anderer seiner unveräußerlichen Besitze, aus Liedern der Liebe an die angetraute Gattin, vielmehr noch an die Schwester der Gattin, der mit Liebe zu nahen länger denn ein Jahrzehnt lang blutrote Sünde ist, bis sie Recht wird, reines, blütenweißes Recht — und bis alles arme heimliche, unrechte Liebesstammeln zu den vollen Akkorden des Hohen Liedes siegend anschwillt, — aus Liedern der Trauer um den Heimgang der Einzigen, aus Briefen, ungestüm von Temperament, oft derb, satirisch, voller Humor — an die zeitgenössischen Gütigen, Weichen, Begeisterten, Großen und Größten: an Gleim, Boie, die Grafen Stolb^rg, Goeckingk, Voß, Goethe wird eine Menschenoffenbarung, gegen deren Bitternisse, zuckende, blutende Bitternisse man sich nicht anders helfen kann als mit Andacht.

Wenn Leid die allerverständlichst« Menschensprache ist, Leid, mit dem der, der es trägt, gleichsam sein Leben zum Kunstwerk vollendet, so ist werbende und heiter-befruchtende Menschen-

sprache Liebe, liebender Wille, mit dem einer, getrieben aus eigenen Leiderfahrungen, die anderen umfaßt, zu sich zwingt. Diese Sprache der wollenden Liebe:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll,

führt das Buch „Rudolf Hildebrand — Gedanken über Gott, die Welt und das Ich"*). Diese Liebe weitet die engeren Grenzen, in denen sich der Autor des „Deutschen Sprachunterrichts", der Mitmeister des Jacob Grimmschen Wörterbuches die Gemeinde erlesen muß, hinein in die Vielen, Vielen mit dem Ich- und Welt- und Gottgefühl. Diese Liebe hat auch die Weisheit, sich in Worte zu legen, die für die Vielen verständlich sind. Und sind hier und da Gedankengänge, die nur der philosophisch und mathematisch Gebildetere voll genießen kann, so ist das meiste allen in seiner Tiefe und Höhe zugänglich. Denn dieser Philologe, dieser Philosoph ist Dichter. Und wer brauchte eine Schranke aufstellen zu müssen zwischen sich und dem Dichter? Diesem Dichter, der unser ist etwa mit dem „Duft", der ihm über den Erscheinungen schwebt, etwa mit dem vielen, was er die „Silberblicke

') Herausgegeben von Paul Wolfgang Mederow. Verlag Morawe und Scheffelt.

*) Herausgegeben von Georg Verlit. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

des Lebens" nennt. Es kann nicht anders sein, es muß für alle gelten, so sie alle danach bangen, was er zu sagen weiß „Von dem, was sein soll — werden soll — und wie wir dazu kommen könnten". Was er weiß, leuchtet wohl allen, weil es etwas ist, dem sie alle in ihren besten Stunden nahe sind: Daß durch das große Sein, das uns umgibt und in uns hineinreicht, sich ein großes der Vollendung zustrebendes Werden zieht, das ein großes Sollen in sich birgt und zugleich ein großes Wollen von uns aus. Daß das Ziel des Lebens, dieser unaufhaltsamen Bewegung, das Ziel also des Sollens und Wollens Gott, das Gute, die Liebe ist. Wie schon im Wege viel vom Ziele vorhanden, weil ja die Seinsbewegung die zaubervollste aller Bewegungen, die Kreisbewegung ist, dafür findet dieser Wissende immer neue Aussprüche, deren Wahrheit und Köstlichkeit das warme Lebensgefühl besiegeln oder doch wenigstens ahnend begreifen möchte. Das „Zusammen" ist diesem Wissenden alles, das Zusammen aller im wahren Ruheziel; so dünkt ihn einmal das gemeinsame Fest des Jahreswechsels wie das gemeinsame Ausruhen einer Sippe, eines Stammes, der auf gemeinsamer Wanderung begriffen ist; sie, die ein neues Dasein suchen, äußerlich, der Gestalt nach neu, haben im Augenblick des zusammen Ausruhens das Gesuchte dem Wesen nach schon innerlich in sich, in ihrem Ineinander, in dem sie froh sind und schon jubeln können.

Inbrünstiger Familiensinn ist bei diesem Wissenden der Weltsinn. Auch um deswillen nennt man ihn wohl echt deutsch. Doch sollte man wohl den Schein der anderen to^er» in der Welt nicht trüben; vielmehr: dieser Wissende, der auch immer der Werbende ist, — der sich als Philosoph Eklektiker heißt, da ihn das allen Philosophien Gemeinsame das Wahre dünkt — ist ganz dicht an Natur und Erde, die für ihren Sohn dieses Zusammen wollten, darinnen alle Wunder der Welt beschlossen sind, und deshalb reißen seine Worte mit sich fort wie Erde und Natur. Tut er so damit dem Menschentum alle Ehre an und erreicht er damit das, worüber hinaus es im Grunde nichts mehr gibt, so dem deutschen Protestantismus in der Freiheit, mit welcher seine „Ge-

danken" um das Wissen „Von mir und
vom Ich überhaupt" kämpfen, ähnlich
wohl, wie Jahrhunderte vor seiner
Zeit Frankreichs größter, bester, edelster
Jansenist in „Gedanken" darum ge-
kämpft hat.
Hier ist Ringen des Ichs, das
Suchen des Überganges vom Allein-
Ich zum Gesamt-Ich, von Hochmut zu
Bescheidenheit, von Überhebung zu
Unterordnung; hier ist die Empfindung
des wundersamen Nichts im Ich, die
Angst in ihm, die Rettung aus ihm im
Kreise der Liebe, hier ist aber auch das
Nichts als Rettungsstelle im Ich, von
der aus es besser, vertiefter, erhöhter,
glücklicher zurückkehrt in den Kreis der
Liebe; hier waltet der Schmerz als der
große Befreier der innersten Kraft; hier
sind die Augenblicke des Entzückens im
intensivsten Ichgefühl, aber auch die
des Jubels im Tv x«i 7i«v, die des
höchsten Sehnens, das halb schon Er-
füllung ist, nach der ungetrübten reinen
Offenheit des Kindes, mit der dieses
den wichtigsten Wahrheiten zugäng-
lich ist.
Die stete Gebärde dieses großen,
außergewöhnlichen, selbsteigenen Ichs,
das sich nur handelnd selbst erkennen
will: teilzunehmen an der „Erziehung
und Bildung des Einzelnen und Gan-
zen", indem es, immer neu, immer tiefer
das „Leben des Geistes und der Seele"
belauschend, es erfassend in der höchsten
Form alles Erfassens, im Umfassen, auf
einen großen Glauben an das Gute, an
Gott hinweist als nötig zu großem
„Fortschritt", auf ein Herabziehen des

Heiligen, der Kunst, der Poesie mitten ins Leben, das rauschen soll „Vom Schönen und von Schönem", und voll sein vom Guten, das da allein ist — voll von Gott.

Daß sein Leben sich für ihn zum Ganzen runde, dafür hat Rudolf Hildebrand gelebt, und so eben, wie er mit sich selbst übereinstimmte, hatte er recht. Weil er Mensch war, Mensch im großen Sinne des 18. Jahrhunderts, dessen Erbe er in so vollem Maße angetreten hat, wie nur einer, kann sich unser Leben an dem seinen mit zum Ganzen runden; seinem Denken, „rein" genug, aber doch vollbracht im Glühen der Stimmungen, des Fühlens, vollbracht mit dem Herzen, vollbracht voller Zweck — im Sonntag und Alltag, in Wald und Feld, im Angesicht des Lagers der Liebe und des Lagers des Sterbens, aus Kindheits-, Schul- und Universitäts-Erinnerungen, aus Erinnerungen des Lernenden und des Lehrenden, in der Reife und Ruhe des vollendeten Mannesalters — dankt unsere Stunde, unser Haus, danken unsere Wege. Auch durch ihn wird uns gnadenvolles Kulturgeschenk neu: Herder, Goethe, Schiller—Mendelssohn, Sulzer, Garve—Walther von der Vogelweide, Otfried—Hölderlin; auch durch ihn wird uns nahegebracht als vom Solm der Zeit, da der Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts aufhörte, Tugend zu sein, „Von Volk und Völkern" dem unseren am innigsten zugetan zu sein und Politik als die sittlichste aller Tätigkeiten zu werten.

Hildebrands „Gedanken" in einem Werkband von elf Büchern, in Form von Tagebuchaufzeichnungen, mit deren erstmaliger Herausgabe sich Georg Berlit den Dank der Vielen verdient, sind Anregerinnen, Reize, das Leben zu vertiefen, zu erhöhen, zu heiligen; wer die Eigenart seines Trägers, die er gleichsam in ihrer Entwicklung belauscht, hier oder dort ablehnt, sie wird er lieb haben wie die Bringe-» rinnen seines Glückes, wenn es Glück ist, immer reicher an Innerlichkeit zu leben. Den „Schlüssel" zum Welt- und Ich- und Gottgeheimnis hat auch er nicht vollendet. Wem gelänge solche Kunst? Aber von ihm kommt Ruhe in unser banges Umkreisen der Geheim» nisse — von ihm, dem einmal im Weihnachtsfest alle bangen Fragen des

Jahres sich lösen.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Von den neuen Herren im Berliner Bühnenbetrieb ist zu reden. Vor einem Monat sprach ich hier von den . . ., wie sagt man doch — seit der Börsenjargon alle Gebiete der Iournalistik überflutet hat — den prominentesten: von Grunwald, Rittner und den ihrigen, die sich in Hauptmann eine dichterische Fahne aufgesteckt haben. Dem alten Herkommen neuer Bühnenherren getreu, griffen sie, als Einführung, zum ihnen Fernsten, Fremdesten, Unerreichbaren: zu Schiller. Von ihrem orthopädisch oder vielmehr parapädisch mißhandelten Wilhelm Teil sprach ich schon. Dann begaben sie sich auf ihr Heimatsgebiet und zeigten, was für ganze Kerle sie sind, wenn sie sich als das geben, was sie seien. Ihr zweiter Abend brachte Hanneles Himmelfahrt, begleitet von Kleistens Zerbrochenem Kruge. Nie hat man wohl diese beiden eigenwilligen Geschöpfe apart gestimmter Dichterlaune williger ihre innerste Natur hergeben sehen; wie Hauptmanns Werk durch Rittners Regie, so wurde Kleistens Werk durch Hauptmanns Regie bis in die kleinsten Fasern durchleuchtet, und beide erschienen uns neu, wie nie gesehen, fabelhaft interessant .... Man darf die Hoffnung auf die Sozietät hochhalten!

Der neue Mann im Lessing-Theater ist Barnowsky, der vorher im Kleinen Theater war; der neue Mann im Kleinen ist ein Herr Dr. Altman (mit einem „n"), der Barnowsky abgelöst hat. Auf das Einführungsstück Barnowskys, die Einrichtung, Zurichtung und Aufführung des Peer Gynt, will ich nicht allzu großen Wert legen. Dem alten Herkommen neuer Bühnenherren getreu, griff er usw. . . . Zudem: wo ist der Bühnenmeister, der imstande wäre, Peer Gynt so zu geben, daß alle Welt befriedigt wird? Das berühmte Kristianiaer Zweitagewerk, das unsägliche Sorgfalt mit feinstem Verstehen zustande brachte, hat, denk ich, bewiesen, daß es den nicht gibt, und . . . ., daß die Mühe um dieses nicht im Angesicht der Bühne geschriebene Gedicht (ungleich dem Faust) nicht lohnt. Von seinem eigenen Repertoire hat Herr Barnowsky bisher nur einen schwer, aber schlecht gerüsteten Vorposten aufziehen lassen: Herbert Eulenbergs vieraktiges Schauspiel „Zeitwende". Abgesehen vom Gelungenen und Mißlungenen — vom ersteren gab es reichlich so viel wie vom anderen — so zeigten beide Aufführungen die erwarteten Eharakterzüge: Barnowsky, den Szenagogen, der von der natürlichen Gestaltung des Dialogs (das ist das, was er kann) ausgegangen ist und den eine mächtige Sehnsucht zu Reinhardts üppigen Gefilden hinzieht (was er durch andere machen läßt). Auch hat er sich, wie Reinhardt, seinen Holländer zugelegt, seinen literarischen Generalstabschef, Arthur Eloesser, einen der gescheitesten Theaterkritiker, die Berlin je gehabt hat, und — was bedauern machte, wenn die Bühne seine Feder verrosten ließe — einen unserer besten feuilletonistischen Stilisten. Ich mache mich auf weitere Nachahmungen von lu»titutioue» Üeinnnr6inn»e gefaßt.
Sein starkes Können in der Dialoggestaltung beweist Barnowsky auch auf der größeren Bühne. Bei seinem strebsamen Wollen zur auch-ersten Bühne Berlins spart er nicht mit Mitteln, aber es fehlt die Selbstverständlichkeit, die Reinhardt hat, auch wenn er Pose steht. Das Bühnenbild z. B., in dem Eulenbergs „Zeitwende" spielt, ein Herrenhaus, das mit voller Front sich auf einen herbstlichen Garten öffnet, ist malerisch unübertrefflich.

Aber es ist schlecht gestellt, es hat
keine Luftperspektive, und die fallenden
Blätter im Park beanspruchen eine
selbständige Bedeutung. Man sieht den
ausgestreckten Zeigefinger: seht da, was
mein Nachbar kann, das kann ich auch.
Er dürfte sogar mehr können, denn er
hat eine tiefere Bühne; aber das Haus
der Zeitwende, das zu sehr vorgerückt
ist, zeigt, daß er sie noch nicht auszu-
nutzen versteht. Auch hat er den Kampf
mit der fürchterlichen Akustik des
Lessing-Theaters noch nicht aufgenom-
men; eine schlechte Sprecherin, wie Lina
Lossen (sie ist die schlechteste Sprecherin
Berlins, obwohl ein holdes Menschen-
kind auf der Bühne) ist unter seinem
Regime im Lessing-Theater vorerst noch
auf die Pantomime zurückgeführt.
Der neue Herr des Kleinen
Theaters, Herr I>r. Altman weiß,
daß er ein Erbe zu verteidigen
hat, das ließen seine bisherigen
Vorstellungen erkennen. Einige provin-
zielle Züge, die durchschlugen, werden
sich schnell verlieren; es lohnt nicht, sie
aufzumutzen; ob sich aber ein gewisses
Dandytum verlieren wird, ist weniger
sicher. Die Bühne wird auf melodra-
matische Stimmung hergerichtet, die
Schauspieler dürfen keine Bärte kleben,
die Damen werden auf schneiderische
Wirkungen kostümiert. Vielleicht soll
das Reklamerelief im Vestibül, das eine
Gebirgslandschaft aus Marzipan dar-
stellt, auf deren Kuppen Bayros'sche
Marquisen kniren, ein Symbol dieses
Geistes sein. Das gibt der Aufmachung
etwas Unernstes, etwas Spielerisches,

etwas wie die Belustigung eines Klubs von Millionärssöhnen, deren einziger Lebenszweck in der Nachäffung Londoner und Newyorker Lebensformen besteht. Die scharfe Berliner Luft wird dieses fade Parfum hoffentlich bald aus dem Hause wehen.

Auch Herr . Dr. Altman setzte seine Sach' auf Eulenberg. Cr brachte von ihm den gereimten Einakter „Paul und Paula" und die preisgekrönte „Belinde". So ist Eulenberg, kaum daß die Saison begonnen hat, schon mit drei Stücke,/ vor das Publikum getreten, vor das Berliner Publikum, das ihn nicht mag. Aber die jungen Bühnenleiter mögen ihn, oder aber die jungen Literaten, die die jungen Bühnenleiter beraten, mögen ihn. So soll Eulenberg dem Berliner Publikum aufgezwungen werden. Das ist ein rührender Zug; denn die jungen Bühnenleiter tragen die Kosten. Und dem Publikum muß immer sein Gott aufgezwungen werden. Auch glaube ich, daß es den jungen Bühnenleitern im Bunde mit den jungen Literaten mit Eulenberg gelingen wird; aber ich glaube auch, daß, wenn es gelungen ist, die jungen (dann nicht mehr jungen) Bühnenleiter sehr verwundert und die jungen Literaten (sofern sie ewig jung geblieben) sehr enttäuscht sein werden. Denn Eulenberg wird durchdringen, sowie das positive Element in ihm aus der überlangen Gärung des dem Schwabenalter zueilenden Stürmers und Drängers sich abgesetzt haben wird. Dieses positive Element ist ein handfester Gutzkow. (Natürlich hinken alle Vergleiche zwischen Individuen; aber im ganzen Bereich des deutschen Schrifttums bemerke ich keinen, dessen Art dem, was in Eulenberg dramatisch, oder sagen wir lieber, bühnenhaft solide ist, so ähnlich wäre wie Gutzkows.) Was darum brodelt und es heut noch verdeckt, ist eine säuerlich (oder auch pessimistisch oder auch quietistisch) vermießte romantische Ironie (das, was den schwärmerischen Glauben der gleichfalls romantisch vermießten jungen Literaten an ihn erzeugt hat) und eine gelegentlich hervorbrechende lyrische Innigkeit (die ihm den Spruch der Volks-Schillerpreis-Richter gewonnen hat.) Dazu kommt eine durchgehende Tendenz: die Rache an dem ihm verhaßten Kapitalismus („Geh

nach Kapitalien" sagt sogar, moralisch strafend, der Obertrottel Hyazinth in der Belinde), die dadurch vollzogen wird, daß die Nachkommen der Kapitalisten schon in der ersten Generation als schlechtweg oder als ästhetisierend verblödet dargestellt werden. Selbst die süßeste, zärtlichste und tiefste Frauengestalt, die Eulenberg geformt hat, die Belinde, sitzt schon auf dem abwärts gebeugten Ast der Degenerierung; ihre Wesensverwandtschaft mit ihrem Bruder Hyazinth kam nur in der Darstellung des Kleinen Theaters durch Fräulein Hannemann nicht zur Erscheinung; denn Fräulein Hannemann, eine überaus sympathische und zweifellos (aber auf ganz anderem Gebiete) begabte Darstellerin, transponierte die Gestalt auf einen Boden, wo die großen und geraden Gefühle wachsen. „Du hast ja keine Ahnung", hätte man ihr sagen mögen. Um so amüsanter hoben sich die kabaretthaften Elemente des Stückes dagegen ab. Doch das schadete nichts. Hat doch die ganze Eulenberg-Schwärmerei einen Schuß Kabarett»haftes an sich.

Theatergeschichtliche Rundschau.

Von Mar Lesser.

Der Fall Iacobsohn.

Es ist gut, ein gutes Gedächtnis zu haben; es kann auch vorteilhaft sein, sein Gedächtnis vorübergehend schlum-

mern zu lassen. Zu dieser Schuld, wenn es eine ist, bekenne ich mich. Vor Wochen las ich die Broschüre „Der Fall Jacobsohn" von Siegfried Jacob« söhn. Ich las sie aufmerksam, aber ohne den Wunsch, ein sogenanntes psychologisches Rätsel entwirrt zu sehen. Die Angelegenheit war für mich nie eines gewesen, sondern immer nur ein Akzidens, ein Unglück, ein bedauernswertes dummes Nichts, das gleichwohl eine massive Robustheit haben kann. Es schien mir überflüssig, daß der Herausgeber der „Schaubühne" zu beweisen unternahm, er habe es nicht notig, fremde Sätze zu entwenden. Er ist so reich, daß er abgeben kann und Vielen Vieles wirklich abgibt; wie sollte er je dazu gekommen scin, mit Bewußtsein zu stehlen? Und weil ich mir dies sagte, als ich die kleine Schrift las, weil sie mir also nichts Dunkles aufzuhellen brauchte — denn ich hatte Dunkles, Verräterisches, belastend Heimliches auch vorher nicht wahrgenommen — darum blieb mir von der Lektüre im Gedächtnis eigentlich nichts Tatsächliches haften, das prozessualisch entscheidend zu sein hätte, das mit Richterstrenge für und gegen zu erwägen wäre, um zu einem gerechten Urteil zu kommen, zu einem Freispruch oder einem Verdikt. Der Fall Jacobsohn war für mich erledigt, bevor Siegfried Jacobsohn mit dieser Broschüre das Verfahren gegen sich beantragte. Ich habe den Kritiker nicht freizusprechen (das wäre, obgleich in Formen des Wohlwollens, eine Anmaßung), sondern ich habe ihm zu sagen, daß dem Verfahren nicht stattgegeben werden kann; es fehlt an einem Delikt. Was ein Delikt zu sein schien, ist keines, der moralische Staatsanwalt findet hier keine Arbeit.

Es ist jedoch etwas anderes, ob solche Betrachtung nur in der Stille angestellt wird, mit einer erst zu überwindenden Scheu, darüber zu sprechen, oder ob der Betroffene durch ein freies und unbefangenes Berühren der Sache den Bann löst, so daß das bedrückende Schweigen in einen hellen und weckenden Ton umschlagen kann. Vor verständigen und verstehenden Menschen brauchte Jacobsohn nie die Augen niederzuschlagen, jetzt darf er jedermann ins Gesicht sehen. Brauchte er sich vor den Einsichtigen nicht zu reini-

gen, so bedeutet seine Schrift eine Reinigung in höherem Sinne. Indem er von der Angelegenheit redet, als stehe sie ganz außer ihm, und indem er zugleich fühlt und nicht verbergen will, daß sie in all ihrer Seltsamkeit und doch Begreiflichkeit zu seiner Wesenheit gehört, trifft er den Ton einer auch den Leser beruhigenden heiteren Gelassenheit, und die Schrift wird zu einem menschlichen Dokument, das in nicht gewöhnlicher Mischung Liebenswürdigkeit und Inbrunst bekundet. Niemand ist verpflichtet, heute noch genau zu wissen, was sich vor bald neun Jahren in Berlin zutrug; darum sei über den „Fall" hier kurz berichtet. Der junge Theaterkritiker der „Welt am Montag", Siegfried Jacobsohn, wurde öffentlich des Plagiats beschuldigt. Es schien nach den Zitaten nicht zweifelhaft, daß er abgeschrieben hatte. Aus älteren Kritiken über die Sandrock als Magda und über Bassermann als Traumulus waren ihm einige Sätze in seine eigenen späteren Kritiken hineingeraten, mit denen er das Bild der Duse formen wollte: einmal sieben Zeilen, ein zweites Mal zehn, ein drittes Mal drei Zeilen. Das wäre schlimm gewesen, wenn Jacobsohn nichts Selbständiges zu sagen gehabt hätte, es hätte ein offenbarer und plumper, nur durch eine gehäufte Portion Dummheit zu erklärender Diebstahl vorgelegen. Aber der Mann, auf den diese bürgerliche Unheilslast niederstürzte, war Jemand. Schon seinen ersten wagenden Schritten in die

Öffentlichkeit war zwiespältige Anteilnahme gefolgt: aufhorchende Beachtung ob der Kühnheit, Geradheit, Treffsicherheit und Lauterkeit seines kritischen Urteils, und dann die Wut der mittelmäßigen Theatraliker und der gespreizt unfähigen Darsteller über die rücksichtslose Wahrheitsliebe, mit der dieser eifernde, aneifernde Stürmer Spreu und Weizen sonderte. Er durfte für seine Aufklärung des ihm widerfahrenen Mißgeschicks Glauben beanspruchen, er fand ihn nicht überall. Diese Aufklärung war nicht allzu geschickt, aber gerade das hätte für ihren Verfasser sprechen sollen; denn wenn er sich schuldig gefühlt hätte, würde er die Schutzwehr raffinierter Dialektik gefunden haben. So aber wurde es nur ein Stammeln und Stottern, und eben dies bewies seine Arglosigkeit für den, der den wahren Sinn hinter den gebrauchten Worten aufzuspüren verstand. Er erzählte von der Nervenanspannung, die ihm seine Arbeit an dem Buche „Das Theater der Reichshauptstadt" bereitete, und er schrieb: „In meinem Gedächtnis, von dessen abnormer Stärke und Zuverlässigkeit fast jeder Proben erhält, der eine Zeitlang mit mir verkehrt, schlummerten von fremden Autoren Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen, die durch die geringste Assoziation geweckt wurden und es mir in zahllosen Fällen zu meiner Qual unmöglich machten, einen eigenen Ausdruck für meinen Eindruck zu finden. Dieser Zustand des häufig erfolglosen Ringens um den eigenen Ausdruck wurde am ärgsten nach den Ferien dieses Jahres, in denen ich nachweislich bis zum letzten Tage an jenem unscheinbaren, aber unendlich mühevollen Buche gearbeitet hatte, und aus denen ich erschöpfter zurückkam als je." Die Aufgabe hinreichender Erklärung, die Jacobsohn nicht ganz gelöst hatte, übernahmen andere für ihn. In der „Zukunft" stellte Karl Gustav Jung elf Zeilen von Nietzsche gegen elf Zeilen, die man dem Inhalt nach schon lange vorher bei Iustinus Kerner hatte lesen können, und fügte hinzu: „Reproduziert einer wörtlich ganze Druckzeilen lang die Sätze eines andern, so darf man denen, die Plagiat schreien, zwar nicht ohne weiteres das Maul zuhalten; aber man braucht auch nicht den Menschen, dem dieses Unglück

passiert ist, gleich fallen zu lassen. Die Natur hat sich nämlich bei der Einrichtung der Wiedererinnerungsfähigkeit nicht ausschließlich an die Möglichkeit des unmittelbaren und mittelbaren Wiedererinnerns gebunden; sie hat den Geistreichen und den Narren die Kryptomnesie gegeben. Das sind: psychische Vorgänge, bei denen eine automatisch schaffende Kraft verlorene Gedächtnisspuren in größeren Fragmenten von photographischer Treue wiedererscheinen läßt. Der Fall Jacobsohn scheint mir viel Verwandtes mit einer Kryptomnesie zu haben; jedenfalls wüßte ich nicht zu sagen, warum es keine sein sollte. Aus diesem Vorkommnis läßt sich vielleicht ein Schluß auf die Kraft der künstlerischen Begabung und Leidenschaft Jacobsohns ziehen."
Harden sodann schrieb: „Ich glaube nicht, daß Jacobsohn abgeschrieben hat. Ich habe die Anklage und die Rechtfertigung geprüft und glaube, daß er unschuldig ist. Er hat über Frau Duse und Herrn Bassermann schon früher geschrieben: enthusiastisch, mit klarer Erkenntnis ihrer Wesenszüge. Warum soll er plötzlich, um sie noch einmal zu charakterisieren, den Ausdruck gestohlen haben? Der Angeschuldigte sagt, sein Gedächtnis habe ihm den bösen Streich gespielt. Das klingt manchem unwahrscheinlich, mir nicht. . Zehnmal habe ich gehört, wie er Mauthner, den er inbrünstig bewundert, aus dessen alten Kritiken, wenn das Gespräch ihren Gegenstand streifte, ganze Absätze wörtlich hersagte. Trotz-

dem er 1881 geboren ist, weiß er zu-
verlässig, wer 1875 am Hoftheater
Wallensteins Kürassiere und Duncans
Kümmerlinge gespielt hat. Nichts an-
deres drängte sich in dies Kinder-
gedächtnis, dessen Umfang gar nicht
einmal groß zu sein braucht. Die zur
Entschuldigung angeführte Tatsache ist
also erweislich wahr. Jacobsohn ist
blutjung und deshalb von bewunderten
Vorbildern abhängig. Er hat wie die
meisten Anfänger, Doktoren und
Dichter, Komödianten, Schreiber und
Kanzelredner, vieles ungeprüft über-
nommen, und die Herren Bahr,
Brahm, Hart, Mauthner, Schlenther
(und manche andere) könnten leicht
wohl mit dem Finger auf die Stellen
weisen, die ihnen nachgeschrieben sind.
Aber zu stehlen braucht er nicht; denn
er ist nicht arm. Kein Unparteiischer
wird an Jacobsohns Schreibfähigkeit
zweifeln; mir ist auch seine Urteils-
fähigkeit gewiß . . . Wenn nun einer
zum Urteilen und zum Schreiben be-
fähigt ist, hat er das Plagiieren nicht
nötig. Tut er es in einer schwachen
Stunde, an einem Tage der Mattigkeit
trotzdem, dann wird er wohl pfiffig ge-
nug sein, sich nicht ertappen zu lassen.
Täglich wird er mehr abschreiben, als
die Einfalt ahnt, doch die Spur beinahe
stets sorgsam verwischen. Und Herr
Jacobsohn, der schreiben kann und ge-
schickt ist, sollte nicht imstande sein, ge-
stohlenes Gut sicher zu hehlen, ein paar
Sätze, die er grade braucht, so umzu-
stülpen, daß niemand ihm den Dieb-
stahl nachzuweisen vermag? Im
Grunde ist's eine Vertrauensfrage.
Wenn ich meine Uhr in der Tasche
eines Menschen finde, den ich kenne,
für redlich halte, und der mir versichert,
daß ein Irrtum ihn mein Eigentum
nehmen ließ, dann glaube ich ihm,
mögen noch so viele Indizien gegen
seine Versicherung zeugen. Ich halte
Herrn Jacobsohn (und nicht ich allein)
für reinlich und würde, daß er ein
Gauner ist, erst glauben, wenn mir's
unzweideutig bewiesen wäre." So Har-
den vor neun Jahren. Auch Arthur
Schnitzler trat damals für den hart Ge-
scholtenen ein. „Ich bin überzeugt,"
so schrieb er in einem Offenen Brief
an Harden, „daß Siegfried Jacobsohn,
der begeisterte Freund des Theaters, der
glänzende Stilist, und der unter nor-
malen Umständen so selbständige

Kritiker, seine Feder bald wieder mit Glück und Ehren führen werde. Denn wenn auch ein Dutzend oder zwanzig oder hundert Stellen in seinen Kritiken nicht von ihm selbst herrühren: wie vieles bleibt trotzdem noch übrig, woraus die Fähigkeiten dieses Dreiund, zwanzigjährigen unverkennbar zu uns sprechen!"

Es waren nicht ein Dutzend Stellen, es waren viel weniger gewesen, an Umfang und Gewicht viel geringere, als die bogenlangen Entlehnungen, mit denen Richard Muthers Geschichte der Malerei nicht etwa entwertet, sondern zur Monumentalität gesteigert worden war, viel geringere auch als die Übernahme ganzer Monographien, so über die Entwickelung und den Verfall der Hansa, in das Universalwerk der „Deutschen Geschichte" von Karl Lamprecht. Im Jahre 1904 hatte Jacobsohn erst einige Kritiken für die „Welt am Montag" geschrieben, und die Öffentlichkeit kannte ihn nur oben» hin; sie war vielleicht zu entschuldigen, wenn sie Mißtrauen gegen ihn hegte. Dann aber ging er hin und gründete die „Schaubühne". Diese Wochenschrift kann sich mit Ehren sehen lassen, und ihr Herausgeber darf mit Recht sagen, daß sie nicht allein ästhetisch, daß sie ethisch wirkt. Denn sie ist eine tapfere Streiterin für Wahrhaftigkeit und Echtheit, eine kluge Verschmäherin fauler Kompromisse, eine geistvolle und furchtlose Führerin zu Höhen und Tiefen der Welt des Dramas. Sie hat Herz und Hirn; sie hat sich kaum je-

mals vergriffen. Sie lebt und webt mit dem Theater, sie ist seine Seele geworden. Ihre Urteile sind di< gütigsten, die sichersten, die an» spornendsten, die vernichtendsten. Sie ist die treue Wegebereiterin für Schönheit, Kraft und sittliche Innigkeit, und sie ist die lachende Feindin von Hohl« heit, Halbheit und geschäftsgieriger Routine. Sie hat unzähligen ernsten und um Verständnis bemühten Menschen die Bahn gewiesen. Man kennt die zeitgenössische Theatergeschichte nicht, wenn man die „Schaubühne" nicht kennt. Als ihr Leiter und als Kritiker hat Jacobsohn in diesen neun Jahren der Saat und der Ernte gezeigt, daß Fruchtbarkeit in ihm ist. Er nimmt, wie er selbst von sich aussagt, das Theater so bitter ernst, weil er glaubt, daß die Dinge der Kunst, die bei uns unterschätzt werden, gar nicht zu überschätzen sind. Er glaubt, daß es ein Segen wäre, wenn alle Kritiker des Theaters so unaufhörlich Forderungen stellten, wie er es tut. Denn er nimmt es nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck; er weiß, daß es das Leben spiegelt, aber auch daß es ins Leben zurückwirkt. Und wenn es wahr ist, daß das Theater der Spiegel des Zeitalters ist, so wird es in der Tat keine kleine Aufgabe sein, diesen Spiegel blank zu erhalten.

Nun aber ist der „Fall Jacobsohn" für mich ein ganz anderer als für die meisten Betrachter, und das auszusprechen und zu erklären erscheint mir als Gewissenspflicht. Es trifft nicht zu, daß Jacobsohn einmal abgeschrieben hat, weil er nicht schreiben kann. Abel auch wenn er damals mit Bewußtsein und Absicht einen Diebstahl begangen hätte, müßte dann nicht das unbegreifliche Vergehen eines Mannes, der inzwischen genügend bewiesen hat, daß er über eigene Besitztümer verfügt, durch diese von grellster Öffentlichkeit bestrahlte, von schärfstem Argwohn fortwährend kontrollierte Tätigkeit gebüßt und gesühnt sein? Wirklich bin ich überzeugt davon, daß es keinen Urteilsfähigen gibt, der sich nicht sagte: dieser Mann hat ein großes Unglück erlebt, es ist schrecklich, daß ihm das geschehen konnte, aber schon seine Klugheit sollte für seine Vorsicht sprechen, und seine scheinbare Unvorsichtigkeit ließe sich nur auf der Grundlage einer momentanen

psychischen Entartung erklären; es kann also nicht erlaubt sein, ihm, den wir als unterrichteten, überlegenen, geistreichen Kritiker kennen, immer wieder jene vermeintliche Jugendsünde vorzuhalten. Ich wiederhole, ich bin ganz sicher, daß dies die gemeinsame Empfindung aller Kundigen ist. Ich plädiere nicht dafür, daß jede Verfehlung durch ein Leben der Sühne völlig ausgemerzt werden soll. Vielmehr man kann das fordern, aber man kann es verstehen, wenn die Forderung unerfüllt bleibt. Denn es steckt eine hohe Achtung vor der unverbrüchlichen sittlichen Norm in der Grausamkeit, mit der das Gedächtnis die Entgleisung eines Mitmenschen festhält, und so gerechtfertigt, ja geboten das Verzeihen im Einzelfall sein kann, so nahe kann es an die bedenkliche Grenze schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die Lockung bequemen Gehenlassens rücken. Wer unterschlagen, gefälscht, betrogen, ge, stöhlen hat, wird freilich verlangen dürfen, daß das moralische Urteil über ihn auch die Beweggründe seiner Tat berücksichtigt, aber die dunkle Stelle im Leben bleibt, und er selber wird sie, gerade wenn er eine sittliche Persönlichkeit ist, auch gar nicht wegwischen wollen. Er wird sich mit der schmerzlichen Genugtuung trösten müssen, daß sein privates Unglück aus der Sphäre menschlicher Gebrechlichkeit in den Bereich der Tragik hinüberwachsen kann. Hier aber, bei Jacobsohn, liegt es völlig anders. Hier hat eine bis zum Letzten genügende Auf-

klärung einen Vorgang deutlich gemacht, der sich schlechterdings nicht anders als eben so und nur so begreifen läßt, wie er uns erklärt worden ist, und in den moralische Grenzfragen hiernach überhaupt nicht hineinspielen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Jacobsohn gelegentlich wieder das Mißgeschick einer Irreführung durch sein verhängnisvoll hellhöriges Gedächtnis zu erleiden haben wird. Aber da er sich auf einen langen Zeitraum, angefüllt mit eigenen, jeder Prüfung standhaltenden Taten, berufen kann, müßte einer böswillig oder flachköpfig sein, wollte er ihm alsdann erneut einen Vorwurf machen, der schon vor neun Jahren nicht gerechtfertigt war. Kein Einsichtiger hat das Recht, ihm mit hochmütigem Vergeben und Vergessen zu kommen. Es gibt da nichts zu verzeihen, denn es ist nichts Strafwürdiges begangen worden.

Woher nun trotzdem die hämische Sucht, diesem Kritiker sein angebliches Verbrechen vorzuhalten? Man muß wissen, daß Jacobsohn viele Feinde hat, solche, deren er sich nicht zu schämen hat, und solche, die er geringschätzen darf. Wenn diese ihn beschimpfen, so kann er es mit einem Achselzucken ertragen; wenn jene aus seiner „Vergangenheit" Waffen der Schmähung hervorzerren, so müßte alle Psychologie zum Teufel gehen, wenn man nicht mit unheimlicher Klarheit die Gewißheit bekäme: hier spricht nicht eine adlige Entrüstung, hier ereifert sich nicht ein, obschon überspannter ethischer Rigorismus, sondern hier ist eine niedrige Gesinnung am Werke, die sich ihrer Niedrigkeit vielleicht nur darum nicht ganz bewußt ist, weil sie mit Lust und Liebe dem Anreiz nachgibt, sich mit billigem moralischen Getue zu wattieren. Ich mißtraue der Ehrlichkeit der Leute, die Jacobsohn verwerfen. Diese Leute müssen genau wissen, daß er kein Plagiator im verächtlichen Sinne des Wortes ist. Behandeln sie ihn gleichwohl als literanschen Dieb, so zeigen sie eine erschreckende Entferntheit von den Elementen schlichter Menschlichkeit und natürlichen An, standes. Und das ist das Betrübendste an dem „Fall Jacobsohn", daß er so zu einem „Fall" seiner Gegner wird; daß dieser Prüfstein für Noblesse und Zartgefühl so oft versagt; daß er, wo man

Vornehmheit erwarten mochte, verhärtete Herzen zeigt. Sogar die Klippe des kostenlosen Gebrauchs abgenutzter Klischees warnt vergeblich; das mit Moral vollbefrachtete Schiff fährt immer wieder gegen die Klippe an, um dann freilich, wenn es geborsten ist, die ganze Armseligkeit seiner Ladung zu enthüllen.

Ich bin der Meinung, daß es nicht genügt, dem Herausgeber der „Schaubühne" schweigend, und ohne daß er oder sonst jemand davon erfährt, zuzugestehen, daß der „Fall Jacobsohn", falls es ihn je in üblem Sinn gegeben hat, durch seine kluge Broschüre fortan zu den gewesenen Dingen gehört. Ich halte es für ein Gebot des Anstandes, diese meine Überzeugung laut auszusprechen, und ich finde es schön und erfreulich, wenn viele, denen das Wort gegeben ist, und die eine Tribüne haben, von der sie sich Gehör verschaffen können, meinem Beispiel folgen wollten.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. jur. Hartwig.

Der Panama-Kanal in seiner Bedeutung für die Republiken Südamerikas.

Die bevorstehende Eröffnung des Panama-Kanals wirft in der südamerikanischen Presse neben handelspolitischen Erörterungen insoweit be-

reits ihre Schatten voraus, als die Nordamerikaner eifrigst bestrebt sind, durch geschickt lancierte Artikel den Panama-Kanal lediglich als einen kommerziellen Faktor hinzustellen, dem jede einseitigen nordamerikanischen Interessen dienende politische Bedeutung fehle. Man kann leider nicht verhehlen, daß dieser Zweck schon zum Teil erreicht ist. Die Aufnahme, welche die amerikanischen Diplomaten Root und Knor gefunden haben, zeigt deutlich, daß man sich in südamerikanischen Kreisen noch lange nicht der Gefahr bewußt ist, die von Nordamerika droht und nach Eröffnung des Kanals unaufhaltsam ihren Lauf nehmen wird. Die starke Invasion des nordamerikanischen Kapitals, das in Zentralamerika mit Ausnahme von Meriko sich bereits zum Beherrscher des Staatskörpers ausgebildet hat, kann auch in Südamerika Erfolge verzeichnen, die vom Norden vordringend dem Grundsatze „Amerika für die Amerikaner" (d. h. Nordamerikaner!) durchgreifendste Wirkung für die Zukunft versprechen. Zwar übt das nordamerikanische Kapital seinen Einfluß in Südamerika noch nicht durch Beherrschung des Bankmarktes aus. Vielmehr wird hier das Terrain in der Weise bearbeitet, daß das Land durch amerikanische Bahnkonzessionen erschlossen wird, wobei die Erlaubnis zur Ausbeutung der anliegenden Länderstrecken eine der wichtigsten Konzessionsbedingungen ist.

Da den Bahnbauten ausführliche Studien über die angrenzenden Landesteile vorangegangen sind, und somit für gute Orientierung amerikanischer industrieller Interessenten der Boden nach jeder Richtung hin vorbereitet ist, so schließen sich an die Bahnbauten sofort amerikanische Konzessionen aller Art an, die sich bisweilen auf Monopole für ganze Provinzen oder den Staat erstrecken. Die amerikanische Organisation, für die auch der Staat vollstes Interesse zeigt, erntet hier reichste Früchte, wozu nicht zum mindesten die geschickte Berichterstattung amerikanischer Konsulate beiträgt, deren Wiedergabe wir häufig in den deutschen „Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft" begegnen.

Während so von der einen Seite zielbewußt vorgegangen wurde, zeigte

man auf der anderen Seite eine geradezu rührende Harmlosigkeit und ein absolutes Mißverstehen der gegebenen Verhältnisse sowie der drohenden Gefahren.

Als die Republik Panama gegründet wurde, ging ein Jubeln durch die südamerikanische Presse. Feierte doch der republikanische Gedanke einen neuen Sieg, indem eine neue Schwester erstand, die.gegenüber dem Mutterlande sich aufbäumte, das so wenig Verständnis für freiheitliche Gedanken bezeugt hatte. Wer damals auf die wahren Triebfedern hinwies, wer die Leute einen kleinen Blick hinter die Kulissen tun lassen wollte, wurde als „Reaktionär" belächelt, der eben politisch noch nicht reif war. Wer aber gar darauf hinwies, daß die Möglichkeit gemeinsamer Abwehr einer nordamerikanischen Flottenaktion, wozu Chile und Argentinien in erster Linie berufen waren, nunmehr illusorisch sei, für den hatte man in politischen Kreisen nur jenes verständnisinnige Augurenlächeln, das den Sprecher in die Kategorie harmloser Geisteskranker zu versetzen strebt. Für die Tatsache, daß Nordamerika nun von beiden Seiten kommen und gleichzeitig die Ost- und Westküste bedrohen könnte; daß jede der südamerikanischen Flotten zum Schutze des eigenen Landes fest stationiert sein müßte, ohne dem gleichfalls bedrohten Nachbar zu Hilfe eilen zu können, für diesen Hinweis hatte man nur die pathetische Entgegnung, daß eine Schwester der an-

deren nie ein Leides zufügen könnte und der ideale erhabene Grundgedanke der Republik die sicherste Garantie sei.

In wie geschickter Weise die wahre Politik der Vereinigten Staaten in den vben erwähnten Artikeln verhüllt wird, zeigt u. a. ein Aufsatz im „Boletin Comercial" von Curayao, der „Iud-son Welliver" gezeichnet, sich über den Kanal von Panama und seine Bezie-hungen zu den amerikanischen Repu-bliken verbreitet.

Der Kanal soll — nach der eben genannten Darstellung — vor allem den süd- und mittelamerikanischen Interessen nutzen und lediglich dem Zwecke engerer Verbindung der Staaten untereinander dienen. Diese Ziele verfolgte auch die Reise des Staatssekretärs Root, die dieser im Jahre 1906 den wichtigsten Städten Südamerikas abgestattet hatte. Das Leitmotiv dieses Besuches sollte seinen Ausdruck in dem Gruße finden: „Die jüngste Zivilisation des Nordens grüßt die alten Zivilisationen des Südens." Nirgend — so betont der Artikel — zeigte sich auf dieser Reise auch nur der Versuch einer Äußerung von Überlegen-heit oder Patronat; nur der Wunsch nach Freundschaft, Brüderlichkeit und gemeinsamer Arbeit. Root betonte viel-mehr, daß die Nordamerikaner viel Be-wundernswertes an den Südameri-kanern fänden. Und alle diese Zwecke fanden ihre Bekräftigung in der Be-gleitung des Geschwaders von Panzer-schiffen, das der freundschaftlichen Mission Roots beigegeben war.

Sodann wird auf die eine Folge-erscheinung der Root'schen Informa-tionsreise eingegangen, die auch seitens Deutschlands aufmerksame Beachtung verdienen sollte. Es handelt sich um eine weitere Steigerung der Ansprüche, die an die Konsuln zu richten sind, um ihren Aufgaben, der Ausdehnung des amerikanischen kommerziellen Einflusses, gerecht zu werden.

Mit Trauer bemerkt man aber in nordamerikanischen Kreisen, daß man speziell von englischer Seite dabei ist, die harmlosen Südamerikaner über Onkel Sams wahre Absichten aufzu-klären. So schreibt die „Times" von London in einem ihrer südamerika-nischen Beiblätter wörtlich:

„Die Monroe-Doktrin, die ge-nügend elastisch ist, um bei allen Even-

tualitäten Anwendung zu finden, hat
die südamerikanischen Nationen vor der
Intervention Europas bei ihren inneren
Angelegenheiten geschützt und sie gegen
die Eroberung oder Rückeroberung
durch europäische Mächte beschirmt; sie
ist aber kein Hindernis für die Inter-
vention der Vereinigten Staaten ge-
wesen, noch gegenüber der Eroberung
oder Abtrennung von Gebieten, in denen
„offensichtliche Schicksalsbestimmungen
oder die Interessen der Zivilisation oder
der Menschlichkeit" nach Ansicht des
weißen Hauses es erforderten. Zuerst
kam Meriko an die Reihe, als Teras
und die weiten Gebiete der östlichen
Mississippiregion dem Territorium ein-
verleibt wurden; damals schnitt man
sich nur eine Scheibe ab, um den Rest
für später zu lassen. Die Erwerbungen
von Puerto Rico, Kuba, Santo Do-
mingo und Panama mit ihren ver-
schiedenen taktischen und politischen
Gesichtspunkten sowie der dauernden
Vergewaltigung bestehender Verträge
sind noch zu frische Ereignisse, um
längere Betrachtungen darüber anzu-
stellen. Honduras, Nicaragua und
Guatemala scheinen jetzt gewisser-
maßen auf der Schlachtbank zu liegen,
dank des goldenen Messers der kosmo-
politischen Finanz, die sich hinter der
Maske des guten Onkel Sam ver-
birgt."

Derartige Worte der Aufklärung,
die trotz aller Gegenbemühnngen doch
bisweilen ihren Weg in die südameri-
kanische Presse, wenigstens der Nord«
staaten, finden, sind für Nordamerika

sehr peinliche Erscheinungen, zumal sich die Reihe gefährlicher amerikanischer Minierarbeit noch weiter vervollständigen ließe. Die jetzigen Verhältnisse in Meriko, die in der Beseitigung des nationalen Präsidenten Porfiro Diaz ihren Anfang nahmen, ja auch die Vertreibung Castros in Venezuela sind nicht zum mindesten Teile auf das Konto amerikanischen Einflusses zu setzen. Auch in Honduras wird man in der Zukunft auf Überraschungen gefaßt sein müssen. Beabsichtigt man doch in nordamerikanischen Finanzkreisen die gesamten Staatsschulden des Landes abzulösen, um das Land durch die finanzielle Zentralisierung ganz den nordamerikanischen Interessenten gefügig zu machen. Auch diese Transaktion wird von nordamerikanischer Seite als eine Schutzmaßregel dargestellt, um die freien Republiken nicht unter das Ioch europäischen Geldes zu ducken und bei irgend welchen Schwierigkeiten das Land der Möglichkeit einer europäischen Intervention auszusetzen.

Eine energische Sprache und richtige Auffassung der Sachlage findet man nur in der Presse der Republik Kolombia, der seit Gründung des Freistaates Panama die Augen über Nordamerikas Politik der Uneigennützigkeit aufgegangen sind. Die übrigen Republiken wiegen sich zum großen Teil noch in dem Gefühl republikanischer Seelenharmonie und lassen sich, so oft es Nordamerika für gut befindet, irgend eine europäische Macht als „schwarzen Mann" vorführen, vor dem es nur einen Schutz in den Armen der selbstlosen „großen Schwester" gibt.

Auch Deutschland hat häufig genug die Rolle des ländergierigen Eindringlings spielen müssen. Sind doch die großen deutschen Zentren im Süden von Brasilien und Chile der nordamerikanischen Politik schon längst ein Dorn im Auge, da sie nicht nur in kultureller Hinsicht, sondern auch in nationaler Beziehung den beiden Republiken das Rückgrat stärken, eine Tatsache, die von den beiden Regierungen sogar bisweilen anerkannt wird.

Für Deutschland bedeuten jene Republiken aber auch überaus wichtige Zukunftsgebiete; mit einer Unterstützung des dortigen Deutschtums er-

reichen wir nicht nur eine Ablenkung
unserer überstarken Bevölkerung in ge-
sunde Kolonisationsgebiete, sondern
erschließen uns auch wichtige Absatz-
länder, sowohl für unsere Pioniere des
Deutschtums, wie auch für unsere ein-
heimische Industrie.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
8er»u»»«b« und lNxlreoalttnll: Vl»f, Dr. Lud»!« Vt«l« !n V«ll n V 10, eütz»»u<«i z» <3«l«wn Nnu
N»wl!t?ll.«3a»).—«erant»«>l<IIch« ««da««,»: 0,.. Lyl»l», Vlu« l n V«,»«. —3n «lußl»nd flii««R«da»ll»n
««mt»»ltNch: Dl. Ndlllln P»lly, Lt. P«tel»buig, jlaf«npl«tz 1. — lMe!n»V«n»tun9 fi» U»M»n>:
«lllllch« K. ». ßilbuchhandlun» <I. V«n«), Vu»»p«I! V, v°i»«»»-ulH» l. — FUl dn> ?«>er»t»nt«ll
»«nlnN»»lUlch: ß«lnl!ch Mlttmann ln Vl»Km m. — ««ll»« «nl ViuH dn SchI«Il>chn> Vuchdi>«l>««<
o. S. Sch»ltl»«nd«l, ».»»,, Vl»I<»! III.

^?5^
ln8eraten.^nnakme
äuron unssrs NesonzktztsIIs, lisrlin ^V. 1l), I^ütlowulsr 5a; ciurcu unzern Verlg^ Lre5l»u III; lerns!' äulcn äie l'ilmg: kl,ucic>!t No««s unä äin bellanntsn ^nnoncen-Nxpeäitionßn.
In3ertil»n8plei»: pro 46 mm breits 2si!s <Nu6o!l ^loWs's Korm»!. 2eileume85er dlo. 5) 70 ?l.

<-Â»^Â»
PrÃ¤sident der Republik Portugal.

^,^<ün>kl von ^><n,l flneau
^"^.'^
ei Pcofeffor Dr. Ludwig Stein
' '.^e Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
". .5. Schot rlaendcr, A.,G., Breslau.
V>^en Berlin W.io VudapeN Kopenhagen
^..' c,»tt»,. «»Mich« K,K ho'duchb.ull»i <f,l«» ii tzass«lb»lch,
Cl'risti.mia l <'»('.,> Konstantinopel
,,' <ü«d«n und In Dl,i»m»r»: »«^»« llNl. u««»» «».nlül««, »«p«nll«««n.
»«»»««. «n«,,». ». »»HI:-»>>»»«« O. »«« «»igen, Hül,ch I.
!N!» P«<««»»««:
>vH» 22.
38. Jahrgang. Band 147. Hrn 4?^ -.^mber i9iz

'?r.,i.v,.' der Rcpl'.blit Pc..t>,.,,:,

EmeeeuOeMmntWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schorclaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. Kteinack«. V»NH»ll> Lu«er. «rM^ch«».K,h»fbuchh»ndI. Ellle» ck basieldalch,
Stockholm Christiania London Konstantinopel
«.«. Flitz«, 1,ibr»ills «u7»!s. Jac»b Dybwod Vnchhdlg. WUIIllm» ii ül»rg»l«, Inienilll, Vuchhandl. Olto Kell.
llll dl« Pi»»inzn, In Schweden und in Dänemark: »«»lg Vi,». Uvslns Nachs»l««, «»penli»g«n.
für dl« Schweiz: »lta»««. «lntia». ». »uchl!»n»lung V. v»n «e»g«n, Zürich l.
l8«n«illloertl«!ung f2l H»lland: «.V. »a»«l»<lu« und ««l,n, Ha»»< Vu!l«nh»f3lj.
D« bnchhilndlelilch« V«lll«b für Nntzland b«I der Eelelllchaft Vl. V. W»lfs, tzofbuchhandlungen In P«t««»b««<:
L««Uiu,?^ »»»r 18 ». «s»«U ?lu8pe!it 13. «««««: Schm!«d«biück« 12 u. ZliueduvH» 22.
38. Jahrgang. Band 147. Heft 471 Dezember 1913

Antonio Macieiro,
portugiesischer Minister des Auswärtigen:
Offener Brief an den Herausgeber der
Zeitschrist „Nord und Süd".

Sehr geehrter Herr!

Die portugiesische Regierung schätzt ehrenhafte Absichten, ihre Leistungen unbefangen zu werten, um so höher, je seltener dies in der ausländischen Presse der Fall ist, und sie ist nicht nur für jede derartige Anregung, wie sie von Ihnen ausgeht, dankbar, sondern sie bemüht sich, entspreechnden Wünschen so vollständig als irgend möglich Genüge zu leisten. Ohne andere Absicht als die, Ihren Lesern die politische und soziale Entwicklung einer jungen Republik zu schildern, die eine am Rande des Abgrundes stehende Nation vor dem Untergang bewahrt hat, haben Sie, sehr geehrter Herr, den Wunsch geäußert, eine der Nummern von „Nord und Süd" meinem Vaterlande und seinen Institutionen zu widmen.

Zu meinem lebhaften Bedauern traf mich Ihre Einladung in einem Augenblick, in welchem ich nicht in der Lage war, abermals Mitarbeiter Ihrer Zeitschrift zu sein. Immerhin und trotz der vielfachen Beschäftigungen, die mein Amt mir auferlegt, habe ich es mir nicht versagen wollen, die Organisation der der portugiesischen Republik gewidmeten Nummer selber in die Hand zu nehmen. Und ich glaube, daß Ihre Leser dabei nicht schlechter wegkommen. In den Aufsätzen, die ich Ihnen schicke, und die hervorragende Männer verschiedener Parteien und verschiedener Gesellschaftsklassen zu Verfassern haben, werden Ihre Leser ein gut Teil des Werkes der portugiesischen Republik mit genügender Ausführlichkeit dargestellt finden. Viele andere, nicht weniger interessante Seiten der Frage wären ebenfalls der Behandlung wert. Aber dazu würden selbst mehrere Nummern Ihrer ausgezeichneten Zeitschrift nicht hinreichen, und auch Ihren Lesern würde vielleicht die zu große Ausführlichkeit in der Darstellung des portugiesischen Lebens nicht willkommen erscheinen.

Indem ich, sehr geehrter Herr, Ihrem Wunsche nachkomme, danke ich Ihnen verbindlichst für Ihre außerordentliche Liebenswürdigkeit, die Ihre Zeitschrift ehrt und mir die angenehme Verpflichtung auferlegt, Ihnen meine Anerkennung auszudrücken.

Mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Antonio Macieiro,

portugiesischer Minister des Auswärtigen.

Ioao Chagas,

portugiesischer Gesandter in Paris:

Die Ziele Portugals.

Die republikanische Regierungsform, zu welcher Portugal infolge der bekannten geschichtlichen Ereignisse übergegangen ist, bedarf einer theoretischen Begründung nicht nur, sondern auch einer historischen Rechtfertigung. In der Regel ist die öffentliche Meinung Europas über das innere politische Leben der kleineren Nationen ungenügend unterrichtet. Was insbesondere die republikanische Regierungsform Portugals betrifft, so war man vielfach geneigt, sie als Werk von träumerischen Ideologen und politischen Erperimentatoren hinzustellen. Es wird männiglich ebenso schief geurteilt über die Stabilität der neuen Regierungsform, wie über ihre Ziele und Bestrebungen. Man sieht vielfach in der neueren portugiesischen Revolution nur ein Seitenstück zu den europäischen Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848, das bekanntlich die demokratischen Forderungen des 19. Jahrhunderts samt und sonders zu verwirklichen suchte. Man schloß daher etwas voreilig, daß unsere Revolution infolge der sozialen Störungen, welche einzelne Radikale mit ihren unreifen Theorien hervorrufen, ebenso vorübergehender Natur sein werde, wie die ausschweifenden Forderungen dieser Neuerer. Zudem sah man in den neuen Staatsmännern der portugiesischen Republik nichts anderes, als eine neue Auflage jenes geistigen Typus von Revolutionären, welche durch Fanatismus und Sektengeist gekennzeichnet sind. Dieses Bild, das sich die öffentliche Meinung Europas von den führenden Männern der portugiesischen Republik gemacht, ist in allen seinen Zügen entstellt, ja geradezu gefälscht. In Tat und Wahrheit besteht die republikanische Partei in Portugal schon seit Jahrzehnten. Ihre heutige Ausgestaltung verdankt sie aber keiner theoretischen Kritik der monarchischen Idee, sondern lediglich der unbezwinglichen Sehnsucht nach einer ehrlichen Regierung. Man darf die ersten portugiesischen Republikaner, die bereits in den neunziger Jahren des vorigen

Jahrhunderts ihre Schwingen zu regen suchten, füglich als unzufriedene Patrioten ansprechen.
Wir müssen auf geschichtliche Vorgänge zurückgreifen, um der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt klar zu machen, warum das monarchische Regime in Portugal schon seit Jahrzehnten die allgemeine Unzufriedenheit im Lande hervorgerufen hat. Die heutige Politik Portugals ist ohne diesen geschichtlichen Hintergrund nicht zu verstehen. Ich werde indes die Leser von „Nord und Süd" nicht ermüden, sondern mich darauf beschränken, die geschichtlichen Hintergründe für die allgemeine Unzufriedenheit mit der monarchischen Regierungsform in Portugal in knappen Zügen zu kennzeichnen. Im Jahre 1833, nach dem Kriege zwischen den beiden Kronprätendenten, den Brüdern D. Miguel und D. Pedro, wurde in Portugal das liberale Regierungssystem eingeführt. Aber im Schöße der Parteien erwuchsen neue Schwierigkeiten, die sich bis zum Jahre 1851 in blutigen Revolutionen entluden, so daß das Land völlig verwüstet und der Staatsschatz bis auf die Neige geleert wurde. Von jenem Zeitpunkte an datiert jene finanzielle Misöre in Portugal, zu deren Hebung nichts Einschneidendes versucht wurde. Die Geldkrise erreichte ihren Höhepunkt in den letzten Jahren des liberalen Regimes, dessen einzelne Fraktionen im Jahre 1851 endlich untereinander Frieden schlossen. Eine neue politische Partei nahm alsdann die Zügel der Regierung in die Hände. Es standen nunmehr zwei Parteien einander gegenüber: die konservativ-aristokratische und die radikal-fortschrittliche. Die Bürgerkriege mit ihren unausbleiblichen Folgen haben in Portugal jeden Fortschritt unterbunden. Das ökonomische Rüstzeug des Landes war ohnehin dürftig genug. Eisenbahnen waren noch gar nicht vorhanden, und die Landstraßen befanden sich in einem kümmerlichen Zustande. Unter dem liberalen Regime nahm das Land einen Anlauf zu technischem Fortschritt. Aber die Gegenpartei, die nunmehr ans Ruder kam, unterbrach das so ersprießlich begonnene Werk der Liberalen, mißachtete die dem Gemeinwohl dienenden Werke und nützte ihre politische Macht auf die Wählermassen dazu aus, die eigene Partei zu stärken und deren Einflußsphäre zu mehren. Hätte es sich dabei um ein gebildetes, geistig vorgeschrittenes Volkstum gehandelt, so würde sich der angerichtete Schaden mit der Zeit vielleicht wettmachen lassen. Aber die Anzahl der Analphabeten machte im damaligen Portugal nahezu 90 Prozent der Bevölkerung aus. Da konnte die politische Immoralität sich leichter einnisten und in verhängnisvoller Weise die Leitung der öffentlichen Verwaltung infizieren. Die Parlamente waren nur der Ausdruck einer Wählerschaft ohne Gewissen, und das Abgeordnetenmandat nur ein Instrument des Willens der regierenden Partei. Der konservative Parteiführer, Rodriguez da Fonseca, führte das bezeichnende Wort im Munde: „Die Deputierten kaufe ich fir und fertig".
Wenn nun ein Land solche Erscheinungen aufweist, dann ist es allem Ungemach widerstandslos preisgegeben. Portugal war 1851—1891 auf Gnade und

Ungnade diesen skrupellosen Politikern ausgeliefert. Die mißliche finanzielle
Lage des Landes, die schon unter dem liberalen Regime eingesetzt hatte, nahm von
Jahr zu Jahr immer beängstigendere Dimensionen an. Die Jahre 1833—1851
brachten dem Staatshaushalte ununterbrochen Defizite. Nur die Budgetjahre
1853/4, 1854/5 und 1856/7 machten hiervon eine Ausnahme. Alle übrigen
Jahresabschlüsse der portugiesischen Budgets zeigen Fehlbeträge, die im jährlichen
Durchschnitt 7300 Contos betrugen (zum Parikurse von 225 Reis für die Mark
bedeutet dies eine Summe von ungefähr 32 Millionen Mark). Dabei wuchsen
die öffentlichen Ausgaben im Verhältnis zu den Einnahmen um 40—50 Prozent.
Diese ständige Unterbilanz im Staatshaushalt legte dem Lande — wie natürlich —
immer drückendere Steuern auf, und die Schuldenwirtschaft schwoll immer be-
drohlicher an. Im Jahre 1832 erforderte der Staatsschuldendienst 2570 Contos
(ca. 11 Millionen Mark), während er 1902 auf 20 719 Contos gestiegen war
(d. h. nahezu 92 Millionen Mark). Das bedeutete beinahe ein Drittel aller
öffentlichen Einnahmen. Das unheimliche Wort „Bankerott" spielte daher in
den öffentlichen politischen Erörterungen eine verhängnisvolle Rolle. Und so
mußte denn auch Portugal im Jahre 1891 tatsächlich seine Zahlungen einstellen.
Die Steuern wuchsen ins Ungemessene, so daß sie sich in den zwanzig Jahren
(von 1880—1899) nahezu verdoppelten, sie stiegen von 12116 Contos auf
23 614 Contos (etwa 104 Millionen Mark). Dabei fehlte es dem Lande so
ziemlich an allem. Die Hälfte des Landes wurde, seitdem die liberale Regierung
von der konservativen abgelöst wurde, gar nicht mehr bebaut. Die elementarsten
nationalen Aufgaben, der öffentliche Unterricht und die Landesverteidigung,
wurden völlig vernachlässigt. Cliquenwirtschaft und persönliche Interessen
nahmen alle öffentliche Tätigkeit und politische Initiative restlos in Anspruch.
Hier setzt die republikanische Bewegung in Portugal ein. Die Republikaner
waren in der Mehrzahl von Hause aus ernste Patrioten, die von der Unhalt-
barkeit dieser Zustände fest durchdrungen waren und sich daher zur Überzeugung
durchgerungen haben, daß nur eine Änderung der Staatsform das Land vor
einem völligen Zusammenbruch bewahren könne. Im schicksalsreichen Jahre 1891
tritt die republikanische Partei in Portugal in eine neue Phase ihrer inneren
Entwicklung ein. Inzwischen war nämlich ein Geschlecht herangewachsen, das
den einstmaligen Aufschwung des liberalen Regimes nicht mehr kannte, sondern
nur die Spuren seines Verfalls sah. Ein neuer König, D. Carlos, tritt auf den
Plan, und mit ihm war die Möglichkeit einer grundmäßigen Reform unserer
verrotteten politischen Sitten und Verwaltungsgrundsätze gegeben. Von allen
Parteien wird ihm geraten, die Fehler der alten Regierung zu meiden; man
erwartet und fordert von ihm ein neues Leben. Einige Ultras legen ihm
sogar nahe, das absolutistische Regiment wieder einzuführen. D. Carlos war
noch sehr jung, als er zur Regierung kam. Es soll auch an seinen guten Ab-
sichten nicht der geringste Zweifel erhoben werden. Aber die politische Erbschaft,

die er angetreten hatte, war eine zu traurige. Die Schäden hatten sich zu tief eingefressen, als daß sie durch kleine Mittelchen, wie sie eine dürftige Verbesserung der Verwaltung darboten, hätten ausgemerzt werden können. Zwar regen sich einige neue Parteien, die das Land radikal reformieren möchten, aber sie erlangen allesamt keine lange Lebensdauer. Die alten traditionellen Parteien lassen die neuen nicht aufkommen und gönnen den Jüngeren keinen Platz in der Leitung der öffentlichen Geschäfte. Und so verschwinden die fortschrittlichen Parteien im Bewußtsein ihrer politischen Ohnmacht fast ebenso rasch, wie sie entstanden waren. Dies war auch das Schicksal jener Gruppe, die sich „dynastische Linke" nannte und einen der hervorragendsten Staatsmänner des ehemaligen liberalen Regimes an ihrer Spitze sah.

König Carlos hatte den Thron 1889 bestiegen. Aber schon 1891 stellte der Staatsschatz seine Zahlungen ein. Der Zinsfuß wurde herabgesetzt, und die Staatsgläubiger mußten sich eine beträchtliche Herabminderung ihres Einkommens gefallen lassen. Zwar versuchte ein von edelstem Patriotismus durchglühter Mann, Dias Ferreira, dieser Finanzkrise des Landes zu steuern. Aber seine Anstrengungen waren vergebliche. Der gemeinsame Widerstand der herrschenden Oligarchie brach seine Kraft. Er mußte sich von der Leitung der Regierung zurückziehen und veröffentlichte später eine Anklageschrift voll herbster Verurteilung jenes Regiments, das zum Staatsbankerott geführt hat. Er schleudert jener Klasse, die das Land systematisch aussaugt und zugrunde richtet, die heftigsten Invektiven entgegen. Die Ausgaben des Landes wuchsen beständig, ohne daß ihnen eine wirtschaftliche Hebung des Landes oder eine Zunahme des öffentlichen Wohlstandes entspräche. Im Jahre 1890 betrugen die Ausgaben des Landes 40 000 Contos (177 Millionen Mark), und im Jahre 1910, zur Zeit des Sturzes der Monarchie, waren sie auf 75 000 Contos (etwa 333 Millionen) angewachsen. Die Fehlbeträge aus den Budgets wollten nicht schwinden. Die Summe dieser Fehlbeträge erreichte nach fünfzigjähriger Mißregierung die schwindelnde Höhe von 330 900 Contos (etwa 1470 Millionen Mark). Dabei hatte man, ungeachtet aller dieser Ausgaben, das Problem der Landesverteidigung völlig aus dem Auge verloren. Portugal vermochte nur unter ungeheueren Anstrengungen ein geschwächtes Heer zu mobilisieren. Und obgleich unser Land auf eine ruhmreiche Vergangenheit als Seefahrer zurückblicken kann, wehte nur noch auf wenigen Kriegsfahrzeugen, die zudem keinen militärischen Wert hatten, unsere Flagge. Was endlich den öffentlichen Unterricht anlangt, so beweisen die 70 Prozent Analphabeten, die wir immer noch haben, die Rückständigkeit der früheren Regierungsform. Unter dieser Mißwirtschaft blieben 48 Prozent der Anbaufläche unseres Landes immer noch unkultiviert. Eine Legion von öffentlichen Beamten, darunter viele Faulenzer, belasteten damals den Staatshaushalt mit nicht weniger als 25 Prozent seiner Gesamteinnahmen. Der Prozentsatz der Beamten im Verhältnis zur Bevölkerung ist in den Annalen anderer Länder ohne

Beispiel. Nicht weniger als 50 000 Beamte trieben sich in den Büros herum und wetteiferten förmlich in geschäftig sein sollendem Müßiggang. In der Steuerverwaltung herrschte krasseste Ungerechtigkeit und ungleichmäßige Behandlung. Die Reichen machten falsche Angaben über die Höhe ihres Besitzes, was die mit ihnen verbündeten politischen Parteien stillschweigend hinnahmen. Dafür wurden die Armen um so stärker zu den Steuerlasten herangezogen. Man erhöhte die Staatseinnahmen, indem man die unentbehrlichsten Lebensmittel, die den Armen am schwersten treffen, mit unerschwinglichen Abgaben belastete. Ein Finanzminister heckte sogar den Plan aus, zu allen bestehenden Steuern noch einen besonderen Zuschlag hinzuzufügen.

Alle diese Umstände muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die tiefnen Gründe verstehen will, die zu einem völligen Zusammenbruch der Monarchie in Portugal geführt haben — Unzufriedenheit und Mißmut über das hier geschil-. derte Regierungssystem hatten sich dermaßen gehäuft, daß eine gewaltsame Erplosion erfolgen mußte. Die Unzufriedenen aller Parteien traten je später, desto rückhaltloser in die Reihen der bereits stark ausgebildeten republikanischen Partei ein. Kennzeichnend für Stimmung und Haltung der Republikaner unter der Regierung des letzten Monarchen ist das Wort eines führenden Republikaners, Dr. Ioss Falkao, eines Professors der Universität Coimbra, das er in der schwersten Stunde der politischen Krise den Monarchisten zugerufen hat: „Wenn die Monarchie uns retten kann, so soll sie uns retten!"

König Carlos sah 1906 endlich ein, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter gehe. Die alten Parteien waren so unpopulär, daß er mit ihnen nicht mehr regieren konnte. Er berief daher Ioäo Franco an die Spitze des Ministeriums, einen Mann, der zwar den bisherigen Parteien gedient, aber zugleich erklärt hatte, ihre Verfehlungen einzusehen, und gewillt schien, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Franco wurde vom ganzen Volke anfänglich freudig willkommen geheißen. Vielleicht hätte er auch das von ihm intendierte Reformwerk durchgesetzt, wenn er nicht politische Fehler begangen hätte, welche die Krisis verschärften und dadurch das monarchische Prinzip in Mitleidenschaft zogen. Sein folgenschwerster Fehler bestand nämlich darin, die Person des Königs in die öffentliche Debatte zu ziehen. In unkluger Weise tat Franco dem Lande kund, daß König Carlos zum Schuldner des Staatsschatzes geworden war, indem er ungesetzliche Vorschüsse vom Fiskus entnommen hatte. Das illegale Verhalten des Königs auf der einen und das unehrliche Vorgehen der Verwaltung auf der anderen Seite erregten den öffentlichen Unwillen in bedrohlichem Maße. Ioao Franco bekundete freilich den guten Willen, das Verhältnis des Königs zum Staatsschatz ins Gleichgewicht zu bringen. Aber welcher Mittel bediente er sich bei diesem Beginnen? Er fälschte glattweg die Rechnungen! Als aber diese Tatsache öffentlich bekannt wurde, da waren König Carlos und sein Premierminister unheilbar bloßgestellt und unrettbar verloren. Denn Ver-

fehlungen treten selten einzeln auf. Franco beging noch folgenschwerere Ver-
gehungen. Als er die Unhaltbarkeit der Situation einsah, griff er in der Ver-
zweiflung zu außerordentlichen Regierungsmaßnahmen. Er löste das Parlament
auf, unterwarf die Presse einer Ausnahmegesetzgebung und schien gewillt, die
Führer der republikanischen Partei durch Deportation zum bürgerlichen Tode zu
verurteilen. Aber die Ermordung des Königs und seines Sohnes bereitete der
politischen Aktion des Ministeriums Franco ein ebenso plötzliches wie tragisches
Ende. König Manuel bestieg nunmehr den Thron. Die republikanische Partei
verzichtete, angesichts der traurigen Begleiterscheinungen des Königsmordes, bei
diesem Anlaß auf jede revolutionäre Betätigung; sie beschloß vielmehr, des
starken Druckes der öffentlichen Meinung ungeachtet, die Entwickelung der Er-
eignisse unter König Manuel abzuwarten.

Die Regierungszeit D. Manuels war ebenso kurz wie unglücklich. Weder
die gehäuften Fehler der Vergangenheit, noch die bitteren Lehren der traurigen
Gegenwart vermochten die Menschen zu ändern, die Zustände zu bessern oder gar
das ganze Regierungssystem umzugestalten. Das erste Ministerium des jungen
Monarchen trat freilich mit annehmbaren Reformvorschlägen hervor. Die repu-
blikanische Partei verhielt sich vorerst abwartend. Mit jener Aufrichtigkeit, die
sie von jeher auszeichnete, erklärte sie auch jetzt, die Monarchie zu unterstützen,
wenn es ihr gelänge, das Land vor völligem Verfall zu retten. In einer denk-
würdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses streckte der Deputierte Alfonso Costa,
der Führer der Republikaner, im Namen seiner Partei den Monarchisten die
Hand zur Versöhnung entgegen, wenn diese sich auf den Boden der europäischen
Moral und der politischen Freiheit stellen wollten. In diesem Falle stellte Costa
die ehrliche Mitarbeit der gesamten republikanischen Partei an dem Gesundungs-
prozeß des Landes in Aussicht. Die Monarchisten hatten indes für dieses
großmütige Anerbieten kein Verständnis und lehnten den Vorschlag des republi-
kanischen Führers Costa, der gegenwärtig Präsident des portugiesischen
Ministeriums ist, kurzer Hand ab. Der Vorschlag Costas beweist für alle, die
sehen wollen, daß die Republikaner von Hause aus weder gewaltsam, noch
übereilt vorgegangen sind. Im letzten Augenblicke vor der Entscheidung waren
sie vielmehr gewillt, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, der versinkenden, un-
haltbar gewordenen Monarchie ein Rettungsseil zuzuwerfen. Den Republikanern
ging die Größe und das Ansehen des Vaterlandes über alles. Sie hätten die
Monarchie aufrechterhalten, wenn diese imstande gewesen wäre, ein Rettungs-
werk zu vollführen, das den Ruin Portugals hätte verhindern können. Aber
die Geschichte Portugals, deren Grundzüge wir hier zur Orientierung für
deutsche Leser in knappen Zügen zusammengefaßt haben, hat den unwider-
leglichen Beweis erbracht, daß die Monarchie außerstande war, das Vater-
land zu retten.

SidonioPaes,
Gesandter der portugiesischen Republik in Berlin:

Die portugiesischen Finanzen.

Den entscheidenden Anstoß zum Ausbruch der Revolution in Portugal am 5. Oktober 1910 hat unzweifelhaft der jämmerliche Zustand der Staatsfinanzen gegeben, in welchen das „aucieu r^ime" unser Land hineingetrieben hat. Daraus erwuchs beim überwiegenden Teile aller Urteilsfähigen die Überzeugung, daß an eine durchgreifende Hebung des Landes nur gedacht werden kann, wenn die durch und durch ungesunde politische Atmosphäre von Grund aus gereinigt wird, und dies war nur dadurch möglich, daß man wieder zur guten Sitte der Sauberkeit in Gesinnung und Handlung zurückkehrte. Eine kräftige Brise politisch-moralischer Reinlichkeit fegte die Miasmen der politischen Korruption des früheren Regiments hinweg. Peinlichste Akkuratesse in der Verwaltung der öffentlichen Gelder schuf in der Republik ein neues moralisches Milieu. Dae portugiesische Parlament überwacht durch seine strenge und wachsame Kontrolle die öffentliche Verwaltung. Dieses neugewählte Parlament zeichnet sich vor allem durch zwei Eigenschaften aus: Völlige Unabhängigkeit seiner Mitglieder und ehrliches Bestreben, dem Vaterlande selbstlos zu dienen. Die öffentliche Meinung in Portugal, die unter der früheren Regierung den moralischen und ökonomischen Verfall des Landes mit bitterem Schmerz empfand, frent sich unserer inneren Gesundung und verfolgt den offensichtlichen Aufstieg der öffentlichen Verwaltung unter dem neuen Regierungssnstem mit freudiger Aufmerksamkeit. Die portugiesische Republik gibt das Beispiel einer Wiederherstellung der Reinheit der Sitten und der Achtung vor dem Gesetz. Es vollzieht sich dieser Umschwung von der Korruption zur puritanischen Einfachheit und Reinheit unserer öffentlichen Moral mit einer so peinlichen Beflissenheit, daß schon ein minimales Abweichen von dieser strengen Norm der republikanischen Regierungsgrundsätze lebhaften Widerspruch erzeugt und erregte politische Diskussionen hervorruft, die zuweilen sogar den Anschein erwecken, das Maß des Zulässigen zu überschreiten. Unter diesem Gesichtswinkel sollten unsere öffentlichen parlamentarischen Kämpfe angesehen und beurteilt werden. Wir sind einig und geschlossen gegenüber der gemeinsamen Gefahr, aber behutsam und kritisch gegenüber unseren eigenen Fehlern, was nur beweist, ein wie lebhaftes Interesse die ganze Nation an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt. Dem unparteiischen Beobachter unserer Verhältnisse drängt sich die Ansicht auf, daß die strenge Moral unserer republikanischen Regierung von der Öffentlichkeit überwacht wird, gerade weil sich allenthalben die Überzeugung Bahn gebrochen hat, daß das völlige Versagen dieser moralischen Qualitäten den Untergang des früheren Regierungssystems bedeutete, während ihre sorgsame Pflege nicht bloß zu den

obersten Pflichten der Republik gehört, sondern geradezu ihre Daseinsberechtigung ausmacht. Angesichts der offenkundigen Purifizierung des Landes von jenem moralischen Sumpf, in welchen das „aucieu r^ßime" Portugal gestürzt hat, muß jeder Versuch einer Wiederherstellung der alten Korruptionswirtschaft als ein Verbrechen gegen die vitalen Interessen unserer Nation bezeichnet werden. Für jeden Unbefangenen, der sehen will, ist der ökonomische und kulturelle Fortschritt, den unser Land unter der gegenwärtigen Regierungsform zu verzeichnen hat, mit Händen zu greifen, weil er mit unwidersprechlichen Zahlen zu erhärten ist. Die Staatsschulden, welche 1831 kaum 10 000 Contos betrugen, stiegen unter der vermeintlich konstitutionellen Monarchie, ungeachtet des stillen Friedens nach außen, dessen sie sich erfreute, so maßlos und gefahrdrohend an, daß die finanzielle Krise im Jahre 1892 zu einem völligen Zusammenbruch, ja zum Staatsbankerott geführt hat, der erst durch das Übereinkommen vom Jahre 1902 aufgehoben wurde. Aber selbst diese schwere Prüfung vermochte das alte Regierungssystem nicht zur Einsicht und Umkehr zu bringen. Die Staatsschulden wuchsen vielmehr von Jahr zu Jahr, so daß die sterbende Monarchie der neuen Regierungsform die ruinöse Höhe von 658 000 Contos (nom. — 2924 Millionen Mark) als Erbschaft an Staatsschulden hinterließ. Damit ging natürlich eine völlige Entwertung unserer Valuta Hand in Hand, so daß es Momente gab, in denen unsere staatlichen Banknoten 30 Prozent unter Parikurs gehandelt wurden.

Von der ungeheuerlichen Summe unserer Staatsschulden waren zudem 200 000 Contos auswärtige Goldanleihe, darunter 11286 Contos schwebende Schuld, kurzfristige Schatzscheine mit drei- bis sechsmonatlicher Zurückzahlungsfrist bei enormem Zinsfuß. Das alles schwebte wie ein Damokles-Schwert über dem Lande und mußte im Moment der Fälligkeit die Haare des Finanzministers bleichen. Von den 458 000 Contos der inneren Anleihen gehörten 70 132 Contos den schwebenden Staatsschulden an, die zu 6 Prozent verzinst werden mußten, und die im Falle einer wirtschaftlichen Panik den Staatsschatz in tödliche Verlegenheit setzen konnten. Um sich ein ungefähres Bild dieser verzweifelten finanziellen Lage zu machen, in welche die 658 000 Contos Staatsschulden uns versetzen, wollen wir das Verhältnis der gesamten Staatseinnahmen zum Zinsendienst für die Staatsschuld ins Auge fassen. In den Jahren 1910/11 betrug das gesamte Einnahme-Soll unseres Staates 69 400 Contos, während wir für den Zinsendienst einschließlich der Amortisationsquoten jährlich 22 300 Contos aufbringen mußten, das bedeutete 32 Prozent unserer gesamten regulären und außerordentlichen Einnahmen. Dabei übergehen wir noch die verhängnisvoll drückenden Bedingungen, unter denen unsere letzten Anleihen abgeschlossen wurden, und die frevlerischen Anwendungen, welche dieser dem Lande zugeführte künstliche Goldstrom gefunden hat. Nur das eine Moment dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Verschwendung und Unterschleife,

vor allem aber illegale und unmoralische Hergabe von Staatsmitteln zu persönlichen Zwecken der Machthaber auf der Tagesordnung waren, so daß selbst die Verteidiger des uu^ieu rs^iius mit zynischer Offenheit dieses ganze Vergeudungssystem eingestanden. Das alles führte zu einem endgültigen Bruch zwischen Volk und Dynastie. Und die nachfolgenden Geschlechter werden noch lange unter den blutenden Wunden zu leiden haben, welche die vergangenen ihnen geschlagen haben.

Wir wollen nunmehr die Kehrseite der Medaille zeigen. Wir wollen die günstigen wirtschaftlichen Wirkungen hervorheben, welche die dreijährige Arbeit der Republik, angesichts einer so peinlichen finanziellen Situation, schon gezeitigt hat. Die Kürze der Zeit und die Verwickeltheit der finanziellen Probleme haben natürlich kein allzu rasches Tempo in der Gesundung unserer Verhältnisse gestattet. Immerhin sind die seither erreichten Resultate bemerkenswert genug, die Aufmerksamkeit der anderen Nationen auf sich zu lenken und die Unbefangenen davon zu überzeugen, daß die Republik in vergleichsweise kurzer Zeit das Land wieder in eine Periode gesunder Finanzen infolge innerer Reformen hinüberführen wird. Der Gouverneur der portugiesischen Staatsbank, Innocencio Camacho, veröffentlichte jüngst eine interessante Studie, i» welcher er den Nachweis führte, das während der letzten 58 Jahre der Monarchie das durchschnittliche Jahresdefizit 5982 Contos betrug. Wären wir in den letzten drei Jahren im gleichen Verhältnis mit der Häufung der Defizite fortgefahren, so müßte sich unsere Staatsschuld inzwischen um 17.946 Contos vergrößert haben. Aber das Gegenteil ist der Fall. Bis zum 31. August 1913, also noch nicht ganz drei Jahre nach dem Bestande der Republik, hat sich die portugiesische Staatsschuld um 19 Contos vermindert. Auch die Beschaffenheit der Staatsschulden hat inzwischen eine durchgreifende Veränderung erfahren. Die schwebende innere Staatsschuld ist freilich gewachsen, aber diese Erhöhung wurde durch Zinsherabsetzung der restlichen inneren und äußeren Staatsschulden reichlich wettgemacht. Die schwebende äußere Staatsschuld hat sich i n d e r g e nannten Periode um 8499 Contos verringert, d. h. sie fiel von 11286 Contos auf nur 2787 Contos. Außerdem verminderte sich im selben Zeitraum die äußere Amortisationsanleihe um 4761 Contos, so daß die drückende, weil schwebende Schuld an das Ausland auf ein Minimum reduziert ist und eben damit aufgehört hat, den ewigen Alpdruck unseres Staatswesens zu bilden. Und mag auch die innere Anleihe etwas angewachsen sein, so ist doch deren Zinsfuß von 6 auf 5'/-! Prozent gesunken, wie denn überhaupt der durchschnittliche Zinsfuß aller unserer Anleihen sich ermäßigt hat. Auf diesem Wege konnte die Republik nach und nach eine Art von Konvertierung unserer äußeren und inneren Anleihen herbeiführen, die unserem Lande alljährlich ein ge-

ringeres Ausmaß von Geld entzieht, wodurch Portugal drohenden Gefahren
gegenüber widerstandsfähiger wird.
Die bisher erzielten finanziellen Ergebnisse der republikanischen Regierung
springen um so mehr in die Augen, wenn man sich die Erklärung des Minister-
präsidenten und Finanzministers Alfonso Costa vergegenwärtigt, nach welcher die
Verringerung unserer Staatsschuld seit Januar 5715
Contos beträgt. Und mögen auch die ersten beiden Budgets der republi-
kanischen Regierung Defizite aufgewiesen haben, so zeigt doch schon das Budget
1912/13 einen Überschuß von 16? Contos — den ersten Überschuß
seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dabei handelt es
sich nicht etwa um eine künstliche Zurechtstutzung unseres Budgets, zumal der
Ministerpräsident sogar einen höheren Überschuß, als im Budget vorgesehen,
angekündigt hat. So hat er beispielsweise für das Jahr 1913/14 dem Parlament
ein Budget vorgelegt, das bereits genehmigt wurde, wonach für dieses Jahr ein
Überschuß von mindestens 900 Contos zu erwarten ist. Da es also der gegen-
wärtigen Regierung zum ersten Male seit mehr als einem halben Jahrhundert
gelungen ist, das budgetäre Gleichgewicht herzustellen, so werden Regierung und
Parlament in steigendem Maße dafür besorgt sein, daß dieses Gleichgewicht, bei
den stetig wachsenden Staatseinnahmen zumal, aufrechterhalten wird, voraus-
gesetzt, daß keine unvorhergesehenen Zwischenfälle, die das Ertraordinarium be-
lasten könnten, dieses Gleichgewicht stören.
Dieses glückliche Ergebnis hat die republikanische Regierung in vergleichs-
weise kurzer Frist und in einer kritischen Zeit erreicht, während die Verschwörer,
welche eine Wiederherstellung der Monarchie anstreben, ihre Putsche wiederholen
und dadurch die Regierung ständig zu außerordentlichen Ausgaben für die
nationale Verteidigung nötigen. Abgesehen von diesen außerordentlichen Kre-
diten für die Selbstverteidigung der Republik, ist jetzt noch jedes Ministerium
finanziell überlastet, bis normale Zeiten eintreten. Immerhin hat die Republik
das Menschenmögliche geleistet. Alles Gute des „aueieu rsßime" wurde bei-
behalten. Dabei wurden drückende Steuern, die den kleinen Mann trafen, herab-
gesetzt oder ganz abgeschafft. Nach modernen Gesichtspunkten wurde die Steuer
proportional dem Vermögen geregelt. Strikteste Sparsamkeit mit öffentlichem
Gelde wird überall geübt. Einnahmen und Ausgaben des Staates unterliegen
strengster Kontrolle. Ehrlichkeit und moralische Sauberkeit sind in alle öffent-
lichen Verwaltungszweige eingekehrt. Dank dieser politischen Moral, die in allen
zivilisierten Ländern mit einer gewissen Selbstverständlichkeit heimisch ist, haben
wir in diesen drei Jahren bereits erkleckliche Erfolge aufzuweisen. Wir dürfen
uns der Zuversicht hingeben, daß bei einer Stabilisierung unseres Regierungs-
systems in absehbarer Zeit noch weit glänzendere Erfolge unser Werk krönen
werden.

Vitorino Gadinho,
Hauptmann im Generalstab und Abgeordneter:
Das portugiesische Heer.
Beim Ausbruch der Revolution, im Oktober 1910, entsprach die Lage des portugiesischen Heeres durchaus derjenigen aller anderen Verwaltungszweige. Eine wüste Finanzwirtschaft und eine skrupellos? Korruption hatten das Land dem Verderben entgegengeführt. Verwaltung und Armee lagen gleicherweise darnieder. Das Heer war ein Scheinheer, mehr dazu bestimmt, die monarchischen Institutionen zu schützen, als das Vaterland nach außen zu verteidigen, wenn es angegriffen werden sollte. Und dieses Schattenheer entzog dem ausgeschöpften Lande jährlich 9000 Contos (34 Millionen Mark). Dabei setzte sich das Heer aus wertvollen Elementen zusammen. Sowohl die Mannschaft, als auch das Material waren von guter Beschaffenheit. Aber ungeachtet der großen Geldopfer des Landes war die Organisation der Armee eine so unzulängliche, daß man keinerlei Gewähr dafür hatte, sich mit Ehren schlagen zu können, falls die Unabhängigkeit unseres Landes angetastet würde. Vor allem war der Mangel an zureichendem Material verhängnisvoll; ein Infanterie-Regiment besaß nicht einmal das Notwendigste, um ein Bataillon zu mobilisieren. Wir besaßen zwar die erforderliche Anzahl guter Gewehre, um die Regimenter der sechs Divisionen unseres aktiven Heeres richtig auszurüsten; aber die Artillerie stand in keinem richtigen Verhältnis zur Infanterie. Auch besaß sie nicht das Material, dessen sie unbedingt bedurfte. Der Kavallerie vollends fehlte das erforderliche Material so gut wie ganz.

Die Kriegsschule bildete freilich eine Anzahl von Offizieren aller Waffengattungen aus, die mit einer, wenn vielleicht auch nicht vollkommenen, so doch durchaus annehmbaren militärischen Erziehung ausgerüstet waren. Sobald diese von Hause aus gutartigen Elemente in ihre bestimmten Regimenter eingereiht wurden, verloren sie sehr bald die Liebe zum Waffenhandwerk. Je tiefer der Einblick war, den sie in die prekäre Lage des Heeres tun durften, desto mutloser wurden die jungen Offiziere, so daß sie das Vertrauen zur Armee, im Ernstfalle das Vaterland verteidigen zu können, einbüßten. Der Rekrutenunterricht war gerade in seinem wichtigsten Teil, dem Felddienst, sehr mangelhaft. Es lag dies nicht an der Mannschaft oder an der Unzulänglichkeit des Unterrichts, sondern am Mangel der zu diesem Zwecke bereitstehenden Mittel. Regelmäßige militärische Manöver oder einigermaßen ausgedehnte Übungen konnten wegen Mangels an Mitteln nicht durchgeführt werden. Als charakteristisch für das alte Regime können die letzten Manöver 1903 angesehen werden. Nur eine sehr unvollständig mobilisierte Division nahm daran teil, und selbst da mußte noch

mit Mannschaft, Pferden und Material notdürftig nachgeholfen werden. Hie
Effektivstärke unserer Armee war so geschwächt, daß der Unterricht nicht über
Kompagnie, Schwadron oder Batterie hinausgehen konnte. Und so geschah denn
das Unglaubliche, daß die Mehrzahl unserer Offiziere niemals ein volles
Bataillon Infanterie oder eine Gruppe von Schwadronen oder Batterien in voller
Kriegsausrüstung zu Gesicht bekamen. Das monarchische Portugal unterhielt
solchergestalt ein kostspieliges Heer, das dazu verurteilt war, in Friedenszeiten
die Funktionen der Polizei bei Messen und Volksbelustigungen auszuüben, die
Gefängnisse zu überwachen, Prozessionen zu begleiten. Aber im Ernstfalle konnte
man auf diese Armee nicht rechnen, ungeachtet der ausgezeichneten militärischen
Eigenschaften unserer Mannschaft und der glühenden Vaterlandsliebe aller
Soldaten. Unter so bewandten Umständen versteht man erst den völligen Nieder,
bruch des monarchischen Systems in Portugal. Alle diejenigen, für welche die
Armee das Organ der nationalen Verteidigung bedeutete, konnten diesen
Schlendrian nicht mehr mit ansehen. Man war auch nicht mehr gläubig genug,
das Schicksal des Landes ausschließlich der göttlichen Vorsehung zu überlassen.
Und so hat denn das portugiesische Heer beim Aufstand im Oktober 1910 nicht
einen Augenblick gezögert, dem alten Regime, das die heilige Sache des Vater-
landes so schmählich vernachlässigt hatte, den Rücken zu kehren. Sämtliche
Truppenteile erklärten sich vielmehr einmütig für die Republik, weil man ihr
das Vertrauen entgegenbrachte, daß nunmehr bessere Tage für Portugal an-
brechen würden.

Das Werk der Republik.

Nach dem Sturze der Monarchie und der Einsetzung der republikanischen
Regierung machten alle Zweige der öffentlichen Verwaltung übermenschliche An-
strengungen, den Augiasstall gründlich zu säubern. Das Werk der Republik
sollte sich für das Land als heilsam erweisen. Die vorläufige Regierung ver-
öffentlichte mehrere Dekrete, welche die Erfüllung tiefwurzelnder Bedürfnisse des
Volkes in unmittelbare Aussicht stellten. Die neue Regierung ergriff vorerst
Maßregeln zur erhöhten Sicherheit des Vaterlandes und zur Festigung des An-
sehens der neuen Institutionen. Insbesondere beanspruchte die vom Kriegs-
ministerium zu leistende Arbeit volle Hingabe, um der hohen Aufgabe, die seiner
harrte, vollauf gerecht zu werden. Die erste Tat des Kriegsministeriums war
das neue R e kru ti eru n g s g esetz, das die allgemeine Wehrpflicht, d. h.
den obligatorischen persönlichen Militärdienst als Oouäitio »ine qua uon für
die Volksbewaffnung einführte. Im Prinzip freilich forderte auch das frühere
monarchische Rekrutierungsgesetz die allgemeine Wehrpflicht. Aber das Gesetz
war 6e tuet« durchlöchert. Es gestattete eine Unmenge von Ausnahmen. Wer
sich vom Militärdienst loskaufen wollte, brauchte nur 600 Mark an die Staats-

kasse zu zahlen, und er war militärfrei. Und so wurden nur die aller Mittel Entblößten ins aktive Heer eingereiht. Die mittleren Stände — Handlungskommis, bessere Handwerker, vollends Studenten — kauften sich meist vom Militärdienst los, damit sie in ihrer Laufbahn nicht gehindert würden. Infolgedessen war das Pflichtgefühl dem Staate gegenüber völlig unentwickelt. Alle Beteiligten fanden bei diesem Loskauf-System ihre Rechnung, vor allem der Staat selbst, der sich auf diese Weise beträchtliche Einnahmen verschaffte. Das Unmoralische dieses schnöden Verfahrens wurde dadurch maskiert, daß die zu zahlenden Vefreiungsgelder angeblich einem Nationalfonds zur Beschaffung von Kriegsmaterial dienen sollten. Das republikanische Dekret vom 2. März 1911 schaffte diesen unwürdigen Zustand radikal ab. Das neue Gesetz bestimmt, daß alle militärtauglichen Bürger des Landes ohne jeden Unterschied Militärdienst leisten müssen, so daß seit dem Bestehen Portugals zum ersten Male Reich und Arm, Adliger und Bürgerlicher, Gelehrter und Bauer in den gleichen Soldatenrock gesteckt wurden. Einen Loskauf irgend welcher Art gibt es nicht mehr. Wer auf Grund ärztlicher Inspektion für völlig dienstuntauglich erklärt wird, hat eine progressiv abgestufte Militärsteuer zu zahlen. Der Militärdienst dauert vom 17. bis zum 45. Lebensjahre. Die eigentliche Einstellung in die Armee erfolgt mit 20 Jahren. Die Dienstpflicht ist wie folgt verteilt: die ersten zehn Jahre gehört jeder Dienstpflichtige dem aktiven Heere, die nächsten zehn Jahre der Reserve, die letzten fünf Jahre der Landwehr an. Vom 17. bis zum 20. Lebensjahre findet ein vorbereitender Militärdienst statt, der eine Art von Rekrutierungsreserve darstellt. Dieser Vorbereitungsdienst, der zur Zeit der Monarchie noch nicht eristierte, hat sich rasch eingeführt und in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Er weckt die Militärfreudigkeit im Lande und fördert den militärischen Sinn. Infolge dieses Vorunterrichts sind die künftigen Soldaten besser auf ihren Beruf vorbereitet, und die spätere Einschulung bei der eigentlichen Rekrutenausbildung vollzieht sich leichter und rascher. In großen Zügen nähert sich das von der portugiesischen Republik eingeführte militärische System dem schweizerischen, ohne indes den Charakter eines Milizheeres im Sinne des schweizerischen anzunehmen.

Am 25. Mai 1911 erließ die provisorische Regierung das neue Gesetz über die Reorganisation des Heeres, das sich dem Rekrutierungsgesetz angliederte und die strategischen Gesichtspunkte festlegte, welche für die Organisation des Heeres maßgebend waren. Dem monarchischen Regime war, aller Versuche ungeachtet, weder das eine, noch das andere Gesetz gelungen, weil es ihm mehr auf die Aufrechterhaltung der Monarchie, als auf die Verteidigung des Vaterlandes ankam. So kam es, daß wir am Anfang des 20. Jahrhunderts eine militärische Organisation besaßen, die keine höhere Effektivstärke unserer Armee aufwies, als 1801, also vor einem vollen Jahrhundert. Und doch hatte sich die Bevölkerung des Landes in diesen 100 Jahren mehr als verdoppelt. Also hatte sich unter dem

monarchischen Regime die militärische Leistungsfähigkeit des Landes im Verhältnis zu seinem Bevölkerungszuwachs um die Hälfte vermindert, und dies in einem Zeitalter, da alle anderen Nationen wetteiferten, das geflügelt gewordene Wort des Generals von der Goltz: „Das Volk in Waffen" in die Tat umzusetzen.

Die Heeresreform wurde von der Republik mutig in Angriff genommen.

Durch Dekret vom 25. Mai 1911 wurde das kontinentale Territorium der portugiesischen Republik in acht Divisionsbezirke eingeteilt, deren jeder mit einer aktiven Division, einer Reserve-Division (oder zwei Brigaden) und den entsprechenden Landsturmbataillonen ausgestattet wurde. Die militärischen Einzelheiten dieser neuen Organisation müssen wir an dieser Stelle übergehen. Sie sind an sich interessant genug, aber mehr für eine militärische Fachzeitschrift geeignet, als für die Leser von „Nord und Süd", für welche ja nur die politische Seite unserer militärischen Neuorganisation ernstlich in Betracht kommt. Nur das eine möchte ich mit vollem Nachdruck hervorheben, daß unsere heutigen Truppenkörper nicht mehr, wie beim vorangegangenen Regierungssystem, nur auf dem Papiere stehen, sondern leibhaftige Eristenz haben; sie alle haben ihre nötigen Kommandos, was früher nicht der Fall war. Alles ist sorgfältig vorbereitet, so daß die nach dem neuen Gesetz vorgebildeten Truppentorper tatsächlich die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen vermögen.

Gleichsam als Kuppel dieses ganzen Gebäudes dient der neu organisierte Generalstab, dem die Oberleitung der Truppen und das Studium einer allgemeinen Vorbereitung für einen künftigen Krieg obliegen. Die vorläufige Regierung hat auch den Generalstab nach den besten europäischen Mustern reorganisiert. Das Dekret vom 25. Mai 1911 kennt nur einen Grad von Generälen, die als Offiziersgeneräle bezeichnet werden. Der gegenwärtige Kriegsminister hat auf Grund von internen Vorgängen, die hier darzulegen zu weit führen würde, im Namen der Regierung dem Parlament einen Gesetzentwurf unterbreitet, der das Dekret vom 25. Mai 1911 wesentlich abändert. Der neue Entwurf bestimmt, daß das Amt eines ständigen Generalmajors der Armee abgeschafft wird. Im Kriegsfalle wird nach der neuen Bestimmung der Höchstkommandierende durch ein besonderes Dekret der Regierung (ähnlich wie in der Schweiz) ernannt. In dieser Fassung wurde der Entwurf des Kriegsministers auch angenommen. Dadurch erhält die Regierung eine größere Bewegungsfreiheit in der Auswahl der geeignetsten Persönlichkeit und eben damit eine höhere Gewähr für den Erfolg. Sie ist jetzt nicht mehr an eine bestimmte Persönlichkeit gebunden, die sich für das Oberkommando vielleicht gar nicht eignet. Nicht die Rangordnung ist jetzt bestimmend, sondern die persönliche Qualifikation. Unter dem monarchischen Regiment entschied natürlich das Dienstalter. Anfänglich machte die provisorische Regiernng diesem System des Dienstalters noch etwelche Konzessionen. Sie wollte erworbene Rechte respektieren und kein böses Blut in der Armee hervorrufen. Im Kreise der wahren Freunde

unserer heutigen Armee wird es vielfach bedauert, daß die neue Regierung nicht von Anfang an radikaler vorgegangen ist und dem veralteten Beförderungssystem nach dem Dienstalter noch zu große Konzessionen gemacht hat. Nach dem neuen Gesetzentwurf soll die Ernennung von Generälen unter dem ältesten Drittel der Obersten ausschließlich nach Auswahl der Tüchtigsten, und nickt nach dem Dienstalter erfolgen. Im Parlament kommt dieser Neuerung des jetzigen Kriegsministers eine starke Strömung entgegen.
Anfänglich erhoben sich im Lande bange Zweifel, ob das auf vollständig neuer Grundlage errichtete Wehrsystem der republikanischen Regierung Bestand haben könne. Dieser Zweifel wurde insbesondere von den konservativen Elementen in der Armee geschürt und genährt, die sich nach dem alten Regime zurücksehnten. Ihnen waren die Gesetze und Verfügungen der republikanischen Regierung in innerster Seele zuwider. Die Mehrzahl der Generalstabsoffiziere billigt jedoch die Militärreform der Regierung und begrüßt die Dekrete vom 2. März und 25. Mai mit lebhafter Befriedigung. Zum Glück besaß das Kriegsministerium den moralischen Mut und den V»prit äe »uite, die neuen Gesetze der provisorischen Regierung ohne Zagen und mit größter Beschleunigung zur Ausführung zu bringen. Und so wurde auch den Kleinmütigen und Schwankenden im Lande a6 «eulas demonstriert, daß die neue Organisation an die Stelle des Echeinheeres des früheren Regimes ein wirkliches Volksheer gesetzt hat. Man ist jetzt allenthalben der festen Überzeugung, daß wir in kurzer Frist, dank unserer Heeresreform, ein brauchbares nationales Heer zur Verteidigung des Vaterlandes haben werden. Wer in den letzten beiden Jahren unserer Rekrutenausbildung aufmerksam gefolgt ist und unseren Repetitionsschulen mit ihren Vorführungen beigewohnt hat, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß wir seither große Fortschritte gemacht haben. Es gilt jetzt nur noch die militärische Disziplin zu stärken, die Manneszucht zu steigern und unser Heer mit dem besten Material auszustatten. Die Vaterlandsliebe hat seit der Herrschaft der Republik tiefere Wurzeln geschlagen. Der nationale Geist ist erstarkt. Das Vertrauen in unsere Kraft ist wiedergekehrt. Die gründliche Ausbildung des portugiesischen Heeres auf Grund der neuen Gesetze und nach Maßgabe der besten europäischen Muster gewährleistet unseren nationalen Bestand. Das heutige Heer der Republik Portugal ist keine vage Hoffnung mehr, sondern eine feste Zuversicht für alle Patrioten, daß dieses Heer die Unantastbarkeit des Vaterlandes zu verteidigen und die jahrhundertelange Freiheit und Unabhängigkeit Portugals zu wahren wissen wird. Das portugiesische Heer wird in seiner straffen Organisation, die es der neuen Gesetzgebung dankt, dafür sorgen, daß in Portugal auch in aller Zukunft nur Portugiesen zu befehlen haben werden.

Der portugiesische Handel Carlos Gomes
Carlos Gomes,
Vizepräsident der Handelskammer in Lissabon:
Der portugiesische Handel.
Portugal besitzt positive Elemente ökonomischer Lebensfähigkeit und unverbrauchter Energien, die genügen würden, es wieder zu einem Nationalstaat festen Gefüges zu erheben, sobald es zur Verwirklichung seines Wirtschaftsplanes schreitet. Sein Territorium auf dem europäischen Festlande ist von seltener Fruchtbarkeit. Die Lieblichkeit seines Klimas ist sprichwörtlich. Es besitzt eine weitausgedehnte Meeresküste, die von der Mündung des Minho bis an die des Guadiana reicht. In seiner Ausdehnung von den bergigen und kühlen Nordprovinzen bis zur Südprovinz Algarve, welches das Klima der Übergangszone nach den heißen Ländern mit der nordafrikanischen Küste, ebenso wie zum großen Teil seine geologische Konstitution gemeinsam hat, liefert Portugal eine große Varietät ausgezeichueter Bodenerzeugnisse. Seine Weine, von unvergleichlichem Aroma, sind seit undenklichen Zeiten Weltmarken. Die Zone des Korkholzes, welche den ganzen Nordwesten Afrikas und Südwesten Europas umfaßt, hat in Portugal, besonders in der Gegend südöstlich des Tagus, ihren Hauptsitz, denn von allen Ländern, die dieses Produkt besitzen, ist es Portugal, welches am meisten hervorbringt und erportiert. Seine Küstengewässer sind fischreich und machen das Land zu einem der größten Lieferanten von Fischkonserven. Auch auf den anliegenden Inseln, Azoren und Madeira, sind wertvolle wirtschaftliche Werte vorhanden, und es liegt der Republik ob, durch entsprechende Maßnahmen die ausgedehnten Felder urbar zu machen, die es unbebaut übernommen hat.
Seine Kolonien sind auf dem Weltball zerstreut. In Afrika besitzt es jene wertvolle Inselgruppe von Kap Verde, Anlaufsstelle (hauptsächlich San Vincent) fast aller Dampfer auf der Reise von oder nach Südamerika oder Südafrika.
Es besitzt Guinea, das kleine aber reiche Territorium von Senegambien, San Thoms und Prinzipe, die reichen, fast unter dem Äquator liegenden Inseln des Kakaos. Angola, das große und fruchtbare Land, welches sich südlich vom Äquator erstreckt, birgt in sich allein ungeheure Hilfsquellen, die zum großen Teil bereits ausgebeutet werden, in einer nahen Zukunft aber von noch größerem Nutzen sich erweisen werden. In Ostafrika besitzt es die ausgedehnte Provinz von Mozambique, deren Häfen dem Durchgangsverkehr eines großen Teiles von Zentral- und Südafrika dienen. Im Orient liegt seine fruchtbare indische Provinz und der wertvolle Besitz auf der Insel Timor.

Carlos Gomes

Der portugiesische Handel

Ein solches Land müßte natürlich einen ausgedehnten Handel und ausgezeichnete Wohlstandsbedingungen besitzen, wenn historische und politische Umstände, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, diese wichtigen ökonomischen Vorteile nicht zum Teil ausgeschaltet hätten. Die Proklamation der Republik erweckte die Hoffnung auf ein Wiederaufblühen des Vaterlandes, und die Maßnahmen ihrer Regierungen und ihre gesetzgeberische Arbeit gaben volle Gewißheit, daß Portugal leben und gedeihen wird.

Die portugiesische Wirksamkeit verteilt sich auf Landwirtschaft und Industrie und den entsprechenden Handel. Je weiter sich Industrie, Minenbau und Landwirtschaft ausdehnen, um so größere Mengen Waren werden ausgetauscht, um so größer wird der Handel, der im Ausbau seiner Flotte und der Eisenbahnlinien weitere notwendige Hilfsmittel finden wird.

Das portugiesische Geschäftsleben verdient es, in seinem Fortschritt und in seiner Tätigkeit beachtet zu werden. Der wachsende Warenaustausch beweist, daß trotz der verschiedenen künstlichen Hindernisse, gewisser Zollmaßregeln und mannigfacher ökonomischer Schwierigkeiten der Handel dieses kleinen Landes äußerst zufriedenstellend ist.

Die folgende Aufstellung, die amtlichen Statistiken seit 1900 entnommen ist, beweist einen entschiedenen Fortschritt, hauptsächlich während der letzten Jahre.

Reexport,
Umladung u. Transit.
16.332 .
15.718
14.302

1900
1901
1902
1903
1904
1905
1906
1907
1908
1909
1910
1911
1912

Allgemeiner Handel,
. 125.438
. 119.288
. 114.107
. 126.357
. 131.381
. 125.174
. 124.458
. 130.040
. 136.050
. 141.495
. 156.827
. 149.486
. 161.568

Spezial-Handel.
92.972
87.856
85.503
91.204
93.926
90.746

91.998
93.744
97.523
98.443
106.461
103.563
108.964
17.576
18.727
17.213
16.180
18.483
19.263
21.526
28.327
23.779
26.302

Die Zahlen für 1912, die dem „Loletiiu OoniSrei»,! e Hlaritnio" ent-
nommen sind, enthalten nur die Angaben der Zollbezirke von Lissabon, Oporto und
den anliegenden Inseln. Die Ausgabe der „N»tatistic», 6o Oomerein e
X»veß«,93o" findet erst im April oder Mai 1914 statt. Trotzdem somit einige
Zahlen noch fehlen, ist schon hieraus ersichtlich, daß der Handel 1912 einen Zu-
wachs erfahren hat, der weit über das Mittelmaß der letzten Jahre hinausgeht.

Der portugiesische Handel

Carlos Gomes

Bei Zerlegung der veröffentlichten Zahlen des Spezial-Handels ergeben sich Unterschiede, die wohl beachtet zu werden verdienen. Der Unterschied zwischen Import und Erport wird aufgehoben durch die Sendungen der Portugiesen in Brasilien, die auf 25 000 Contos geschätzt werden, und durch den Reerport westafrikanischer Produkte, hauptsächlich Kakao und Gummi. Die statistischen Angaben, welche folgen, erklären die vorstehenden. Sie beziehen sich auf den Spezial-Handel.

	Import für den Verbrauch.	Nationaler und nationalisierte» Export.	Reexport
1900	60.206	27.823	13.567
1901	58.192	28.281	13.560
1902	55.596	28.435	12.178
1903	58.806	30.603	15.162
1904	62.042	30.711	15.672
1905	60.678	28.669	14.664
1908	61.05?	30.940	13.575
1907	61.738	31.336	15.389
1908	67.540	29.983	16.014
1909	66.643	31.799	17.722
1910	70.123	36.337	21.141
1911	68.126		

34.482
19.376
1912 .
. . 74.639
34.325
22.515

Diese Zusammenstellung beweist, daß das Land Fortschritte machte trotz der politischen Krisen unter der früheren Regierungsform, und besonders seit der Revolution von Oporto, 1891, dem Vorspiel der zur Republik führenden Revolution. Die tiefliegenden Ubelstände konnten den Fortschritt nur verlangsamen, aber nicht aufheben, denn er ist von Jahr zu Jahr vorhanden, erreichte seine größte kommerzielle Ausdehnung 1912 und erstreckt sich auch auf das gegenwärtige Jahr. Nach den vorliegenden Materialien zu urteilen, kann die Ausnutzung der noch brach liegenden Reichtümer einen weit größeren Umfang annehmen. Dieser Fortschritt beweist, daß der Portugiese sich allen Tätigkeitszweigen anpaßt, daß er gut vorbereitet und zweckmäßig orientiert ist, und daß er mit seiner wohlorganisierten, professionellen Erziehung einen Platz von gewisser Bedeutung im heutigen Handel einnehmen wird, um so mehr, als er Märkte in Afrika und Amerika besitzt, so daß er mit Aussicht auf Erfolg rivali, sieren kann.

Die Stellung des portugiesischen Handels den andern Ländern gegenüber wird durch die folgende Zusammenstellung, die sich auf das Jahr 1912 bezieht, und worin die verschiedenen Länder nach der Wichtigkeit ihrer Handelsbeziehungen mit uns geordnet sind, klargestellt:

	Conto« (I)	Prozentsatz.
England	26.333	25.77
Deutschland	15.427	15.01
Spanien	10.869	10.63
Brasilien	8.169	8.00
Vereinigte Staaten	6.677	6.53
Frankreich	6.597	6.46
Belgien	6.336	6.2
Holland	2.571	2.51
Italien	1.689	1.65
Norwegen	1.510	1.48
Rußland	1.437	1.41
Australien	1.214	1.19
Argentinien	1.056	1.03

Die übrigen Länder, wie Schweden, Schweiz, Uruguay, Japan, Dänemark, Ägypten, China usw., die mit uns Handelsbeziehungen haben, jedoch 1 Prozent nicht erreichen, sind in dieser Aufstellung nicht berücksichtigt.

Eine Tatsache jedoch muß um so eher hervorgehoben werden, als es sich um einen Aufsatz für eine deutsche Zeitschrift handelt: Es ist der Rang, den Deutschland in unserm Handel einnimmt. Wie ersichtlich, steht an erster Stelle England, das, auf Jahrhunderte alte Beziehungen gestützt, einen ausgedehnten Warenaustausch mit Portugal unterhält. Diese Beziehungen sind durch ständige Beweise ökonomischer Eintracht immer innigere geworden und haben sich auch auf die Politik in solchem Maße erstreckt, daß kein Portugiese vergißt, mit welcher Bereitwilligkeit seine Republik in England anerkannt wurde, und mit welchem Sachverständnis das mächtige Inselvolk die moralischen Bedürfnisse der durch Arbeit für die Ausdehnung ihres Aktionskreises kämpfenden portugiesischen Nation begleitet hat.

	Import für den Verbrauch.	Nationaler u. nationalisierter Export,
1900 .	8.617 Escudos	2.200 Escudos
1901 . ,	8.969	2.146 „
1902 .	. 9.220	2.141 ..
1903 .	. 9.884	2.040
1904 .	. 10.454	2.421 ..
1903 .	. 9.607	2.279
1906 .	. 10.285	2.505
1907 .	> 10.974	2.475 „
1908 .	. 10.325	2.251
1909 .	9.986	

2.391
1910 .
. 10.585
3.296
1911 .
12.127
3.300
1912 .
11.779
1.741 „
280

Der portugiesische Handel Carlos Gomes
Es ist bemerkenswert, welcher Unterschied in dieser Statistik zwischen Import und Erport besteht. Portugal importiert von Deutschland in einem Jahre ebensoviel, wie es während fünf Jahren nach dort erportiert. Diese Tatsache steht einzig da unter den Handelsbeziehungen Portugals. Wenn wir diesen Aufsatz weiter ausdehnen konnten, würden wir durch Vergleichstabellen beweisen, daß sich bei unseren Handelsbeziehungen mit allen anderen Nationen Import und Erport annähernd die Stange halten, wie es bei unseren Beziehungen mit England der Fall ist, und mit Spanien z. B. deckt sich der Wert des Imports genau mit dem des Erports. Es ist somit zu beachten, daß Portugal ein erstklassiger Kunde für den deutschen Handel und Abnehmer für die deutsche Industrie ist, und daß sein Fortschritt und Wohlstand von großer Bedeutung für die Entwicklung dieser Handelsbeziehungen sind. Die Stellung Portugals in den deutschen Statistiken ist natürlich weit davon entfernt, sich mit derjenigen Deutschlands in den portugiesischen Statistiken vergleichen zu können. Portugal nimmt sogar einen recht bescheidenen Platz in der deutschen Erportliste ein, was ja in Anbetracht der ungeheueren Entwicklung des Handels des modernen Deutschlands in seinen Verbindungen mit den großen Ländern wie: England, Rußland, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Brasilien usw. nicht zu verwundern ist.
Es erübrigt sich hierüber Einzelheiten anzuführen, da den Lesern die Zeitschrift «Deutsches Zollgebiet und deutsches Wirtschaftsgebiet" zur Verfügung steht, worin sie die nötigen Angaben zum Erweise unserer Ausführungen finden werden.
Der kommerzielle Wert zwischen den beiden Nationen steht außer Frage.
Der deutsche Import in Portugal ist zu einem großen Teil ein Beweis für die Unzulänglichkeit unserer heimischen Industrie. Dies ist in ökonomischen Verhältnissen begründet, auf die wir hier nicht näher eingehen können, die es aber verdienen, gelegentlich studiert zu werden. Eine Zollgesetzgebung, die 1892 eingeführt wurde, erklärt diese Erscheinung. Sie zu kritisieren, steht uns nicht zu.
Portugal importiert besonders folgende Waren aus Deutschland: Zucker, Reis, Rohbaumwolle, Eisenbahnmaterial, Maschinen und elektrische Einrichtungen, Gewebe, Rohtabak, chemische Produkte, Farben, Kunstdünger, Glaswaren, Waggons, Kupfer, Werkzeuge, Fibermaterial, Spitzen, Klippfisch, Pelze, Kurzwaren.

Zucker Escudos 797.644 Farben Escudos 209.194
Reis „ 6W.213 Kunstdünger „ 190.032
Rohbaumwolle.... „ 610.970 Glaswaren „ 225.996
Eisenbahnmaterial . . „ 428.593 Waggons „ 186.297
Maschinen und elektr. Kupfer „ 153.209
Einrichtungen... „ 583.850 Werkzeuge „ 152.697
Gewebe „ 259.370 Fibermaterial .... „ 142.028
Rohtabak „ 225.630 Spitzen „ 151.689
Chemische Produkte . „ 216.800 Klippfisch „ 172.911
Kurzwaren „ 105.655 Pelze „ 257.07?

(Ein Cseudo der portugiesischen Währung entspricht M. 4.4«.)

Diese Waren sind diejenigen, die in der Import-Statistik des Zollamts auffallen; es gibt jedoch andere, welche der Erwähnung wert sind, wie z. B. tierische Abfälle: 24 Contos, Gerste: 49 Contos, Holz: 60 Contos, Pflanzen und Saat: 16 Contos, Kohle: 38 Contos, Zement: 16 Contos, Stahl: 33 Contos, Metallmischnngen: 20 Contos, Leinwand: 60 Contos, Nähmaschinen: 55 Contos. Büroutensilien, Drucksachen: 53 Contos, und vieles mehr, das hier nicht spezifiziert werden kann, befindet sich unter den Importwaren von Deutschland.

Was den Erport Portugals nach Deutschland betrifft, so hat dieser weit weniger Bedeutung, wie bereits angedeutet.

Die Haupterportartikel sind:

Korkholz und Körken Escudos 1.219.709
Wein 760.602
Sardinen „ 352.747
Ananas „ 233.287
Wolframerz „ 69.400

Unter den Reerportartikeln aus den portugiesischen Kolonien befindet sich Gummi im Betrage von 941.844 Escudos, welcher Betrag jedoch auf ungefähr 1500 Contos anwächst, wenn der Erport über nichtdeutsche Häfen mit Bestimmung nach Deutschland hinzugefügt wird. Während der Krise, die augenblicklich der Gummi von Angola erleidet, ist es Deutschland, welches im Import dieses Artikels wenig nachgelassen hat, was nicht mit den englischen, amerikanischen und französischen Märkten der Fall ist, die eine erschreckende Verminderung aufweisen. Außer diesen Waren erportieren wir Mandeln: 35 Contos, Silberwaren: 84 Contos, Wachs: 54 Contos, Trauben: 39 Contos, Holz: 10 Contos u. a. m.

Wie man sieht, sind die Handelsbeziehungen zwischen Portugal und Deutschland sehr bedeutende, und es wird dies um so mehr der Fall sein, als die Republik unter guten ökonomischen Bedingungen lebt und sich unter fruchtbringender Arbeit entwickeln kann.

Seit der Einführung der Republik ist in den Kreisen des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft in aufopfernder Weise dafür gearbeitet worden, daß Portugal in das Zusammenleben mit der übrigen Welt mit würdigen Elementen eintritt. Die Vereinigungen für Handel, Industrie und der Landwirtschaft, die in Portugal bestehen, bilden unter dem Namen „Union" einen Zentralverein der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie, auf Basis der Statuten der berühmten deutschen Vereinigungen, wie z. B. des Hansabundes für Gewerbe, Handel und Industrie, des deutschen Bauernbundes, des Bundes der Landwirte. Ihre Grundlagen beweisen, daß es sich um einen rein ökonomisch-politischen Verein handelt, der versucht, sein wirtschaftliches Programm zu verwirklichen. Der Zentralverein arbeitet Hand in Hand mit der Regierung, welche das Programm dieser wirtschaftlichen Vereinigung anerkennt und in der

Verteidigung der Interessen dieser Klassen auch die der Nation erblickt. Diese Union zählt viele der hervorragendsten Landwirte, Kanfleute und Industriellen zu ihren Mitgliedern, die eine ausgebreitete Propaganda für die Republik inauguriert und die Fortschrittstendenzen der neuen Institutionen durch ihren öffentlichen Beifall unterstützt haben. Augenblicklich organisiert sie den ersten nationalen Kongreß der Handel- und Industriekammern, der im Januar 1914 stattfinden soll.

Die Handelskammer von Lissabon, die ihrerseits in eine Periode reger Tätigkeit eingetreten ist, hat ihrem Lande Beweise von Uneigennützigkeit und aufopferndem Patriotismus gegeben. Sie ist bestrebt, darauf hinzuwirken, daß im Auslande die Republik in ihrer Bedeutung anerkannt werde. Sie ist mit den Handelsvereinigungen anderer Länder in Korrespondenz getreten, um unser Prestige zu heben. Diese Propaganda hat um so größeren Erfolg gehabt, als der portugiesische Handel den Schlag, den ein gewaltsamer Wechsel der Institutionen mit sich zu bringen pflegt, überwunden hat, ohne daß die prompte Erfüllung seiner Zahlungsverpflichtungen beeinträchtigt worden wäre. Der portugiesische Kaufmann hat hiermit der Welt ein Beispiel von großer Widerstandsfähigkeit gegeben. Mit dieser internationalen Aktion ist auch die Schaffung von portugiesischen Handelskammern in verschiedenen Städten des Auslandes verbunden, und es ist die große Bedeutung derjenigen von Rio de Janeiro, San Paulo, Pernambuco, Bahia und Californien hervorzuheben. Es steht zu hoffen, daß binnen kurzem auch die in Park und ferner die in europäischen Städten geplante Gründung portugiesischer Handelskammern verwirklicht wird. Die Kammer von Lissabon setzte ferner durch, daß den Konsularbeamten praktischere Funktionen vom handelspolitischen Gesichtspunkte aus gegeben würden, indem sie in direkten Briefwechsel mit den portugiesischen Handelskammern gestellt wurden. Der „Volstiiu Oomeroi»!", dessen Ausgabe jetzt dieser Kammer obliegt, veröffentlicht alle diejenigen Informationen, die für den Handel und das Land von Bedeutung sind — einschließlich vieler Konsularberichte mit sehr interessanten Angaben. Außerdem arbeitet die Handelskammer in Anerkennung der wichtigen Stellung, welche die intellektuelle Ausbildung der Angestellten beansprucht, nicht nur an der Reform der Handelsschule wie bei der Gründung des „Institut» ßnpsrior äo lüomercio", sondern sie schuf und unterhält aus eigenen Mitteln die „^.eaäkiuie«, äe Oomerei« äe NxvortHyTo" für Ausbildung der Geschäftsreisenden, und diese Akademie erfreut sich des Besuches einer großen Anzahl Schüler. Um auf den großen Wert der methodischen Erziehung für den Handel aufmerksam zu machen, schrieb sie einen Preis für die Ausarbeitung eines Werkes mit dem Titel aus: „Ökonomische Geschichte Portugals".

Viele Verdienste hat sich die Republik bereits um die Entwicklung des portugiesischen Handels erworben. So hat sie wichtige Arbeiten zum Ausbau der Handelshäfen Lissabon, Leiroes, Figueira da Foz und Portimao in Angriff

genommen. Der Hafen von Lissabon, dessen große Bedeutung für die internationale Schiffahrt allgemein bekannt ist, wird vollständig umgewandelt und erweitert. Die Arbeiten für die Verlängerung seiner Quais um ungefähr zwei Kilometer, wo die größten Schiffe anlegen können, werden binnen kurzem beendet sein; sie bilden den Anfang eines großen Programms. Das radiographische Netz des Landes wird auch dem Handel im allgemeinen und den nationalen Interessen dienlich sein. Augenblicklich beschäftigt sich die erwähnte Handelskammer mit der Schaffung einer nationalen Dampferlinie nach Brasilien, wo, wie bekannt, eine große Anzahl Portugiesen lebt. Wir könnten noch mancherlei Bemerkenswertes den deutschen Lesern vorführen, aber aus dem Vorstehenden erhellt schon zur Genüge, daß der portugiesische Handel sich in gesunden Bahnen bewegt und sich günstig entwickelt. Der portugiesische Handel steht den republikanischen Institutionen, welche die Notwendigkeit erkannt haben, die Schätze, welche Portugal in sich selbst birgt, zum allgemeinen Wohle des Landes zu verwerten, vertrauensvoll und zuversichtlich gegenüber.

Estevao de Vascancellos,
früherer Minister:

Soziale Reform in Portugal.

Soziale Reformen lassen sich nicht improvisieren. Ihre Durchführbarkeit hängt so sehr von den wirtschaftlichen Bedingungen des Landes und von der finanziellen Tragfähigkeit des betreffendes Staates ab, daß jede soziale Gesetzgebung nur nach langer und reiflicher Überlegung inauguriert werden kann.

Das gegenwärtige Regierungssystem Portugals ruht auf den Grundsätzen der Solidarität und sozialen Gerechtigkeit. Es versteht sich daher von selbst, daß die portugiesische Republik eifrig bemüht ist, soziale Schäden, welche in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung begründet sind, zu beseitigen und als ungerecht empfundene Gesetze unwirksam zu machen. Die republikanische Regierung hat nicht verabsäumt, das soziale Reformwerk in Portugal im Rahmen ihrer Finanzen in Angriff zu nehmen. In erster Linie ist hier die als mustergültig anzusprechende Einrichtung für Kinderschutz (lutaria cle lulaucin) zu nennen. Ferner wurden die Staatsbeiträge für alle Wohlfahrtseinrichtungen des Landes beträchtlich erhöht. Aus dem gleichen Geiste sozialer Gerechtigkeit ist auch die wesentliche Herabminderung der Konsumsteuern, welche die Lebensbedingungen der ärmeren Bevölkerung empfindlich trafen, in Lissabon erfolgt. Ferner wurden im ganzen Lande die Mietssteuern aufgehoben und ein? Reform der Grundsteuer durchgeführt, welche viele Tausende von kleinen Grundbesitzern von

der Grundsteuer ganz befreite, während den reicheren Grundbesitzern eine progressive Steuer auferlegt wurde.
Der landwirtschaftliche Kredit wurde mit Kapitalien ausgestattet, die der portugiesische Staat zu sehr vorteilhaften Bedingungen zur Verfügung stellte.
Das Sparkassenwesen wurde erst von der republikanischen Regierung in großem Stile ausgebaut. Das zentrale Sparkasseninstitut ((^«isca Voonomica ?ortu. ßussa) errichtete in den letzten Jahren im ganzen Lande 163 Filialen, die nicht wenig dazu beitrugen, den Sparsinn des portugiesischen Volkes zu wecken. Die Resultate des so geförderten Spartriebes treten heute schon in die Erscheinung. Die Filialen der Sparkasse weisen bereits einen Bestand von mehr als 2000 Contos (etwa 9 Millionen Mark) auf. Unter Zuhilfenahme der allgemeinen Depositen-Kasse wurde es der neuen Regierung möglich, Anleihen größeren Umfanges behufs weiteren Ausbaues unseres Staatsbahnnetzes abzuschließen. Dieser Bahnbau hat auf den allgemeinen Wohlstand in Portugal um so günstiger eingewirkt, als das bisherige Eisenbahnnetz in Portugal noch recht kümmerlich beschaffen war. Im Zeitraum vom 30. Juni 1912 bis 30. Juni 1913, also gerade während der wirtschaftlichen Depression aller europäischen Märkte, überstiegen die Einzahlungen bei den portugiesischen Sparkassen die Höhe der Rückzahlungen um 2 369 556 Contos (etwa 10V- Millionen Mark), was mit der Kapitalisierung der Zinsen einen Überschuß von 2 700 Contos (etwa 12 Millionen Mark) bedeutet. Einen solchen wirtschaftlichen Aufstieg hat Portugal seit Jahrzehnten nicht mehr gekannt. Während in den übrigen Ländern eine starke Rückforderung von seiten der Sparer erfolgt ist, hat in Portugal der Zufluß der Einlagen bei den Sparkassen angedauert. Noch im Juli und August 1913 betrug der Überschuß der Einlagen über die Abhebungen nahezu 2 Millionen Mark. Aus alledem geht deutlich genug hervor, daß die Wirksamkeit des republikanischen Regierungssystems durchweg der Hebung und Förderung sozialer Gerechtigkeit zugute kam. Der Spartrieb wurde im Volke geweckt, die Werke des wirtschaftlichen Fortschritts mehrten sich zusehends und die soziale Hilfe wurde den minderbesitzenden Klassen in erheblichem Umfange zuteil. Nach und nach werden auch gesetzgeberische Maßnahmen im Sinne jener sozialen Reform, wie sie von den hochkultivierten Nationen systematisch ausgebaut wird, in Portugal getroffen. So wurde beispielsweise am 24. Juli 1913 von der Deputiertenkammer und dem Senat ein Gesetzentwurf behandelt, der die Entschädigung der Arbeitsnehmer seitens der Arbeitsgeber bei Betriebsunfällen regelt. Die 23 Artikel dieses von mir ausgearbeiteten Gesetzentwurfs sind durchberaten worden, und alles deutet darauf hin, daß dieser Entwurf binnen kurzem Gesetzeskraft erlangen wird. Die Gewerbetreibenden arbeiten mit vollem Dampf an der Organisation ihrer Gegenseitigkeitsgesellschaften. Die Versicherungsinstitute haben ihre Prämientabellen bereits ausgearbeitet. Die Rechte und Pflichten jener Sondergerichtsbarkeit, welche die aus dem neuen Gesetz etwa erwachsenden

Konflikte rechtlich zu bearbeiten haben wird, dürften sehr bald festgelegt sein. Ebenso werden die Arbeiten des Versicherungsrates, der den neuen Gebietszweig der Versicherung gegen Arbeitsunfälle zu überwachen haben wird, in nicht langer Frist abgeschlossen sein. Ferner liegen dem Parlamente Gesetzentwürfe über Frauen- und Kinderarbeit vor, deren gesetzliche Regelung unabweisliches Bedürfnis ist. Von der gegenwärtigen Regierung ist ein besonderes Institut für soziale Fürsorge in Aussicht genommen. Gegen Schluß der letzten Legislaturperiode brachte der gegenwärtige Minister für öffentliche Wohlfahrt zwei Gesetzentwürfe sozialreformatorischen Charakters ein. Sie betreffen die obligatorische Versicherung auf Gegenseitigkeit der Landwirtschaft und der Gewerbetreibenden gegen Krankheit und Invalidität sowie gegen die Folgen der Arbeitseinstellungen. Und so sucht denn das heutige Portugal auf dem Boden der sozialen Reform alles anzustreben, was im Rahmen seiner wirtschaftlichen Tragfähigkeit erreich, bar ist.

Dr. I. Grober,
a. o. Professor der Inneren Medizin an der Universität Jena:

Sport und Medizin,
ihre zeitigen und künftigen Beziehungen zueinander.

Die körperliche Leistung ist das Objekt einer der wichtigsten Untersuchungen von Teilwissenschaften der allgemeinen Medizin, besonders der Physiologie. Sie beschäftigt sich mit der Funktion der einzelnen Organe und mit den Bedingungen, unter denen sie zustande kommen. Die wissenschaftliche Erforschung der Leistung eines Körpers, vor allen Dingen des Menschen, ist in den letzten beiden Jahrzehnten, dank den Fortschritten der Physik und Chemie, aber auch des Apparatebaues, zu einer früher ungeahnten Höhe gelangt. Wir kennen ziemlich genau die Vorgänge des Stoffwechsels, die des Kreislaufes und der Atmung, wissen aber noch wenig von den tieferen Vorgängen bei der Verdauung, bei den Leistungen des Nervensystems und von dem Einfluß der Muskelbewegung des Körpers auf den gesamten Organismus. Diese Vorgänge aber sind es, die im eigentlichen Sinne den Sport bilden. Es sind mancherlei Definitionen des Sportes gegeben. Wir haben hier keine Veranlassung, uns eingehend mit solchen Definitionen zu beschäftigen, denn der Begriff „Sport" ist allmählich so bekannt geworden und in alle Schichten eingedrungen, daß man überall seine Kenntnis voraussetzen darf. Sportliche Leistungen sind körperliche Leistungen. Gehirn und Rückenmark sind ebensogut Teile des Körpers, wie die Muskeln. Wenn wir also

I. Grober Sport und Medizin
Sport ausüben, so bringen wir unseren Körper zu Leistungen, die dem Physiologen ganz besonders interessant sind.
Eine der wichtigsten Beziehungen zwischen Sport und Medizin liegt demgemäß in der physiologischen Untersuchung der Sportleistungen der verschiedensten Art. Die Physiologen sind sonst nicht leicht in der Lage, an einer größeren Anzahl von Menschen die eigentümlichen Funktionen zu studieren, die die Muskeln und auch andere Körperteile, z. B. bei langfortgesetztem Schwimmen oder Radfahren, verrichten. Es hat sich deshalb schon früh eine reiche physiologische Literatur über die Untersuchung der einzelnen Sportleistungen angesammelt.
Durch die fortgesetzte Leistung und namentlich durch Steigerung ihres Grades kommt es allmählich fast immer zu einer Erleichterung der Funktion, die wir als durch Übung erreicht ansehen. Diese Erhöhung der Leistung, die leichtere Fähigkeit, diese zu vollbringen, wird allgemein als eine Förderung der Gesundheit angesehen. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit durch den Sport hat ebensosehr ein physiologisches Interesse, weil die Vorgänge bei der Übung der Funktion und bei der Vermehrung der Funktionsgröße von Wichtigkeit für den Physiologen sind, als auch ein hygienisches Interesse, das den Einzelnen wie das ganze Volk angeht.
Es ist eine alte Erfahrung, daß die Leistungsfähigkeit eines Körperteiles, wenn sie nicht gar zu einseitig betrieben wird, auch eine Erhöhung d?r Funktionstüchtigkeit der anderen Organe mit sich zieht. Der sportgeübte, meist dadurch auch abgehärtete Körper ist daher ein gesünderer, als der nicht geübte. Und heute, wo die Frage der Wehrfähigkeit des ganzen Volkes für uns Deutsche und unsere Nachbarstaaten von so großer Bedeutung ist, spielt gerade diese Steigerung der Leistungsfähigkeit durch den Sport eine große nationale und politische Rolle. Der Arzt sah bisher vom Sport im wesentlichen Auswüchse. Denn überall, wo von Leistungsfähigkeit die Rede ist, gibt es auch eine Grenze derselben; diese ist jeweils für den Einzelnen verschieden, und kann sehr voneinander unterschieden sein. Sie ist auch beim gesunden Körper, der Sport ausübt, von der größten Bedeutung, und sollte recht genau bekannt sein, damit der betreffende Organismus nicht in Gefahr kommt, krank zu werden.
Die genaue Untersuchung der einzelnen Organe in Ruhe genügt nicht, um diese Leistungsfähigkeit und ihre Grenze kennen zu lernen; wir bedürfen dazu auch der Untersuchung während der Tätigkeit selbst. Diese Art der diagnostischen Betrachtung eines Organismus bezeichnen wir nach dem Vorgang von F. Kraus als die funktionelle Diagnostik, indem wir damit sagen wollen, daß die Untersuchung an tätigen Organen stattgefunden hat. Bei kranken Leuten liegt die Leistungsgrenze tiefer, und gerade um die Krankheit zu erkennen, ist die funktionelle Diagnostik wegen der Feststellung der Lage der Leistungsgrenze von der größten Bedeutung. Aber auch aus anderen Gründen kann bei einem kranken

und in seiner Leistungsfähigkeit beschränkten Organismus der Vorgang der
Genesung im wesentlichen in der Steigerungsfähigkeit der Leistung wieder herbei-
geführt werden. Denn wir kennen kein besseres Mittel, als nach einer ent-
sprechenden Ruhezeit eine langsame und vorsichtige, sich unter der dauernden Auf-
sicht des Arztes abspielende funktionelle Therapie. Funktionen des erkrankten
Organs im einzelnen Falle gefahrlos zu gestalten, und ohne eine Überanstrengung
herbeizuführen, jedesmal die Leistungsgrenze um etwas zu erhöhen, muß das
Ziel der rationellen Behandlung sein.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Nebeneinanderstellung der
beiden Begriffe Sport und Medizin eine große Anzahl höchst interessanter und
auch dem Laien nach mancher Richtung hin verständlicher Probleme umfaßt.
Wenn wir nun berücksichtigen, daß jedes Individuum schon in gesunden Tagen
eine verschiedene Leistungsfähigkeit besitzt, daß die ungeheuere Zahl der Krankheiten
diese Leistungsgrenze und die Funktionen verändert, daß endlich der Sport selbst
in sehr verschiedener Weise bei den verschiedenen Sportarten ausgeübt werden
kann, so ergibt sich eine reiche Anzahl von wichtigen und der näheren Untersuchung
werten Themen, die wissenschaftlich noch wenig erörtert worden, in Laienkreisen
aber noch fast gar nicht bekannt sind. In den letzten beiden Jahren hat sich eine
allmählich allgemeiner werdende Bewegung zugunsten der wissenschaftlichen Er-
forschung des Sportes und der Leibesübungen geltend gemacht, die ihren
Höhepunkt in der Gründung eines Reichskomitees für diesen Zweck gefunden
hat, die im September vergangenen Jahres in Oberhof stattfand. Man
beabsichtigte an verschiedenen Stellen des Deutschen Reiches, die als besondere
Sportzentren angesehen werden können, Einrichtungen zu treffen, um zum Teil
selbständig, zum Teil im Anschluß an andere Institute die wissenschaftliche Er-
forschung des Sportes und der vielen von uns oben angedeuteten Probleme, die
dazu gehören, in die Wege zu leiten. Vorerst sind solche Institute in Charlotten-
burg und in Freiburg i. B. in Aussicht genommen.

Aus dem umfangreichen Gebiete Sport und Medizin ist es hier nur
möglich, eine kleine Anzahl der wichtigsten Probleme und Beispiele hervorzuheben.
An jedem Orte haben sich besondere Sportarten eingebürgert, je nachdem,
wie die klimatischen, landschaftlichen und auch die materiellen Verhältnisse gestellt
sind. Das Vorhandensein größerer Wassermengen, das der Berge und des
Schnees, sowie die Möglichkeit, kostspielige Apparate zum Betriebe eines Sportes
leichter zu beschaffen, sind hierfür Beispiele. Bei allen Sportarten gibt es
gewisse Vorgänge, die sich immer zu wiederholen pflegen, Fragen, die immer
wieder gestellt werden, und deren Beantwortung für die Öffentlichkeit offenbar
von besonderem Interesse ist. Im Folgenden soll an einzelnen Beispielen gezeigt
werden, wieso Sport und Medizin in dieser allgemeinen Weise in Zusammenhang
miteinander stehen.

Wenn wir eine Arbeit leisten (am deutlichsten ist das bei der Muskelarbeit

der Fall), so wachsen die Verbrennungen in unserem Körper, als ^>eren Ergebnis die Energie erscheint, die wir in unseren Leistungen zutage fördern. Die Verbrennungen brauchen Sauerstoff, und die Folge größerer Leistungen ist die regelmäßig vermehrte Sauerstoffzufuhr resp. ein vermehrter Sauerstoffverbrauch. Diesen Verbrauch können wir messen, zum Teil direkt, zum Teil indirekt. Wir können sogar zahlenmäßig sagen, daß eine Leistung, die so und so viele Energieeinheiten hervorbringt, so und so viel Sauerstoff verbraucht. Allein wo dieser Sauerstoff verbraucht wird, wenn es sich um die mikrochemischen Vorgänge handelt, können wir keine Antwort geben, ja nicht einmal von den größeren Organen können wir genau mitteilen, wo denn der Sauerstoff verbraucht wird.

Eine weitere auch für die Sportteilnehmer selbst wichtige Frage ist die nach derjenigen Ernährung, die den Bedürfnissen des sportausübenden Körpers am besten angepaßt ist. Wir wissen schon durch die Untersuchungen von Pflüger, Zuntz und seiner Schüler, daß die Quelle der Muskelkraft nicht, wie man früher glaubte, das Eiweiß, sondern die Kohlenhydrate, insbesondere der Zucker und indirekt das Fett ist. Steht außerdem Alkohol zur Verfügung, so wird er eher als die beiden genannten Nahrungsmittel kalorisch ausgenützt, d. h. verbrannt. In welchem Verhältnis aber Kohlenhydrat und Fett dem sportausübenden Körper am besten zur Verfügung gestellt werden, ist noch nicht genau bekannt. Das wird auch von der Sportart selbst abhängen. Beim Wintersport zum Beispiel wird man wahrscheinlich eine andere Ernährung als die richtigste feststellen können, als etwa beim Rudern. Außerdem hat es von jeher im Interesse des Sportes gelegen, ist aber außerdem für die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte von der größten Bedeutung, genügende Nahrung in möglichst kleinen Volumen mitführen zu können. Es sind verschiedene Versuche nach dieser Richtung hin angestellt worden, bisher aber ohne befriedigendes Resultat. Wir können annehmen, daß es sich bei einer derartigen komplizierten Nahrungsweise nur um die Versorgung des Körpers für einige wenige Tage, vielleicht 3 bis 4 Mal 24 Stunden höchstens handeln kann, denn der Verdauungskanal des Menschen verlangt aus Gründen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, eine ganz bestimmte Füllung.

Eine der bedeutsamsten Fragen, die sich auf dem Gebiete der hygienischen Beziehungen des Sportes zur Medizin ergeben, ist die Frage, wie es kommt, daß durch Übung, und namentlich durch fortgesetzte llbung, die Funktionen des Körpers, die für die betreffende Tätigkeit, so auch für den Sport nötig sind, allmählich immer leichter erfolgen, daß eine Verkürzung der Reaktionszeit, vielleicht auch eine Erniedrigung der Schwelle der Reizempfindung und endlich im ganzen eine Erleichterung für die sich dadurch abspielenden reflektorischen Vorgänge geschaffen wird. Ein gutes Beispiel, das außerhalb des Sportes liegt, ist das Klavierspiel. Die Reflere, die hier zuerst unter Kontrolle des Bewußtseins

mühsam eingeübt werden müssen, bahnen sich allmählich — so ist die Vorstellung — ihren Weg so, daß der Reiz immer leichter und ohne die zuerst eingeschlagenen Umwege zum Ziel gelangt, an dem er seine Wirkung ausübt. Schließlich sind die Bahnen so ausgefahren, daß überhaupt das Bewußtsein dazu nicht mehr in Anspruch genommen wird, und daß nun sozusagen reflektorisch, ohne Zuhilfenahme der großen Hirnrinde, in anderen Fällen vielleicht sogar ohne Zuhilfenahme des Großhirns im ganzen, sich die eintretenden Reize mit ihren Wirkungen in rascher Folge abwechseln. Das gleiche trifft auch für jede Sportbetätigung zu. Man hat früher gemeint, daß die Fertigkeit, solche Reflerbahnungen zu erwerben, ausschließlich dem kindlichen Lebensalter eigentümlich sei; das ist aber, wie gerade die Erfahrung bei der Sportbetätigung zeigt, sicher nicht richtig, wenn es vielleicht auch zugegeben werden muß, daß diese Bahnung beim Kinde leichter als beim Erwachsenen erfolgt.

Wie das aber vor sich geht,.mit welchen anatomischen Veränderungen sie sich verbindet, ist uns noch gänzlich unbekannt und bedarf näherer erperimenteller Untersuchung.

Eine zweite wichtige Frage ist die nach der Entstehung des Arbeitswachstums tätiger Organe. Es ist dem Laien eine durchaus geläufige Beobachtung, daß die Muskeln der Turner mit wachsender Übung an Masse zunehmen, ebenso nehmen die anderen Organe, deren Tätigkeit dauernd in höherem Maße verlangt wird als vorher, an Masse der tätigen Substanz zu. Wir können mittelst der Wage — resp. der quantitativ chemischen Analyse — dieses Verhältnis genau verfolgen und es lassen sich, wenn wir die Leistung bestimmen können, genaue Beziehungen zwischen derselben und der sogenannten Arbeitshypertrophie der Muskeln oder anderer Organe nachweisen. Über den anatomischen Vorgang und über den ursächlichen Zusammenhang, worin der Reiz für diese Hypertrophie gegeben ist, davon fehlt uns noch jegliche genauere Kenntnis; auch hier würden Untersuchungen, die sich auf das sportliche Gebiet beziehen, bei denen ja die Arbeitshypertrophie der Muskeln ganz besonders in den Vordergrund tritt, Aufklärung bringen können.

Aus dem Gebiete der Beziehungen zwischen der Krankheitslehre und dem Sport sei hier nur kurz das Verhältnis der Herzkrankheiten zur Sportausübung hervorgehoben. Wir kennen die sportliche Betätigung als Ursache von Herzkrankheiten, wir wissen, daß es mit sorgfältig ausgesuchter sportlicher Leistung gelingt, das Herz schwacher Körper zu kräftigen, und sind auch imstande, bei krank gewordenen Herzen, wenigstens in der Zeit, wo sie sich in der Rekonvalescenz befinden, durch ganz vorsichtige, genau abgezirkelte „Sport-" d. h. Bewegungsleistungen einen heilsamen Einfluß auf die Herzkrankheit auszuüben. So steht es ähnlich mit vielen anderen Organ-Krankheiten, es seien hier nur diejenigen der Lungen und der Nieren besonders hervorgehoben. Wichtiger noch als bei den

anatomischen Veränderungen der Organe ist die Wirkung der Sportbetätigung bei den sogenannten funktionellen Krankheiten, bei denen eine anatomische Veränderung nicht nachgewiesen werden kann; insbesondere auch bei den funktionellen Erkrankungen des Nervensystems, bei denen die verschiedenen Arten des Sportes, allerdings gleichfalls unter genauer ärztlicher Kontrolle, zu den Heilfaktoren gerechnet werden müssen. Es ist klar, je genauer wir über die Vorgänge, die sich bei den einzelnen Sportausübungen im Körper abspielen, unterrichtet sind, um so sicherer wir sie in die Bilanz unseres Heilplanes einstellen können und auch auf ihre Wirkung rechnen können.

Es wäre ein außerordentlich verlockendes Unternehmen, die verschiedenen Sportarten auf die Einwirkungen, die bei ihnen auf den gesunden Körper vorkommen und von Wichtigkeit sind, näher zu besprechen. Aber die Zahl derselben ist zu groß, als daß es im Rahmen eines Aufsatzes geschehen könnte; jedoch ist es wiederholt versucht worden, für einzelne Sportarten solche Darstellungen zu geben. Das klassischste Buch in dieser Beziehung ist das, das die Schule des Berliner Physiologen Zuntz dem Altmeister der Physiologie Pflüger in Bonn zum 80. Geburtstag gewidmet hat. In ausgezeichneter wissenschaftlicher, jedoch auch dem gebildeten knien verständlicher Weise sind hier die Lebensvorgänge im Hochgebirge darzustellen versucht.

Hier auf beschränkterem Rahmen mag es genügen, wenn diejenigen Faktoren, die bei der Sportausübung ganz besonders auf den Körper einwirken, eingehender besprochen werden. —

Die uns allen, wenn wir uns bei Sport betätigen, zuerst auffallende Einwirkung ist die des Aufenthaltes im Freien — dessen wir Kulturmenschen ja immer mehr entwöhnt worden sind. Der Genuß der frischen Luft mit ihren reicheren Mengen von Sauerstoff, ihrer meist geringen Menge von Verunreinigungen, die Einwirkung der Kälte, die an unsere unbedeckten und auch an die bekleideten Körperstellen dringt, und gelegentlich die Einwirkung der Feuchtigkeit, stehen hier in erster Linie. Namentlich die beiden ersteren führen zunächst zu einer vertieften Atmung. Man spricht ja geradezu.vyn dem „frische Luft schöpfen". Ob es sich dabei um einen reflektorischen oder um einen bewußten Vorgang handelt, ist noch unsicher. Es handelt sich dabei um eine Entfernung der in den tieferen Lungenteilen enthaltenen Kohlensäure.

In ausgezeichneter Weise wirkt die Kühle der frischen Luft auf das Gest- und Nervensystem, die beide, namentlich auch in den kleinen Gefäßen der Haut, auf das engste verbunden sind. Überall da, wo eine Kälteeinwirkung die äußere Haut trifft, wovon man sich leicht durch ein aufgelegtes Eisstückchen überzeugen kann, ziehen sich die Hautgefäße zusammen, die Haut wird weiß und blaß. Der Zweck ist sicher darin zu suchen, daß so die überflüssige Abgabe der Wärme vermieden werden soll. Nach einiger Zeit tritt auf die starke Anspannung der

Nerven- und Gefäßmuskeln in diesem Gebiet eine Erschlaffung derselben ein, die betreffende Stelle wird rot, mit anderen Worten stark durchblutet. Man spricht in solchen Fällen von der Reaktion der Hautgefäße. Diese Reaktion ist nicht bei allen Menschen vorhanden. Schwächliche, blutarme Personen können sich bekanntlich nach Kälteeinwirkungen, auch unter Zuhilfenahme allerhand Unterstützungsmittel, nicht wieder recht erwärmen. Das liegt in der mangelnden Reaktionsfähigkeit ihrer Blutgefäße; sie verbinden damit zugleich die Neigung zu stärkeren Abkühlungen, als deren Folgen wir die verschiedenen Arten der Erkältungskrankheiten anzusehen wenigstens geneigt sind, wenn wir vorläufig auch noch keinen direkten Zusammenhang zwischen Abkühlung und sogenannter Erkältungskrankheit behaupten können. Durch nichts wird die Reaktionsfähigkeit der Haut, damit also auch die Widerstandskraft gegen Erkältungen, so sehr gestärkt, wie durch Übung dieser Hautreaktion; und das ist die sogenannte Abhärtung.
Abhärtung auf einmal und plötzlich zu erzielen, ist, wie auch der Laie jetzt weiß, nicht möglich. Langsames Fortschreiten, Gewöhnung, ist wie bei allen Lebensfunktionen von größter Bedeutung. Bei kräftigen Individuen kann man die Abhärtung durch die direkte Einwirkung des kühlen Wassers, resp. des Wechsels zwischen kaltem und warmem Wasser hervorbringen. Bei anderen Personen, und überhaupt sicherer ist es, zunächst nicht das Wasser, sondern die Luft als Abhärtungsmittel zu benützen. In diesem Sinne ist der Sport ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Erkältungen, wobei aber auch hier hervorzuheben ist, daß die Zunahme solcher Einflüsse unter allen Umständen langsam erfolgen muß.
Bei dem Aufenthalt in der frischen Luft ist es außerdem die Einwirkung des Lichtes, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Die Sonne gibt der Erde und ihren Bewohnern alle auf ihr vorhandene Energie. Es hat niemals an Naturforschern gefehlt, die der Meinung gewesen sind, daß der menschliche Körper sich bestreben solle, diese Sonnenenergie anch direkt, nicht nur aufgespeichert in den Nahrungsmitteln in sich aufzunehmen. Wie das geschehen sollte, hat man sich früher in recht verschiedener Weise gedacht. Durch unsere Kulturkleidung sind wir Mittel-Europäer mit einem fast undurchdringlichen Lichtpanzer umgeben. Die Sportausübung verlangt aber, wenigstens bei gewissen Arten, eine sehr leichte und auch für die Lichtstrahlen durchgängige Kleidung.
Daß die roten, d. h. die wärmenden Strahlen des Sonnenlichtes nicht in den Körper eindringen können, ist sicher; daß aber die blauen und sogenannten violetten Strahlen des Spektrums durch das Gewebe hindurchtreten kömien, haben eine Reihe von Untersuchungen, namentlich auch des Finsen-Instituts in Kopenhagen, gezeigt. Weitere Erperimente von Bering und von anderen haben außerdem gelehrt, daß gerade diese blauen Strahlen einen wichtigen Einfluß insofern ausüben, als sie im Körper zur Orndierung der verbrennungsfähigen Substanz verwendet werden, oder wenigstens die Orydation beschleunigen. Ihrer Rolle als Energieträger also sind wir sicher. Außerdem ist

der menschliche Körper in seiner Oberhaut, ganz nahe unter den noch durch-
scheinenden Schichten der Hornhaut, mit einem sehr dichten Netz von Haar-
gefäßen ausgestattet, die den ganzen Körper an seiner Peripherie umgeben. Die
Haargefäße enthalten die rot gefärbten Blutkörperchen. Strahlen, namentlich
die blauen Strahlen, die durch die Hornhautschicht hindurchgelangt sind, werden
von den rot gefärbten Blutkörperchen resorbiert, d. h. aufgenommen. Das
Blutkörperchen selbst hat im ausgewachsenen Zustande kein eigentliches Leben
mehr. Es ist nicht einmal mehr eine vollständige Zelle, denn es besitzt keinen
Kern. Es hat die Aufgabe, Sauerstoff aufzunehmen und abzugeben. Es wäre
möglich, daß die von den roten Blutkörperchen an der Peripherie des mensch-
lichen Körpers von den blauen Strahlen aufgenommene Energie für den fort-
dauernden Betrieb und die Orydation und Desorydation des Blutfarbstoffes, die
von der größten Bedeutung für die Aufrechterhaltung des Lebens sind, ver-
wendet wird. Auch hier sind durch weitere und genaue Untersuchungen, die
sich gleichfalls an die Sportleistung anschließen werden, wichtige Aufschlüsse über
die Vorgänge des Lebens zu erwarten.
Der für gewöhnlich am meisten in den Vordergrund geschobene Einfluß
der Sportbetätigung auf den menschlichen Körper ist die Arbeit der Muskeln,
die im Wettkampf der einzelnen Sportleute in höherem Maße geleistet wird, als
im bürgerlichen Leben. Damit im Zusammenhang steht der Einfluß auf den
Kraftwechsel des gesamten Körpers. Denn wenn die Muskeln Arbeit leisten,
so müssen sie die dazu notwendige Kraft aus den Vorräten des Körpers ent-
nehmen. Diese befinden sich zum Teil in den Muskeln selbst, zum anderen Teil
in dem wichtigsten Stoffwechselorgan, der Leber, und endlich in den Fettan-
sammlungen, die der Körper sich als Reservevorräte anlegt. Da es sich bei der
Gewinnung von Kraft aus diesen Organen um Verbrennungen von Eiweiß,
Kohlenhydraten und Fett handelt, so wird, wie oben hervorgehoben, in solchen
Fällen mehr Sauerstoff vonnöten sein. Die Menge des verbrauchten Sauerstoffes
und andererseits der ausgeschiedenen Kohlensäure, die wir beide prinzipiell leicht
bestimmen können, wird uns daher ein Maß für die Größe des Stoff- und Kraft-
wechsels abgeben. Mit den Organen des letzteren stehen die der Nahrungsauf-
nahme in gewissen Teilen des Körpers in engster Beziehung, ebenso natürlich die
Nahrungsaufnahme selbst. Auf all diese Verhältnisse übt die Sportbetätigung
einen sehr wichtigen und bedeutsamen Einfluß aus. Neben den vorgenannten,
mehr körperlichen Einwirkungen sind es auch solche auf die Funktionen des
Nervensystems und auf die Psyche und den Charakter, die bei der Sportbetätigung
von Wichtigkeit werden. Der fortdauernde Gebrauch und die ebenfalls fortdauernd
notwendige Kontrolle der Bewegungen und Leistungen des Körpers führt zu einer
immer mehr wachsenden Geschicklichkeit, aber auch zu einer Sparsamkeit des
Organismus insofern, als er allmählich lernt, das geforderte Maß von Arbeit
mit einem möglichst geringen Kraftaufwand zu erreichen. Von der Einwirkung

der fortwährenden Übung auf die Geschicklichkeit, auf die Verkürzung der Reaktionszeit, und auf die Erniedrigung der Empfindungsschwelle, war bereits oben die Rede. Ferner unterliegt es keinem Zweifel, daß die Charakterbildung bei der Sportbetätigung eine im allgemeinen günstige Beeinflussung erfährt. Die Prinzipien der Unterordnung, der Selbstzucht des Körpers zugunsten einer größeren Gemeinschaft und damit im Zusammenhang der Sinn für die Notwendigkeit der Organisation der Lebensgemeinschaft wird auf diese Weise unzweifelhaft geweckt.
War bisher von dem vorteilhaften Einfluß der Sportbetätigung auf den Körper vorwiegend die Rede, so darf nicht verschwiegen werden, daß dem Arzte, vorläufig wenigstens, Folgen der Sportbetätigung häufig im ungünstigen Sinne entgegentreten. Das Übermaß der Arbeit ist es besonders, das hier nachteilig wirkt. Vorwiegend ist es die Jugend und soll es ja auch die Jugend sein, die sich der Sportbetätigung hingibt. Sie selbst und ihre Lehrer bei dieser Betätigung sind aber offenbar über die Frage, wann das Maß der Leistungsfähigkeit erreicht ist, und wann Schädigungen eintreten, nicht genau unterrichtet. Sie können es auch nicht sein. Eine der bedeutsamsten Vorschriften, die wir Arzte bei der Sportausübung immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen haben, ist ganz allgemein gehalten das Maßhalten, das Vermeiden res Zuviels. Daß dies nur unter ärztlicher Aufsicht und Kontrolle möglich ist, versteht sich leicht von selbst. Aber die Tätigkeit des Arztes soll überhaupt vielmehr eine prophylaktische, schadenverhütende sein, als sie es heutzutage noch ist. In früheren Zeiten übte der Hausarzt dieses Amt aus. Seitdem aber die zunehmende Zersplitterung der medizinischen Wissenschaft und namentlich der ärztlichen Praris in einzelne Spezialitäten erfolgt ist, ist die Einrichtung des Hausarztes fast überall verschwunden; so fehlt jetzt die Instanz, die hier Schädigungen verhüten könnte.
Eine zweite Beobachtung, die der Arzt an seinen Kranken öfter zu machen Gelegenheit hat, ist der Mangel, daß nicht jeder in allen Arten des Sportes leistungsfähig ist. „Eines schickt sich nicht für Alle" ist gerade hier von Wichtigkeit. Glücklicherweise bietet ja denn auch der Sport so außerordentlich viel Unterarten, daß fast jedes Individuum und jedes Lebensalter sich eine ihm zusagende und ihm nicht schädliche Art aussuchen kann.
Ganz besonders oft hat der Arzt Gelegenheit, die Sportausübung bei der Entwickelung des gesamten Körpers zu berücksichtigen. Unsere Zivilisation hat für die heranwachsende Jugend eine besonders umfangreiche Arbeit des Lernens und Studierens mit sich gebracht, die sie in dem Lebensalter des Wachstums in ganz bestimmte Körperhaltungen und in eine sonst nicht gewohnte Körperruhe hineinzwängt. Die Folgen zeigen sich vielfach in der unharmonischen Ausbildung des Körpers. Daß der nackte Mensch ein Schönheitsobjekt sein solle, ist heut-

zutage nicht mehr, wie den Griechen und Römern, eine selbstverständliche Wahrheit. Die Sportausübung kann hier helfen, indem sie ein Gegengewicht gegen die einseitig sitzende Lebensweise aller Altersstufen bildet, aber sie kann auch schaden, indem sie wiederum einseitig nur einige Teile des Körpers zu verstärkter Ausbildung bringt.

Endlich darf dem Sport deshalb eine besondere Bedeutung für die Gesundheit des Einzelnen und der Gesamtheit zugeschrieben werden, weil er es vor allem ist, der unser Volk von seinem schlimmsten Feinde, dem Alkohol, durch die allmähliche Abnahme des Kneipenlebens entwöhnt. Die Zeit, die früher in den Wirtshäusern zugebracht und mit dem Verbrauch von Bier, Schnaps und Wein vertan wurde, wird heute immer mehr der Körperbetätigung im Freien zugewendet. Je mehr das der Fall sein wird, um so geringer werden die Ausgaben des deutschen Volkes für den Alkoholverbrauch sein, um so größere Summen werden für andere wichtigere Waren zur Verfügung stehen, um so geringer werden aber auch die in ihrem Schaden unschätzbaren Einwirkungen des Alkohols auf das Volk werden.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich als selbstverständlich, daß diejenigen, die sich der Sportbetätigung zuwenden wollen, auf ihre körperliche Tüchtigkeit genau untersucht werden müssen, wobei man festzustellen hätte, welche Sportart ihnen empfohlen werden kann. Es ist notwendig sie dabei darauf aufmerksam zu machen, daß sie bei Störungen der einzelnen Organe rechtzeitig eine erneute Kontrolle vornehmen lassen. Es wird Aufgabe der künftighin in den Schulen der heranwachsenden Jugend zu lehrenden Gesundsheitskunde sein, hier die allerersten und notwendigen Begriffe über die dabei eintretenden Störungen zu erörtern. Allen Personen, bei denen sich krankhafte Zustände des Körpers finden, werden nur bestimmte Sportarten vorsichtig angeraten werden dürfen, und auch diese nur unter der Bedingung, daß eine ärztliche Überwachung des kranken Körpers stattfindet. Um ein praktisches Beispiel zu geben, so wird man einem jungen Manne, der zu häufigen Erkältungen und zu rheumatischen Erkrankungen der Muskeln und Gelenke neigt, den Rat geben, sich dauernd unter ärztlicher Kontrolle zu halten und namentlich das Herz zu beobachten.

Überall da, wo der „Sport" bei wirklich Kranken nur zu Heilzwecken verwendet werden soll, versteht sich eine ärztliche Überwachung, und zwar dauernd, von selbst. Sie kann im ganzen gar nicht genau genug ausgeübt werden, wenigstens im Beginn solcher Behandlnngskuren. Man denke zum Beispiel an die sogenannten Terrnin-Kuren, wie sie zuerst von Oertel empfohlen worden sind. Auch dabei handelt es sich um eine allerdings schließlich sehr gemilderte Form der Sportausübung, bei der es aber gerade auf genaue Kontrolle des Gesundheitszustandes und genaue Kontrollierung der einzelnen Leistungen ankommt.

Aus dem Angeführten ergibt sich zur Genüge, von wie großer Bedeutung die genaue Kenntnis der Einwirkung der einzelnen Sportarten für die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens und der praktischen Verwendung des Sportes in der Zivilisation ist; nicht nur für den Sportausübenden selber, auch für den Laien, der etwa zu einem solchen werden möchte, und ganz besonders für den Arzt ist diese Kenntnis unbedingt vonnöten. Dabei geht aber gleichzeitig aus dem vorher Ausgeführten hervor, daß wir noch zahlreiche Lücken in unserer Kenntnis der physiologischen Erforschung des Sportes haben, die der Ausfüllung bedürfen. Wir haben nur ganz vereinzelte unter ihnen kurz streifen können. Die Probleme, die sich mit der weiteren Ausgestaltung des Sportes auf neuen Gebieten, wie z. B. der Luftschiffahrt beschäftigen, sind überhaupt noch nicht erwähnt worden. Trotzdem sind sie von der größten Bedeutung. Vielfach wird sogar die genaue Kenntnis der Einwirkungen imstande sein, die Sporttätigkeit für uns zu ermöglichen. Auch hier bedarf es nur der Entwickelung der Flugtechnik, um ein Beispiel zu geben. Die Flieger selbst haben das wiederholt anerkannt, und auf einer der letzten flugtechnischen Vereinigungen sind von Friedländer die ersten Resultate von einschlägigen medizinischen Untersuchungen veröffentlicht worden. Die Notwendigkeit der Förderung dieses Studiums liegt daher durchaus auf der Hand, und es wird wenige geben, die sich dieser Erkenntnis zu widersetzen bereit sind. An einer Stelle in Deutschland ist bereits ein Institut entstanden, das mit medizinischen und physiologischen Hilfsmitteln ausgerüstet, unmittelbar am Platze der Sporttätigkeit selbst beabsichtigt, hier fördernd einzugreifen. Wie in Charlottenburg, wo den lokalen Verhältnissen entsprechend, doch nur bestimmte Sportarten gepflogen werden können, so ist beabsichtigt, noch an anderen Stellen, besonders dort, wo die Möglichkeit eigenartigen Sport zu treiben mit der Gelegenheit zu wissenschaftlichen Forschungen verbunden ist, ähnliche Einrichtungen zu schaffen. Die Gründung einer entsprechenden Vereinigung, um dieselben nach außen hin und materiell zu stützen, ist in die Wege geleitet und hat das Interesse und die Förderung der maßgebenden und für die Wohlfahrt des Volkes durch Beruf oder freiwillig interessierten Stellen gefunden. Einzelne Ansätze von solchen Studien sind auch gelegentlich schon vorher gemacht worden, auch hat Hensen, der schwedische Kliniker, sich mit dem Einfluß des Schneeschuhlaufens auf den Körper beschäftigt. Bei manchen anderen sportlichen Veranlassungen sind die Teilnehmer vorher und nachher ärztlich untersucht worden; aber das alles sind nur vorbereitende und gelegentlich ausgeführte Arbeiten, die durch eine systematische Erforschung ergänzt zu werden verdienen, und die natürlich in größerem Umfange und mit besonders geeigneten, vielleicht sogar besonders herzustellenden Apparaten vor sich gehen müssen.

Die Sportsleute haben manchmal dem Gedanken Raum gegeben, daß eine genauere Erforschung des Sportes dazu angetan sein würde, ihn einzuschränken, weil die Ärzte Veranlassung nehmen, die schädliche Seite besonders hervorzuheben.

Dieser Gedankengang beruht auf einer völlig unrichtigen Voraussetzung. Heute freilich sehen die Arzte in ihren Sprechstunden im wesentlichen Schädigungen des Sportes und haben daher manchmal Veranlassung, vor ihm zu warnen. Die Aufgabe des Arztes, vor allem aber des Hausarztes, ist neben der Behandlung der eigentlichen Krankheiten auch die Verhütung derselben, und die letztere ist fast wichtiger, oder doch ebenso wichtig als die erstere. Wissen wir genauer als heute über die Einwirkungen des Sportes auf den menschlichen Körper Bescheid, so werden wir viel weniger als heute Schäden des Sportes konstatieren können, wenn nämlich bei allen ungeeigneten Personen vorher diese Eigenschaft festgestellt und in der Art der Sportbetätigung berücksichtigt wird. Es wird sich im Gegenteil darum handeln, daß man das Ziel des vernünftigen Sportes, die Förderung der Gesundheit des Einzelnen und Ganzen nur noch um so fester und klarer ins Auge fassen kann. Der Einzelne wird lernen, weniger als manchmal heute mit seinen Kräften zu wüsten, er wird darauf aufmerksam gemacht werden, wann es zweckmäßig ist Maß zu halten, wird aber im ganzen die Leistungsfähigkeit seines Körpers stets richtig auszunutzen versuchen können.
Die hervorragende gesundheitliche Bedeutung des Sportes für unser Volk braucht in Zeiten wie die jetzigen, wo die Frage eines Krieges nach verschiedenen Grenzen dauernd im Vordergrund der öffentlichen Meinung steht, nicht weiter erörtert zu werden. Jeder Einsichtige weiß, daß Volksgesundheit und Wehrkraft in einem nahen Verhältnis zueinander stehen, und daß es in Wirklichkeit bei der Entscheidung der nächsten Kriege ganz besonders auf die Rassentüchtigkeit ankommen wird, die geeignet ist, körperliche und geistige Leistungen höchsten Grades in kurzer Zeit zu vollbringen.
Die Förderung der wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen ist deshalb eine der wichtigsten Aufgaben derjenigen, die für unsere Volkskräfte verantwortlich sind.

Ferdinand Gregori:
Das Theater*).
Fülle und Unmittelbarkeit des Lebens, wie sie sich im idealen Theater vereinigen können, sind im Umkreis eines andersartigen Kunstwerks und auch an einer Sammelstätte andersartige» Kunstwerke unmöglich. Daher kommt es, daß Menschen, die in nnserm Theater schon das ideale erkennen oder es von Abend zu Abend zu finden hoffen, für den Theatergenuß viel größere Opfer bringen als für alle andern Künste zusammengenommen. Wem dagegen nur die Mängel des heutigen Theaters bewußt werden, der zieht sich ganz und gar von ihm zurück und hat sein Genügen an Museen und Saalkonzerten und daheim an Büchern, Bildern und Hausmusik.
Wir wissen, welch wichtiges Kulturglied das Theater im alten Griechenland war, wie dann das christliche Zeitalter darum gerungen hat (und jetzt noch ringt), es mit der Kirche in Einklang zu bringen; wie besonders in England, Spanien und Frankreich große Dichter an die Attiker angeknüpft oder selbständig eine Blüte des Dramas gezeitigt haben, die heute noch nicht verwelkt ist; wie endlich in Deutschland auf dem Umwege über die englischen Komödianten und die italienischen Stegreifspieler der durchaus nicht angeborene Trieb zur schauspielerischen Übung gepflanzt und gepflegt worden ist. Gottsched versuchte ihn zu reinigen und zu erhöhen, ohne doch vom französischen Gegner loszukommen, Lessing endlich rief Shakespeares Namen als germanisches Feldgeschrei aus.
In Lessing, Goethe und Schiller gipfelten mit ungeheurer Schnelligkeit die rein deutschen Bestrebungen, denen die praktische Schaubühne nachhinkte. Aber kompliziertere Dramatiker wie Kleist, Grillparzer und Hebbel kehrten sich nicht an die Unzulänglichkeit der theatralischen Umwertung ihrer Stücke und nicht an das Versagen des Publikums und traten mit neuen Forderungen an das Theater heran, die es geradezu verwirrten.
Denn das ist das Unvergleichbare am Wesen der Theaterkunst, daß drei voneinander verschiedene Wesenheiten darin in eins verschmelzen müssen, um die höchste der möglichen Steigerungen zu bewirken. Der dramatische Dichter allein bleibt, wie mächtig er auch aus dem Buche heraus phantasiebegabte Leser zu erregen vermag, nur ein Bruchstück der Theaterkunst; die Darstellung, die in den Kategorien der Regisseure, der Schauspieler und der Umweltkünstl«

*) Wir entnehmen diese interessanten Ausfühlungen des bekannten Theaterkenners mit Erlaubnis des Verlags B. G. Teubner in Leipzig einem Werk, das in den nächsten Tagen unter dem Titel: „Das Jahr 1913" erscheint und die bleibenden, wertvollen Ergebnisse des kulwrellen Geschehens auf allen Gebieten zur Darstellung bringt,

ihre hauptsächlichsten Unterabteilungen hat, ist wiederum ohne dichterische Unterlage ein Gaukelspiel ohne weitreichenden Sinn; und endlich können Dichter und Darsteller im reinsten Verein wohl ein akademisch vollkommenes Kunstwerk schaffen, nicht aber die tausendfältige Lebendigkeit erspielen, zu der erst das tausendköpfige Publikum die Bühnenschöpfung treibt. Wie sich, wenn das Eis der Gleichgültigkeit gebrochen ist, ein Zuschauer am andern, hundert an hundert andern entzünden, so daß eine haushohe Flamme zum Podium hinaufschlägt und die bewußte Versunkenheit der Darsteller zum dionysischen Rausche peitscht, das bestätigt jeder Schauspieler, der überhaupt einmal Zeuge und Teil eines ganz großen Erfolges gewesen ist.

In der bildenden Kunst fehlt das Mittelglied zwischen Schöpfer und Genießer, das der theatralischen Darstellung entspräche, gänzlich; zur lyrischen und epischen Kunst steht dies mögliche Mittelglied, der Vorleser, nicht im notwendigen Verhältnis; und hier wie schließlich bei der außertheatralischen musikalischen Kunst wirkt immer nur das einzelne Leben des vermittelnden Vorlesers, des Instrumentalisten, des Kapellmeisters auf die Hörer, während sich von der Bühne ein ganzer Knäuel von menschlichen Leidenschaften lawinengleich herabwälzen kann.

Die Ungleichmäßigkeit dieser drei Faktoren: Dichter, Darsteller, Publikum, läßt nur in einem von Millionen Fällen eine in allen Teilen und im ganzen vollendete Theaterwirkung zu. Immerhin behauptet das Theater auch in seiner Verkürzung eine Sonderstellung neben den bildenden und schreibenden Künsten, weil es nicht auf dem kälteren Umwege des behauenen Steines, der Linie und Farbe und des an sich unlebendigen Druckbuchstaben an sein Ziel strebt, sondern durch unmittelbare Transfusion von Blut zu Blut, von Nerv zu Nerv, von Leib zu Leib. Der jauchzende und leidende Mensch selbst ist das Kunstwerk, Stoff und Form in einem. Man darf zwar sagen, daß hierbei die Keuschheit der künstlerischen Wirkung durch das unruhig durchpulste, niemals ganz gebändigte Material beeinträchtigt werde, daß zwischen der bildenden und der theatralischen Kunst manchmal ein Wirkungsverhältnis entstehe wie zwischen zwei marmornen Ringern im Museum und zwei fleischernen im Zirkus, aber daß viele Zuschauer gerade wegen der Fleischigkeit der Theaterkunst erst für die Kunst im allgemeinen gewonnen worden sind, daß also das Theater schon in jeder mittelmäßigen Form kunsterzieherische Eigenschaften hat, darf man ebensowenig verschweigen.

In sozialer Hinsicht steht das Theater im akutesten Kampfe. Freilich wird sich kein Priester mehr weigern, einen Schauspieler als ebrlichen Menschen zu begraben, aber bei Betrachtung der Gagen, die hente noch Tausenden von Schauspielern gezahlt werden, könnte man an der sozialen Würdigkeit dieses Berufes immer noch zweifeln. Im Jahre 1910 gab es 350 ständige Theater, die im Winter, 150 Theater, die nur im Sommer spielten, und 120 reisende Ge-

sellschaften, wo die Bühnenkunst in deutscher Sprache geübt wurde. Der zehnte Teil der verfügbaren Darsteller ist ständig ganz brotlos; die Hälfte der engagierten hat ein Jahreseinkommen von weniger als 1000 Mark, ein Viertel erhält 1000—3000 Mark, die übrigen sind in einer halbwegs gesicherten Stellung, die ihnen mehr als 3000 Mark einträgt. Bei diesen Berechnungen sind 3000 Chormitglieder, die das Resultat verschlechtert hätten, ausgeschaltet worden. Da sich die schauspielerische Kunst auch in gewerblichen Formen auslebt, ist ihr von der Gewerbeordnung aus beizukommen. Das will das Reichstheatergesetz, das jetzt zur Beratung steht. Der Staat hat die Bühnenangehörigen seit dem Januar 1913 in die Altersversicherung einbezogen, er wird bald dafür sorgen, daß ein Schauspieler auch sonst mit den Handlungsgehilfen gleichgestellt ist, Eine Mindestgage zu bestimmen, unternimmt der vorliegende Entwurf noch nicht, aber er bringt folgende Verbesserungen: Entschädigung für die Vorproben, fast vollständige Aufhebung der Sonntags- und Nachtproben, sechswöchige Fortzahlung der Bezüge in Krankheitsfällen, Verminderung der Geldstrafen, Urlaub zur Beschaffung eines Engagements, Recht auf angemessene Beschäftigung. Weiter: Beschränkung der Kündigungsmöglichkeiten seitens des Direktors, Abwälzung der Konventionalstrafe auf den Unternehmer, der das kontraktbrüchige Mitglied engagiert, Ausgleich der beiderseitigen Gründe, die zur sofortigen Auflösung des Vertrags führen können. Das wichtigste betrifft die Kostüm- und Toilettenfrage, die brennendste des Engagements. Bisher stellte der Durchschuittsdirektor nur den Männern das historische Kostüm. Von jetzt an wird er nicht nur ihnen auch alle Sport-, Turn- und Strandkleider liefern müssen, sondern — und das ist ausschlaggebend — den Damen die historischen Kostüme, die sie früher selbst mitzubringen hatten, und außerdem auch einen erheblichen Teil der modernen Toiletten. Das bedeutet, wenn die Zukunft nicht zuviel daran herumdeutelt, die Gesundung angefaulter Triebe am Baume dieser Kunst, einen plötzlichen gesellschaftlichen Aufschwung des weiblichen Personals, von dem der allgemeine Verdacht der Liebeskäuflichkeit genommen sein wird, und eine neue Herrschaft des Dichterworts über die Toilette.

Da das Gesetz den Direktoren pekuniäre Lasten von unübersehbarer Weitläufigkeit auferlegt, die sie als Privatunternehmer nur in vereinzelten Fällen werden tragen können, kommt wie von selbst ein andrer, lang gehegter Wunsch der Darsteller zur Verwirklichung. Die städtischen Gemeinwesen sind dann gezwungen, ihre schönen Paläste, die sie bisher verpachtet haben, in „eigene Regie" zu nehmen, wie etwa ihre Gas- und Wasserwerke. Dadurch entledigt sich das Theater des rein geschäftlichen Charakters; sein Leiter wird besoldet und hat keinen Vorteil von einem Kassenüberschuß. Man wird mehr auf die Qualität der Aufführungen sehen als auf die Quantität; das heißt, es muß sorgsamer probiert werden. An einem Orte, wo ein mittlerer Erfolg sich in höchstens vier Aufführungen ausdrückt, sind im Durchschnitt für jedes Stück nur vier Proben

möglich. Das reicht nicht aus. Um dem abzuhelfen, muß die Behörde entweder den Direktor so unterstützen, daß er nach vier leidlich besuchten Vorstellungen Noch zwei oder drei schlecht besuchte finanziell ertragen kann, oder mehrere Städte müssen sich zusammentun, um acht Vorstellungen zu füllen und dafür acht Probenvormittage freizumachen. Die „Städtebundtheater" haben diesen zweiten Ausweg seit Jahren mit Glück betreten und schon seit 1839 hat die Stadt Mannheim ihr Theater unter kommunalen Schutz genommen. Erst etwa ein Dutzend andre Gemeinwesen sind dem rühmlichen Beispiel gefolgt. Das Reichstheatergesetz wird hundert weitere dazu zwingen.

Noch günstigere Aussichten eröffnen sich den selbständigen Volksbühnen, wie sie seit einigen Jahren in Berlin und Wien entstehen. Sie sichern sich durch die festen Abonnements und brauchen auf abendlich zahlende Besuche gar keine Rücksicht zu nehmen. Der künstlerische Leiter hat größere Vollmachten als der angestellte Intendant einer Stadt und kann jedes Stück dreißigmal und öfter spielen, wenn er nur die Abonnenten befriedigen will. Man sieht den Vorteil: für die Neueinstudierungen sind dann dreißig Proben möglich. Das Ideal für den sorgsamen und erfindungsreichen Regisseur!

Was irgendwo auf der Welt in Dingen des Theaters versucht worden ist, hat auch das deutsche, das jüngste innerhalb der Kulturnationen, versucht. Und immer mit dem heißen Bemühen, das uns auf allen Schaffensgebieten auszeichnet. Nirgends scheint das Theater so ernst genommen zu werden wie bei uns, weil der Spieltrieb, der als Wurzel der Schauspielerei angesehen werden muß, im Germanen unwesentlicher ist als im Romanen oder im Orientalen. Wir spüren bei den romanischen Dramatikern, bei Moliöre, Calderon und Lope, noch stärker beim Komöden Goldoni, sogar beim stammverwandten Engländer Shakespeare, daß sie eher für den Schauspieler schreiben, für die Bühne und für das schaulustige Publikum, als für die literarische und sittliche Erziehung ihres Volkes im Sinne Schillers. Statt langer beweisender Erörterungen ein Beispiel: die Verdeutschung des Moliöreschen Amphitrnons! Was das Werk an spielerischen Eigenschaften verliert, gewinnt es an sittlichen.

Als Heinrich Laube das Wiener Burgtheater auf seine höchstgebietende Stellung hob (1849—1867), war er der Inbegriff des Regisseurs. Er kannte aber nur die Wort-, die Innenregie. Das Stück auf seinen leichtest-verständlichen, plastischen Ausdruck zu bringen, setzte er sich als Ziel. Dingelstedt mischte nach ihm (1871—1881) die bildende Kunst schon auffällig in die redende, und der Herzog von Meiningen zeigte auf den Wanderungen seiner Gesellschaft (1874 bis 1890), bis zu welcher vorläufigen Vollkommenheit sich Welt und Umwelt des Dramas ergänzen konnten. Dann setzte die Reaktion gegen die monumentale Theaterkunst ein. Die Dichtung Gerhart Hauptmanns und Henrik Ibsens verlangte leisere Töne und intimere Räume, als man's an den meisten Bühnen, die einer falschen „Meiningerei" huldigten, gewohnt war. Gleich ward von

den Neuerern das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und alles, was laut und massig erschien, überlebt gescholten. Die Kunst des rhythmisierten Wortes, ja des nur deutlichen Wortes ging auf Zeiten verloren. Die Schauspieler, besonders in Norddeutschland, belächelten den klangvollen Ton der Wiener Burg und verabscheuten die ästhetisch beredte Geste, so daß sie schließlich sogar an Gerhart Hauptmanns Versdramen scheiterten, der doch der scheinbare Urheber ihrer Nachlässigkeit war. Seitdem das Berliner Deutsche Theater aber den klassischen und modernen Stildramen seine Aufmerksamkeit wieder zuwendet, gedeiht dort auch die Sprechkunst wieder, und sie verfällt nun, gewitzigt durch die Erfahrungen der Reaktion aus den neunziger Jahren, nicht mehr so leicht in das hohle Deklamieren, das damals den Jambendramen so üble Nachrede bereitet hatte. Theaterschulen tun sich zwar in größerer Zahl auf, als es gute Lehrer gibt, aber sie pflegen heute neben den neuen dichterischen Gütern auch die alten mit Liebe. In Wien ist die erste staatliche Anstalt für Schauspielkunst errichtet worden (1909).

Die Vernachlässigung des Wortes kam auch wohl daher, daß der Regisseur der naturalistischen Stücke gar so viel mit der Herrichtung des räumlichen Milieus zu tun hatte. Er achtete emsiger auf das Zusammenspiel als auf die Leistung der einzelnen. Die Alleinherrschaft der „Hauptrolle" war schon durch die dichterische Vorlage gebrochen, die eine ganze Familie an Stelle des Helden vorschrieb. Hinzu trat der Rückgang der schauspielerischen Naturelle. Unjugendlich zahme Studenten und Beamte widmeten sich der Bühne. Sie waren ganz Unterordnung, Aber der lebendigste Regisseur bringt eben doch nicht die Lebensfülle auf wie zwanzig, dreißig losgelassene Einzeltemperamente. Hier griff Mar Reinhardt ein. Er stampfte ungezügelte Talente aus der Erde und ließ den Schauspieler während des Inszenierens wieder mit fabulieren. Das erhöhte noch, ob es auch manchmal den Dichter kränken mußte, die frische Farbe, mit der er Shakespeare und Schiller bestrich.

Und natürlich überging diese neue Art der Inszenierung die malerischen Reize nicht, mit denen inzwischen die bildende Kunst dem naturalistischen Drama zu Hilfe gekommen war. „Minna von Barnhelm" wurde jetzt von Adolf Menzel beraten! Wie aber erledigte man nun die vielen Verwandlungen bei Shakespeare und in Goethes „Götz", ohne die Pausen ins Endlose zu dehnen? Karl von Perfall hatte 1889 im Münchener Hoftheater eine „Shakespearebühne" einbauen lassen, die freilich nur ein Kompromiß war und erst in unsern Tagen von Eugen Kilian vereinheitlicht und verschönt worden ist. Sie ermöglichte es, den Tert der umfangreichsten Dramen ungekürzt sprechen zu lassen, und leitete zu der stilisierten Bühne hin, die heute an vielen Orten bei besonderen Gelegenheiten verwendet wird. Lautenschlägers „Drehbühne" stellt zwar gleich vier Dekorationen mit einem Male auf, schadet aber der Perspektive des Bildes und bedarf, wenn doch umgebaut werden muß, geraumer Zeit. Zukunftsreich erscheint die

Versenk- und Schiebebühne, die torsohaft am Wiener Burgtheater besteht und neuerdings in Dresden zur Vollkommenheit entwickelt zu sein scheint. Hierbei versinkt jede abgespielte Dekoration und wird unter dem Bühnenboden umgebaut, während die Vorstellung oben weitergeht. Bei der Wiener Gobineau-Inszenierung im Jahre 1904 hatte ich selbst eine von Malern ausgeschmückte schlichte Festbühne mit geringer Tiefe und mit konstanten Seitenwänden hergerichtet, deren Prinzipien später vom Münchener Künstlertheater auf allerlei dramatische Werke ausgedehnt wurden, ohne ihnen ganz gerecht zu werden (Reliefbühne). Reinhardt fand fast für jedes Stück eine neue Art der dekorativen Vereinfachung, die sich bald im konventionellen Raum des Deutschen Theaters, bald im kleinen aparten Kammerspielhaus, bald im Zirkus vor 5000 Zuschauern zeigte. Die symbolische Kraft der Farbe, der Linie und des Lichtes wurde oft mit feinstem Geschmack ausgenützt, besonders wenn es sich um Maeterlinck, Strindberg und Hofmannsthal handelte.
Mit der Wichtigkeit, die der Regie seit dem Aufkommen des Naturalismus beigemessen wird, wachsen auch ihre Probleme und Unsicherheiten, unter denen das dadurch leicht verwirrte Provinztheater erheblich leidet. Um sie öffentlich durchzusprechen, gründete ich 1909 eine „Gesellschaft für Bühnenkunst". Aber nicht sie, die noch zu wenig Boden fand, sondern ein späterer Zusammenschluß von Regisseuren kam zum ersten Ziele, einem Regiekongreß, der im Sommer 1913 tagte. In diesen Kreisen ist auch bereits eine Bewegung im Zuge, die der «Inszenierungsidee" rechtlichen Schutz verschaffen will.
Die wie Pilze aus der Erde schießenden Freilichttheater haben vorläufig nicht die dichterischen Unterlagen, die für ihre Prinzipien passen. Sie benutzen die wirkliche Natur als dramatische Umwelt, entweihen sie aber, um dem Schauplatzwechsel nnsrer klassischen Werke zu genügen, zur selben Stunde durch Gerüste von Holz, das mit bemalter Leinwand beklebt ist. Kaum ein einziges Werk von Bedeutung — außer Goethes Iphigenie — läßt sich ohne Gewaltsamkeit in den verlockenden Rahmen zwängen. Denn hier ist die starre Einheit des Ortes unumgängliche Bedingung.
Auf diesem sozialen und künstlerischen Grunde baut sich nun auch die letzte Spielzeit auf, ein rechtes Zwischenjahr. Wohl haben sich die beiden mächtigen Verbände des Theaters, der „Deutsche Bühnenverein" und die „Deutsche Bühnengenossenschaft" in ihren Organen, der „Deutschen Bühne" und dem „Neuen Weg", mit feinen und groben Worten befehdet, die ihre Temperatur der augenblicklichen Erregung, also dem Jahre 1913, verdankten; aber dem aufmerksamen Zuhörer tönte immer nur der Laut ins Ohr, den er ununterbrochen seit der Vertreterversammlung des Jahres 1908 vernommen hatte. Auch die Kartellierung der Schauspieler und Sänger mit den Mitgliedern des Chors und des Orchesters geht auf einen früheren Zeitpunkt zurück. Immerhin nimmt der Kampf jetzt deutlich das Zeichen des einseitigen Sieges an: die Direktoren müssen Zu-

geständnisse machen. Freilich keine andern, als an den vornehmen Theatern seit
langem in Kraft waren. Wenn man die Anklagen liest, die den Arbeitgebern
ins Gesicht geschleudert werden, und die sich bis zu Scharliedern steigern (nach
der Melodie „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" im Neuen Weg XI.II, 38),
so fühlt man sich in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts versetzt, wo
der vierte Stand noch anarchistischen Gelüsten frönte.
Ungewöhnlich zahlreich sind die Veränderungen in den leitenden Stellungen.
Der Tod hat München seines Intendanten, des Barons Speidel, beraubt,
Berlin der epochalen Erscheinung Otto Brahms, Wien des Burgtheaterdirektors
Baron Berger, der seine Mission in der Gründung des Hamburger Schauspiel-
hauses erfüllt hat. Für sie sind Baron Frankenstein, Barnowski — und provi-
sorisch — Hngo Thimig eingetreten. Außerdem haben sich die meisten von
Brahms Künstlern zu einem neuen Verbande zusammengetan, der auf genossen-
schaftlicher Grundlage ruht und starke Persönlichkeiten wie Gerhart Hauptmann
und Rudolf Rittner an sich gefesselt hat. Der Dichter gab sich gleich in der Er-
öffnungsvorstellung dieses Herbstes als Spielleiter des Schillerschen „Tell" eigen-
artig zu erkennen. Schwierigkeiten allerlei Art sind die Ursache der Rücktritte
gewesen in Breslau, Mannheim, Braunschweig, Graz und anderswo. Von
Avancements kann man reden bei Loewenfeld (Hamburger Stadttheater), Grnbe
(Hamburger Deutsches Schauspielhaus), Martersteig (Leipzig), Volkner (Frank-
furt a. M., neuerdings durch das fehlgegangene Hinzuengagement Felir
Holländers kompliziert), Runge (Breslau), R^mond (Köln), Eger (Darmstadt)
und Julius Otto (Straßburg). Weil jetzt der Theaterleiter zuerst vor einem
sozialhomogenen Block der kartellierten Bühnenmitglieder steht und nur in zweiter
Linie vor künstlerisch ehrgeizigen Naturen, muß er seinen Blick ganz anders
einstellen als früher. Das bedingt fast eine neue Begabung, die diplomatische.
Wenn dann gar seine Behörde bei kleinen Unzufriedenheiten im Personal, die
am Theater ständig sind, ihn lieber abschiebt als ihn unterstützt, so wird der
Wechsel in der Leitung chronisch.
Die beiden Hoftheater, denen aufstrebende Dichter so manche Förderung
schuldig geworden sind, das Stuttgarter und das Dresdener, haben nun auch den
Bann gebrochen, der sich im traditionellen Theaterbau ausprägte. Zu Anfang
der vorigen Spielzeit weihte das württembergische, zu Anfang dieser das sächsiscye
Hoftheater den neuen Tempel ein, der endlich den Bühnenraum als das Aller-
heiligste betrachtete und ausführte, nicht die Fassade und den Zuschauerraum.
Wir werden bald an mehr Orten die Früchte dieser fortschrittlichen Gesinnung
reifen sehen, denn die geschickte Vereinfachung der Verwandlungen und die
Mannigfaltigkeit der Belichtung muß von hier aus Wellen ins ganze Land
schlagen.
Alles Suchen nach einem neuen repräsentativen Dichter unsrer Tage war
auch in diesem Jahre vergeblich. An Uraufführungen, die den besten Willen

dazu hatten, fehlte es nicht. Aber weder konnten die zarten Poeten Thaddäus Rittner, Emanuel von Bodman und G. A. Crüwell mit dem „Sommer" (ebenso „Der Mann im Souffleurkasten"), der „Heimlichen Krone" und „Schönwiesen" beweisen, daß ihre Faust derb genug wäre, den Bühnenanker zu heben und das Schiff zur Fahrt in die Weite flottzumachen, noch die ausgezeichnete Theorie des verstorbenen Samuel Lublinski durch den praktischen Versuch „Kaiser und Kanzler" bestätigt werden, noch endlich erhärtete der Engländer Galsworthy mit seinen dramatischen Konstruktionen „Kampf" und „Menschenfreund", die überlebte Attacken aufs Mitleid des Publikums machen, seine dichterische Würdigkeit. Auch das dramatische Debut des Epikers Frenssen („Sonke Erichsen") ist als wenig hoffnungsvoll zu bezeichnen. Wohl aber hat sich Hans Franck mit „Herzog Heinrichs Heimkehr" dem Theater bedeutsam angenähert und damit einen großen Schritt über sein Erstlingswerk hinaus getan. Im übrigen tauchen bekannte Namen auf. Die verschwenderische Begabung Herbert Eulen-bergs schenkte uns die süße Frauengestalt „Belinde" mitten in einem durch des Dichters hohen Willen der Wirklichkeit entrückten, wundersamen Milieu, und neben „Belinde" wurde sein ergreifendstes Drama „Alles um Geld" besonders von der Wiener Volksbühne zu neuem Siege geleitet. Stefan Zweig kam nach seinem rein dichterischen „Thersites" heuer bühnenmäßiger zu Wort und Geste: sein „Haus am Meer" weist abenteuerliche Züge in Menge auf, die nach den Differenziertheiten der zeitgenössischen Produktion erfrischend wirken. Dem ge-achteten Erzähler Thomas Mann ist dagegen nur eine rhetorisch-dialektische Unterhaltung aus der Savonarolazeit in seiner „Fiorenza" gelungen, keine dra» matische Dichtung; allzubreit klafft auch der Abgrund zwischen der brutalen Theaterforderung und den mädchenhaften Schöpferhänden Eduard Stuckens in seiner „Astrid". Wilhelm von Scholz konnte die Reserviertheit des Publikums mit der „Gefährlichen Liebe", die ein entzückender Dialog auszeichnet, nicht ganz überwinden, weil er die Zeit der Vicomteund der Marquisen ohne die gewohnte Theatralik heraufbeschwor. Fast ans Epigonische streift Heinrich Lilienfeins „Tyrann", der mehr Korrektheit verrät, als einer Dichtung zugestanden werden darf. Wo Schnitzlers „Professor Bernhardt" der Zensur zulässig erschien, fand der Konflikt zwischen der nahezu heldenhaften Philanthropie eines Mediziners und der dadurch unerschütterten sakramentalen Pflicht eines Kirchendieners, dem die Politik zu Hilfe kommt, ein eifrig lauschendes Publikum. Ludwig Thomas zupackende Art ergriff mit der „Magdalena" Besitz von der gesamten deutschen Bühne, sein „Säuglingsheim", das sich in der Verulkung des klerikalen Regimes possenhafter Mittel bedient, hatte das Glück nicht. In Karl Sternheim, dessen ernsthafter „Don Juan" zerklüftet erschien, meldet sich eine Lustspielbegabung an, die nunmehr in drei Stücken, der „Hose", der „Kassette" und dem „Bürger Schippe!" verheißungsvolle Erfolge hatte. Märkische Knappheit des Ausdrucks kommt der dramatischen Wirkung seiner Feldzüge gegen das Philistertum zustatten,

und die Wiyigkeit des Dialogs wird nicht ohne szenische Technik verschwendet.
In die Gattung der vornehmeren Lustspiele, die aller Lüsternheit bar sind, ragt
Lothar Schmidts „Buch einer Frau" hinein; bei Bernard Shaws „Blanco
Posnets Erweckung" kennt man sich wieder nicht recht aus, aber die ironisierte
Ironie und die Abenteuerlichkeit einer Wildwestszene stimmten die Zuschauer ver-
gnügt. Noch bunter mischte Frank Wedekind den Trank, aus dem die Faust-
parallele „Franziska" quoll: mancherlei Handlungen, glänzende Apercus, ohne
die Bändigung des Ganzen, die wir nun einmal mit dem Begriff des Dramas
verbinden. Das ist nur ein Auszug aus der Vielgestaltigkeit des modernen
Repertoires, dem natürlich erst Kassenstücke wie die von Molnar (Märchen vom
Wolf, Liliom), von Lengyel-Birü („Zarin"), von Auernheimer (Paar nach der
Mode), Hans Müller (Gesinnung), von Wilde und Negelein (Austauschleutnant)
und von Sacha Guitrn (Einnahme von Berg op Zoom) den breiten Rückhalt
geben.
Die fünfzigsten Geburtstage Hermann Bahrs, Mar Drevers, Otto Ernsts,
Ludwig Fuldas, Gerhart Hauptmanns und Arno Holzens wurden fast überall
gefeiert. Soweit dabei Novitäten in Frage kamen, heftete sich der Erfolg an
Hauptmanns „Gabriel Schillings Flucht" (vorher nur zweimal in Lauchstedt auf-
geführt), an Bahrs „Prinzip" und an Drevers „Frau des Kommandeurs". Die
Breslauer Jahrhundertfeier berief den Schlesier Gerhart Hauptmann zum Ge-
legenheitsdichter, dem die unzufriedenen Kriegervereine aus unkünstlerischen
Gründen nachher Kränkungen zufügten. Daß Friedrich Hebbel, Otto Ludwig
und Richard Wagner vor hundert Jahren geboren wurden, regte da und dort
zu ungewöhnlichen Anstrengungen an (besonders für Wagner), die in Neuein-
studierungen auch der selten gegebenen Werke wie „Genoveva", „Nibelungen"
und der „Torgauer Heide" gipfelten. Im Spätherbst dieses Jahres waren die
Augen nach Hellerau bei Dresden gerichtet, wo eine neue Form des geist-
lichen Stückes — „Verkündigung" vom Franzosen Paul Claudel — auf einer
stadtfremden Bühne erprobt wurde.
Überall hob man auch an den Schätzen der älteren Literatur. Unsre Hof-
und Stadttheater mühen sich nach ihren kleinen oder großen Kräften fort und fort
darum. Berlin stand förmlich im Zeichen der Falstafftragödie Shakespeares,
und dasselbe Deutsche Theater sah außerdem seine Liebe zu den Seltsamkeiten:
Der blaue Vogel (Maeterlinck), Totentanz (Strindberg) und Der lebende Leich-
nam (Tolstoj) von dauerndem Erfolg gekrönt. In der Königgrätzer Straße trug
Ibsens „Brand" mit seinem ehernen „Alles oder Nichts" und mit der auf-
wühlenden Weihnachtsszene die Direktoren fast über den ganzen Winter hinweg.
Auch auf dem dramaturgischen Büchermarkt war es lebhaft genug. Eine
schön und liebreich geschriebene Monographie der allerschönsten Sängerin
Henriette Sontag scheint mir auch an dieser Stelle der Empfehlung wert, die
„Klassiker des Deutschen Theaters" geben durch ihre photographische Aus-
-

schmückung selbst der fernsten Provinz einen Eindruck von Reinhardts Arbeit,
Adolf von Sonnenthals Briefwechsel erinnert wohltuend an diesen adeligsten der
Geadelten, und die Aufsatzsammlungen von Freksa, Jacobsohn und mir: „Hinter
der Rampe", „Iahr der Bühne" und „Maskenkünste" berühren die schwebenden
und gelösten Theaterprobleme von verschiedenen Seiten.

Von der alltäglich in Hekatomben unnütz geopferten Kraft, die der Theater-
betrieb fordert, kann hier nicht gesprochen werden. Schon die andeutende Aus-
lese der nützlich angewandten aber muß jeden Freund und Feind davon über-
zeugen, daß es mit der hindämmernden Romantik in diesem Berufe vorbei ist,
und daß, wenn er durch das neue Gesetz verbürgerlicht wird, ihm die schwere
Aufgabe zuwächst, sich bei aller beschaulichen, vom Staate gewährleisteten Sicher-
heit zu erinnern, daß der rechte Schauspieler den unruhigen Reiz einer allabend-
lichen Neugeburt festhalten muß. Seine Abenteuerlust darf auch dann nicht
einschlafen!

R. H. Francs.

Der Zauber des Alpenherbstes*).

Zur alpinen Zoologie gehört neben den Hüttenwanzen, Iochfinken und Tal-
schleichen unbedingt auch die große Gilde der unvermeidlichen „Begegner". Das
ist ein großes Kapitel, und nicht immer ein lustiges, von den Begegnungen im
Gebirge, und unzertrennlich vom „alpinen Knigge", dessen Schaffung nachgerade
zu den wichtigsten Aufgaben der Alpenvereine gehören wird. —

Wir Münchener Naturfreunde kennen alle Typen des „Begegners", fürchten
sie, wissen aber auch, wann wir von ihnen befreit sind. Das ist so ziemlich
genau an dem Tage, an dem zum erstenmal der feine silbergraue dichte Nebel
in den Straßen wallt und alle Welt im deutschen Flachlande glaubt, nun lohne
es nicht mehr, auf die Berge zu steigen. Da beginnt dann das große Schweigen
und die große Schönheit der Natur. Zwar empfängt uns die Talstation mit
düsterstem, triefendem und unfreundlichem Grauen. Eingenebelt ist die ganze

*) Aus dem soeben erschienenen Werk«: „Die Alpen, gemeinrerstimdlich dargestellt
von N. H. Franes" mit gütiger Genehmigung des Verlages Theod. Thomas in
Leipzig entnommen. Das mit künstlerischen Abbildungen, mit Tafeln und Karten reick>
ausgestattete Buch des als trefflicken Naturschilderers hochgeschätzten Autors faßt das gesamte
modem« Wissen über die Alpen in anziehendster Weis« zusammen und dürfte insbesondere
bei allen Naturfreunden und Touristen, aber auch Lehrern lebhaftem Interesse begegnen.
D. Med.

Landschaft, verschwunden sind die Berge. Das Dörfchen, das im Sommer so schmuck, blumenfrisch und heiter uns entgegenlachte, ist jetzt eines der öden griesgrämigen Nester, in dem wir „nicht begraben sein möchten". Ein unangenehmer Modergeruch erfüllt die Luft, die Verwesungspilze machen sich im Walde breit, in dem an allen Stämmen die Nebelfeuchtigkeit niedersickert; von allen Blättern tropft es, fröstelnd erschauert man vor der nassen Kälte, die dem Neuling einen unerquicklichen Tag und eine verdorbene Partie verheißt. Man hat kaum ein Auge für die phantastisch malerischen Bilder, die so ein von Nebelschwaden durchzogener Wald bietet. In eine merkwürdige und ungewohnte Perspektive ordnet er die Bäume; er schafft Distanzen, ordnet das liebgewohnte Waldbild in theatermäßige Kulissen und überzieht alles mit einem unsäglich feinen Silberglanz, mit demselben, der an den Bildern der alten holländischen Landschafter mit Tausenden bezahlt wird. Hier genießt man ihn umsonst und hat doch kein Auge dafür.

Der Pfad windet sich durch Wald den Berg hinan, die Nebel wollen nicht weichen, trotzdem man schon hoch über dem Tale steht, der Tag scheint endgültig verloren. Doch nun breitet sich ein ungewohntes, den Augen fast schmerzendes weißes Licht über den Bäumen, ein leiser Wind erhebt sich, wie wallende Dämpfe ziehen die Nebelstreifen, sie jagen sich förmlich, sie fliegen hoch empor, drehen sich um sich selbst und kehren wieder zurück; es brodelt und siedet in diesem Meer von Dämpfen, und das verheißt eine baldige Änderung. Nun haben wir fast 1000 m Höhe erreicht. Da blitzt auf einmal ein heller Sonnenstrahl durch die Silberdecke und magisch, wie Brillantenketten in grüngoldenem Feuer erschimmern die Nebeltröpfchen an den Spinnennetzen, Goldfunken sind geschleudert an jeden hängenden Tropfen, es sprüht und flirrt ringsum wie in einer Kristallhöhle, jetzt zerreißt der Baldachin — und tiefes leuchtendes /Himmelsblau steht über ihm! Noch wenigen Minuten des Steigens und wir stehen auf sonnenbeglänzter Höhe, die blaue wolkenlose Himmelsglocke über uns und das Nebelmeer zu unseren Füßen.

In einem solchen Augenblick begreift man die Sonnenanbeter. Man fühlt in allen Gliedern, mit allen Nerven, welch beglückende zaubermächtige Wohltäterin die Sonne eigentlich ist. Er ist weniger als ein Hauch, solch ein Sonnenstrahl, und dennoch scheidet er Glück und Leiden, trennt er zwei Welten von solcher Gegensätzlichkeit, daß man sehr wohl versteht, wir man zur Kennzeichnung des größten Kontrastes sagen kann, das eine Ding sei von dem anderen so verschieden, wie Tag und Nacht.

Vom Oktober bis zum April ist es im Hochgebirge die Regel, daß in der Höhe von 800 bis 1000 m die kalte nebelige Luft oft ganz genau abgegrenzt einer linden und sonnigen Zone Platz macht, in deren strahlendem Sonnenschein oft genug Veilchen und Primeln mitten im Winter erblühen. Mit dem Fortschreiten der Jahreszeit weicht diese Zone in größere Höhen; von Weihnachten

bis Ende Februar ist sie in 2 bis 3000 m Höhe zu finden; allerdings steigt
sie mit dem Faschingsende nicht ebenso regelmäßig wieder hinab, sondern, wenn
es am Jahresschluß scheinen wollte, als könne es auf dem Berg nicht Winter
werden, so mag im Hochgebirge der Frostriese dann nicht mehr die Herrschaft
abgeben. Der Herbst dauert übermäßig lang, dafür zieht auch der Frühling
verspätet ein.
Natürlich wird niemand das so verstehen, daß es auf den Bergen im Winter
überhaupt kein schlechtes Wetter geben könne. Es soll mit dem obigen nur die
allgemeine Witterungstendenz bezeichnet werden, und die wurde von der Wissen-
schaft in den Satz gefaßt, daß das Gebirge im Sommer durchschnittlich nur
jeden dritten Tag Sonnenschein genieße, im Winter dagegen jeden zweiten Tag.
Und man möchte versucht sein, hinzuzusetzen: im Herbst aber jeden Tag.
Auf den verlassenen Almwiesen ist es im Oktober und November trocken
und so warm, daß man sich rasch jedes llberkleides entledigt. Nicht einmal die
Blumenpracht ist völlig verschwunden, obschon die eigentlichen Herbstblüher der
Hochwiesen, die Parnassie, der kleine violette Enzian (Oentiaun, odtu»itoIia),
die Herbstzeitlose und der allerliebste Augentrost längst verblüht sind. Da und dort
steht noch ein Gänseblümchen; es ist die Regel, daß im Spätherbst manche Primel
erwacht und Ranunkeln und Ringelblumen von neuem ihre goldgelben Köpfchen
erheben.
Erst seitdem wir die Nebelregion überschritten haben, kommen uns die
wundersamen Herbstfarben so recht zum Bewußtsein, mit denen der Bergwald
in der zweiten Hälfte des Oktober geschmückt ist. Es gehört zu den Höhe-
punkten des Naturgenusses, um diese Zeit in den großen Waldgegenden der Vor-
berge zu wandern, etwa den bequemen Übergang von Tegernsee über die
„schwarze Tenn" oder zum Hirschtalsattel, und von da nach Leng-
g r i e s zu unternehmen. Man sieht dann die Bergwände in eine unbeschreiblich
harmonische Buntheit getaucht, in der das dunkle Grün der Nadelbäume den
Grundton und Ruhepunkt für das Auge abgibt, zu dem das helle Rostbraun der
Buchen, das in der Ferne einen eigentümlich melancholischen violetten Hauch
annimmt, einen geradezu raffinierten Kontrast abgibt. Ganz helle Lichter setzen
die Bergahorne darauf; ihre Blätter verwelken mit hellem Gelb, so daß es,
wenn man unter einen dieser mächtigen Bäume tritt, anmutet, als riesle nun
ein gelbes knisterndes Feuer über uns herab. Hellschwefelgelb stirbt auch der
Birke Laub, und die Nadeln der Lärche werden, bevor sie abfallen, geradezu
sonnenscheinfarben. Dazu kommt ein tiefes, leuchtendes Weinrot der wilden
Birnbäume und mancher eingesprengten Sträucher. Alle diese Farben sind durch
die einzelnen Stadien der Vergilbung noch in viele Abstufungen geschieden, so
daß insgesamt eine Farbensymphonie entsteht, die man vielleicht deshalb nie in
den Ateliers der Maler wiederfindet, weil sie gemalt höchst unwahrscheinlich
erschiene oder aber für den menschlichen Pinsel überhaupt nicht ausführbar ist.

Nicht weniger schön ist der alpine Herbst auf einem der Hochmoore oder
Ioche, nur muß man ihn etwas früher, etwa Anfang Oktober, belauschen, da
das Moor etwas ausgesprochen nordisches hat und offenbar den frühen Winter
seiner ursprünglichen Heimat noch immer in seinen ererbten Anpassungen verrät.
Die Charakterpflanze der alpinen Moore ist, wenn auch nicht der Menge, so
der Auffälligkeit nach das Wollgras (Nriopdorum), daß sich mit seinen weißen
wolligen Fruchtköpfchen manchen Orts so massenhaft ansiedelt, daß die ganze
Landschaft wie beschneit anmutet. Dieses Weiß bringt einen lieblichen Ton in
das Landschaftsbild, denn es hebt sich auf das Prächtigste von dem satten Gold-
gelb der Halme, das wieder an manchen Stellen durch ein ungewohnt prächtiges
Braunviolett anderer Wollgrasarten wie schattiert erscheint. Die reinen Sumpf»
wiesen werden wieder von der Rasenbinse (l^ickopdol.um) ganz beherrscht und
erschimmern in dem schönen Goldorange eines reifen Weizenfeldes. Fahl, wie
alte kostbare orientalische Teppiche, mit dazwischen gestreuten dunkelroten Flecken,
mutet der Teppich der Torfmoose (^pd^uviiu) an; dazu kommt das dunkelgrüne
oder braune klare Wasser, in dem es flirrt und flimmert, als ob Goldstaub darein
gestreut wäre, um auch hier ein Landschaftsbild von vollendetem Farbenreiz zu
schaffen.
Die Palme der Schönheit wird jedoch allgemein dem Herbstbild der Alpen,
rosenregion zuerteilt. Sie selbst beteiligt sich daran nicht in sonderlicher Weise,
hat sie doch immer grüne Blätter, die das ganze Jahr hindurch sich ablösen, wenn
sie ihren Dienst getan haben. Aber unter ihrem Schutze gedeihen eine Menge
Zwergsträucher, die von der Tiefe heraufgewandert sind, hier aber im Herbst
Farben hervorzaubern, welche man unten niemals kennt. Die schönste von ihnen
ist die Alpenbeerentraube O^rctugtaptivlo» ulpiun), die in merkwürdigem
Gegensatz zu der gewöhnlichen Beerentraube (.^rctostnptivlo» Hva ur»i) ihre
Blätter rot verfärbt, und zwar in einem Bluttot, wie es von keiner Rose oder
einer der um Rot sonst gerade nicht verlegenen Blumen erreicht werden kann.
Besonders schön ist es, wenn beide Beerentrauben zusammen wachsen, was manch'
mal vorkommt, und dann in dem glänzend grünen Laube der Niederungsform die
hochroten, wie lackierten Beeren lockend glänzen. Diese Pflanze befriedigt nicht
nur den ästhetischen Sinn, sondern belehrt auch den Naturfreund, daß wirklich
die Beeren aller Vogelfrüchtler stets im Kontrast zur Laubfarbe stehen. In dem
Rot der Blätter der Alpenbeerentraube würden rote Beeren vollkommen unsicht-
bar sein. Tatsächlich hat dieser Strauch schwarze Beeren, und es ist eine Auf-
gabe für Naturphilosophen, zu ergrübeln, wieso die Pflanze zu diesem auffälligen
und unbegreiflichen Kunststück kam.
Dieselbe Aufgabe wiederholt sich auch bei den Heidel - und Preißel -
beeren; die letztere hat bekanntlich korallenrote Früchte; hieraus ist zu schließen,
daß sie ihr Laub nicht verfärbt. Die Heidelbeere lockt mit den prächtig blau
bereiften schwarzen Beeren, und niemand könnte eine wirkungsvollere Kontrast-

farbe dazu ersinnen, als den unvergleichlichen Purpur, in dem sie im Hochgebirge erstrahlt.

Das Merkwürdige hieran ist, daß derselbe Strauch im Tieflang einfach mattbraun verfärbt. Und das muß alle Spekulationen über geheimnisvolle Lebenserscheinungen im Keim ersticken, um so mehr, als auch die Winterknospen der Beerentrauben sich an dem unbeschreiblichen Rubinenrot beteiligen. — Nicht weniger schön muten die Herbstfarben der kriechenden Weiden an, und wenn irgendwo eine blutrote Eberesche sich in dieses rostfarbene Rot, das helle Gelb des Geißblattes und das dunkle Grün der Rauschbeeren mischt, ist durch diese Verwesungsfarben jede Blütenpracht auch des buntesten Blumenbeetes überboten.

Die Wissenschaft führt diesen ganzen Farbenzauber auf die besondere Beschaffenheit der Hochluft zurück, durch welche die Sonnenstrahlen intensiver wirken und namentlich die in ihnen enthaltenen ultravioletten Strahlen wirksam bleiben. Dieselbe Ursache, welche die Alpenblumen und Falter so schon färbt, verschönt auch den Alpenherbst. Es ist ein rein ästhetisches Phänomen, und angeblich steckt gar kein tieferer Sinn dahinter. Trotzdem kommt auch der auf seine Rechnung bei der herbstlichen Alpenwanderung, der nach der Dinge verborgenem Wesen trachtet. Er muß nur um etwa vier Wochen früher die Berge aufsuchen, wenn das große Abschiednehmen angeht und überall auf den Matten und im Walde die leichtbeschwingten Früchtchen schweben, denen das Lebensgut des kommenden Frühlings anvertraut ist.

Ein leiser Wind spielt um die Halde und mit ihm schweben zahllose Fallschirme, Haarschöpfe und Flügelfrüchte alpiner Pflanzen, denen kein anderes Mittel als der Wind zu Gebote steht, um die für ihr dauerndes Gedeihen not, wendigen Reisen zu unternehmen. Im flachen Land vertrauen sie die Samen den Vögeln an, sie lassen sie durch Ameisen verschleppen, sie hängen sich als Kletten an weidende Tiere, alles Hilfsmittel, die über 2000 m Höhe versagen, angesichts der uns schon bekannten plötzlichen Abnahme der Tierwelt. Wenn auch gerade die Hochweiden von Schafen und Ziegen besucht werden, so kann das doch nicht wesentlich zur Verbreitung der Hochgebirgspflanzen beitragen, da nur wenig Berge hierbei in Betracht kommen und man außerdem oft bemerkt hat, daß die Pflanzenwelt sich nur den natürlichen Verhältnissen anpaßt und zu ihren Anpassungen meist mehr Zeit bedarf, als unsere Zeitrechnung bisher Jahre zählt. Die Vögel verbreiten ja einige Früchte, so namentlich die Häher jene der Arven, das Schneehuhn den Knöterich. Doch beschränkt sich ihr Leben, soweit körnerfressende Vögel in Betracht kommen, eigentlich nur auf die Waldregion. So bleibt denn nach wie vor der Wind der wichtigste Sämann für die Hochalpen. Und es ist ein sehr anziehendes Studium, im Spätsommer die Alpenpflanzen auf ihre Windanpassungen hin zu betrachten. —

Mit diesen Hilfsmitteln ist der Bestand des alpinen Flors für immer gesichert und mag sich noch so sehr die Kultur auch im Gebirge breit machen. Die Natur hat selbst gesorgt, daß jene Blumen ihr gesichertes Asyl durch alle Zeit finden, und gerade daß die Alpen für immer ein Stück Urwelt behalten werden, verleiht ihnen für den überkultivierten Stadtmenschen jenen unerschöpflichen Reiz, der sich mit zunehmender Verbildung und Verfeinerung stets nur steigern wird.

Oswald Vrüll:

Thomas Mann.

Was die Lebendigkeit der Natui eneicht und doch durch
die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus er-
hebt, das und auch nur das ist Poesie. — Grillparzer.

In seinem von genialer Klarheit erfüllten Essay „Nilton" hat Thomas Babington Macaulay den Entwicklungsgang der Menschheit aufgezeigt als einen solchen, dessen Anfangspunkt der Stufe der Poesie und dessen Zielpunkt der Stufe der Wissenschaft entspricht.

Für das Verhältnis des modernen Dichters zu seiner menschlichen Umwelt ist damit alles gesagt; er ist ihr ein Fremder. Sein vormaliger Bruder in Apoll lebte dagegen unter seinesgleichen: denn in jenem Morgendämmern der Weltgeschichte gab es lauter Dichter oder gar keine. „Im Anfang war der Mythus", — entsinnt ihr euch noch der herrlichen Worte, mit welchen Hermann Hesse die Kindheit seines Peter Camenzind anhebt?

Was von der Poesie im wesentlichen gilt, kann leichter Hand auf die Kunst überhaupt übertragen werden, wenn man dem Theorem der Romantiker folgt, daß der poetische Geist der in allen Künsten waltende Urgeist sei.

In naiven Zeitaltern mag sich der Künstler wohl eins gefühlt haben mit dem Leben, dessen festlich erhöhter Verkünder er unbedenklich war, der Schöpfer mit dem Stoff, den ihm der „holde Wahnsinn" zum Kunstwerk umgebar. Vorbei, vorbei .... Wenn sich bereits Sappho vor die Alternative gestellt sieht, zwischen Kunst und Leben zu entscheiden:

„Von beiden Welten eine mußt du wählen,
Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr",

— so mag dies als ein im Einzelfall gegründeter Anachronismus der weiblichen Psyche erscheinen. Und dann: das verkündet die Sappho Grillparzers, der in

seinen autobiographischen Schriften jenen tragischen Zwiespalt erschütternd offenbart hat. Freilich, Goethe, der in „Torquato Tasso" den ähnlichen Konflikt nur als Zustand gestaltet, nicht zur Katastrophe gesteigert hat, — er verstand es, sich zu dem genialen Lebenskünstler zu vollenden, als welchen ihn unsere Bewunderung vor allem grüßt: hier wie anderwärts die Ausnahme, die erst die Regel bestätigt. Die Regel, die etwa auch aus Ibsens Altersdramen, aus „Baumeister Solneß" und „Wenn wir Toten erwachen" abgezogen werden kann, die Regel, welcher zuvorderst die leidenschaftlichen und ausschließlichen Künstler unterliegen, wie Kleist, Lenau, Hebbel, Flaubert, Strindberg .... „Wir sind keine Griechen", klagt Gerhart Hauptmanns Maler Gabriel Schilling, der vor einer feindseligen Wirklichkeit in das Meer hineinflüchtet. Die Künstler von heute stehen fernab von der Tafel des Lebens. Hungernde, Sehnsüchtige. „Wollt Ihr ein Zeichen dafür, wenn Unversöhnlichkeit und Fremdheit gelegt ist zwischen zwei Welten?" fragt der Prior von San Marco in Thomas Manns Renaissancetragödie „Fiorenza". Er antwortet selbst: „Die Sehnsucht ist dies Zeichen!" Aber sie ist mehr als ein Zeichen: „Man sollte nicht besitzen", läßt sich des Priors Widerpart, Lorenzo, vernehmen. „Sehnsucht ist Riesenkraft, doch der Besitz entmannt."

Auch für den Künstler ist die Sehnsucht mehr als ein Zeichen. Auch ihm ist sie Gebieterin und Dienerin zugleich; er will nicht umsonst gelitten haben. Sie schlägt ihm den Regenbogensteg der Phantasie zurück nach dem verlorenen Paradies, seine Schwäche wird zur Stärke, Ursache zum Mittel, subjektive Not zur objektiven Tugend: „Was ist Kunst? Bildende Sehnsucht!" (Aus der Studie „Die Hungernden".)

II.

Kunst ist bildende Sehnsucht — in dieser Formel hat Thomas Mann, der meines Trachtens für das Ergebnis der geschilderten Entwicklung den Schul- und Grenzfall bedeutet, die Basis seines gesamten Schaffens*) enthüllt. Doch über der Basis kann sich unterschiedliches Gebäude erheben, und ein Typus umschließt vielerlei Individuen. Kunst ist bildende Sehnsucht — das hat typische Geltung für die Moderne. Welcher Art aber ist die individuelle Kristal-

*) Zur Orientierung über das Werk Thomas Manns sei folgende Übersicht geboten: „Der kleine Herr Friedemann" (De« Tod; der Wille zum Glück; Enttäuschung; Der Bajazzo; Tobias Mindernickel), Novellen, 1898 (vermehrt 1909 um die Stücke: Die Hungernden; Das Eisenbahnunglück). „Buddenbrooks, Verfall einer Familie", Roman, 1902. „Tristan" (Der Weg zum Friedhof; Der Kleiderschrank; Luischen; Maclius vsi; Tonio Kroger), sechs Novellen, 1903. „Fiorenza", drei Akte 1906. „Königliche Hoheit", Moman, 1909. „Der Tod in Venedig", Novelle, 1913. — Sämtlich« Bücher sind im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen,

lisierung der Formel, wie bestimmt sich das Künstlertum, wenn man am
6. Juni 1875 als Sohn des Kaufmanns und Senators Heinrich Mann und
einer Brasilianerin, die sich ihrerseits von einer kreolischen Mutter herleitet, in
der alten Hansastadt Lübeck das Licht der Welt erblickt hat? Ja, dann ist man
zur Hälfte wohlanständiger Bürger, der in der Tradition steht, und zur andern
Hälfte fremdländisch, zweifelhaft, „Bajazzo" — dann ist man im ganzen „Tonio
Kröger" und trägt schon im Namen ein Symbol seiner seltsamen Blut- und
Geistesmischung. Dann ist man problematisch und also aus dem Bürgergarten
ausgetrieben: „Ein Bürger, der sich in die Kunst verirrte, ein Boh^mien mit
Heimweh nach der guten Kinderstube, ein Künstler mit schlechtem Gewissen ....
Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolgedessen
ein wenig schwer."
Das Dilemma ist schmerzlich — indessen, „Von beiden Welten eine..";
Tonio Kröger wählt die Kunst. Wählt? Ach, die Wahrheit zu sagen, sie liegt
nicht bei ihm, die Wahl. Tonio erklärt dies Lisaweta, seiner Freundin: „Sie
fangen an, sich gezeichnet, sich in einem rätselhaften Gegensatz zu den andern, den
Gewöhnlichen, den Ordentlichen zu fühlen, der Abgrund von Ironie, Unglaube,
Opposition, Erkenntnis, Gefühl, der Sie von den Menschen trennt, klafft tiefer
und tiefer, Sie sind einsam, und fortan gibt es keine Verständigung mehr."
Künstlertum ist Fatum; seinen passiven Charakter bestätigt auch Arel
Martini, der Literat aus der „Königlichen Hoheit", der für eine Karikatur Tonios
genommen werden kann, — gleichwie Tonio Kröger selbst ein Abbild seines
Schöpfers ist. „Mir scheint", behauptet Arel Martini, „daß diese zweifellose
und unbedingte Unfähigkeit zu allem andern der einzige Beweis und Prüfstein des
Berufes zur Poesie ist, ja, daß man in der Poesie eigentlich keinen Beruf, sondern
eben nur den Ausdruck und die Zuflucht dieser Unfähigkeit zu sehen hat."
Einerlei, ob Beruf oder Schicksalsschluß — hat man einmal die Kunst
ergriffen, so gilt der Imperativ: „Durchhalten!" Und wie hält man am besten,
am zweckdienlichsten durch, wenn man sich als Künstler der bildenden Sehnsucht
deklariert hat? Indem man die Sehnsucht — kultiviert. „Es ist nicht sowohl
der wirkliche Hunger, als vielmehr der Hunger nach dem Wirklichen ... he,
he . . . was das Talent benötigt", tut Herr Martini kund und zu wissen;
und des weiteren: „Die Entsagung ist unser Pakt mit der Muse, auf ihr be-
ruht unsere Kraft, unsere Würde, und das Leben ist unser verbotener Garten,
unsere große Versuchung . . ."; und zuletzt: „Nichts ist unhygienischer als das
Leben ... — die Hygiene ... ist unsere ganze Moral". Arel Martini, der
Verfasser der Gedichtbücher „Evoe!" und „Das heilige Leben", ist ein Abstinenzler
des Lebens, um der Kunst willen . . .
Das ist befremdlich, wie, das ist peinlich? . . . Einerlei — es ist und es
ist obendrein nicht neu. In Briefen Gustave Flauberts, die vor einigen Jahren
zur Publikation gelangten, liest man: „Du malst den Wein, die Liebe, die Frauen,

deu Ruhm, mein Bester", schreibt er 1850 seiner Mutter von sich, „unter der Bedingung, daß du weder Trunkenbold, noch Liebhaber, noch Ehemann, noch Infanterist bist. Wenn man sich unters Leben mischt, sieht man es schlecht, man leidet darunter und man genießt es zu sehr. Der Künstler ist meiner Meinung nach eine Monstrosität, etwas Außergewöhnliches; darunter leidet er und müssen andere mit ihm leiden. Man befrage die Frauen, die Dichter geliebt haben, und die Männer, die Schauspielerinnen geliebt haben . . ." (Tonio Kroger: „Ist der Künstler überhaupt ein Mann? Man frage „das Weib" danach! Mir scheint, wir Künstler teilen alle ein wenig das Schicksal jener präparierten päpstlichen Sänger . . . Wir singen ganz wunderschön. Jedoch —"). 1876 schreibt Flaubert an Maupassant: „Ein Mensch, der sich zum Künstler bestimmt hat, hat nicht mehr das Recht, zu leben wie die anderen." Im Jahre 1873: „Für einen Künstler gibt es nur eins: alles der Kunst opfern!" Es ist bemerkenswert, auf die Identität dieser beiden mönchisch strengen Auffassungen vom Künstlertum zu verweisen; denn es sind die gleichen Voraussetzungen gleicher Tatsachen — daß nämlich, bis auf den heutigen Tag, Gustave Flaubert und Thomas Mann, jeder für seine Nationalliteratur, die Gipfel epischer Prosakunst bedeuten.

Der Kunstmönch also leistet das Gelübde, die Kunst so ernst zu nehmen, wie andere das Leben. Aber, wie jeder Mönch, hat er Augenblicke, welche ihn an seinem Gelübde irre machen; das sind die Augenblicke, da Sappho tiefinnerst erkennen muß: „Und lebenist ja doch des Lebens höchstes Ziel!" Tätige Abgrenzung gegen das Leben wird zur leidenden; Flaubert hat — die Hygiene ist unsere ganze Moral — aus diesen Leiden ein Buch gefertigt, „Die Versuchung des heiligen Antonius", Thomas Mann zumindest eine Gestalt, den Prior von San Marco in „Fiorenza" ....

Und leben ist ja doch des Lebens höchstes Ziel! (Tonio: „Die Literatur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch ...") Ist nun „das Leben" für Thomas Mann wie für so viele ein „geistig unbestimmtes Bild", nicht mehr als der abstrakte Gegensatz zu „Kunst" — oder ist in ihm eine konkrete Vorstellung dessen? Ja, dies scheint sein Fall: „Du darfst nicht sein, du sollst schauen; du darfst nicht leben, du sollst wissen! Einmal in treuherzigem und schlichtem Gefühle leben, lieben und loben! Einmal unter euch sein, in euch sein, ihr sein, ihr Lebendigen! Einmal euch in entzückten Zügen schlürfen — ihr Wonnen der Gewöhnlichkeit!" („Die Hungernden.") Tonio Kröger zu Lisaweta: „Der ist noch lange kein Künstler, meine Liebe, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinierte, Erzentrische und Satanische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung und menschlichem Glück, — die verstohlene und zehrende Sehnsucht, Lisaweta, nach den Wonnen der Gewöhnlichkei t."

Die Sehnsucht nach dem Leben überhaupt haben wir als typisch für den modernen Künstler erkannt; die Sehnsucht nach dem bürgerlichen Leben,

nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit, ist spezifisch für den Patrizierssohn Thomas Mann, dessen Vorliebe für das Bürgerliche sich in den „Buddenbrooks" (zumal in der Figur der Tony) ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat . . . Dies unterbricht aufs schärfste den Parallelismus zu Gustave Flaubert; in dem Einsiedler von Croisset war ein Vulkan des Hasses gegen die Bourgeoisie mächtig — obschon die Lava zu holdem Ebenmaß erstarrte: „Hlaäame Novar)., uiueurs äe proviuce" ....

III.

Die Hygiene ist die Moral des Künstlers — allein, das trägt ein bißchen feuilletonistisches Gepräge. In Wahrheit ist die Hygiene nur die Außenseite der eigentlichen Künstlermoral. „Ich habe in mir viel Indertum", sagte Thomas Mann in einem Zeitungsaufsatz*), „viel schweres und träges Verlangen nach jener Form oder Unform des Vollkommenen, welche „Nirwana" oder das Nichts benannt ist, und obwohl ich ein Künstler bin, hege ich eine sehr unkünstlerische Neigung zum Ewigen, sich äußernd in einer Abneigung gegen Gliederung und Maß. Was dagegen spricht, glaube mir, ist Korrektur und Zucht, ist, um das ernsteste Wort zu gebrauchen, Moral . . . Was ist Moral? Was ist die Moral des Künstlers? ... Die Moral des Künstlers ist Samm-
ln n g, sie ist die Kraft zur egoistischen Konzentration, der Entschluß zur Form, Gestalt, Begrenzung, Körperlichkeit, zur Absage an die Freiheit, die Unendlichkeit, an das Schlummern und Weben im unbegrenzten Reich der Empfindung — sie ist mit einem Wort der Wille zum Werk." Das ist dieselbe Moral, deren Hohes Lied Grillparzer verkündet hat, im dritten Akt seiner „Hero":

„Snmmlung!
Du hast genannt den mächt'gen Weltenhebel,
De« alles Große tausendfach erhöht
Und selbst das Kleine näher rückt den Sternen.
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schaun, der Gottheit Spur und Walten,
Di« Sammlung hat's getan und hat's erkannt,
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet."

Es gehört zu den hervorstechendsten Wesenszügen Thomas Manns, daß er die Prinzipien seiner Kunstübung vermenschlicht, auf das Leben überträgt. So den oben ausgesprochenen Konzentrationsgedanken. Schon im Erstlingsband zeigt er sich an. Da wird „Der Wille zum Glück" zum Elirier eines Todkranken — wir erinnern uns eines Wortes, das Arthur Schnitzler seine hochmütig mörderische Prinzessin Helene «m „Iungen Medardus") sagen läßt: „Es gibt kein Glück . . . Der Wille ist alles" . . . Obschon späterhin der Konzentrationsgedanke sich mit dem Formgedanken kombiniert — wovon noch zu reden

") „Süßer Schlaf!« „Neue freie Presse" vom 30. Mai 1909, Nr. 16082.

ist — und dadurch an unmittelbarer Einsichtlichkeit verliert, durchzieht er gleichwohl die ganze erzählte Welt Thomas Manns. „Ist denn, wer stark ist, kein Held?" wird in „Fiorenza" gefragt. — „Nein. Sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes, daß er sich dennoch den Kranz gewinnt, — der ist ein Held." Was hier gepredigt wird, ist demnach ein auf der Triebfeder der Konzentration beruhender Heroismus der Schwäche. „Welches Heldentum aber jedenfalls wäre zeitgemäßer als dieses? Gustav Aschenbach," — so heißt, zu Jahren gekommen, Tonio Kroger, so heißt der Schriftsteller, welcher im Mittelpunkt des jüngsten Opus „Der Tod in Venedig" steht —, „Gustav Aschenbach war der Dichter all derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Überbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechterhaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen. Ihrer sind viele, sie sind die Helden des Zeitalters."

Wir werden, nunmehr den Formgedanken betrachtend, sehen, daß Thomas Mann auch durch dieses Evangelium ein Dichter seines Zeitalters ist . . .

Wie nennen wir übrigens einen Dichter seines Zeitalters? — Klassiker.

IV.

Im Verlaufe eines Gespräches über Kunst äußert Tonio Kröger: „ . . . der ist ein Stümper, der glaubt, ein Schaffender dürfe empfinden." Nun hat, wie die Erfahrung lehrt, ein „Schaffender" stets die Geneigtheit, sein eigener Aristoteles zu sein, sich selbst zu homerisieren. Wenn uns also ein Künstler sagt, ein Künstler dürfe nicht empfinden — dann haben wir Grundes genug zur Annahme, der Künstler, dieser Künstler, könne nicht empfinden oder könne es nicht mehr. Grundes genug haben wir insbesondere im Falle eines Autors, der zwanzigjährig die Novelle „Enttäuschung" schrieb — die erschütternde Lebensbeichte eines, der nie gelebt hat, weil er „keinen Sinn für Tatsächlichkeiten" besitzt und in nichts Genüge findet, ja selbst vom Tod eine „Enttäuschung" befürchtet. Von der letzten Floskel abgesehen, läuft Hugo von Hofmannsthals zarte Iugenddichtung „Der Tor und der Tod" auf den gleichen hoffnungslosen Pessimismus hinaus. Aber der schwache, verzärtelte Iungwiener Ästhet hat von diesem gebrechlichen Piedestal niemals einen Aufschwung zu nehmen vermocht, so sehr er sich auch im Blute aller Zeiten und — Literaturen badete . . . Wie weit, wie bewußt, wie kraftvoll ist Thomas Mann über seine Jugend hinausgewachsen!

Was ist es, das dem Dichter die Empfindung zerstört — wenn anders wir keinen angeborenen Mangel supponieren wollen —? „Dichten heißt sich ermorden," sagt Hebbel. Warum? Tonio Kröger gibt uns Bescheid. An das Wort des Horatio anknüpfend: „Die Dinge so betrachten, hieße, sie zu genau betrachten," führt er aus: „Es gibt etwas, was ich Erkenntnisekel nenne, Lisa-

weta: der Zustand, in dem es dem Menschen genügt, eine Sache zu durchschauen,
um sich bereits zum Sterben angewidert (und durchaus nicht versöhnlich gestimmt)
zu fühlen, — der Fall Hamlets, des Dänen, dieses typischen Literaten.
Er wußte, was das ist: zum Wissen berufen werden, ohne dazu geboren zu sein."
Erkenntnis also zerstört die Empfindung; aber der Dichter ist dazu verpflichtet,
von Berufs wegen.
Ist da ein Ausweg? Er ist! Denn Tonio Kröger weiß sich einen zu er-
schließen, er weiß, „daß die Kenntnis der Seele allein unfehlbar trübsinnig
machen würde, wenn nicht die Vergnügungen des Ausdrucks uns
wach und munter erhielten. . ."
Das ist die Proklamation der Form — und wieder begegnen wir
einer Marime Hebbels, die uns stützt: „Die Form ist der höchste Inhalt." Auf
das Proklamieren kommt es jedoch nicht an, sondern auf das Machen. Ich werde
in Kürze zu beweisen suchen, daß Thomas Mann in Wahrheit des höchsten Lobes
würdig ist, dessen sich ein epischer Künstler berühmen kann: des Ehrennamen, ein
deutscher Flaubert zu sein. Fortan braucht der Deutsche nicht mehr in die Ferne
schweifen, um seine Prosaautoren am strengsten Maß zu messen: »nmiua cum
Iauäs wird man künftig von einem „zweiten Thomas Mann" sprechen.
Die Meisterschaft des Wortes, Stil und Technik von Thomas Mann sollen
indessen erst erörtert werden, nachdem dargetan ist, wie der Dichter den Form-
gedanken vermenschlicht, ins Leben wirken läßt.
Erkenntnisekel, hörten wir, sei das Kainszeichen des Künstlers, der teils
durch angeborene „psychologische Hellsicht", teils durch seine Berufsübung zu
eindringlichem, grausamem Beobachten und Erkennen gezwungen ist. Aber
ist Erkenntnisekel, noch viel weitere und verhängnisvollere Kreise
ziehend, nicht die furchtbare Krankheit unseres Zeitalters? Treiben wir nicht
alle Raubbau mit der Erkenntnis, mit dem Intellekt der die übrigen menschlichen
Grundtriebe, gerade die positiven und bejahenden, Phantasie, Gefühl, Sinn-
lichkeit hinmordet? Erstirbt nicht, dem schwindelhaften Optimismus des
„Maschinenzeitalters", der „Wunder der Technik" zum Trotz, mählich jegliches
naive Lebensgefühl in uns? Alles wollen wir erkennen, alles verstehen,
alles verzeihen. Und „— wer möchte ein Ding auf Erden erkennen, ohne
von Gram und Ekel gehindert zu werden, es noch zu wollen?" (Aus
„Fiorenza") . . . Gewiß, der Geist ist eine herrliche, aber — „eine gefährliche
Waffe! Die sich, wenn keine äußere Not unsere Sicherheit bedroht, nur allzuoft
gegen uns selbst wendet. Wohl uns, wenn sie ruht, wenn die grelle und zehrende
Flamme des Bewußtseins die Welt um uns und in uns hinlänglich abgeleuchtet
hat und wir unserm eigentlichen und glücklichen Zustand uns wieder überlassen
dürfen!" (Aus „Süßer Schlaf!")

Den Künstler rettet die Form vor der Auflösung. Was bewahrt das Leben davor, daß sein Inhalt durch den Intellekt ausgelaugt werde? Die Form. Was wir unter der lebendigen Form zu verstehen haben — ein Blick auf das Werk Thomas Manns wird es uns lehren. Die Wandlung seiner Anschauungen über den Formbegriff ist überhaupt das wesentlichste Moment in seinem dichterischen Entwicklungsgang. Denn in den künstlerischen Mitteln war Thomas Mann nahezu ein Vollendeter, als er mit dem Novellenband „3)er kleine Herr Friedemann" debütierte. Wie weit aber ist der Weg von der hoffnungslosen, lähmenden Psychologie des schon erwähnten Erstlings „Enttäuschung" bis zu jenem Kapitel des jüngsten Opus, wo Psychologie für „unanständig" erklärt wird!

„Der kleine Herr Friedemann" war katerochen ein Abklatsch des tiu 6e «iöde, ein Bilderbuch der Dekadenz; sein Autor damals Redakteur — am „Simplizissimus"! Ich gestehe, daß ich heute dieses Faktum für den besten Witz halte, der je im Zeichen der roten Bulldogge in die Welt gesetzt wurde ....

Drei Jahre später kam der große Wurf: die „Buddenbrooks". Auch sie sterben — an Psychologie. Doch sie klammern sich bereits an eine Form: den Familiengedanken, den ins Patriziertum übertragenen Königsglauben. Freilich, dem Senator Thomas zerbricht er unter der Hand. Denn, da er bereits im Zustand biologischen Verfalls ist, spricht die Metaphysik Schopenhauers zu ihm; sagt ihm, daß alles Sein eine unendliche Gegenwart ist, wo ich und du zur lebenslänglichen Einzelhaft verurteilt sind, ohne viel von einander zu wissen; aber jeder Tropfen ist unsterblich in diesem breiten, ewigen Strom — verlohnt es sich etwa, dem einzelnen einen Namen zu geben, den stolzen Namen „Buddenbrook" zum Beispiel, da ja der Tropfen letzten Endes in die Unendlichkeit zurückfällt? Es verlohnt sich nicht, zumal wenn man so müde ist wie Thomas Buddenbrook: „In allen denen werde ich sein, die je und je Ich gesagt haben, sagen und sagen werden: besonders aber in denen, die es voller, kräftiger, fröhlicher sagen . . ." . . . Durch die Gitterfenster seiner Individualität starrt der Mensch hoffnungslos auf die Ringmauern der äußeren Umstände, bis der Tod kommt und ihn zu Heimkehr und Freiheit ruft . . .! Stirb und werde! . . . Mit grandiosem Gestaltungsvermögen wird diese Welt der Buddenbrooks, diese Welt der Form, die am jüngsten Tage in Nirwana eingeht, lebendig gemacht; wie groß ist auch in anderm Betracht ihr Reichtum! Welche Fülle an kulturhistorischem Detail! Das ganze 19. Jahrhundert zieht beseelt an uns vorüber. Was für eine Meisterschaft in der Durchbildung und Zusammenfassung einer Vielfalt von Charakteren! Und lodert nicht inmitten ihres Reigens ein Fanal: unserem der Dekadenz zugeneigten Geschlechte entzündet —? Ein klassisches, ein unsterbliches Buch . . .

Der dritte Band „Tristan" geht vorwiegend Fragen der artistischen Form nach; fast durchwegs sind Künstler die Helden dieser Novellen (— die Vorliebe,

Künstler in den Mittelpunkt seiner Werke zu rücken, ist Thomas Mann insofern verhängnisvoll geworden, als oberflächliche Beurteiler sich darum berechtigt glauben, ihn den eitlen Selbstporträtisten des Caf6 Größenwahn beizuzählen).
Ein burs d'oeuvre ist das einleitende Stück „Der Weg zum Friedhof", darin Tod und Leben durch einfachste Symbolik zu dämonischer Antithese aufgerufen werden, gleichwie in der Schlußepisode der Titelnovelle.
Vollends auf Gegenüberstellung kommt es auch an in der farben-schwelgerischen Renaissancetragödie,„Fiorenza". Hier, dünkt mich, ist etwas wie eine Cäsur, der Beginn einer neuen Schaffensperiode, hier ist die Absage des Dichters an das „Indertum . . ., an die Freiheit, die Unendlichkeit", an Nirwana mithin, dem sich Thomas Buddenbrook, seinen Lebenswillen entäußernd, überließ; hier ist dagegen „der Entschluß zur Form, Gestalt, Begrenzung . . .", der von jeher dem Künstler als Um und Auf der Kunst galt, auf das Leben bezogen.
Das Ich ist unser lebenslängliches Gefängnis? So soll es ein köstliches sein...! Hier kündigt sich der W i ll e zu m L eb en a ls F o r m an. Der Konzentrationsgedanke mündet in den Formgedanken.
Antithetisch, sagte ich, sei das Drama Thomas Manns. Lorenzo de' Medici „der Prächtige" und Girolamo Savonarola „der Weiner", Schönheit und Geist, Oberfläche und letztes Wissen um die Dinge, Lebensbejahung und Lebensver-neinung stehen gegeneinander — und so tief ist der trennende Abgrund zwischen beiden, daß selbst die gleiche, gemeinsame Intensität der Willensverzückung sie nicht zu Brüdern machen kann. Denn Helden der Schwäche sind sie beide, „die gelbe, sinnlich benachteiligte Häßlichkeit, die es vermag, ihre schwelende Brunst zur reinen Flamme zu entfachen, ja, sich zur Herrschaft im Reiche der Schönheit aufzuschwingen", und „die bleiche Ohnmacht, welche aus den glühenden Tiefen des Geistes die Kraft holt, ein ganzes übermütiges Volk zu Füßen des Kreuzes, zu ihren Füßen niederzuwerfen". Aber der Wille des einen ist auf das Sein, der Wille des anderen auf das Nichts gerichtet: da gibt es nur Feindschaft, un-versöhnliche, tödliche Feindschaft . . . Zwischen den Männern steht Fiore, ein buhlerisches Weib, ein Symbol von Fiorenza, der buhlerischen Stadt; dem Stärkeren, dem Sieger will sie ihre Leibesschönheit schenken. Lorenzo stirbt, nachdem er dem Mönch geflucht hat; allein wir ahnen, daß der Sieg sein war. Ist doch der Asket, welcher der Mahnung Fiores: „Hör auf, zu wollen, statt das Nichts zu wollen!" nicht achtet, gleichfalls dem Tode verfallen. Dem Feuertod bekanntlich — „als Ketzer, Falscher Prophet, untreuer Hirt, Als ein Rebell und Volksverhetzer", wie Lenaus Gedicht meldet. Dem Savonarola Thomas Manns jedoch, deucht uns, loderte auf dem Scheiterhaufen „die grelle und zehrende Flamme des Bewußtseins" . . . Was in dieser Dichtung „einer ganzen dank-baren Jugend" gezeigt wurde — um Gustav von Aschenbach zu zitieren —, ist „die Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit jenseits der tiefsten Erkenntnis". Und seltsam! Der größte Epiker und der größte Dramatiker unserer Tage fassen ein»

ander bei der Hand: predigt nicht Gerhart Hauptmanns letztes Werk, die genial angelegte (in der Ausführung leider etwas verkümmerte) „Atlantis" dasselbe, unter Schmerzen gezeugte Evangelium der Lebensbejahung und Freude?
. . . Beiläufig bemerkt, notiert der literarische Feinschmecker, daß der Epiker zu diesem Ende die Form des Dramas und der Dramatiker die Form des Romans wählte . . .
Muß in „Fiorenza" die lebendige Form noch ankämpfen wider feindliche Gewalten, so triumphiert sie in der „Königlichen Hoheit". Ja, das ist der tiefere Sinn dieses „lehrhaften Märchens" — mit der Bezeichnung kehrte sich der Autor gegen die törichte Auslegung, er habe einen Hof- oder gar Schlüsselroman geschrieben —, daß darin der Formgedanke verkündigt und zum kategorischen Imperativ erhoben werden sollte. Das heißt mit schlichten Worten: jeder soll auf dem Posten ausharren, der seinen Kräften erreichbar ist, und ihn auf bestmögliche Weise repräsentieren. Behaupte dein Ich; aber störe darum nicht die Kreise deines Nächsten, wirf dich nicht zum brutalisierenden Herrenmenschen auf — schon um der Schönheit willen! Sozialempfinden schließt ja noch keineswegs die bequeme und ordinäre Massenweisheit: „Menschen, Menschen sind wir alle!" in sich; im Gegenteil, — halte dich zur außerordentlichen Leistung verpflichtet und erhalte dir zeitlebens „die Würde der Ausnahme im Herzen"! Gerade wer königliche Hoheit zu verwalten gelernt hat, der wird sich nicht minder verantwortlich fühlen für menschliche Hoheit überhaupt: „Es ist ein erbärmliches Ding um menschliche Hoheit", sagt Großherzog Albrecht, „und mir scheint, daß alle Menschen das einsehen müßten, daß alle sich menschlich und gütig gegeneinander verhalten müßten und einander nicht erniedrigen und beschämen sollten." So versittlicht die Form, so führen ursprünglich ästhetische Instinkte den Dichter zur höchsten christlichen Ethik, zum mitleidsvollen Gebot des „Hungernden": Kindlein, liebet einander!
In seinem bis auf heute letzten Buch, in der düsteren Novelle „Der Tod in Venedig" rückt Thomas Mann abermals die Form — diesmal wie im „Tristan" artistisch determiniert: der Dichter Gustav von Aschenbach ist ihr Held — in den Mittelpunkt der gedanklichen Projektionsebene. Ähnlich dem Fürstenroman bestimmt auch hier ein ethisches Merkmal den wesentlich ästhetischen Formbegriff — es ist die persönliche Würde (man rufe sich Schillers berühmte Definition in Erinnerung!), die auf dem Spiele steht. Denn Schönheit und Moral gehen nicht immer so restlos ineinander auf, wie in der lieblichen Epopöe von königlicher und menschlicher Hoheit — besonders für die Künstler, die Dichter nicht, welche „den Weg der Schönheit nicht gehen können, ohne daß Eros sich zugesellt und sich zum Führer aufwirft" .... Überhaupt — „hat Form nicht zweierlei Gesicht? Ist sie nicht sittlich und unsittlich zugleich, — sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja

wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Zepter zu beugen?" Gustav von Aschenbach, dessen „Entwicklung ein bewußter und trotziger, alle Hemmungen des Zweifels und der Ironie zurücklassender Aufstieg zur Würde gewesen war", wird fünfzigjährig von sündhafter Leidenschaft zu einem wunderschönen Knaben ergriffen; er erliegt ihr. Welch eigentümliche Konstellation, daß hier die Form die Form vernichtet, die Schönheit des Leibes jene des Geistes! Eigentümlich? . . . Nun, im Grunde ist dies nur ein Phänomen jenes Kampfes, der die gesamte christliche Kultur bewegt und sich noch jedem großen und menschheitsbewußten Künstler der Neuzeit, auch Thomas Mann, aufzwingt; des Kampfes zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit (Schiller) oder, anders ausgesprochen, zwischen Natur und Geist (Schilling). Nur im Gleichgewichtszustand dieser entgegengesetzten Kräfte ist „unser eigentlicher und glücklicher Zustand"; eine Verschiebung nach der Richtung der einen oder andern Komponente bringt ihn in Gefahr. — Die Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen macht, nach der Terminologie der Ästhetik, die formale Schönheit aus. Darum ist man berechtigt, in betreff Thomas Manns, der die Verallgemeinerung dieser Harmonie so sehnlich herbeiwünscht und in der Willenskraft die dahin bahnbrechende Macht erblickt, den Analogieausdruck vom Willen zum Leben als Form zu prägen. Abschließend läßt sich ferner sagen, daß die Form, wie sie Thomas Mann versteht, ein Asyl des Lebensgefühles ist.

VI.

Solchermaßen ist also die Weltanschauung von Thomas Mann, sachverständig beeidetem „Dichter der Dekadenz"! . . . Er ist in Wahrheit ungefähr so dekadent, wie der Fabeldichter, der vom bösen Wolf erzählt, böse ist. Wäre es möglich, seine Wesenheit auf eine Formel festzulegen — wir haben gesehen, daß dies nur im Prinzipiellen gelingt —, so müßte man Thomas Mann vielmehr einen Dichter gegen die Dekadenz nennen. Um darüber erst rechte Klarheit zu gewinnen, braucht man bloß nach den „Buddenbrooks" den stofflich verwandten Roman von Hermann Bang „Hoffnungslose Geschlechter" zu lesen: d a s ist Dekadenz, und von der allerbesten Sorte . . .

Nun könnte mir entgegengehalten werden, der im vorigen aufgezeigte Parallelismus zwischen Thomas Manns künstlerischen und philosophischen Grundsätzen bestünde wohl und sei einsichtlich; aber ist er auch notwendig? Wie solle man sich des Zweifels entschlagen, wenn ein Dichter von eminenter geistiger Kapazität und Bildungsvielseitigkeit, mit allen Wässerchen einer überfeinerten Kultur gewaschen, der Menschheit die Kinderfröhlichkeit unversehrt von des Gedankens Blässe bewahren möchte? Wie müsse man nicht Mißtrauen fassen, wenn ein Dichter, der selbst von naiver Empfindung ausgeschlossen ist, dennoch gegen jede Macht zu Felde zieht, welche sich jener feindlich erweist? Hat man

nicht das Beispiel Hebbels, der, auf Intellektualität gegründet, folgerichtig und
ehrlich die fortschreitende Intellektualisierung der Menschheit für erstrebenswert
achtete und die übrigen menschlichen Ingredienzien als hemmende verwarf? Hat
man nicht das Beispiel Flauberts, dessen Zorn gegen die menschliche Dummheit
einen feurigen Odem durch sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk jagte (die
universale Satire „Louvarä et ?scuedet,")?
Allerdings, diese Beispiele hat man; aber man hat nicht minder das Beispiel
Grillparzers — und selten wird in der Literatur eine derartig vollständige
Identität der künstlerischen Ariome zu finden sein, wie sie zwischen diesem er-
lauchten Künstler und Thoams Mann zu Recht besteht. Auch Grillparzer war,
für sich, problematisch und unbedingt, vor keinem Abgrund zurückweichend, ein
Künstler, der seine Kunst mit dem Leben — nicht mit dem Tode — bezahlt: „Es
sind zwei Seelen in mir", schrieb er 1829 in sein Tagebuch. „Die eine ist
empört, daß die andere unempfindlich ist." Aber er hätte für einen „hinläng-
lichen Narren" erklärt, wer gefordert hätte: alle Menschen sollen sich zu
Künstler oder Gelehrten erheben, alle das Panier des Geistes ergreifen. „Der
Trieb, die Neigung, das Instinktmäßige sind ebenso göttlich als die Vernunft."
Das ist die Weltanschauung des Osterreichertums, dessen vollkommensten Ausdruck
und höchste Apotheose das Schaffen Grillparzers bedeutet. Thomas Manns
Weltanschauung ist die nämliche — freilich aus andern Voraussetzungen ent-
standen: nicht von der Zugehörigkeit zu einem Lande leitet sie sich her, sondern
vom individuellen Drang nach Formenschöne. Grillparzer fußt auf breiterer
Basis; der Urkonflikt Thomas Manns zwischen Kunst und Leben erweitert sich
ihm zum Kampf zwischen Kultur und Natur (— so in: „Das goldene Vließ",
„Weh dem, der lügt!", „Libussa", Episoden sonstiger Dramen). Darin jedoch
sind beide eins, daß das Künstlertum das Abnormale, wenn nicht Krankhafte ist,
das gewöhnliche Leben aber das Gesunde; und daß nur Verblendung anstreben
kann, die Daseinsbedingungen der einen Welt auf die andere zu übertragen.
Grillparzer und Thomas Mann lieben das Leben, weil es ihnen versagt ist.
„Ach, was man ist, kann und hat, scheint arm, grau, unzulänglich und lang-
weilig; was man aber nicht ist, nicht kann und nicht hat, das eben ist es,
worauf man mit jenem sehnsüchtigen Neide blickt, der zur Liebe wird, weil
er sich fürchtet, zum Haß zu werden." (Aus „Buddenbrooks".)
Und diese Liebe, welche, wie jede Liebe, dem Geliebten geben möchte, was
ihm frommt — also dem Leben das Leben, nicht Geist noch Kunst —, macht den
Parallelismus, von welchem ich sprach, zu einem nicht bloß künstlerisch, auch
menschlich notwendigen. Diese Liebe frommt indessen dem Liebenden nicht
minder als dem Geliebten, ja sogar noch mehr: „daß der Liebende göttlicher sei
als der Geliebte", Platons spöttische Weisheit, hat Thomas Mann mit weh-
mütiger Ironie an manchem Schicksal gestaltet. Diese Liebe frommt insbesondere
unserem Künstler, sie beseelt seine Form — ähnlich wie die „Königliche Hoheit",

erst da die Liebe in ihr Leben tritt, sich dem Leben verbunden fühlt —. „Ich bewundere die Stolzen und Kalten, die auf den Pfaden der großen, der dämonischen Schönheit abenteuern und den „Menschen" verachten", beendet Tonio Kröger in wundervoller Steigerung seine Geschichte, „— aber ich beneide sie nicht. Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei Schelten Sie diese Liebe nicht, Lisaweta; sie ist gut und fruchtbar. Sehnsucht ist darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit."

Als Künstler der bildenden Sehnsucht haben wir Thomas Mann erkannt und hierauf hinzugefügt, daß diese Sehnsucht auf ein ganz bestimmtes Segment des Lebens, auf das bürgerliche, auf „die Wonnen der Gewöhnlichkeit" gerichtet sei. Aber Sehnsucht ist zum großen Teile Ichsucht; sie muß sich erst mit Güte sättigen, um zur Liebe zu werden. So können wir denn abschließend sagen: Thomas Manns Kunst ist bildende Sehnsucht und Liebe.

VN.

In dem früheren ist vorbereitet, bis zu welchem Grade der Vollendung Thomas Mann seine epische Technik ausgebaut hat; im engen Rahmen dieses Aufsatzes müssen wir uns freilich auf die Darstellung ihrer Hauptzüge, welchen pragmatische Bedeutung zukommt, beschränken*).

Wenn ich behauptet habe, daß Thomas Mann als Stilkünstler lediglich mit dem Franzosen Flaubert zu vergleichen ist, so geschah dies in ehrlicher Ilberzeugtheit: ich sehe in der Tat den deutschen Prosaschriftsteller nicht, den ein so leidenschaftlicher und ausschließlicher Stilwille bewegt hätte. Selbst Conrad Ferdinand Meyer, dem man ja genugsam seine außerordentliche, gemeißelte Prosa als virtuosenhaft verübelt hat — so blind und taub ist der Deutsche für Sprachschönheit, welche die Bindung durch Vers und Reim verschmäht —, selbst er kann zu Thomas Mann in kein ebenbürtiges Verhältnis gesetzt werden. Er hätte sich auch kaum je mit Tonio Kröger einverstanden erklärt, wenn dieser doziert: „ . . . das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgültige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Überlegenheit zusammenzusetzen ist." Das scheint

*) Den ausführlichsten und seriösesten Beitrag zum Thema hat vr Alexander Pache schon 1907 in einer Publikation der um Thomas Mann sehr bemühten Bonner Literarhistorischen Gesellschaft geliefert.

wirklich nach den bekannten Schlagwörtern zu schmecken, die Thsophile Gautier und Oscar Wilde propagierten: l'art pour I'nrt, — all .irt i» yuite u»e1e»». Scheint indessen nur; wir wissen, welche tief und ernst gegründete Bewandtnis es mit Thomas Manns Verkündigung der Form hat. Wer bezweifelt, daß er sie wahr machen könne, lese die Miniatur „Das Eisenbahnunglück", wo eine nichtige Begebenheit, kaum ausreichend für den „Bericht eines Augenzeugen" oder „Wie das Unglück geschah", Unterlage für ein vollgültiges Kunstwerk wird. Hier — und noch mehr in dem bizarren Stück „Der Kleiderschrank", das in seinem rätselhaften Schweben zwischen Schein und Sein jeglicher Analyse entgleitet — ist in der Tat erfüllt, was Flaubert verlockte: „Was mir schön scheint, was ich machen möchte, das ist ein Buch über nichts, ohne äußere Fessel, das sich durch die innere Kraft seines Stils von selber hielte, wie sich die Erde ohne Stütze in der Luft hält, ein Buch, das fast keinen Gegenstand hätte, oder in dem wenigstens der Gegenstand fast unsichtbar wäre, wenn das möglich ist." (An Madame X . . ., 1832.)

Unerhört ist die Meisterschaft, mit welcher Thomas Mann dem Instrument der Sprache „Harfenschläge makellosester Poesie" abringt. Sie verkauft sich nicht billig, weder in ihren Voraussetzungen, noch in ihren Folgen. Die ersteren kennen wir schon beiläufig: „Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus", urteilt Tonio Kröger. Und die Folgen? Von dem alternden Gustav von Aschenbach heißt es, „was ihn lähmte, waren die Skrupeln der Unlust, die sich als eine durch nichts mehr zu befriedigende Ungenügsamkeit darstellte — es schien ihm, als ermangele sein Werk jener Merkmale feurig spielender Laune, die, ein Erzeugnis der Freude, mehr als irgendein innerer Gehalt, ein gewichtigerer Vorzug, die Freude der genießenden Welt bildeten." So klagte der sechsundzwanzigjährige Flaubert, der die Majestät der Formen gelegentlich vom Fehlen der Leidenschaft herleitete:. „Mein Geschmack wächst in dem Maße, wie mein Schwung abnimmt". Hoffen wir, daß die Liebe, welche aus dem Literaten Thomas Mann einen Dichter machte, ihm treu bleibt, ihn davor behütet, zu einem Bild ohne Gnade zu erkalten! ....

Was Thomas Mann an Chamisso rühmt*), um wieviel mehr besitzt er davon, „die tiefe Vertrautheit mit den letzten Feinheiten und Heimlichkeiten einer Sprache, jene sublime Abgefeimtheit in bezug auf Ton und Bewegung, auf die Reflerwirkung der Wörter untereinander, ihren sinnlichen Geschmack, ihren dynamischen, stilistischen, kuriosen, ironischen, pathetischen Wert, jene Meisterschaft — um in ein Wort zu fassen, was zu analysieren unmöglich ist — auf

*) In der liebenswürdigen Einleitung zur Pantheonausgabe des „Peter Schlemihl."

dem zarten und mächtigen Instrument der Sprache, die den literarischen Künstler macht und deren der Dichter bedarf." Diese Disposition, diese wählerische Reizbarkeit und Geschmacksicherheit sind schlummernd im Künstler; wie viele Arbeit und Qual es jedoch erfordert, um ihr aktives Korrelat zu schaffen, um „aus der Marmormasse der Sprache die schlanke Form zu befreien", das erhellt wohl am besten aus der Chronologie seiner Publikationen — in fünfzehn Jahren sechs Bücher und, von dem Familienroman abgesehen, durchschnittlichen, oft geringeren Umfanges —, das erhellt auch zuweilen aus den Büchern selbst, wenn es z. B. von dem Literaten Detlev Spinell (im „Tristan") heißt: „ . . . wer ihn bei der Arbeit sah, mußte glauben, daß ein Schriftsteller ein Mann ist, dem das Schreiben schwerer fällt als allen anderen Leuten" ....

Von Boileau ist der Ausspruch, es gebe nur eine Art, etwas richtig zu sagen. Thomas Mann weiß stets, sie zu finden — wobei es sich freilich um kein spielendes „Finden" handelt, sondern um ein recht mühseliges, wie wir hörten. Sein Wort trifft absolut sicher, das zu Sagende ist vollkommen kongruent mit dem Gesagten; unschwer assoziiert sich ihm unsere sinnliche Vorstellungskraft, die Konkreta nehmen nahezu greifbare Deutlichkeit an, aber der geistige Inhalt teilt sich uns nicht minder präzise und eindringlich mit. Das alles zusammen ist schließlich bloß, was wir bündig „Sachlichkeit" nennen, und obschon dieser künstlerische Vorzug gewiß selten ist, würde er für unsern Autor noch immer keine Ausnahmsstellung begründen. Zwei Merkmale verleihen indessen der allgemein mustergültigen Prosa Thomas Manns das besondere Gepräge des Einmaligen und Außerordentlichen — ohne die Integrität der Sachlichkeit zu schädigen —: Musik und Ironie. I^S «t?1e, e'est. l'domuik.

Die Sprache Thomas Manns ist durchaus rhythmisch; seine große musikalische Begabung, wie sie sich im Verlauf der Novelle „Tristan" und den Hanno-Kapiteln der „Buddenbrooks" verrät, erklärt es. Außer der Kadenz seiner untadeligen Perioden sind musikalischen Charakters vornehmlich die nachgerade berühmt gewordenen Leitmotive (formelhafte, wiederkehrende Attribute zu Menschen und Dingen), die eine so beziehungsreiche Anwendung finden — sehr im Gegensatz zu den Nachahmern des Dichters (etwa Georg Hermann in „Iettchen Gebert") und seinen vermeintlichen Vorbildern, den Franzosen, welche jene ganz äußerlich als kokette Schönheitspflästerchen gebrauchen. Wenn anders man in den Leitmotiven, welche das Relief der epischen Bilder in wirksamster Weise erhöhen, nicht eine Erweiterung homerischer Epitheta zu erblicken hat, so ist denkbar, daß der Wagnerenthusiast Thomas Mann — dies unbeschadet einer gewissen Gleichläufigkeit seiner Entwicklung mit derjenigen Nietzsches — hier die bezeichnenden Mittel des Musikdramas auf die dichterische Prosa übertrug. Woher ihm auch diese Stileigentümlichkeit kommen mag — sie ist folgerichtig und also berechtigt: wer das Leben als Form betrachtet, dem wird es unter der Hand zu einer Vielfalt von Formeln werden. — Es gibt noch einige andere

interessante Belege für die Nutzbarmachung musikalischer Einfälle durch Thomas Mann. Die Novelle „Luischen" hat sozusagen einen musikalischen „Falken": die seltsame Tonfolge eines Gassenhauers bindet und löst hier episches Geschehen. Die Art, wie Mann seine letzten Dichtungen angelegt hat, wie er innerhalb des harmonischen Ganzen die Prinzipien des Kontrapunktes zu verwirklichen weiß, würde es rechtfertigen, in seinem Falle eher von „Kompositionen" als den üblichen literarischen Kategorien zu sprechen. Dem ersten Kapitel der „Königlichen Hoheit" kommt die faktische Bedeutung einer Ouvertüre zu (— es ist demzufolge „Vorspiel" betitelt)! In der Weite und Wichtigkeit der Konzeption steht dieses Werk hinter den „Buddenbrooks" zurück; in seinem unantastbaren Ebenmaß, in seiner von höchstem künstlerischen Takt bewirkten Durchformung und Proportion der Teile, in seinem symbolischen Beziehungsreichtum bei integrer Realität, in dieser erstaunlichen Realität einer Utopie — in diesen Vorzügen ist, rein künstlerisch beurteilt, der Roman „Königliche Hoheit" von keinem Werk deutscher Epik erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Er ist eine der wenigen Dichtungen überhaupt, welche ein Naturganzes zu sein scheinen; Absicht ist Einfalt geworden. Ich habe die Überzeugung, daß dieses Urteil dereinst von der wissenschaftlichen Literaturforschung ratifiziert werden wird. Denn je mehr man sich in das Werk Thomas Manns vertieft, desto mehr muß man es bewundern: darin ist die beste Garantie gegeben, daß der Autor, obgleich wir in ihm einen Dichter der Zeit erkannten, nicht auch ein Dichter der Mode sei. Thomas Mann wird bleiben — und an erster Stelle.

Zur Musik, sagte ich, geselle sich bei unserem Dichter als zweiter stilbestimmender Faktor die Ironie; es ist, vorweggenommen, eine gütige und nicht verletzende Ironie, dem Humor nahe verwandt. Ist ihr Vorhandensein ein zufälliges oder aber ein erklärliches, weil notwendiges? Das letztere trifft zu; die Form (— „die Vergnügungen des Ausdruckes" —) ist ja für Thomas Mann, wie ich ausgeführt habe, keine freiwillige Zufluchtsstätte, sondern eine gebotene, ein Ausdruck der Resignation. Vergessen wir es nicht, der jetzige Hohepriester der Form hat gewissermaßen eine psychologische (also kontradiktorische) Vergangenheit, der Sänger von königlicher und menschlicher Hoheit war Redakteur am „Simplizissimus" ... Da ist einer, der zu den tiefsten und hoffnungslosesten Aufschlüssen über das Leben gelangte und sich trotzdem zu dessen Apostel aufschwingt. Denn „es scheint, daß gegen nichts ein edler und tüchtiger Geist sich rascher, sich gründlicher abstumpft, als gegen den scharfen und bitteren Reiz der Erkenntnis". Doch, was war, kann niemals völlig verschüttet werden. Und so wetterleuchtet es in der Diktion Thomas Manns; irgendwo, in der Ferne, in der Tiefe steht oder stand das Gewitter: von dort der Widerschein . . . Nicht eigentlich zum Optimismus hat sich Thomas Mann gewandelt; eher zu einem fröhlichen und tapferen Pessimismus. Seine äußere Erscheinung ist die Ironie . . . Imma Spölmann aus der „Königlichen Hoheit" mit ihrer Freude

an parodistisch irisierenden Wortgefügen dünkt uns eine reizvolle Gegenspielerin
des Autors.
Aber Thomas Mann i st nicht nur ironisch, er m u ß es auch sein. Jeder
Romandichter muß oder müßte es sein. Um Distanz zu wahren zwischen sich und
seinen Geschöpfen. Lyriker und Dramatiker sind dieser Sorge überhoben: der
eine, weil er es nicht darf, der andere, weil er es nicht braucht. Das hat
Friedrich Schlegel in überzeugender Weise dargetan. Selten habe ich durch ein
Kunstwerk größere Erschütterung erfahren, als sie mir die Kapitelfolge über
Thomas Buddenbrooks Tod — nicht bloß bei der erstmaligen Lektüre — mit-
teilte. Und gleichwohl findet sich dort, kurz vor der Katastrophe, folgender
Passus, der die geistliche Tröstung des Pastors Pringsheim an den Agonisierenden
schildert: „Im halben Ornat, ohne Halskrause, aber in langem Talar, erschien
er, streifte Schwester Leandra mit einem kalten Blick und ließ sich am Bette
auf den Stuhl nieder, den man ihm zuschob. Er bat den Kranken, ihn zu er-
kennen und ihm ein wenig Gehör zu schenken; da dieser Versuch aber fruchtlos
blieb, so wandte er sich direkt an Gott, redete ihn in stilisiertem Fränkisch an
und sprach zu ihm mit modulierender Stimme in bald dunklen, bald jäh akzentu-
ierten Lauten, indes finsterer Fanatismus und milde Verklärung auf seinem Ge-
sichte wechselten . . . Während er das „r" auf eine eigenartig fette und ge-
wandte Art am Gaumen rollte, gewann der kleine Johann die deutliche Vor-
stellung, daß er soeben Kaffee und Buttersemmeln zu sich genommen haben müsse."
Wer das für eine heinesierende Grimasse zu halten geneigt ist, macht sich ein sehr
irriges Bild von Thomas Mann. Thomas Mann ist alles eher, denn ein roman-
tischer Dichter: keiner von denen, welche das Kunstwerk zerstören, damit der
Künstler sich „ausleben" könne. Sein Ich lebt in der Form und nur in ihr.

VIII.

Mit dieser Konstatierung, welche wir als Schlußpunkt der Erörterung über
Thomas Manns Stil setzen, ist von unser Seite der immer wieder erneute Streit
entschieden, welchen die literarische Kritik um der Frage willen führt, ob Thomas
Mann ein besonders objektiver oder, im Gegenteil, ein besonders subjektiver
Künstler sei. Die unheimliche Überlegenheit seiner stets klug berechnenden
Technik, sagten die einen, spreche für die erstere Annahme; die letztere glaubten
jene zu beweisen, welche auf eine gewisse Einseitigkeit und Unfreiheit seiner
Stoffwahl hindeuteten, zumal auf die Vernachlässigung der allherrschenden
erotischen Probleme zugunsten maskuliner oder neutraler.
Die so motivierte Kontrastierung ist indessen eine mißverständliche, weil
nach den voranstehenden Definitionen „objektiv" und „subjektiv" überhaupt keine
konträren Begriffe sind; und deshalb liegt die Wahrheit nicht einmal in der
Mitte, obgleich es nett von ihr wäre und stets erwartet wird ....

Objektiv sein — in des Wortes verwegenster Bedeutung — heißt nicht,
jede Gestalt mit der gleichen schöpferischen Liebe zu bedenken und sine irn. et
stu6io burchzubilden; objektiv sein heißt unpersönlich sein, nichts von dem
eignen Selbst in das Kunstwerk hineinzulegen, sondern die Kräfte zu dessen not-
wendiger Beseelung aus fremden Organismen zu ziehen: sei es, durch eine kaum
bewußte Trichteröffnung der Massenpsyche — dies der Fall der naiven (antiken
und Volks-) Poesie —, sei es durch eine sehr bewußte Synthese auf Verstandes-
wege — der Fall einzelner moderner Dichter —. Die Anschauung, kein Künstler
könne gestalten, was nicht irgendwie bereits in ihm enthalten sei, ist ein Gemein-
platz geworden; er ist indessen unrichtig. „Was macht, daß ich so langsam vor-
wärts komme", schreibt Flaubert während der Arbeit an „Naäsme Vovai.?" —,
„ist, daß in diesem Buch nichts aus mir gezogen ist, nie ist mir meine Persön-
lichkeit so nutzlos gewesen .... Alles kommt aus dem Kopf."
Nie hätte Thomas Mann Ähnliches von sich bekannt; er ist für jenen Ge-
meinplatz in der Tat das denkbar beste Argument, er ist ein subjektiver Künstler,
der Subjektivsten einer. Zweierlei ist die Verwandtschaft seiner Geschöpfe zu
ihrem Meister: entweder sie sind seinesgleichen, also „Gezeichnete", „die
Würde der Ausnahme im Herzen" tragend; oder sie sind von der Art
seiner Sehnsucht, die zu Fleisch und Blut gewordenen „Wonnen der
Gewöhnlichkeit". Nicht bloß einfach, doppelt ist mithin unseres Dichters Sub-
jektivität! Was ist es nun mit seiner vorgeblichen Objektivität? Die geht eben
nur auf das Handwerkmäßige, auf die Technik.
„Ich finde", schrieb Flaubert 1866 an George Sand, „ein Romanschreiber
hat nicht das Recht, seine Meinung über irgend etwas auszusprechen. Hat der
liebe Gott sie je gesagt, seine Meinung . . .?" Nein, der liebe Gott begnügte
sich, den Menschen zu erschaffen — in seinem Ebenbilde; und die epischen Dichter,
zumal die deutschen, täten gut daran, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen. Gott
und Goethe sind hier einer Meinung: Bilde Künstler, rede nicht! . . . Wir
sind ja heute schon hinaus über jene Orgien der Geschmacklosigkeit, die in der
Vermischung von Poesie und Wissenschaft, in dem Mißbrauch der Romanform
zur Zeitung und Enzyklopädie gelegen ist. Aber noch immer besteht gegen die
Mehrzahl deutscher Erzähler die Einrede, daß sie ihre Gegenstände b e -
sprechen, statt sie darzustellen; und obendrein schwatzhaft besprechen.
Darum gilt uns das epische Verfahren eines C. F. Meyer, eines Thomas Mann,
die beide eben in strenger, geradlinig orientierter Sachlichkeit gestalten und nicht
reportieren, nicht als Regel, sondern als die Ausnahme einer Regel. . . . Diese
allgemein mustergültige Technik hat Thomas Mann übrigens aus der Starrheit
gelöst, welcher der Schweizer und auch der Franzose nicht immer entwichen
sind. Durch Wendungen wie „die Sache war die, daß . . .", „hier ist zu er-
wähnen, daß . . .", „die Dinge lagen so, daß . . ." etc., durch Stellung
rhetorischer Fragen wird der Dichter zum persönlichen, atmenden Mittler

zwischen Leser und Erzählung, gewinnt er der Unbeirrtheit seiner Kunstübung Konzilianz ab. Als Meister des epischen Handwerkes hält Thomas Mann mithin die Mitte zwischen der abweisenden Kühle von Flaubert oder Zola und der händeschüttelnden Bonhomie von Thackeray oder Dickens. — Es wäre überflüssig, mit so umständlichem Rüstzeug die Behauptung zu verfechten, daß Thomas Mann kein objektiver Dichter sei, wenn Unvernunft oder Übelwollen, mit „Objektivität" assoziiert nicht die Begriffe von Herzlosigkeit, literarischer Gefallsucht u. dergl. an ihn heften würde. Begreiflich ist daher die Verärgerung, mit welcher er gelegentlich dieses Mißverständnis abwehrte. „Alle Objektivität", formulierte Thomas Mann in einem polemischen Aufsatz*), als die Naturtreue einzelner Figuren aus den „Buddenbrooks" zum Gegenstand preßgerichtlicher Erörterungen gemacht wurde, „alle Aneignung und Kolportage bezieht sich allein auf das Pittoreske, die Maske, die Geste, die Äußerlichkeit, die sich als Charakteristikum, als sinnliches Symbol darbietet, wie Shylocks Judentum, Othellos Schwärze und Fallstaffs Fett. Alles weitere — und das weitere ist beinahe alles — ist subjektiv, ist Intuition und Lyrik, gehört der wissenden und umfassenden Seele des Künstlers." Wenn das auch nicht allgemein gilt — wie früher ausgeführt wurde —, für Thomas Mann jedenfalls trifft es zu. Wie ja überhaupt sein eminenter Lyrismus (— um dieses Synonym für Subjektivität zu gebrauchen) daraus am besten hervorgeht, daß man ihn nur zitieren muß, um ihm gerecht zu werden. Ist doch das Bildnis des Dichters, wie es hier zu geben versucht wird, ein Mosaik, dazu die Steinchen aus seinem Werk geholt sind, und welchem überdies die Beleuchtung durch wahlverwandte Persönlichkeiten, Grillparzer und Flaubert, Körperlichkeit und Schlagschatten verleihen möge.

Die Frage liegt nahe, warum ein solchermaßen beschaffener, also lyrischer Dichter nicht den ihm gemäßen Ausdruck, die Lyrik, angestrebt hat; wobei noch seine große musikalische Begabung zu veranschlagen ist, welche ihn im gleichen Sinne hätte bestimmen müssen. — Ich glaube, die Antwort darauf erteilt Thomas Manns Herkunft vom Bürgerlichen, vom Patriziertum. Der Patrizier ist gewohnt, mit seinen Gefühlen an sich zu halten; er ist auf sich, auf Haltung verwiesen; er ist geübt, zu repräsentieren, die „äeüoi.»" zu hüten wie Thomas Buddenbrook — und kein Geschöpf unseres Dichters ist liebevoller gebildet als er. Aus der Förmlichkeit ist Thomas Mann die Form erwachsen, ans der bürgerlichen Umwelt seiner Jugend die Kunst. Wo gäbe es einen besseren Kronzeugen für Taines Milieutheorie!

Und weil Thomas Mann so sehr von bürgerlicher Schamhaftigkeit erfüllt ist, hat er die Entblößung seiner selbst im Unmittelbar-Lyrischen gescheut, hat er niemals dort seine Meisterschaft an der Sprache bewährt, wo „sie sich

*) „Nilse und ich." „München« Neueste Nachrichten", Jahrgang 1906; No. 75, 77.

lächelnd selber anschaut im Gedicht". Darum hat er sein Ich gespalten, in Masken gehüllt, objektiviert — objektiviert in den „Gezeichneten", sei es durch innere Sensitivität, sei es durch körperliche Gebreste, sei es durch sozialen Rang unterschiedlich, insgesamt aber außerhalb eines ernsthaften Zusammenhanges mit dem Leben stehend; und auf der andern Seite objektiviert in den komplementären Typen, den Blonden, Helläugigen, Gewöhnlichen . . . Und von dem einen Schicksal schlingen sich Bande zum nächsten, wirkliche oder imaginäre Bande, fassen alles zu einer höheren Einheit zusammen, schließen sich zum Kreis: zum Werk. In ihm lebt der Dichter. Wer ihn erkennen will, muß ihn suchen; er selbst setzt nicht den Fuß über die Schwelle seines Heiligtums. Deshalb malt sich des Priesters Bild in vielerlei und schwankenden Zügen . . .

IX.

Das eben ausgesprochene Faktum, daß Thomas Manns Kunst so verschiedenartige Wirkung übe, daß sie wie jene Gustav von Aschenbachs imstande sei, „den Glauben des breiten Publikums und die bewundernde, fordernde Teilnahme der Wählerischen zugleich zu gewinnen", bedarf näherer Erklärung. Man sage nicht, daß ja von jedem Kunstwerk der Empfangende nur aufnehme, was ihm aufzunehmen gegeben sei; der Naive lese den „Faust" anders als der Reflektierende. Nein, die Sache ist die, daß der Naive den „Faust" überhaupt nicht liest; oder mit Überwindung. Während Thomas Manns Bücher das besondere Merkmal haben, den Einfältigen wie den Komplizierten zum Genusse einzuladen und beiden Ergötzen zu spenden, obschon aus verschiedenen Gründen.

Warum? . . . Weil Thomas Mann die höchste und schwierigste Aufgabe des Künstlers (als welche sie z. B. Grillparzer und Hebbel bezeichnet haben) bewältigt: Realität und Symbol, Anschauliches und Unanschauliches, Endliches und Unendliches zu durchdringen, sie eins werden zu lassen. Das breite Publikum hält sich an die Realität, die Lebendigkeit der Gestaltenfülle und ist befriedigt; die Wählerischen greifen nach dem Symbol, dem Gedanklichen, geben sich Rechenschaft über dessen kluge Verborgenheit und sind entzückt . . . Der zweite Teil des „Faust" hat nur als Symbol Sinn und Berechtigung. — Daher waren Zehntausende durch den Verfall der Buddenbrooks erschüttert, ohne die Ursache dieses Verfalls zu bedenken. Daher haben Zehntausende vergnügt und augenzwinkernd den Fürstenroman gelesen — die „Hemmung", die verkümmerte linke Hand . . . wir wissen schon! . . . Daher ist „Fiorenza" — leider auch von der Kritik, deren Unbefangenheit durch Sachkenntnis nicht getrübt erschien — vielfach für ein nacktes und simples Geschichtsdrama genommen worden, darüber man schon erschöpfend geurteilt zu haben glaubte, wenn man es an Gobineaus Renaissanceszenen „anlehnte" ... Du lieber Gott, wir wollen ihnen nicht gram sein, die also kinderfröhlichen Herzens sind; im Gegenteil, wir

wollen ihnen unsere Zuneigung schenken wie der Dichter selbst. Am Ende ist doch Zweck der Kunst, Freude zu gewähren; erst in zweiter Linie kommt in Erwägung, ob in ihr ethische Güter — wir haben die hohe Sittlichkeit hervorgehoben, die Thomas Mann (symbolisch) lehrt — beschlossen sind. Grillparzers „Traum, ein Leben" ist ein Meisterwerk, ob man es als liebliches Spiel der Phantasie betrachtet oder als die österreichische Faustdichtung: weil es beides zugleich ist; Grillparzern war übrigens die naive Betrachtungsweise die erwünschtere ....

Alles in allem hat man Grund, Thomas Mann — wie jeden intellektuell stark befähigten Poeten — einen Fabeldichter zu nennen; nur entnimmt er seine Vorwürfe nicht in unverbindlicher Weise dem lockeren Bereiche des Geistes oder der Spekulation (wie der Tendenzschriftsteller), sondern den tieferen und unveränderlichen Regionen seiner ureigensten Wesenheit, seines Charakters. Als wir in unserem Kapitel über die Entwicklung des Formgedankens bei Thomas Mann dessen Werke auf ihren gedanklichen Hintergrund projizierten, haben wir gesehen, wie planvoll, lückenlos und organisch sie verläuft. Und ich wage zu behaupten, daß diese Entwicklung auch in Hinkunft keine überraschende sein wird. Zu welchen Etappen sie gelangen mag, wir werden einer Fortsetzung, nicht einem neuen Einsatz gegenüberstehen. Mit Grillparzer könnte unser Dichter von sich sagen: „Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, solange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe .... Mein Denken ist immer nur ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da." Vielleicht ist damit der wichtigste Umstand erkannt, welcher den Dichter vom Gelehrten unterscheidet ....

Um seines Talentes willen bewundern wir einen Künstler; Vertrauen fassen wir erst zu ihm, wenn wir wissen oder fühlen, daß das Talent nicht im Freien und Zufälligen schwebe, sondern kausal bedingt, bodenständig, kurzum menschlich gebunden ist an einen Charakter. Freilich werden wir umso eher geneigt sein, einem Charakter zu huldigen, je enger umzirkt die künstlerische Persönlichkeit ist. Daß dies auch der Fall Thomas Manns sei, glaube ich nicht in Abrede stellen zu dürfen; zumal die Ermächtigung dazu von seiner Seite kommt. Denn für sehr subjektiv und selbstironisch achte ich diese Worte Lorenzos: „In einer Zeit, beschaffen, wie Ihr die unsere beschaffen nennt, — fein, zweiflerisch und duldsam, nengierig, schweifend, vielfach, unbegrenzt, — in solcher Zeit gilt die Begrenztheit schon als Genius." Allein, wie genau wir die Gesetze einer menschlichen Evolution kennen mögen, 2 priori kann wohl ihre Richtung, nicht ihr Schlußpunkt berechnet werden. Thomas Mann ist achtunddreißig Jahre alt. Wie weit kann sich noch der Kreis öffnen, den er heute ausschreitet! Der Mittelpunkt wird derselbe bleiben.

x.

Marie von Ebner-Eschenbach schrieb kürzlich einen sehr bemerkenswerten Aphorismus nieder. „Der gesunde Menschenverstand", sagt sie, „ist der größte Feind der Phantasie und zugleich ihr bester Berater." Thomas Mann, dessen Lorenzo ausruft: „Wie vieler Klugheit bedarf die Leidenschaft, um schöpferisch zu sein!", hat bewußte und unbewußte Schöpferkräfte harmonisch zu vereinigen verstanden. Der Künstler will sich die Form als Zufluchtsstätte errichten; aber, um dies zu ermöglichen, muß er achthaben, daß sie nicht schon während des Vaues einstürze. Gefahr droht von jener Seite, welche wir bereits kennen: Erkenntnis hat den Menschen von seinesgleichen ausgetrieben und zum Künstler gewandelt, und Erkenntnis vermag den Künstler zu hindern, Künstler zu sein. „Denn Erkenntnis", lehrt uns der Künstler Gustav von Aschenbach, „hat keine Würde und Strenge; sie ist wissend, verstehend, verzeihend, ohne Haltung und Form; sie hat Sympathie mit dem Abgrund, sie ist der Abgrund." Was bringt nun die widerstreitenden Kräfte, welche zur Synthese des Kunstwerkes nötig sind — dazu gehört die Erkenntnis trotzdem —, was bringt sie zum gedeihlichen Ausgleich? Es ist die vertraute obwaltende Allmacht: Konzentration. Konzentration behütet den Intellekt vor Zauberlehrlingsgelüsten, unterwirft ihn zum wohltätigen und nützlichen Famulus. Durch Konzentration vollzieht sich die Wiedergeburt der Schönheit aus dem Geiste.

Thomas Mann ist von außerordentlicher Differenziertheit der Sinne; die photographisch getreue Wiedergabe seiner Gestalten, die phonographisch getreue ihrer Gespräche, welche das wesentlichste Mittel seiner großen Charakterisierungskunst ist — wobei sein Naturalismus niemals aufhört, der Naturalismus eines Ästheten zu sein —, beweisen es. Aber differenzierte Sinne sind für den Künstler ebenso unentbehrlich wie gefährlich; sie verleiten ihn, in der „Differenziertheit" stecken zu bleiben, über der Analyse die Synthese zu vergessen. Das ist ja der Fall unserer Kaffeehausliteraten, die zwar nicht unsterblich werden, aber leider nie aussterben. Denken wir an den derzeitigen Patron dieser Gesellen, an den im Wiener Caf6 Central lebenden Peter Altenberg. Unheimlich ist die Feinfühligkeit seiner Nerven; was bringt er zustande? Nichts. Peter Altenberg ist, um in Grillparzers Wortschatz zu greifen, ein Farbenreiber; Thomas Mann ist Maler. Denn Konzentration ist alles! Dichten heißt für Thomas Mann: verdichten — so zeigt sich uns ein altes und blasses Wort auf seine sinnliche Urbedeutung verjüngt —. Peter Altenberg freilich und seine Jünger scheinen der Meinung: dichten heißt zerfließen . . . Und die Sonderlinge fehlen nicht, die sich zu ihnen finden und Ja und Amen sagen und „Ncce ?o8ta" ....
Konzentration ist alles, ist das Rückgrat des Künstlers, sein Wille zu sich selbst und zur Größe. Es ist im Grunde eine bürgerliche Tugend, welche den Lübecker Patrizierssohn aus den Niederungen der Boheme zu „Reinheit und

wohlanständigem Frieden" emporhebt, — aus der Mitte dieser Leutchen mit ge-
selligen Talenten, Psychologie, sinnverwirrenden Krawatten und unterschiedlich
gefärbten Stimmungen. „. . . ich glaube nicht an die Stimmung," schrieb
Thomas Mann einmal, dem das dekadente Kaffeehausliteratentum gründlich zu-
wider ist. „Was man so nennt, scheint mir etwas ziemlich Dilettantisches zu
sein, was mit wirklichem Schöpfertum wenig zu tun hat. Ein Zustand, in dem
die Hemmungen ausgeschaltet," — die Hemmung sei des Willens bester Freund,
hat der Dichter in „Fiorenza" gesagt und darum wohl auch seiner „Königlichen
Hoheit" eine körperliche Hemmung mitgegeben —, „die Selbstkritik betäubt, die
gute künstlerische Haltung in Frage gestellt wäre, ein unbesonnener und hektischer
Zustand scheinbaren Allvermögens und trügerischer Leichtigkeit wäre mir höchst
verdächtig. Wer ihm traut, wer sich darin wohlfühlt, ist kein Künstler nach
meinem Sinne. Stimmung ist nicht Betrunkenheit. Stimmung ist Aus-
geschlafenheit, frische, tägliche Arbeit, Spazierengehen, 'reine Luft, wenig
Menschen, gute Bücher, Friede, Friede . . . ." Aus klarer, nordischkühler
Atmosphäre ist das Werk Thomas Manns geboren, und solcher Art ist es auch
selbst, umfängt uns in seiner wohlgefügten Geschlossenheit „kühl und wonniglich",
wie Frau Isoldens Leibesschöne ihren armen Narren Tantris in Ernst Hardts
Dichtung . . . Einem Patrizierhaus, wo Klugheit und Schönheit Seite an
Seite walten, ist Thomas Manns Werk vergleichbar, jenem köstlichen Patrizier-
haus, das der kluge Thomas Buddenbrook sich und seiner schönen Frau Gerda
erbaute, in seinem unstillbaren Bedürfnis nach Sauberkeit und Erneuerung, und
wo er verhoffte, seine Wiedergeburt feiern zu können . . . Ach, er starb, der
Arme; aber sieghaft war die aus dem gleichen Geiste gezeugte „Königliche
Hoheit", bejahte freudig ihr Leben: „Hoheit und Liebe, ein strenges Glück . . ."
Wir dürfen wohlgemut annehmen, daß dem Dichter gleichfalls „das Wunder
wiedergeborener Unbefangenheit" zuteil wurde; der Wille hat ihm die Hobeit
erstritten; die Liebe war da von Anbeginn. Gibt es ein herrlicheres Fundament
für ein Künstlertum?

Thomas Mann müßte nicht vom Schlage der strengen Selbstrichter Grill-
parzer und Flaubert sein, er hätte nicht den Leitspruch Ibsens: „Dichten, das ist
Gerichtstag halten über sich selbst" vor eines seiner Bücher gestellt, er kämpfte
nicht außen wie innen für die Weihe seiner Kunst, die ihm himmlisches und
irdisches Reich zugleich ist, als „(^laäiu» 6ei", daß er nicht zuweilen von seinem
bürgerlichen Mißtrauen, welches nach jeder Richtung schürft und nur das Echte
bestehen lassen will, in eine logische Sackgasse fortgerissen würde. „Die
Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum", verlautbart der
Dichter Aschenbach, da er sich des moralischen Zusammenbruches nicht mehr
erwehren kann, „unser Ruhm und Ehrenstand eine Posse, das Vertrauen der
Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst
ein gewagtes, zu verbietendes Unternehmen". Da hören wir's . . . allein uns

fehlt der Glaube; wir verwerfen in ehrlichster llberzeugtheit die hier gesetzte Gleichung zwischen Mensch, Künstler und Kunstwerk; verwerfen sie mit besonderer Schlüssigkeit angesichts des Kunstwerkes Thomas Manns, das uns wie kaum ein zweites der Gegenwart als lautere Kristallisation einer lauteren schöpferischen Wesenheit gilt, und dessen repräsentative Größe schon heute Schillers Zuruf an die Künstler, mit dem beglückenden Echo der Erfüllung, lebendig werden läßt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!"

Ilse Reicke:

Vom heimatlichen Stamm.

Vom heimatlichen Stamm riß es mich los,
Und wehrlos treib' ich im Gewog' der Winde
Und suche zitternd, wie der starken Linde
Beschwingte, feine Frucht der Erde Schoß,
Um hoch zu wachsen ganz aus eigener Kraft.
Ich weiß nicht, wann ich sinken werde.
Nie sah ich meine neue Erde,
Ich weiß nicht, welcher Sturm mich weiter rafft,
Weiß nur, daß dich einmal ich find'.
Nach langem Wehen über Hang und Hügel,
Weiß nur, daß meine blätterfeinen Flügel
Die Schwingen großer Sehnsucht sind.

Und doch —

Starr wäre ich und stolz von dir gegangen.
Daß rückwärts deine Blicke machtlos prallten.
Vom blanken Schild des Hasses aufgefangen,
Hätt'st du mich nicht so festgehalten,
Und hätte nicht so ehern deine Rechte
Mit hartem Griff mein Handgelenk umspannt.
Daß rot und züngelnd sich der Schmerz drum wand:
Um meiner Adern wild und wirr Geflechte,
Drin bis zum Springen sausend Blut gesiedet.
Hat deiner Finger Druck den Reif geschmiedet.
Aus Flammenerzen, welche nie erkalten.
Und doch: ob Tropfen Bluts mir von den Lippen sprangen:
Ich wäre starr und stolz von dir gegangen,
Hätt'st du mich nicht so festgehalten!

M. Roda Roda:

Die dicke Lisi und die schlanke Gabi.

i.

Lisi Weeg war erst drei Tage zu Besuch bei ihrer Schwester, der Hofrätin — und schon sprach man allerlei. Erstens: der Hofrat habe recht, seine Frau gleiche der Familie Weeg wirklich nicht im mindesten; und dann — dann flüsterte man von einem kleinen Roman, den Lisi daheim auf dem Land mit dem Dorfnotar erlebt haben sollte.

Zwischen der großen blühenden Lisi und ihrer übermodernen, blutarmen Schwester gab's wirklich keine Ähnlichkeit — davon konnte sich die Gesellschaft durch Augenschein überzeugen. Die Geschichte mit dem Notar wieder ging auf mannigfachen Umwegen auf die verwitwete Erzellenz Eichner von Eichenschwert zurück.

Erzellenz von Eichner hatte nämlich irgendwo gesagt:

„In Kreutz sind die Weegs begütert? Mir scheint's, dort war einmal ein Vetter von mir Notar. So ums Jahr 1860. Ja, Vetter Paul, das war ein leichtes Tuch! Er hat manche fidele Liebesgeschichte gehabt."

Ihre Erzellenz lächelte traumverloren — als stünde sie selbst den fidelen Liebesgeschichten ihres Vetters nicht ganz fern, des Notars von 1860. Aus der Reminiszenz eines alten Weibchens war das Märchen entstanden von Lisi und dem Dorfnotar.

Es klang ganz glaubhaft. Warum schickt man sonst ein Mädchen plötzlich „zur Schwester"? Mußte da nicht jemand sein, den man ihren Augen entrücken wollte? — Allerdings gibt es Notare, für die eine Amtstätigkeit im Dorf nur ein Übergangsstndium bedeutet — wie für den Vetter der Erzellenz Eichner — die sind in jedem Haus als Freier willkommen. Es gibt aber auch geborene Dorfnotare, Leute, die für immer verdammt sind, auf Dorfstraßen zu stolzen. So einer gäbe freilich keinen passenden Gatten ab für ein Fräulein von Weeg. — Wenn sich das Herz einer jungen Dame dennoch vergißt? Dann schickt man sie zur Schwester. Oder man hat tragfähige Beziehungen im Ministerium und läßt den Dorfnotar versetzen. Man kann auch beides tun, kombinierte jemand und sagte es auch laut — man schickt die junge Dame weg und läßt sie in der Stadt, bis der Herr Notar versetzt ist. — Diese Lösung erschien der Gesellschaft am praktischesten.

Wer sich den Kopf besonders zerbrochen hatte, forschte die intimen Freundinnen der Hofrätin aus, Gabriele und Kinga. Sie wußten aber nichts. Den Allerintimsten, Herrn Gaal konnte man nicht fragen — er war auf einem großen

Iagdausflug, bei einem Freund in Siebenbürgen, einen sichern Bären schießen.
Er kam zurück — ohne Beute. Dafür band man ihm gleich den Bären auf
von Lisi und dem Dorfnotar.
An der Ecke der Dorotheengasse begegnete er Kinga — Kinga, die ihm
mit affektiert langen Schritten entgegenstrich. Die Bogenlampen brannten schon
und warfen blitzende Reflere auf Kingas goldgefaßten Kneifer, der auf dem
kleinen Stumpfnäschen um sein Dasein zitterte.
„Grüß Sie, Gaal! Kommen Sie von Hofrätin Aglaja? Haben Sie sich
zum Dienst zurückgemeldet?"
Neben Gaal sah die schmächtige Kinga noch filigraner aus als sonst. Gaal
blickte lächelnd herab in das grüne Gesichtlein.
„Nein, ich komme aus dem Parteiklub."
„Na, und alles in Ordnung im teuern Vaterland — trotz Ihrer Abwesenheit,
Herr Abgeordneter? Geht die Maschine noch?"
„Es war höchste Zeit, daß ich heimkam. Alle vier Räder habe ich neu ölen
müssen. Haben Sie die Staatsmaschine nicht ächzen gehört — Sie mit Ihren
feinen Ohren?"
Kinga liebte ihren Witz an allen zu üben — selbst wollte sie nicht gern
geneckt sein.
„Gaal, Sie überschätzen sich — oder mein Gehör. Haben Sie übrigens
schon von Lisi gehört? Aglajas Schwester? Sie ist unerwartet zu Besuch ge-
kommen."
„So — so. Heißt sie Lisi? Ganz einfach Lisi?"
„Ist Ihnen das nicht recht?"
„Im Gegenteil — es ist reizend, daß ein Mädel heutzutag noch Lisi heißt
— und nicht Lulu oder . . . ."
Kinga sah giftig zu ihm auf — da stockte er. Eine Anspielung auf ihren
Namen — das hätte Kinga gerade noch gefehlt. Oft genug schon hatte sie die
Lust gespürt, ihre Taufpatin, Tante Kunigunde, zu erdrosseln.
„Begleiten Sie mich ein Stückchen, Gaal — ich gehe zu Aglaja zum Tee.
Noch besser: kommen Sie mit hinauf."
„Ich begleite Sie sehr gern, Fräulein Kinga, aber am Tor müssen Sie
mich entlassen. Ich habe eine Verabredung mit Landhofen."
Sie gingen dem Kai zu. Kinga schwatzte von allerhand und lachte da-
zwischen ihr kleines, spitzes Lachen — als sie die Liebesgeschichte der dicken Lisi
zum besten gab.
„Woher kennt man denn die Affäre?" fragte Gaal.
„Mama hat's von Tante Anna. Die Tante scheint mit Frau Lindner ge-
sprochen zu haben — auf einem Iour bei der Doktor Römig. Herausgekommen

ist's, glaube ich, durch die Erzellenz Eichner — ihr Vetter ist bei Kreutz begütert. Frau Farago erzählt, daß die Erzellenz sich recht wohlwollend über die Sache geäußert hat. Der Vetter soll die jungen Leutchen sehr bedauern."

„Haben Sie Frau Aglaja darnach gefragt?"

„Wir warten ruhig, ob sie uns ins Vertrauen ziehen will oder nicht."

„Ich dachte bloß .... so unter Freundinnen . . . ."

„Gaal, wann werden Sie lernen, uns mit andern. Maß zu messen? Ein Mann drängt sich nie in diskrete Familiensachen seines Freundes — nicht wahr? Von uns Frauen setzt man Indiskretion voraus."

Diesmal imponierte ihm Kinga. Er hatte in Gedanken schon gefragt gehabt. Nun hatte er seine Lektion weg und merkte sich's.

Um eine Nüance ernsthafter als sonst verabschiedete er sich von Kinga und ging allein den Weg zurück, den sie zu zweit gekommen waren.

Ein Weilchen beschäftigte er sich noch mit dem Idyll von Lisi und dem Dorf» notar. Es mutete ihn freundlich an. In seinem Hirn tauchte eine Erinnerung auf — aus der schönen Zeit, als man ihn daheim noch den jungen Herrn nannte. In den Ferien war's, nach dem Abiturienteneramen. Er spielte schon den Studiosus juris und fühlte sich frei, stolz und herrenhaft. Auf der Dorfstraße ließ er sein Pferd Schritt gehen und zündete sich eine Zigarette an. Jawohl, er durfte nun öffentlich sein Zigarettenetui aus der Tasche ziehen. Und dann die Befreiung von dem Alpdruck der entscheidensten aller Prüfungen! Das Abiturium, ein wahrer Zauberschlüssel, hatte die Tore des Lebens weit für ihn geöffnet. In dieser Stimmung verliebte er sich in das Postfräulein. Nie wieder war er ein so fleißiger Briefschreiber gewesen wie damals. Täglich kam er zu« Post geritten und gab seinem armen Pferd mitleidslos Sporen — nur, um es dann mit nerviger Männerfaust zügeln zu können; um auf des Postfräuleins Gesicht die Gefühle von Angst, Bewunderung — und endlich — von Freude wechseln zu sehen, wenn der Kampf mit dem wilden Roß beendet war und er heil aus dem Sattel sprang. Was man doch für ein glücklicher Esel war vor vierzehn — nein, fünfzehn Jahren!

Er trat in ein Haustor am Schlangenplatz und erstieg zwei Stockwerke. Als er auf den Taster drückte — bei seinem Freund Landhofen — eben in diesem Augenblick faßte er den Entschluß, mit Doktor Landhofen die Hofrätin zu besuchen — auf eine späte Tasse Tee.

II.

Lisi hatte ein ausgebildetes Selbstgefühl mitgebracht. Zu Haus, in Kreutz, hatte man sie sehr gefeiert — seit sie aus dem Sacrscoeur zurückgekehrt war und zu den großen Mädchen zählte. Auf dem Kasinoball, zum Beispiel, wo si« ihr erstes Ballkleid trug, hatte sie wahnsinnig viel getanzt.

Lustig war's gewesen — wie immer in Kreutz. Sie konnte daheim so viel schwatzen, und man lachte so viel ....
Hier aber? Hier waren Frauen und Mädchen ganz anders. Sie redeten von Dingen, die ihr so fern und fremd waren wie die Vorschriften der chinesischen Hofetikette. Gewiß gibt es solche Vorschriften — aber man kümmert sich nicht um sie; billigt sie auch gar nicht. Wenn man aber selbst am chinesischen Hof ist? Dann darf man beileibe nicht verlauten lassen, daß man all das Zeug albern findet.
Es waren für Lisis Ohren kunterbunte Gespräche. Um sie als Spaß zu nehmen — dazu wurden sie zu ernst vorgetragen. Und wirkliche, ernsthafte Wahrheiten konnten es doch nicht sein?
Sie saß mit Aglaja und ein paar jungen Damen im kleinen Salon. Das Arrangement des Zimmers war Aglajas Stolz, ihr Werk. Alle Besucher des Hauses hatten einen eisernen Bestand an Komplimenten, die sie der verwöhnten Hausfrau darbrachten. Vor allem bewunderten alle den kleinen Salon — wie da das matte Grün mit dem Topasgelb zusammenstimmte.
Das Gespräch war sehr lebhaft. Nur Lisi blieb still und kam sich ein wenig zurückgesetzt vor.
Kinga führte das große Wort.
Gabriele — Gabriele mit den großen schwermütigen Augen — widersprach ihr.
„Gewiß," sagte sie, „wir Mädchen wollen nicht mehr das bewußtlose Pflanzendasein führen. Aber wir haben vielleicht den Preis unterschätzt, den wir zahlen müssen, um denkende Wesen zu werden."
„Nun ja — unsre Bequemlichkeit, ein paar Bälle, ein paar sorgfältig probierte Kleider — wir haben für derlei Dummheiten keine Zeit mehr. Ist das aber ein zu hoher Preis?" — Kinga rief es hitzig und zog mit einem Ruck ihre Bluse straff, die auf den Schultern stieg.
„Das meine ich nicht, Kinga. Wir müssen auf die 'Liebe des Mannes verzichten. In uns verliebt man sich nicht — wir sind zu klug."
Aglaja lachte. — „Muß man dumm sein, um geliebt zu werden?"
„Gabriele, deine Seele spiegelt sich in den dunkeln Gewässern eines Grames," sagte die junge Frau des Professors Lazar. Er liest orientalische Literatur.
„Wir müssen nicht dumm sein, der Mann muß nur fühlen, daß wir Autoritätsglauben haben. Er weiß aber, daß wir ihn kritisieren, ihm auflauern. Wenn er sich eine Blöße gibt, triumphieren wir. In solche Mädchen verliebt man sich nicht."
„Wenn ein Mädchen verliebt ist, lauert es nicht," sagte Lisi und errötete glühend.

Alles blickte auf sie. Aha — der Notar!
„Ia, wenn man verliebt ist. . . ." setzte Gabriele fort. „Aber unsre jungen Frauen spotten schon nach kurzer Ehe über die Trotteleien ihrer Brautzeit. Unser Witz ergießt sich wie Vitriol über alle Sentimentalitäten."
„Was hast du heute?" rief Kinga unwillig. „Wir können uns doch nicht niedlich stellen — wir geistig arbeitenden Frauen? Können doch nicht süße Putten werden, wenn uns Amors Pfeile treffen .... Ist der Ausdruck dir poetisch genug? — Können nicht plötzlich alles Wissen vergessen, die Früchte eines schweren Studiums — um bewundern zu können?" — Kinga hörte Philosophie im vierten Semester. — „Die Zeiten haben sich geändert. Wir werden den Mann lehren, in der Frau, die da kocht, nicht mehr die ideale Frau zu sehen. Er wird andre Forderungen stellen, sich ein höheres Ideal aufbauen. Der Mann wollte unser Erzieher sein, und wir werden ihn erziehen." — Kinga rief's begeistert, berauscht von ihren Worten.
„Eigenbau?" fragte Gabriele ein wenig spöttisch.
„Jawohl, eigene Ideen — wenn du erlaubst."
„Sollte .... sollte ich mich einmal verlieben," sprach Gabriele langsam, „dann wähle ich einen Mann, der .... sich von mir nicht belehren läßt."
„Du bist offenbar schon verliebt," riefen alle lachend durcheinander. „Wer ist der Glückliche? Gaal?"
„Sag, warst du schon einmal verliebt?" fragte Gabriele und wandte sich an den Neuling im Kreis. Sie warf Lisi den Freundinnen als Opfer vor, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.
Kinga biß sofort an. — „Lisa wird sich nur im Einverständnis mit Papa und Mama verloben."
„Nein. Ich werde den Mann heiraten, der mir gefällt," antwortete Lisa tapfer.
Die Mädchen lächelten. Aha — der Notar!
„Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt . . . ." — Der Ton sollte spöttisch klingen, aber er gelang Gabrielen schlecht.
„Immerfort Liebe! Ist sie denn das Wichtigste?" grollte Kinga und kehrte hartnäckig zum verlassenen Thema zurück. — „Gemeinsame Geistesarbeit fesselt den Mann fester und dauerhafter an die Frau. Man läßt nicht leicht von einem braven Kameraden, der treu am selben Karren zieht. Der Streit Küche oder Laboratorium — Küche oder Bureau wird aufhören, sobald es eben keine Küche mehr gibt. Sobald das Prinzip des Gemeinschaftshaushaltes durchgeführt ist. Wenn sich nur erst zwanzigtausend Mädchen von den Hausfrauenpflichten frei, machen, bedenke, was sie an geistiger Arbeit leisten können! Führen sie alle Haus, so werden sie durch Dienstbotenärger und ewige kleinliche Sorgen gehetzte, frühalternde, leere, nervöse Weiber."

„Nicht jede hat's so gut wie ich," sagte Aglaja. „Meinem Mann ist das
geistige Leben wichtig."
„Wer wird aber kochen und wirtschaften?" fragte Lisi.
Gabriele erwiderte: „In dem Haushalt der Zukunft kocht es sich von selbst,
und Engelfittiche fegen den Staub von den Möbeln."
„Du schwätzt Unsinn. Die Wirtschaft werden geschulte Frauen oder
auch Männer besorgen," erklärte Kinga. „Leute, die sich diesem Beruf aus Vor-
liebe gewidmet haben. Verstehst du den Unterschied, Lisa? Leute, die es gern
und freudig tun. Der Umstand allein, daß du als Mädchen zur Welt gekommen
bist, wird dich nicht mehr wie selbstverständlich zu einer Aufgabe zwingen, für
die du keine Neigung in dir fühlst."
„Sieh, Kinga — in der Zukunft, da wüßte es der Mann voraus — und
wenn es ihm recht ist . . . .?" — Lisa war keine geschulte Rednerin. — „Aber
die Ehen, die jetzt bestehen, unter den alten Bedingungen sozusagen .... —
wenn da die Frau plötzlich sagt: „Ich will nicht mehr den Haushalt führen —
ich brauche meine Zeit zum Lesen und Lernen" — das ist Unrecht. Denn was
würde es, wenn .... die Männer haufenweis erklärten: „Wir wollen nicht
mehr in unser langweiliges Amt — wir wollen lesen und Musik treiben?"
Dann sprach Aglaja. Und Lisi horchte auf die melodische, leise, vornehme
Stimme ihrer Schwester, die so leicht und spielerisch über die Frauenseele sprach.
„Nicht jede Frau soll einen Beruf haben. Die Frau soll das bessere
Element der Gesellschaft sein, die höhere Kultur vorstellen. Sie bilde und schleife
an sich selbst. Grade die nicht erwerbende Frau hat Gelegenheit, ihr Gefühls-
leben ins edelste zu verfeinern."
Spät noch ertönte die Glocke. Gaal kam mit seinem Freund Landhofen. —
„Nur auf einen Handkuß," rief er gleich in der Tür.
Kinga beschäftigte sich alsogleich mit Landhofen. Sie bildete sich ein,
dieser unschöne Mann hege Gefühle für sie — eine stille Liebe, die er nicht zu
gestehen wage. Und sie sah ihm durch ihren Kneifer freundlich in die Augen.
Traurige Augen voll scheuer Wünsche.
„Der Mimosenstrauß in der Delfter Vase —," rief Gaal, „wie der wirkt
gegen all die andern Farben, gegen Sie selbst, Frau Aglaja, in Ihrem blauen
Kleid! Das haben Sie wieder großartig getroffen, das macht Ihnen so schnell
keine andre nach."
Aglaja lächelte — wie sie schon tausendmal zu Gaals anerkennenden Worten
gelächelt hatte.
„Und sehen Sie, Frau Aglaja, wie golden das Haar Ihrer Schwester unter
dem elektrischen Strahl blitzt! Die scharfen Glanzlichter auf den Zöpfen! Ist
das nicht hübsch?"

Lisi hatte den Kopf gesenkt und betrachtete die verschlungene Gravierung einer türkischen Kupferplatte. Als Aglaja ein Weilchen mit der Frau des Literaturprofessors sprach, trat Gaal herzu.
„Gnädiges Fräulein sind gewiß gern der Landeinsamkeit entronnen?" —
Er merkte gar nicht, wie banal er war.
Lisi schrak auf. Ihre Auflehnung erwachte. Aha, wieder so einer mit komplizierten Gefühlen! — „Nein," sagte sie schroff, „ich wäre viel lieber daheim. Mir gefällt es hier gar nicht."
Gaal war betroffen. „Sapperment, ist die temperamentvoll und — aufrichtig!" dachte er. Natürlich — der Notar! Nicht einmal im gleichgültigsten Gespräch mit einem Fremden kann sie ihres Herzens Sehnen verleugnen? —
Ihn erfaßte Mitleid mit dem Mädchen, das so leidenschaftlich an einer lächerlichen Liebe hing.
„Vielleicht .... dauert es nicht lang, und gnädiges Fräulein kehren in Ihre Heimat zurück," sagte er unsicher, tröstend.
Lisi ahnte nicht, welchen Ursprungs der weiche Ton in Gaals Stimme war.
Aber sie faßte Vertrauen zu dem Mann, der sie anlächelte.
„Ach, wenn Sie wüßten, wie mühsam die Geselligkeit hier ist! Wenn Sie alle Belehrungen meiner Schwester hören könnten — ehe wir in Gesellschaft gehen! — „Höre, Lisi — zu Frau von A. darfst du nicht vom Alter sprechen — ihr Mann ist viel jünger als sie. Bei Frau von B. erwähne nichts vom Theater — ihr Sohn hat eine Schauspielerin zur Frau. Erzähle ja nicht die lustige Geschichte von den Brüdern Lesser vor Frau Conta. Es ist da in der Familie was Ahnliches passiert."
„Und merken Sie sich das alles, gnädiges Fräulein?"
„Denken Sie nur! Ich merke mir's — aber ich werfe es durcheinander.
Ich erzähle Frau von B. nichts von den Brüdern Lesser und Frau von A. nichts vom Theater. Meine Schwester ist wütend über mich." — Sie lachten alle beide so herzlich, daß Aglaja einen neugierigen Blick zu ihnen herüberwarf.
Um halb neun erschien der Hausherr.
Lisi liebte ihren Schwager nicht sonderlich. Er war gut zwanzig Jahre älter als seine Frau, und umschlich sie mit einer nachsichtigen, duldenden, verwöhnenden Verliebtheit — die verkroch sich in die Falten seines lächelnden Gesichtes und zitterte ihm feig um die Mundwinkel. Besonders heute war ihr, der blonden Lisi, als hätte Michael ihre Schwester betrogen — als betrüge er sie stündlich, da er ihr das verfälschte Zuckerbrot seiner Liebe bietet.
In einer Ecke sprach nun Gaal mit Aglaja. Sie sah den angeregten Ge, sichtsausdruck der Schwester und Gaals horchende Miene.
Da tauchte die Frage in ihr auf: Woher kommt es, daß Aglaja so anders ist,

so fein organisiert? Erfüllt von Ideen, die Lisis Kopf nie beschweren — von Interessen, die außerhalb von Lisis Welt liegen?
Kinga ärgerte sich noch spät am Abend über ihre Mutter — weil man das Stubenmädchen geschickt hatte, sie abzuholen. Sie hatte sich das irmal verbeten — sie, die Hörerin der Philosophie.
Endlich gingen auch die letzten Gäste.
Aglaja guckte noch einen Augenblick zu ihrer Schwester ins Schlafzimmer — als Lisi sich eben die Zöpfe für die Nacht einflocht.
„War's nicht ein anregender Nachmittag?" fragte Aglaja. „Und was sagst du zu Gaal?"
„Er ist ganz nett," erwiderte Lisi. Dann tat sie eine Frage, die ihr den ganzen Nachmittag auf der Zunge gelegen hatte: Woher hatte Aglaja dieses fremde Wesen — diese modernen Faren? — So — so nannte es doch Papa.
„Faren nennt man das nur mehr in Kreutz," sprach Aglaja lächelnd — nachsichtig, wie man mit unvernünftigen Kindern spricht. — „Es war immer in mir. Michael ist ein geistig hochstehender Mensch — er hat es geweckt. Er und meine Gesellschaft. Ich lese ernste Bücher, ich folge den Strömungen der Zeit. Die tötende Einförmigkeit in Kreutz, die stumpfsinnige Schläfrigkeit hätte ich nicht ausgehalten."
„Aber, Aglaja — Papa und Mama?"
„Papa und Mama sind natürlich einzige, goldige Menschen," rief Aglaja ekstatisch. „Unser Garten — das alte Haus .... darnach sehne ich mich manchmal krank. Plötzlich — irgendwann — irgendwo überkommt es mich. Ich fühle einen kühlen Hauch über mein Gesicht streichen, und ich weiß, diese Luftwelle hat durch unsern Garten geweht. O, Lisi, wenn ich dann heimkomme — ich muß durch den Garten wandern — ganz allein — und Busch und Baum still für mich begrüßen. Ich erzähle ihnen von mir und meiner Seele. Am besten auf der Welt, am tiefsten, hüllenlos kennt mich nur mein alter Freund, der große Kastanienbaum."
Lisi sah mit großen Augen ihrer Schwester in das heiße, hysterisch gerötete Gesicht. Nein — sie hatte nie so schöne Gedanken. Sie saß unterm Kastanienbaum und freute sich nur, daß es so kühl in seinem Schatten war.
„Siehst — Gaal versteht mich in diesen Dingen .... Michael natürlich auch," setzte sie zögernd hinzu., „Gaal erfaßt meine Nüancen am vollkommensten. Er hat alle meine Entwicklungsstadien mit seiner Kritik begleitet. Unsre Freundschaft ist die edelste Begegnung von Mann und Frau."
Sie hielt plötzlich inne. In Lisis Wangen war eine dunkle Röte gestiegen.
„Aglaja, und was sagt Michael zu deiner intimen Freundschaft mit Herrn Gaal?"

Aglaja sah Lisi verdutzt an. Gott, war diese Lisi beschränkt! Die dachte
ja an aufregende Dinge wie verbotene Liebe und Eifersucht! Solche Derbheiten
gab es in Aglajas Leben nicht. Zu einer sündigen Leidenschaft war sie zu
ästhetisch und — vielleicht — das wußte sie selbst aber nicht — zu anämisch.
„Michael . . . .?" sagte sie stockend, „Michael . . . .?" — und fuhr selbst-
sicher fort: „Er hat meine Seele geschaffen, wie man ein seltenes Kunstwerk
schafft. Er freut sich, wenn sich ein Kenner findet, der das Kunstwerk bewundert.
Verstehst du das?"
„Ia," sagte Lisi und atmete auf. Ob sie's recht verstanden hatte oder nicht
— sie freute sich jedenfalls. Es war wie ein Alp von ihr genommen.
Frau Aglaja küßte sie zärtlich und kehrte zu ihrem Gatten zurück. Sie
sprachen noch eine Weile.
„Lisi ist kostbar in ihrem naiven Zwei mal zwei ist vier."
„Ha ha, Aglaja — ein treffendes Wort! Ich werde es morgen Gaal er-
zählen. Aber du — dich' solle man modellieren — so mit erhobenen Armen,
wie du jetzt das Haar löst." — Ein Lächeln, das sich seiner Verliebtheit schämte,
zitterte unter dem grauen Spitzbart.

III.

Brief Ferdinand Landhofens an Fräulein Gabriele Berg.

Liebe Gabi!

Dieser Brief wäre nie geschrieben worden, wenn ich nicht Jurist wäre —
also ein Mensch, der pflichtgemäß Unrecht in Recht zu wenden sucht, der auch
einer verlorenen Sache noch zum Sieg verhelfen will. Nie darf meinen Briefen
Antwort werden — das haben Sie mir stillschweigend versprochen, Gabi. Ver-
gessen Sie es nicht! Keine Antwort — nicht einmal durch ein Wimperzucken!
Wenn ich nicht Jurist wäre — also ein Mensch mit getrübtem Rechtsgefühl
— ich hätte mich grade heute vor einem Jahr zurückgezogen; da Sie Gaal
lieben und meine Frau nicht werden können.
Ich habe mich nicht mit Ihrer stillen Abweisung beschieden. Ich ahnt«
und fürchtete, daß Sie Gaal lieben, verleugnete aber meine Ahnungen vor mir
selbst und entriß Ihnen das Geständnis. Und hörte Ihren Entschluß: frei
zu bleiben, so lange Gaal frei ist — um des winzigen Hoffnungsflämmchens
willen — für die unberechenbare, unwahrscheinliche, himmelferne Möglichkeit,
daß er Ihre Liebe doch noch einmal erwidern könnte.
Wie töricht ich war! Meine Mitwissenschaft hat Ihren Entschluß fast
zum Eid gemacht. Man bricht Eide leichter, wenn man nur Einen Ankläger zu
scheuen hat: den nachsichtigsten, sich selbst.
Bei Aglaja sprachen wir, in der kleinen Palmenecke. Um uns her lachten

zwanzig Menschen, die vielleicht fröhlich waren — vielleicht nur so aussehen wollten.
Ich sah Gaal mit Aglaja flüstern. Da glitt über Ihre Stirn ein schmerzhafter Gedanke. Ich litt mit Ihnen. Ich kenne Sie ja so gut, wie niemand Sie kennt. — Und schrieb Ihnen zum erstenmal.
Mein Brief hat Sie befreit. Sie erfuhren, daß Viktor Gaal Frau Aglaja nicht liebt — und Aglaja ihn nicht. Besser als alle Frauen des Salons zusammengenommen kenne i ch meinen Freund, und ich habe Gaal an Sie verraten. Ich sagte Ihnen Dinge von ihm, die er niemand vertraut als mir.
Jedes Gespräch mit ihm berichtete ich Ihnen getreulich, berichtete Ihnen seine Ansichten über das Leben — über Frau Aglaja — über Sie selbst; alles sagte ich Ihnen — weil ich als Jurist meinen Vorteil wahrnehme, wo ich ihn finde — und weil ich Sie über alles liebe. Ich, der Fremde, bin Ihnen nah und vertraut, wenn ich Ihnen in stiller Nacht von Ihrer Liebe rede. Dieses geheime Band ist mein Judaslohn. Meine Briefe bringen Ihnen den Trost, daß noch das winzige Hoffnungsflämmchen glimmen darf —, daß Gaal nicht Sie, meine arme, kleine Gabi —, aber auch keine andre liebt.
Sie brauchen um Gaal und Aglaja nicht zu bangen. Aglaja ist ihm nichts als ein Spielzeug — und Gaal ihr der Spiegel, worin sie geschmeichelt ihre Eitelkeit beguckt. Viktor — die kleine Delfter Vase mit dem gelben Mimosenzweig — die Emotionen, die sie vor einem Bild von Akseli Gallon erlebt haben will — eine stimmungsvolle Abendröte — alles Steinchen, aus denen Aglaja sich ihr Luftschlößchen mauert. Steht sie auf der Zinne des Miniaturbaues, dann seufzt sie: „Wie schwindlig hoch bin ich!" — und sieht uns alle, auch ihre Schwester, die blonde Lisi, weit unten im Tal.
Wissen Sie noch, Gabi? Heute vor einem Jahr schrieb ich Ihnen meinen ersten Brief. Wir waren am Abend bei Aglaja gewesen. Ich zitterte vor Ihnen. Sie begegneten mir so ruhig und kühl, wie ich es von meiner Gabriele erwartet hatte. — Ich harrte mit klopfendem Herzen, atemberaubt auf ein Zeichen, ob Sie mich verstanden, den Brief verziehen hätten. Ich mußte lange warten.
Erst kurz vor dem Auseinandergehen standen Sie auf, Gabriele, und schritten ans Klavier. Sie, die man vergeblich bestürmt — Sie, deren Musik eine königliche, seltene Gunst ist — sangen uns ungebeten ein Lied. Tert und Melodie waren so seltsam wie unser beider Geschick: eine Romanze von einem gefangenen Prinzeßlein und dem Spielmann, der vor dem Turm fiedelt. Der Schlußvers:
„Dein Mund hat mir von ihm gesprochen —
„Er sei gegrüßt, er sei bedankt."
Sie blickten grade vor sich hin — mit großen, weit offenen Augen — und nicht nach mir in meiner dunklen Ecke. Dafür hätte ich Ihnen zu Füßen fallen mögen.

Ich habe dem Lied nachgeforscht mit jenem fanatischen Eifer, den ich allem widme, was Sie betrifft. Nirgends eine Spur. Das schönste Mädchen hat dieses Lied für mich erdacht und mir gesungen. — Mir? Sie brauchen nicht — auch in Gedanken nicht — zu protestieren. Ich weiß — ich weiß ....

Ihr Hoffnungsflämmchen glühte damals und flimmert noch heute. Wenn der Tag kommen sollte, wo Sie das Ihre erlöschen müssen, dann flammt meines auf. Wenn Gaal einem andern Weib angehört — dann, Gabi — ich weiß, daß Sie dann meine Frau werden.

Kann es ein schrecklicheres Dilemma geben? Als fürchten zu müssen, was ich erhoffe? Aus Ihrer Enttäuschung soll mein Glück erstehen. Ein karger Nissen für den Bettler, aber doch etwas für den wütendsten Hunger.

Ich küsse Ihre Hände, Gabriele!

Ferdinand.

(Schluß folgt.)

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
v. 8. LcKottlaenälü', >.»., Llsslau.
(Schluß.)
Der König hob die Hand. Er tat das mit so gebietender Gebärde,
daß Prinz Hermann jäh verstummte.
„Es wird an Uns sein," sagte er langsam, „das Land vor dir zu retten."
Er gab ein Glockenzeichen. Der Adjutant eilte herzu.
„Graf Raren!" befahl der König.
Der Schloßkommandant trat auf der Stelle ein.
„Nehmen Sie dem Prinzen Hermann den Degen ab! Er ist Gefangener.
Führen Sie ihn ab! Sie haften dafür, Graf, daß niemand — niemand —
ohne mein Wissen zu ihm gelangt."
„Zu Befehl, Majestät!" ^
Bebend vor Zorn übergab der Prinz seine Waffe, dann eilte er ohne
Gruß sporenklingend hinaus — vom Schloßkommandanten begleitet.
Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, war einen Augenblick
tiefes Schweigen im Raum. Der König sah seinen Sohn forschend an, dieser
stand abgewandt und starrte ins Leere. Endlich warf er sich mit einem Auf-
schrei in einen Sessel. „Eine Kugel," rief er, „eine Kugel durch meine Schläfe!
Was bleibt mir anderes übrig?!!!"
Der König trat auf seinen Sohn zu, packte ihn am Arm und sagte
fast drohend: „Jetzt nimm deine Kraft aber zusammen! Die Stunde fordert
einen Mann! Deine menschliche Erschütterung hat Worte gefunden — sie
hat sich Luft gemacht. Aber jetzt — jetzt verlangt die Lage — Entschlüsse!!"
Wie in der Beschwörung dieser ernsten Anrede erhob sich der Kronprinz
aus dem Sessel und stand jetzt da — schon in seiner Haltung Willen und
Bereitschaft ausdrückend, sich zu fassen.
„Wir stehen hier nicht als Menschen, Wilhelm, deren kleines Ich im
engen Kreise ihrer persönlichen Schicksale sich abschließt. An deiner Willens-
kraft, Knabe, hängt jetzt eines Landes Schicksal. Ein Kapitel der Geschichte
soll hier anheben. Wer bist da du — wer Ingelheim — wer sein Weib —
kleine — zwerghafte Eristenzen im Vergleich mit dem Ganzen. Wirf sie ab —
wirf deine kleinen persönlichen Schicksale ab von dir, — denn du mußt schwerere
Lasten tragen."

„Hast du Hermann gehört, Vater? ! Hast du gehört, was Hermann
hier sagte? !"
„Die Stimme der Verleumdung hörte ich, ja! Aber auch diesen
Hermann schickte dir das Schicksal. Trittst du feige zurück, so wird Hermanns
Verleumdung zur öffentlichen Meinung. Weichst du ins Dunkel, so erklärst
du dich selbst zum Ehebrecher — der du nicht bist, weil das Schicksal selbst
dich davor bewahrt hat. Setzest du der Verleumdung keinen Widerstand
entgegen, so häufst du Schmach auf das Andenken der Frau, die für dich
starb. Siehst du das nicht? !"
„Das ist wahr!" brach Wilhelm aus — „das ist wahr!" Er schlang
seine Arme wie hilfesuchend um seines Vaters Hals. „Ja — ja," rief er —
„auch um Giselas willen, auch für sie — muß ich auf meinem Platz ausharren!"
„Siehst du es — siehst du es endlich!" rief der König befreit aufatmend.
„Vater — Vater — was würde jetzt aus mir — hätt' ich dich nicht! ?"
„Du hast mich, Willy!"
Der Kronprinz griff nach des Königs beiden Händen.
„Ja," rief er, „ja — ich habe — halte dich! Ich klammere mich an
dich! Lasse mich blind von dir führen! Was du befiehlst — soll geschehen!
Aber. . . aber"
„Hast du noch immer Zweifel? ! Noch immer Bedenken, mein Sohn? !"
„Vater, ich will dir folgen! Will dir in allem — in allem gehorsam
sein! Aber ich sehe doch — klar, daß mir der Weg zum Thron seit heute
für immer sich verschloß."
„Ich wiederhole dir: Einer lebt, der dir diesen Weg wieder frei machen
kann — Ingelheim."
„Wie — wie könnt' er das?"
„Er kann es — wird es "
„Für wen sollte er das wohl tun, Vater?"
„Für das Land, mein Sohn. Ihm opfern wir uns, ihm leben —
ihm sterben wir — wir — die Hochburger — und sie — die Ingelheims.
Das ist in beiden Geschlechtern seit Jahrhunderten so Brauch gewesen. Ingel-
heim kennt seine Pflicht gegen das Reich so gut wie ich — und besser als
du. Wenn die schweren seelischen Qualen dieser ersten Stunden von ihm
gewichen sein werden, dann wird er tun, was ich von ihm erwarte: die per-
sönlichen Fragen — nichts. Das Heil des Ganzen: alles! So denkt ein
Ingelheim. Wenn Alfred nun aber scheidet, und falls auch mir der Abschied
vom Leben rasch vielleicht sich naht, dann soll es deine erste und höchste Pflicht
sein, des großen Werkes dich anzunehmen, das Ingelheim verlassen muß,
unvollendet verlassen, damit du König wirst. Über diese Sache informiere
dich, so eilig du kannst. Jetzt sind wir im klaren — wir beide — dünkt

mich — mit allem, und nun gib mir die Hand darauf, daß auch d u mich
in dieser schicksalreichen Entscheidungsstunde, die nun kommt, nicht enttäuschen
wirst."
Der Kronprinz reichte dem Vater die Rechte und küßte dann des Königs
beide Hände . . .
Dieser ging zum Schreibtisch. „Ich muß mit meinen Ministern Rats
pflegen," sagte er und läutete. „Du wirst der Beratung beiwohnen."

23.

Der Flügeladjutant vom Dienst war eingetreten und hatte die Meldung
erstattet, daß das königliche Staatsministerium in corpore im Vorzimmer ver-
sammelt sei.
Der König beschied es vor sich. In Eile wurden acht Sessel aufgestellt,
die dem Schreibtisch schräg gegenüber im Halbkreise sich reihten. Als die acht
Herren unter Vortritt des Kabinettchefs, Fürsten Bertheim Durchlaucht, ein-
traten, stand der König vor seinem Arbeitstisch, der Kronprinz zu seiner Linken.
„Guten Morgen, meine Herren Minister!" rief der König in ganz unbe-
fangenem Tone. „Ihr Präsident, Fürst Bertheim, wird die Güte haben,
mir den Grund Ihres so frühzeitigen und gemeinsamen Erscheinens hier zu
erklären!"
Auf einen Wink des Königs nahmen die acht Herren Platz. Der König
saß ihnen gegenüber, den Rücken zum Schreibtisch, der Kronprinz neben seinem
Vater. Fürst Bertheim, eine schlanke Kavaliererscheinung im eleganten schwarzen
Gehrock, das volle kurzgeschnittene weiße Haar in der Mitte gescheitelt, der
weiße buschige Schnurrbart wohl gepflegt, einen Zug von Freimut und Menschen-
freundlichkeit in dem vornehmen hageren Gesicht, erhob sich.
„Majestät," begann er, „am heutigen Morgen haben sich in der Nähe
der Hauptstadt Dinge zugetragen, die Eurer Majestät getreuen Dienern und
Ratgebern das Bedürfnis weckten, die zweifellos gefährliche Lage des Augenblicks
mit unserm verehrten und geliebten Staatsoberhaupt eiligst zu beraten. Hierin,
Majestät, sind meine Herren Kollegen mit mir eines Sinnes. Und so er-
schienen wir hier."
Der König entgegnete: „Ich danke Ihnen, meine Herren! War ich
doch gerade im Begriff, Sie sämtlich zu mir bitten zu lassen. Was haben Sie
mir zu sagen?!"
Fürst Bertheim zögerte, sichtlich verlegen, einen Augenblick, dann er-
widerte er langsam, jedes Wort erwägend und häufig stockend, folgendes:
„Die — — Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Kronprizen —
diese — diese Tatsache läßt mich voraussetzen, daß — daß daß Majestät
bereits über alles — alles, was geschehen ist, genau unterrichtet sind, so daß

mir — mir der Schmerz und die Pein erspart bleiben, — die Peinlichkeit,
den — den König mit — — mit erschütternden Nachrichten unvorbereitet
heimsuchen zu müssen ..."
„Sie vermuten richtig, Fürst," sagte der König in festem Ton. „Ich
weiß alles."
Bertheim atmete auf. Sichtlich freier und im Tone unbefangener
fuhr er fort: „Nun denn: die Baronin Ingelheim wurde heute früh im
Wald von Sophienruh erstochen aufgefunden, der Baron in einem Zustande
ausgesprochener Geistesverwirrung ins Allgemeine Krankenhaus eingeliefert."
Der Fürst machte eine Pause, der König nickte stumm.
Der Fürst.fuhr fort: „Da ohne jeden Zweifel die Staatssicherheit durch
diese Affaire gefährdet ist, so werden für den Fall eines Eingreifens der Justiz-
behörden alle die Vorschriften zu beachten sein, welche der Paragraph 175
des Gerichtsverfassungsgesetzes zur Sicherung des Staates vorschreibt."
Der Minister des Innern erhob sich. „Darf ich mir erlauben?"
Der König, der damit den Vorsitz in dieser Ministerkonferenz übernahm,
sagte: „Der Minister des Innern wünscht zu bemerken?"
„Kurz dieses: Fürst Bertheim sprach hypothetisch von dem Falle eines
Eingreifens der Justizbehörden ..."
„Das tat ich," bemerkte der Fürst.
Der Minister des Innern, Herr von Marnen, entgegnete: „Ich bin aber
der Meinung, daß die Justizbehörden in jedem Fall eingreifen müssen."
„Was meint der Herr Iustizminister dazu?" fragte der König.
Der Befragte, ein behäbiger Fünfziger mit wallendem grauen Vollbart,
erklärte: „Wenn Seine Majestät zu bestimmen geruhen, daß der Paragraph 175
des Gerichtsverfassungsgesetzes zur Anwendung gelange, weil die Sicherheit
des Staates gefährdet erscheint, so könnte diese Sache, meines Erachtens, auch
ohne ein öffentliches Gerichtsverfahren geordnet werden."
„Auch ohne ein geheimes", sagte der König.
Der Minister des Innern warf ein: „Es ist ein Mord geschehen,
Majestät."
„Gewiß, Herr von Marnen, und zwar durch einen geistig Gestörten
oder Kranken."
„Das Letztere", erwiderte von Marnen, „geruhen Majestät anzunehmen."
„Die Ärzte tun es auch!" rief der König. „Ingelheim ist, so wurde
mir berichtet, in einem Zustande totaler Geistesverwirrung aufgefunden und
ins Krankenhaus gebracht worden."
Herr von Marnen sprang wieder auf. Es war, als ließe ihm die Er-
regung nicht die Ruhe, sitzen zu bleiben.

„Verzeihung, Majestät!" rief er. „Gewiß war Ingelheim bei seiner Einlieferung in so hochgradiger Seelenerregung, wie sie die Verübung eines Mordes an der eigenen Frau nur ganz natürlicherweise in ihm hatte auslösen müssen. Wie mir berichtet wird, hat der Mörder sich inzwischen aber derart beruhigt, daß seiner Vernehmung durch den Untersuchungsrichter und Überführung in Untersuchungshaft nun nichts mehr im Wege steht ..."
„Nichts als mein Wille!" sagte der König, den Minister mit erhobenem Haupte unterbrechend. „Fürst Bertheim", fuhr er fort, „hat in richtiger Erkenntnis der Lage die Staatssicherheit als gefährdet erklärt. Dieser Auffassung schließe ich mich durchaus an. Es wird also der Paragraph 175 des Gerichtsverfassungsgesetzes für diese Sache Anwendung finden. Hieraus folgt ein absolutes Schweigegebot aller Beteiligten — in erster Linie. In zweiter aber eine durchaus individuelle Behandlung der gesamten, höchst heiklen Angelegenheit. Bei dem ganzen Verfahren hat als oberstes Gesetz dieses zu gelten: kein Schritt in der Sache ohne meine spezielle Genehmigung! Es wird also weder eine Vernehmung des Täters durch den Untersuchungsrichter, noch seine Überführung ins Untersuchungsgefängnis statthaben."
Herr von Marnen ließ nicht nach. „Wenn aber," warf er ein, „der Mörder selbst seine Vernehmung und die Einleitung der Untersuchung verlangt?"
Der König erwiderte sofort: „Der Fall ist noch nicht eingetreten und steht hier nicht zur Diskussion."
„Die Frage drängt sich aber auf! Was soll der Iustizminister tun, wenn Ingelheim die Einleitung des Verfahrens fordert?!"
Fürst Bertheim sagte: „Wir sind damit an einen Kardinalpunkt gelangt. Das Kabinett ist leider uneins. Die Lage erfordert doch ein durchaus einiges Ministerium. Ich habe seit einiger Zeit schon die Beobachtung gemacht, daß Herr von Marnen im Schöße des Ministeriums diesem selbst Opposition macht. Der Herr Minister des Innern hat seinerzeit sich in unser durchaus und offenkundig liberales Kabinett berufen lassen und weicht jetzt in fast allen Hauptentscheidungen in Gemeinschaft mit einem zweiten Minister von der Mehrheit der. Kollegen ab. Ich habe seit dem Eintritt der beiden Herren ins Kabinett das Gefühl, daß sie mit ihrer ganzen politischen Richtung in dieses Ministerium nicht hineinpassen."
Der König griff sogleich die Sache auf.
„Es ist keine Frage," warf er ein, „daß in einem Augenblick wie dem gegenwärtigen König und Land nur ein vollkommen einiges Staatsministerium brauchen können. Herr von Marnen hat bereits seinen abweichenden Standpunkt klargelegt. Wer von den Herren hat sonst noch an dieser Angelegenheit Kritik zu üben?"

Der Kriegsminister, Graf Pfeil, stand auf, ein schneeweißer General
der Infanterie in Uniform. Mit seiner rostigen alten Kommandostimme
bemerkte er in abgehackter knapper Rede: „Möchte Seiner Majestät bemerken,
daß — ä — daß es eine verhängnisvolle Sache ist, in diesem — ä — kritischen
Augenblick — sozusagen — in dieser sehr gespannten Situation den Prinzen
Hermann, Königliche Hoheit, in ein Disziplinarverfahren zu verwickeln. Herr
von Marnen teilt diese Ansicht!"
„Das tue ich entschieden!" rief der Minister des Innern. „Graf Pfeil
ist natürlich, genau wie ich selbst, weit davon entfernt, Seine Majestät in
ihrer Kommandogewalt irgendwie beschränken zu wollen. De iure ist gar
kein Zweifel, daß der König das Recht hat, einen Offizier und Königlichen
Prinzen disziplinarisch zu bestrafen. Aber das eine steht doch ohne weiteres
fest: Es ist untunlich, in diesem Augenblick gerade den Agnaten in Arrest zu
setzen, der heute dazu bestimmt werden muß, unter Umständen, für den minder-
jährigen Sohn des Kronprinzen die Regentschaft zu übernehmen, nachdem
Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Höchstselbst seinen Verzicht auf die
Thronfolge in der Öffentlichkeit bekannt gegeben."
Alle horchten auf, und sehr erstaunte überraschte Blicke richteten sich
allseitig auf den Kronprinzen.
Der Ministerpräsident sprang auf. „Wo und wann hat Seine Königliche
Hoheit der Kronprinz der Öffentlichkeit bekannt gegeben, daß er auf die Thron-
folge verzichte?"
„Beantworten Sie diese Frage, Herr von Marnen!" rief der König.
„Majestät — diese Nachricht hat sich wie ein Lauffeuer in der Stadt
verbreitet. Das Polizeipräsidium sowie die Ministerien sind von den Zeitungen
mit telephonischen Anfragen in dieser Sache geradezu bestürmt worden. Die
Zeitungen bereiten Extrablätter vor, die diese Nachricht verbreiten sollen."
„Auf der Stelle sollen sie beschlagnahmt weiden!" rief der König.
Fürst Bertheim warf ein: „Das Polizeipräsidium hat diese Order bereits!"
„Sie wird wenig mehr helfen!" rief Herr von Marnen, „denn die
Kinder auf der Straße erzählen einander, daß Kronprinz Wilhelm mit Frau
von Ingelheim in dieser Nacht ins Ausland geflohen sei, daß er allen Rechten
seiner Geburt entsagt habe, daß . . ."
Fürst Bertheim unterbrach den Minister des Innern. Sein Kopf
war zorngerötet, sein Ton messerscharf. Er rief: „Seine Königliche Hoheit
sitzen hier, sind nicht ins Ausland geflohen, haben nicht entsagt!!"
„Wieso sitzt der Kronprinz hier? !" rief Herr von Marnen. „Weil sein
Fluchtversuch vereitelt wurde!"
„Jawohl" — krächzte der Kriegsminister, „weil Ingelheim seine Gattin
vor ihrer Flucht getötet hat!"

„So ist es!" bestätigte der Minister des Innern. „Hat der Kronprinz
wirklich bisher nicht auf die Thronfolge verzichtet, so muß er es jetzt tun!!"
„Er muß es tun," rief der Kriegsminister, „er muß, wenn ihm das
Wohl des Landes nur ein wenig noch am Herzen liegt!"
Tiefes Schweigen folgte diesem kecken Wort. Der König griff an die
Goldlehne seines Sessels, wie um Halt zu suchen, er schloß einen Moment
die Augen, wie von Schwäche übermannt. Der Kronprinz saß regungslos
und blaß. Er hatte die Zähne in die Unterlippe gebissen und starrte
vor sich hin. Daß er litt, konnte man in seinen fast versteinten Zügen
nicht lesen.
Fürst Bertheim trat einen Schritt auf den König zu, dessen Schwäche-
anwandlung er bemerkt hatte.
„Ich bitte Eure Majestät inständigst ruhig zu bleiben, und nicht zu ver-
gessen, daß diese zwei Herren die Vorgänge voreingenommen und vom Stand-
punkte ihrer Sonderinteressen beurteilen."
Sie wollten beide auffahren, der Fürst aber brachte sie mit einer ruhigen
Handbewegung zum Schweigen.
„Wir haben Sie angehört, bitte, hören Sie jetzt uns! Die beiden
Herren gehören der Parteigruppe zu, das hat sich längst gezeigt — jener
Parteigruppe, die dem Prinzen Heimann nahesteht. Daß die beiden Herren
Staatsminister selbst diesen schmerzlich gefahrvollen Augenblick im Interesse
ihrer Hintermänner auszunützen suchen, kennzeichnet ihre Gesinnung. Ich
bedaure, hier so harte Worte brauchen zu müssen. Wie können die Herren
es wagen, einen so wenig geklärten geheimnisvollen Vorgang, bei dem die
tiefsten und rätselhaftesten Gewalten der Seele so grauenvoll mitgewirkt haben,
daß ein vorbildlicher edler hochdenkender Gelehrter, gestern noch der Stolz
der Menschlichkeit, heute der Mörder seiner Frau wurde — wie können die
Herren es wagen, aus dieser dunklen rätselvollen Katastrophe eine Bemakelung
des Kronprinzen herleiten zu wollen? ! Nichts steht fest in dieser Sache —
nichts ist aufgeklärt — nichts! Aber mit ihrer Verurteilung des Thronfolgers
sind die Herren auffallend rasch bei der Hand."
„Ist das ein Wunder? !" rief der Iustizminister. „Ist es nicht die
nackteste Parteipolitik, die die Herren in den Schoß des Ministeriums tragen?!
Sind das Minister Seiner Majestät oder nicht vielmehr Sachwalter der Junker»
Partei des Prinzen Herrmann? !"
Der Handelsminister sprang auf. „Damit hat der Iustizminister die
Herren treffend gezeichnet. Sie warten die Aufklärung der unglücklichen
Angelegenheit nicht ab! Sie beschuldigen den Thronfolger, ohne die geringsten
Beweise zu erbringen!"

„Beweise? !" rief von Mainen. „Ist es nicht bewiesen, daß der Kron-
prinz in diese Ehebruchs- und Totschlagsgeschichte verwickelt ist? ! Für jeden,
der sehen will, ist das bewiesen! Der Kronprinz ist an diesem frühen Morgen
in seinem Jagdschloß Sophienruh mit der Baronin Ingelheim heimlich zu-
sammengetroffen. Wer leugnet das? ! Kann das leugnen? ! Ingelheim
hat seine Frau in der nächsten Nähe des Jagdschlosses diesen Morgen um-
gebracht — vermutlich nicht, weil ihn ihre Treue so über die Maßen beseligt
hat. Basta! An diesem Gattenmord ist der Kronprinz beteiligt. Das
wäscht ihm kein Regen ab. Er kann deshalb nicht mehr für die Thronfolge
in Frage kommen. Das ist so klar wie der Tag. Diese Epoche des Sozialis-
mus und der drohenden Revolution fordert und bedarf absolut einwandfreier
und makelloser Persönlichkeiten auf den wenigen Thronen, die heute in der
Kulturwelt noch feststehen. Als begeisterter Verfechter und treuer Anhänger
des monarchischen Gedankens erkläre ich das hier im Angesichte meines Königs.
Nie kann der Mann, der in diese Ehebruchsgeschichte verwickelt ist, unser Land
regieren! Niemals!"
Der Kriegsminister sprang auf. „Eine dahingehende Interpellation
wird heute in der Sitzung des Landtages an die Regierung gerichtet werden.
Niemals, niemals darf dieser Prinz die Krone erben!"
Wieder trat tiefes Schweigen ein.
Der König hatte sich erhoben. Er wankte so, daß der Kronprinz nach
seine« Vaters Schulter griff, ihn zu stützen. Auch Fürst Bertheim war zu-
gesprungen. Der König legte die zitternde Linke auf das Herz, als schmerze
ihn die Brust. Er atmete tief und beklommen und trat jetzt, von den beiden
gestützt, an seinen Schreibtisch, von dem er eine rote Mappe nahm, die er auf-
schlug. Leise und matt sagte er: „Den Herren Ministern des Innern und des
Krieges, Herrn von Marnen und dem Grafen Pfeil, erteile ich den Abschied
aus dem Staatsdienst. Sie haben der Sitzung des Staatsministeriums hier
nicht mehr beizuwohnen."
Die Genannten erhoben sich betroffen und verließen mit den üblichen
Verneigungen den Raum.
Der König hatte sich erschöpft in seinen Sessel niedergelassen und sagte,
die rote Mappe in der Hand, wiederum mit matter, diesmal zitternder Stimme:
„Fürst Bertheim wird das Innere — der Kultusminister das Portefeuille
de« Krieges bis zur Neubesetzung der erledigten Ministerien provisorisch über-
nehmen. Den Ministerpräsidenten bitte ich nun diesen Erlaß durch Verlesen
dem Ministerium kundzutun und die Order von dem gesamten Kabinett
gegenzeichnen zu lassen."
Der König reichte dem Fürsten die Urkunde, die er der Mappe entnahm.

Der Ministerpräsident las mit lauter Stimme vor: „Da meine Gesundheit bedenklich geschwächt ist, so berufe ich meinen Sohn, Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen, zum Regenten des Landes bis auf weiteres.
Gegeben im Schloß usw.
Wilhelm."
Die Minister fuhren überrascht von ihren Sesseln auf. Der Kronprinz griff an seine hämmernden Schläfen — in diesem Augenblick sank der alte König lautlos von seinem Sitz zu Boden. Ein Herzschlag hatte sein Leben plötzlich jäh geendet.

29.

In der Irrenabteilung des Allgemeinen Krankenhauses waren einige Räume für Straf- und Untersuchungsgefangene abgesondert. In einem dieser Zimmer hinkte Alfred von Ingelheim seit seiner Einlieferung an diesem Morgen rastlos auf und nieder. Dann und wann trat er an eins der vergitterten Fenster und blickte in den fallenden Schnee hinaus, der den Anstaltsgarten mit seinem kahlen Gebüsch und seinen schwarzen frierenden Baumskeletten lautlos verschüttete. Wohin der Ruhelose sich auch wandte, in den tiefsten Schatten der kargen Möbel dieses kahlen Gefangenenzimmers, in dem grellen Schneelicht, das hart durch die Fenster hereinquoll — wenn er die Augen schloß und wenn er sie angstvoll weitgeöffnet hielt — immerfort und überall sah er ein Bild: eine blonde Frau wälzte sich blutend im frischen Schnee und blickte mit totgeängstigten Augen in den graudämmernden sternlosen Himmel hinauf — dann sprangen diese Augen mehrere Male wie hilfesuchend in ihren Höhlen hin und her — und dann brachen und erstarrten sie — als seien sie plötzlich zu Eis geworden . . .
Immer dieses Bild — immer dieses grauenvolle Bild. Er vermochte es nicht fortzuwischen. Aus zerrinnenden Schatten formte es sich stets von neuem, seine Seele mit Grauen und Entsetzen füllend, immer — immer wieder . . .
Es wuchs zu solchen Massen an, zu so riesenhaften, daß es die ganze Welt erfüllte. Nichts sah er, als dies eine Bild, das alles andere deckte und verschwinden machte. So also war die Schuld. So geschah eine Untat. Sie wuchs aus den Abgründen. Ihr Keim lag in den Tiefen. Dort schlummerte er lange und geheimnisvoll in den Schächten des Unterbewußtseins wie ein lauernder Drache und harrte seiner Stunde. Ingelheim stand am Fenster und zog die Uhr. Elf. Vormittags elf. Gestern um diese Zeit? Was war da? Wo war er da gewesen? Was hatte er da getrieben? Er fand es nicht. Wie? War denn auch die Erinnerungskraft aus ihm entströmt? War das Gestern so restlos in ihm ausgelöscht? Es schien so. Gestern — ja gestern war er ja doch auch ein Anderer gewesen, ein vollkommen anderer. Professor — so etwas — Geheimer Regierungsrat — Mitglied der Akademie der Wissenschaften — Freund des Königs

— nicht wahr? Hochstehend und höchst angesehen — ein Mann von Weltruf — nicht? Eine Hoffnung politischer Kreise — — ja.— Und heute? Ein Mörder, ein Gattenmörder . . . Seit dieser grauen Morgenstunde. So also wurde ein Verbrechen ... So?? — Ja — wie es eigentlich geworden, das wußte er im Grunde nun doch eigentlich wiederum nicht. Seltsam: ein Problem, über das er so namenlos viel gegrübelt, geforscht, gelesen und geschrieben hatte — jetzt — da er es in der eigenen Seele erlebt und erfahren — war er seiner Lösung, wenn er es recht bedachte — doch nicht um Haaresbreite näher gekommen. Gar zu rätselhaft war es! — Er suchte wieder nach dem Gestern und mühte sich, es aus dem Schutt der Erlebnisse herauszugraben. Er hatte nicht geschlafen — jemand telefonierte und machte hohnlachend die Mitteilung, daß Gisela — in Sophienruh . . . Nein! Er strich ungeduldig über seine heiße Stirn. Nein! Das war diesen Morgen, in der heutigen frühesten, noch dunklen Morgenstunde gewesen. Da steckte er den Dolch zu sich, eilte hinaus zum Jagdschloß und wartete an dessen Portal im Schnee. Worauf? Ursprünglich auf den Kronprinzen, den er — ja — ja ja — so war es — den Kronprinzen erwartete er mit der Waffe in der Hand. Ihn. Ja — eigentlich ein Wahnsinn, den bestimmten Thronfolger eines großen Landes ermorden zu wollen — um einer Frau willen. Das war Wahnsinn — Wahnsinn von seinem — von Ingelheims Standpunkt aus. Starb der Kronprinz — so kam nach des alten Königs Tode — Prinz Hermann zur Regentschaft. Zu diesem Unglück hätte er — Ingelheim dem Lande verhelfen, wäre der Kronprinz zu Fuß aus dem Portal getreten. Er stieg aber im Schloßhof bereits ins Automobil und fuhr an dem im Waldesdunkel auf ihn lauernden Mörder vorbei. — Es war wie ein tiefer Seufzer der Erleichterung, der jetzt aus Ingelheims Brust kam. Dem Himmel Dank! Er — Ingelheim — hatte dem Lande nichtdie Regentschaft des Prinzen Hermann aufgebürdet. Der Kronprinz würde zur Regierung kommen — ein bis heute zwar haltloser Mann — aber schwere Prüfungen kamen jetzt über ihn, die mochten ihn wohl zur Festigkeit hämmern — schwere, schwere Leiden. Der Kronprinz verlor die Frau, die er über alles in der Welt heimlich geliebt hatte — durch Mord . . . Der Ehemann dieser Frau . . . Welch' ein seltsamer Ehemann! Die Frau liebte ihn nicht. Kein Wunder. Es war wenig Liebenswertes an ihm. Ein häßlicher, hinkender Mann — ein Arbeitstier — ein ewig überlasteter, der das Lachen nicht kannte — kaum das Lächeln. Dieser Schwarzalbe — dieses auf der Schattenseite des Lebens erwachsene Geschöpf hatte den unfaßlichen Wunsch, von jener Lichtalbe — von jenem Gold- und Sonnenwesen geliebt zu weiden. Irrsinn! Der Dunkle betörte die Lichte so, daß sie sich — aus Mitleid am Ende ihm schenkte — und raste — raste darüber, daß die Fee den Kobold nicht mit Leidenschaft lieben wollte. Der Schattenmann war ein Narr, ein eitler Tropf — idiotisch vor Eitelkeit. Wäre er nur ein ganz klein wenig zu verständigem Nachdenken fähig gewesen, so hätte er selbst sich sagen müssen: diese Frau war nicht für dich ge-

schaffen. Sie lief zu dem anderen, der sie liebte, den sie liebte. Sie lief zu ihm, denn sie gehörte wahrscheinlich zu ihm, wennschon auf Grund keines anderen, so doch auf Grund des einen Rechtes, daß es die beiden Menschen zueinander trieb — über alle Gefahren hinweg — zueinander trieb — und da kam er — er, der Schattenmann — neidisch — mißgünstig — rachgierig mit seinem dummen Dolch dazwischen — weil er nicht sehen konnte, daß andere glücklich waren, während er selbst — der Neidbold

Pfui! — Er sprach es laut aus! Er spie ihn sich ins Bewußtsein, diesen Abscheu, diesen — Ekel, den er jetzt vor seiner Tat empfand. — Du liebst mich nicht, du liebst einen anderen — stirb! So dachte, so fühlte, so folgerte ein Barbar — ein rückständiger, verknöcherter Kastenmensch — ein Klein- und Pfahlbürger, der tief in rudimentären Ehr- und Ehebegriffen stecken geblieben war. Wie dachte — wie fühlte der Mann der Kultur? Wie fühlte der, der erkannt hatte, daß Liebe und Haß sich von Gesetzen nicht gebieten lassen? Daß sie frei erstehen — wie der Sturm, dem auch niemand die Wege weisen darf? Der Mann der Erkenntnis fühlte so: Du liebst den anderen, — sieh zu, wie du zu ihm gelangst. Ich verlege dir den Weg nicht, der zu deinem Leben führt . . .

Aber nein — er — er Ingelheim — griff zum Dolch. Wie — wie — wie — war das geschehen?! Wo war das Gestern? Er mußte es wiederhaben. Es mußte sich finden lassen, sollte er das Heute begreifen. Diese Liebe hatte ihn vergiftet. Der Kampf um die blonde Frau, der durch Jahre gegangen war, hatte ihn entnervt. Jene Szene bei der Universitätsfeier, in der er die Wünsche und Sehnsüchte der beiden wie in einer Vision plötzlich klar enthüllt sah — sie allein hätte ihn schon dazu bewegen müssen, Gisela freizugeben. Aber dazu hatte er die Kraft nicht, nicht die Großmut — nicht die Größe. Er biß sich in seinen rohen Besitztitel fest und machte ihn auf seine Frau geltend wie auf eine Sache . . .

Pfui — pfui — er schrie sich's wiederum in die Ohren . . .

Dann kam dieser Telephonruf mit dem aufstachelnden Hohngelächter: Ihre Frau — haha — im Jagdschloß beim Kronprinzen — haha

Dieser Telephonruf — — Von wem — von wem mochte der wohl gekommen sein? ? ?

Doch ohne Frage von einem, dem daran lag, daß der Kronprinz ermordet wurde . . .

Wer den Ehemann gegen den Liebhaber hetzt, — der hat doch ein Interesse am Untergang des Liebhabers.

Wer konnte wünschen, daß der Kronprinz von Ingelheims Hand fiel?

Es gab deren — oh es gab deren im Lande. Die ganze reaktionäre Sippe des Prinzen Hermann — dieser selbst!!!?

Mit einem Ruck blieb Ingelheim auf seinem rastlosen Gang durch das Zimmer

jetzt mitten in diesem stehen — und schlug sich vor die Stirn. — Oh! stieß er heraus. — Es klang wie das Erstaunen eines Menschen, vor dem sich plötzlich Nebelwolken lösen . . . Hier lag's — hier lag die Erklärung. Wer konnte wissen, daß Gisela in dieser frühen Morgenstunde mit dem Kronprinzen in Sophienruh zusammentreffen würde? Nur der Kronprinz selbst und seine Allervertrautesten. Ein Diener vielleicht. Ein Diener. Gelangte die Nachricht dieses Zusammenseins auch an ihn, an Ingelheim — so konnte das nur durch Verrat geschehen. Durch Verrat eines Menschen, der den Liebenden Verderben bereiten wollte. Dem Kronprinzen vorerst — denn Gisela selbst — wer sollte sie wohl so gehaßt haben? Aber stieß dem Kronprinzen bei dieser Begegnung mit dieser verheirateten Frau von seiten des betrogenen Ehemannes etwas zu, dann dann waren die liebsten Pläne der reaktionären Partei leicht zu verwirklichen. Der Tod des Kronprinzen — ja — allein schon seine Verwicklung in diese Ehebruchsgeschichte sie — sie allein konnte den Weg zur Regentschaft des Prinzen Hermann frei machen, wenn der alte schwache König starb ... In voller Klarheit stand jetzt alles vor Ingelheim. So war der Teufelsplan ausgeheckt worden — und so hatte sich Ingelheim zu seiner Ausführung hetzen lassen — durch das Hohnlachen eines Buben, durch den Spott eines Feiglings, der aus dem Hinterhalt die Dinge leitete und seine Ränke übte . . . Und wie ein dressierter Bluthund raste er — er, Ingelheim — davon — das Opfer zu apportieren — wie eine abgerichtete Bestie brachte er das den Feinden des Königs erwünschte Opfer prompt zur Stelle und bahnte der politischen Intrige den Weg mit seinen eigenen blutbefleckten Händen. So niedrig — so roh, so kulturlos sie ihn eingeschätzt hatten, die Schurken hinter den Kulissen, sie hatten ihn dennoch nicht unterschätzt. Er hatte ihren Erwartungen in jedem — jedem Punkte entsprochen ... Er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Er hieb die geballten Fäuste gegen die Wand, — er neigte die Stirn, sie gegen die scharfe Ecke der Zimmerwand zu rennen — denn jetzt griff die Verzweiflung mit Krallen in sein Herz — jetzt — da er erkannt hatte — wie namenlos gemein er mißbraucht worden und wie unaussprechlich blödsinnig er ins Netz gegangen war . . . Aber ehe er sein Gehirn verspritzte, drängte es ihn doch — in diesem noch immer dichten Dunkel klar zu sehen. Die Tat — die Tat — die Tat selbst — wie konnte er sie vollführen, wie war sie seinen Händen möglich geworden? War sie geplant gewesen? Nein. Denn der Mann war es, den er umbringen wollte. Der Mann war ihm entgangen. Da kam Gisela des Weges — sie kam aus dem erleuchteten Schloß verschleiert — dicht verhüllt — noch heiß von den Küssen der Liebe, nach denen er verschmachtete — da — da — da brach der Drache in ihm aus — es schoß aus seiner Brust hervor wie ein Lavastrom. — Etwas schleuderte seine Rechte hoch — die die Waffe hielt, und jagte sie ins heiße Herz der Frau — die liebte — die den Anderen liebte . . . Er war nicht Täter in dem Moment. Das sah er klar. Er war Objekt der Handlung. Nicht er, — nicht Ingelheim stach zu in dem Augenblick — es

— es — es mordete in ihm — es tötete — es führte seine willenlose Hand zu jenem Todesstreich . . .

Er lächelte. Ja — er lächelte fast glückselig — denn der Wissenschaftler in ihm hatte den Beweis für eine These jetzt in sich selbst erlebt — für eine These, auf der er sein ganzes Lebenswerk aufgebaut hatte, für eine Wahrheit, in deren Dienst er sein Leben verbracht hatte. Und jetzt mit eins stand sein Werk vor ihm, seine heilige Aufgabe, die ihm Bubenhände zugleich mit allem anderen in Trümmer geschlagen hatten. Sein großes Lebenswerk — nur die Grundlagen erst hatte er aufbauen können — nur die tragenden Quadern hinlegen — da kam dieses Schicksal — riß ihn aus der Bahn — und jagte ihn vom Bau. Der blieb nun liegen — eine Ruine vermutlich für lange, lange Zeit — bis einmal in späten Jahren einer kommen würde, das Werk da fortzuführen, wo ihm, Ingelheim, die Hand erlahmt war . . .

Sein Werk . . . Sein Werk . . . Mit einem Wehlaut sank er auf das Bett, in dessen Kissen er das Haupt vergrub . . .

30.

Wie lange er so gelegen — am Ende in einem dumpfen Schlaf versunken — wußte er nicht. Der Abend dämmerte schon herein, als Ingelheim sich an der Schulter gepackt fühlte und jäh aufschreckte.

Der Kronprinz stand vor ihm.

Ingelheim rieb sich die Augen, denn er meinte zu träumen. Dann aber — als die Gedanken sich sammelten und er den Prinzen wirklich leibhaftig vor sich sah — da nahm er mit einem heftigen Ruck die Hände auf den Rücken — ihm war, als müsse er sie verstecken

Dort stand der Kronprinz. Er zitterte am ganzen Leibe. Es zuckte wie von fressender Pein in seinen gespenstisch blutlosen Zügen, und lautlose Tränen rannen aus seinen Augen. Mit bitterlich flehenden Augen sah der Prinz auf Ingelheim, und plötzlich sank er auf beide Kniee und hauchte etwas — etwas Unverständliches . . .

Ingelheim dünkte das wieder ein Traumerlebnis, denn er starrte fast unbeweglich auf den Knienden, mit einem Ausdruck in den Augen, der wie Bestürzung und Ratlosigkeit sich ausnahm.

Aber der Mann dort am Boden schluchzte jetzt wie ein hilfloses Kind.

Ingelheim neigte sich zu ihm herab. Es kostete ihn Willenskraft, seine Rechte, die den Mord begangen, vom Rücken zu nehmen und mit ihr den Prinzen zum Aufstehen zu bewegen. Jetzt stand der Mann vor Ingelheim, trocknete sich die Augen und rang nach Fassung.

„Mein Vater — der König — ist tot . . .," sagte er leise mit zitternder

Stimme. Ingelheim fuhr entsetzt auf und sah mit großen,starren, staunenden
Augen auf das Fenster, durch das die Abendschatten hereinquollen.
Tot — tot Das Wort klang in Ingelheims Seele wie dumpfer
Glockenton. Tot der König tot — Gisela tot. — Eine namenlose Sehn-
sucht — a u ch zu sterben, reckte sich in Ingelheim auf. Er stürzte auf den Prinzen
zu, packte ihn an der Schulter — und flüsterte: „Hast du eine Waffe? Eine Waffe?!"
Wieder ging dieses Zittern durch Wilhelms Körper — da reckte Ingelheim
die Arme, schlang sie um des Iugendgenossen Hals, und in Schluchzen ausbrechend,
das Haupt an Wilhelms schwer atmender Brust — klagte er: „Ich will sterben!
Befreie mich von diesem Leben! Ich will — ich will — in den Tod. Erbarme
dich! Erbarme dich meiner — eine Waffe schaffe mir — ich will dir diesen Liebes-
dienst danken — in alle Ewigkeit..."
Mit einem Ruck löste Ingelheim seine Arme von Wilhelms Hals, trat zurück
und versteckte wieder seine Hände auf dem Rücken. Er hatte das Gefühl, als dürfe
sie niemand sehen.
„Höre, Alfred —", sagte Wilhelm. — „Seit fünf Stunden bin ich König.
Mein Vater wünschte und befahl meine Thronfolge, obschon ick selbst sie aufgab,
weil ich mich ihrer nicht würdig und fähig hielt. Mein Vater sagte in seiner
letzten Stunde: Ingelheim wird dir den Weg zum Throne bahnen. Aber nicht
er, der König, nicht er, der Tote, — du — der Lebende — du — der Be-
raubte, du, den ich beleidigt und tief gekränkt habe du sollst entscheiden.
Ich hätte erwartet, du tötetest mich, nicht dein Weib. Jetzt flehst du mich um
eine Waffe an. Ich habe sie mitgebracht. Hier — hier — nimm den Revolver.
Er ist geladen und nicht gesichert. So. Du hast ihn in der Hand!" Er trat
fünf Schritt zurück.
„Jetzt steht es bei dir, mich so zu strafen, wie es dein Recht ist. Hier
meine Brust!"
Ingelheim blickte nicht auf. Seine Augen waren wie von einem Magneten
von der blitzenden Waffe in seiner Hand angezogen. Er wendete sie nach allen
Seiten und prüfte sie mit Kennerblicken. Dann sicherte er den Revolver und
steckte ihn in die Brusttasche. Jetzt hinkte er wieder mehrere Male hastig durch
den dunkelnden Raum und blieb schließlich am Fenster stehen, die Hände unter
seinem Rock versteckend.
Mit gespannten Blicken war Wilhelm ihm gefolgt.
„Du verschmähst die Rache an mir?" sagte er.
„Rache —", entgegnete Alfred, — „Rache ist eine atavistische Regung.
Hochstehende dürfen eine solche nicht haben. Wir alle — du und ich — ich besonders
— ich vor allem — wir haben nur zu leicht vergessen, wie hoch wir standen,
und unsere Sünde war die, daß wir uns Regungen hingaben, die unsere hohe
Verantwortlichkeit in der Welt niemals hätte aufkommen lassen dürfen. Aber

die Minuten sind kostbar. Der neue König hat am ersten Tage seiner Regierung
gewiß andere Pflichten, als die, bei einem Aufgegebenen sich zu verweilen."^
„Höre, Wilhelm —", er wandte sich jetzt voll dem Könige zu, der dicht
an ihn herantrat. „Höre — du brachtest mir die Waffe. Damit schenktest du
mir das, was auf dieser Welt mein letzter, mein brennendster Wunsch war.
Dies Geschenk nehme ich als ein Symbol aus deiner Hand. Den Frieden gibst
du mir, also auch die Verzeihung, — wie ich auch dir vergebe. Unsere
Menschenrechnung ist damit beglichen. Und hätte diese grauenvolle Hand Gisela
nicht getötet — ich reichte sie dir jetzt zum Abschied. Nun laß uns miteinander
alles das bereden, was wichtig bleibt für dich und die anderen, die zurück-
bleiben — und für mich — der ich scheiden muß. Sprich mit mir jetzt, wie
mit einem, der halb schon aus dieser Welt geschieden ist — und in einer Stunde
sicher,— in einer Stunde sicher und geborgen in den großen Schlaf versinkt.
Was also sagst du mir?"
„Ich, der König, sage dir, daß ich deiner denken will in ehrfürchtiger
Reue, deiner denken will in großer treuer Dankbarkeit für alle Freude, die du
meinem Vater geschenkt, für alle Erlösung, die du meinem Volke zugedacht. Wir
sollten dir die höchsten Ehren schenken — und geben dir den Tod. Wir sollten dein
Heilandsleben als unseren kostbarsten Besitz bewahren — und stehen vor der Not-
wendigkeit, es enden sehen zu müssen . . ."
Das Gefühl übermannte den jungen König — er konnte nicht weiter. Stumm
«einend stand er da.
„Mein Heilandsleben — ich hatte es geplant — ja wohl einzig dem Glück
«nd der Erlösung der Bedrängten hatte ich leben wollen. Natur und Schicksal
Hatten mich mit diesem Körpergebrechen dazu bestimmt, daß ich für mich kein
Glück sollte fordern dürfen. Den Brüdern sollte ich gehören, sollte ihnen leben
ohne Weibesliebe, ohne Familienbeengung — so wie die Erlöser gelebt haben,
die der Menschheit gehörten und nicht sich. Ich geriet aus der Bahn. Ich verlor
,mich an Weibesliebe. War zu klein, zu schwach, zu wenig Heiland, um jedes Glückes
,für mein eigenes Herz zu entbehren. Das war meine Schuld. Das brachte
ineinen Untergang. Dafür büße ich heute, da ich fort muß — fort vom unvollendeten
großen Werke fort . . ."
Wilhelm hatte sich gefaßt. Die Hand wie zum Schwur erhebend sagte er:
„Aus diesem Raume fort begebe ich mich ins Parlament, um dort den Eid auf
die Verfassung zu leisten. Alfred, ehe ich ihn schwöre, lege ich einen anderen
Eid hier vor dir ab — den ersten Schwur, den ich als König leiste. Was du
begonnen hast, die große, tiefgreifende, menschenerlösende Reform des Straf-
rechtes, wie sie in deinen Hauptwerken niedergelegt und in den Gesetzentwürfen
fest umrissen ist, die du selbst der Volksvertretung hattest unterbreiten wollen, diese
große grundlegende Reform ist die erste Aufgabe meiner Regierung. Ich werde

sie mit Hilfe deiner Schüler genau so durchzuführen stieben, als weiltest du noch
unter uns — als wäre es dein lichter und schöpferischer Geist selbst, der das große
Werk zum Ende brächte. Dies schwöre ich dir hier in Gottes Angesicht — bei dem
Andenken meines Vaters — bei dem Andenken der Frau, die wir beide geliebt
haben — schwör ich's dir und schwöre zugleich, daß diese Reform sofort in meiner
ersten Thronrede schon angekündigt wird. Ich erfülle damit nicht nur eine heilige
Wicht gegen dich und dein Andenken und gegen mein Volk — nein — ich überkomme
diese Pflicht vielmehr als ein beglückendes Geschenk, das ich aus deiner gesegneten
Hand empfing, die Wohltat, die Befreiung, das hohe Glück, sogleich mit einer so
positiven und zukunftreichen Reformaktion vor das Land treten zu können. Dafür
danke ich dir, und dafür wird dir nicht allein unser Volk — nein — die ganze
Welt wird dir noch einmal dafür danken. Es wird ein rührendes Gedächtnis
sein, die Erinnerung an jenen Mann, der selbst so glückarm, dennoch Ströme
goldenen Glückes wie aus einem Götterfüllhorn der Menschheit reich erfließen ließ!
Heiland! Heiland!"

Hochaufgerichtet hatte Alfred von Ingelheim diesen Worten gelauscht.

Erhobenen Hauptes stand er da. Ganz seherhaft glänzten seine Augen.

„Mein König," sagte er, „wenn nie in meinem Leben zuvor — in meiner
Sterbestunde w a r ich glücklich!"

Jetzt fiel er auf die Knie nieder, faßte des Königs Rechte und küßte sie.

Der König hob den Jugendfreund auf, schloß seine Arme um ihn, und ihn
erschüttert an sich drückend, öffnete er die Lippen zu einem letzten Lebewohl, —
aber er blieb stumm. Schweigend riß er sich los, ging langsam zur Tür. Dort an-
gelangt, winkte er wortlos den letzten Abschied mit der Hand und dann
schloß sich die Tür hinter dem jungen König

Ende.

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Die nervöse Welt.

Beschaulichkeit und Geruhsamkeit sind anscheinend nur noch bei unzivilisierten Stämmen und Halbwilden zu finden. In den Kulturländern und Halbkulturländern brodelt's wie in einem Herenkessel. Rousseaus geflü, gelt gewordenes: „Kehren wir zur Natur zurück" dürfte in dieser politisch bewegten Zeit einen noch lebhafteren Widerhall finden, als vor der großen französischen Revolution. Die neue chinesische Republik leidet unter den Geburtswehen der sich ausbauenden Konstitution genau so wie andere Staaten mit neuen Verfassungsformen. China war für uns jahrhundertelang der Typus des Starren, Stabilen, Unveränderlichen. Jetzt kriselt's dort nicht anders, als in der Türkei oder in Meriko. Ministerwechsel stehen auf der Tagesordnung. Während die portugiesische Republik sich, wie unsere portu. giesische Sondernummer zeigt, auf dem Wege der wirtschaftlichen Gesundung befindet, weiß man weder in China, noch in Meriko, was der kommende Tag bringen wird. Die ökonomische Soli, darität aller Kulturvölker bringt es indes mit sich, daß alle diese Erschütterungen nicht bloß die Länder selbst treffen, in denen sie sich vollziehen, sondern die Konstellation der gesamten Weltpolitik merklich beeinflussen. Denn kein Kulturvolk kann heute internationale Politik treiben, ohne das wirtschaftliche Moment, die Frage der „opeu cloor", den Schutz des nationalen Handels, die Absatzmöglichkeiten für seine Industrie, die Interessen seiner Share-Holders usw., kräftig ins Auge zu fassen. Eine neue Revolution in China würde uns ebenso in Mitleidenschaft ziehen wie das Duell Wilson - Huerta, wenn es zu einem Kriege kommen sollte.

Die geruhsamen Zeiten der Kleinstaaterei, in denen man nicht ohne Beigemisch von Schadenfreude das Unglück der Nachbarstaaten bemitleiden konnte, ohne selbst mitzuleiden, sind im Zeichen der Weltpolitik für immer dahin. Wir

haben merikanische und chinesische Anleihen bei uns untergebracht, und es kann daher unserer Volkswirtschaft nicht gleichgültig sein, was in China oder Meriko sich abspielt. Durch unser Anleihesystem ist die wirtschaftliche Gemeinbürgschaft des zivilisierten Erdenrundes gewährleistet. Daher rührt unsere politische Nervosität. Keine politische Frage irgend eines zivilisier-, ten Staates kann uns heute ganz kalt lassen. Wie einschneidend hat beispielsweise auf ganz Europa nicht nur, sondern auch auf Nordamerika wirtschaftlich zurückgewirkt, daß die Völker im Osten aufeinander losschlugen. Vor

einem Jahrhundert noch konnte man
darüber lächeln. Heute hängt unser
wirtschaftliches Wohl und Wehe von
der Ordnung im Osten ab. Ein noch-
maliges Aufflammen des Balkan-
krieges, sei es auch nur zwischen
Griechenland und der Türkei, würde für
unser ganzes Wirtschaftsleben namen-
loses Unheil bedeuten. Schon jetzt sind
Zehntausende von Eristenzen, nicht bloß
in den betroffenen Balkanstaaten selbst,
sondern in Osterreich und weiter im
Westen, infolge der Balkanwirren ver«
nichtet und proletarisiert worden.
Kommt es zu einem nochmaligen Bal-
kankriege, dann werden Hundert-
tausende von wirtschaftlichen Eristen-
zen ins Elend gestürzt, sintemal jede
Unternehmungslust unterbunden und
alle Schaffensfreudigkeit lahmge-
legt ist.

Deshalb werden die beiden Mächte-
gruppen im wohlverstandenen Selbst-
erhaltungstrieb das Äußerste und Letzte
aufbieten müssen, um den Londoner und
Bukarester Vertrag zu respektieren, die
albanische Frage endgültig zu lösen,
und zwischen Griechenland und der
Türkei einen endgültigen Frieden her-
zustellen. Rumänien sucht ja, sicherlich
im Einverständnis mit allen Mäch-
ten, zwischen Griechenland und der
Türkei zu vermitteln. Die Einigung ist
denn auch gelungen. Eine Kollision
zwischen den beiden Mächtegruppen
würde bei unserer heutigen Rüstung zu
einem „Inferno" führen, gegen welches
alle Unheilrufe der Apokalypse und alle
Schrecken in Dantes „Hölle" sich wie
armselige Winzigkeiten ausnehmen
würden. Denn die Machthaber dürfen
nicht übersehen, daß der Milita-
rismus mit dem Kapitalismus eine enge
Waffenbrüderschaft geschlossen hat.
Ohne die Hilfe des Kapitalismus wäre
das Rüstungswerk des Militarismus
undenkbar. Kommt es nun zu einer
Weltkatastrophe, was bei einem feind-
lichen Aufeinanderplatzen der beiden
Mächtegruppen zu befürchten ist, dann
haben wir mit der sozialen Revolution
auf der ganzen Linie unseres Kultur-
systems zu rechnen. Nicht als Forde-
rung der Moral und der religiösen
Menschenliebe allein, sondern und vor
allem als Gebot der Selbsterhaltung
unseres Kultursystems halte ich ein
schiedliches Zusammengehen der beiden
Mächtegruppen behufs Aufrechterhal-

tung des Friedens in Europa für unausbleiblich.

Deutschland wird nach wie vor
seine mächtige Stimme zugunsten des europäischen Friedens erheben. Zwei Ereignisse der letzten Wochen, die Thronbesteigung des Cumberländers in Braunschweig, sowie die glückliche Lösung der Königsfrage in Bayern, haben nicht wenig dazu beigetragen, die Geschlossenheit des Reiches nach innen wie nach außen aller Welt vor Augen zu führen. Eine Welfenfrage gibt es nur noch auf dem Papier. Das „tait accoulM" wirkt stärker und überzeugender, als vergilbte Urkunden, wie" das Leben sieghafter ist, als alle Theorie. Das Ausland hat mit der unumstößlichen Gewißheit zu rechnen, daß Deutschland nie einiger war, als in diesem Augenblick. Selbst der Krupp-Prozeß, der zu einer Staatsaffäre ersten Ranges aufgebauscht wurde, hat überzeugend dargetan, d^ß die deutsche Armee ebenso unantastbar dasteht wie die deutsche Justiz. Mit Recht sagt ein bekannter freisinniger Nationalökonom und Politiker «Bernhard): wie anständig muß eine Verwaltung und ein Offizierkorps sein, wenn aus einem derartig günstig disponierten Boden nur eine so geringe Anzahl von Korruptionspflanzen aufsprießen konnte. Daß es in Berlin noch Richter gibt, gilt heute wie vor einem Jahrhundert. Wollte man in die Verwaltungen anderer Staaten so mikroskopisch hineinleuchten, wie es der Oberstaatsanwalt rückhaltlos hier getan hat, so

würden noch ganz andere Dinge zutage gefördert werden, als es hier geschehen ist. Der Richterspruch hat die Krupps nicht etwa in ihrer Ehre getroffen, sondern nur dargetan, daß der preußische Richter auch dort noch empfindlich ist, wo man in anderen Ländern die ganze Krupp-Affäre mit einem trop ä« druit pour uns umelette naserümpfend und achselzuckend abgetan hätte. Vergleicht mau diesen Sensationsprozeß in Berlin mit dem gleichzeitig sich abspielenden in Kiew, dann weiß man erst den wahren Segen einer preußischen Verwaltung und einer preußischen Justiz seinem vollen Gehalte nach zu würdigen.

Unser armes Nervensystem hat unter der Wucht der politischen Ereignisse nicht minder, als unter den dramatisch sich zuspitzenden Spannungen dieser beiden Sensationsprozesse nicht wenig leiden müssen. Wären doch unsere Dramatiker nur halb so erfinderisch, wie es das Leben ist. Von allen Dramen, die zu Anfang dieses Winters auf unseren zahlreichen Bühnen aufgeführt wurden, hat nicht ein einziges die Belebtheit, die Geschehensfülle und die Durchschlagskraft jener beiden Prozesse. Nur verspürten wir beim Krupp-Prozeß, insbesondere bei der Schlußrede des Direktors Eccius, das tiefe menschliche Erschauern angesichts einer wirklichen Tragödie, während wir im Beilisprozeß, ungeachtet des freisprechenden Urteils für Beilis, durch die Begleitumstände das Gruseln eines Schauerdramas im Stile des „geschundenen Raubritters" im Kinotheater empfanden.

Aus diesen hypernervösen Spannungen muß der Mensch sich hinausflüchten, sei es in die freie Gottesnatur, sei es in die lichten Höhen unserer Dichter und Denker. Wir müssen daran arbeiten, unser Gleichgewicht wiederzugewinnen, wenn anders unser Dasein noch einen Sinn haben soll. Agrippa von Nettesheim schrieb in seinen bittersten Nöten ein Buch, das den bezeichnenden Titel führte: äe utilitat« ex »äversi» capienä«. (über den Nutzen, den die Menschen aus ihrem Ungemach ziehen sollten). An dieses Buch mußte ich denken, als ich vor kurzem in zwei Rundschreiben des Ministeriums der Justiz und des Ministeriums für Volksaufklärung in Bulgarien Einblick erhielt. Bulgarien

ist augenblicklich das am meisten heim-
gesuchte Land der Welt. Bei seinen
Siegen wurde ihm allerorten zugejubelt,
nach seinen Niederlagen wurde es ver,
höhnt und gelästert. Die „dste
Kundine" zeigte sich in ihrem Verhal-
ten gegen Bulgarien und seinen König
von der widerwärtigsten Seite. 8ucti
i» lite. Wenn es gut geht, hat man
lauter Freunde, und sobald man den
Niedergang spürt, verlassen die Ratten
das sinkende Schiff. Aus allen Schlupf-
winkeln kriechen die ehemaligen
Freunde als Schmäher hervor. Das
herbe Schicksal hat Bulgarien zwar ge-
beugt, aber nicht gebrochen. Mit hohem
Ernst und mit nationaler Würde ar-
beitet das Land an seinem kulturlichen
Wiederaufbau. Hier nur einige be-
zeichnende Stellen aus dsn beiden
Rundschreiben:

I. Ministerium der Justiz.

Die Opfer, die unser Vaterland
dargebracht hat in der Verfolgung
großer, heiliger Ziele, haben dem ereig-
nisschweren Ringkampfe eine hohe
Würde gegeben; und kein Fleckchen un-
seres Vaterlandes, keine Familie, keinen
Stand gibt es, der zu diesem unerhörten
Opfer nicht sein Teil mit hingegeben
hätte, der sich nicht eine schmerzende
Steuer an Gut und Blut auferlegt
hätte, um das Vermächtnis der Nation
zur Ausführung zu bringen. Und neben
allen andern sind auch die Pfleger des
Rechtes nicht zurückgeblieben, und sonst
berufen, Streit zu schlichten, haben sie
begeistert das Schwert ergriffen und

sind willig und freudig zu den Fahnen
geeilt. Und da bei ihnen Heldenmut
mit hoher Bildung und Einsicht zusam-
menwirkte, haben sie mit einer Hoch>
herzigkeit ohnegleichen ihrem Vater-
lande auch auf dem Schlachtfelde ge-
dient.

Die Zahl derer unter unsern Stan-
desgenossen, deren Blut die thrakische
und makedonische Erde getrunken, die
in fernen, unbekannten Gräbern ruhen,
auf die keine Träne der zurückgelassenen
Lieben fällt, und an denen kein klagen-
der Seufzer eines Freundes hörbar
wird, ist eine erschütternd große.

Darum soll uns, den Überlebenden
die erste und heiligste Pflicht diese sein,
den für des Vaterlandes Ideal gefalle-»
neu Helden unter uns Richtern und
Advokaten die höchste Ehre zu erweisen,
die wir ihnen in dieser Stunde bezeugen
können; und beugen wollen wir unser
Haupt beim Gedenken der erhabenen
Hingabe dieser hochherzigen Männer
für das höchste Gut unseres Vater-
landes.

II. Ministerium für Volksaufklärung.

Obwohl die schweren Tage bitterer
Schicksalsschläge und der Trauer noch
nicht ganz durchgekämpft sind; obwohl
die tiefen Spuren in unserem verwun-
deten Gemüte noch nicht vernarbt sind,
ruft uns das Vaterland doch zu neuer
Arbeit auf. Es muß das kommende
Leben Schritt für Schritt uns das Ver-
lorene zurückerobern helfen. Wie bis-
her müssen wir auch weiter unverdrossen
an der Gestaltung unserer Zukunft ar-
beiten, um uns inmitten der Familie der
zivilisierten Völker auf dem Felde der
Kulturarbeit ebenso hoch zu erheben,
wie uns der bulgarische Soldat mit
seinem kriegerischen Geist und seinem
durch kein Unglück zu brechenden
Patriotismus erhoben hat.

Große Opfer hat der Krieg von uns
gefordert; laßt uns auch ebenso große
und größere mit noch angespannterer
Ausdauer für das allgemeine Beste
bringen. Gleichen wir dem Landmann,
der die Waffen des Krieges niederlegt,
unc den Pflug aufs neue in seine Hand
zu nehmen und vom grauenden Morgen
bis zur sinkenden Sonne stark in dem
Glauben an die kommende Frucht seine
Furchen zu ziehen und in sie hinein den
Samen einer künftigen Ernte zu streuen.
Unser Acker sind die Seelen des
jungen Geschlechts. Unser Pflug ist

der Wille zum schöpferischen Gedanken und zu mühevoller Arbeit. Unser Same ist die große Idee vom Glück des Vaterlandes.

Dieser Mut zu sich selbst, diese politische Selbstbejahung, hat etwas Befreiendes und Erlösendes. Weder der Einzelne, noch ein Volksstamm soll sich vom Schicksal unterkriegen lassen. Die Bulgaren haben, ungeachtet aller schweren Schicksalsschläge, die Flinte nicht ins Korn geworfen und den Lebensmut nicht sinken lassen. Das ist echter und ehrlicher Optimismus. Der Bulgarenkönig hat sich mit dem ehrwürdigen Kaiser von Österreich in einstündiger Audienz ausgesprochen, und er arbeitet unverdrossen an jenen Lebensaufgaben, die er sich gesetzt hat. Das Land in seiner Not im Stiche lassen, wäre gleichbedeutend mit.Fahnenflucht und politischem Selbstmord. So lange es noch ein Ziel gibt, das des Lebens wert ist, wird man auf dem Posten ausharren, den es zu verfechten gilt.

Das Unglück Bulgariens mag uns allen eine Lehre sein. Die „frohe Botschaft", welch« diese Lebensbejahung kündet, heißt: fort mit aller Schwarzseherei und Trübsalbläserei! Die nervöse Unkraft macht uns schlaff und energielos. Und wenn die Welt voller Teufel wäre, so müßten wir immer wieder den Lebensmut in uns aufbringen, den Schicksalsmächten zu trotzen und ihnen unsere Persönlichkeit entgegenzusetzen. Das gilt von ganzen

Völkern wie von einzelnen Individuen, Arbeiten, und nicht verzweifeln, sagt Carlyle. Unser Kultursystem ist, wie wir gezeigt haben, von mannigfachen Gefahren bedroht. Aber das alte Wort: «r», et lador«, hat die Menschheit immer wieder emporgerüttelt und aufrechterhalten. Für die kommende Weihnachtszeit gilt das: or», für das beginnende Jahr 1914 das: Indor«!

Sozialpolitische Rund schau.

Von I>r. W. Meyer (den Haag).

Die Kinderfürsorge.

Zu den Errungenschaften der Neuzeit, die wohl am meisten das Erstaunen jedes Nachdenkenden erregt haben, gehört die endgültige Einführung der Kindergesetzgebung.

Wunderbar nämlich ist, daß die Gesellschaft, solange schon mit der Fürsorge der Person»,e luiseradile» beschäftigt, bis heute es nicht gewagt hat, die Kinder, die in der Gewalt des Vaters waren, ordentlich zu beschützen.

Überall und überrasch sind denn auch die Fürsorgegesetze eingeführt, sobald «in Staat die Initiative dazu ergriffen hatte. Sie sind populär geworden und werden fortwährend verbessert. Damit sind aber schwierige Fragen sogleich in den Vordergrund getreten, und eine dieser Fragen ist besonders in Holland diskutiert worden.

Die Sachlage ist folgende: Wenn der Staat zur Handhabung des Rechts und zur Erfüllung seiner Kulturaufgabe seine schirmende Hand über Kinder ausbreitet, die von ihren Eltern mißhandelt oder vernachlässigt werden, und sie von deren Gewalt befreit — eine unausbleibliche Forderung der sozialen Politik —, dann ist er auch verpflichtet, für die weitere Erziehung der Kinder zu sorgen. Es entsteht demzufolge eine umfangreiche staatsbürgerliche Erziehung: d. h. eine Erziehung nicht sosehr für den Staat, als wohl von Staats wegen. —

Wo nun, wie beinahe überall, noch eine Staatskirche besteht, hat der Staat seine Kinder einfach in diesem Glauben zu erziehen.

Die Idee der Staatskirche ist jedoch auch da, wo sie allgemein offiziell anerkannt wird, nicht lebendig genug mehr im Volksbewußtsein, um dieses Prinzip auch da, wo eine Staatskirche besteht, durchzuführen. In Holland aber e«heben sich dabei ganz an-

dere Fragen. Dort ist die Staats-
kirche schon seit Napoleon aufgehoben,
und es ist in der Diplomatie, Jurisdik-
tion und Verwaltung fast überall die
Kirche ausgeschaltet — eine Ausnahme
von allen anderen Konstitutionen, die
offiziell modern, in dieser Hinsicht aber
immer noch mittelalterlich geartet
sind. Die französische Republik selbst,
von der die Holländer ihre Konstitution
empfingen, hatte so sehr ihr Grundprin-
zip im 19. Jahrhundert vergessen, daß
man überall wie von einer Neuerung
sprach, als vor einigen Jahren die
Trennung von Staat und Kirche wirk-
lich durchgeführt wurde.

Indem man nun aber in Holland
das Prinzip gehandhabt hat, wurde
daselbst die obengenannte Frage also
erledigt, daß die Kinder, welche dem
Staate überlassen oder von ihm über-
nommen wurden, in der Religion er-
zogen werden sollten, „zu der sie
gehörte n". Die Schwierigkeit war
nun aber, ein Kriterium zu finden, wo-
durch diese neue Frage beantwortet
werden könnte. Die einfachste Beant-
wortung war die folgende: In die
christliche Kirche werden die Kinder
durch die Taufe eingeführt; in die
jüdische Gemeinde durch die Beschnei-
dung.

Man braucht also nur nach diesen
objektiven Tatbeständen zu suchen, um
36?

die Art der künftigen staatlichen Erziehung zu bestimmen.

Nun ist aber das Christentum entwickelt, vorzüglich in Holland, und zwar in der Weise, daß man sogar auf die Taufe keinen Wert mehr legt, sie vergißt, oder auch wohl mit Absicht vernachlässigt, um, wie es heißt, den Kindern später die freie Wahl zu überlassen, zu welchem Glauben sie sich bekennen werden. Sie werden dann irgend einem modernen Prediger anvertraut, und so am Ende doch wieder in einer spezifischen Richtung erzogen.

Man meinte nun zuerst folgerichtig, daß Kinder, die nicht getauft waren, durch den Staat völlig ohne Religionsunterricht erzogen werden sollten. Die Kirche aber protestierte gegen diese Konklusion; sie negierte die Behauptung, daß aus der Taufe die Religion der Kinder abzuleiten sei — was doch buchstäblich aus der Zeremonie der katholischen Kirche hervorgeht —, und forderte, daß man bloß dem Wunsche der Eltern Gehör leihen möchte. — (Die Kirche hat nämlich einen schweren Stand in Holland, wo bei der letzten Volkszählung 290 000 Menschen erklärt haben, nicht zu einer Kirche zu gehören.)

Dieses neue Kriterium hatte aber noch viel mehr Schwierigkeiten für die neutrale Staatsbehörde.

Erstens war's doch widersinnig, Eltern in dem Augenblicke, wo man ihnen das Erziehungsrecht entzog, zu fragen, in welcher Konfession sie ihre Kinder erzogen haben möchten. Dazu waren sie in ihrem Zustande nicht geartet.

Zweitens entstand die Frage, wie man es dann bei gemischten Ehen einzurichten hätte; ob in diesem Falle der Mann oder die Frau zu entscheiden hätte.

Die Konservativen behaupteten, der Mann sei dazu befähigt, die Modernen sagten, die Frau wäre es, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß in den meisten Fällen der Mann in Fürsorgefällen der Hauptschuldige ist. Auch blieb immer noch fraglich, was man bei Findlingen zu beschließen hätte. Die größte Schwierigkeit war aber, daß sich kein Verein bereit finden wollte, Kinder ohne Religionsunterricht zu erziehen. Solche Vereine gab es nicht, und das Gesetz forderte Übergabe des Kindes an irgend

einen staatlich anerkannten Verein.
Diese Frage schloß eine weitere in sich:
War es überhaupt möglich, Kinder
ohne religiösen Unterricht zu erziehen?
Aus allerlei Gebieten des Lebens
hat man die Kirche allmählich aus-
geschlossen: aus Handel, Verkehr und
Gewerbe, aus Kunst und Wissenschaft;
auf dem Gebiete der Moral und der
Erziehung aber hat sie noch bei den
meisten Menschen unseres Jahrhun-
derts ihre Hegemonie behalten.
In den letzten Jahren tagten da und
dort, mit glänzendem Erfolg, Kon-
gresse für Moraledukation.
Diesen Kongressen lag die Idee zu-
grunde, daß Moraledukation etwas in
sich selbst Abgeschlossenes bildet, und
doch kam immer wieder die Frage zur
Erörterung, ob sie konfessionell oder
nicht konfessionell sein sollte.
Die klerikale Regierung Hollands,
die, als der Kongreß im Haag zu-
sammenkam, eingeladen wurde, an ihm
teilzunehmen, hat sich dessen geweigert.
Ihr kam die Frage überflüssig vor;
und wenn man selbst die Höchst-
modernen sich darüber aussprechen läßt,
vernimmt man, daß die Kirche wohl für
sie persönlich keine Bedeutung mehr habe
— was auch daraus hervorgeht, daß sie
von den meisten Religionsbegriffen
bloß einige vage Reminiszenzen behalten
haben —, daß die Religion aber für die
Menge und für die Kinder unentbehr-
lich sei. Was sollte nun der Staat
unter diesen Umständen mit seinen Zög-
lingen anfangen? Er hatte in Holland
vorgeschrieben, daß die Kinder unter

seiner Kontrolle irgend einem aner-
kannten philanthropischen Verein mit
Staatssubsldien übergeben werden
müßten.
Es gab aber keinen philanthropischen
Verein, der sich auf dieser wirklich
humanistischen Grundlage der unab-
hängigen Moral aufgebaut hätte.
Um nun hierin dem Staat zu Hilfe
zu kommen und vorzubeugen, daß
Kinder, die religionslosen Eltern ent-
stammen, der Hierarchie der Kirche
nicht mehr angehören, wieder mit
Staatsgeld der Kirche zurückgegeben
würden, haben einige Freidenker einen
Verein gegründet, „2eüeIiMe 0p.
voeüinß" genannt, der amtlich an-
erkannt ist.
Bald kamen Fälle vor, die das Ge-
richt zwangen, die Sorge für reli-
gionslose Kinder ihm zu überbinden.
Als dann aber der Verein in üblicher
Weise bei dem Ministerium um Sub-
sidien anfragte, welche dafür gesetzlich
festgestellt waren, wurden diese vom
Ministerium der Justiz verweigert.
So etwas war in Holland ohne
Beispiel. Es steht zu hoffen, daß die
jetzt einsetzende antiklerikale Regie-
rung in dieser Hinsicht wieder der alten
Überlieferung der Holländer folgt, die
seit Willem I. als erstes Regierungs-
prinzip die Toleranz verkündet hat.
Es sei hervorgehoben, daß diese
Regierungshandlung von allen be-
deutenden Politikern, Juristen und
Journalisten in Holland verurteilt
worden ist und die allgemein? Unzu-
friedenheit mit der Herrschaft der
klerikalen Partei nicht wenig gemehrt
hat, was am Ende zu ihrer Nieder-
lage bei der jüngsten Wahl geführt hat.
Auf diese Weise ist nun endlich die
große Frage der Neuzeit, ob wirklich
religionslose Erziehung möglich und
erwünscht sei, in Holland eine politische
und praktische geworden.
Erwünscht wäre, daß sie überall auf
die Tagesordnung käme.
Die Religion, die echte, braucht
man nicht zu bekämpfen; sie kann sehr
gut ohne Konfession bestehen und
„Privatsache" bleiben. Sobald aber
irgend eine Kirche in Fragen der Sitt-
lichkeit zu beschließen hat, ist die wahre
Humanität in Gefahr.
Und für diese Humanität haben wir
unsere Kinder zu erziehen.
In der Tat also wäre es Staats-

pflicht, weil der Staat eben vor allem Ruhe und Frieden zu erhalten hat, alle Kinder, die ihm zufallen, einfach staatsbürgerlich zu erziehen.

Überall dort, wo das kanonische Recht nicht mehr im Staate gilt, muß auch die kirchliche Erziehung laizisiert werden.

Erst dann, wenn der Staat die Erziehung konfessionslos in die Hand nimmt, was er bis jetzt in Holland bloß mit der Schule versucht hat, kann ein Geschlecht herangebildet werden, das keine andere als humanitäre Verpflichtungen kennt, unter denen wohl das erste Gebot sein nnd bleiben wird: „Du sollst nicht töten".

Man soll sich nie mehr einbilden, was im Mittelalter geschah und noch geschieht, daß man ad luliximam Dei ssloriam einander zu Tode verfolgen darf. Man soll nicht mehr behaupten, daß Dien le vslit, wenn Menschen aufeinander losstürmen.

Bloß derjenige, welcher übernatürlichen Gesetzen gehorcht, wagt es, allgemeinmenschliche Gesetze zu überhören. Bei diesen allein kann es heißen, daß der Zweck die Mittel heilige.

Die Moral liegt innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Außerhalb dieser Grenzen gibt es keine. Es soll die mehr und mehr sozial und ethisch werdende Gesetzgebung der neueren Zeit dazu führen, die Frage nach der von allen Konfessionen unabhängigen Moral in ihren praktischen Folgen für Politik und Pädagogik eingehend zu erörtern.

Rundschau
literarische Rundschau.
Von Arthur Silbergleit.
Man kann unser Schrifttum in
seiner Gliederung mit der Anlage
einer großen Stadt vergleichen, die
reich an Steinwüsten und blühenden
Gärten, an alten sowie neuen Straßen
und Gassen, an Fußsteigen und Fahr-
dämmen, an Vorder- und Hinter-
häusern und Palästen, an Ver-
gnügungshallen und Tempeln ist und
einem jeden eine wunschgemäße Woh-
nung zu bieten vermag. Wer gern in
den Niederungen des Daseins weilt
und sich im Erdgeschoß der Wirklich-
keitskunst ansiedeln will, findet in
jenem Bautengewirr eine ebenso gast-
liche Aufnahme wie in der Dachkammer
seiner Träume der Hvhenfreund, der
Nacht um Nacht zu den Sternen späht
und im Jenseits seine ewige Heimat
sucht. Die Fülle von Geschmackskurven
schenkt jeder Straße besondere Spazier-
gänger, und der geradezu verschwen-
derische Formenzauber gibt dieser Stadt
eine starke Anziehungskraft, denn der
sonst gewiß unanfechtbare Segen einer
bestimmten Bauordnung würde dieses
Gebilde bald mit dem Fluch der Lang-
weile bedrohen.
Von einem solchen Gefüge Gleich-
förmigkeit und Regelmäßigkeit zu ver-
langen, dürfte selbst ein so eifervoller
Freund strenger Stilgeschlossenheit ab-
lehnen, wie es Karl Scheffler ist. Frei-
lich würde er beanspruchen, daß jede
Straße ihr eigenes Gepräge wahrte und
ihr Antlitz nicht durch fremde Züge ent-
stellen ließe. Denn diese Forderung er-
füllt er selbst in seiner Schilderung
von Stadtbildern in seinem umfang-
reichen Bande: „Italien, Tagebuch
einer Reise". (Im Insel-Verlag,
Leipzig.) Scheffler hatte von jeher
eine stärkere Liebe zur Linie als zur
Farbe, und weil seine geistige Kraft
ursprünglicher ist als seine Sinnlichkeit,
gleicht er weit eher einem Bildhauer
als einem Maler der Sprache. Nicht
hurtig hingetupft, sondern nach und
nach stückweise aus den Blöcken einer
starken Kunstanschauung herausgehoben
und herausgemeißelt erscheinen daher
seine Darstellungen, und obgleich sie
nichts von dem sprühenden Lichterreich-
tum besitzen, der etwa in dem Tagebuch
einer spanischen Reise von Meyer-
Gräfe aufglänzt, erfreuen sie uns den-
noch als wertvolle Gaben eines reinen,

redlichen und gedankenreichen Menschen voll schlichter Größe, welcher der berauschenden Glut des Südens allerdings mit zu geflissentlicher Verstandeskühle naht und zu reich an Grundsätzen ist, als daß er die falterhaft hinschwebende und launisch bunte Leichtigkeit des Augenblicks einzufangen vermöchte. Wir begleiten Scheffler nach Verona, Vicenza, Padua, Bologna, Venedig, Ravenna, Florenz, Siena und Rom und treten weniger an Lebensvorstellungen als an kunstwissenschaftlichen Kenntnissen bereichert mit ihm wieder den Heimweg nach Deutschland an. Den schöngedruckten Band schmücken zahlreiche, erlesene Abbildungen von Bauten und Kunstwerken.

Ebenfalls im Insel-Verlag, Leipzig, erschien „DasBuchder Fabeln", das C. H. Kleukens zusammenstellte und Otto Crusius mit einer gehaltvollen und lehrreichen Einleitung versah. Der Band enthält zahlreiche märchenhafte Gebilde, seltsame Legenden und besonders Sagen aus der Tier-, Pflanzen-, Gestein-, Sternen- und Geisterwelt. Das wertvolle Werk, das auf den verschiedensten Schauplätzen der menschlichen Einbildungskraft schönste und bunteste Spiele aus Vergangenheit und Gegenwart an unseren Sinnen vorüberführt, verdient die Aufmerksamkeit dichterisch empfänglicher Naturen. ,

Mit dem Räderwerk einer Seele,

ihren zartesten Verzahnungen, ihren heimlichen Druckkräften und mit einem folgerichtigen Schicksalslauf macht uns ein junger Wiener Dichter, Ernst Weiß, in seinem Roman „Die Galeere" (im Verlage von S. Fischer) vertraut. Die Überschrift des Werkes deutet die Bestimmung eines jungen Gelehrten, Dr. Erik Gvldendals an, gleich einem Galeeren-sträfling an die Ketten seines wissen-schaftlichen Ehrgeizes sowie seiner maß-losen, leidenschaftlichen Hinneigung zem Weibe geschmiedet zu werden. Erik, der Sohn einer begüterten Familie, die ihm die Möglichkeit schenkt, in einem eigenen Laboratorium die Wirkungen der Röntgenstrahlen zu erproben, wird uns als ein Mensch ohne Mitgefühl, ohne Mitleid und Mitfreude geschildert, der wie jede seiner Versuchsröhren einem durchaus leeren Raum mit einem Mantel von Glas gleicht. Die Lebensruhe dieses jungen Forschers rauben drei wesens-verschiedene Mädchengestalten: Dina Ossanskaja, sowie Helene und ihre Schwester Edith Blütner. In der Erregung seiner Sinne taumelt er von einer zur anderen und er überwirft sich schließlich wegen seines unsteten Lebens-wandels mit seiner Mutter. Diese ent-zieht ihm die monatliche Unterstützung, so daß er sich gezwungen sieht, die Hilfe Helenes in Anspruch zu nehmen. Aber trotz jener drückenden Verpflichtung zur Dankbarkeit wendet sich der auf Grund seiner außerordent-lichen wissenschaftlichen Leistungen bald zum Professor Emporgestiegene eine Zeitlang von Helene ab, und er schenkt seine Neigung ihrer Schwester Edith, bis er in der Stunde der Not, da er als Opfer seines Berufes von einer bösartigen Wucherung mit Lebens-gefahr bedroht wird, die reine Güte seiner früheren Geliebten erkennt. Sehr fein ist besonders Eriks Be-ziehung zu seiner Mutter gekennzeichnet, die der Verfasser als treibende Kraft des Buches andeutet, und recht ein-drucksvoll wird der Lockerheit abenteuer-licher Seelen die Festigkeit bürgerlicher Naturen entgegengestellt. Der Roman erfreut uns vornehmlich durch die ver-haltene Kraft seiner Empfindungs-werte, durch seinen Reichtum an scharfen Beobachtungen, durch seinen gutgegliederten Aufbau sowie durch

seine treffliche Menschenschilderung.
Einen Anspruch auf Beachtung
darf auch Wilhelm Rubiner
mit Recht erheben; denn der Roman
dieses Verfassers: „Das hohe
Ziel" (im Deutschen Ver-
lagshaus Bong u. Co., Ber-
lin) vermag den Leser nicht nur
durch seinen zeitgemäßen Inhalt zu
fesseln, der sich mit der Entwicklung
des Luftschiffes beschäftigt, sondern
dieses Werk besticht uns auch durch
seine künstlerischen Werte, durch die
starke Darstellungsgabe des Erzählers
sowie durch seine Fähigkeit zu scharfer
Seelenzergliederung. Fast eine jede
Seite des Buches läßt Rubiners gründ-
liche Vertrautheit mit dem Stoff er-
kennen, und es bleibt ein besonderer
Ruhm des Verfassers, daß ihn dieser
Inhalt nicht wie eine wuchtige Last am
Boden des rein Tatsächlichen festhielt,
sondern daß der Verfasser über ihn
spielend leicht Gewalt gewann, ohne
durch ihn auch nur im geringsten am
Aufschwunge seiner kühnen Einbil-
dungskraft behindert worden zu sein.
Von bemerkenswerter Feinheit ist hier
die Wahrung des Gleichgewichtes
zwischen den Mächten der Außen- und
Innenwelt; die Beobachtung ist in der
Tat reizvoll, wie hier den steten
Schwankungen der emporschwebenden
Maschine des Flugzeugerfinders Erhard
Höfer die Hebungen und Senkungen
seiner Liebesgefühle entsprechen.
Auf dem stolzen Fluge in das
Wolkenreich der Dichtung wäre Ernst
Goll sicherlich immer steiler gestiegen,

hätte ihm nicht ein jäher Tod die Schwingen gebrochen. An die Höhen- sehnsucht dieses Musenlieblings ge- mahnt ein schmaler Versband: „Im bitteren M e n s ch en lan d". (Im Verlage von Egon Fleischel u. Co., Berli n.) In diesem Buche finden sich Strophen voll süßer und herber Reize und farbiger Lichter, in deren Abglanz oft Freund Hein seinen drohenden Schatten hineinwirft. Die künstlerische Reife des jungen Dichters aus der grünen Steiermark, den übri- gens eine starke Neigung zum Volkslied hinzog, mögen wenigstens die folgenden Verse bezeugen:

Die Liebenden.

Sie sahen ein Licht von ferne
Und gingen nach ihm aus.
Waren es himmlische Sterne
Oder ein funkelndes Haus?

Sie schritten mit heiligem Mute
Durch Sturm und Regen und Schnee.
Auf ihren Stirnen ruhte
Die Krone von Sehnsucht und Weh.

Nun schlafen sie bei den Toten,
Wegmüde Hand in Hand.
Sie waren der Schönheit Boten
Im bitteren Menschenland.

In Ricarda Huch verehren wir seit langem eine außerordentlich be- gabte Dichterin, denn sie hat uns bereits oft das Herz bewegt, an das sie sich wiederum mit einem Bande: „L i e b es g e d i chte" (Im Insel- Verlag) nicht vergebens wendet. Ein wundersamer Zauber umfängt uns hier bei der geheimnisvollen Vermählung eines beherrschten griechischen Formen- adels mit einer beinahe bacchantischen, zügellosen Seelenglut. Es ist nicht Mangel an Maßgefühl, wenn ich die Schöpfung dieser bedeutenden Künst- lerin nur mit wenigen Zeilen bedenke; allein Ricarda Huch vermag bereits durch ihren Namen für ihre Werke zu werben.

Mit der Stärke dieser gottbegnade- ten Frau kann GeorgTrakl keines- falls wetteifern. Trotzdem verdienen seine „Gedicht e" (im Verlag von Kurt Wolff, Leipzig) Beachtung, weil sie in der sorgfältigen Wiedergabe von Einzelzügen oft an die Bilder alt- holländischer Meister gemahnen. Man darf der Entwicklung dieses Gestalters mit Spannung entgegensehen.

Keine kleinen Zustands- und Serlenzeichnungen, vielmehr ein großes

Daseinsgemälde schenkt uns Fried-
rich M. Kirch eisen in seinem
Werke: „Napoleon I., sein
Leben und seine Zeit". Diese
auf 8 bis 9 Bände berechnete Ausgabe,
von der einstweilen 2 stattliche Bücher
mit je 150 hochkünstlerischen Abbil-
dungen vorliegen (im Verlage von
Georg Müller, München), stellt
die Lebensarbeit eines Menschen dar.
Kircheisen schöpfte hier mit fast bei-
spiellosem Eifer aus allen Quellen ver-
rauschter Tage sowie aus der Hochflut
des mächtig angeschwollenen Schrift-
tums über den großen Korsen alle
Tropfen, in deren Winzigkeit sich einst
das Abbild jenes Riesen gespiegelt
hatte. Wissenschaftlicher Ernst und
begeisterte Anteilnahme des Verfassers
an den Geschicken seines Helden sind
die Kennzeichen des wirklich wertvollen
Werkes.
Ganz in die Gegenwart führt uns
„Das K i n o b u ch" des Verlages
von Kurt Wolff, Leipzig, hinein.
Aber gerade weil der Band Beiträge
so bewährter Schriftsteller und dichte-
rischer Naturen enthält, wie dies
zweifellos Richard A. Beermann, Else
Lasker-Schüler, Mar Brod, Kurt
Pinthus, Albert Ehrenstein, Otto Pick.
Ludwig Rubiner, Paul Zech und Hein/
rich Lautensack sind, ist er als Unzu-
länglichkeit abzulehnen. Denn die
Kinostücke erweisen sich meist als
eigens zu diesem Zweck umgeschriebene
Novellen, die zwar der starken Schilde-
rungskunst ihrer Verfasser das ehren-
vollste Zeugnis ausstellen, jedoch sehr
oft den eigentlichen Lebensnerv jener

Dramen, die ständig aufreizende Spannung, vermissen lassen. Es ist, als hätten die Verfasser der Arbeiten beabsichtigt, an zahlreichen Schulbeispielen darzutun, wie derartige Schöpfungen nicht sein dürfen.

Eine Annäherung an die Wirklichkeit des Daseins erstrebt auch Egon Erwin Kisch in seinem Novellenbande „Prager Kinder". (Im Verlag von A. Haase, Prag I.) Der Verfasser geht den Spuren Gorkis nach und gibt mit wenigen Strichen packende, starke Augenblicksbilder, die in ihren festen Umrissen der oft zerfließenden Zartheit der sog. österreichischen Kunst spotten.

In feierlicher Gemessenheit dem Alltag fern bleibt Dr. M. Krakauer in seinem Werk: „Bausteine und Denksteine" (Verlag von Th. Schatz! y, G. m. b. H., Breslau). Diese lesenswerten Glaubensbetrachtungen und gedanklichen Bearbeitungen des Gotteswortes reißen uns durch ihren hohen Geistes- und Gefühlsschwung unwillkürlich mit. Das in einem festlichen Deutsch geschriebene Werk Krakauers zeigt den Verfasser nicht nur als einen scharfsinnigen Ausdeuter von Bibel- und Talmudstellen, sondern auch als einen Mann von weichen Herzensregungen, und weil dieser Band in der Großstadt unseres Schrifttums neben den zahlreichen Bürgerhäusern und Palästen eine Art Tempel darstellt, sei er zu feierlicher Einkehr zuletzt empfohlen.

Historische Romane.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Doris Wittner gibt uns ein neues Buch, denhistorischenRo»an: „Drei Frauen. Das Liebes, leben Napoleons"*). Notwendig war ihr die Gabe, wie stets ein Zwang da ist bei Kunst. Wir spüren wohl die gewesene Not im Rausch, mit dem Geist und Herz in uns ihr antworten; wir grüßen sie mit Andacht: „hast du nicht alles selbst geglüht, heilig glühend Herz?" Und lassen dann voll Innigkeit den Blick nach allen Schönheiten gehen, die im Werke sind. Da wird ihm großer künstlerisch-intellektueller Eindruck, wie ihn die Plastik gibt, oder die malerischen Konturen von Leonardoscher Eraktheit: klare, zielsichere, runde Linien in der Fabel des Geschehens, in welcher Historie den „Goldgrund" bildet für die

Dichtung von den „drei Frauen, die
um einen Mann — „den Mann der
Jahrhunderte" — lebten und liebten,
lachten und litten, logen und trogen":
Menschenformen, Menscheninhalt mit
taghellen, unverrückbaren Grenzen,
schleierlos, wie die Gebilde vor dem
thronenden Meister liegen, voll Meister-
sicherheit, mit der seine Hand sie ent-
läßt. Und so geschieht es, daß sie uns
kristallen sind: Iosephine Beauharnais,
Marie Walewska, Marie Louise, diese
drei, und die Frauen auch, die um sie
sind: die Mutter, die Schwestern des
Übergroßen; oder Silhouettenschärfe ist
da, unvergeßlich, gefühlbestimmend:
Talleyrand-Macchiavell; der schöne,
mutige, unglückselige Knabe von
Enghien; der aber, dem drei Frauen
zu seinem Leben der Liebe dienen, ist
Marmor. Und so geschieht es, daß Ge-
bärde und Bewegung verharren: Krö-
nungszüge, Glockenläuten, Ehescheiden,
Geborenwerden, Lieben, Leiden. Das
ist ein großes Buch der Geste, das
den Naturgewalten Gebärde verleiht:
dem Polarsturm und dem Schnee über
Rußlands Gefilden; der Beresina; dem
Meer, das Elba schickt, seinen großen
Gast einzuholen. Das ist ein großes
Buch der Gebärde, das von ihrem Wert

*) Verlag von Grethlein und Co., Leipzig.

und der Kostbarkeit ihrer Realität zu überzeugen weiß. Das ist ein großes Buch des Physischen, Somatischen, nämlich der Hände, der Stirnen, des Haares, der Augen und ihrer Lider und Brauen, das es zum Symbol setzt für Abstraktes, für Psychisches. Und deshalb leben in den Banden von dieses Buchee hohem Intellektualismus echte Menschen. In ihnen finden wir das Genießen, das alles Pulsierende, Vibrierende und — alles nach Sternen Spähende uns schafft, finden wir: die Poesie. Die Poesie, die aus Iosephine, der Kleinen, der Engen, die weder die großen weiten Maße hat für Rausch, für der Seele Unermeßlichkeit, noch die Intuition für die Stundenüberwinderin Zeit, einmal eine Märtyrerin macht; die aus Marie, Seiner Königin, Seiner, des westlichen Aars, Taube des Ostens keuscheste, sinnen-süßeste, gedanken-bitterste, schwertdurchschnittene, gnadenvollste, erbarmungsvollste Weibesliebe selbst schafft; die von Marie Louise, diesem nicht Voll-Weib, diesem Weibchen, in der Stunde, da sie Mutter wird, etwas hinfluten läßt zum Vater des Königs von Rom, das er liebhaben muß. Die Poesie, die dem Soldatenkaiser zärtliche Weichheit gibt zum silberlockigen jungen Kind; die ihm Tränen gibt um den Verrat am Weib seiner Jugend; die ihn zu dem macht, was er ist: zu diesem Ergreifenden, Er, habenen, zu dieser brennenden Sehnsucht gen Sonnenaufgang, zu diesem über die Grenze Schauen im Genie des Wollens und Könnens, einmal auch im Müdesein bis zum Tod; zu diesem primitiven AUesumsichselbsttun des Genies, zu seinem „An-sich"; zu diesem gütigen Lächeln des Genies, wenn es sich selbst erblickt, zu seiner Angst vor dem Schicksal, das es jetzt meistert, das hernach sein Meister ist. Die Poesie, die das Märchen dichtet vom Secondeleutnant, der fast ganz Europas Kaiser wird, und der Welt-Kaiser werden will; die Poesie, die vom ewigen Stachel weiß in der Seele des Niedriggeborenen, wenn auch übergroß Gewordenen, im Angesicht der Souveränität durch die Geschlechter und von der eingepflanzten, unausrottbaren, wenn auch nie bekannten, Ehrfurcht vor der Tradition. An den Pforten der Menschenseelen hat die Poesie gestanden, hat gelauscht und ergründet; in Mondenschein

und Sternenbahn, in nächtlich-tiefer
Stadt, in Gefilden von Schnee und
Tod, im Wehen des Windes hat sie ein
Wesen und ein Weben gefunden; aus
Mensch, Ding und Natur hat sie die
großartige Synthese kosmischen Lebens
geschaffen. Aber die Seele des Men-
schen ist ihr immer das Größte. Auf
ihrem fließenden Grund sind die Men-
schen projiziert, sind die Ereignisse pro»
jiziert, und sind nun Tatsächlichkeiten,
gedankenumkreist, empfindungdurch-
bebt, willengeflügelt. Psychologie,
Kultur-, Rassen-, Individualpsycho-
logie, Seelenanalyse dünken das höchst
Gewollte zu sein in diesem Buch; aber
die Reflerionen hemmen nicht den
Gang der Epik; sie tragen selbst episches
Bewegtsein; der eilende Fluß ist da,
und wir sollen ihn sehen, aber viel mehr
noch sollen wir sein Rauschen und
Raunen, seine Farben, seinen Hauch,
den er atmet, vernehmen. Wo etwas
wie elementare Primivität der Heizen,
ihr Ur-Grund, ihre Ur-Richtung das
höchst Bedachte ist, da findet sich auch
ein — und zu hohem künstlerisch-ästhe-
tischen Genuß — die klassische Sprache
solcher Offenbarung: die um Mensch-
heiten und Gottsachen mit innigster
Inbrunst je geführte, die des alten und
neuen Bundes; aber der biblische Stil
ziemt auch und Homerisches Epitheton
ziemt in dieser Feier unmittelbarer
Wirklichkeiten.
Wem ereignisgedrängte, wechsel»
volle, gestaltenreiche Geschichte zum
„brokatnen Unterstoff" wird, auf dem
er drei Blumen erblühen läßt im Liebes,

leben des Einen, der lächelt wie ein Meister und Künstler alle Spuren eines großen Mühens hinweg. Wer so reichen Maßes mühsame Geschichtstreue bezeugt, so voll den Geist von Kulturen umfaßt, um in verflossene und vergangene Kultur Herzensdichtungen zu sticken von Gegenwartsgeltung, von Ur- und Ewigkeitsgültigkeit, der übt, und sei es auch ungewollt, ein ethisches Geben.

Und um alles dies und wohl noch mehr tragen wir Doris Wittner unseren Dank entgegen. Es ist doppelt reizvoll, nach diesem ganz auf der Historie aufgebauten Roman sich in drei Bände des Insel-Verlags zu vertiefen*): was dort künstlerische Wiedererweckung der Vergangenheit ist, sind hier lebensvolle Berichte von Augenzeugen, Dokumente von Mitakteuren, Briefe von Zeitgenossen, zeitgenössische Bilder. Wenn dort der Mittelpunkt der Ereignisse der korsische Aar ist, so sind es hier deutsche Leiden unter dem Fluge dieses Aars und deutsche Wehr, ihn zu hemmen. In unseren Tagen des Erinnerns an Deutschlands Erhebung, in diesen Tagen der Feier des Nationalgefühls umkreisen die Gedanken wie in der Reaktion auf die Hochstimmung das Opfer des Individuums, das im Dienst, der an der nationalen Idee, am „objektiven Geist" geschieht, begriffen ist. Vor uns ersteht die Vernichtung, die Auslöschung der Einzeleristenz in der brutalen Notwendigkeit der Freiheitskriege. Gedanken, Fragen quälen, auf die es nie restlose Antwort gibt. Das aber ist gewiß, daß es wohltat, mitten in Kriegsnot und Nationalruhm vom Einzelglück zu erfahren; wie an einem feinen Stern freut man sich am Erwecker solches Einzelglücks. Deshalb strahlt Johannes Falks Ruhm so leuchtend wie nur der eines siegreichen Schlachten-Feldherrn der Befreiungskriege. Er ist der Stifter der „Gesellschaft der Freunde in der Not" (Weimar 1813), der ersten freien Vereinigung zu Zwecken der inneren Mission in Deutschland. „Wir liehen Geld aus ohne Zinsen; wir kauften den Armen Saatkorn; wir bezahlten das Schulgeld für verwilderte Knaben, brachten sie bei

*) „Weimarische Berichte und V tiefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815". „Erinnerungen aus den Kriegsbeilen 1806—1813". „Johannes Falks Kriegsbüchlein".

Handwerkern unter." Er ist der Grün-
der einer Sonntagsschule zu Weimar;
der jungen verrohenden, verwahrlosten
Geister und Herzen der Kinder des
Volkes hat er sich angenommen und so
Eltern ein wenig von der Bürde des
furchtbaren Gedanken- und Gefühls-
konfliktes befreit: hier deine Nation;
hier dein Kind. Sein Dichterherz hat
inmitten nationalen Eiferns einen
Ruhepunkt gesucht für alle, jenseits der
Nationalitäten, und einen Brennpunkt
für das einzelne Ich, das einzelne Du:
„O du selige, o du fröhliche, gnaden-
bringende Weihnachtszeit".

Die Erinnerungen des Weimarischen
Kanzlers Friedrich von Müller, des
großen Goethe-Verehrers und Goethe-
Anwalts, die A. Schöll herausgibt, ge-
währen neben den interessanten, vor-
nehm geschriebenen Berichten aus
seinem verantwortungsvollen, ereignis-
reichen Posten in der äußeren Politik
Karl Augusts von Weimar den Genuß
einer hohen Menschenkultur. Eine
Blüte Weimars ist sie. Sie sind die
Offenbarung einer feinsinnigen, güti-
gen Menschenseele, die gestellt ist auf
Adoration. Und sie haben kultur-
historische Bedeutung von weiten Gren«
zen; denn neben Karl August, Goethe,
Wieland, Iohannes von Müller stehen
Napoleon, Talma, Denon, und steht
das Erbe Voltaires und das Erbe
Roms.

Im zeitlich letzten der drei Bände,
der herausgegeben und eingeleitet ist

von Friedrich Schulze, ist die Symphonie von Stimmen der schicksalwendenden Zeit 1806—1815. Da schreiben in Vorgefühl und Ahnung kommender Ereignisse im Jahre 1806 Arnim an Brentano, Wieland an Johannes Müller, Falk an Iohannes Müller. Da erscheint Falks napoleonfeindliches „Elysium und Tartarus".
Da zeigt sich Karl Augusts Verwicklung in Preußens Kriegsführung. Da leben die Schreckenstage von Weimar, leben in den impressionistischen Berichten der Herzogin Louise, Wielands, Frau von Steins, Charlotte Schillers. Da ist Weimars Versöhnung mit dem Kaiser, sind die Weimarer Festtage, der Erfurter Kongreß, sind die Taten des weimarischen Militärs 1807—1811, seines russischen Feldzuges; da geschieht der Stur; des flügellahmen Aars; da ist das Lösen der Fesseln.

Es ist ein Buch, dessen Kultur wiederzuleben unsere Tage vor allen geneigt sein werden. Goethes „Kultur« Programm" aus Briefen von ihm, aus Berichten über ihn werden sie für neues tiefes Studium begrüßen, auch mit Freuden in sein rein persönliches Menschentum dringen, das an Christine Vulpius teilhat.

Kommt einer von Goethe, so wird ihm belebter die Lust, den Sinn der Erscheinungen zu suchen und ihn vor allem zu werten. Es trifft uns ein Hauch von des großen Jahrhunderts humanem Geist.

Daß dieser gleiche, das All-Mensch» liche und All-Seiende erfassende Geist aufsteigt, das will das Hinreißende an Walter Bloems „Schmiede der Zukunft" dünken*). In des Buches Schlußakkorden offenbart er sich triumphierend, wo der Sehnsuchtsgruß der erträumten Stunde nationaler Versöhnung und sozialen Friedens gilt. Aber auch sonst führt er uns, gerade da, wc es uns not tut, aus der Drängnis des Gegenständlichen heraus auf hohe Warte: zu den Ideen, die, wenn sie überweltlicher Wahrheit angehören, zuletzt aller Hemmnisse ihrer Verwirklichung und Vollendung spotten werden; oder dieser selbe Geist gewährt Ausblicke in die Rassenpsychologie: Kants kategorischer Imperativ ist ihm Ausdruck und Ausfluß des Teutonentume; aber Frankreichs heißes Temperament ist

*) Grethlein und Co., Leipzig.

dem Germanen leicht Torheit. Dieser selbe Geist eint sich oft mit feinstem künstlerischen Verständnis, wenn er im deutschen Munde Frankreich ein Lob bereitet im französischen Deutschland eine Anerkennung, wenn er Frankreichs Kultur und Frankreichs Glorie wie zum Goldgrund schafft für den Kaisertag zu Versailles. Weil nie ein besserer Deutscher, ein wärmerer Patriot war, dessen Wunsch und Fühlen zur Jubelhymne der Kaiserproklamation anschwillt, deshalb ist das gütige Auge, das in Frankreich das Gütige erblickt, die Schmiede deutscher Zukunft zu bedeuten, eine menschliche Schönheit. Und dieses selbe Auge findet Großes und Erhabenes auch an einem Deklassierten, auch an zwei Frauen, die sich nicht für gesetzliche Formen aufsparten; mit diesem Auge sehen wir auf grauenvollen Pfaden des Krieges, in dem fast zu Tode erschöpften belagerten Paris, im Schloß des Sonnenkönigs, in den Städten der Provinz, im Sitzungssaal des Berliner Abgeordnetenhauses, auch im Tassozimmer von Hohenschwangau Tugenden des Körpers, des Geistes, des Herzens, Menschentugenden.

Von einem Meister der Epik ist das Buch. Es ist ein Buch des Mannes, der Mannesarbeit und des Mannesstolzes, der Sinnenkeuschheit, die in harter Mühe des Geistes und Körpers wird.

Ethische Rundschau.

Von Theodor Rudert.

Wie man die Nächstenliebe organisiert.

Alles organisiert sich heute, weil durch die modernen Verkehrsbedingungen die Solidarität wenigstens faktisch, wenn nicht praktisch nach jeder Richtung hin unentrinnbar eng geworden ist; organisieren wir also endlich auch das Solidaritäts - B e w u ß t - sein: die rein menschliche, über aller Verschiedenheit der Anschauungen und des direkten Interesses stehende Nächstenliebe! —

Nun ja, aber ist das nicht längst geschehen, nämlich soweit dergleichen überhaupt möglich ist? —

Meinen Sie wirklich? Ich meine, es müßte dann denn doch etwas anders in der Welt und im Leben aussehen! Einen solchen Kampf aller gegen alle, wie ihn das moderne Erwerbsleben bedeutet, und gar die unausdenkbare Gefahr von Weltkrieg und Revolution mit modernsten Waffen dürfte es schon lieber nicht geben, sollte so viel Respekt vor dem bereits Erreichten im Ernst zu verlangen sein!

Wir haben zwar Organisationen, welche Nächstenliebe voraussetzen, und auch Organisationen, welche Nächstenliebe fordern, zum Teil sogar fördern, aber es hat bisher keine Organisation gegeben, die rein als solche darauf abzielte, Nächstenliebe zu wecken! Und mit Fordern oder selbst Fördern ist es ja bekanntlich in dem Punkte noch nicht getan; am wenigsten mit bloßem Voraussetzen.

Also das Wie. — Nun was macht denn den Menschen selbstsüchtig? Und als gesetzmäßige Folge der innerlichen Vereinsamung, welche die Selbstsucht bedeutet, zugleich „unvernünftig" und „gottverlassen" in jedem beliebigen anderen Sinn? Doch offenbar einfach der Umstand, daß er an niemandem sonst als sich selbst einen ausreichenden bezw. vertrauenswürdigen Rückhalt findet, daß ein jeder gezwungen ist, sich sein eigenes „Vermögen" zu halten und zu verteidigen, gezwungen nicht allein durch die äußeren Verhältnisse, sondern überdies durch die ganze Wucht des inneren Antriebs, den das Urteil der gesellschaftlichen Umgebung auslöst,

welche ja durchschnittlich auch unsern
inneren Wert danach einschätzt,
mit welchem Erfolg diese seine Erwerbs-
tätigkeit gekrönt ist. Solange aber der
äußere Zwang besteht, bleibt diese
Wurzel aller Unmoral und Unsolidität,
die weltfremde Verwechselung der Fak-
toren „d a s Verdienst" und „der Ver-
dienst", beim Durchschnitt unaus-
rottbar (trotzt sogar gewissen Be-
strebungen, die wirklich und an sich
aussichtsreich bereits darauf hinaus-
wollen, das Gute in uns zu wecken,
nämlich auf dem Umweg körperlicher
Regeneration), bleibt unausrottbar
schon, weil unter der allgemeinen Men-
schenunwürdigkeit der Daseinsbedin-
gungen — Geld- und Zeitbedrängnis
einerseits, Verweichlichung anderseits
— unser U nie rs ch e i d un g s-
vermögen überhaupt,
unser aller Fähigkeit
zu logischem Denken
degeneriert!
Wollen wir also im gekennzeichneten
Sinne die Nächstenliebe organisieren
(wozu es weltgeschichtlich höchste Zeit
wird, soll es keine beispiellosen Kata-
strophen geben!), so bleibt uns schlech-
terdings nichts anderes übrig, als
jenen Zwang abzuschütteln: wir müssen
mit solcher Energie (zu schöpfen
eben aus organisatorischer
Zielbewußtheit) das Prinzip
der wirtschaftlichen Gegen-
seitigkeit bezw. Gemein-

schaftlichkeit praktisch zur Geltung bringen, daß alle direkte Bezahlung, Bezahlung vonPersonzu Person, und damit alle private Vermögenshaltung überhaupt, durch prinzipiell unbeschränkten Rückhalt jedes Einzelnen an der Gesamtheit von selbstüberflüssig wird, womit ein wahrer Rattenkönig von unwirtschaftlicher Kräfte-, Güter- und Zeitvergeudung nebst sonstiger Rückständigkeit von der Bildfläche ver, schwinden würde.

Das ist nun natürlich nicht mit einem Schlage und nicht künstlich zu erreichen, sondern setzt eine gewisse (wenn auch noch so modern-rapide) spontane Entwickelung voraus: dadurch verbietet sich von vornherein der Weg der Gesetzgebung oder gar Verfassungsänderung, bietet sich als einzig gangbarer Weg der politisch und konfessionell absolut neutrale private Selbsthilfe, wie er mit verheißungsvollstem Erfolg bereits beschritten worden ist von den Konsum- und Produktionsgenossenschaften (vergleichen Sie darüber Prof. Dr. R. Wilbrandts allseitig warm begrüßte gehaltvolle Aufklärungsschrift „Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften" lbei Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen, 30 '^).

Die Konsum- und Produktionsgenossenschaften aber unternehmen erstens nur einen relativ untergeordneten Teil dessen, worauf es ankommt, und lassen zweitens ein gewisses obligatorisches Moment vermissen, welches die Erfüllung ber Haupt-Aufgabe (Ausschaltung bezw. Unschädlichmachung aller privaten Gewinnsucht) auch erst ermög- l i ch t. Was zu d e m Zwecke geschehen müßte, wäre das folgende:

Erstens müßte von vornherein und obligatorisch alles überhaupt verfügbare Kapital zusammengelegt werden, wofür jedem Einzelnen ein vorläufig unantastbar abgegrenztes und jederzeit frei zugängliches Guthaben bei der Zentralkasse zu eröffnen und in einer den verwaltungstechnischen Vorteilen entsprechenden Höhe zu verzinsen wäre.

Zweitens müßte alle Wohltätigkeit und familiäre wie soziale Fürsorge seitens der Mitglieder ehrenwörtlich verpflichtet werden, sich fortan nur im

Rahmen der Genossenschaft zu betätigen, auf dem bequemeren, dabei absolut reibungslosen und zielsicheren Wege einer freiwilligen Abtretung vom Guthaben an die Gesamtheit der übrigen, deren jedes dadurch prozentual zur Höhe der Selbsteinzahlung anwächst — Betätigungs bedingungen, unter denen überdies die Fürsorge an sich ein Marimum des Möglichen erreichen müßte, statt wegen Unsympathischkeit der Prozedur auf ein Minimum beschränkt zu bleiben.

Drittens müßte für den Ausnahmefall besonderen Bedarfs wo nötig, gegen Genehmigung einer Begutachtungskommission) auch über den Betrag des jeweiligen Guthabens hinaue eine Beanspruchung der Zentralreservc gestattet werden, in der Form unverzinslichen Kredits, wobei das Risiko von der Gesamtheit und zwar natürlich auch dieses prozentual (zur Höhe der jeweiligen Guthaben: Selbsteinzahlung plus Zuwachs) zu tragen wäre. Damit wäre eine so gut wie absolute Sicherstellung jedes Einzelnen erreicht.

Viertens müßte innerhalb der Genossenschaft von vornherein Unentgelt« lichkeit aller Leistungen von Person zu Person obligatorisch gemacht werden und gleichzeitig Bevorzugung gleichwertigen innergenossenschaftlichen Angebots sowie Berücksichtigung jeder (auch zunächst als Wunsch registrierter) innergenossenschaftlichen Nachfrage bei Produktion und Ausbildung, wofür ein universal-zentraler Bedarfs, und

Arbeitsnachweis (in Form laufender öffentlicher Buchführung bezw. Marktstatistik) zu schaffen wäre, und wodurch infolge der allseitigen Ersparnis an Reklame, Repräsentation und Sicherungsbetrieb das Maß der zentral verfügbaren Reservewerte (Kapitalien) eine geradezu unberechenbare Steigerung erfahren müßte, bis zu schließlicher Entbehrlichkeit alles privaten Geldes überhaupt und Überflüssigkeit fester Abgrenzung selbst der Zentralguthaben gegeneinander. Es würde nämlich dann der Zentralbetrieb, d. h. eine schrittweise möglich und empfehlenswert gewordene konsum- und produktionsgenossenschaftliche Anlage der Zentral k a s s e, sich allen Individualbetrieb organisatorisch eingegliedert haben, und dadurch in die Lage gekommen sein, die Gesamtheit des Verkehrs nach außen hin zu vermitteln. In größerem Maßstab durchgeführt wäre das der reale Idealstaat, im größten die reale Weltwirtschaft und der Weltfrieden.

Zum Schluß sei nur noch mitgeteilt, daß der praktische Ansatz zu einer solchen Entwickelung bereits vorliegt; wer eine genauere Darstellung und Begründung wünscht oder das Nähere über die Bedingungen der Beteiligung erfahren will, die ja einem jeden, sei er Angestellter oder Kapitalist, risikofrei die glänzendsten persönlichen Vorteile in den Schoß zu werfen verspricht, wende sich unter Beifügung von 10 ^ in Postwertzeichen für Zusendung nötiger Drucksachen an die „Zentralstelle der Neutralpartei, Berlin-Halense e".

Kunst-Rnndschau.

Von W. St.

Zu Rilkes Rodinbuch.

In seinen Niederländischen Briefen (erschienen 1834) erwähnt Schnaase, wo er vom Geist des 17. Jahrhunderts spricht, neben der erakten Forschung, der scharfen Erfassung des Einzelnen, das Bestehen einer mystischen Strömung, und er findet, den beiden Richtungen liege ein Gemeinsames zugrunde: „Überall sehen wir das Gefühl der Abhängigkeit von den leblosen Dingen, deren auch sonst nicht unwirksame Macht gerade durch die genauere Kenntnis, durch den häufigen Umgang mit ihnen einen zauberischen Schein erhielt; sie wurden gleichsam geistige Ge-

stalten, welche anhaltende, liebevolle Betrachtung verdienten."
Mit solch einem starken Gefühl für das Leben der Dinge begabt, sucht Rilke*) uns an Rodins Werk heranzuführen. Und es sei gleich herausgesagt: der Kunst dieses Dichters ist gelungen, den namenlosen Stil von Rodins Plastik faßbar zu machen. Wo jede kunstkritische Analyse versagen mußte, gibt Rilke uns die Nähe des Künstlers so intensiv, daß die Welt seiner Gestalten fast mit Gewalt sich uns erschließt.
Wenn ich an ein Wort Schnaases anknüpfte, geschah es nicht allein, weil etwas darin ausgesagt ist, was unsere jüngste Entwickelung wieder bestätigt. An Schnaase wurde ich auch sonst bei der Lektüre des Rilkeschen Buches vielfach erinnert. Nicht durch das Stoffliche und ebensowenig durch die Gesamtanlage. Rilke hüllt uns mit dem Wohllaut seiner Wortkunst völlig ein in ein Gewand sensueller Abstraktion, er stellt uns zum Werke und läßt es einsam werden um das Ding nnd den Schauenden, und erst wenn beide sich durchdrungen, entläßt er uns aus dieser Isolierung in den Strom des lebendigen Ganzen; während Schnaase wesentlich Historiker bleibt. Nein, hier liegt nicht das Verwandte. Sondern

*) Auguste Rodin von Rain« Mann Rilke. Mit 96 Vollbildern, Leipzig, Inselverlag.

es liegt in der Gesinnung dem Künstlerischen gegenüber, die sich heute langsam wieder Bahn bricht. Seit Jacob Burckhardt war es auch dem Laien selbstverständlich geworden, mit Prinzipien an die Kunst heranzutreten. Da galt es z. D., die Überlegenheit des Klassischen an den Kunstwerken zu demonstrieren. Oder man machte sich im Anschluß an die Wiener Schule anheischig, an der Hand der Entwicklung die Weltherrschaft des Impressionismus zu beweisen. Wer all die widerstreitenden Tendenzen in der Literatur verfolgte, mußte zum Schluß kommen: die Kunst ist tot, es lebe die Kunstgeschichte. Schnaase konnte Historiker sein, ohne die Kunst einer These zu unterwerfen. Wir wollen es begrüßen, daß neuerdings sich Zweifel regt, ob die Polemik der Fachgelehrten wirklich den Weg zum Kunstwerk bahne.

Den Zweiflern aber ist es zu wünschen, daß sie zum „Rodin" von Rilke greifen. Ich wüßte keinen neuern über Kunst Schreibenden, der mit diesem Mut zur Geistigkeit die Werke eines Künstlers in den Zusammenhang des Lebens zu rücken verstünde. Bei Rilke ist wieder das große Staunen wirksam, die Demut vor dem, was über unser« Tag hinausweist. Sie macht ihn beredt, ohne daß seine Rede darüber den mühevollen Dienst der Hand, die den Meißel führt, vergäße. Ein Satz aus seinem Buch, der Zeugnis davon ablegt, möge diese Betrachtung beschließen :

„Denn, ob etwas ein Leben werden kann, das hängt nicht von den großen Ideen ab, sondern davon, ob man sich aus ihnen ein Handwerk schafft, ein Tägliches, Etwas, was bei einem aushält bis ans Ende."

Unverlangte Manuskripte senden »ir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
5««m»8«b« »no IhefreoaKteul: Pr»l, Dr. L»t>»>« Stein in Verlln V IU, lNtz»nmIer 5x, Tel«»»n Uml NuMlIl«i.«3N8>. —Vn»ntwurlllchel Reo»lttnll: Dr. «,l»iu» «ruck ln V«»l<m. — In Ruhlant, für »I« »«lxlktw«
«lllntt»»lUlch: Dl. «ldlian Voll,, Li. Petenburg, «asmlplah l. — Mlein.Venien>ng für Ungar«: Glillllch« K, i tz»ftuchhandluny, ll>. ««»«>, VulXlpel! V. «»r»tly<,-ut,V> L. — Ml den 2n!«r<»ent»ll oeillniw»rUich: Heinrich Mitlmann ln Vr«»l»u III. — Verlag unt, Dn>ck der VchleMchen Vuch»iu<»«i«i », L. Lch»lll»«nd«r. »>«.. VreÄau NI,